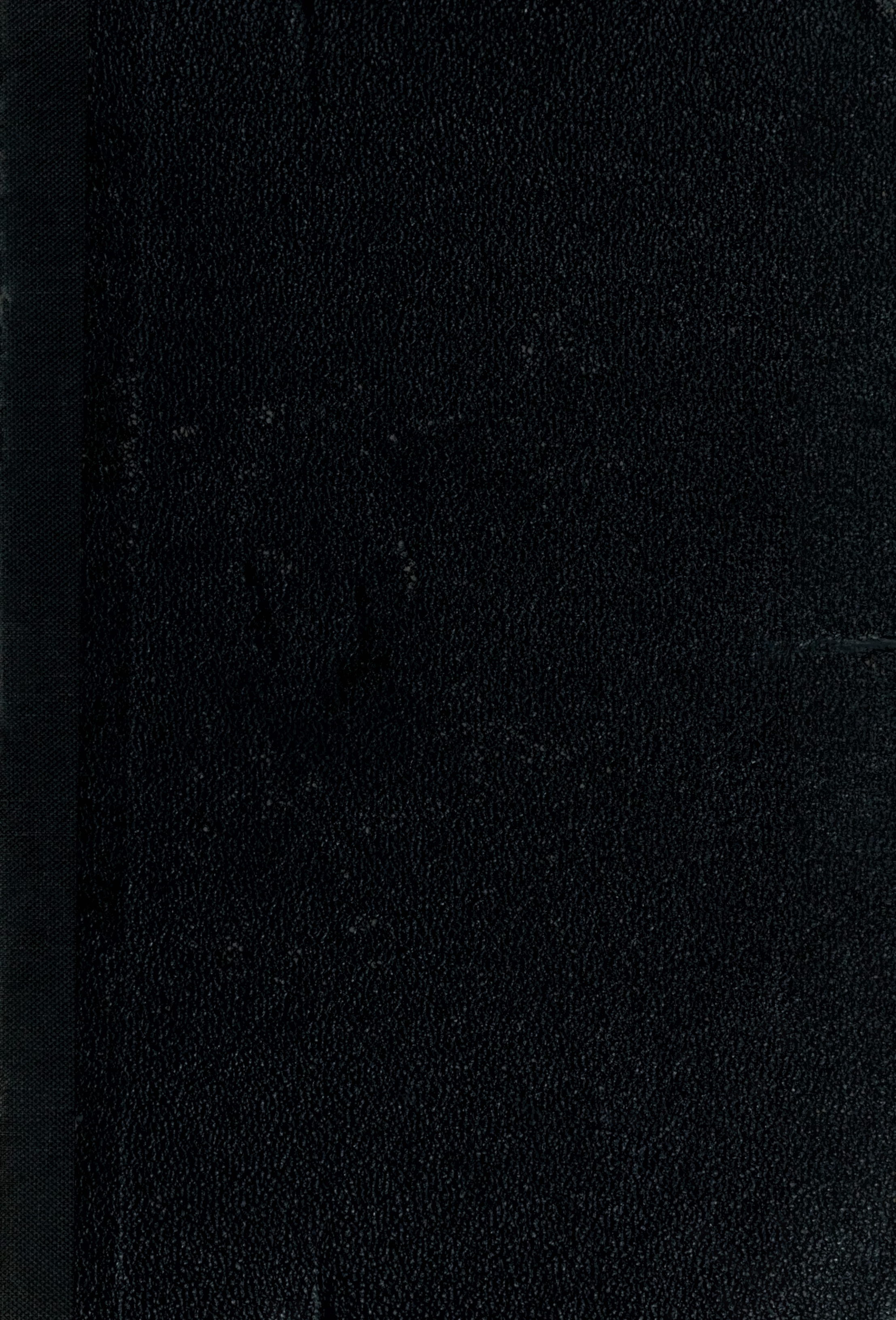
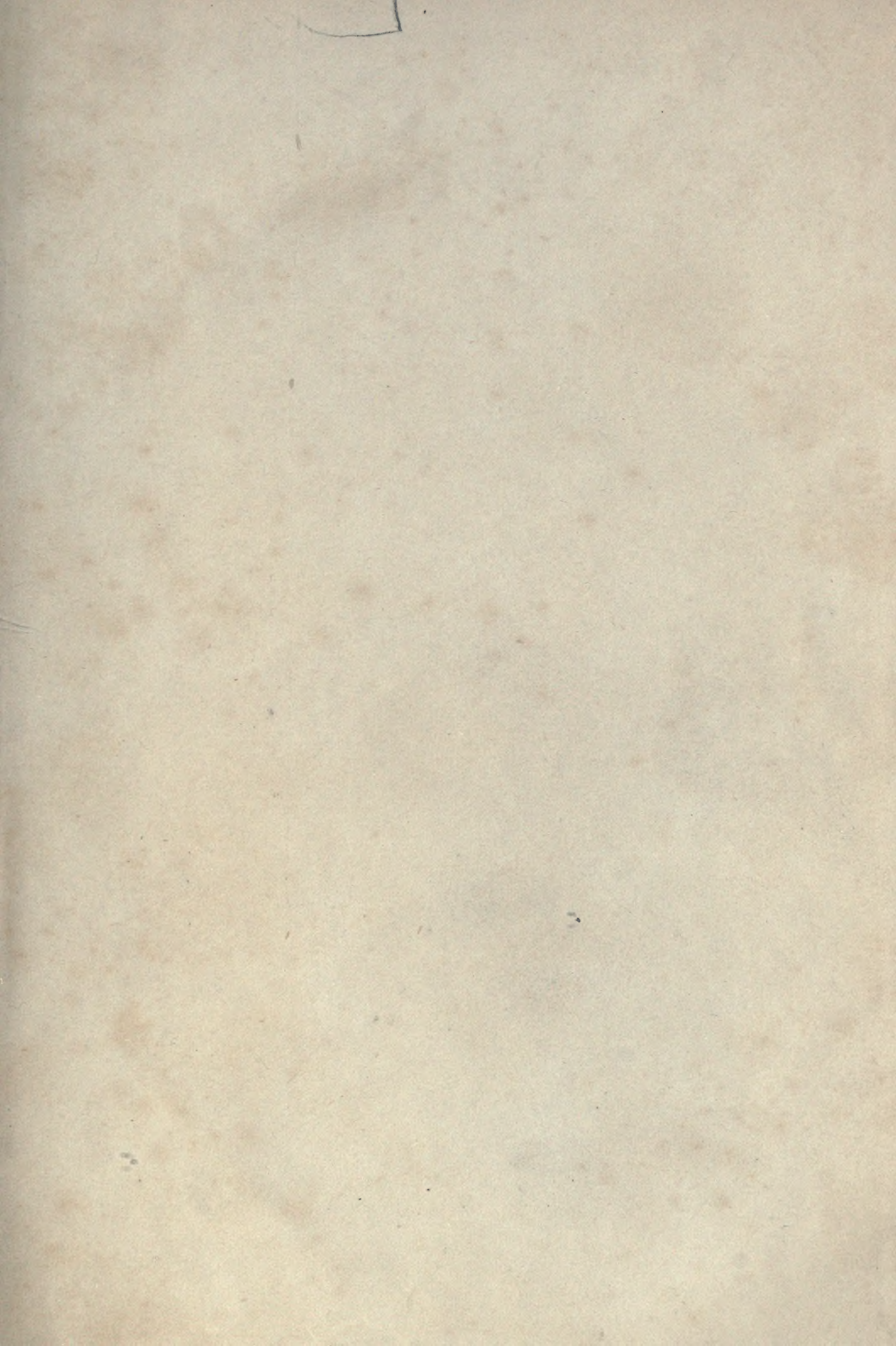


II 3. 64.









Die Kriege

Preußens gegen Oesterreich

von 1740 bis 1866,

und zwar

der Erste und Zweite Schlesische, der Siebenjährige

und

Siebentägige Krieg.

In ihrem natürlichen Zusammenhange volksthümlich geschildert

von

C. Göhring

Verfasser von „Columbus“ 4. Aufl., „Deutschlands Schlachtfelder“ 3. Aufl. u. a. W.

Mit 20 naturgetreuen Portraits der Fürsten, Feldherren und Staatsmänner.

Erster Band.

Leipzig.
Carl Minde.



DD
406
G64

Vorwort.

In frischester Empfindung der großen Erschütterung, welche die Lebensverhältnisse erfahren haben, im Anblicke der Tausende von Krüppeln und der Tausende von Orden beglänzter Männer, die wir vorher nicht gesehen hatten, und in der Betrachtung eines plötzlich ganz umgestalteten Deutschlands fragen wir staunend: „wie hat etwas so Großes geschehen können, ohne lange und erheblich sichtbare Vorbereitung?"

Politische Einsicht und historisches Wissen sind allein vermögend die Antwort zu geben. Wenn aber selbst Männer, denen die Leitung der Geschicke des Jahres 1866 anvertraut war, den Krieg desselben Jahres für ein neues ungewöhnliches Ereigniß hielten und nicht wußten, daß die Geschichte vor länger als hundert Jahren Gleiches gebracht und ihnen in reicher Lehre eine untrügliche Instruction niedergelegt habe, wenn diese Geschichtsunkenntniß sie abhielt, Nutzen und Heil aus der schlimmen Erfahrung ihrer Vorgänger zu schöpfen; wie sollte den Millionen minder Gelehrter eine Erklärung der großen Ereignisse des Jahres 1866 möglich sein?

Hierin liegt die Berufung dieses Buches, welches dem Zwecke nachstrebt, den Krieg von 1866 in dem Zusammenhange mit denjenigen bereits zur Historie übergegangenen großen Ereignissen (den Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege) zu schildern, mit denen

er unverkennbar zu einem Ganzen gehört und aus denen er als eine natürliche und fast nothwendige Folge hervorgegangen ist. Er ist das vierte Glied einer schweren Thatenkette; ob das letzte, wird der denkende Leser sich später selbst beantworten, wenn das Resultat dieser Kriege vor seinem Auge steht und sich beurtheilen läßt, ob in dem für das deutsche Vaterland gewonnenen Zustande diejenige Vollendung liegt, auf welche hin alle Gestaltungen durch innere Naturnothwendigkeit getrieben werden und ohne welche Vollendung kein Verhältniß in der Welt die Bürgschaft der Fortdauer in sich trägt.

Der Staat gleicht dem Menschen, wie alles, was ihm entspringt, nach Zweck und Weise ein Bild seines persönlichen Wesens ist. Wie nun der Mensch seinem Leben gleichsam ein Programm, einen Plan, zu Grunde legt, wie er in diesem fest und bestimmt einen Zweck vor sich stellt und in Grundsätzen die Weise normirt, in welcher er seinem Zwecke nachstrebt, so ist Gleiches naturnothwendig zu allen Zeiten auch bei den Staaten geschehen, und man hat dies — mit einiger Sinnungenauigkeit — ihre Politik genannt; und diese Politik hat das Leben der Staaten immer fast von ihrem Entstehen bis zu ihrem Vergehen durchzogen wie ein Lebensnerv, wie die Bedingung ihrer Existenz.

Jahrtausende alte Staaten zeigten in ihren letzten Lebensmomenten noch ganz dieselbe Politik, mit der sie ihr Leben begonnen hatten; mit ihr waren sie emporgestiegen, mit ihr waren sie gefallen, und man durfte bei einigen sagen: für sie waren sie gefallen, wie ein Mensch für seinen Character.

Wie der Mensch durch und für seinen Character sein Wesen formt, so auch der Staat; aber so wie neben den Menschen hat Gott, das Weltgesetz, die regierende Weltordnung, oder wie wir es sonst nennen wollen, auch neben den Staat die moralische Folgenothwendigkeit, die richtende Nemesis gestellt, unter deren Hand ihm derselbe Character, in dem und durch den er sich erhob, zum Mittel des Sturzes werden kann, gleich wie der Mordsüchtige zuletzt das Opfer seiner Mordsucht wird und der Habsüchtige zuletzt das Eigene

verliert, weil er im Trachten nach fremdem Gute, wie jener Hund auf der Brücke, sein eigenes Gut zu sichern versäumt.

Das römische Kaiserreich war die Weltherrschaft, und durch die Weltherrschaft, nämlich die der Weltherrschaft natürlich inwohnende Immoralität, mußte es zu Grunde gehen. Karl der Große übernahm das Erbe ohne die Grundsätze desselben zu ändern, und drei Kaisergeschlechter konnten den Untergang dieser nun auf den deutschen Namen übertragenen römisch-kaiserlichen Weltherrschaft, der in dem schrecklichen sogenannten Interim erfolgte, nicht hindern. Rudolph von Habsburg, der Stammvater des österreich'schen Herrscherhauses, richtete noch einmal das römisch-deutsche Kaiserreich auf, zeigte aber sogleich durch die Eroberung Böhmens, daß er den verderblichen Weltherrschaftsgrundsatz als wichtiges Erbobject mit übernommen habe. Sein Geschlecht hat denselben treu beibehalten, aber wozu es damit hat gelangen müssen, das uns zu sagen, bleibt den nachfolgenden Schilderungen vorbehalten.

Die unendliche Verschiedenheit der Verhältnisse, die aus Landes- und Volkseigenthümlichkeiten hervorgehen, hat bewirkt, daß nicht zwei Staaten in der Welt einer und derselben Politik folgen. Ringt die russische Politik nach Ländergewinn ohne Rücksicht auf den Werth der Länder, so ringt die englische mit kaufmännischer Klugheit nach Geldmacht durch Ländergewinn, die französische nach Sicherung des Vollgenusses ihrer nationalen Schätze u. s. w.

Die Verschiedenheit der Politik ist zumeist die Quelle der politischen Collisionen, und so gingen aus ihr auch die Kriege hervor, die Preußen seit dem Jahre 1740 gegen Oesterreich geführt. Als vorragendes Ziel erkennt man in Preußens politischem Programm: „größtmögliche Machtentwickelung in seinem inneren Wesen und innerhalb der Grenzen der Nationalität.“ Die Art des Strebens nach diesem Ziele, welche sich in der Strenge der Staatsordnung laut verkündigt, war der Bund der leitenden Gewalt mit dem Bedürfniß der Zeit, die Unterstützung des naturgemäßen Fortschrittes der Verhältnisse durch die staatlichen Institutionen.

Ein anderes Programm zeigte Oesterreich. Selbstgenügsam, war sein Zweck, nur das Vorhandene festzuhalten, um sich von dem berauschenden Ideale des längst entschwundenen römisch-deutschen Kaiserglanzes nicht zu weit zu entfernen. War dieser Zweck, der der Zukunft — dem Lebendigen — entsagt, und sich mit dem Vergangenen, dem Todten, verbindet, der Natur der Dinge, dem großen Fortentwicklungsgesetze der Welt widersprechend, so konnten die für diesen Zweck aufgewendeten Mittel nicht naturgemäßer sein: und leicht hat es sich von vorn herein erkennen lassen, welcher von beiden Staaten das bessere Theil erwählt habe.

Preußen hatte früh den Vortheil seiner Wahl und die Nothwendigkeit der Nachgiebigkeit erkannt, zu welcher Oesterreich durch sein politisches Programm gezwungen war. Oesterreich dagegen erlangte unter dem Rausche der Erinnerung an seinen ehemaligen Glanz die Erkenntniß seines Nachtheils nicht. Die Kriege aber, welche zwischen beiden Staaten geführt wurden, sind Zeugniß für den Werth oder Unwerth der politischen Stellung des einen und des anderen Staates und eine Prophezeiung für das künftige Deutschland.

Diese Kriege in ihrem Wesen, ihrem Zusammenhange, ihren Beziehungen und Folgen zu schildern, ist die Aufgabe dieses Buches. Die Schilderung aber sei so anschaulich und, wie man sagt, populär, daß das Buch dem Krieger ein angenehmes und werthes Gedenk- und Lehrbuch, dem Volke aber ein liebes Hausbuch werde.

1.

Blick auf Deutschlands geschichtliche Entwickelung.

Der Zweck unseres Buches ist, wie wir bereits angegeben haben, die Kriege zu schildern, welche Preußen seit den Jahren 1740 gegen Oesterreich geführt hat. Diese Kriege sind die Zunge der Zukunft, und deren Ausspruch recht zu verstehen, kommt es darauf an, das Verhältniß dieser Kriege zu kennen und vor allem zu wissen, daß das, was ihr Zweck schien, keineswegs ihr Zweck war. Die kleinen Eroberungen an Land oder Rechten, welche Preußen durch dieselben machte, waren nur eine Stufe, eine Avancirposition zu dem großen und eigentlichen Zwecke. Und dieser — Niemand wird es leugnen mögen — umfaßt Deutschland.

Wenn nun der Zweck dieser Kriege Deutschland ist, aber diese Kriege selbst aus dem Zustande Deutschlands hervorgegangen sind — was sich im Laufe der Schilderung deutlich zeigen wird —, so scheint es nothwendig, vor Schilderung jener Kriege, einen Blick auf das große deutsche Vaterland zu werfen und zu sehen wie und zu was es sich entwickelt hatte und in welchem Zustande es sich befand, als Preußen (damals nur erst Kurfürstenthum Brandenburg) die erste Empfindung seiner deutschen Mission wahrnahm. Also der Zustand Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege und westphälischen Frieden, der Zustand desselben zur Regierungszeit des sogenannten Großen Kurfürsten von Brandenburg wird mit vorzüglichem Interesse zu betrachten sein, denn ihm ist Preußens größere Mission, die sich bis auf heute in all seinem innern und äußern Handeln als Seele, Triebfeder und Zweck kundgegeben hat, entsprungen.

Schon im fernen Alterthum stellt sich unser deutsches Vaterland als die Heimath blutsverwandter Stämme, nicht aber als ein Reich oder der Sitz eines einigen großen Volkes dar. Wenn auch diese Volksstämme alle in dem Ver-

hältniß demokratischer Gesellschaftlichkeit lebten, so bildeten sie doch darum keinesweges eine deutsche große Republik. Mangelnde Bildung und territoriale Verhältnisse hinderten die Volksstämme an dem Erkennen ihrer gleichen Abstammung und an ihrer Vereinigung; wie ja Unbildung der Völker immer auf Spaltung, Trennung und Vereinzelung, nie aber auf Vereinigung hinwirkt, was in der Gegenwart bei den wilden Völkern, und namentlich den Indianern in Amerika deutlich wahrgenommen werden kann.

Bereits lange vor unserer Zeitrechnung bildete sich in der demokratischen Gesellschaftsweise der Volksstämme ein Uebergang zum Monarchenthum. Jeder der zahllosen kleinen Volksstämme, die in einzelnen Thälern, Schluchten, Wäldern, Flußgebieten u. s. w., die Grenzen ihrer staatlichen Gemeinschaft erblickten, hatte sein eigenes Interesse, welches meist aus den örtlichen Verhältnissen hervorging. Denn wenn z. B. die Stämme in den Thälern bei reicher und üppiger Trift auf Viehzucht, dagegen Stämme auf rauhen Waldgebirgen auf Jagd angewiesen waren, so waren ihre Interessen eben verschieden genug, um in vielen Fällen zu collidiren. Daher mußte es oft und überall zu Reibung und Kämpfen kommen.

Daß bei Massenkämpfen die Führung der Massen durch Einzelne großen Vortheil gewährt, ist wie heute bei den rohesten, auch bei den ältesten Völkern eingesehen worden, daher auch bei den alten Deutschen. Der Führer, den der zum Kampfe schreitende Volksstamm wählte, hieß Heertog. Man erkennt hierin leicht den Ursprung des Wortes Herzog.

Die Würde des Heertogs oder Heerführers galt Anfangs nur für die Zeit des Kriegs. Hatte der Heertag Speer und Schild niedergelegt, so war damit seine Würde erloschen oder vielmehr in die Hand des Volkes zurückgegeben. Die Heertogswürde war eine Würde von Volkes Gnaden und ließ sich zurückgeben; weil aber Würde und Befehlen dem Herzen wohlthun und die Heertoge sich in der dem menschlichen Character so eigenen Ungenügsamkeit bestrebten ihre Würde auch in der Zeit des Friedens zu behalten, ja selbst sie für ihre Familien zu einem erblichen und ewigen Besitzthum zu machen, so wandelte sich im Laufe späterer Zeit die Heertogswürde von Volkes Gnaden, welche an die Geber zurückgegeben werden konnte, in die Herzogswürde von Gottes Gnaden um, welche nicht zurückgegeben zu werden brauchte.

So erblicken wir in Deutschland schon vor zweitausend Jahren Familien, welche eine Art fürstlicher Auszeichnung erbeigen besaßen, und im Laufe weniger Jahrhunderte bildete sich das Monarchenthum so aus, daß manche Volksstämme, wie z. B. der der Thoringer (Thüringer) und Franken, eine wirkliche Dynastie mit genealogischem Prunk, Hof- und Residenzenpomp aufzuzeigen hatten.

Es ist begreiflich, daß die alten Heertoge für ihr Kriegsgeschäft vertrauenswerther Helfer bedurften. Die Auszeichnung dieser rief die Edelinge hervor. An dem Worte erkennen wir den Ursprung unseres Adels. Wie die Heertoge wußten auch sie ihre Auszeichnung zu einem Erbgegenstande und zu einem Schmucke ihrer Familien zu machen, und so war nun mit zwei bevorzugten Ständen das mächtigste Element zum Monarchenthum in die gesellschaftliche Ordnung versetzt.

Der Blick des noch immer sehr rohen Volkes drang aber nicht über die Gesammtheit der deutschen Stämme und über das große Ganze des Wohnsitzes der Nation, welche jene zahlreichen Volksstämme umfaßte und in deren gleichen Eigenthümlichkeiten sich der gleiche Ursprung derselben und ihre Berufung zur Vereinigung kundthat. Die Idee der Vereinigung des deutschen Volks war daher noch unmöglich. Aber schon wurde das Gefühl der Zusammengehörigkeit wirksam, und es verbanden sich nun die kleinen Volksstämme gruppenweise mit einander, und aus dieser Verbindung entstanden die deutschen Gauvölker, die wir theilweise noch heute in den einzelnen deutschen Staaten erkennen. Aber die Verbindung der Gauvölker zu dem großen Ganzen der Nation und des Reichs hing von den politischen Verhältnissen der späteren Zeit ab.

Der Gründer des deutschen Reichs war Karl der Große, der vor elf hundert Jahren, und zwar im Jahre 768 die Herrschergewalt von seinem Vater, dem berühmten Könige Pipin dem Kleinen, mit Zustimmung des Volkes erhielt. Im westlichen Theile des ererbten Reiches, welches den größten Theil des heutigen Frankreichs umfaßte, fand Carl der Große ein vollständig ausgebildetes Königthum. In dem östlichen Theile dagegen, der annähernd unser heutiges Deutschland begriff, fand er das Monarchenthum nur theilweis ausgebildet; z. B. in den südlichen Gauen; während bei den nördlichen Gauvölkern, besonders bei dem edelen großen Stamme der Sachsen, die demokratische Gesellschaftsform noch ziemlich unverletzt und unverfälscht bestand.

Carl der Große aber, der Genius seiner Zeit, dessen Blick weit hinreichte bis zu den Grenzen der Nationalität, der es begriff, daß jene Gauvölker nur Theile eines großen Ganzen waren, suchte dieses Ganze zusammen zu bringen, und dieses Werk, das er zur Aufgabe seines Lebens machte, führte er durch Ueberwindung derjenigen deutschen Völker, die von einer Nationaleinheit noch keinen Begriff hatten und dagegen strebten, nach Maß der damaligen Verhältnisse vollständig aus.

Eine so große Umformung konnte natürlich nur mit Gewaltthätigkeit vollbracht werden. Das Blut auf Baierns, Longobardiens und Sachsens Erdboden bezeugte das Mittel, durch welches Carl der Große die deutsche

Nation zu dem Begriffe ihrer Größe und Zusammengehörigkeit gebracht hatte. Allein er hatte doch ein deutsches Reich geschaffen, der Nation die Einheit gegeben, die allein ihre ewige Fortdauer verbürgen und sie aus der Gefahr der Unterjochung und Zertrümmerung erlösen konnte.

Aber leider hatte er die Vereinigung der deutschen Nation nur durch die Errichtung eines Oberkönigthums bewirkt; denn die Gaue blieben immer noch unter der Leitung oder Botmäßigkeit erbberechtigter Herzöge. So war zwar das Mittel der Einigung des Reichs in der errichteten Oberherrschaft zur Wirkung gebracht, aber unter dieser Oberherrschaft dauerte die Spaltung durch die Unterherrscher oder Lehnsherren fort, so daß Heil und Uebel gewisser Maßen gegen einander zum Kampfe aufgestellt waren.

Der Kampf Beider konnte unmöglich bald zur Entscheidung kommen, denn sowohl die Oberherrschaft des Kaisers, als die Herrschaft der Herzöge und Grafen schöpfte aus den Verhältnissen der Zeit immer neue Kräfte. Vom Wortstreite um Rechte kam es zwar bald zum Schwertstreite; aber der Kampf des Kaisers für die Vereinigung Deutschlands und der Kampf der Lehnsherren gegen dieselbe wurden so gewaltig und ausdauernd, daß Jahrhunderte lang die Gaue des Vaterlandes in Blute schwammen. Die Zukunft Deutschlands hing von der Entscheidung dieses Kampfes und dieser von dem Uebergewicht ab, welches endlich doch der Kaiser oder seine Gegenpartei gewinnen mußte.

Wer hätte nicht gehört von der fürchterlichen Fehdezeit des deutschen Mittelalters, in der das theure Vaterland nicht mehr als eine große Blut- und Mordstätte war. Nicht nur, daß die Herzöge, Grafen, Ritter, Kirchenfürsten, ja alle Edelleute das Recht besaßen, ihre Streitigkeiten gegen einander mit dem Schwerte auszumachen, nein selbst gegen den Kaiser das Schwert zu ziehen, nahmen sie sich das Recht. Wollte sich nun der Kaiser vor seinen schlimmsten Feinden schützen, so war er gezwungen die besser Gesinnten mit Gunstbezeigungen zu überschütten, wodurch natürlich diese erstarkten, aber des Kaisers Gefahr nur wuchs. So versank der Kaiser mehr und mehr in Abhängigkeit und die Einheit seines Reiches verwandelte sich in ein bloßes Trugbild. Es kam dahin, daß bei einem Kriege der Kaiser die Fürsten erst bitten mußte ihm ihre Schaaren zuzuführen, daß er den Krieg unter den demüthigendsten Bedingungen aufzugeben gezwungen war, sobald die Fürsten ihn zu unterstützen aus irgend einem Grunde nicht Lust hatten. Und häufig führt uns die Geschichte solche Fälle vor. Sie müssen dem Denker in der That noch schrecklicher erscheinen, als jenes mittelalterliche Schreckensbild, in welchem das deutsche Reich als ein von Kampf, Blut, Raub, Mord, Trotz und Gesetzlosigkeit gefülltes Chaos vor's Auge tritt.

Das Unglück des Reichs entsprang nicht einem in der Reichsverfassung

etwa liegenden Rechte der Fürsten und des Adels, dem Kaiser den Gehorsam zu leisten oder zu versagen; denn ein solches Recht bestand in der That nicht; es entsprang vielmehr der Unmacht des Kaisers, den widerrechtlichen, angemaßten Ungehorsam der Reichsfürsten und sonstigen Lehnsherren zu hindern. Reichsacht und kriegerische Hausmacht des Kaisers konnten wenig oder nichts ausrichten, wenn der trotzige Fürst einen Bund mit anderen Fürsten schloß; und selten verließen sich in Deutschland die Fürsten im Widerstande gegen den Kaiser, da ihre Interessen gleiche waren.

Umsonst suchten sich die Kaiser durch Emporhebung der Städte, des Bürgerstandes, eine Macht zu verschaffen. Auch die Städte maßten sich Selbstwillen an und ihr Beistand mußte erbeten werden, daher sie dem Throne keinen Verlaß gewährten; doch lag es in ihrem Interesse es mit dem Kaiser zu halten, und das ist auch meist geschehen, freilich nie mit großem Erfolge.

Wir zählen Karl V. zu unseren größten Kaisern. In der That durfte er sich rühmen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe, denn er war Herr von Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Neapel und dem neuentdeckten Amerika. Und doch zeigte sich an ihm nicht weniger, als an seinen Vorgängern, was endlich das klägliche Schicksal des deutschen Reichs und des Kaiserthrones sein werde.

Zu seiner Zeit verminderte sich zwar die Zahl der Feinde des Thrones, weil mit dem Fehderechte der Lebensgeist des Ritterstandes verloren ging. Allein desto größere Gewalt gelangte in die Hand der größeren Machthaber, und namentlich der Kurfürsten, welche berufen waren den Kaiser zu wählen.

Der Wahlzwang war des Reiches größtes Uebel, just dasselbe Uebel, an welchem Polen zu Grunde gegangen ist. Es machte den Kaiserthron stets zum Gegenstande einer Preisbewerbung, zu einem feilen Gegenstande. Dafür galt er nicht nur einheimischen und fremden Fürsten, sondern als solchen behandelten ihn insbesondere auch die Kurfürsten. Sie verkauften ihn förmlich. Der Kaufcontract war die sogenannte Wahlcapitulation, welche der Kaiser beschwören mußte und in der er oft auf wichtige Rechte verzichten, den Kurfürsten, seinen Wählern, aber wichtige Rechte zulegen mußte.

Indem nun bei jeder neuen Kaiserwahl dem Throne Rechte entzogen, den Fürsten dagegen zugestanden wurden, wuchs die Macht deren natürlich weit über die Macht des Kaisers, so daß die Kurfürsten selbst sich am wenigsten um die Kaiserwürde, deren Nichtigkeit sie am besten kannten, bewarben. Nie konnte das Reich aus diesem heillosen Zustande gelangen, da sie durch den Capitulationseid des Kaisers ihre alten und neuerworbenen Rechte sich sichern ließen. So mußte Kaiser Karl V. selbst das Grundübel des Reiches, den Wahlzwang, beschwören dergestalt, „daß er nie das Kaiserthum erblich machen,

an den Reichsgesetzen nichts ändern, die Freiheiten der Stände nicht schmälern, die Vereinigung der Kurfürsten nicht hindern, dagegen die des Adels und der Städte nie gestatten wolle."

Auf solche Weise näherte sich die Macht der Fürsten in gleichem Schritte der Souverainetät, in welchem die Kaiserwürde von derselben zurückwich, und endlich errangen die Fürsten ihr für das Reich so verderbliches Ziel durch Frankreichs schlaue tückische Politik im westphälischen Frieden 1648. Von diesem Jahre datirten die Machtvollkommenheit der deutschen Fürsten und die nun unheilbar scheinende Zerrissenheit und Schmach der größten und edelsten Nation der Erde und ihres herrlichen Heimathlandes.

Wohl blickte schon damals das Auge manches denkenden Patrioten nach einem Retter hinaus, der ein neues Reich stifte, d. h. dem Reiche eine neue und gesunde Organisation gebe. Aber wo sollte er wohl gefunden werden? Im Hause Habsburg, dessen mächtigster fast über die halbe Welt gebietender Ahnherr (Karl V.) die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, das schöne Lotharingen, so kleinmüthig dem habsüchtigen Frankreich überlassen hatte? In diesem Hause konnten schwerlich die Einsicht und Energie gesucht werden, die zur Gründung eines besseren gesicherteren Reiches erforderlich war. Selbst die äußeren Verhältnisse dieses Herrscherhauses schienen für eine solche Mission ungeeignet.

War aber hier der Retter nicht zu erwarten, so war er auch hier vielleicht nicht zu wünschen. Das Aufhalten der fortschreitenden Entwickelung, das Zurückdrängen nach dem nichtigen Luftbilde der römisch-kaiserlichen Weltherrschaft und der lächerlichen Kaiservergötterung, die Geringschätzung des Grundelementes des Reichs, der Nationalität, die Verachtung des Realen, das nunmehr die Zeit forderte, und die Schwärmerei für das Ideale, das im Katholicismus zum Götzen geworden war, das waren die Characterzüge des habsburg'schen Kaiserhauses, die sich zwar alle sehr gut erklärten, aber dasselbe zur Gründung eines neuen besseren Reiches nicht befähigten.

Unter den deutschen Fürsten beobachtete wohl keiner diese Mißverhältnisse mit so großem Interesse und Verständniß wie der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der von dem Volke den Namen „der große Kurfürst" erhalten hat. Er war ein Augenzeuge des dreißigjährigen Krieges mit seinen ungeheuerlichen Greueln und Schrecken. Dieser Krieg wurde allgemein für das Werk des österreichischen Kaiserhauses gehalten, und freilich hatte daran die Glaubenswuth des Kaisers Ferdinand II. den größten Antheil. Wie hätte das Volk den Urheber dieses scheußlichen Kriegs nicht hassen, ihn nicht verdammen sollen? Sah es sich doch bis zum Betteln verarmt, bis zur Schmach mißhandelt, bis zum Entsetzen in seiner Menge verstümmelt; denn mehr als

die Hälfte der Bewohnerschaft Deutschlands war in diesem schrecklichsten aller deutschen Kriege umgekommen: und das, sagte man sich, „hat das Haus Habsburg gethan."

Wenn diese Meinung auch nicht so ganz richtig, vielmehr zu dem Uebel auch jene oben erwähnten Verhältnisse beitrugen, welche den nach Macht strebenden Fürsten zum Vorwurf gemacht werden müssen, so hatte das Haus Habsburg doch des Volkes Haß verdient. Was hatte denn auch das verunglückte Volk anderes als Haß, um sich über seine Verluste zu beruhigen?

War aber schon der Frevel, den Krieg hervorgerufen zu haben, des Hasses werth, wie viel mehr die Art seiner Führung, von der das unglückliche Magdeburg ein grauenhaftes Bild gab. Unter den unerhörtesten Freveln war 1631 die ganze Stadt bis auf die Domkirche und einige Häuser von den kaiserlichen Truppen zerstört worden. Von 32,000 Einwohnern lagen 30,600 als beraubte, verstümmelte, und weiblicher Seits vielfach viehisch geschändete Leichen zwischen den Trümmerhaufen. Und diese grauenhafte Missethat seines Generals Tilly feierte der Kaiser zu Wien durch glänzende Freudenfeste. War er so thöricht zu glauben, daß er durch solche Greuelthaten dem zusammenbrechenden Baue des katholischen Kirchenwesens, welches er ganz mit dem katholischen Glauben verwechselte, einen neuen und guten Unterbau gebe, so war das Volk doch so thöricht nicht, nicht zu erkennen, daß einem Throne, aus welchem Brandfackeln für solche Mordbrände hervorlodern, Liebe zu Volk und Vaterland nicht innwohnen könne. So empfand es die Kaiserherrschaft des habsburgischen Hauses als ein verhaßtes Joch und schloß sich enger an seine näheren Herren, seine Fürsten an.

Pflanzte sich auf diese Weise dem Volke Haß ein, so konnten so denkende und tüchtige Fürsten wir der große Kurfürst das Gefühl der Verachtung nicht abwehren, wenn sie das Resultat jenes von Oesterreich 30 Jahre lang geführten Kriegs betrachteten. Selbst der eigene große Vortheil, den sie darin erblickten, konnte ihre Verachtung nur steigern. Nach unermeßlichen Opfern war der Kaiser auf der Leiter seiner Macht doch nur viele Stufen wieder herabgestiegen. Dafür, was dies zu bedeuten habe, schien dem Kaiser selbst das Verständniß ganz zu mangeln, ebenso wie die moralische und physische Kraft, das Unglück von sich zu treiben, welches jetzt in Sprüngen zu ihm herantrat.

Denn der westphälische Friede, mit welchem der dreißigjährige Krieg zu Ende ging, war in der That kein Schritt, sondern ein Sprung. In diesem Frieden hatten die Reichsfürsten durch Frankreichs Vermittlung volle Souverainetät erlangt, das Recht Heere zu halten, Krieg zu führen, Bündnisse untereinander und mit fremden Mächten zu schließen u. s. w. So gab es jetzt

schon kein deutsches Reich mehr, sondern eine Menge deutscher Reiche. Das vermeinte Reich war nur ein Nebenschatten des Kaiserthrons, der selbst ein Schatten war.

Die Rechte, welche der Kaiser im Reiche noch ausübte, waren natürlich auch nur scheinbare, da es ganz in der Macht der Fürsten lag, ihnen Geltung zu geben oder nicht. Man konnte jetzt mit Recht sagen, das deutsche Reich liege in Trümmern. Und daß es in diesem Zustande ebenso wie die Kaiserwürde der Vernichtung entgegengehe, das war keinem Denker verborgen, am wenigsten einem denkenden Fürsten, wie der große Kurfürst von Brandenburg einer war. Schon hatte das voraussichtliche Schicksal des Reiches einen sehr sichtbaren Anfang gemacht; Herrschgier, Hoheitsdünkel und Kriegsunfähigkeit früherer Kaiser waren die Ursache gewesen, daß die Schweiz, Deutschlands größter Schmuck in seinem Volke, wie in seinem Lande, sich vom Reiche losgerissen hatte. So waren schon die ersten Kaiser aus dem habsburg'schen Hause nicht, wie sie sich in ihrem augusteïschen Kaisertitel fort und fort nannten, Mehrer, sondern Minderer des deutschen Reichs. Der größte derselben, Karl V., überließ Frankreich nach einem sehr schlecht geführten Kriege das schöne Lotharingen, und jetzt im westphälischen Frieden opferte der Kaiser gleichmüthig wieder das echteste deutsche Land, die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß mit vielen Nebengebieten und der wichtigen Festung Philippsburg. Das erhielt Frankreich; und Schweden durfte Vorpommern, die Insel Rügen, Stettin, Garz, Damm, Golnau, die Insel Wollin, das frische Haff, Wismar und die Bisthümer Bremen und Verden behalten.

Das waren prophetische Zeugnisse für den nahen und sicheren Untergang des deutschen Reichs, aber auch Zeugnisse gegen das Kaiserhaus. Es hatte durch Schwäche die politischen Mißverhältnisse im Innern verschuldet, es hatte auch den Verlust der schönsten und wichtigsten deutschen Länder verschuldet, die dem Reiche ebenso ein hoher Schmuck wie eine mächtige Schutzmauer waren. „Wohin soll das führen?" fragte man sich.

Woher es kam, wußte man, nämlich von dem Mangel an deutschem Patriotismus im habsburg'schen Kaiserhause. In dem Streben nach dem Glanze einer Weltherrschaft und idealer Scheingröße fragte dieses nicht nach dem Volke, sondern nur nach Völkern und verlor dabei eins nach dem andern. Wohin dies aber führen werde, zeigte nun sehr bald Ludwig XIV. von Frankreich, der durch die frechsten Ansprüche und Occupirung deutscher Länder immer wiederholt bewies, daß das damalige Deutschland, wie später Polen, ein Land war „in dem man sich nur zu bücken brauchte, um etwas aufzuheben." *)

---

*) Worte und Urtheil der Kaiserin Catharina II. von Rußland über Polen.

Der schon erwähnte große Kurfürst von Brandenburg blickte diesen Verhältnissen bis auf den Grund. Sein Character war zu deutsch, daß er nicht tiefen Schmerz hätte empfinden sollen. Wohl konnte er noch keinen Begriff von der späteren Mission seines Herrscherhauses haben; der Gedanke, daß sein Stamm an die Spitze Deutschlands zu treten und zur besseren Wiederherstellung des Reichs berufen werden könne, mußte ihm schwindelhaft kühn erscheinen. Aber leise berührte doch dieser Gedanke schon seinen Geist.

Als echter deutscher Fürst und Mann von biederem Character hielt er es indessen jetzt für seine Pflicht, der Ländergier Frankreichs und dem weiteren Verfalle des Reichs entgegen zu treten. Wenn kein einziger der damaligen deutschen Fürsten Sinn für ein großes vereintes deutsches Reich hatte, so doch er, davon zeugte der Beistand, den er Holland und später dem Kaiser leistete. Wiederum hatte nämlich im Frieden zu Aachen 1668 das Haus Habsburg es geschehen lassen, daß Frankreich, obschon zum Frieden gezwungen, von den Niederlanden zwölf Städte mit den dazu gehörigen Kreisen behielt. Ueber diese neue Schmach tief erbittert, leistete der Kurfürst von Brandenburg in dem bald folgenden Kriege Holland gegen Frankreich Hilfe. Mit Recht hielt er Holland für ein Bruderland und eine Schutzmauer Deutschlands, die nicht geschwächt werden durfte.

Wie unerträglich es ihm war, fremde Gewalt auf die deutsche Nation tasten zu sehen, hatte er bereits 1656 in einem Kriege mit dem Königreich Polen bewiesen. Mit ritterlicher Energie war er vor Warschau gerückt und hatte siegend in einer dreitägigen Schlacht sein Herzogthum Preußen von der Schmach der polnischen Oberherrlichkeit befreit.

Wie erwähnt, leistete er 1672 und 1673 Holland gegen Frankreich Hilfe. Schmachvoll aber wurde er vom Kaiser Leopold verrathen, indem die kaiserlichen Truppen Befehl hatten nur zum Schein zu operiren. Da mußte der große Kurfürst sich erst die Mühe nehmen, dem Kaiser Leopold seine undeutsche und selbstgefährdende Politik begreiflich zu machen. Und als nun im folgenden Jahre der Krieg gegen Frankreich besser unternommen wurde, bewog das schlaue Frankreich Schweden zu einem Einfall in die brandenburg'schen Länder. Da fand der große Kurfürst unter den deutschen Fürsten keinen, der zum Schutze seiner Länder gegen die Schweden hätte ziehen mögen, und mußte sich nun entschließen, dies selbst zu thun und den Kriegsschauplatz in den Niederlanden zu verlassen. Wie sein stürmisch schneller Zug aus den Niederlanden nach Brandenburg, ist sein Sieg bei Fehrbellin (1675) für alle Zeiten ein Gegenstand der Bewunderung geblieben.

Nach dem Siege bei Fehrbellin trachtete Friedrich Wilhelm danach, die

durch das Kaiserhaus verschuldete Schmach des Verlustes deutscher Länder wenigstens da zu tilgen, wo sein Arm hinreichte. Er trieb also die Schweden aus Pommern, welches sie seit dem westphälischen Frieden besaßen. Der Kaiser hätte ihm diese Zurückeroberung verlorener deutscher Länder danken sollen. Doch im Gegentheil, der undeutsche Kaiser unterstützte die Politik des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, so daß der Kurfürst Pommern an Schweden zurückgeben mußte.

War die erste Abtretung jener nördlichen Reichsgebiete an Schweden eine Schmach, so diese zweite eine viel größere. In tiefster Entrüstung rief der Kurfürst die Worte aus: „Es wird einst aus meinen Gebeinen ein Rächer auferstehen."

Angesichts solcher Unfähigkeit der Habsburger zum Herrschen, solcher Mißachtung des Reichs und Unempfindlichkeit für die Ehre der Nation mußte ohne Frage dem großen Kurfürsten der Gedanke näher treten, daß einst ein anderes Fürstenhaus berufen sein werde, die Leitung Deutschland in die Hand zu nehmen, und daß so gut wie jedes andere das brandenburg'sche das berufene sein könne. Dieser Gedanke hat sich von da ab im hohenzollern'schen Hause befestigt und ist sichtbar der Leitstern gewesen in seiner Politik wie in seiner Staatsführung. Aber klug, ließen die Hohenzollern sich fremde Erfahrung zur Lehre dienen, und Grundsätze, die sie das habsburg'sche Haus hatten verderben sehen, verwarfen sie und nahmen das Gegentheil derselben an. So schlossen sie sich dem Fortschritt der Bildung und socialen Verhältnisse an, suchten dem selbst bahnend voranzuschreiten — entwickelten vor allem die Macht des Staates in der Organisation seines Innern — suchten bei der Ausdehnung des Staates nach außen möglichst die Grenzen der Nationalität inne zu halten, und, wo sie (wie in Preußen und Posen) über diese Grenzen hinausgehen mußten, boten sie wenigstens alles auf, die deutsche Nationalität auf das fremde Gebiet zu verpflanzen; denn die Einheit der Nationalität ist in jedem Staate das größte Machtelement, was sich an der Schwäche des nationalitätlosen oder leider nationalitätenreichen Oesterreich nur zu deutlich erkennen läßt — so endlich verwarfen die Hohenzollern die thörichte Vergöttlichung der Herrscherhoheit durch überschraubten Etiquettenglanz und Isolirung und Trennung vom Volke, hielten es vielmehr ihrer würdig, ihr einfach menschliches Verhältniß, damit aber auch ihre Eingeborenheit, ihre Anstammung durch freien und munteren Verkehr mit dem Volke demselben zu zeigen. Eine Anekdote ist oft ein gutes Beweisstück: In Berlin grüßte einst der jetzige König von Preußen (damals Regent) den Verfasser dieses Buches (der ihn nicht erkannt hatte) zuerst — in Warschau sollte der Verfasser dieses Buches 1839 verhaftet werden, weil er, unaufmerksam vorübergehend, es versäumt hatte, den Fürsten Paskiewicz

zu grüßen. Der Vergleich fordert zum Nachdenken auf, leicht aber wird entschieden, welche Art des Umgangs mit dem Volke die bessere ist.

Indem nun das brandenburg'sche Haus seine Macht durch strenge Ordnung des Staatswesens zu erhöhen strebte, trachtete es auch danach, sich in dem Aeußern größere Bedeutung zu geben. Das geschah zunächst durch die Errichtung des Königsthrones 1700. Brandenburg hatte sich dadurch den Vorrang vor den anderen deutschen Staaten verschafft und einen Vorsprung erlangt, der ihm nicht leicht wieder abgewonnen werden konnte.

Die Regierung säumte nicht, die Würde des Königreichs zu bethätigen und dabei wiederum der politischen Mission des Staates vorzuarbeiten. Militairmacht und Volksbildung waren die bevorzugten Pfleglinge und neue Regimenter, verbesserte Tactik, die Universität Halle und die Academie der Wissenschaften die ersten Zeugnisse für das Streben der Regierung des jungen Königreichs.

Bezeichnend ist hier wieder, daß der edle Philosoph Leibnitz, nachdem er die noch heute herrlich blühende Academie der Wissenschaften in Berlin gestiftet (1700), eine solche in Wien, trotz des Kaisers Wunsche, nicht stiften durfte, weil es die Jesuiten nicht duldeten.

So wurde die Intelligenz in Preußen gehoben, in Oesterreich dagegen niedergedrückt. Es mußte da wohl ein Unterschied zwischen beiden Staaten eintreten, der endlich dem einen zum Glücke, dem anderen zum Unglücke gereichte.

2.

Zustand vor Friedrichs II. und Maria Theresias Thronbesteigung.

Ein böser Truggeist verführte das Kaiserhaus der Habsburger aller Zeit nach dem Besitze vieler und verschiedener Länder zu trachten. Ein solcher schien freilich den Wahn der Weltherrschaft zu realisiren, der nun einmal mit der Krone des Augustus unlöslich verbunden war. Erbschaften und Familienbündnisse mußten stets erringen, was die mangelhafte Kriegsmacht versagte. Im Jahre 1711 vereinigte der Kaiser (jetzt Karl VI.) wieder in seiner Hand Spanien, Spaniens unermeßliche Länder in Amerika, Sicilien, Neapel, Sardinien, Mailand, die Niederlande, Deutschland, Ungarn und die meisten der slawischen Länder, die es noch heute besitzt. Die Folge davon war nicht nur die Mißachtung und Vernachlässigung des deutschen Reichs, sondern steter Streit und

Krieg mit fremden Mächten und eigene Schwächung durch Länderverlust. So mußte Oesterreich nach dem spanischen Erbfolgekriege 1714 Spanien und die amerikanischen Länder an den französischen Prinzen Philipp abtreten, und nutzlos hatte es sich an Geld und Heeren arm gemacht.

Kaum zwei Jahre später sah man das arme Oesterreich wieder mit der Türkei wegen Ungarns im Kampfe, und wenn auch Prinz Eugens Genie dem fast nie siegreichen österreich'schen Weltreiche diesmal einen günstigen Frieden erkämpfte, so hatte es doch wieder seine Mittel zerrüttet und seine Macht erschüttert.

Kaum war dieser Krieg geendet, als es 1733 wegen der feilen polnischen Königskrone sich wieder mit Frankreich, Spanien und Sardinien im Kampfe befand, die kaum gesammelten Kräfte wiederum zu vernichten und, wie gewöhnlich, das Unheil auf die gänzlich uninteressirten deutschen Länder am Rheine hereinzuziehen. Und wieder wurde Land aufgeopfert.

Kaum ein Paar Jahre nach dem Frieden von 1735 stand Oesterreich wieder gegen die Türkei unter Waffen. Aber ihm fehlte jetzt der Prinz Eugen. Darum unterlag es wie so oft mit Länderverlust und hatte abermals nutzlos seiner Völker Blut und Geld verschleudert und sich auf dem traurigen Standpunkte der Schwäche und Armuth nur befestigt.

Ganz anders das Königreich Preußen. Seine Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. hatten sich eine treffliche Militairmacht gebildet und an einigen Kriegen nur soweit Theil genommen als zu Schulung ihres Heeres wünschenswerth war. Durch strenge Staatsordnung und die Einfachheit und Sparsamkeit des Königs Friedrich Wilhelm wurde ein bedeutender Staatsschatz gewonnen, und Friede und Ordnung hoben Verkehr und Handel so mächtig, daß sich eine Wohlhabenheit verbreitete, wie sie in keinem einzigen Staate jener Zeit zu finden war. Dabei hatte der echt deutsche Sinn des Königs Friedrich Wilhelm I., der sich freilich oft auch in etwas übertriebener, fast absurder Weise darstellte, im Volke Beifall gefunden und dem Gefühl der deutschen Nationalität Stärkung gegeben.

So stand Preußen im Jahre 1740, als beide Staaten einen Thronwechsel erlitten, kraftvoll, das Kaiserreich dagegen entkräftet da.

Zwischen ihnen als ein wichtiger Factor in der politischen Rechnung der Zukunft verdiente das Kurfürstenthum Sachsen besonderer Beachtung. Das blühendste der deutschen Länder, reich an Naturerzeugnissen aller Art, bewohnt von einem Volksstamme, dessen deutsche und tüchtige Gesinnung kaum trefflicher gewünscht werden konnte, hatte Sachsen alle Eigenschaften Preußens würdiger Nebenbuhler zu werden. Es bedurfte in der That nur eines Genius's, der es auf der richtigen politischen Bahn zu führen verstand. Allein die Kur-

fürsten jener Zeit griffen ebenso wie die Kaiser zu einem falschen Mittel ihre Macht zu vermehren, nämlich nach dem zweifelhaften Besitze fremder Staaten, und verloren durch die Erwerbung des durch sein Wahlrecht feilen, ungesicherten werthlosen Polens den köstlichen Schatz, der ihnen ihr angestammtes sicheres und so reiches Sachsen hätte sein können. Durch Polen in die wildesten Kriege Rußlands und Schwedens verwickelt, opferten sie die Kraft ihres Erbstaates einem fruchtlosen Zwecke, so daß zur Zeit, die große Thaten forderte, sich das Kurfürstenthum im Zustande der Schwäche und ohne Vorbereitung befand.

Nicht viel besser stand es um Baiern, welches sich durch seine Politik im spanischen Erbfolgekriege auf lange Zeit geschwächt hatte, und andere deutsche Staaten waren durch die Ausschweifung ihrer Fürsten gänzlich herabgebracht, so z. B. Baden-Durlach, welches von den Maitressen des Markgrafen Karl Wilhelm ebenso beherrscht und ausgebeutet wurde, wie Würtemberg von dem Juden Süß, dem Helfer und würdigen Freunde der Herzöge Eberhard Ludwig und Karl Alexander.

Mit Ausnahme zweier kleiner Staaten im Norden waren alle durch das Treiben der Höfe und gewissenloser Regierungen in förmliche Desorganisation, Armuth und Schwäche versunken. Nicht in jedem leisteten der strotzende Reichthum der Hilfsquellen und der gesunde Sinn des Volkes den von oben kommenden Uebeln so viel Widerstand wie in Sachsen, wo weder Polen noch das Treiben der Minister Brühl, Lindemann, Walwitz und Marcolini im Stande war Ordnung und Wohlstand gänzlich zu zerstören. Die meisten waren moralisch und materiell zu Grunde gerichtet und unter ihnen vor allen der Kaiserstaat.

So stand es in Deutschland, als Friedrich der Große 1740 den Thron bestieg, als er zum ersten Male die politische Lage der Dinge wie sein eigenes Interesse erwog, zum ersten Male seinen bis in den Kern gesunden Staat mit jenen todtkranken als machtvollkommener Fürst verglich und sich fragte: „was darf ich unter solchen Umständen wagen für meines Hauses Politik, für meines Staates politische Mission?“

Nach Schilderung der damaligen Zustände im Innern des deutschen Reichs ist aber noch eines Ereignisses Erwähnung zu thun, welches für die großen Bewegungen, die nun bald auf der Bühne des deutschen Völkerlebens erblickt werden, von mächtigstem Einflusse war. Auf den deutschen Kaiserthron war 1711 Karl VI., der Bruder jenes Leopold gestiegen, der durch seinen ungemessenen Kaiserstolz *) sowohl, als durch seine weit vorhängende Unterlippe

*) Als der König Sobieski von Polen 1683 Wien von den Türken befreit hatte, fragte Leopold seine Fürsten, wie er den König, da derselbe doch nur ein Wahlkönig sei, wohl

seinem Geschlechte Kennzeichen verliehen hat, die in der Folge sprichwörtlich geworden sind. Der Ehe Kaiser Karls entsproß kein männlicher Erbe. Doch lag Karl alles daran, die römisch-deutsche Kaiserkrone bei seinem Geschlechte zu erhalten. Das konnte nur dadurch geschehen, daß Reich und Würrden erblich auf seine Tochter Maria Theresia und deren Gemahl, den Herzog Franz Stephan von Lotharingen gebracht wurden.

Zu diesem Zwecke mußte natürlich das alte Hausgesetz, welches selbst in den Erbstaaten männliche Nachfolger bedingte, umgestoßen und ein neues errichtet werden, was in der Wiener Canzlei bereits im Jahre 1713, also fünf Jahre nach des Kaisers Verehelichung, geschehen war. Wie die europäischen Mächte zu Anerkennung eines solchen politischen Schrittes gebracht werden könnten, war eine sorgenwerthe Frage; destomehr da ja jene Mächte mit gewinnsüchtigem Verlangen dem Zerfall der österreich'schen Monarchie entgegen sahen. Kaiser Karl wendete sich also im Jahre 1735 an Deutschlands alten Erbfeind Frankreich, damit es die Gewährleistung des neuen österreich'schen Hausgesetzes übernehme und die Anerkennung desselben auch von den anderen europäischen Mächten erwirke. Dem Versprechen Frankreichs, das zu thun, opferte der Kaiser Karl das schöne Sicilien, das Königreich Neapel, ein Stück von Mailand, die Insel Elba und andere italienische Gebiete und für immer das herrliche Herzogthum Lotharingen (wofür sein Schwiegersohn Franz Stephan nun Toscana erhielt.)

Dieser Länderschacher und diese Gleichgiltigkeit beim Verluste von Ländern konnte nicht Wunder nehmen, man konnte ja darin nur die alte Gewohnheit des Kaiserhauses, mit Ländern zu marchandiren, sie zu gewinnen, wie wieder aufzuwenden, erkennen. Aber an Achtung konnte es dabei weder bei den Fürsten, noch bei den Völkern gewinnen. Letztere waren wahrlich so dumm nicht, nicht zu begreifen, daß solches Treiben der Kaiser nur aus gänzlichem Mangel an Patriotismus, aus Hochmuth und gänzlicher Nationalitätsverachtung hervorgehen konnte. Daher war das Haus Habsburg trotz seiner deutschen Kaiserkrone in Deutschland nie populär geworden; und die Bedeutung dieses Umstandes wußte wohl Niemand so gut zu beurtheilen als Friedrich der Große mit seinem durchdringenden Verstande.

Durch das neue Hausgesetz, welches die pragmatische Sanction (zu Deutsch: der aus weiser Berathung hervorgegangene Beschluß), hieß, war nun also die Tochter Kaiser Karls, Maria Theresia, zur Erbin des Reiches be-

---

begrüße, damit er seine kaiserliche Würde nicht schmälere. Und er grüßte seinen Retter in der That, als ob er ihm nichts zu danken habe, oder als ob es Sobieski's Pflicht gewesen wäre, ihn zu retten. Diese Undankbarkeit hat stets das habsburg'sche Kaiserhaus gekennzeichnet.

stimmt. Ob ihr aber Frankreichs Garantie das Erbe sichere, war sehr zweifelhaft, was schon der alte Prinz Eugen erkannte. Um seine Meinung befragt, äußerte er, der Kaiser solle, statt Länder aufzuopfern, seiner Tochter lieber ein tüchtiges Heer und einen vollen Schatz hinterlassen, das werde sie besser schützen als das Versprechen fremder Monarchen.

Auch die deutschen Fürsten, denen sie schon 1724 bekannt gemacht worden, waren sehr unzuverlässige Schützer der pragmatischen Sanction, denn ihr Verhalten nach des Kaisers Tode war andern Einflüssen ausgesetzt als vor des Kaisers Tode, und das Wort band in der Politik nie so wenig als in jener Zeit. Preußen hatte 1726 auch der pragmatischen Sanction zugestimmt und ihm der Kaiser dafür die Erbnahme der Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg versprochen, aber wortbrüchig, wie gewöhnlich, 1739 diese Länder dem Hause Sulzbach gegeben. Baiern insbesondere aber hatte Ursache mit jenem neuen österreich'schen Erbfolgegesetze unzufrieden zu sein und es hatte die pragmatische Sanction nicht anerkannt, was aus ähnlichen Gründen auch Kursachsen nicht gethan hatte.

Auf die Kaiserkrone, die dem Hause Habsburg immer das Köstlichste gewesen war, konnte indessen die pragmatische Sanction keinen directen Bezug nehmen, da sie ein Gegenstand der Wahl war und von den Stimmen der Kurfürsten des deutschen Reiches abhing. Was in Bezug auf sie auch von einigen Kurfürsten zugesagt war, und ob selbst alle neun dem Kaiser versprochen gehabt hätten, seinem Schwiegersohn, dem Herzog Franz Stephan von Toscana ihre Stimme zu geben, so würde das Halten ihres Versprechens nach des Kaisers Tode doch von neuen, vielleicht gar nicht vorhergesehenen Interessen abhängig geworden sein.

So standen die wichtigsten Verhältnisse des Kaiserhauses und Deutschlands in Frage und sichtbar in die Nothwendigkeit einer nahen Neugestaltung versetzt, als das durch die zahlreichen Thronwechsel so merkwürdig gewordene Jahr 1740 herantrat. In diesem Jahre starben der Papst Clemens XII., die Kaiserin Anna Iwanowna von Rußland, der deutsche Kaiser Karl VI. und der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Es war als ob mit dem Dahinscheiden dieser Monarchen die alte Zeit abschließen und durch den Auftritt des jungen Geschlechts eine neue Zeit anheben sollte.

3.

Maria Theresia und Friedrich.

Maria Theresia war die ältere Tochter Kaiser Karls und zu Wien am 13. Mai 1717 geboren. Früh schon von der Befürchtung erfüllt, daß er ohne männliche Nachkommen bleibe und also diese Tochter seine Erbträgerin werde, verordnete er Ihr eine ihrem Berufe angemessene Erziehung, und man muß gestehen, daß Kaiser Karl sich in diesem Punkte als ein sehr einsichtsvoller Mann bewiesen hat, wenn auch nicht alle seine Maßregeln dem Zwecke entsprachen. Genug, Maria Theresia erhielt eine mehr einem Erzherzog als einer Erzherzogin angemessene Erziehung. Sprach- und Realwissenschaften waren ihre Unterrichtsgegenstände und alles zielte darauf ab, ihr einen echt männlichen Character zu geben. Allein ihre so erzeugten Eigenschaften waren unnatürlich aufgepfropfte fremde, nicht wie Friedrichs II. geniale Eigenschaften durch Naturnothwendigkeit aus dem Innern hervorgetriebene Zweige.

Leicht hätte die weibliche Natur der Erzherzogin durch die Art ihrer Erziehung unterdrückt werden können. Dies glücklicher Weise hinderte der eigenthümliche Umstand, daß sie mit dem neun Jahre älteren Prinzen Franz Stephan von Lotharingen, ihrem Cousin, so erzogen wurde, als ob beide alters- und selbst geschlechtsgleiche Geschwister wären. Durch ihren steten Umgang mit dem älteren Knaben beabsichtigte der Kaiser ebenfalls auf die Vermännlichung ihres Characters zu wirken. Wenn dieses Mittel auch den gewünschten Zweck nicht verfehlen konnte, so mußte es doch in umgekehrter Weise seine Wirkung äußern, insofern nämlich, als es früh gewisse Empfindungen der Erzherzogin erregte und ihre weibliche Natur nicht unter dem Drucke eigentlich unangemessener Beschäftigungen ersterben ließ.

Schon im zartesten Alter empfand die Erzherzogin für den einzigen und täglichen Genossen ein weit über die Grenzen der Kindesneigung hinausgehendes Gefühl und lange vor Eintritt der Körper- und Seelenreife hatte sich in Beiden eine entschiedene gegenseitige Liebe ausgebildet, die in der Folge bei Maria Theresia auf einen ungewöhnlich hohen Grad stieg, sie in ihrem Leben nie verließ und Franzen zu dem glücklichen Manne machte, der sagen konnte, daß das Herz seiner Frau selbst im Gedanken niemals von ihm gewichen sei.

Kaiser Karl war weit entfernt, dieses Verhältniß zu unterdrücken, da Franz Stephan einer seiner nächsten Blutsverwandten war und seine Vereinigung mit Maria Theresia durch die Ehe das Recht der pragmatischen

Sanction und die Anwartschaft auf die Erhaltung der deutschen Kaiserkrone beim habsburg'schen Geschlechte nur erhöhen zu können schien. Darum begünstigte der Kaiser vielmehr die in den beiden Jugendgenossen so früh erwachte gegenseitige Leidenschaft und ließ sie sich, nachdem er manche Bewerbung um Maria Theresias Hand zurückgewiesen hatte, vier Jahre vor seinem Tode vermählen.

Maria Theresia war jetzt 19, bei ihrem Regierungsantritte 1740 23 Jahre alt. Seit ihrem 15. Lebensjahre hatte sie den Staatsrathssitzungen beiwohnen müssen und sich über die Verhältnisse ihrer künftigen Staaten ein so vollkommenes Verständniß verschafft, daß man voraussagen konnte, sie werde, wie einst Elisabeth von England, auf dem Throne eine mehr als männliche Selbstständigkeit behaupten. Ihr Gemahl, an Geistesfähigkeit ihr weit nachstehend, blieb auch an Einsicht in Staat und Staatskunst weit hinter ihr und hielt sich daher nach seiner Gemahlin Regierungsantritte von den Staatsgeschäften fern oder wurde durch sie von denselben fern gehalten. Zwar nahm sie ihn zum Mitregenten an, aber nur, um die Welt wissen zu lassen, daß sie eines männlichen Beistandes nicht entbehre, und wenn sie sich nachmals große Mühe gab, ihm die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, so that sie es, weil sie selbst diese Krone nicht tragen konnte und weil sie wußte, daß, wenn er die Kaiserkrone trage, sie doch das Kaiserschwert in der Hand haben werde.

Diese wenigen Züge genügen, die Größe Maria Theresias anzudeuten. Beim Eintritt ihrer Mannbarkeit hatte es der berühmte Prinz Eugen als seinen besten Wunsch ausgesprochen, Maria Theresia mit dem Kronprinzen Friedrich von Preußen ehelich vereinigt zu sehen. Wie leicht wäre da Deutschand an eines seiner wichtigsten Ziele gelangt! Aber die Engherzigkeit des Kaisers und der Hochsinn des preußischen Kronprinzen, der nicht zur katholischen Religion übergehen mochte, hatten es verhindert. —

Friedrich (Karl Friedrich) Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelms I. ältester Sohn, war am 24. Januar 1712 in Berlin geboren und ein Sonntagskind. Hof und Volk sagten: das habe etwas zu bedeuten, und man möchte meinen, niemals habe der Aberglaube so recht gehabt wie hier.

Seine Taufe fand am 31. Januar mit größter Pracht statt. Auch Kaiser Karl, der Vater Maria Theresias, war sein Pathe. Kaiserreich und Brandenburg hatten ihre Nebenbuhlerschaft längst gefühlt. Als der große Kurfürst genöthigt wurde, das mit großen Opfern eroberte Pommern an Schweden zurück zu geben und der Kaiser dabei geäußert hatte, „er wünsche nicht, daß im Norden sich ein König der Wenden erhebe", war bereits die collidirende Politik beider Höfe genügend gekennzeichnet. Gleichwohl hatte man sich bemüht, äußerlich das Einvernehmen zu erhalten. Schon der große Kurfürst und später

die ersten Könige von Preußen hatten den Kaiser bei seinen auswärtigen Kriegen mit Truppen unterstützt und dafür stets vom Kaiser Undank und hochmüthige Behandlung zur Entgeltung geerntet. Als der König 1732 dem Kaiser einen Besuch auf dem Gestüt Kladrup in Böhmen abstattete, hatte der Kaiser zuvor mit seinen Ministern Rath gehalten, ob er denn um seiner Würde willen dem Könige wohl die Hand reichen dürfe. Dieser Hochmuth mußte den preußischen König fast mehr verletzen, als die Undankbarkeit und Untreue, welche sich namentlich auch darin schneidend kundgab, daß der Kaiser Preußens durchaus gerechte Ansprüche auf gewisse Theile Schlesiens mit stolzer Machtvollkommenheit, also ohne Gegengründe anzugeben, zurückwies. Schon der Kurfürst Friedrich III., als ihn Oesterreich zwang Schwiebus wieder zurückzugeben, rief tiefgekränkt aus: „Ich werde Nachkommen haben, die meine Rechte wiederherstellen."

In vielen anderen Stücken auch mußte Preußen über Oesterreich klagen. Nie konnte Preußen in den Besitz von Ostfriesland gelangen, welches der Kaiser für Preußens Kriegshilfe wiederholt versprochen hatte. In Bezug hierauf konnte sich auch der vorsichtige König Friedrich Wilhelm I. eines drohenden Ausrufs nicht enthalten. „Da steht einer, der mich rächen wird!" sagte er, auf seinen Prinzen Friedrich zeigend, am 2. Mai 1736 zu dem General von Grumbkow. Und in der That war dieser Prinz Friedrich der rächende Nachkomme, auf welchen der große Kurfürst, der Kurfürst Friedrich III. und der König Friedrich Wilhelm I. ihre Zuversicht gestellt hatten.

Gleichwohl, wie erwähnt, hatten es sich die preußischen Monarchen angelegen sein lassen, das Vernehmen mit dem Kaiserhause wenigstens äußerlich gut zu erhalten und dies zeigen die Einladung des Kaisers zur Zeugenschaft am Taufsteine des großen Friedrich und manche andere Freundschaftsbeweise, die zu erwähnen hier nicht am Platze ist.

Friedrichs Erziehung wurde bis in sein siebentes Jahr von einer Französin (Frau von Rocoulles) geleitet, und sie hat ihm die Vorliebe für die französische Sprache eingeflößt. In jeder anderen Weise berührte ihn deutscher Einfluß, namentlich durch den Vater, der einen Stolz darin suchte, sich unter den, freilich damals sehr undeutschen, Fürsten Deutschlands den einzigen deutschen zu nennen. Zwar suchte Friedrich Wilhelm das Deutschthum vielfach in einem Formenwesen, in dem es nicht gerade lag; allein dahinter standen doch auch der Altar der echten Tugenden des Deutschthums, der Nationalitätsliebe, der Biederkeit, des Rechtsgefühls und der Treue aufgerichtet, und wenn dem Prinzen dieses echte Deutschthum eingeflößt wurde, so mochte er immer auch jenes hinnehmen, welches der König in einer harten Lebensweise, Genuß von

Biersuppe und herber bürgerlicher Hausmannskost, schlechter Kleidung, kargem Aufwande, blindem Gehorsam u. s. w. erblickte.

Indessen gab sich in Friedrich schon jetzt durch seinen Sinn für Musik und Poesie und seinen Trieb, geistige Eindrücke zu reproduciren, geistig zu schaffen, selbst zu denken und die eigenen Gedanken fremden Gedanken zur Opposition zu stellen, ein in ihm lebendiges Genie kund, dem keine äußeren Eindrücke gefährlich werden konnten, welches sich vielmehr sicher einen eigenen Weg bahnen und entweder an den Hindernissen zu Grunde gehen oder sie glänzend besiegen mußte.

Der König war kein Freund der Wissenschaften und wollte daher, daß sein Sohn in alten Sprachen nicht, destomehr aber in „Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oekonomie und Geschichte" unterrichtet werde. Was aber an den classischen Wissenschaften in den Knabenjahren unterblieb und vernachlässigt wurde, ersetzte der Prinz als Jüngling durch eigene unbezähmbare Lernbegierde.

Diese ging aus seinem glühenden Gefühl für Ruhm hervor. Er mochte auch in den Wissenschaften von Niemand überstrahlt werden, auch in diesen wollte er künftig als ein König dastehen. Dieser Trieb blieb ihm immer, wie aus einem Briefe, den er drei Jahre vor seiner Thronbesteigung geschrieben, hervorgeht. Es heißt in demselben: „Ich studire mit größtem Eifer und biete alle Kraft auf, nun die Kenntnisse zu erwerben, die mich eines großen Berufs würdig machen; kurz ich arbeite, um mich zu tüchtigen und meinen Geist mit allem zu füllen, was das Alterthum und die Neuzeit an glänzenden Musterbildern bietet." Ein Prinz, der das von sich schrieb, konnte nicht zu dem gewöhnlichen Schlage der Prinzen gehören.

In seinem fünften Lebensjahre erhielt Friedrich schon eine Compagnie von 110 Mann Kadetten, die er unter Aufsicht des Oberstlieutenants von Fink selbst führen und commandiren mußte. In der That lag darin mehr Sinn, als wenn heut zu Tage ein Prinz in der Wiege zum Admiral oder General ernannt wird. In seinem neunten Jahre bekam er von seinem Vater ein kleines Zeughaus von Miniatur-Geschützen und -Gewehren aller Art zum Geschenke. Es wurde beim Unterrichte über die Construction der Kriegsarmaturen als Modellcabinet sehr zweckmäßig benutzt. In jeder Kriegswissenschaft erhielt Friedrich frühzeitig Unterricht und in ritterlichen Künsten, Reiten, Fechten, Schießen 2c., wurde er oft unter des Königs Augen geübt.

Die Vernachlässigung der classischen Studien hinderte der Prinz durch seinen eigenen Eifer. Ein durch Bildung und Geist ausgezeichneter Franzose, Namens Jacques Egide Duhan de Jandun, war ihm darin ein vortrefflicher Leiter. Freilich pflegte er in dem Prinzen die Vorliebe für die französische

Literatur; aber deutsche Sprache und Literatur standen auch damals (Klopstock, Lessing, Wieland, Kant und Winkelmann lebten noch nicht) so zurück, daß Friedrich von dem ihm oft zum Vorwurf gemachten Vorzuge des Französischen wohl an Wissen und Geschmack eher Vortheil als Nachtheil hatte.

Die Verschiedenheit der Naturen in Vater und Sohn mußten ohne Frage dann collidirend einander berühren, wenn in dem Sohne der Trieb selbstständigen Handelns lebendig wurde. Der König Friedrich Wilhelm war ein strenger Herr, trefflicher Soldat, guter Hauswirth, Christ und Deutscher, und dies, meinte er, sei alles zu einem guten Könige. Die überschwellenden Geisteskräfte des Sohnes erschienen ihm eine Kundgebung gefährlicher Neigungen. Er hatte keinen Begriff dafür, daß gerade aus dieser Geistesfülle des Sohnes eine große Herrschereigenschaft erwachse, die ihm (dem Vater) nur in geringem Maße eigen war, nämlich die Eigenschaft des Politikers. Aus diesem Unverständniß des Vaters ging ein ungerechter Unwille gegen den Sohn hervor. Der König verbot die dem Prinzen liebsten Beschäftigungen, selbst die Musik, und Friedrich hatte überhaupt jetzt eine so harte Behandlung zu erleiden, wie sie selten ein Prinz erfahren haben mag. Allein er lernte dadurch die Ausdauer in schwerer Prüfung, die ihn in seinem späteren Leben zum Gegenstande der Bewunderung gemacht hat.

Indessen ließ Friedrichs Geist sich ebenso wenig erdrücken als binden. Aber wenn er die Beschäftigungen, die ihm verboten wurden, für erlaubte und selbst löbliche hielt, so mußte ihm dies Tyrannei und sein Loos unerträgliche Sclaverei scheinen. Dieser sich zu entziehen war nach seiner Einsicht ehrenhafter, als sich mit blindem Gehorsam der Duldung unberechtigter Leiden zu ergeben. Genug, er beschloß 1730 nach England zu flüchten. Die Königin, seine zärtliche Mutter, hatte für ihn eine englische Prinzessin zur Gattin ausersehen, und so reizte ihn zu dem gefährlichen Abentheuer auch wohl das Verlangen, seine zukünftige Gemahlin kennen zu lernen. Dazu durfte er sich am Londoner Hofe eine sehr freundliche Aufnahme versprechen.

Die Flucht sollte 1730 zu Sinzheim, wohin er mit dem Könige auf einer Reise gelangt war, ausgeführt werden, allein der König selbst, der von allem unterrichtet war, ergriff den Prinzen auf dem Schiffe, ließ ihn als Staatsgefangenen nach Küstrin bringen und als Deserteur zum Tode verurtheilen. Zwar änderte der König, durch dringende Fürbitte fast aller europäischen Monarchen und selbst des Kaisers Karl bewogen, später das über den Prinzen gefällte Todesurtheil, aber derselbe mußte das Haupt seines Fluchtgenossen und lieben Freundes, des Lieutenants Katte, vor seinem Gefängniß in Küstrin fallen sehen.

Das waren harte Schicksale. Aber sie lehrten den Prinzen Friedrich

die schmerzlichsten Gefühle des menschlichen Herzen kennen, die selten ein Prinz kennen lernt, und wenn er als König später eben so Milde wie Gerechtigkeit zu den höchsten Fürstentugenden rechnete, sogleich bei seinem Regierungsantritt die Folter im Gerichtsverfahren abstellte, sich überall als erbitterter Feind der Grausamkeit zeigte, der menschlichen Freiheit das Wort redete, den bis dahin noch nicht gehörten Ruf zur Humanität anstimmte und damit für das Zeitalter der Civilisation den ersten Glockenton erschallen ließ, so mag die erste und kräftigste Anregung dazu wohl in jenen furchtbaren Erfahrungen gefunden werden.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß und der anfangs unerträglich strengen, später jedoch gemilderten Gefangenschaft wurde der Prinz ohne besondere Rücksicht als untergeordneter Beamter in der Kriegs- und Domänenkammer angestellt. Das scharfe Auge seines Vaters hielt jede Begünstigung von dem armen Beisitzer ab; doch auch dies war zum Heil, denn es verlieh ihm Einsicht in das Amtswesen und Beamtenleben und veranlaßte ihn später zu wohlthätigen Reformationen und Neuerungen.

Indessen war mit seiner Anstellung in der Domänenkammer seine Strafe noch nicht verbüßt, viel weniger des Vaters Herz wieder gewonnen. Erst ein Fußfall vor dem königlichen Vater (zu Küstrin) und das Erbieten sich mit allem in dessen Willen zu schicken, konnten dies bewirken. Aber auch dann noch blieb er, wie ein entlassener Sträfling unter polizeilicher Aufsicht, in einer Bevormundung, die oft unerträglich war. Der König Friedrich Wilhelm haßte alles höhere geistige Leben (und das wars ja, wessen die Natur des genialen Kronprinzen so sehr bedurfte) als nutzlose und verächtliche Phantasterei. In practischer Thätigkeit und frommem Christensinn erblickte er den ganzen Beruf des Menschen. Der Prinz mußte sich daher zu den niedrigsten Aufgaben bequemen, die practische Oekonomie wie ein Oekonomielehrling erlernen, pflügen, misten, säen, in gleicher Weise sich beim Forst- und Bauwesen beschäftigen und möglichst oft seinem Vater Proben der erlangten Kenntnisse in Berichten, Pachtanschlägen, Verbesserungs- und Neuerungsentwürfen und dergleichen vorlegen.

So sehr eines Prinzen unwürdig diese Geschäfte geschienen haben mögen, Friedrich lernte durch sie das Gewerbs- und Geschäftsleben und, was so vielen regierenden Herren fehlt, Umgang mit Menschen und Schätzung der Menschen in den Volksschichten. Aber angenehm war ihm freilich seine derartige Aufgabe nicht und er würde sich ihr gern entzogen haben, wenn ihm nicht überall die treuesten Diener des strengen Vaters als Beobachter und sehr zu fürchtende Berichterstatter an der Seite gestanden hätten. Er litt harten Druck; aber nur unter solchem lernt der Mensch die Zähigkeit, die, bittern

Schicksalen auf die Dauer zu widerstehen und sie durch Ausdauer zu überwinden, unerläßlich ist.

Endlich mußte sich Friedrich in der zartesten und empfindlichsten Angelegenheit, in der der Liebe, mit blindem Gehorsam dem Gebieterworte des königlichen Vaters unterwerfen. Der Prinz hatte nach dem Gefühl des Herzens, ja selbst auch nach politischer Einsicht bereits seine Wahl getroffen, allein der König die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern ausersehen, von der er schrieb: sie sei ein „gottesfürchtig Mensch." Mochte sie dies auch sein und damit den König befriedigen, aber weder schön war sie noch geistreich und daher im Entferntesten nicht für Friedrichs Sinn geschaffen. Der arme Prinz verzweifelte fast, wollte sich selbst erschießen; mußte sich aber doch unterwerfen und wiederum in schwerer Prüfung Seelenstärke lernen. Seine Vermählung fand 1733 statt. Ebenso wie sich selbst, hielt er die Gemahlin für ein Opfer, und erleichterte ihr hochherzig durch den edelsten Umgang ihr Loos; aber er hielt sie von sich entfernt und nie hat zwischen beiden ein eigentlich ehelicher Umgang stattgefunden.

Um sich sein Schicksal zu erleichtern, warf sich der Prinz nun mit Leidenschaft auf die Wissenschaften. So schrieb er 1738 an seinen früheren Lehrer Duhan: „Ich bin unter Büchern begraben und jage der Zeit nach, die ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und sammle mir, so viel nur möglich, einen Vorrath von Kenntnissen und Wahrheiten." Durch die Dichtkunst, die er besonders liebte, und durch die Philosophie gewann er die Kraft, sich mit heiterm Sinn über das Schicksal zu erheben. Diese Seite seines Characters tritt in seinem späteren Feldherrnleben oft mit erstaunlichem Glanze hervor. Der geniale Geist hatte in der That an der künftigen Größe Friedrichs nicht mehr Antheil als die Schule seiner Prüfungen.

Nach seiner Vermählung am 12. Juni 1733 wurde sein Loos erträglicher, obschon die Pflicht des Gehorsams gegen den strengen königlichen Vater keinesweges geschmälert werden durfte. Er erhielt einen eigenen Hofstaat, angemessene Würden bei der Armee, aber hätten nicht sein geistiges Streben und die Art seines Umgangs mit Künstlern, Dichtern, Philosophen, Pädagogen und geistreichen Staatsmännern ihn als eine ungewöhnliche Erscheinung bezeichnet, so würde von ihm als Prinzen kaum noch viel gesprochen worden sein.

Die kriegerischen Talente Friedrichs waren bis dahin wenig hervorgetreten. Als Befehlshaber eines Regimentes erwarb er sich den Ruhm, daß sein Regiment eines der schönsten des preußischen Heeres sei, aber er hatte nur den väterlichen Beifall zu erwerben gesucht und ihm selbst galt das Lob wenig, weil es sehr äußerliche Dinge betraf. Darüber schrieb er an Voltaire: „ich wünschte,

mein Regiment verdiente für Thaten und nicht für seinen Aufputz Lob. Die bestäubten Krieger Alexanders des Großen, die Griechenland und Asien eroberten, dünken mich schöner."

Seine Geistesbildung machte, daß er auch in Militärsachen stets das geistige Element aufsuchte und es weit über alle Aeußerlichkeiten stellte. Als er 1734 mit einem Hilfscorps in das österreich'sche Lager vor Philippsburg ging, erkannte er sofort die unrichtige Belagerungsanlage und bezeichnete seinen vertrauten Begleitern das Arrangement, durch welches die französische Armee unzweifelhaft geschlagen werden müsse. Dabei entging ihm die schlechte Tactik und Bekleidung der Oesterreicher nicht, und es ist gewiß, daß er hier Beobachtungen und Vergleiche machte, die ihn zu seinen späteren großen Unternehmungen ermuthigen halfen.

Vor Philippsburg versuchte Friedrich zum ersten Male seinen Muth. Oesterreich'sche Berichte erzählen, daß er im heftigen Kugelregen, der rings um ihn her die Bäume niederschlug, das Gespräch mit einigen Generalen so gleichmüthig fortsetzte, als ob ihn durchaus keine Gefahr bedrohe. Der alte Prinz Eugen, der die österreich'sche Belagerung leitete, ergoß sich über Friedrich in einem großen Lobspruche gegen dessen Vater, der ebenfalls in das Lager kam. Nichts hätte den König mehr erfreuen können. Dem Prinzen indessen erregte dieses Lob nicht, da er in dem alten Eugen das nicht gefunden, was er erwartet hatte. Er selbst schrieb: „Eugen war nur noch der Schatten eines Helden und Feldherrn."

Nach der Rückkehr aus dem Lager vor Philippsburg widmete sich Friedrich ganz wieder geistigen und wissenschaftlichen Geschäften, namentlich philosophischen Betrachtungen über Politik und Staatsleitung. Bereits in seinem 18. Lebensjahre hatte er sich zum Staatsschriftsteller erhoben und in einer Abhandlung über „Preußens Zukunft" (so war die Ueberschrift) vertrauten Freunden gezeigt, daß Preußen in ihm einen denkenden, geistreichen und großen König zu erwarten habe. Jetzt (1736) trat er als Schriftsteller öffentlich hervor durch eine Abhandlung über die „Regentenpflichten", in der er Gerechtigkeit, Milde und Treue als die erhabensten darstellt. In dieser Schrift macht er namentlich den deutschen Fürsten Liebe zur Nationalität und Patriotismus zur heiligen Aufgabe, Oesterreich aber die Aufopferung Lotharingens, des Elsaß und anderer schöner deutscher Länder zu bitterem Vorwurf. Eine neue Schrift erschien von ihm kurz vor seiner Thronbesteigung unter dem Namen Antimacchiavell. Er beweist in derselben, daß das Wohl des Volkes die Aufgabe der Regenten ist, daß der Fürst, von dem Volke ursprünglich gewählt, sich als dessen ersten Diener und den berufenen Anwalt der Armen zu betrachten, darum aber seine königliche Würde in Vernunft, Rechtssinn, Milde,

Mitgefühl zu zeigen habe. Er stellt Grundsätze in dieser berühmten Schrift auf, von denen gerade das Gegentheil bis dahin gegolten hatte, und verwirft Machtvollkommenheit und Willkür, die von den Fürsten jener Zeit als Vorrechte geübt wurden, als die schwersten Laster. Die Schrift wurde schnell in alle Sprachen übersetzt und Europa blickte erwartungsvoll auf Preußens Thron, den der Verfasser jener Schrift, der Verkündiger so ungewöhnlicher Grundsätze und Lehren, so eben zu besteigen im Begriffe war.

Am 31. Mai 1740 starb der König Friedrich Wilhelm. Er hinterließ seinem Sohne einen für jene Zeit musterhaft geordneten, durch dauernden Frieden bereicherten Staat von 2275 Quadratmeilen mit 2,240,000 Bewohnern, dazu einen Schatz von 8,700,000 Thalern und ein Heer von 72,000 Mann, welches für das beste in Europa galt.

Fünf Monate später, am 20. October, starb der deutsche Kaiser Karl VI. Er hinterließ seiner Tochter einen großen, aber durch Länderverluste, Kriege, schlecht controlirte Verwaltung und Habsucht der Geistlichen und Beamteten destruirten und verarmten Staat mit einem Schatze von 100,000 Gulden und einem Heere von wenig über 30,000 Mann, welches so eben schmachbedeckt aus Ungarn zurückgekehrt war, wo es die Türken in vollem Besitze ihrer Eroberungen hatte lassen müssen.

Das waren zwei Erbschaften von sehr verschiedener Art, aber auch zwei Thronbesteigungen von sehr verschiedener Art. Friedrich bestieg den Thron in dem Bewußtsein vollster Berechtigung, eines gesicherten Besitzes und inniger natürlicher Verbindung mit seinem durch Nationaleinheit eng vereinigten Volke; Maria Theresia dagegen in dem Gefühle angefochtener und zweifelhafter Berechtigung, unsicheren Besitzes und erzwungener Verbindung mit Völkern von sehr verschiedener und feindseliger Nationalität. Eins nur brachten beide in gleichem Maße mit auf den Thron und das war Geistesgröße und Characterkraft.

4.

Entwickelung des ersten Schlesischen Kriegs.

Unter Friedrich Wilhelm war das preußische Heer fast nur ein Schmuck des Staates gewesen. Der König Georg von England hatte die Herstellung eines so glänzenden Heerwesens oft als eine närrische Leidenschaft des Königs bespottelt. Sah man das berühmte potsdamer Riesenregiment an, so konnte

man freilich nicht zweifeln, daß dem Könige eine leidenschaftliche Soldatenliebe eigen war; wohl hatte ihm auch seine politische Einsicht gesagt, daß Preußen ein starkes und tüchtiges Heer nöthig habe. Frankreich, die scandinavischen Reiche und Rußland durften zur Zeit wohl kaum gefürchtet werden, vielmehr Polen und Oesterreich, welches letztere Besorgniß wegen Preußens Erstarken hegte und wiederholt die Absicht kundgegeben hatte, diesen Staat bei passender Gelegenheit in beschränktere Grenzen zurück zu drängen. Auf jeden Fall nahete eine Zeit, die Preußens Stärke auf die Probe stellte, und wäre der Anstoß nicht von Preußen selbst ausgegangen, er würde gewiß von der andern Seite gekommen sein.

Ein Heer, wie das von Friedrich Wilhelm I. geschaffene, konnte in der Hand Friedrichs II. unmöglich lange unverwendet bleiben. Ruhm war ein Seelenverlangen des Königs, das sich oft in seinen Briefen und öffentlichen Schriften ausgesprochen hat. Aber auch dem philosophischsten Könige wird der Kriegsruhm besonders erhaben erscheinen; und lobenswerth genug, wenn er ihn nur da sucht, wo gerechte Gründe den Krieg entschuldigen.

In den ersten Monaten von Friedrichs Regierung mangelte noch die Gelegenheit von dem Heere Gebrauch zu machen. Eine einzige kleine Verwendung erhielt es gegen den Bischof von Lüttich, der sich in der preußischen Baronie Herstall Rechte angemaßt hatte. Friedrich schickte ihm sofort 1600 Mann Soldaten auf den Hals und zeigte damit die Energie, mit welcher er seine königlichen Geschäfte zu betreiben beabsichtigte.

Gegen diese gerechte Handlung hatte das deutsche Kaiserhaus zu protestiren sich erlaubt. Es lag in seiner Gewohnheit dem Nachtheile Preußens Vorschub zu leisten. Aber das Kaiserhaus hatte zu wenig die Natur des jungen Königs studirt, zu wenig untersucht, wie viel oder wenig er seinen Vätern gleiche, die noch im alten System gebildet waren, welches dem Kaiserhause Ehrfurcht zuerkannte um seiner phantastischen mittelalterlichen Würde willen. Es würde sich sonst gewiß gern gehütet haben, den jungen König Friedrich mit einer solchen Reizung zu berühren. Seine freie Denkungsweise haßte das Veraltete, und hielt er in dieser schon das Kaiserhaus für ein unmodernes Kleidungsstück, das Deutschland um Wohls und Würde willen gründlich umändern oder wegwerfen sollte, so wurde er insbesondere durch jene Reizung an das wiederholte Unrecht erinnert, welches Preußen unter seinen letzten Ahnen vom Kaiserhause erfahren hatte. Ueber die durch das Kaiserhaus erzwungene Zurückgabe Pommerns an Schweden hatte nicht bloß der große Kurfürst die Zähne geknirscht, über die vom Kaiserhaus erzwungene Zurückgabe von Schwiebus hatte nicht bloß der Kurfürst Friedrich III. die Zähne geknirscht, über das gebrochene Versprechen wegen der Jülichschen Erbschaft hatte nicht bloß der König Friedrich

Wilhelm I. die Zähne geknirscht, über die Nichtausantwortung des für wiederholte Kriegshilfe versprochenen Ostfrieslands hatten nicht nur sämmtliche Regenten Brandenburgs und Preußens seit dem großen Kurfürsten die Zähne geknirscht, sondern über alle diese Treulosigkeiten knirschte jetzt Friedrich II. Er bestieg den Thron seiner Väter mit größerer Kenntniß der Geschichte seines Reichs als diese, und mit einem freieren Urtheil über Werth und Wesen des Kaiserhauses. Seine Pläne gegen dasselbe waren längst entworfen. Lange vor dem ersten Schlesischen Kriege schrieb er: „eine Kleinigkeit wie der Tod des Kaisers kann mich nicht alteriren; es handelt sich dann nur um Ausführung der Entwürfe, die sich längst schon in meinem Kopfe bewegt haben.“ Nach des Kaisers Tode schrieb er in einem anderen Briefe, „die Zeit ist da, wo das alte politische System *) beseitigt werden muß; der Stein ist losgerissen, der Nebukadnezars aus vielerlei Metallen **) geformtes Bild überrollen und in Stücke legen wird.“

Man sieht daraus, daß Friedrich sein Unternehmen gegen Oesterreich längst durchdacht hatte und der Rächer sein wollte, auf welchen der große Kurfürst, Kurfürst Friedrich III. und sein Vater prophezeiend hingewiesen hatten. Auch der Rächer Deutschlands sein zu wollen für die schönen durch die Unfähigkeit des Hauses Oesterreich verlorenen Länder, konnte ihm wohl nicht in den Sinn kommen und, hierauf sich beziehend, mußte er wie sein Urgroßvater sagen: „das ist für meine Nachkommen bestimmt.“

Zur rechten Zeit, als Friedrich eben mit den Neuerungen und Verbesserungen im Innern seines Staates fertig war, starb Kaiser Karl VI. (20. October 1740). Es war vorauszusehen, daß verschiedene Staaten, und namentlich Baiern und Kursachsen, gegen die pragmatische Sanction, die sie nicht anerkannt hatten, Einspruch erheben würden. Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern stammte nicht nur selbst aus den Kaiserhause, sondern war auch mit einer Erzherzogin vermählt. Auch die Gemahlin Augusts des Starken von Polen und Kursachsen war eine Erzherzogin, und beide Fürsten behaupteten, daß ihre Gemahlinnen im Erbrechte Maria Theresia vorgingen. Nicht genug dessen, erhoben nun auch Spanien und Sardinien, obschon sie bereits durch Länder abgefunden waren, ihre Stimme als berechtigte Miterben. Frankreich und England meinten es aber nicht ernst mit den übernommenen Schutze der pragmatischen Sanction, und Preußens Verpflichtung war erloschen, da ihm der Kaiser die Jülich'sche Erbschaft veruntreut hatte.

---

*) Er meint die Oberhoheit des Kaiserstuhls und die Ehrfurcht vor diesem veralteten götzenhaften Wesen.

**) Spielt hier auf die Nationalitätenmenge in Oesterreich an.

So schien es, daß Oesterreich den Kampf mit vielen Feinden werde bestehen müssen. Friedrich fand diese Situation, die er voraus gesehen, für die Unternehmung durchaus vortheilhaft. Rascher als die anderen Feinde Maria Theresias ging er bewaffnet vor, als jene ihren Streit noch mit der Feder führten. Er hatte daher zwar zu fürchten, den Kampf mit der ganzen österreichischen Armee aufnehmen zu müssen; doch war dies für ihn kein Grund, das Unternehmen aufzuschieben.

Jeder Krieg wird zum kriegerischen Raubzuge, wenn ihm die Berechtigung durch moralische Gründe fehlt. Friedrich II. würde schwerlich einen unbegründeten und unberechtigten Krieg haben unternehmen mögen, und hätte er dadurch die schönsten Ziele für Deutschland und sein eigenes Reich erreichen können. Allein er hatte, wie wir wissen, der Gründe nur zu viele. Und einen solchen, den wir bisher noch unerwähnt gelassen haben, machte er zu seinem casus belli: Wie in letzter Zeit mit Jülich, Cleve und Berg, so hatte es Oesterreich seit lange auch mit mehreren Herzog- und Fürstenthümern Schlesiens zu Ungunsten Preußens getrieben. Durch Kauf war 1523 das schlesische Herzogthum Jägerndorf in die Hand Markgrafs Georg von Brandenburg-Franken gekommen, desgleichen durch Einlösung 1526 die Herrschaften Beuthen und Oderberg. Der Markgraf hatte darüber die böhmische Belehnung und kaiserliche Bestätigung in aller Form erhalten. Da ein späterer Erbe von Jägerndorf bei dem Ausbruche des dreißigjährigen Kriegs sich an den Unternehmungen gegen Oesterreich betheiligt hatte und darum in die Reichsacht gefallen war, so behandelte der Kaiser das Herzogthum, obschon es in den Händen eines Sohnes des Geächteten war, wie ein confiscirtes Gut und verschenkte es. Das war, da Jägerndorf ohnhin ein Stammlehn war und also an das brandenburg'sche Stammhaus hätte zurückfallen müssen, eine Verletzung der Reichsgesetze und eine ungerechte Anmaßung des Kaisers. Darum protestirte auch der große Kurfürst 1642 energisch gegen diese kaiserliche Handlung und immer wiederholt forderte Brandenburg, später Preußen, daß Herzogthum zurück. Das Kaiserhaus gestand die Berechtigung dieser Forderung zu und versprach dafür eine entsprechende Entschädigung; allein wie immer blieb es bei dem Versprechen, und Brandenburgs Mühen, Jägerndorf zurück zu erhalten, war vergeblich.

Andererseits hatte Brandenburg durch Erbverbrüderung mit dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1537 das Erbrecht auf dessen Länder erhalten, wurde aber 1665 vom Kaiser durch nichtigen Vorwand vom Antritt des Erbes abgehalten. Der Kaiser behielt die Länder und versprach dafür als Entschädigung, wie schon erwähnt, Ostfriesland. Allein weder Ostfriesland noch jenes Erbe konnte Brandenburg erlangen und sah sich daher

wieder getäuscht. Kurfürst Friedrich III. forderte das schlesische Erbe mit größter Energie, aber der Kaiser drohete ihm den Mund mit einem Kriegsheere zu schließen, und so mußte Brandenburg das Unrecht tragen und des prophetisch angekündigten Rächers warten.

Schlesien war für das Königreich Preußen viel wichtiger als Ostfriesland oder Jülich, Cleve und Berg, die später doch an Brandenburg kommen mußten. Auf diese sämmtlichen Länder Anspruch zu machen, schien dem einsichtsvollen jungen König gefährlich, weil es eine Besetzung derselben und eine Theilung des Heeres und Kriegsschauplatzes erfordert haben würde. Er beabsichtigte darum zunächst nur seine Rechte auf Schlesien geltend zu machen.

Schon war das Heer marsch- und kriegsfertig, als König Friedrich, drei Wochen nach des Kaisers Tode (im November 1740), eine Gesandtschaft nach Wien abfertigte und die Herausgabe von Schlesien fordern ließ. Zwar hatte er nur auf die früher bezeichneten Theile Schlesiens gerechten Anspruch, meinte aber, da diese gerechten Besitzthümer seinem Hause über ein Jahrhundert lang von Oesterreich vorenthalten worden waren, so dürfe er den Rest Schlesiens wohl als gebührendes Zinsenquantum fordern. Er hoffte, daß Ueberraschung und die Gefahr, in welche Oesterreich durch die Feinde der pragmatischen Sanction versetzt war, ihre Wirkung bei der jungen Maria Theresia haben und diese zum Zugestehen seiner Forderung bewegen werden; doch hatte er sich auf das Aeußerste vorbereitet, sei es um durch kriegerische Drohung seiner Forderung Nachdruck zu geben, oder wirklich einen Krieg zu unternehmen.

5.

Vorbereitung zum ersten Schlesischen Kriege.

Zwar hatte der König gleich nach seiner Thronbesteigung und wiederholt absichtlich Aeußerungen fallen lassen, die seine gegen Oesterreich und auf Schlesien gerichteten Absichten kundthaten, doch hielt er es der Klugheit und Vorsicht angemessen, jetzt, wo es zur That kommen sollte, Oesterreich über den wahren Zweck seiner Rüstungen wieder ins Ungewisse zu versetzen. Er ließ darum die nach dem Rhein führenden Heerstraßen ausbessern und dirigirte selbst einige Truppentheile westwärts. Es verbreitete sich nun das Gerücht, daß Friedrich Jülich, Cleve und Berg besetzen wolle, ja es wurde selbst behauptet, die preußischen Rüstungen gälten Frankreich. In Frankreich selbst entstand Besorgniß und die dortige Regierung hielt es für nicht überflüssig, sich durch

einen außerordentlichen Gesandten, den Marquis de Beauveau, über die wahre Lage der Dinge unterrichten zu lassen.

Maria Theresia war viel zu klug, sich über Preußens Absichten zu täuschen; mochte aber nimmer glauben, daß dieser kleine Staat den Muth haben werde, das große Oesterreich kriegerisch anzugreifen, und darum verstärkte sie die schlesischen Garnisonen nicht.

Und eben das hatte Friedrich durch seine westwärts gerichteten Truppenmärsche bezweckt. Ob statt dessen Maria Theresias Selbsttäuschung den Zweck hatte erreichen lassen, konnte dem Könige sehr gleichgiltig sein. Genug, jene Truppen erhielten Contreordre und die ganze Armee den Befehl nach Schlesien aufzubrechen. Das geschah im Anfange des Decembers 1740. Mit Besorgniß hatte Friedrich bemerkt, daß sich in der Armee eine Partei befand, die noch von den alten Vorurtheilen für das Kaiserhaus angesteckt war. Um diese Partei von ihrem Unmuthe zu befreien, hielt er vor den versammelten Offizieren eine kurze, höchst glänzende Abschiedsrede, die sofort die höchste Begeisterung über alle Theile des Heeres verbreitete.

Vor Mitte Decembers befand sich die preußische Armee an der Grenze Schlesiens und am 15. traf der König bei ihr ein, Beweises genug, daß sie hier nicht unthätig stehen bleiben sollte, bis etwa Maria Theresias Bescheid von Wien angelangt sein werde. Dies würde lange gewährt haben, denn der König hatte es so eingerichtet, daß sein Gesandter zur gleichen Zeit in Wien eintraf, wo sein Heer den schlesischen Boden betrat. Damit wollte er sein unbestreitbares Recht zeigen und Maria Theresia zu erkennen geben, daß sie in dem Bescheide auf seine Forderung durchaus keine Wahl habe.

Aber er irrte sich in dem Character dieser jungen Fürstin. Noch ganz erfüllt von den Hoheitsvorurtheilen ihres Hauses, war sie aufs Empfindlichste durch des Königs so kühnes und freilich sehr rücksichtsloses Verfahren verletzt. Friedrich wußte wohl, daß Brandenburg, wie später Preußen, bisher nur bittend vor dem Kaiserhause erschienen war; er wußte aber auch, daß es auf diese Weise nichts erreicht hatte.

Als der königliche außerordentliche Gesandte Graf von Gotter vor Maria Theresia erschien, war diese schon über den Einmarsch der Preußen in ihre Staaten unterrichtet und kannte sogar die Proclamation, die der König von Preußen an die Schlesier erlassen hatte, in der er sie als seine Unterthanen betrachtet und versichert, daß sie von ihm nur Schutz, keineswegs aber in irgend einer Hinsicht Druck und Verletzung zu erwarten haben.

Nachdem Maria Theresia die Forderungen und Anträge des Königs von Preußen vernommen, gab sie ihr Staunen zu erkennen, wie ein solcher Fürst, der als Erzkämmerer ihren Vorfahren das Waschbecken zu reichen gehabt habe, es wagen

könne, ihr Bedingungen vorschreiben zu wollen. Genug, sie beschied in solcher Weise, daß der Krieg nun auch von Seite Oesterreichs erklärt und entschieden war.

Muth und Festigkeit dieser jungen Fürstin verdienten ohne Frage die höchste Bewunderung, und der übertriebene Stolz, der sich dabei ausdrückte, war als ein Erbstück des habsburg'schen Kaiserstammes an ihr wohl zu entschuldigen. Sie kannte wohl die großen Vortheile, in denen sich König Friedrich jetzt befand, sie wußte, daß sie in Schlesien kaum so viel Truppen hatte, als der Wachtdienst in den Garnisonstädten erforderlich machte, sie wußte, wie schwer es war, in ihren weitschichtigen Staaten ein ansehnliches Heer auf die Füße zu bringen, zumal dies durch Werbung geschehen mußte, sie wußte, daß sie auch von ihren anderen Feinden, und namentlich Baiern, etwas Anderes nicht zu erwarten habe als Krieg, sie wußte, daß auch von Bundesgenossen nichts zu erwarten sei, und selbst Frankreich eher zu ihren Feinden als ihren Freunden gerechnet werden müsse; doch blieb sie fest in dem Entschlusse, auf die Bedingung einer Landabtretung mit Preußen keine Versöhnung einzugehen. Die Festigkeit ihres Entschlusses gab sie in der höhnenden Art ihres aus vier Paragraphen bestehenden Bescheides kund, in welchem sie — freilich mit gänzlicher Verkennung der neuen Verhältnisse — den König Friedrich empfinden ließ, daß er doch eigentlich nur ein Vasall ihres Hauses sei.

Beide Monarchen irrten sich in der That ganz in einander. Hatte Friedrich nicht geglaubt, in Maria Theresia einen so festen Mannescharacter zu finden, so hatte Maria Theresia wohl auch nicht geglaubt in Friedrich einen Gegner zu haben, der jeden Pfeil doppelt vergalt und Kühnheit mit größerer Kühnheit überbot.

Ihre Lage nicht verkennend, mühete sich Maria Theresia auswärtige Bundesgenossen zu erlangen. Aber auch da war ihr meist der König Friedrich von Preußen zuvorgekommen, so besonders am russischen Hofe. Sobald der Thronwechsel in Rußland stattgefunden, hatte der König einen Gesandten zur Beglückwünschung der Thronerbin nach Petersburg mit dem Auftrage abgefertigt, dabei schleunigst ein preußisch-russisches Bündniß zu Stande zu bringen. Und das war am 27. December durch den preußischen Major von Winterfeldt und den russischen Chefminister Grafen von Münnich bereits geschehen, als der österreichische Gesandte Marquis von Botta mit einem gleichen Auftrage eintraf.

Nur von England, welches es mit seinem Versprechen hinsichtlich der pragmatischen Sanction gewissenhafter nahm als Frankreich, und von Kursachsen, obschon dessen Fürst durch die pragmatische Sanction geschädigt zu sein glaubte, konnte Oesterreich Beistand hoffen. Aber diese Staaten waren

noch gar nicht gerüstet, und König Friedrich säumte nicht alle Vortheile zu ergreifen, ehe der Feind ihm seine volle Kraft zeigen konnte.

Wie erwähnt, traf der König Friedrich am 15. December bei der Armee ein. Als zu seinem Empfange in dem Städtchen Krossen geläutet wurde, brach das Thurmgerüst und die große Glocke stürzte herab. Friedrich kannte den Aberglauben seiner Zeit und um diesem keine böse Wirkung zu lassen, rief er aus: „das bedeutet, daß Oesterreich fallen wird, weil es sich zu hoch gestellt hatte." So war das Ereigniß gedeutet, und es konnte daraus kein böses Omen für Preußen geformt werden. In ähnlicher Weise schnell besonnen, hatte Cäsar einst, als er bei der Landung in Afrika gestrauchelt und niedergefallen war, ausgerufen: „Afrika, ich habe dich."

Am 16. December rückte die preußische Armee, 28,000 Mann stark mit 32 Geschützen in Schlesien ein. Ihr nächstes Ziel war Breslau, aber sie mußte auf verschiedenen Wegen marschiren der leichteren Verpflegung und des besseren Fortkommens halber. Die Wege waren bodenlos, das Wetter unerträglich. In einer Niederung mußte die Armee vier Meilen weit in Morästen und oft bis zum Gürtel im Wasser waten. Dennoch war die Stimmung eine heitere, da man den König alles Ungemach theilen sah. Manche Dörfer waren von ihren Bewohnern verlassen, in anderen hatte man den Worten der königlichen Proclamation getraut und empfing die Truppen freundlich. Da diese alles, was sie forderten auf strengsten Befehl des Königs gewissenhaft bezahlten, so ging der Armee sehr bald der Ruf vorzüglicher Mannszucht, dessen sich das österreichische Heer nicht einmal im eigenen Lande erfreute, voran, und dies erleichterte dem Könige Friedrich die Besetzung Schlesiens außerordentlich. Dabei kam er zu vielen protestantischen Gemeinden, die bisher von der österreichischen Regierung unsäglich bedrückt und mißhandelt worden waren, als ein wahrer Messias. Er brachte ihnen sogar protestantische Geistliche mit, deren sie so lange hatten entbehren müssen.

Die meisten der kleinen Städte öffneten willig die Thore. Nur einige leisteten Widerstand, oder gaben sich wenigstens — oft in drolliger Weise — den Schein Widerstand leisten zu wollen. So erklärte der Bürgermeister von Grüneberg in voller Rathsversammlung dem preußischen Offiziere, welcher die Oeffnung der Thore forderte: „er werde den Schlüssel zur Stadt nimmer und um keinen Preis aushändigen, aber er wolle ihn auf den Tisch legen, und wenn ihn da der Herr Offizier wegnehme, so möge er es auch verantworten." Natürlich langte der Offizier fröhlich zu, öffnete alsbald die Thore, und somit war Grüneberg drollig genug erobert und hinfort preußisch.

Nach einem fürchterlichen Marsche durch Morast, Wasser und unter Schnee, Sturm und Regen langte Friedrich mit 14 Bataillons und 15 Escadrons vor

Glogau an. Diese Festung hatte sich zur Zeit der polnischen Herrschaft, und zwar schon im fernen Alterthum Ruhm erworben. Sie mochte auch jetzt nicht unrühmlich fallen. Der Commandant, Graf von Wallis, erklärte sich aufs Aeußerste vertheidigen zu wollen und traf dazu alle Anstalten. Dem König Friedrich konnte nichts daran liegen, sich hier mit einer Belagerung aufzuhalten, die bei der gänzlichen Unbrauchbarkeit der Wege und bei der Schwierigkeit Belagerungsgeschütze nachzuschaffen äußerst langweilig geworden sein würde. Glogau, nur auf zwei Monate mit Nahrungsmitteln versehen, mußte ja doch nach einer kurzen Cernirung fallen. Der König ließ also zunächst die Zuzüge der Stadt sperren und dann eine völlige Cernirung eintreten, als zu diesem Zwecke neue Truppen unter dem Befehle des Herzogs von Holstein und des Prinzen von Hessen eingetroffen waren.

Während dessen hatte sich der König mit den Civilbehörden der Herzog- und Fürstenthümer Sagan, Liegnitz, Wohlau und Jauer in Vernehmen gesetzt und sie völlig auf seine Seite gebracht. Selbst die Jesuiten erwiesen sich dem Könige gefällig, wenn auch gegen ihren Willen; genug, daß ihm seine Besetzung Schlesiens von Seiten der Einwohner ganz entschieden sehr erleichtert wurde.

Der rechte Flügel der Armee, unter dem Befehle des Feldmarschalls Schwerin, war bis zum 25. December über Bunzlau nach Liegnitz vorgerückt. Liegnitz hatte sich das Ansehen gegeben, sich vertheidigen zu wollen. Aber ein kleiner preußischer Trupp hob den Thorposten auf, schloß die Wachmannschaft in ihr eigenes Local ein, und nun zogen, im nächtlichen Dunkel ungesehen, die Truppen in die Stadt, sammelten sich auf dem Marktplatze und verkündeten ihre Anwesenheit den überraschten Liegnitzern dadurch, daß sie mit einem Male ihre sämmtlichen Musikcorps spielen ließen. Häufige derartige Vorkommnisse gaben dem Feldzuge mehr eine heitere als schreckliche Färbung.

Gleicher Zeit rückte der König ohne Rast, aber unter großen Beschwerden, die ihm die Ströme und das Wetter verursachten, auf Breslau vor. Nirgends trat ihm ein Feind in den Weg, und wenn ja irgendwo eine Macht zur Vertheidigung sich bilden wollte, dann blieb die Absicht unausgeführt, weil die österreich'schen Behörden den Kopf gänzlich verloren hatten und nirgends sich ein Leiter und Organisator fand. Zudem schien dem Bürgerstande der Trieb, sich die seitherige Regierung mit Opfern und Mühen zu erhalten, in der That zu fehlen und selbst die katholische Bevölkerung für ihr Oesterreich um nichts besser begeistert zu sein als die mit Recht ganz unzufriedene protestantische.

Es konnte daher die Vertheidigung Schlesiens nur von der militärischen Besatzung des Landes erwartet werden. Diese aber war höchst unzulänglich, denn sie bestand aus nur 12 schwachen Bataillonen gewöhnlichen Fußvolks,

8 Compagnien Grenadieren und 600 Dragonern. Dabei aber war die Besatzung der Festungen Glogau, Brieg und Neiße einbegriffen, in welchen etzteren beiden der Graf Piccolomini und der Baron Roth commandirten. Diese ganze schlesische Truppenmasse stand unter dem Befehle des Generalfeldwachtmeister Grafen von Browne, aber für dessen Specialbefehl blieb von jenen Truppen nicht mehr übrig als 2 Compagnien Grenadiere und die 600 Dragoner, also ein Häuflein, von dem wahrlich nicht verlangt werden konnte, daß es sich der preußischen Armee entgegenstelle.

In dieser Lage schickte das Oberamt zu Breslau eine Staffette nach der andern nach Wien mit der Meldung, daß die Gefahr aufs Aeußerste steige, wenn die Regierung nicht schleunigst Geld und Truppen schicke. Endlich nach ziemlichem Harren kam spät genug der seltsame Bescheid von Wien, man solle Magazine anlegen und Geld dazu werde später geschickt werden. Da das Land keine Vertheidigung hatte, würden diese Magazine in der That nur für die Preußen eingerichtet worden sein. Zum Glück hatte die Regierung kein Geld ihr Versprechen zu erfüllen.

So waren die Schlesier ganz auf sich selbst angewiesen, und es mochte sie freuen, daß sie nun von jeder Verantwortlichkeit frei waren. Es zog jetzt außer den drei Festungen eigentlich nur Breslau noch die Aufmerksamkeit auf sich. Hier hatten die obersten Behörden und die katholische Geistlichkeit eine Art von Patriotismus entzündet. Die Bürger schaarten sich zusammen, es bildete sich neben den Stadtsoldaten eine Miliz, Handwerker, Kaufleute, Künstler, Gelehrte und Beamtete liefen mit Piken und Säbeln umher, Mönche drängten sich allenthalben durch die Mengen und ertheilten Segen, Gaukler verkauften Mittel, welche angeblich dazu dienten, sich kugelfest zu machen, kurz es herrschte ein wildes Kriegerleben; aber nirgends zeigte Jemand Absicht und Geschick, Ordnung in die wirre Masse zu bringen und systematische Vertheidigungsanstalten zu treffen.

Inzwischen verbreitete sich die Nachricht, die Regierung habe die Landescasse aus Glogau abholen und nach Brünn bringen lassen. Die Capitalisten fürchteten nun um ihre Darlehne zu kommen und es brach der Unwille gegen die eigene Regierung los. Da mußte natürlich die Verwirrung in Breslau noch ärger und völlig incurabel werden: die regierungsfeindliche Partei scheute sich nun nicht, nach ihrem Sinne zu handeln.

Diese Verhältnisse begünstigten natürlich die Sache des Königs, der in Eilmärschen über Gläsersdorf und Neumark auf Breslau rückte und schon am 31. December davor eintraf, Er forderte von der Stadt nicht mehr als Neutralität und versprach, nur die Vorstädte zu besetzen. Da nun an eine ernste Vertheidigung gar nicht gedacht werden konnte, ging man auf des Königs

Forderung ein, und derselbe besuchte am 3. Januar die Stadt mit einem glänzenden, aber kleinen Gefolge. Als er das prachtvolle Jesuitencollegium erblickte, sagte er: „wenn die Geistlichen in Oesterreich solche Paläste bauen können, muß freilich der Kaiser ein armer Mann sein.“

Die Bürgerschaft gab dem Könige Feste und der König ihr. So schien ein vortreffliches Vernehmen zu walten. Aber Friedrich merkte bald, daß von dem Oberamte und der katholischen Clerisei, an deren Spitze der Erzbischof Graf von Schafgotsch stand, ein verrätherisches Spiel getrieben wurde. Er hob daher das Oberamt auf und entfernte den Grafen Schafgotsch aus Schlesien. Die Umtriebe dauerten indessen fort. Die preußische Wache am Dome wurde von einem schrecklichen, viehmäßig grunzenden Gespenste angefallen. Der preußische Soldat ließ sich indessen nicht so leicht zu fürchten machen wie ein katholischer Krieger Oesterreichs: er schlug das Gespenst mit dem Kolben halb todt und nun deckten sich auch hier wieder verrätherische Umtriebe der Pfaffen auf.

Am 5. Januar erhielt der König auf einem Maskenballe, den er der Bürgerschaft gab, ein Billet mit der Bemerkung, daß ihm Gefahr drohe. Nun hatte der König genug. Er hatte nicht Lust mit Verräthern und Meuchlern sich herumzuschlagen, versicherte sich der Stadt und setzte seinen Occupationszug fort. Er hatte ein Corps unter dem Herzog von Holstein zur Besitznahme der Städte von der polnischen Grenze abrücken lassen. Er selbst zog mit 4 Bataillonen Infanterie, 20 Grenadiercompagnien, den Gensd'armes und 12 Schwadronen Dragoner weiter auf Ohlau, welches befestigt und von ungarischen Truppen unter einem Obersten Fermentini besetzt war. Der Ort capitulirte am folgenden Tage und die Besatzung erhielt die Erlaubniß, ohne die Festungsgebiete von Neiße und Brieg zu berühren, sich nach Mähren zurückzuziehen.

Bei dieser Gelegenheit gestaltete sich wieder eine sehr bezeichnende Anekdote. Die österreich'schen Truppen überfielen nämlich beim Abzuge die Dörfer und plünderten die Bauergüter aus, so daß die Bauern die preußischen Husaren zu ihrem Schutze herbei holen mußten. Diese vertrieben die Plünderer und arretirten den Obersten Fermentini, der nun als Verbrecher auf die Festung Küstrin geschickt wurde. So mußten die Feinde das arme Volk vor den Truppen der eigenen Regierung schützen. (Gleiches ist auch in dem Feldzuge von 1866 vorgekommen, und es scheint daher, als ob Oesterreich in seinen Civilisationsverhältnissen durchaus keinen Fortschritt gemacht habe).

Während dessen hatte der Feldmarschall Schwerin Schloß und Stadt Ottmachow mit Gewalt genommen und die Besatzung kriegsgefangen gemacht, weil sie während des Waffenstillstandes der Verhandlungen die Feindseligkeiten fortgesetzt hatte. Nachdem noch Jägerndorf, Troppau und Oppeln vom Feld-

marschall Schwerin besetzt worden, befand sich Schlesien mit Ausnahme der drei Festungen Glogau, Neiße und Brieg ganz in preußischen Händen. Belagerungen zu unternehmen gestattete der Winter nicht, es blieb also nichts übrig als die Truppen in Winterquartiere zu legen, dergestalt das Land besetzt zu halten und durch Einrichtung einer preußischen Verwaltung die Hilfsquellen desselben für den Sieger fließen zu machen. Letzteres hatte der König bereits durch Einsetzung eines preußischen Feldcommissariates in Breslau angebahnt. Das Weitere auszuführen, trug er dem Feldmarschall Grafen Schwerin und seinen Commissaren auf; er selbst aber begab sich zurück nach Berlin, um hier den Faden der diplomatischen Geschichte, die jetzt höchst bedeutsam werden mußte, in die Hand zu nehmen und zugleich die Rüstungen für die Fortsetzung des Feldzugs unter seinen Augen ausführen zu lassen. Am 26. Januar traf er in Berlin ein. Die Occupation Schlesiens hatte also nicht viel über einen Monat gedauert.

6.

Die Schlacht bei Molwitz.

Ueberblickte König Friedrich, was er vollbracht, so mußte er zwar eingestehen, daß von großen Thaten nicht die Rede sein konnte, doch aber viel geschehen war. Und das Geschehene war der Besitz Schlesiens. Der Besitz Schlesiens war etwas Großes, und doch war ihm das so leicht geworden, d. h. die Bewohner hatten es ihm so leicht gemacht. Fragte er sich, woher das kam, so mußten vor allem ihm die Unzufriedenheit der protestantischen Gemeinden, dann die Schuldenlast, welche die Kaiser durch ihre ewige Geldverlegenheit dem Lande aufgebürdet hatten, drittens die wilde uncontrolirte Verwaltung und in diesen drei Punkten die hochmüthig fahrlässige, dabei gewissenlose und engherzige Regierung aufstoßen. Ein Geist wie der Friedrichs erblickte nichts, ohne daraus Lehre und Nutzen für sich selbst zu ziehen, und wenn er in der Folge als ein freidenkender, freiheitgönnender, ordnungsstrenger Monarch seinen Staat behandelte und dadurch diesem eine mustergiltige Richtschnur gab, so mögen seine Wahrnehmungen in Schlesien sehr dabei mitgewirkt haben. Das Kaiserhaus hatte in Summa 1133,146,640 Gulden dem kleinen Lande aufgebürdet *), und doch hatte seit 114 Jahren kein Kaiser das werth-

---

*) Siehe „Merkwürdigkeiten der Helden-, Staats- und Lebensgeschichte Friedrichs des Großen“ 1762, II. Theil, Seite 31.

Pfand betrachtet, seit 1626 kein Kaiser Schlesien besucht. So schnöde Behandlung hatte die Liebe des Volkes nicht erwecken können.

Fast nie hatte Oesterreich sich auf seine eigene Kraft verlassen, so auch Maria Theresia sich jetzt um nichts so sehr gemüht, als Bundesgenossen zu gewinnen. Sie stieg selbst bis zu dem kleinen Kurfürsten von Köln herab, der sich aber so wenig gewinnen ließ wie die anderen Mächte außer England, welches zum Schutz der pragmatischen Sanction in der Hoffnung einer Vergrößerung Hannovers mit aller Entschiedenheit für Maria Theresia auftrat. Der Kurfürst von Sachsen, obschon bisher gegen Oesterreich gesinnt, war doch für dessen Interesse bis zu einem gewissen Grade gewonnen worden. Allein Polen hatte sich durch seinen Reichstag, dem der Wille des Königs unterworfen war, gegen jede Theilnahme erklärt, und nur mit seinen sächsischen Erbstaaten sich zu betheiligen, war Friedrich August II. bedenklich.

So hatte der König Friedrich England abzuhalten und Sachsen zu beobachten. Das nöthigte ihn eine Armee von 30,000 Mann aufzuwenden, die er unter dem Befehle des Fürsten von Dessau, des sogenannten alten Dessauers, Stellung zwischen Hannover und Sachsen nehmen ließ, und durch welche er in der That beide Feinde zur Unthätigkeit zwang.

Holland gab sich große Mühe eine Versöhnung zwischen Preußen und Oesterreich zu erwirken; allein aus ihm sprach die Sorge für die Darlehne, die es dem Kaiserthrone gemacht hatte. Und ebensowenig waren die Rathschläge des jetzt mehr zu Oesterreich sich neigenden Rußlands geeignet den Krieg aufzuhalten, in dem nun einmal das jugendliche Monarchenpaar seine Kraft und Trotz zeigen wollte; der König aber hätte ihn um so weniger aufhalten mögen, da er sicher wußte, daß Baiern und Frankreich auf dem Punkte standen, für ihr Interesse gleichfalls zum Schwerte zu greifen und es gegen Oesterreich zu ziehen.

Ende Februars war der König wieder beim Heere in Schlesien. Er hatte es auf 60,000 Mann verstärkt und in einen Stand gesetzt, der eine glückliche Beendigung dieses Kriegs wenigstens wahrscheinlich machte. Von großem Nutzen war es, daß die Festung Großglogau nach zehnwöchentlicher Cernirung eingenommen worden war. So behielt Friedrich keinen Feind im Rücken und konnte sein Operationsheer nicht nur noch verstärken, sondern auch frei verwenden.

Aber auch die Oesterreicher hatten sich in eine bessere Verfassung gesetzt. Der General Graf Neuperg hatte in Mähren eine Armee zusammengezogen oder eigentlich erst gebildet. Der Kern derselben waren die 3000 Mann, welche General Browne aus Schlesien zurückgeführt hatte. Die übrigen dazugetretenen Truppen waren aus allen Nationen Oesterreichs herangezogen, meist neugeworben und ungeübt, ohne Sitte und Intelligenz, dabei aber wild und

kampflustig nach slavischer Weise. Dieses österreichische Heer stand in Stärke dem preußischen nicht nach, und die Mannschaften, die der Feldzeugmeister Graf Palfy dazu gegeben hatte, meist Reiterei, galten für sehr kriegstüchtig, wie denn immer die Ungarn der Ruhm besonderer Kriegstüchtigkeit bekleidet hat.

Oesterreich hatte mit seiner sprichwörtlich gewordenen Vorsicht die Heere ziemlich weit von der Grenze organisirt und gesammelt, Preußen dagegen mit seiner ebenso sprichwörtlich gewordenen Kühnheit jeden Vortheil benutzt, den ihm die übertriebene österreichische Vorsicht zuließ, nämlich den nach Ungarn führenden Hauptpaß, Jablunka genannt, und mehrere wichtige Städte und Grenzgebiete besetzt.

Die Kaiserin, wie despectirlich sie auch den König von Preußen, als den von Gott und Rechtswegen kaiserlichen Waschbeckenhalter, in ihrem Bescheide behandelt hatte, war so in Angst und Sorge, daß die preußischen Observations- und Recognoscirungsdetachements allenthalben hinter der Grenze auf Verhaue, Vermauerungen und Durchstiche stießen, als ob sich Oesterreich hätte nach chinesischer Manier von der Welt absperren wollen. Spione sagten aus, alle böhmischen und mährischen Orte seien von einer wilden Miliz besetzt, die aus Gesindel jeder Art gepreßt und auf die wunderlichste Weise mit Stöcken, Stangen, Pistolen, alten türkischen Säbeln, Hellebarden und ähnlichen Waffen ausgerüstet sei.

Man sah aus allem, Oesterreich hatte die Uniform des Goliath angezogen, aber nicht nach modernem Schnitt. Es hatte sich mittelalterlich gerüstet, wie es vierhundert Jahre früher konnte geschehen sein, aber nicht wie die neue Kriegskunst es erforderte. Friedrich der Große verstand den Werth der Sache zu beurtheilen, von Maria Theresia, wie männlich sonst auch ihre Bildung war, konnte ein Urtheil über solche Dinge nicht gefordert werden und sie mußte glauben, was ihr ihre bezopften Kriegs-Hofräthe als unzweifelhaft darstellten. Denn diese Herren glaubten, daß die Siege des großen Eugen ihrer kriegerischen Weisheit entsprungen seien; daß das Genie eines Eugen auch mit Hottentotten Großes ausgeführt haben würde, war ihnen undenkbar.

Inzwischen hatte Maria Theresia auch den Papst, den ewigen Protector und Assistenten des Kaiserthums zu ihrem Beistande aufgerufen. Eben als der Feldzug die Fortsetzung erfahren sollte, ging ein päpstliches Breve in die Welt, worin gesagt wurde, daß die heilige katholische Kirche am Abgrunde stehe, wenn man dulde, daß ketzerische Fürsten sich ihrer besten Gebiete bemächtigen. Man solle also aufstehen und gemeinsam wie in einem Kreuzzuge die Waffen gegen den König von Preußen ergreifen, der das schöne katholische Schlesien mit frevelhafter Gewalt ohne Rücksicht auf die geheiligte Würde des österreichischen

Hauses und ohne Rücksicht auf die geistigen Hoheitsrechte des heiligen Vaters überfallen und weggenommen habe.

Der König Friedrich ließ indessen gleich darauf erwidern: „Der heilige Vater solle sich so wenig ängstigen, als der gute Katholik in seinem Schlesien. In seinem Staate dürfe Jeder in seiner Façon selig werden, und er werde die katholische Kirche ebenso achten und schützen wie die protestantische, wenn sie sich nur sonst im Staatswesen dem Nothwendigen gehorsam füge.“ Diese Erwiederung befriedigte den gelehrten und geistig dem Könige Friedrich durchaus nicht abgewandten Papst Benedict XIV., und so sah sich Maria Theresia auch von dieser Seite im Stich gelassen.

Vor Beginn des Feldzugs hatte König Friedrich den Orden „pour le mérite“ (für Verdienst) gestiftet. Er kannte die Eitelkeit der Menschen und daß oft große Kräfte, wie Aufopferung, Tapferkeit ꝛc. durch Befriedigung kleiner Schwächen, wie z. B. der Eitelkeit, mächtig gehoben werden. Er sah eine thatenreiche Zeit vor sich, und kein Zweifel war, daß mancher seiner treuen Helfer sich Anspruch auf Lob und Belohnung erwerben werde. Die Stiftung des Ordens pour le mérite hatte daher eine entschiedene Berechtigung.

Als der König zu Ende Februars auf dem Kriegsschauplatze eintraf, hatten bereits einige kleine Zusammenstöße auf der Grenze stattgefunden. Er fand indessen darin kein anderes Resultat als die Ueberzeugung, daß seine Leute angriffslustig waren. Diese gute Stimmung mochte er nicht absterben lassen und legte es daher auf eine baldige große Begegnung des Feindes an. Mit möglichster Beschleunigung wurden nun die Truppen aus den Quartierplätzen an der südlichen Grenze Schlesiens herangezogen und unter dem Festungsrayon von Neiße angesammelt. Es war eine Kühnheit Friedrich's, im Bereiche einer solchen Festung das Kriegsetablissement anzuordnen. Aber gerade mit dieser Kühnheit glaubte er dem Feinde zu imponiren und wir müssen zugeben, daß es einem Genie angemessen war, im Außerordentlichen sich zu zeigen.

Während nun der Federkrieg mit Oesterreich von dem berlinischen Cabinet fortgesetzt wurde, nahm der König die Fäden des Schwertkrieges in die Hand. Zunächst zog er die Armirungstruppen von Brieg heran. Diese Festung kam im Augenblicke außer Betracht, wo es sich um die Entscheidung einer Feldschlacht handelte. Nun wurde nicht versäumt die Verbindung mit dem Corps des Feldmarschalls Schwerin herzustellen und dieses Corps näher heran zu ziehen. Bei der Eile seiner Anstalten sah er bald 30 Bataillone Infanterie, 31 Schwadronen Cavallerie und 5 Regimenter Husaren, die, vielleicht Ziethen zu Gefallen, immer als eine besondere Waffe genannt wurden, vor sich.

Vor dem Abmarsch noch erhielt Friedrich durch Kundschafter die Nach-

richt, daß das österreichische Heer bereits in vollem Marsche auf Breslau sei. Es beabsichtigte zunächst die preußischen Magazine und Waffendepots in Ohlau und dann die schlesische Hauptstadt zu nehmen, ehe noch eine Begegnung mit dem preußischen Heere stattgefunden habe.

Dies war dem Könige Friedrich genug, um sofort aufzubrechen und das feindliche Heer auf dem Marsche und womöglich in der linken Flanke anzugreifen. Er durfte nicht säumen, denn die Oesterreicher hatten bereits einen beträchtlichen Marschvorsprung, so daß ihnen der König weniger entgegen zu gehen als rückwärts nachzueilen hatte. Daher kam der seltsame Umstand zu Tage, daß die Preußen in der Schlacht die Stellung gegen Oesterreich, die Oesterreicher dagegen gegen Schlesien und Preußen gewendet hatten und also beide Parteien ihre Rückzugslinien auf einem Umwege suchen mußten.

Am 10. April war die preußische Armee 24,000 Mann stark in vier Colonnen aufgebrochen und erreichte bis Mittag die Ebene von Popitz, die zu den schönsten, wenn auch nicht größten Schlachtterrains gezählt werden darf. Sie breitet sich bis zu dem Dorfe Molwitz ziemlich gleichmäßig und undurchschnitten aus. In Nordost giebt die Oder und in Südwest eine Bodenerhebung, die sich in weitem Halbkreise von Molwitz bis Popitz zieht, Flügeldeckung. Alle diese Terrainverhältnisse kamen beiden kämpfenden Parteien gleichmäßig zu Nutzen, hier aber mußten die Oesterreicher einen besonderen Vortheil darin erkennen, daß ihr linker Flügel sich auf das Rayon der Festung Brieg, welche an der Oder liegt, stützen konnte, und sie zuerst beherrschende Höhen inne hatten.

König Friedrich war überrascht, die Oesterreicher so schnell ereilt zu haben, die Oesterreicher nicht weniger, sich auf ihrem Marsche von den Preußen festgehalten zu sehen. Ihre Generale saßen eben bei Tafel, als ihnen von den Thürmen zu Brieg die Nähe der Preußen signalisirt wurde. Kaum konnten sie Glauben gewinnen, und mit der Selbstüberschätzung, die sich von dem Kaiserthrone in das österreichische Volk verpflanzt hat, freuten sie sich, daß, wie sie meinten, der kleine Preußenkönig ihnen so dumm in die Hand laufe.

Selbst der Generalissimus Neuperg, an dem noch die ganze Schmach der von den Türken erlittenen Niederlagen und des wahrhaft schmählichen Friedens haftete, der kaum erst der Haft entlassen war, die er wegen seiner schlechten Kriegführung hatte leiden müssen, wurde in die übermüthig heitere Stimmung der Anderen versetzt. Doch waren die Herren verständig genug, schnell zu ihren Truppen zu eilen und ihre Schlachtstellung zu arrangiren. Der Feldmarschall-lieutnant von Römer ließ sofort seine 6 Cavalerieregimenter aus dem Lager von Molwitz nordöstlich in zwei Linien abrücken, und die andern Truppen mußten sich nun zur Bildung des Centrums und linken Flügels durch Aufmarsch so

anschließen, daß die Fühlung mit der rechten Flankendeckung nicht verloren ging.

Dieser Aufmarsch kostete viel Zeit. Aber die Preußen konnten aus der Unbehiflichkeit der Oesterreicher keinen Nutzen ziehen, weil sie selbst noch ungeübt waren und zur Herstellung der Schlachtordnung mehr Zeit brauchten, als ihnen der Eifer des Königs gern vergönnte. Sie waren noch lange nicht in gehöriger Ordnung, als die Schlacht ihren fast planlosen Gang antrat. Die Stellung beider Heere, wie sie sich auf dem Höhepunkte der Schlacht zeigte, war so, daß die Oesterreicher Brieg auf dem linken Flügel und Molwitz im Rücken, die Preußen Hermsdorf auf dem rechten Flügel und Popitz im Rücken hatten, beide Theile aber gleicher Maße südöstlich von beträchtlichen Bodenerhebungen gedeckt waren. Diese Bodenerhebungen gaben der Infanterie eine gute Lehne, so daß Neuperg wie der König den passendsten Platz für ihre Cavalerie auf den der Oder zugewandten Flügeln ersahen.

Beide Schlachtordnungen bildeten einen Bogen und zwar die österreichische einen nach innen, die preußische einen nach außen gekehrt, so daß das österreichische Heer das Ansehen erhielt, als wolle es das preußische umgreifen. Es mußte daher das österreichische Feuer concentrisch, das preußische excentrisch wirken, nnd darin lag der große Nachtheil, der sich auf preußischer Seite die ganze Schlacht hindurch fühlbar machte. Der König sagte später darüber: „Ich habe bei Molwitz die meisten Fehler gemacht, aber ich habe mir dieselben eine Lehre sein lassen, sie nicht wieder zu begehen.“ Der größte Fehler war aber vielleicht der zu große Eifer des Königs, der die Schlacht unternahm, ehe er seine ganzen Kräfte vereinigt hatte; die zehn Schwadronen von Ohlau und das 8000 Mann starke Corps des Herzogs von Holstein hatten nicht mehr Zeit auf dem Schlachtfelde einzutreffen.

Gegen 2 Uhr griffen die Preußen an. Eine Batterie von 60 Geschützen warf auf den rechten Flügel der Oesterreicher einen wahren Hagel von Kugeln. Er traf das Gros der österreichischen Cavalerie, und wollte diese durch das höllische Feuer nicht gerade zu Grunde gehen, so mußte sie zum Angriffe schreiten. Das geschah. Drei schwere Cavalerieregimenter führten einen wüthenden Choc auf die Cavalerie des rechten preußischen Flügels aus. Dieser nicht vorhergesehene Angriff hatte eine betäubende Wirkung, und da er, ehe diesseits Besinnung eintreten konnte, viermal wiederholt wurde, erfolgte ein förmliches Derangement des äußersten rechten Flügels der Preußen. Das Regiment Schellenberg kehrte zur Flucht um und hätte die nächsten Reservelinien über den Haufen geworfen, hätte es der König nicht durch eine verzweifelte Maßregel, nämlich dadurch aufgehalten, daß er ein Bataillon seiner Reservelinie, auf dasselbe Feuer geben zu lassen, drohte. Dies brachte nun zwar das

Regiment Schellenberg wieder zur Haltung, aber es konnte die Nachtheile, die den rechten Flügel betroffen hatten, nicht mehr ausgleichen, und dieser blieb im Weichen und gerieth in eine Unordnung, die höchst gefährlich hätte werden können. Der König, dessen feurige Einbildung ihm alles vergrößert erscheinen ließ, glaubte, daß alles verloren sei, da es ihm nicht gelang, sogleich die Ordnung wieder herzustellen. Vergebens hatte er die Soldaten erinnert, daß Ehre, Staat und ihr eigenes Leben auf dem Spiele stehe. Sie waren nicht zur Vernunft und Ruhe zu bringen.

Inzwischen hatte der Feldmarschall Schwerin wohl bemerkt, daß des Königs allseitiges heftiges Einschreiten die Truppen nur verdutze und die Verwirrung vergrößere. Er bat daher den König sich der Gefahr zu entziehen, das hieß so viel als: das Schlachtfeld zu verlassen und ihm (Schwerinen) das Weitere zu überlassen. Der König aber glaubte diesen Rath dahin verstehen zu müssen, daß die Schlacht verloren sei. Um nicht mit seiner Person das Größte auf das Spiel zu setzen, verließ er also das Schlachtfeld und legte auf seinem dadurch berühmt gewordenen Schimmel, der später scherzweise auch der lange Schimmel oder große Ausreißer genannt worden ist, in einer Tour 14 Meilen bis zu einer Mühle bei Oppeln zurück.

Das war ein sehr seltsames Ereigniß. König Friedrich flüchtete, als ob er seinen Sieg nicht sehen wollte oder sollte, er flüchtete gewissermaßen vor seinem Siege. In Bezug hierauf hat später Napoleon I. die Worte gesprochen: „Wie ganz Anderes sind die Menschen oft, als was sie Anfangs scheinen. Sie selbst wissen nicht was sie sind. So floh Friedrich der Große vor seinem eigenen ersten Siege, während er sich auf seiner weiteren Kriegsbahn als der unerschrockenste, unerschütterlichste und kälteste Held gezeigt hat."

Die Oesterreicher, deren Reiterei ohne Frage Großes leistete, behaupteten sich noch eine Stunde lang in ihrem Vortheile und hatten den preußischen rechten Flügel nicht nur gründlich derangirt, sondern ihn theilweise umgangen. In diesem sehr gefährlichen Augenblicke gab der Erbprinz Leopold von Dessau den Reserven des rechten Flügels den Befehl, Front gegen den österreichischen Flankenangriff zu machen, der theilweise schon ein Rückenangriff war. Zugleich befahl er das Bayonnet aufzustecken und gegen die verwegene österreichische Reiterei diese Waffe zu versuchen. Das war das erste Mal, daß bei den Preußen von dem Bayonnet Gebrauch gemacht wurde, und welch' einen glänzenden Erfolg hatte derselbe. Von einem Bataillon beschossen, von anderen mit dem Bayonnet tractirt, gerieth die feindliche Reiterei sehr bald in furchtbare Bedrängung. Ihr gewaltiger Verlust wirkte erschreckend. Sie mußten sich zur Flucht umkehren. Mehre der am weitesten vorgegangenen Schwadronen konnten aber die preußische Flanke nicht mehr umreiten, sondern

mußten sich durchschlagen, wozu ihnen glücklicher Weise eine Lücke in der preu ßischen Schlachtordnung Gelegenheit gab, die dadurch entstanden war, daß di rechten preußischen Infanteriereserven ihre Fronte verändert hatten. Hätte der österreichische Oberbefehlshaber mit Umsicht operirt, so hätte er diesen Umstand sehr gut zu entschiedenem Verderben des preußischen Heeres nützen können, und es scheint, daß er darauf gedacht habe, denn er ließ in Eile alle nur irgend entbehrliche Infanterie von seinem rechten auf seinen linken Flügel führen. Dies bereitete indessen bei den Oesterreichern nur Unordnung und gab der ganzen Schlachtlinie eine unsichere Haltung.

Die Verluste beiderseits auf diesem Theile des Schlachtfeldes waren groß. Die preußische Infanterie hatte furchtbar gelitten und ein Bataillon der königlichen Leibgarde war fast zu Grunde gerichtet worden. Bei diesem war auch der zweite Sohn des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Schwed, Friedrich, gefallen, desgleichen an der Spitze seines Anfangs über den Haufen geworfenen Dragonerregimentes der General Graf von der Schulenburg.

Der Verlust der Oesterreicher, namentlich an Cavalerie, war noch größer, und ihr Oberbefehlshaber der Cavalerie, von Römer, gefallen.

Indessen stand doch nun die Schlacht wieder. Preußischer Seits wurde nichts versäumt den rechten Flügel vor einem zweiten Unfall zu sichern. Die Intervallen wurden verengt, mehre Bataillone noch auf den Flügel gestellt und die äußerste Position rechts mit einem Infanteriequarré besetzt.

Eine längere Zeit tobte die Schlacht ohne erhebliche Massenbewegung nur durch das Artillerie- und Musketenfeuer. Beide Waffen zeigten sich auf preußischer Seite entschieden überlegen. An Geschützen waren die Preußen nicht nur reicher, sondern verwendeten dieselben auch viel gewandter und zweckmäßiger. Das Kleingewehr der Preußen hatte aber hier durch seine eisernen Ladestöcke eine ähnliche Ueberlegenheit, wie 1866 durch die Zündnadel. Der sogenannte alte Dessauer, Fürst Leopold, hatte diese wichtige Neuerung schon 1698 eingeführt, Oesterreich sie aber nicht nachahmen können, weil die Staatskasse kein Geld dazu hatte. So war die preußische Infanterie längst schon mit Bayonneten versehen, als in Oesterreich darüber nachgedacht wurde, wie die Kosten dieser zweiten Neuerung zu bestreiten sein möchten. So sieht man Preußen im Fortschritte stets Oesterreich voraus, und diesem Umstande hat Preußen sein Emporkommen, Oesterreich sein Versinken zuzuschreiben.

Nachdem das Feuer auf der ganzen Linie längere Zeit ziemlich gleichmäßig fortgedauert und die österreichische Infanterie mit ihren vielfach zerbrochenen Ladestöcken sich sehr untüchtig gezeigt, schritt der Feldmarschall Schwerin zu neuen Evolutionen, wobei er vorzüglich die Bataillone von Bolster und von Winterfeldt, das „Königliche" Regiment und das Regiment von





FRIEDRICH DER GROSSE.

Kleist verwendete. Die österreichische Schlachtlinie wurde dadurch erschüttert und der Generalissimus Neuperg veranlaßt, seine Reserven aufrücken zu lassen und einige Dislocationen zu unternehmen.

Das konnte nicht wohl geschehen, ohne die Schlachtordnung zu benachtheiligen. Diesen Augenblick ersah der Feldmarschall Schwerin, die Armee einen Totalangriff ausführen zu lassen. Er ließ sie mit gefälltem Bayonnet im Sturmschritt unter klingendem Spiel avanciren, und dieses höchst imponirende Maneuvre entschied nun die Schlacht völlig. Die österreichische Infanterie war durchaus nicht mehr zu halten, die Cavalerie, vorher so heldenmüthig, litt an gänzlichem Derangement und konnte den bis dahin noch nicht gekannten Bayonnetangriff unmöglich noch ein Mal annehmen.

So blieb österreichischer Seits nichts übrig als der Rückzug, den wenigstens mit dem Scheine militärischen Anstandes auszuführen jetzt des Feldmarschalllieutenants Neuperg Bemühen war. Abends 7 Uhr waren die Oesterreicher im vollen Abzuge durch Molwitz. Sie suchten auf geradestem Wege den Schutz der Kanonen von Neiße zu gewinnen, was ihnen bei einer nicht zu heftigen Verfolgung gelang. Feldmarschall Schwerin dagegen ließ nordöstlich von Molwitz, auf dem Terrain, welches die Oesterreicher während der Schlacht inne gehabt hatten, ein Lager schlagen und die müden Truppen bivouaquiren.

Die Oesterreicher hatten nach König Friedrichs Angabe 7000 Mann an Todten und Verwundeten, 1200 an Gefangenen, 7 Kanonen und 3 Fahnen verloren. Der Verlust der Preußen betrug 2500 Todte und 3000 Verwundete, auch waren ihnen beim ersten österreichischen Cavalerieangriffe mehrere Geschütze unbrauchbar gemacht worden. Auf österreichischer Seite zählte man die Generäle von Römer und von Göldy, auf preußischer Seite, wie erwähnt, den General von der Schulenburg und den markgräflichen Prinzen Friedrich zu den Todten.

Der König Friedrich erhielt zu seinem frohen Erstaunen die Siegesnachricht am folgenden Morgen durch den Adjutanten des Erbprinzen von Dessau, den Lieutenant von Bülow, und kehrte eilend nach dem Schlachtfelde zurück. Er verheimlichte sich nicht, daß mit dieser ersten Schlacht nicht viel mehr gewonnen war als etwas Uebung und Unerschrockenheit für seine Truppen. Alles hing von dem Fortgange des Feldzugs ab. Vor allem war nöthig, den Truppen Ruhe und sich Zeit zur Entwerfung eines neuen, der nunmehrigen Situation entsprechenden Plans zu verschaffen. Er bezog darum ein Lager bei Strehlen, von welchem aus er die Festungen Brieg und Neiße, die sich noch nicht ergeben hatten, beobachten konnte. Hier wollte er auch den diplomatischen Erfolg seines Sieges beobachten, der sich jetzt noch gar nicht bemessen ließ.

7.

Die Schlacht bei Chotusitz und der Friede von Berlin.

Friedrich war auf das Genaueste über die Anstrengungen unterrichtet, welche Maria Theresia jetzt für ihre Armee machte; und noch war ihre Lage nicht so verzweifelt, daß nicht Friedrich einen schweren Stand gehabt hätte, wenn sie im Stande gewesen wäre, ihre Hilfsquellen so schnell, als es die Kürze der Zeit forderte, auszunützen. Ihre Staaten waren vom Throne alle Zeit mit eben so großer Härte als widerwärtigem Hochmuthe bedrückt worden und zeigten sich daher in allem schwerfällig und widerwillig; natürlich auch das kraftvolle Ungarn, dessen Rechte von den Kaisern gänzlich mit Füßen getreten worden waren. Die Unordnung in der Verwaltung erschwerte zugleich jede Maßregel im Militär-, wie im Finanzwesen. Indessen konnten Gewaltschritte, leicht einen Umschwung bringen.

Der König war daher weit entfernt im Lager von Strehlen auf den Lorbeeren von Molwitz einer langen und behaglichen Ruhe zu pflegen. Er zog immer neue Truppen aus Preußen heran, und indem er hier als Organisator schuf und besserte, ließ er draußen den Krieg im Kleinen durch mehre Streifcorps fortsetzen, damit der Feind nicht Ruhe für neue Arrangements behalte.

In diesem kleinen Kriege zeichneten sich als Führer die Herren von Wurm, Bismark, Winterfeldt und Ziethen aus. Letztere Beide erlangten in der Folge bedeutenden Ruhm und namentlich Ziethen, der seine Kühnheit jetzt schon so weit trieb, mit seinen Husaren durch Mähren bis dicht vor Wien zu streifen.

Indessen traten auch auf österreichischer Seite kriegsmuthige Männer auf, die den Preußen so viel als möglich Schaden zu thun suchten. Vorzugsweise namhaft geworden sind Baroniay und Trips. In dieser Zeit erschien auch das berüchtigte Pandurencorps des bekannten Freiherrn von Trenk. Es bestand aus ungarischem Gesindel und zeichnete sich durch türkische Tracht und Fechtweise, vielmehr aber durch scheußliche Zügellosigkeit aus. Wenngleich keine österreichische Truppe den Ruhm der Mannszucht und moralischen Tüchtigkeit verdiente, so ließ doch das Trenk'sche Corps an Wildheit, Blut- und Raubsucht jedes Beispiel hinter sich zurück.

Nach der Schlacht bei Molwitz betrieb Friedrich mit großem Eifer die Belagerung von Brieg und Neiße, um hier freies Terrain zu gewinnen. Die

Arbeiten vor Brieg leitete der Generallieutenant von Kalkstein mit solchem Glück, daß sich die Festung schon am 4. Mai ergab. Die Truppen unter Piccolomini zogen ungekränkt ab.

Dieses Kriegsglück machte Preußen zu einem wichtigen Factor in den politischen Entwürfen jener Zeit. Daher nahm es nicht Wunder, daß sich Freunde und Feinde Oesterreichs jetzt um den König Friedrich versammelten, die ersteren um ihn zu schonendem Verhalten gegen den bedrängten Kaiserstaat zu bewegen, die anderen um ihn zum Helfer in ihrem Vernichtungswerke zu gewinnen. Dergestalt hatte der französische Minister nicht Unrecht, wenn er sagte, der König Friedrich sei der Schiedsrichter von Europa. Im Lager bei Strehla trafen nach einander die Gesandten Frankreichs (Marquis Valori und Marschall Belle-Isle), Englands (Lord Hynford und Robinson), Dänemarks (von Prätorius), Spaniens (Graf Montijo), Schwedens (Graf Rudenschöld), Rußlands (Baron von Brackel), Baierns (Graf Tureny), Kursachsens (Graf von Bilau) ein. Mit Ausnahme der englischen und russischen Gesandten waren diese Herren alle beauftragt auf Theilung des alten Kaiserstaates hinzuarbeiten und mit dieser Schaar von Feinden hatte der Baron von Schmettau als Vertreter Oesterreichs fast allein den Kampf zu bestehen.

Er hatte vielleicht gefürchtet, daß der König Friedrich sich auf diesem diplomatischen Kampfplatze als den heftigsten Feind Oesterreichs zeigen werde, und doch war dies durchaus nicht der Fall. Der Beobachter konnte leicht entdecken, daß die über Gebühr freche Einmischung Frankreichs und die Gefahr, daß Frankreich in Deutschland Boden gewinne, dem König durchaus nicht angenehm war. Hätte Oesterreich ihm jetzt nur seine Rechte zu Theil werden lassen, er würde sicher einen Theilungsplan, wie er von Frankreich, Spanien und Baiern betrieben wurde, entgegengetreten sein, denn er verlangte eben nur das, was er zu fordern berechtigt zu sein glaubte; aber eine Erniedrigung Deutschlands, wie sie jetzt eben auf dem europäischen Programm stand, war ihm zuwider, wenngleich Deutschland durch Oesterreich Erniedrigung genug erfahren hatte und jede Umgestaltung als ein Gewinn und ein Schritt zu besseren Verhältnissen angesehen werden konnte. Bei dem Verhalten Oesterreichs konnte nun freilich Friedrich der Theilungspartei den Rücken nicht zuwenden, aber er trat ihr nicht direct und entschieden bei, um für die Folge freie Hand zu behalten.

Der Plan war so entworfen: Oesterreich sollte nur Ungarn, Niederösterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain behalten; dem Kurfürsten von Baiern, Karl Albrecht, waren Oberösterreich, Böhmen, Tyrol, der Breisgau und die deutsche Kaiserkrone, dem Kurfürsten von Sachsen, Mähren und Oberschlesien, dem König von Frankreich die Niederlande, Spanien Oesterreichs italienische

Länder Parma und Piacenza und Preußen endlich das bereits eroberte Niederschlesien bestimmt, wogegen es jedoch seine Ansprüche auf Jülich und Berg aufgeben sollte.

So wurde über Oesterreich wie über eine Beute, einen Raub in schmachvollster Weise verhandelt und Frankreich, der Schöpfer und feurigste Förderer dieses Entwurfes zeigte, bis zu welchem Grade sich in der Politik der Großen die Immoralität versteigen dürfe. In der Zeit, als so über Oesterreich verhandelt wurde, schrieb die junge Maria Theresia, die sich Königin von Ungarn nannte, an ihre Schwiegermutter: „Ich weiß nicht, ob mir von dem väterlichen Erbe nur eine Stadt übrig bleiben wird, meine Niederkunft abzuhalten." Und doch entschloß sich diese echte Königin nicht ein Mal dem Könige von Preußen nachzugeben, weil sie, wie sie sagte, ihre Regierung nicht durch eine Verminderung ihrer Staaten entwürdigen wolle. Wären von ihrem Geiste ihre Ahnen belebt gewesen, nie hätte solche Schmach über Deutschland hereinbrechen können.

Dem Könige Friedrich war das räuberische Bündniß, welches nun am 18. Mai (1741) zwischen Baiern, Frankreich und Spanien zu Nympfenburg fest abgeschlossen wurde, äußerst widerwärtig und er trat demselben nicht nur nicht bei, sondern machte auch die bestimmte Forderung, daß die Bewilligung desselben von seiner Seite, als das strengste Geheimniß betrachtet werde. Er wollte sich eben nur die Vortheile, die ihm das Bündniß für seinen Feldzug bringen mußte, gefallen lassen, und diese konnte er freilich um so weniger abweisen, als Maria Theresia den Krieg mit Eifer fortzusetzen beabsichtigte, England ihr Beistand zugesichert hatte und Rußland und Kursachsen über ihr ferneres Verhalten noch ganz zweifelhaft waren. Er hatte in der That zu fürchten in eine sehr schlimme Situation zu gerathen und eilte seine Sache aus eigener Kraft ins Reine zu bringen, ehe sie etwa unter den Einfluß politischer Conjuncturen geriethe. Allein aller Mühe ungeachtet, konnte er es nicht zu einer zweiten Schlacht bringen, da der Graf Neuperg einer solchen aus guten Gründen auswich.

Wie schon erwähnt, flößte das Verhalten des Königs Georg II. von England und Kurfürsten von Hannover solche Besorgniß ein, daß der König sich genöthigt gesehen hatte, ein Corps von 30,000 Mann unter dem Fürsten von Dessau gegen Hannover aufzustellen. Da nun zwei französische Armeen unter den Marschällen Maillebois und Belle-Isle in Deutschland einrückten und dadurch Hannover im Schach gehalten wurde, konnte König Friedrich jenes Beobachtungscorps auf seinen Kriegsschauplatz ziehen. Dieser Vortheil, der ihm jetzt sehr wichtig wurde, bewog den König am 5. Juli dem nympfenburger Bündniß beizutreten, jedoch that er auch dies nur unter der Bedingung, daß es ein Geheimniß bleibe. Man erwartete, daß es nur in Schlesien zu großen

Schlägen kommen werde; allein es blieb bei Drohungen und Schachzügen, da Neuperg zur Offensive keinen Muth, der König aber genug zu thun hatte, seine Verwaltungsarrangements in Schlesien zur Ausführung zu bringen.

Der Feldzug dieses Jahres blieb also ohne große Schlachten und Eroberungen, doch gewann er noch zwei sehr interessante Ereignisse, das eine in Ungarn, das andere in Schlesien. Der Generalissimus Neuperg glaubte nämlich den Krieg durch Wegnahme der Hauptstadt Breslau entscheiden zu können. Da er dem Schwerte weniger als der List vertraute, hatte er sich mit der katholischen Partei, namentlich der Geistlichkeit, und selbst den Nonnen in Vernehmen gesetzt. Der Plan, Breslau durch Verrath wieder in Oesterreichs Hand zu bringen, wurde aber dem Könige Friedrich, der klug genug gewesen war in dem unsichern Lande treue Beobachter auszustellen, mitgetheilt, und nun kam es darauf an, dem Herrn von Neuperg zuvor zu kommen, was am 10. August geschah. Es wurde vorgegeben, daß die preußischen Truppen nur durch die Stadt marschiren sollten. Sobald sie aber in der Stadt waren, machten sie Halt, um als Besatzung zu bleiben. Breslau hatte bisher, wie eine freie Reichsstadt große Bürgergerechtsame gehabt und niemals eine Besatzung, nicht ein Mal eine kaiserliche geduldet. Diese Rechte gingen jetzt verloren, am 4. November ließ sich König Friedrich hier von den niederschlesischen Ständen als Herzog huldigen. Er bestieg den Thron nicht in einem Krönungsornate, sondern in seiner Uniform. Die Soldaten der Stadt wurden als ein besonderes Regiment in die Armee aufgenommen und Breslau als Centralwaffenplatz eingerichtet, was später von großer Bedeutung war.

Die Lage Maria Theresias während dieser Ereignisse war eine schreckliche, und doch hat sich die edle Kaisertochter niemals größer gezeigt als unter dem zerschmetternden Drucke dieser Schicksale. Schlesien war ihr genommen, Baiern, Frankreich, Spanien hatten zum Schwerte gegriffen; und doch war ihre Waffenmacht nicht einmal zulänglich einem einzigen dieser Feinde mit Zuversicht auf Sieg zu begegnen. Ihre alten Truppen waren nicht zahlreich und hatten nirgends Beweise ihrer Tüchtigkeit gegeben, die durch Werbung neugebildeten bestanden größtentheils aus miserabelm Gesindel und flößten nicht das geringste Vertrauen ein, im Schatz war kein Geld, ihre Rathgeber hatten sich nirgends durch Weisheit ausgezeichnet, viel weniger durch die Entschlossenheit, die das muthige Herz Maria Theresias forderte. In dieser trostlosen Lage beschloß sie bei den Ungarn Hilfe zu suchen. Kaum aufgestanden aus dem Wochenbett, eilte sie nach Preßburg, sich krönen zu lassen, versprach die von den letzten Kaisern niedergedrückten Rechte des Landes wieder herzustellen und bewegte am 13. September in einer kurzen aber eindrucksvollen

Rede die Reichsversammlung so, daß diese unter dem begeisterten Rufe: „wir wollen für unsere Königin Maria Theresia sterben", den Beschluß faßte, mit den größten Mitteln den Krieg ihrer Königin zu führen.

Aber auch hier machten sich die Uebel geltend, die Dünkel und Herrschsucht des Thrones in das Chaos des Staatswesens versetzt hatten. Mit Recht wünschten die Ungarn erst ihre zertretenen Rechte wieder aufgerichtet, um eine Garantie derselben zu sehen. Ehe darüber die Verhandlungen gepflogen und Zufriedenheit geschaffen, ehe dann rekrutirt, armirt und exercirt war, hatte natürlich der Feind einen weiten Vorsprung gewonnen. Und in der That war fast halb Oesterreich von ihm besetzt, als die Ungarn ihr Schwert zeigen konnten. (Aehnliches sah man auch im Jahre 1866, ein Beweis, daß das österreichische System sich bis heute nicht wesentlich geändert hat. Auch 1866 und zwar auch als das Unglück schon da war, sprach der Kaiser das Herz seiner Völker an, und versprach ihre entzogenen Rechte als Geschenk ihnen zurück zu geben, obgleich die Wiedergabe eines entzogenen Eigenthums kein Geschenk, sondern eine Pflichterfüllung ist.

Als Maria Theresia erkannte, daß bei der besten Begeisterung doch die Ungarn nicht im Stande waren, Heere sofort herbeizuzaubern, auf der anderen Seite aber die verbündeten Franzosen und Baiern in das Land dringen sah, wurde sie wankend und gab der Bitte ihres Gemahls, den König von Preußen zu befriedigen, um dann die anderen Feinde desto sicherer zu schlagen, in so weit Gehör, als dies nur zum Scheine durch einen Waffenstillstand geschehen sollte. Der Antrag wurde dem Könige zu Klein-Schnellendorf am 9. October durch den englischen Gesandten gemacht. Aber Friedrich konnte nicht getäuscht werden. Er wollte einen definitiven Frieden, nicht aber einen Waffenstillstand mit einem durchaus zweifelhaften Friedensversprechen. Er vollzog daher die Urkunde nicht, sondern schloß alsbald ein noch engeres Bündniß mit Baiern, um Oesterreich zu einem festen Friedensabschlusse zu zwingen.

Im Juni standen bereits die französischen Heere auf deutschem Boden. Nachdem sie sich mit der baierischen Armee vereinigt, waren sie in Oesterreich eingedrungen. Mit leichter Mühe zogen sie bis dicht vor Wien. Dies einzunehmen hätte ihnen wenig gekostet, und wären sie dann nach Ungarn vorgegangen, so würde der Plan der Theilungsmächte sich verwirklicht haben. Allein der Kurfürst von Baiern haschte, wie es bis jetzt die Habsburger gethan hatten, nach dem Gaukelbild der Würde und nicht nach dem reellen Werthe, dem Besitze. Anstatt vorzudringen, wendete er sich seitwärts nach Linz, nahm hier den Titel Erzherzog an und ging dann nach Prag, um sich da die böhmische Königskrone aufsetzen zu lassen. Jetzt hatte er nichts Wichtigeres zu thun, als sich auch mit der nutzlosen Kaiserkrone zu putzen, welchen Zweckes halber er

nach Frankfurt eilte. Auf diese Art gab er seine kriegerischen Vortheile preis und machte es Maria Theresia möglich, sich aus ihrer verzweifelten Lage zu retten. Am 24. Januar 1742 wurde Kurfürst Carl Albrecht von Baiern zum deutschen Kaiser gewählt und am 12. Februar als Carl VII. mit der Krone geschmückt.

Während dessen hatten sich die Ungarn in Stand gesetzt, mit anderen neuen österreichischen Truppen vereinigt, waren in Baiern eingedrungen und hatten im Fluge dieses Land bis München erobert. Am Tage der Krönung des Kaisers zu Frankfurt, zogen die Ungarn in des Kaisers unvertheidigte Residenz ein. Der Kaiser war nun ein Kaiser ohne Land und ein Weltbeherrscher ohne Macht. Würdiger der Krone hätte er sich durch eine männliche Vertheidigung seiner Residenz und seines Landes gezeigt. Er konnte schon jetzt ersehen, daß Frankreich nicht für ihn, sondern für sich arbeitete und daß der alte dünkelhafte habsburg'sche Grundsatz, andere Kräfte auszubeuten und von fremden Opfern die Ehre in Anspruch zu nehmen, sehr gefährlich ist.

Unterdessen hatte der kleine Krieg in Schlesien den lebhaftesten Fortgang gehabt und überall die Ueberlegenheit der preußischen Waffen gezeigt. Ziethen war mit seinen Husaren bis Stockerau bei Wien gestreift, die Festung Neiße hatte sich ergeben, Olmütz war vom Feldmarschall Schwerin besetzt worden, Mähren und ein großes Stück Böhmens war in den Händen des Königs, Glatz fiel am 9. Januar durch den Erbprinzen Leopold von Dessau, und die Preußen gingen vor bis Brünn. Während der vierwöchigen vergeblichen Belagerung von Brünn hatte sich auch der Kurfürst von Sachsen dem Könige angeschlossen. Aber es kam ihm vorzüglich auf die Besetzung der ihm im nympfenburger Bündniß zugesagten Länder an, und da er nach der Eroberung Baierns durch die Ungarn große Zweifel über jenes Bündniß entstehen sah, zog er seine 20,000 Mann wieder zurück, ohne sich jedoch sogleich von jenem Bündniß loszusagen.

Dieser Verlust wurde durch das Corps des alten Dessauers, der nun auch eintraf, aufgewogen und war nicht Ursache dazu, daß der König die Belagerung von Brünn aufhob. Es galt vielmehr, der Armee im Bereiche ihrer Magazine Winterquartiere anzuweisen und sich mit den Bundesgenossen in Fühlung zu bringen. Denn das französische Heer lagerte, unbekümmert um das Schicksal, welches den unbeschützten Baiern wiederfuhr, noch bei Prag. Die französische Politik zeigte sich hier so nichtswürdig wie zu Ludwigs XIV. Zeit. Die Franzosen hatten Ordre sich zu schonen und überall nur die deutschen Heere aneinanderzulocken. Sie waren der Bundesgenosse Baierns, und förderten Baierns Ruin; sie waren der Bundesgenosse Preußens, und wünschten doch, wie wir bald sehen werden, nur Preußens Verderben; sie bekämpften Oesterreich

nur zum Schein, um dadurch den Kampf Anderer gegen Oesterreich zu unterhalten und nach dem allgemeinen Ermatten aufs Billigste ihre Beute ergreifen zu können. Friedrich der Große kannte die französische Politik und verabscheute sie; aber Maria Theresias Hartnäckigkeit zwang ihn sie zu dulden. Er lernte in der soeben bevorstehenden Schlacht wieder ein Kunststück dieser Politik kennen, zeigte gleich danach aber auch, daß er nicht gesonnen war, den französischen Ränken auf deutschem Boden Vorschub zu leisten.

Die Lage Oesterreichs war um vieles besser geworden. Baiern war über den Haufen geworfen, viele Truppen konnten auf böhmischem Boden verwendet werden und Maria Theresia hatte keine Natur, die lange Ruhe ertrug. Ein bei Wien zusammengezogenes Heer von 40,000 Mann wartete nur des Befehls vom Prinzen Karl von Lotharingen und dem Feldmarschall von Königseck. Dieses Heer rückte jetzt (im Anfange des Mai 1742) gegen das des Königs Friedrich an, welches zwischen Sassava und Elbe überwintert und sich bei Chrudim so gestellt hatte, daß es sich nöthigen Falls Fühlung und Verbindung mit dem französischen Heere bei Prag geben konnte. Denn Friedrich rechnete wenigstens einigermaßen darauf, daß, wenn ihn ein sehr überlegenes österreichisches Heer angreifen sollte, die Franzosen die Pflicht der Bundesgenossenschaft nicht ganz unerfüllt lassen würden.

Dem österreichischen Heere waren übertriebene Gerüchte vorausgegangen, die die Oberbefehlshaber wahrscheinlich selbst veranlaßt hatten, um zuerst mit blindem Schrecken einen Angriff zu versuchen. Durch seine Kundschafter indessen erfuhr König Friedrich bestimmt, daß das feindliche Heer 40,000 Mann stark sei, unter dem Befehle des Generals Grafen Bathiany eine sehr starke ungarische Reiterei habe, der Angriff nicht auf die Franzosen bei Prag, sondern auf die Preußen abgesehen sei und die Vereinigung mit dem bei Prag stehenden 12,000 Mann starken Observationscorps des Fürsten Lobkowitz beabsichtigt werde, da man österreichischer Seits gewiß von den Franzosen keine Beeinträchtigung erwarte.

Kaum hatte König Friedrich diese Kunde eingezogen, als er seine Armee aus dem Lager bei Chrudim abrücken und vor Kollin so Stellung nehmen ließ, daß dadurch die Elbübergänge gesperrt und Sachsen und seine Magazine zu Podiebrad gedeckt wurden. So viel als möglich wurden noch Truppen herangezogen und unter Preußens Fahnen 30,000 Mann zusammengebracht, die sich zu drei Divisionen auf 24 Bataillone und 50 Schwadronen vertheilten.

Zum ersten Male stand der König vor einer bedeutend überlegenen Macht. Er war nicht leichtfertig genug, gleich von vornherein auf jede mögliche Verstärkung zu verzichten und forderte daher den französischen Marschall Broglio auf, einen Theil seiner Truppen zu ihm stoßen zu lassen. Broglio wies dieses

natürliche Verlangen mit der Bemerkung ab, er habe dazu keine Ordre, wolle diese jedoch sogleich durch eine Staffette aus Frankreich einholen lassen. Man hatte damals noch keine Eisenbahnen. Was in jener Zeit eine Tour von Prag bis Paris zu bedeuten hatte, ist begreiflich. Die Oesterreicher würden mit der Schlacht schwerlich gewartet haben bis die Ordre von Paris eingetroffen wäre. König Friedrich sah hier eine volle Bestätigung der Verrätherei der französischen Politik und erhielt nach der Schlacht durch den gefangenen österreichischen General Pallant sogar einen Brief an den Marschall Broglio, in welchem der französische Hof demselben die Ordre zugehen ließ, selbst nichts zu unternehmen, sondern den König von Preußen ebenso wie die Königin von Ungarn in dem Kampfe sich zu Grunde richten zu lassen.

Friedrich war also auf sich selbst angewiesen. Sobald er erfahren, daß die Oesterreicher aus ihrem Lager bei Willimow auf Chotusitz gingen, ließ er den Erbprinzen Leopold von Dessau das Gros der Armee auf dem Wege nach Chrudim wieder zurückführen und vor Chotusitz auf einer Hochebene so Stellung nehmen, daß der linke Flügel durch den Dobrowafluß und der rechte durch einen ähnlich starken Fluß mit sumpfigem Ufer gedeckt war. Ein jenen Flüssen ziemlich parallel laufender Bach zog sich zwischen dem linken Flügel und Centrum durch. Das Terrain bot wenige Vortheile und den Nachtheil, daß das preußische Lager, welches sich hinter dem linken Flügel befand, durch Lokalverhältnisse schwach geschützt war.

Am 16. Mai Abends standen sich beide Armeen Auge in Auge. Bei beiden stand der größte Theil der Cavalerie auf dem der Dobrowka zugewendeten Flügeln, weil auf der anderen Seite der Schlachtordnung eine ziemlich gute natürliche Deckung vorhanden war. Der Erbprinz von Dessau und der Generallieutenant Buddenbrock hatten die Schlachtordnung in drei Linien aufzustellen. Während der Nacht führte der König selbst noch einen Theil der Reserven nach, über die er den Befehl behielt. Die Artillerie war in der ersten Linie vertheilt und bestand aus 82 Geschützen. Auf den Flügeln traf der König noch einige Arrangements und säumte dann nicht, gleich in früher Morgenstunde die Schlacht mit einem allgemeinen furchtbaren Artilleriefeuer beginnen zu lassen. Da in der Schlacht bei Molwitz die feindliche Cavalerie sich so furchtbar gemacht, beabsichtigte der König diesmal auf ähnliche Weise dem Feinde zuvorzukommen und gab Befehl mit der gesammten Cavalerie von beiden Flügeln aus anzugreifen. Dieser Angriff wurde von der buddenbrockschen Reiterei und auf dem linken Flügel von den Regimentern Prinz von Preußen, von Waldow und von Bredow mit solcher Bravour ausgeführt, daß die zwei ungarischen Infanterieregimenter Palfi und Veteeß über den Haufen geworfen und fast vernichtet wurden. Die österreichische Cavalerie war desgleichen sehr

derangirt. Dem Feldmarschall Königseck schien viel auf das im Centrum liegende Dorf Chotusitz anzukommen: er ließ es nun mit bedeutenden Infanteriemassen angreifen, um die Preußen hinauszuwerfen. Da die beiderseitigen Infanteriemassen durch Cavalerie unterstützt wurden, entstand um Chotusitz ein anhaltender sehr wüthender Kampf, dessen Gang sich nicht leicht schildern läßt.

Endlich ging das Dorf in Flammen auf und nöthigte die Preußen diese günstige Position zu verlassen, aber es konnte an dem für sie günstigen Stande der Schlacht nun nichts mehr ändern, wenngleich die Unordnung, welche durch den Kampf um Chotsiutz entstand, ein zweites Ereigniß nach sich zog, welches für die Preußen hätte nachtheilig werden können. Chotusitz zu behaupten war preußischer Seits nämlich ein Theil der Cavalerie des linken Flügels verwendet, ein anderer aber zur Unterstützung der Infanterie in den Rücken der Schlachtlinie gestellt worden. Dies bot einem ungarischen Cavaleriereggimente Gelegenheit zu einem Flankenangriffe. Dieser war noch nicht ausgeführt, als den Ungarn das nahe preußische Lager in die Augen fiel. Auf dieses stürzen sich nun die räuberischen Helden um es zu plündern. Keine Bitte, kein Befehl kann sie bewegen von ihrer beliebten Beschäftigung abzulassen. In jedem Zelte glaubten sie die filbernen Tafelserevice und goldenen Schüsseln des Königs sammt seiner Börse, und auf jedem Fuhrgeschirr die Kriegscasse zu finden. König Friedrich gab gern das Lager preis, um die Räuber von der weiteren Theilnahme an der Schlacht abzuhalten und sie zuletzt, wenn die Oesterreicher geworfen würden, wohl gar abzuschneiden, was wirklich auch geschehen sein würde, wenn nach der Entscheidung die preußische Cavalerie des linken Flügels nicht in der Verfolgung ihre Hauptaufgabe gesehen hätte.

Inzwischen war die Cavalerie des österreichischen linken Flügels gänzlich derangirt und geworfen worden. Die Cavalerie der Reserve hatte zwar durch einen Angriff des rechten preußischen Flügels den Nachtheil wieder ausgleichen sollen, allein sie war auf dem Flußufer in Sümpfe gerathen und der Batterie des preußischen rechten Flügels begegnet, welche von der Berglehne herab das ganze Gebiet bis zu dem Flusse beherrschte. In dem Flankenangriffe mußten nun auch diese österreichischen Cavaleriereserven in der Flucht ihr Heil suchen.

Auf diese Weise wurde die gesammte Cavalerie des österreichischen linken Flügels außer Gefecht gesetzt und die linke Flanke der österreichischen Infanterielinie war nun völlig preisgegeben. Obschon König Friedrich hier noch nicht die Ruhe besaß, die einem großen Feldherrn eigen sein muß, obschon er auch hier noch, wie er selbst gesagt, Schule machen mußte, so entging seinem Falkenauge doch der Vortheil nicht, der sich jetzt auf dem österreichischen linken Flügel bot. Er commandirte sofort einen großen und forcirten Infanterieangriff auf denselben. Diesem zu widerstehen waren die Oesterreicher nicht im Stande. Ihre

Bataillone wurden auf- und hintereinandergeschoben und schon gewann es den Anstrich, als komme es zu einem Aufrollen der österreichischen Schlachtlinie, als von Feldmarschall Königseck der Rückzug befohlen wurde. Doch war es zu spät, diesen mit Ordnung auszuführen, daher er theilweis in wilde Flucht ausartete.

Nun glaubte König Friedrich der ungarischen Cavalerie, welche sich über sein Lager hergemacht hatte, eine Lection geben zu können. Er ließ sie von seiner Cavalerie angreifen und durch sein Musketenfeuer treiben. So kamen von diesem ungarischen Regimente nur Wenige zu den Ihrigen zurück.

Auf österreichischer Seite war der Rückzug theilweis eine wilde, wirre Flucht geworden, in der sich die einzelnen Truppen, selbst die einzelnen Leute nicht mehr zurecht finden konnten. Selbst der Prinz Karl von Lotharingen war verloren gegangen und man hielt ihn für todt oder gefangen, bis er am anderen Tage wieder zum Vorschein kam.

Um seinen Sieg nachhaltig zu machen, wendete König Friedrich nicht weniger als 40 Schwadronen und 10 Bataillone zur Verfolgung auf, die von dem Generallieutenant Buddenbrock commandirt wurden. Diese Maßregel war desto bedeutsamer, da der Feldmarschall Königseck mit denjenigen Infanteriebataillonen, welche die Ordnung noch am besten bewahrt hatten, hinter Czaslau noch einmal Stand zu fassen suchte, um die Flucht der übrigen Truppen nicht gänzlich ausarten zu lassen und die Verluste, die dadurch entstehen mußten, doch einigermaßen zu beschränken. Allein er wurde auch hier geworfen, und nun blieb der österreichischen Armee kein anderer Ausweg als eilend hinter den mährischen Gebirgen Sicherheit und Heil zu suchen.

Der Verlust auf österreichischer Seite war begreiflicher Weise viel größer als auf preußischer. Die Oesterreicher beklagten 1048 Todte, 1902 Verwundete, 3387 Vermißte, darunter über 1000 Gefangene, 18 Geschütze, 2 Fahnen und 2 Standarten. Der Verlust an Trophäen würde größer gewesen sein, wenn nicht die meisten österreichischen Bataillone und Schwadronen ihre Fahnen und Standarten hinter Czaslau zurückgelassen gehabt hätten.

Der Verlust preußischer Seits wurde in den Kriegsbülletins auf nur 1500 Mann angegeben. Aber man weiß, daß jede Partei derartige Angaben möglichst vortheilhaft für sich zu stellen sucht, und wenn von anderer Seite der preußische Verlust auf 3500 Mann berechnet worden ist, so dürfe dies mehr Glauben verdienen.

Dieser glänzende zweite Sieg nach einem nur dreistündigen Kampfe hatte keineswegs die Kriegslust des Königs Friedrich gesteigert. Im Gegentheil, meinte er, daß der Krieg nunmehr geendet werden müsse, wenn Maria Theresia bereit sei, seine seit zwei Jahrhunderten vergebens geforderten Rechte auf

Schlesien in einem festen und unter guter Garantie abgeschlossenen Frieden anzuerkennen. Die Anträge und Zusicherungen von Wien ließen gar nicht lange auf sich warten. Der Sieger nahm den Frieden an, und Maria Theresia konnte nur eilen ihn zu vollziehen, um nicht ihre andererseits gleich sehr gefährliche Lage zu verschlimmern.

Daß der König Friedrich jetzt mit so aufrichtigem Eifer den Frieden förderte, hatte aber noch einen anderen Grund, als den, daß er durch seine Siege nunmehr das in seinem Besitze gesichert zu haben glaubte, was er seinem Besitze gebührend erachtete. Mußte er auch das Walten des habsburg'schen Kaiserhauses, dessen kriegerische Unfähigkeit, dessen Verschleudern deutscher Reichsländer, dessen unaufhörliche Verwickelung des deutschen Reichs im Kriege mit fremden Nationen, dessen steter Hader mit den deutschen Fürsten um veraltete kaiserliche Würdenrechte, dessen unerbittliches Schüren der Religionsmißverhältnisse, dessen stetes Erhalten der politischen Destruction im Reiche durch organisatorische Unfähigkeit, dessen stete Verletzung der deutschen Nationalität durch seine Verbindung mit fremden Nationalitäten, und im Ganzen die große Demoralisation, die dergestalt von Oesterreich ausging, für ein großes Uebel des deutschen Reiches halten, so hielt er doch den Einfluß des Auslandes, und namentlich Frankreichs, für ein viel größeres Uebel. War es dem Reich auch zum Heil das undeutsche Oesterreich zu beseitigen und es in den Grenzen deutscher Nationalität neu und besser wieder aufzurichten, so wäre es doch viel schlimmer gewesen, dazu das viel undeutschere Frankreich hereinzuziehen, dem ohnehin schon Oesterreich den Weg nur zu gut geöffnet hatte.

Indem nun Friedrich durch die Eroberung Schlesiens die Macht seines Staates in Rücksicht der deutschen Mission, die diesem in der Zukunft etwa zufallen könnte, für jetzt zur Genüge gesteigert hatte, glaubte er Oesterreich nicht weiter sinken lassen zu dürfen, was doch nur zu Frankreichs Nutzen hätte geschehen können. Und darum nahm er den Frieden an, den Maria Theresia anbot, den sie aber leider auf Frankreichs höhnisch verrätherische Einflüsterung in der Folge nicht treu bewahrte.

Nie hatte sich dem Könige Frankreichs Politik so bloß gezeigt als bei Chotusitz. Frankreich gab vor, ihm verbündet zu sein; und doch ließ es sein Heer unthätig der Schlacht zuschauen. Nach der Schlacht aber kam dem König die Ordre in die Hand, welche dem französischen Marschall aufgab, seine Kraft zu erhalten und nur die deutschen Heere sich gegenseitig vernichten zu lassen. So hatte Frankreich die pragmatische Sanction verbürgt, und protegirte doch jetzt ihre Vernichtung; so hatte es sich mit Baiern verbündet, und doch Baiern dergestalt im Stiche gelassen, daß es von den Oesterreichern gänzlich zu Grunde gerichtet worden war; so nannte es sich den

Bundesgenossen Preußens, und versagte doch Preußen, die Hilfe; so führte es Krieg gegen Oesterreich, und sagte Oesterreich im Geheimen, es werde ihm nichts zufügen. Das war Frankreichs Politik, die Politik, die Deutschlands völliges Verderben wollte. Aber diese zu fördern war der König Friedrich als Mensch zu moralisch und als Fürst zu deutsch.

Als er die Schlacht bei Chotusitz geschlagen, schickte er dem Könige von Frankreich, um ihm zu zeigen, daß er auch ohne französischen Beistand siege, ein Billet mit folgender höhnender Notiz: „Sire, der Prinz Karl von Lotharingen hat mich angegriffen und ich habe ihn geschlagen. Die weiteren Umstände werden Ew. Majestät aus dem Munde Desjenigen erfahren, der die Ehre hat, Ihnen diesen Brief zu überreichen.“ (Der Bote war Herr von Bork).

Der König Ludwig von Frankreich verbiß seinen Aerger nur schwer. Er wußte nun, daß der König von Preußen seine Karte kenne und sein Premierminister von Fleury schrieb mit Verdruß: „der König von Preußen hat sich zum Schiedsrichter von Europa erhoben.“ Aehnlich drückte sich der englische Minister Walpole in einer Staatsschrift aus, nämlich: „das Gleichgewicht von Europa liegt jetzt in der Hand des Königs von Preußen.“

Am 15. Juni hatte der König die österreichische Generalität und die am Friedenswerk betheiligt gewesene Diplomatie im Lager bei Kuttenberg bei sich zur Tafel. Er sprach sich in einem Toaste dahin aus, daß er weit entfernt sei, Oesterreich durch fremde Mächte niedertreten zu lassen, und werde selbst von ihm nie mehr fordern als was Preußen zu fordern längst schon das Recht gehabt habe, nämlich Schlesien. Nach der Tafel wurde der Friede öffentlich verkündigt.

Der Zweck dieses Vortrags fordert zwar eine nähere Betrachtung des dem ersten schlesischen Kriege entsprungenen Friedens nicht, doch sei ihr noch ein kleiner Raum gegönnt. In dem Friedensinstrumente versprachen sich Preußen und Oesterreich gegenseitig, nie mit anderen Mächten ein Bündniß zu schließen, welches diesen sogenannten Berliner Frieden alterire, also den schlesischen Besitzstand in Frage stelle. Maria Theresia überließ daher dem Könige von Preußen die Herzogthümer Ober- und Niederschlesien, die Grafschaft Glatz und den mährischen District Katscher mit allen Souverainetätsrechten. Für letztere der Arrondirung halber abgetretene nichtschlesische Länder behielt sie dagegen von Schlesien das Fürstenthum Teschen und einen Theil der Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf und Neiße. Oesterreich behielt von Schlesien 102 Quadratmeilen, Preußen dagegen gewann im Ganzen einen Zuwachs von 841 Quadratmeilen, womit es aber auch zwei schlesische Schuldenlasten von 1,700,000 Thalern, und 4,800,000 Gulden mit übernahm. Daß Maria Theresia eine Be-

dingung zum Zweck der Sicherheit der katholischen Kirche und ihrer Stifte in Schlesien nicht erließ, war fast selbstverständlich, sowie andere Bedingungen, die ebenso wenig weiterer Erwähnung werth sind.

An diesem Frieden waren England (für Hannover), Rußland, Dänemark, Holland, das Haus Wolfenbüttel und Kursachsen betheiligt. Kursachsen hatte nie mit Ernst an dem nympfenburger Bündnisse Theil genommen. Lockten auch die Versprechungen desselben den Kurfürsten Friedrich August II., der als König von Polen August III. hieß und die Regierung der väterlichen Staaten 1733 am 1. Februar übernommen hatte*), so konnten die alten Beziehungen zum Hause Oesterreich nicht auf lange ihre Kraft verlieren. Prag zwar hatte er mit besetzen helfen, doch sonst hatten die Sachsen den Zusammenstoß mit den Oesterreichern überall zu vermeiden gesucht, und jetzt war es dem Kurfürsten ohne Frage sehr lieb, die kurze Zeit unterbrochene Freundschaft mit Oesterreich wieder aufrichten zu können. Der König von England übernahm die Garantie für den berliner Frieden und schloß mit Preußen noch obenein ein Trutzbündniß, dessen Zweck englischer Seits ohne Zweifel gegen Frankreich gerichtet war.

Der preußisch-österreichische Friede war die Nemesis der Franzosen, auf welche sich Oesterreich nun mit ungetheilter Macht warf. Das Heer bei Prag unter dem Marschall Broglio war aufs Aeußerste gefährdet. Broglio und Belle-Isle baten gemeinschaftlich den noch in der Nähe lagernden König Friedrich um Beistand, erhielten jedoch den Bescheid: der König wundere sich, daß die Herren Franzosen Hilfe von ihm verlangen, da sie doch ihm vor Kurzem ihre Hilfe versagt haben; sie möchten es ihm doch nachmachen und ihre Sache allein ausfechten." Das französische Lager wurde nun bei Prag von den Oesterreichern bloquirt und gerieth in das schlimmste Verhältniß. Als man dem Könige Ludwig XV. von Frankreich Nachricht von der Noth seiner Armee unter Broglio überbrachte, soll er in tolles Gelächter ausgebrochen sein und ausgerufen haben: „wir wollen doch sehen, wie der Marschall von Broglio diesen Streich pariren wird." Und diesem Narren von König hatten die Franzosen den Beinamen „der Vielgeliebte" gegeben. Sie hätten ihn richtiger den Vielliebenden genannt, denn sein ganzes unnützes Leben hat er in den Armen von Frauen hingebracht, und in den Händen derselben befanden sich meist die Zügel der Regierung. Dem Könige Friedrich von Preußen ist Ludwig XV. stets ein Gegenstand der Verachtung und oft das Ziel seines spöttischen Witzes gewesen.

Die politische Verwirrung war des berliner Friedens ungeachtet noch so

---

*) War 1696 geboren.

groß, daß Friedrich durchaus der Zukunft mißtrauete. Er säumte daher nicht sich für schlimme Fälle vorzubereiten. Die Armee mußte rasch completirt und beträchtlich vermehrt werden. Bei der Cavalerie wurden große Verbesserungen eingeführt. Alle Waffen erhielten neue Exercier- und Dienstreglements. Es wurde ein Generalstab gebildet, und diesem der wissenschaftliche Theil des Kriegswesens zugetheilt; der erste Generalquartiermeister war der General Graf von Schmettau, der im sächsischen und später im österreichischen Dienste sich zu den höchsten Stellen durch Talent und Tapferkeit emporgehoben hatte. Den schlesischen Festungen Brieg, Glogau, Cosel, Glatz und Neiße widmete Friedrich aus begreiflichen Gründen die größte Aufmerksamkeit. Er ließ sie erweitern, durch neue Forts verstärken und aufs Beste armiren.

So setzte sich Preußen für spätere Ereignisse in den besten Stand, während Oesterreich, fort und fort in Krieg verwickelt, kaum etwas Geringes für die Verbesserung seines Heerwesen und die Mehrung seiner Macht thun konnte.

8.

Entwickelung des zweiten Schlesischen Kriegs.

Wenn es Maria Theresia nie Ernst damit gewesen, dem Könige von Preußen Schlesien zu geben, und wenn es ihre feste Absicht war, es bei erster bester Gelegenheit wieder zurück zu erobern, so konnten sich die Verhältnisse für sie kaum erwünschter gestalten, wenigstens in sofern, als sie mit wahrhaft fliegender Eile zu einem Bruch beider Staaten hinführten.

Nach Abschluß des berliner Friedens hatte Maria-Theresia nur noch zwei Feinde von Bedeutung, nämlich Frankreich und den Kaiser Karl VII. Frankreich war der gefährlichere, denn seine Truppen standen im eigenen Lande und hielten eine wichtige Hauptstadt desselben, nämlich Prag, besetzt. Es galt, zuerst diese Eindringlinge zu beseitigen. Maria Theresia dirigirte jetzt eine Truppenmasse von nicht weniger als 70,000 Mann gegen dieselben. Aber die Franzosen wußten, daß man die Stadt durch eine Belagerung nicht werde zu Grunde richten wollen und trotzten dem Feinde, bis Hunger und Elend sie bewog, die Uebergabe Prags gegen freien Abzug anzubieten. Aber Maria Theresia zeigte einmal wieder ihren männlichen Sinn, indem sie bedingungslose Ergebung fordern ließ. Da brach der Marschall Maillebois von Baiern her mit 50,000 auf, seine Landsleute in Prag zu befreien; aber die Oesterreicher unter Karl von Lotharingen nöthigen ihn wieder zurückzugehen. Endlich

gelang es dem Marschall Belle-Isle am 16. December die Truppen mit List abzuführen und aus der Gefangenschaft zu retten. Selbst 30 Geschütze und 6000 Zugpferde wurden mit fortgebracht; aber Winterkälte und Hunger decimirten das gerettete Heer auf dem Wege furchtbar. Ein kleiner unter Befehl des Generals Chevert zurückgebliebener Rest mußte capituliren.

Die Schlacht bei Simpach am 9. Mai 1743 von den Oesterreichern unter Karl von Lotharingen dem bairischen Heere siegreich geliefert, und ein Sieg über die Franzosen, welchen der König Georg von England in Person am 27. Juni bei Dettingen davon trug und durch welchen er die französischen Heere über den Rhein zurückscheuchte, legten wiederum ganz Baiern zu Maria Theresias Füßen. Der unglückliche Kaiser Karl VII. irrte flüchtig in fremdem Lande. Kein Dorf, keinen Winkel von seinen baierischen Erblanden konnte er mehr sein nennen, selbst an den nöthigsten Erhaltungsmitteln für seine kleine, mit einem kaiserlichen Hofe kaum vergleichbare Dienerschaft gebrach es ihm.

In dieser traurigen Lage bat er Maria Theresia um Frieden und Rückgabe seines Baierns mit dem Versprechen, von ihren durch die pragmatische Sanction erhaltenen Erblanden nichts beanspruchen zu wollen. Dies war wahrlich kein unbilliger Antrag. Allein Maria Theresia war von dem eingewurzelten Kaiserdünkel ihres Hauses erfüllt. Es war ihr nicht möglich zu denken, daß ein anderer als ein Erzherzog oder ihr Gemahl die Kaiserkrone tragen könne. Sie behandelte daher Karl VII. wie einen vom Schicksal geschlagenen Usurpator, einen Bettler, und ließ ihm nicht einmal die Insignien und Reichsarchive aushändigen.

Hierüber war Friedrich der Große mit Recht erbittert. Karl von Baiern trug die Krone mit demselben Rechte, wie sie die Habsburger getragen hatten, die sie sämmtlich auch nur der Wahl durch die Kurfürsten verdankten. War es gewissermaßen Gewohnheit der Kurfürsten geworden, die Krone vom Vater auf den Sohn zu übertragen und sie dergestalt Jahrhunderte lang beim habsburg'schen Geschlechte zu lassen, so konnte daraus noch lange kein Vorrecht auf dieselbe, oder gar eine fortdauernde Würde des Hauses entstanden sein. Jeder Fürst des deutschen Reichs war befähigt, zum Kaiser erhoben zu werden, und welcher auch die Wahl erhalten, vor ihm hatten sich alle andern als vor dem Oberhaupte des Reiches zu beugen. Wenn nun aber Maria Theresia diese Huldigung Karl VII. versagte, die sie, so weit sie ihr eigenes Haus betraf, in ihren Staatsschriften mit so großem Nachdrucke betonte, so zeigte sich darin nur eben das Vorurtheil, der dünkelhafte Wahn, der sich durch lange Gewohnheit ihrem Geschlechte eingepflanzt hatte. Es war, streng genommen, eine Ungerechtigkeit, die Kaiserwürde Karls VII. als eine Nichtigkeit zu behandeln, die sie an ihren Vätern mit Ehrfurcht erhob, und es zeigte dies

eben nur die Präsumtion für ihr Haus. Kein deutscher Fürst konnte ihr diese Anmaßung zugestehen, am wenigsten hatte Friedrich der Große dazu Lust, dessen Gerechtigkeitsgefühl ebenso sehr dadurch verletzt wurde, als seine Sorge erregt, die Einheit Deutschlands wenigstens noch in der Ruine des deutschen Kaiserthrones zu erhalten. Darum glaubte sich Friedrich nun nachdrücklicher des Kaisers annehmen zu müssen. Aber seine diplomatischen Bemühungen beim wiener Hofe blieben ohne Erfolg; ja im Gegentheile sollte er bald erfahren, daß Maria Theresia mit ihm selbst noch lange nicht abgerechnet zu haben glaubte.

Maria Theresia schloß nämlich mit England, Sardinien und Holland am 13. September 1743 einen Vertrag zu Worms, nach welchem Holland nicht nur Geld sondern auch Truppen zu stellen sich verpflichtete. In diesem Bündniß garantirten sich die vier Betheiligten ihre Besitzstände gegenseitig; Maria Theresias Besitzstand war aber von der Zeit ihrer Thronbesteigung aus angenommen, und also Schlesien nicht ausgeschieden.

Mußte es schon König Friedrichs Mißtrauen erregen, daß Oesterreich ein solches Bündniß heimlich und ohne ihn einzuladen abgeschlossen hatte, so las er doch zwischen den Zeilen der Conventionsacte sehr deutlich, daß Oesterreich Schlesien wieder zu erobern gedachte. Ein neues Bündniß mit dem Kurfürsten von Sachsen, abgeschlossen am 20. December 1743, in welchem sich Maria Theresia und Friedrich August ihre Länder garantirten und die gegenseitige Militärunterstützung im Falle eines Krieges bezeichneten, gab einen ebenso deutlichen Beweis von Oesterreichs Absicht, Schlesien zurück zu erobern, Baiern zu behalten und den Kaiser Karl VII. zu vertreiben.

Gegen alle diese Machinationen hatte nun der König Friedrich seine Anstalten zu treffen. In Bezug auf den wormser Tractat eröffnete er Holland, daß, wenn es Truppen gegen den Kaiser Karl rücken lasse, er diesen aufs Nachdrücklichste beschützen und vertheidigen werde. Keine fremde Macht habe das Recht, ohne Zustimmung der deutschen Reichsstände, ihre Truppen auf den Boden des deutschen Reichs zu schicken, und es würde dies nur als eine völkerrechtswidrige Handlung zu bekämpfen sein.

Er ging nun weiter und suchte einen deutschen Fürstenbund zu errichten, dessen Aufgabe darin bestehen sollte, den Kaiserthron als das letzte Reichsbindemittel zu beschirmen und dem Kaiser Karl seine baierischen Erblande wieder zu verschaffen. Zu diesem Bündniß, welches am 22. Mai 1744 zu Frankfurt a. M. geschlossen wurde, hatten sich eine Menge deutscher Fürsten vereinigt. Allein Oesterreichs Intriguen wirkten so mächtig, daß sehr bald Hessen, Würtemberg, Kurköln, Kurpfalz und das Bisthum Bamberg davon zurücktraten. Friedrich sah, wie sein späterer Nachfolger Wilhelm I., daß ein solches deutsches

Reich, welches sich nicht einmal zu seinem Selbstschutz erheben konnte, der Rettung in der That nicht werth war, außer durch eine völlige Umgestaltung, die es vor allem aus Oesterreichs Händen hätte ziehen müssen. Da aber ein solcher Plan für Friedrich noch völlig unausführbar war, so sah er sich wiederum gezwungen, mit dem für Deutschland so gefährlichen Frankreich ein Bündniß zum Schutze des deutschen Kaisers (mittelbar zum Schutze Schlesiens) zu schließen. Das geschah im April 1744. Von auswärtigen Mächten wurden Spanien, Holland und Rußland, auch Kursachsen, zum Bündniß eingeladen, und Friedrich bezweckte dabei wohl, daß die Hand Frankreichs bei diesem nothwendigen Uebel nicht zu sehr erstarke. Spanien trat wenigstens mit seinem Namen bei, aber Holland und Rußland lehnten die Einladung ab.

Frankreich sah es freilich bei diesem Bündnisse auf Ländergewinn ab und Friedrich mußte es gut heißen; sein eigenes Ziel blieb aber unverrückt die Sicherung Schlesiens und die Rettung der Kaiserwürde, die Oesterreich jetzt zu zertrümmern trachtete, weil es sie selbst nicht mehr trug.

Von seiner Absicht giebt Friedrich in einer schriftlichen Eröffnung Kunde, die er durch den Burggrafen von Dohna dem wiener Hofe übermittelte, und mit der eigentlich der zweite Schlesische Krieg anhebt. Die Schrift sagte Folgendes: Wenn auch der König von Preußen beabsichtigt habe, sich in die Verwickelungen Oesterreichs mit andern Monarchen nicht zu mischen, so dulde doch seine Pflicht als Kurfürst des deutschen Reiches nicht, es gleichgiltig mit anzusehen, wie von Seite Oesterreichs die kaiserliche Würde jetzt niedergedrückt, die Reichsverfassung verletzt und die Gewalt der Stände verhöhnt werden. Allen Vorstellungen zum Trotz habe Maria Theresias Regierung nicht nachgelassen das Kurfürstencollegium zu beschimpfen, den rechtmäßig erwählten Kaiser Karl, selbst nach dem er um Frieden gebeten, kriegerisch zu mißhandeln, und zu gleicher Handlungsweise Fürsten des Reiches zu verführen. Dem gegenüber habe der König mit einigen Fürsten eine Union zu schließen und seine Armee in Kriegsstand zu setzen, für nöthig halten müssen. Er hoffe, daß Oesterreich ihn durch eine befriedigende Erklärung aus der Nothwendigkeit, von derselben Gebrauch zu machen, befreien werde,

Allein die Erklärung hätte viel schneller, als die Gewohnheit des wiener Kabinets es zuließ, gegeben werden müssen; denn Friedrichs Gesandter hatte den bestimmtesten Befehl, das Schreiben nur vorzulesen und bei der geringsten auf Zeitgewinn abgesehenen Einwendung seine Pässe zu fordern. Wirklich verließ Graf Dohna alsbald auch Wien, und es war damit über Krieg und Frieden entschieden.

Die beiden Krieg führenden Parteien waren nun einerseits Oesterreich, England mit Hannover, Holland, welches sich jedoch nur durch Subsidien-

zahlung betheiligte, und Kursachsen, welches erst auf Anregung Hollands sich entschloß, für Maria Theresia 22,000 Mann zu stellen; — auf der andern Seite Frankreich, Preußen, Baiern und einige kleine deutsche Staaten.

6.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg.

Während dessen hatte der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich in den Rheinländern fortgedauert, und ersteres ganz entschieden die Oberhand gewonnen. Der Elsaß war in der Gewalt der österreichischen Heere und Frankreich bis Paris in solcher Weise bedroht, daß viele Städte schon Vertheidigungsanstalten trafen. König Friedrichs Eingreifen befreite Frankreich nun aus seiner gefährlichen Lage, indem dadurch der Krieg auf einen anderen Schauplatz, nämlich den baierischen und böhmischen versetzt wurde. Frankreich nützte diesen Vortheil freilich in ganz anderer Weise aus, als König Friedrich erwartete und die Verabredung gestattete. Sehr bald bestätigte es sich aufs Neue, daß Frankreichs Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten nur schnöder Selbstsucht beruhe und seine Zwecke mit Rücksichtslosigkeit gegen die eigenen Bundesgenossen strebten.

In Preußen blieben die Rüstungen ziemlich geheim, bis im Juli 1744 ein Courier in Frankreich mit der Meldung anlangte, daß eine französische Armee von 100,000 Mann im Elsaß vereinigt stehe und den Beginn der preußischen Operation erwarte. Nun konnte Preußen offen handeln und seine Armee marschfertig machen. Das Geringste worauf Friedrich von Seite Frankreichs rechnen mußte, war, daß die österreichische Armee unter dem Herzog Karl von Lotharingen am Rhein beschäftigt und festgehalten werde. Daß Frankreich aber nur seine erst durch Friedrichs Diversion wiedergewonnenen Provinzen besetzen und die Oesterreicher abziehen lassen wolle, hatte er wahrhaftig nicht glauben können; und doch geschah es so; ja selbst der Kaiser zeigte bald, daß ihm alles außer der Wiedererlangung seines Baiern sehr gleichgiltig sei. So sollte Friedrich die Welt wieder in ihrer unerschöpflichen Selbstsucht sehen, zu nichts nütze als zu Nahrung für seinen Sarkasmus und Spott. Er wußte noch nicht, wie weit er die Erbärmlichkeit seiner Bundesgenossen fürchten müsse; wohl aber, daß er sich nur auf sein Genie zu verlassen habe; doch das genügte, muthig noch einmal zu wagen, was er früher mit Glück gewagt hatte.

Sobald seine Rüstungen öffentlich geworden waren, brach er den höchst unerquicklichen Schriftstreit mit dem wiener Cabinet, welches sich darin als Meister eines bis zur Lächerlichkeit schwülstigen dunkeln Sprachstyls gezeigt hatte, ab und erließ sein Kriegsmanifest, in welchem er den Vorwurf, nach Ländergewinn zu trachten, aufs Entschiedenste zurückwies und betheuerte, daß, was er jetzt thue, ohne Eigennutz der Aufrechterhaltung der deutschen Kaiserwürde gelte, die er für den letzten Nothanker des Reiches halte. Er erschien auf dem Kriegsschauplatze als der pflichtige Helfer des Kaiser Karls VII., dessen Niedertretung durch Oesterreich nicht zu dulden, eigentlich Sache der sämmtlichen deutschen Fürsten sei. Was ihn aber persönlich betreffe, so habe er freilich auch volle Ursache zum Schwerte zu greifen, um Entwürfen des wiener Cabinets zuvorzukommen, welche auf nichts Geringeres abzielten, als den breslauer und berliner Frieden zu brechen und ihm Schlesien zu entreißen. Sei es schon seine Pflicht als Landesvater die Wirkung solcher Handlungsweise und Entwürfe von seinem Staate abzuhalten, so sei doch vorläufig der einzige Zweck seiner Unternehmung, den Kaiser für Deutschland aufrecht zu erhalten.

Maria Theresia hatte wohl vorausgesehen, daß es zu einem Kriege zwischen ihr und Preußen kommen werde. Ihr eigenes Verhalten machte einen solchen natürlich und sie wollte ihn ja geradezu. Ihre Waffen waren gegen Baiern und Frankreich siegreich gewesen; sie glaubte nun in dem Stande zu sein, auch mit Preußen fertig zu werden, zumal sie Frankreich für einen ziemlich unschädlichen Feind halten durfte.

Seit dem Frühjahr schon hatte sie in Böhmen alles für den Krieg mit Preußen vorbereitet, die Garnisonen vermehrt und verstärkt, die Festungen besser armirt, Gebirgspässe mit Batterien besetzt, Magazine eingerichtet u. s. w. Jetzt sendete sie an ihren Schwager Karl von Lotharingen die Ordre, die Franzosen im Besitze ihrer Wiedereroberungen, jedoch unter genügender Bedrohung zu lassen, und mit dem Gros des Heeres nach den österreichischen Staaten zurückzukehren. Zugleich verordnete sie in Ungarn ein allgemeines Aufgebot und stellte die reichen Schätze Schlesiens als sichere und wohlverdiente Beute in Aussicht.

König Friedrich hoffte, daß die Ungarn sich zu willig nicht finden lassen würden, denn sie hatten wegen ihres Protestantismus von Oesterreich kaum erst so arge Mißhandlung erlitten, daß er sich selbst ihrer hatte annehmen und mit Repressalien drohen müssen. Allein die anhängliche Natur der Völker, die sie fähig macht, nach erlittenem Wehe ihren fürstlichen Drängern noch zu opfern, ließ den König Friedrich eine neue Täuschung erfahren. Ungarn, uneingedenk des Undanks, den es für seine Opfer vom Jahre 1743 erfahren,

rüstete auf's Neue mit aller Kraft und stellte seiner Königin eine sehr ansehnliche Masse von Truppen.

Ueber Oesterreichs großartige Rüstungen war Friedrich vollkommen unterrichtet. Aber er rechnete auf Frankreichs Eingreifen, auf Oesterreichs sprichwörtlich gewordenes Ungeschick und vor allem auf den Vorsprung, den er sich gab, wenn er jetzt angriff, wo die österreichische Macht noch nicht vereinigt war. Unverzögert erging Anfangs Augusts die königliche Marschordre an das Heer. Dieses war in fünf Corps und die Reserven getheilt. Die Befehlshaber der Armeecorps waren der König (welcher außerdem den Befehl über das Ganze führte), der General von Grumbkow, der Erbprinz Leopold von Dessau, der Feldmarschall Schwerin und der General von Marwitz. Das Reservecorps sollte vorläufig bei Magdeburg unter dem Befehle des alten Fürsten von Dessau stehen bleiben.

Die königliche Disposition bestimmte dem Corps des Königs den Weg über Torgau und Freiberg nach Teplitz, dem Corps des Generals von Grumbkow über Leipzig und Zwickau nach Eger, dem Corps des Prinzen von Dessau durch die Lausitz über Zittau nach Leippa, dem des Marschalls Schwerin durch die Grafschaft Glatz nach Neustadt in Böhmen; endlich erhielt das Corps des Generals von Marwitz Ordre in Mähren einzudringen. Die Instruction zur Vereinigung sämmtlicher Corps in Böhmen hatten die Oberbefehlshaber in der Tasche, und sie war die erste wichtige Probearbeit des jungen preußischen Generalstabes.

Bei Betrachtung dieses Marscharrangements fällt die Gewißheit auf, mit welcher der König Friedrich auf den Durchmarsch im Kurfürstenthum Sachsen rechnete. Der Kurfürst Friedrich August hatte sein Bündniß mit Maria Theresia bisher geheim gehalten, doch war es in der That kein Geheimniß mehr. König Friedrich durfte daher Sachsen noch nicht als feindliches Gebiet behandeln, und der Durchmarsch ohne Bewilligung der sächsischen Regierung war ihm völkerrechtlich nicht gestattet. Da mußte denn der sogenannte preußische Pfiff, als dessen Vater Friedrich der Große (jedoch im edleren Sinne) bezeichnet werden kann, helfen. Der preußische Generaladjutant von Winterfeldt erschien zu Dresden vor dem Ministerium und ersuchte für die preußischen Heere um Erlaubniß zum Durchmarsch. Indem das aber geschah, waren die preußischen Heere schon eingerückt und standen zum Theil nur noch einige Stunden von Dresden entfernt. Man bat also um Erlaubniß zu einer Handlung, die man schon so gut wie vollbracht hatte und die daher nicht mehr verweigert werden konnte.

Mit Recht war das sächsische Ministerium über dieses Verfahren höchst aufgebracht, vielmehr aber noch in Verlegenheit. Der Kurfürst Friedrich August

hegte ernstes Interesse für Maria Theresia, und sein Minister war für dieselbe gewonnen. Wie sollte nun der Kurfürst, wie Maria Theresia das Verhalten der sächsischen Regierung in Bezug auf den Durchmarsch der Preußen beurtheilen? In dieser Lage blieb den Ministerialräthen nichts übrig als gegen den Durchmarsch zu protestiren und den Rückmarsch oder wenigstens Verzug zu fordern, bis Instruction von dem Kurfürsten, der sich in Warschau befand, eingegangen sein werde.

Natürlich konnte König Friedrich eine solche Forderung nicht genehmigen, da jeder Zeitverlust ihm Schaden drohete. So mußte wieder preußischer Pfiff helfen. Friedrich ließ nämlich der sächsischen Regierung durch den Generaladjutanten von Winterfeldt erklären: „er (der König) habe nur aus überflüssiger Artigkeit um die Erlaubniß zum Durchmarsch seiner Völker ersucht: die kurfürstliche Regierung wolle zunächst erwägen, daß er den bevorstehenden Krieg nicht für sich, sondern für den deutschen Kaiser Karl VII. unternehme. Er sei daher nicht als König von Preußen, sondern als kaiserlicher Feldherr hier erschienen und seine Truppen seien die kaiserliche Armee. Nun werde aber die kurfürstliche Regierung wohl das deutsche Reichsgesetz kennen und wissen, daß jeder deutsche Fürst verpflichtet sei, die Kriegsvölker des Kaisers frei durch sein Gebiet gehen zu lassen."

Damit glaubte König Friedrich den sächsischen Ministerialräthen den Mund gestopft zu haben. Allein diese wußten so gut wie er, daß es mit dem deutschen Reichsgesetz nicht viel zu bedeuten habe, und blieben bei ihrem Proteste. Da aber die preußischen Colonnen immer dreist vorwärts marschirten und sie einsahen, daß mit Worten einer Armee nicht leicht Widerstand geleistet werden könne, so förderte sie — so weit es geheim und unverdächtig geschehen konnte — sogar noch den Durchmarsch, um nur möglichst schnell die unwillkommenen Gäste aus dem Lande los zu sein.

Am 18. August standen sämmtliche preußische Corps gleichzeitig auf der böhmischen Grenze. Ihre Stärke betrug 80,000 Mann. Bei der Artillerie, die der ausgezeichnete General von Schmettau als Großmeister leitete, befanden sich 20 Mörser: ein Beweis, daß es diesmal auch auf die Festungen abgesehen war. Andere Belagerungsgeschütze, Lagergeräthe und dergleichen wurde zu Schiffe auf der Elbe nachgeschafft. Die Oesterreicher hatten diesen Strom auf der Grenze durch Felsenstücke, versenkte Schiffe und Pfähle gesperrt; was indessen die preußischen Transportschiffe nicht lange aufhalten konnte. Um sich die Elbstraße für die Folge frei zu machen, ließ Friedrich unverweilt das Schloß Tetschen, welches von 100 Mann vertheidigt wurde, nehmen.

Das Einrücken der Preußen in Böhmen fand wenig Widerstand. Zwar eilte eine kleine Reiterarmee von 10,000 Ungarn, die unter dem Grafen

Bathiany Baiern besetzt gehabt und jämmerlich ausgeschlachtet hatte, herbei; aber sie konnte eben nur einen müßigen Beobachter abgeben.

König Friedrich war seiner Armee am 15. August in Begleitung des Prinzen August Wilhelm von Preußen (Thronfolgers) und Prinzen Heinrichs nachgereist. Zu Meißen hatte er noch eine Zusammenkunft mit dem Herzog Adolph von Sachsen-Weißenfels, dem Generalissimus der sächsischen Truppen. Er stellte diesem einsichtsvollen Fürsten aufs Eindringlichste die Gefahr Sachsens vor, wenn es bei seiner örtlichen Lage Theil an den Unternehmungen der Feinde Preußens nehme, setzte das gemeinsame gegen Oesterreich gerichtete natürliche Interesse beider Staaten mit aller Klarheit auseinander und bat den Herzog, den Kurfürsten zu einer anderen Politik zu bewegen. Allein der Herzog konnte nur versichern, daß eine Trennung des Kurfürsten von Sachsen von Maria Theresia auf keinen Fall zu erwarten sei.

Die preußischen Corps rückten, sobald der König eingetroffen war, gleichzeitig vor und besetzten zunächst die Kreise Bunzlau, Leitmeritz und Königsgräz, um hier die nöthigen Anstalten für die Verbindung mit Schlesien und einen etwaigen Rückzug zu treffen. Der Feldzugsplan Friedrichs machte die Einnahme Prags zur unerläßlichen Bedingung. Denn es handelte sich um die Wegnahme ganz Böhmens, um dann nach Baiern zu operiren und da das österreichische Heer unter dem Prinzen Karl von Lotharingen, welches die Franzosen heranzutreiben versprochen hatten, zwischen zwei Feuer zu bringen.

Da Maria Theresia so viel Truppen als möglich gegen die Baiern und Franzosen gesendet hatte, war die Besatzung Prags nicht eben die beste. Sie bestand aus 4 Bataillonen regulairer Infanterie, 1000 Mann ungarischer Reiterei des warasdiner Comitats, 200 Husaren und 11,100 Mann noch ungeübter Miliz. Diese Besatzung konnte bei der großen Ausdehnung der mittelalterlichen Festungswerke, bei der Excentrirung des Festungssystems durch die drei Hauptwerke Wiszograd, Hradszin und Laurenzberg und bei der Theilung der Stadt durch die Moldau unmöglich genügen. Daher ordnete Friedrich eine Belagerung mit Bombardement und forcirtem Sturmangriffe an. Die Arbeiten begannen am 10. September. Am 14. schon wurde das Fort Zisca mit Sturm genommen, wobei sich ein Grenadier Namens Grauel wunderbar auszeichnete. Die Besatzung unter dem General Grafen von Harsch leistete alles, was in ihrem Verhältniß nur geleistet werden konnte, und hielt ein mehrtägiges kannibalisches Feuer aus, bis sie, überzeugt, daß durch längeren Widerstand die Stadt nur nutzlos zu Grunde gerichtet werde, sich am 18. September gefangen gab.

Prag mußte für Friedrichs Operationsplan einer der wichtigsten Stützpuncte und Waffenplätze werden, daher er es stark besetzen ließ und unter den

Befehl eines vom Feldmarschall Schwerin als höchst tüchtig empfohlenen Generals, Namens von Einsiedel, stellte. Nun rückten die königlichen Heere in solcher Weise vorwärts, daß binnen zwei Wochen das ganze Königreich Böhmen in ihrer Gewalt war.

Jetzt aber mußte Friedrich aufs Neue die Treulosigkeit seiner französischen Bundesgenossen erfahren. „Meine Bundesgenossen gleichen schamlos betrügerischen Kartenspielern" sagte Friedrich, als ihm die Kunde zuging, daß das österreichische Heer unter dem Prinzen Karl von Lotharingen unverfolgt und unbehindert zurückgekehrt und eben im Begriff sei, ihm im Rücken, in Böhmen einzudringen. Die Lage Friedrichs wurde dadurch eine gefährliche. Die Oesterreicher drangen über Eger, also hochnördlich, in das Land. Bald vereinten sich auch mit ihnen die Sachsen 22,000 Mann stark unter dem Befehle des Herzog Adolph von Weißenfels. Aber weit südlich bis über Budweis hinaus standen die Preußen, dergestalt gänzlich im Rücken bedroht und von ihrer Heimath und ihren Hilfsquellen so gut wie abgeschnitten.

Unter diesen Umständen war der König gezwungen einen schnellen Rückzug anzuordnen, um die schlesische Grenze zu gewinnen ehe dies unmöglich war. Nur eine Schlacht hätte diese Situation ändern können, und Friedrich suchte sie am 25. October bei Marschowitz zu erzwingen; allein die Oesterreicher, sich stets in den sichersten Stellungen haltend, nahmen sie nicht an, sahen es vielmehr nur darauf ab, dem Gegner diesen Rückzug verderblich zu machen. Ihre Manöver waren vorzüglich, und vom alten österreichischen General von Traun, der dieselben leitete, rühmte Friedrich der Große später selbst, daß derselbe ihm im kleinen Kriege der vorzüglichste Lehrmeister geworden sei.

Unter unaufhörlichen Bedrohungen, Angriffen und Beschädigungen, meist bivouaquirend, Dörfer und Städte ohne Einwohner und Nahrungsmittel findend, allenthalben Verhaue, Durchstiche und sonstige Sperrungen überwinden müssend, mußte Friedrich nun den Rückzug über Bömisch-Brod, Kollin, Königsgräz und Jaromirz fortsetzen, und erreichte nur mit Mühe im Riesengebirge die schlesische Grenze. Seine Umsicht hatte zwar manchen Verlust von dem Heere nicht abwenden können, dasselbe aber doch vor einem eigentlichen Verderben bewahrt.

Ein großer Verlust war aber noch zu fürchten, denn die Besatzung von Prag unter dem Generalmajor von Einsiedel, 12,080 Mann stark, hatte es versäumt, zur rechten Zeit ebenfalls den Rückzug nach Schlesien anzutreten. Jetzt war sie von dem österreichischen Heere umgeben, durch das sich zu schlagen unmöglich schien. Dennoch erhielt sie Befehl sich nicht nur durchzuschlagen, sondern selbst vor ihrem Abzuge noch die Festungswerke von Prag zu sprengen. Einsiedel suchte diesen Befehl pünktlich auszuführen. Aber kaum waren einige Minen aufgeflogen, als die um ihre Stadt besorgten Bürger ein Panduren-

corps einließen. Jetzt hatten die Preußen nur damit zu thun, diesen Feind abzuwehren. Geschütze und Fuhrwerk zu retten war nicht möglich, die Kriegscasse konnte nur dadurch gerettet werden, daß jeder Offizier einen Theil der Baarschaft in die Taschen seiner Kleidung aufnahm. Der Rückzug fand über Leitmeritz, Pas, Gräfenstein unter unerhörten Bedrängnissen aller Art statt, bis zu Dittersheim ein vom alten Dessauer geschicktes 12,000 Mann starkes Corps Hilfe brachte. Friedrich, hier ohne Frage ungerecht, entließ, aufgebracht über sein Verhalten zu Prag, den General Einsiedel, und der alte Dessauer und Feldmarschall Schwerin, welcher letztere den unglücklichen General der schwierigen Umstände halber in Schutz nahm, entzweiten sich dadurch für immer.

Es ist ein Characterzug der Schwäche, anderer Nachtheil zu eigenem Vorzuge zu stempeln. Oesterreich machte sich den Rückzug der Preußen zu einem großen Triumphe, Wien tobte in Siegesrausche und Maria Theresia verkündigte, daß sie Schlesien nur nothgedrungen gegeben, aber fort und fort für ihr unveräußerliches Eigenthum halte. Die nächsten Handlungen ihres Heeres schienen auch eine Bekräftigung ihrer Worte zu sein, denn Oberschlesien wurde fast ganz von ihren Truppen, die der General Traun führte, besetzt. Allein schon am 8. Januar 1745 wurden dieselben durch den alten Dessauer wieder vertrieben. Gleichwohl blieb Maria Theresia siegestrunken und schwärmte selbst dann noch von Eroberung, als das eigentliche Object dieses Krieges, nämlich Kaiser Karl VII., nicht mehr war.

Nachdem die Oesterreicher unter Herzog Karl und die Ungarn unter Bathiany gegen die Preußen in Böhmen gerückt waren, hatte dieser unglückliche Kaiser sein freigewordenes Baiern wieder in Besitz genommen, um wenigstens darauf zu sterben. Am 20. Januar 1745, nachdem er seinen Sohn noch dringend gewarnt hatte, sich mit der trügerischen deutschen Kaiserwürde etwas zu schaffen zu machen, erlöste ihn der Tod von seiner goldenen Dornenkrone.

Sofort ließ der König Friedrich Maria Theresia anzeigen: die Ursache des Krieges sei mit dem Tode des Kaisers erloschen, und er sei bereit, das Schwert niederzulegen. In diesem Anerbieten sah aber Maria Theresia mit Unrecht Schwäche, und sie erwiderte, es handele sich jetzt um etwas anderes, nämlich um Schlesien.

Dergestalt hatte natürlich der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich seinen Fortgang, umsomehr, als Maria Theresia ihr wormser Bündniß mit England, Holland und Kursachsen zu Warschau jüngst erneuert hatte. In dieser Bundesconvention versprach Maria Theresia, nach Wiedererwerbung Schlesiens dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen das Fürstenthum Glogau abzutreten. Da der Kurfürst zugleich König von Polen war, so mochte ihm dieses Geschenk etwas werth sein, allein Maria Theresia hatte eben

etwas verschenkt, was sie nicht besaß, und der Kurfürst blieb der Getäuschte.

In dieser Zeit lächelte Oesterreich das Kriegsglück auch noch von einer anderen Seite. Der Kaiser Karl VII. war gestorben. Maria Theresia bot alles auf, die Kaiserwürde ihrem Gemahl Franz zu verschaffen, und fast von allen Kurfürsten erhielt sie die gewünschte Zusicherung. Hatte sie an Karl VII. die Kaiserwürde mit Hohn ignorirt, so galt sie ihr an ihrem Gemahl, wie überhaupt an ihrem Hause doch viel, und freilich durfte sie ihr bei der kriegerischen Zukunft, der sie entgegensah, etwas werth sein.

Der Krieg des Jahres 1745 hob mit geräuschvollen Rüstungen auf beiden Seiten an. Der Stärke des Heeres nach war die entschiedenste Ueberlegenheit auf Maria Theresias Seite. Doch nicht zufrieden damit, gab sie sich viel Mühe den Kurfürsten Friedrich August zu bewegen auch sein Königreich Polen für das warschauer Bündniß zu gewinnen. Gern hätte der Kurfürst das gethan, aber sein Bestreben war erfolglos. Polen war bekanntlich ein Wahlreich und die souveraine Gewalt bei der Volksvertretung. Der König konnte weder Krieg noch Frieden beschließen; das war Sache des Reichstags. Man möchte darin einen Vorzug jenes unglücklichen Staates erkennen. Gewiß scheint es höchst Unrecht, von dem Volke Gut und Leben zu fordern, ohne ihm zu gestatten über die Verwendung dieser großen Güter zu entscheiden und ohne ihm dafür auch nur die geringste Entgeltung zu gewähren. Es scheint ein furchtbares Recht und auf der andern Seite eine furchtbare Rechtslosigkeit zu sein, von der Menge alles fordern zu dürfen und dem Fürsten willenlos alles geben zu müssen. Man würde darin die Krone der Widersprüche und Unvollkommenheiten des Lebens erkennen, wenn man nicht zugeben müßte, daß die Rechte des Einzelnen vor dem Rechte des großen Gemeinlebens zu verschwinden haben und der Einzelne als ein natürliches Opfer der Gesammtheit zu betrachten sei. Die Polen rühmten sich in ihrem souverainen Bestimmungsrechte größerer Vernunft zu folgen; dennoch ist ihr Staat eher untergegangen als jene, in welchen der Einzelne einen Theil seiner Freiheit dem Rechte des Gemeinwesens opferte; und der Fürst ist der Repräsentant des Gemeinwesens, oder soll es doch sein. Genug, Friedrich August erhielt vom polnischen Reichstage den Bescheid: „wolle er als souverainer Kurfürst von Sachsen Krieg für Oesterreich führen, so könne Polen nichts dagegen haben; einen solchen Krieg aber als König von Polen zu führen, gestattete ihm das polnische Volk nicht, und gebe ihm dazu wenigstens nicht einen einzigen Mann. Demgemäß beschränkte sich der König August III. von Polen, nur als Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen Maria Theresias Bundesgenosse zu sein.

Die politischen Verhältnisse hatten sich ohne Frage für den König von

Preußen ungünstig gestaltet. Durch den Tod Kaiser Karls VII. war das Bündniß mit Frankreich und Baiern gelöst, während das Oesterreichs mit England, Holland und Kursachsen noch fortbestand. Friedrich verlor den Muth nicht, hielt es vielleicht gar noch für einen Gewinn, so theils unthätige und machtlose, theils unzuverlässige Bundesgenossen, wie Baiern und Frankreich waren, los zu sein.

Er ging in der Mitte des März 1745 von Berlin zur Armee ab, um sie für den Feldzug vorzubereiten, ehe die Oesterreicher und Sachsen ihre Winterquartiere verlassen hätten. Die Sachsen lagen längs der böhmischen Nordgrenze im saazer, leitmeritzer, bunzlauer und königsgräzer Kreise; die Oesterreicher dagegen von der Grafschaft Glatz an weit nach Mähren hinein längs der schlesischen Grenze.

Ihm gegenüber auf schlesischem Boden hatten die Preußen überwintert. Eins ihrer Corps, 12,000 Mann stark unter dem Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwed, einem Vetter des Königs, stand fast ohne alle Verbindung mit dem Heere hinter Jägerndorf. Durch die vorgeschobene Stellung eines österreichischen Corps von 20,000 Mann befand sich jenes preußische Corps wie abgeschnitten. Da sendete Friedrich den General Ziethen, dem Markgrafen die Ordre zu schleunigstem Anschluß zu überbringen. Die Eile des Befehls duldete keinen Umweg. Ziethen, auf die neuen Uniformen seines Husarenregiments, die die Oesterreicher noch nicht gesehen hatten, und deren soldatische Dummheit bauend, schlug den geradesten Weg ein und ritt mit seinem Regimente mitten durch das 20,000 Mann starke feindliche Corps.

Dieser überdreiste Streich ergötzte den Markgrafen Karl so, daß er beschloß, rückwärts auf demselben Wege sein ganzes Corps durch die Oesterreicher zu führen. Aber er blieb nicht wie Ziethen unerkannt und mußte sich durchschlagen. Das geschah jedoch auf das Glänzendste; die Krone seiner That, an der auch der Feldmarschall Schwerin theilnahm, war ein Treffen bei Jägerndorf (22. Mai), welches Friedrich in seiner Schrift selbst bewundert.

Nachdem nun das Corps des Markgrafen angelangt war, befand sich die Armee so beisammen, daß eine Schlacht unternommen werden konnte. Es trieb den König umsomehr dazu, da ihm die Kunde zuging, Maria Theresia habe am 18. Mai mit dem Kurfürsten von Sachsen zu Leipzig ein Bündniß geschlossen, in dem es sich um nichts Geringeres als um die Theilung Preußens zwischen Sachsen und Oesterreich handle. Marien Theresien mag im Rausche ihrer Phantasie eine solche Theilung möglich geschienen haben, dem Kurfürsten Friedrich August aber gewiß nicht. Allein er nahm, um nicht ungalant zu sein, die Idee der hohen Dame hin, befriedigt schon durch das, was ihm sein warschauer Tractat versprach. Indessen konnte der König Friedrich doch nicht

wissen, wie der Kurfürst diese fata morgana der Maria Theresia aufgenommen habe und ob sie ihn nicht zu große Kriegsanstrengungen veranlassen werde.

Dies und die Einnahme der Festung Kosel durch die Oesterreicher am 27. Mai forderte den König auf, alle Vortheile des Zuvorkommens für sich zu nehmen. Besonders viel kam ihm darauf an, die Oesterreicher auf schlesischem Boden nicht wieder Fuß fassen zu lassen, weil zu fürchten war, daß sie ihre natürliche Verbindung mit der katholischen Bevölkerung dazu benutzen würden, ihm die Behauptung des Landes zu erschweren. Er konnte sich auf die Gesinnung der Katholiken nicht verlassen, wenngleich diese bisher die glänzendsten Beweise ihrer Zuneigung gaben. Wie selbst die Klostergeistlichen dem genialen Könige huldigten, zeigt folgendes drollige Ereigniß: Der König lagerte nahe bei Kamenz. Da hört er, daß im Kloster zu Kamenz der Jahrestag der Schlacht von Chotusitz (17. Mai) festlich begangen werde. Das freute den König und er ritt nach dem Kloster, um den Mönchen für ihre gute Gesinnung zu danken. Seine Aufnahme, wie die heiteren munteren Mönche selbst, gefielen ihm so, daß er seine Besuche wiederholte. Kundschafter trugen diese Neuigkeit rasch in das österreichische Lager hinüber, und da wurde nun beschlossen, den König im Kloster zu Kamenz gefangen zu nehmen, wobei man auf die gut österreichische Gesinnung der Mönche rechnete. Wirklich überfielen die Oesterreicher eines Tages das Kloster, als König Friedrich sich gerade in demselben befand. Da reißt der Prior schnell den König in eine dunkele Zelle, wirft ihm eine Mönchskutte, Kapuze, Rosenkranz und Skapulier über, läßt zur Vesper läuten und ihn in die Reihe der Mönche an den Altar treten und die Vesper mitsingen. Die Panduren suchten natürlich den Preußenkönig nicht unter einer Mönchskutte am Altar. Da sie ihn aber in keinem Winkel des Klosters fanden, zogen sie wieder ab. Dergestalt war Friedrich gerettet. Den Klosterbrüdern zu Kamenz hat er ihre Treue mit oft wiederholten Champagnersendungen vergolten. Trotz vieler solcher Ergebenheitsbeweise hielt es Friedrich für rathsam, von seinen katholischen Unterthanen den österreichischen Einfluß nach Möglichkeit fern zu halten.

Die Bewegungen des preußischen Heeres hatten endlich die Oesterreicher aus ihrer Winterruhe aufgerüttelt. Die Sachsen, welche sehr weit umhergestreut lagen, waren schon seit mehren Wochen in steten Translocationsbewegungen und zogen sich gegen Trautenau hin zusammen, um den linken Flügel des österreichischen Heeres zu bilden, welches sehr lange auf seine aus Mähren kommenden Nachzüge warten mußte. Endlich befand sich das Heer so vereinigt, daß es vorrücken konnte. Es war der preußischen Armee bei weitem überlegen.

Am 1. Mai standen die Oesterreicher allenthalben auf schlesischem Boden.

Sie waren begeistert und des Sieges gewiß; aber ihre Hoffnung stützte sich auf nichts weiter als ihre Ueberlegenheit an Masse. Am 3. Juni nahmen sie Stellung auf der Linie Striegau, Ronstock, Hausdorf und Pilgrimshain. Dem Falkenauge Friedrichs entgingen die Vortheile nicht, die die Oesterreicher in dieser Stellung hatten, deren Zugänge defileenartige Durchschnitte waren. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, die Situation durch einen Rückzug zu ändern. Es war gegen vier Uhr, als er zu seinem Zelte im Lager von einer Recognoscirung zurückkam. Die Generale wurden sofort zu ihm entboten und erhielten nun den Befehl, ihre Truppen in bestimmter Ordnung so zurückzuführen, daß der Generallieutenant du Moulin mit seiner Division den rechten Flügel bilde und die Höhen bei der Stadt Striegau besetze, die übrigen Truppenkörper aber in der Richtung auf Hohenfriedberg zu zwei Treffen rückwärts aufmarschiren. Es war höchst wichtig, daß der Zweck dieses Rückmarsches dem Feinde nicht bemerkbar werde, und darum befahl der König, daß der Marsch erst mit Eintritt der Dämmerung also um 8 Uhr Abends angetreten werde. Ausdrücklich verbot er Geräusch, Wachtfeuer und selbst das Tabakrauchen.

Alles wurde auf's Pünktlichste vollzogen. Um 2 Uhr des Morgens am 4. Juni war der Marsch so weit vollbracht, daß der König die letzten Anordnungen treffen konnte. Die Armee stand in zwei Schlachtlinien. Der größte Theil der Reiterei bildete den rechten Flügel im ersten Treffen. Striegau lag im Rücken und Pilgrimshain zur Seite. Berge und ein teichartiges Wasser waren eine gute Deckung des rechten Flügels.

Die Reiterei des linken Flügels sollte sich an einen Morast des striegauer Baches lehnen, und zehn Dragoner- und zwanzig Husarenschwadronen blieben als Reserve im Centrum. Die Ausführungsordre des Königs lautete: „Die Cavalerie fällt den Feind mit dem Säbel in der Faust an, sie macht in der Hitze des Gefechts keine Gefangenen und richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht. Die Infanterie rückt im Sturmschritt gegen den Feind an; wenn die Umstände es nur irgend erlauben, dringt sie mit gefälltem Bayonnet auf ihn ein. Muß gefeuert werden, so geschieht es erst in Entfernung von 150 Schritten."

Die Oesterreicher hatten von der Bewegung des preußischen Heeres nicht das Geringste wahrgenommen, wohl aber die Sachsen, deren Vorposten bereits nach 1 Uhr des Nachts Meldung erstattet hatten. Sofort war auch der Herzog von Sachsen-Weißenfels, der die kursächsische Armee befehligte, zu Pferde gestiegen und hatte, nachdem er sich vom Stande der Sache überzeugt, einen Ordonnanzoffizier an den Prinzen von Lotharingen mit der Meldung abgehen lassen, daß große Ursache vorhanden sei, sich für die Schlacht in Stand zu

setzen. Da nun der Herzog von Weißenfels glaubte, der Prinz von Lotharingen werde eben so schnell als er seiner Pflicht nacheilen, so ließ er seine Sachsen gleich auf Striegau marschiren, um an dieser Stadt einen guten Stützpunkt für den linken Flügel, den er zu bilden hatte, zu gewinnen. Aber kaum war er vor Striegau angelangt, als von den striegauer Bergen herab wiederholte Salven einer Vierundzwanzigpfünderbatterie von sechs Geschützen und ein heftiges Kleingewehrfeuer in seine noch ungeordneten Schaaren einschlugen.

Da der rechte Flügel der preußischen Schlachtordnung schon längst, ja selbst das Centrum der ersten Linie schon formirt war, so dauerte dieses wüthende Feuer fort, und unter demselben mußten die Sachsen ihren Aufmarsch ausführen. In der Hoffnung, daß die österreichischen Truppen alsbald heranrücken und ihnen Erleichterung verschaffen würden, führten sie ihre Formation mit Todestrotze aus; allein zu einem festen Stande konnten sie nicht mehr gelangen, da ihre Batterien nur mit großem Zeitverlust eine wenig günstige Position gewinnen konnten, die Hilfe von Seite der Oesterreicher aber fort und fort ausblieb.

Der Herzog von Sachsen-Weißenfels hatte einen Adjutanten nach dem andern an den Prinzen von Lotharingen abgeschickt. Jeder derselben fand ihn noch im Bette und jeder derselben erhielt den Bescheid: „die Sache werde keine Bedeutung haben und die Sachsen möchten den Angriff, der doch ein bloßer Scheinangriff sei, nur kräftig abweisen; indessen wisse er, daß es an demselben Tage wohl noch zu einer Schlacht kommen werde, und er selbst werde sie zu erzwingen suchen, wenn er aufgestanden sei." Auf diese Weise wurden die Sachsen auf das Schändlichste von den Oesterreichern im Stich gelassen und in's Verderben gebracht, just nicht anders als bei dem Feldzuge des Jahres 1866.

Um 4 Uhr des Morgens hatte das Feuern schon eine Viertelstunde gewährt und die Zahl der Todten und Verwundeten bei den Sachsen war bereits sehr beträchtlich, ehe sie nur einen Schuß gethan hatten. Nach 4 Uhr fing auch ihre Artillerie zu spielen an, aber das Feuer derselben war nicht nachdrücklich, da unter den bösen Umständen nicht die beste Position hatte gewählt werden können. Auch das Kleingewehrfeuer der Sachsen konnte sich wenig Geltung verschaffen, da die wenigsten Bataillone zu ruhiger Stellung hatten gelangen können. Inzwischen aber war das preußische Feuer um so heftiger geworden, als man bei dem Wegbleiben der Oesterreicher sich nun auch vom Centrum aus gegen die Sachsen wenden und nach einer schnell stattgefundenen Frontänderung des Flügels concentrisch gegen dieselben wirken konnte.

Unter diesen Umständen mußten die Sachsen gegen ein halb vier Uhr einen wüthenden Angriff der preußischen Cavalerie unter Dümoulin aushalten, der ihre nur theilweis geordneten Linien erschütterte und mehrere Batail-

lone gänzlich über den Haufen warf. Dennoch stürzte sich der unengagirt gebliebene Theil der sächsischen Cavalerie auf die bloß gewordene Flanke der preußischen Infanterie. Allein diese befand sich in einem Gehölz, so daß die sächsische Cavalerie, ohne etwas gewirkt zu haben, mit beträchtlichem Verluste wieder zurückkehren mußte. Auf diesem Rückzuge hatte sie obenein das Unglück, von der preußischen Reiterei in der Seite gepackt und so zersprengt zu werden, daß an eine neue Formation gar nicht zu denken war.

Jetzt, um auf jeden Fall das Werk hier zu vollenden, ehe die Oesterreicher zur Action kamen, wurde preußischer Seits ein Infanterie- und Cavaleriеangriff mit größter Anstrengung unternommen. Unter den Umständen, in denen sich die Sachsen befanden, konnte dieser nicht ohne entscheidende Wirkung bleiben. Kurz vor 5 Uhr schon waren die Sachsen gänzlich geworfen. Alles war ihnen widrig gewesen, selbst Sonne und Wind. Von einem geordneten Rückzuge konnte bei der völligen Auflösung der meisten Bataillone und Schwadronen die Rede nicht mehr sein. Flüchtend eilten sie dem Gebirge zu, um so schnell als möglich Böhmens Grenze zu erreichen. Die Flucht riß natürlich auch den Herzog von Sachsen-Weißenfels mit fort. Er konnte seinen Mannschaffen nicht zürnen. Sie hatten gethan, was zu thun nur irgend möglich war. Wohl aber mußte er dem Prinzen von Lotharingen zürnen, der ihn so schmählich im Stiche gelassen hatte. Die tapfern Sachsen hatten sich dem undankbarsten Bundesgenossen von der Welt geopfert, und zur Versöhnung blieb ihnen nichts als der Trost, den Willen ihres Kurfürsten vollbracht zu haben.

Erst als ihm die Meldung gemacht, daß die Sachsen, gänzlich geschlagen, soeben das Schlachtfeld flüchtend verlassen hätten, beliebte es dem Prinzen Carl von Lotharingen — es war nach ein viertel sechs Uhr — sich anzukleiden und den Befehl zum Vorrücken zu ertheilen. Er wollte also, nachdem der linke Flügel, wie erzählt, gänzlich geworfen, den Kampf fortsetzen. Das war ohne Frage eine sehr unrichtige Taktik. Ein geordneter Rückzug würde für sein Feldherrntalent ein besseres Zeugniß gewesen sein.

Als die Oesterreicher nun in zwei Linien heranrückten, mußten sie sogleich den Nachtheil empfinden, der ihnen durch den selbstverschuldeten Verlust ihres linken Flügels entstanden war Der preußische rechte Flügel nämlich, der nun in seiner Flanke keinen Feind mehr hatte, machte zum linken eine Viertelschwenkung und gewann dadurch den Angriff auf die linke Flanke und den Rücken der Oesterreicher. Sich ihres Vortheils bewußt, operirten die Preußen mit dem äußersten Ungestüm, drängten Bataillon auf Bataillon, warfen die österreichischen Schwadronen, ehe sie noch Stand in der Schlachtordnung hatten nehmen können, nieder, und eroberten eine Batterie nach der andern.

Der österreichische Aufmarsch zur Schlachtordnung war rechts. Daher

waren der rechte Flügel und das Centrum früher in Position und etwas besser daran. Auch war es für sie vortheilhaft, daß das Arrangement des linken preußischen Flügels, der etwas vernachlässigt blieb, als sich gezeigt hatte, daß die Schlacht auf der rechten Seite, also bei Pilgrimshain und Striegau, zur Entscheidung kommen werde. Dieselbe war daher auf beiden Centreen bis Hohenfriedberg, welches auf dem rechten österreichischen Flügel lag, so ziemlich zum Stehen gekommen. Indessen empfanden Centrum und rechter Flügel der Oesterreicher sehr bald die gewaltige Erschütterung ihres linken Flügels. Die Drängung von daher war arg und wurde immer ärger, weil die Reserven nicht so weit im Stande waren, im Gefecht engagirt zu werden. Da kam es zur schnellen Entscheidung nur noch darauf an, die Oesterreicher im Centrum und rechten Flügel nicht Halt gewinnen zu lassen.

Das hatte der preußische General von Geßler, der das zweite Treffen der Preußen commandirte, beobachtet, drang im rechten Augenblicke mit einem Dragonerregiment seiner zweiten Linie durch eine Intervalle der ersten Schlachtlinie vor und stürzte sich mit zermalmender Gewalt auf die linke Hälfte des österreichischen schon sehr erschütterten Centrums. Seinem Angriffe konnte unter den gegenwärtigen Umständen nichts widerstehen. Er warf alles nieder und räumte förmlich die österreichische Schlachtlinie nach ihrer Rechten zu auf. 20 österreichische Bataillone wurden von ihm gänzlich niedergeworfen, und 4000 Gefangene, 4 Kanonen und 66 Fahnen brachte er zurück.

Diese außerordentliche That entschied die Schlacht augenblicklich. Ein halb acht Uhr Morgens war sie unternommen worden und um acht Uhr befand sich das ganze österreichische Heer in wildester Flucht nach dem böhmischen Gebirge. Kein Bataillon, keine Schwadron wahr mehr beisammen. Der Zustand des flüchtenden Heeres war ein schmachvoller und ganz dazu geschaffen, den in jüngster Zeit ganz ungebührlichen Hochmuth Maria Theresia's etwas zu mäßigen. Dieses Unglück war aber auch die wahre Nemesis der an den Sachsen ausgeübten Treulosigkeit. Leider verkannten die Sachsen den Hergang der Sache, und anstatt gegen die Oesterreicher Rache und Erbitterung zu empfinden, wendete sich bei ihnen dieses Gefühl gegen die Preußen. Striegau blieb für die Sachsen lange noch die Losung zur Rache, und in der für Preußen so unglücklichen Schlacht von Kollin, welche 12 Jahre später geschlagen wurde, war Striegau ihr Racheruf.

Die Oesterreicher und Sachsen hatten 9000 Todte und Verwundete, über 7000 Gefangene, darunter 4 Generale und 200 Officiere, ferner 60 Kanonen, 76 Fahnen, 7 Standarten und 8 Paar Pauken verloren, während der ganze Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten nur 1800 Mann betrug, was sich freilich wohl aus den Umständen erklärt.

Das Regiment Baireuth, welches jene Heldenthat ausgeführt, erhielt große Auszeichnungen, der General von Geßler, der es commandirte, wurde in den Grafenstand erhoben, und der König Friedrich schrieb über jenes Ereigniß selbst: „eine so einzige ruhmwürdige That verdient mit goldenen Buchstaben in die Jahrbücher der Geschichte eingeschrieben zu werden."

Auch die Truppen der Generale von Kiau, Ziethen und Nassau wurden ausgezeichnet, und in Bezug auf die gesammte Armee schrieb König Friedrich in seinem Schlachtberichte die glänzenden Worte: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere."

Gewiß aber hatte Friedrich in diesem Ausspruche unrecht; das beste Heer ist in der Hand eines unfähigen Führers nutzlos und verloren. Er hätte daher sagen sollen: die Welt ruhe auf dem Atlas nicht sicherer als Preußen in der Hand eines so genialen Königs.

10.

Die Schlacht bei Sorr.

Es ist wohl angemessen, hier den König Friedrich mit einem kurzen Blicke zu betrachten und zu sehen, was er von sich als Sieger urtheilt. Schwerlich hat sich je ein Sieger nach dem Siege so bescheiden gezeigt, selten ein siegender Fürst so bewiesen, daß ihm das Uebel des Kriegs nicht mehr gelte als ein Hebel für das Wohl seines Staates und die Ehre seines Volkes. Sein früher erwähnter Lehrer Duhan, der dauernd sein lieber Freund geblieben, sandte dem Könige nach der Schlacht bei Hohenfriedberg ein Glückwunschschreiben. Darauf antwortete Friedrich: „Ich begreife Sie nicht. Ich hätte geglaubt, daß Sie über die Grausamkeiten seufzen müßten, die meine Feinde mich gezwungen haben an ihnen zu begehen. Doch muß ich mich freuen mein Land vor dem schrecklichsten Unglücke gerettet und den Ruf meiner Armee wieder hergestellt zu sehen, den meine Feinde bei der Welt schon zu verdunkeln gesucht hatten. Seien Sie versichert daß ich stets philosophisch denke und mir bei allem, was ich thue, stets nur das Wohl und Glück meines Volkes am Herzen liegen. Viele Fürsten haben größere Siege davon getragen. Ein Sieg ist ein flüchtiges Glück und darf einen denkenden Menschen nicht stolz machen. Es ist ein Trost, daß ich von den lieben Meinigen in dieser Schlacht nur wenige verloren habe."

Ein König von solcher Gesinnung durfte in der Reihe der damaligen Fürsten Europas wohl für eine außergewöhnliche Erscheinung gelten und wenn

Friedrich in der Folge der Große genannt worden ist, so wissen wir, daß er diesen Ehrennamen nicht bloß wegen seiner Kriegsthaten, sondern auch wegen seiner geistigen Erhabenheit verdient hat. —

Die Preußen rückten natürlich den flüchtenden Oesterreichern auf dem Fuße nach. Dieselben waren über Landshut, Trautenau und Jaromirz hinter Königsgräz gegangen und hatten sich da in ein verschanztes und von der Festung gedecktes Lager gelegt. Friedrich ließ seine Armee bei Chlum ein festes Lager beziehen, um den Feind stets im Auge zu behalten. Später verlegte er das Lager auf ein sicheres Terrain bei Semonitz.

Der Ausgang der Schlacht von Hohenfriedberg rüttelte freilich die Königin Maria Theresia aus ihren Eroberungsträumen. Indessen wurde ihre gute Hoffnung doch nicht erschüttert, da sie die Gewißheit hatte, ihren Gemahl Franz auf den deutschen Kaiserthron zu bringen. Die Kaiserwürde, die sie an Karl VII. in so tiefer Erniedrigung erblickt und selbst so schnöde verhöhnt und mißhandelt hatte, galt ihr jetzt das Höchste. Sie hoffte durch dieselbe ihre Macht wie ihre Würde in gleichem Maße zu steigern und bot alles für diesen Wahn auf, der sich denn auch glücklich am 13. September 1745 durch eine etwas unregelmäßige Wahl realisirte. So war nun ihr Gemahl, Herzog Franz von Toscana, deutscher Kaiser.

Dieses fade Glück machte Maria Theresia, die ebensowenig wie in der Liebe, in der Eitelkeit ihre weibliche Natur verleugnen konnte, ungemein übermüthig. In Frankfurt behandelte sie nach vollzogener Wahl die Wahlfürsten wie Unterthanen oder Lehnsleute, die eben nur ihre Pflicht gethan und denen sie daher gar nicht zu danken brauche. In Bezug auf Schlesien sagte sie: „sie wolle lieber ihren Unterrock als Schlesien verlieren“ und in Bezug auf einen Frieden mit Friedrich dem Großen: „es sei ihrer Würde als Kaiserin nicht entsprechend, mit einem deutschen Kurfürsten, obschon er sich auch König nenne, einen Frieden zu verhandeln, sondern er habe sich ihr einfach zu unterwerfen.“

Maria Theresia zeigte sich dergestalt felsenfest in den Grundsätzen ihres Hauses, die schon seit Kaiser Ferdinand I. dahingegangen waren, die unbeschränkte Herrschergewalt in Deutschland auszuüben. König Friedrichs Zwecke vereinigten sich dagegen in dem Ziele, den Ehrgeiz des habsburg'schen Kaiserhauses zu beschränken und die Freiheit des deutschen Reiches aufzurichten. So widersprechende Tendenzen konnten natürlich nie in Einklang gebracht werden. Sie blieben in fortdauernder Collision bis auf den heutigen Tag und werden erst enden, wenn Preußen oder Oesterreich als deutsche Macht zu sein aufgehört hat.

Als der Herzog Franz von Toscana die Kaiserkrone erhalten, glaubte Friedrich, daß Maria Theresias Eitelkeit nun durch den Flitter der für ihr

Haus wiedergewonnenen Würde befriedigt sein werde und ihr nur daran liegen könne, fernerer Demüthigung auf dem Schlachtfelde bewahrt zu bleiben. Er selbst wünschte nichts so sehr als den Frieden; denn wenn er auch den Krieg als ein selten großer Meister führte, so war er doch weit entfernt ihn zu lieben, betrachtete ihn vielmehr als ein Uebel und suchte den Frieden, wo irgend er nur möglich war. So ließ er nach der Kaiserwahl zu Frankfurt durch den König Georg von England, wie man zu sagen pflegt, unter der Hand, bei Maria Theresia Friedensanträge stellen. Allein er hatte sich getäuscht; Maria Theresia erklärte geradezu, daß sie nicht eher ruhen wolle, als sie Schlesien zurückerhalten und ihrem treuen Bundesgenossen, dem Kurfürsten von Sachsen, das Versprochene (das war, wie früher erwähnt, ein großer Theil der preußischen Länder) verschafft habe. Kurfürst Friedrich August erklärte sich in ähnlicher Weise, und dem Könige Friedrich blieb nichts übrig als zu denken: „Nun so fallt für euern Wahn!"

Vergebens hatte er die Oesterreicher zu einer Schlacht aus ihrem festen Lager herauszulocken gesucht. Der Prinz von Lotharingen wollte einmal den Fabius Cunctator spielen, und umpassend wäre diese Rolle dann gewiß für ihn nicht gewesen, wenn seine Armee der des Gegners an Stärke nachgestanden hätte; allein sie war ihr weit überlegen und überwog dieselbe gegen den Herbst hin, als der König sich nach den Winterquartieren in Schlesien zurückziehen mußte, um das Doppelte. Denn Friedrich hatte wegen der Verpflegungsschwierigkeiten einen großen Theil seiner Truppen während der Sommermonate detachirt.

Der Prinz von Lotharingen meinte, dieser Rückzug müsse dem König ebenso schwer und verderblich werden als sein vorjähriger. Er wartete mit Begierde des Aufbruchs der Königlichen, die sich, jetzt kaum 20,000 Mann stark, in einem Lager bei Staudenz befanden. Alles begünstigte den Prinzen von Lotharingen. Er hatte 40,000 Mann beisammen und war also dem Feinde so überlegen, daß an ein Mißglücken seines Vorhabens verständiger Weise gar nicht gedacht werden konnte. Dabei waren seine Truppen in einer unbändigen Begeisterung. Denn das frohe Ereigniß, daß der Gemahl ihrer Königin Maria Theresia zum Kaiser erwählt worden war, daß sie ihre hohe Herrin nun Kaiserin und sich selbst Kaiserliche nennen konnten, war durch Festlichkeiten und Gelage gefeiert worden, wobei die Erinnerung an die früher erlittenen Niederlagen gänzlich verloren gegangen war. Sie theilten das Vorurtheil ihres Kaiserhauses: sie meinten, der Schein mache stark; und da sie nun wieder Kaiserliche waren, glaubten sie an Siegen gar nicht zweifeln zu können.

König Friedrich hatte Anordnungen getroffen am 30. September das Lager von Staudenz abzubrechen und über Trautenau nach Schlesien zurück-

zugehen. Der Prinz von Lotharingen erhielt davon die genaueste Kunde und war in seiner frohen Begeisterung sogleich entschlossen die Erneuerung des habsburg'schen Kaiserhauses durch eine glänzende That zu feiern und zu weihen. Als nun Friedrich am 30. September des Morgens um 4 Uhr seine Generale versammelt hatte, um ihnen die Marschbefehle zu ertheilen, ging von den Vorposten die Meldung ein, daß die österreichische Armee sich in starker Bewegung zeige und mehre Corps derselben in der rechten Seite des königlichen Lagers deployiren.

Der König hätte erschrecken dürfen, denn seine Armee war durch starke Detachements sehr geschwächt; allein er vertraute der Bravour seiner sieggewohnten Leute und es war ihm daher nichts erwünschter als eine Schlacht, die er den ganzen Sommer hindurch vergebens herbeizuführen gesucht hatte. Sofort erging nach allen Seiten der Befehl sich schlagfertig zu machen, Friedrich selbst aber eilte zu den Vorposten, die sich auf den Höhen befanden, welche die eine Seite seines Lagers deckten. Hier konnte er die Entwickelung des Feindes theilweis beobachten; theilweis unterrichtete er sich durch Kundschafter.

Die Oesterreicher, vereinigt mit dem größten Theile der sächsischen Armee, waren in mehren Colonnen über die Elbe gegangen und hatten in einem verhauenen Walde nördlich von Königshof sich geordnet. Ihre ganze Artillerie war für diese Action aufgeboten, dagegen hatten sie ihre Bagage zurückgelassen. Der Entwurf des Prinzen von Lotharingen war auf einen Ueberfall oder wenigstens Ueberraschung berechnet; und im Falle die Preußen ihren Marsch schon angetreten hätten, versprach er sich einen eben so guten Erfolg von einem Flankenangriffe. Ein bedeutendes Corps ungarischer Cavalerie unter dem General Nadasdy hatte der Prinz Karl mit der Ordre detachirt, die Preußen zu umgehen, und, wenn die Schlacht in vollem Zuge wäre, ihnen von ihrem eigenen Lager aus in den Rücken zu dringen.

Um 5 Uhr standen die Oesterreicher in Schlachtordnung auf den Höhen. Ihr linker Flügel, dem Prinz Karl von Lotharingen die Hauptaufgabe ertheilt hatte, hatte seine Artillerie in einer Batterie von 28 Kanonen concentrirt. Der größte Theil der kaiserlichen Cavalerie stand auf diesem Flügel. Aber diese ganze Cavalerie war höchst ungeschickt auf einem viel zu kleinen Raume in drei Treffen aufgestellt, so daß der erste Unfall, der dem ersten Treffen begegnete, sogleich die ganze Cavaleriemasse in Verwirrung bringen mußte.

Hier erkannte denn Friedrich sogleich auch den Punct der Entscheidung und eilte nun, seinem rechten Flügel eine bedeutende Cavaleriestärke zu geben. Dies geschah bald nach 5 Uhr unter dem Feuer jener feindlichen Batterie von 28 Geschützen. Die Preußen waren zur Eile genöthigt; dies indessen störte so wenig die Ordnung in ihren Aufmärschen, daß sich König Friedrich

selbst mit Bewunderung über die Tüchtigkeit seiner Truppen aussprach. Zu gleicher Zeit ließ er seine Garden die Mitte des Centrums besetzen und dann die übrigen Infanterieregimenter rechts und links anschließen. Der linke Flügel wurde zuletzt formirt. Er kam viel weniger zur Activität als die anderen Theile der Schlachtordnung.

Die Stellung der Oesterreicher war eine so vorzügliche und beherrschende, daß preußischer Seits kaum ein Sieg gehofft werden konnte. Dies nöthigte den König Friedrich von Truppen alles heranzuziehen, was nur irgend in der Eile herbeigebracht werden konnte, verursachte aber freilich eine fast gänzliche Entblößung des Lagers. Als die beiderseitigen Armeen vollständig in Schlachtordnung waren, befanden sich auf österreichischer Seite 35,000 auf preußischer, Seite 18,000 Kämpfer.

Das wüthendste Feuer der mehrerwähnten österreichischen Riesenbatterie von 28 Geschützen tangirte die Cavalerie des rechten preußischen Flügels bald in solcher Weise, daß diese entweder ihre Stellung ändern oder zum Angriff übergehen mußte. Natürlich zog der König das Letztere vor, und nun warfen sich 42 preußische Schwadronen unter Führung der Generale von Buddenbrock und von Golz mit einer wahrhaft vernichtenden Wucht auf die in drei Treffen stehende Cavalerie des linken österreichischen Flügels. Diese war äußerst ungeschickt vor ihrer Schlachtlinie aufgestellt. Daher wurde diese österreichische Cavalerie von der preußischen zugleich in der Fronte und in beiden Flanken gepackt. Der erste Anprall schon warf das erste Treffen auf das zweite und dieses, nach seinen beiden Flanken hin engagirt und daher auf diesen Druck in der Fronte nicht gefaßt, wurde sehr bald auf das dritte Treffen, welches sich in derselben Lage befand wie das erste, geworfen.

Die Verwirrung der österreichischen Cavalerie war eine heillose und konnte zu nichts anderem als zu gänzlicher Auflösung und Flucht führen. Diese trat denn auch nur zu bald ein und sie riß einen ganzen Theil der österreichischen Infanterie mit fort. Ein nicht zu ferner Wald nahm die flüchtenden Massen auf und man hätte glauben dürfen, daß sie sich hier sammeln und zur Schlacht zurückkehren würden; aber sie zogen es vor im Schutze des Waldes die Flucht fortzusetzen und nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

Während dieses glücklichen Kampfes der Cavalerie ließ König Friedrich einen Theil seiner Infanterie unter Führung des Generals von Bonin und des Obersten von Geist gegen jene österreichische Riesenbatterie vorgehen. Die Preußen hatten eine bedeutende Bodeneinsenkung und einen sehr hinderlichen breiten Graben, der sich lang zwischen beiden Schlachtlinien hinzog, zu passiren und dann die sehr beträchtliche Berghöhe, auf welcher die Oesterreicher standen, stürmend zu ersteigen.

Die nächsten Infanterieregimenter der Oesterreicher und Sachsen rückten sofort zur Vertheidigung jener wichtigen Batterie vor, und zweimal mußten die Preußen vor dem höllischen Feuer den Berghang wieder hinabweichen. Da sendete König Friedrich sofort mehre Bataillone Infanterie mit dem Befehle nach, den Feind in der linken Flanke zu fassen, die, da die österreichische Cavalerie das Schlachtfeld verlassen hatte, natürlich bloß war. Dieses preußische Maneuvre konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Der Kampf wurde nun auch sehr schnell entschieden, die österreichische Batterie erobert und auf preußische Seite gebracht.

Bei Schilderung dieses Ereignisses macht ein Geschichtschreiber der damaligen Zeit die interessante Bemerkung: „es sei nachher die bitterste Klage der Sachsen gewesen, daß die österreichische Cavalerie sich in so schmachvoller Weise zur Flucht gewendet und die sächsische Infanterie ohne Deckung gelassen habe.“ Interessant nennen wir diese Bemerkung darum, weil sie sich aufs Vollständigste im Jahre 1866 wiederholt hat. Kein einziger sächsischer Soldat hat die allgemeine Klage seiner Kameraden, daß die Oesterreicher sich treulos und höchst kriegsunfertig bewiesen haben, widerlegen mögen.

Nachdem jene Batterie gewonnen war, wurde auch die Infanterie des linken österreichischen Flügels zurückgeworfen und einen zweiten Berg hinangetrieben, wo sie in einem Walde Stand zu fassen suchte. Aber nun war die linke Flanke des österreichischen Centrums entblößt. Die Situation war für die Preußen höchst günstig, und Friedrich zögerte nicht die Vortheile zu nützen. Er ließ also auch im Centrum, hauptsächlich von seiner Garde, angreifen, während die bereits zurückgeschlagene feindliche Infanterie von einem Theile der preußischen Cavalerie des rechten Flügels beschäftigt wurde, der andere Theil dieser Cavalerie aber auf der Flanke des erwähnten österreichischen Centrums einhieb.

Auch hier konnte die Folge des Derangements der österreichischen Schlachtordnung nicht lange außen bleiben. Ein Regiment wurd nach dem andern in Verwirrung gebracht und zurückgeworfen, und während nun die ganze Linie der Oesterreicher bis zu ihrem äußersten rechten Flügel von der einen Seite her in völlige Verwirrung und nach der anderen Seite hin in Schwanken gerieth, ließ der König eine wichtige Position des österreichischen Centrums von seiner Garde unter dem Befehle des Prinzen Ferdinand von Braunschweig erstürmen. Hier standen zwei fürstliche Brüder als Feinde gegen einander, nämlich auf österreichischer Seite der Prinz Ludwig, auf preußischer der Prinz Ferdinand von Braunschweig. Der Brudermord des Volkes, die Ausgeburt der erbärmlichen deutschen Verfassung, konnte sich grauenhafter nicht zeigen,

als bei diesem Kampfe der beiden braunschweigischen Prinzen, dem der Tod des Prinzen Albrecht noch die Krone aufsetzte.

Während die Schlacht auf der ganzen Linie wüthete, hatten mehre Regimenter ungarischer Husaren unter dem Befehle des Generals Nadasdy und das Pandurencorps des Obersten von Trenk die Preußen umgangen, um nach dem Befehle des Prinzen Karl von Lotharingen denselben in den Rücken zu fallen. Dies hätte natürlich der Sache eine Wendung geben können. Doch kaum hatten die ungarischen Reiter das preußische Lager erblickt, als ihre angeborne Raubsucht in Flamme gerieth und sie sich wie toll auf dasselbe stürzten; alles, was nur einigen Werth hatte, wurde auf die Rosse gepackt, und natürlich machte man von den zahlreichen preußischen Fuhrwerken angemessenen Gebrauch. Da wurden nicht einmal des Königs Bücher und kleines Windhündchen verschont, und wo die Raubsucht sich gesättigt hatte, da ergötzte sich die thierische Leidenschaft jener wilden Brut an der Ausübung von Grausamkeiten. Als König Friedrich nach der Schlacht das Geschehene vollständig erfahren, sagte er: „Dergleichen Handlungen empören die Menschheit und brandmarken Diejenigen, welche sie begehen oder begehen lassen, mit Schande; zum Lobe meiner preußischen Soldaten darf ich sagen, daß sie tapfer, aber nie grausam sind.“ Während der Schlacht schon war dem Könige gemeldet worden, daß Panduren und Ungarn das Lager ausrauben. Da hatte er gesagt: „Laßt sie ungestört bei ihrem Rauben; wer plündert, fechtet nicht.“ In der That waren die Kriegskasse und das ganze Lager so viel nicht werth als der Sieg, der nun sehr rasch zur Entscheidung kommen sollte; aber lieb konnte es dem Könige natürlich nicht sein, mit einem Male Kasse, alles Lagergeräth und seine eigene ganze Feldequipage verloren zu haben.

Der Kampf hatte fortgedauert, die Stellung sich aber sehr verändert; denn die Oesterreicher waren nunmehr allenthalben aus ihrer Position gedrängt in ein langes Thal hinab und auf einen zweiten Höhenzug hinaufgetrieben worden. Hier suchten sie noch einmal Stand zu fassen. Da unternahm der General von Rochau einen Bayonnetangriff, durchbrach die österreichische Schlachtordnung, die ohnehin kaum noch Zusammenhalt hatte, und nahm das ganze Regiment von Damnitz und ein Bataillon des Regimentes Kolowrath gefangen. Diesem Ereigniß auf dem Fuße folgte von Seite der Preußen ein allgemeiner Bayonnetangriff, durch welchen die Schlacht nun völlig zum Nachtheil der Oesterreicher entschieden wurde.

Auch hier war von einem geregelten Rückzuge die Rede nicht, die Truppenkörper hatten sich völlig aufgelöst und die Flucht breitete sich nach der Elbe hin allseits so aus, daß die zur Verfolgung nachgesendete preußische Reiterei

bald nicht mehr wußte, wohin sie die Richtung nehmen sollte und vor dem Dorfe Sorr, von welchem die Schlacht den Namen erhalten hat, Halt machte.

Das Schlachtfeld war mit Leichen besäet. Man rechnete, daß die Oesterreicher an Todten und Verwundeten 5000 Mann verloren hatten. Ueber 2000 mit 30 Offizieren waren als Gefangene in die Hände der Sieger gefallen und 22 Kanonen, 10 Fahnen und 12 Standarten deren Trophäen. Der ganze Verlust preußischer Seits betrug an Todten nur 500 und an Verwundeten 1500 Mann. Zu den Todten gehörten freilich der Prinz Albrecht von Braunschweig, der General von Blankensee und vier Obersten. Die Ausplünderung des Lagers war ein großer Schade. Die Kriegskasse, die der Pandurenoberst von Trenk fortgeschleppt, hatte 80,000 Ducaten enthalten, und der Werth des gesammten Raubes konnte auf 2,000,000 Thaler geschätzt werden.

Nach diesem glänzenden Siege bei Sorr, durch welchen Friedrich die Kaiserin sicher zum Frieden zu bringen glaubte, zog er nach Schlesien zurück, um die Truppen hier überwintern zu lassen. Aber eben dieser Rückzug verhinderte den Frieden, da Maria Theresia in demselben ein Bewußtsein der Schwäche erkennen zu müssen glaubte.

11.

Das Treffen bei Hennersdorf.

In der That war die Lage der Dinge nicht dazu angethan einen Frieden zu erzwingen. Hätte König Friedrich weiter in Böhmen vordringen wollen, so würde er sich wegen des Winters in dieselbe Gefahr versetzt haben, der er sich ein Jahr früher nur mit Opfern hatte entziehen können. Sein Rückzug nach Schlesien machte es nun aber dem Feinde möglich, sich wieder zu sammeln und neuen Muth zu fassen; ja und dieser stieg sehr bald zu einer wahrhaften Sinnenbethörung. Vor dem Kriege hatten Oesterreich und Kursachsen, wie schon erwähnt, einen Theilungstractat geschlossen, nach welchem die Kaiserin vom preußischen Staate Schlesien nebst der Grafschaft Glatz, der Kurfürst Friedrich August aber die Herzogthümer Magdeburg und Krossen, die preußische Lausitz und die Kreise von Züllichau und Schwiebus erhalten sollte.

Dieser Tractat wurde jetzt mit Leidenschaft neu ins Auge gefaßt und durch einen höchst kühnen strategischen Zug auszuführen beschlossen. Zwei sächsische Armeen sollten in Preußen eindringen und ein österreichisches Corps von

10,000 Mann unter General Grünne ihnen zur Seite gehen, während die große österreichische Armee (40,000 Mann) unter dem Prinzen von Lotharingen als rechter Flügel in Schlesien eindränge. Nachdem dies geschehen, sollten alle drei Armeen auf den Kern des preußischen Staates, die brandenburg'schen Länder, und hauptsächlich Berlin losgehen.

Dieser Plan ging vom Prinzen Karl von Lotharingen und dem kursächsischen Minister Grafen von Brühl aus. Man muß gestehen, er war mit demselben Phantasiereichthum verfaßt, wie im Jahre 1866 der Plan des österreichischen Generalissimus Benedeck, Preußen sofort durch einen Zug nach Berlin zu erobern. Es war stets Oesterreich eigen, mehr in der Phantasie, als in der Wirklichkeit zu leben; doch gehörte eine fast wahnwitzige Einbildung dazu, einen Plan, wie den vorliegenden zu entwerfen, nachdem stete Niederlagen den gänzlichen Mangel an zureichender Kraft erwiesen hatten.

Der König Friedrich erwartete zu Berlin Friedensanträge, als ihm zu seiner größten Ueberraschung durch den schwedischen Gesandten eine geheime Mittheilung des kühnen österreichischen Kriegsplanes gemacht wurde. Der schwedische Gesandte am kursächsischen Hofe, von Wulwenstierna, hatte das Geheimniß vom sächsischen Chefminister Grafen von Brühl erfahren und nichts eiliger zu thun gehabt, als es an den schwedischen Gesandten am preußischen Hofe weiter zu fördern.

Bisher hatten die sächsischen Truppen als österreichische Hilfsvölker und die sächsischen Länder als neutrales Gebiet betrachtet werden müssen; und dieses seltsame, Preußen sehr nachtheilige Verhältniß stand gewissermaßen unter russischem Schutze. Nachdem indessen der neue sächsisch-österreichische Kriegsplan nebst dem zu Grunde liegenden Theilungstractat offenkundig geworden, glaubte Friedrich, Sachsen nicht mehr für neutrales, sondern für feindliches Gebiet halten zu müssen und es als solches, trotz russischen Einspruchs, behandeln zu dürfen.

Sofort ließ er die Siegesfeierlichkeiten in Berlin abbrechen und eilte nach Schlesien, um die schon in dem Winterquartier liegende Armee wieder zusammen zu ziehen. Am 17. November traf er in Liegnitz ein und nach 5 Tagen stand er an der Spitze eines kleinen Corps, mit dem er es wagen wollte, nach der Lausitz aufzubrechen, wohin, eingegangener Kunde zu Folge, die österreichische Armee unter dem Prinzen von Lotharingen ihren Marsch richtete und wo ein Corps von 12,000 Sachsen sie erwartete.

Es galt zunächst, jetzt die Verbindung der Oesterreicher und Sachsen zu verhindern. Die Märsche mußten daher eben so eilig sein, als dem Feinde verborgen bleiben. Auf die Meldung der ziethenschen Husarenpatrouillen, daß bei Hennersdorf ein sächsisches Corps von 4 Regimentern mit 6 Schwadronen

lagere, schlug Friedrich sogleich seine Richtung dahin ein. Er sah es auf einen Ueberfall ab. Mancher Zufall begünstigte ihn. Der Nebel verbarg seinen Marsch und die Unvorsicht der Sachsen, sich durch eine morastige Wiesenfläche für genügend gedeckt zu halten und deshalb auf dieser Seite des Lagers keinen Vorposten auszustellen, erleichterte das Vorhaben des Königs. Das sächsische Lager wurde von allen Seiten umzogen, so daß von den Angreifern drei Grenadierbataillone unter dem General von Polenz im Rücken, die Küraßsire unter von Winterfeldt auf der einen, die Husaren unter Ziethen und von Wunsch auf der andern Seite, die Infanterie unter von Rochow aber, welche durch die Moräste hatte dringen müssen, in der Fronte desselben standen.

Nun gab der König den Befehl zum Angriffe, der von Seite der Cavalerie in so stürmischer Eile erfolgte, daß die Sachsen, die so etwas nimmer erwartet hatten, kaum Zeit zu den Waffen zu greifen behielten. Inzwischen langte auch die preußische Infanterie an, um es mit dem Bayonnet der Cavalerie gleich zu thun.

Von vornherein war der Sieg auf preußischer Seite, denn keinerlei Vortheil waren die Sachsen im Stande unter diesen unglücklichen Umständen auf ihre Seite zu bringen. Allein ihr Widerstand war doch ein höchst heldenhafter, wovon der Umstand zeugte; daß sich nur 1050 Mann mit 31 Offizieren (darunter der Oberst O'Byrn und die Generale von Dalwitz und von Buchner) gefangen ergaben, während die andern im Kampfe lieber den Tod nahmen. König Friedrich selbst hat wiederholt den Kriegsmuth und die soldatische Tüchtigkeit der Sachsen mit großem Lobe anerkannt, und die tapferen Truppen darum beklagt, daß sie die Regierung, deren Politik er eben so bitter tadelte, zu Opfern Oesterreichs gemacht hat. Ganz Gleiches hat man auch im Jahre 1866 erlebt und darum nicht zu begreifen vermocht, daß der sächsische Minister von Beust, von dem Kenntniß der Geschichte wohl gefordert werden mußte, es vermocht hat, der unglücklichen Spur eines Grafen Brühl zu folgen.

Nach 2½stündigem Kampfe bei Hennersdorf waren die drei sächsischen Regimenter Gotha, Dalwitz und O'Byrn gänzlich zusammengehauen worden. Nur die Offiziere wurden auf Pardon geschont. Ein sehr kleiner Theil entging dem Schicksal der Anderen durch die Flucht; das ganze Corps aber war so gut wie vernichtet. Die ganze sächsische Bagage, 4 Kanonen, 3 Fahnen, 2 Standarten, 3 Paar silberne Pauken, die Feldapotheke und Heergeräthe aller Art fielen in die Hände der Preußen. Zu dieser Beute kamen am folgenden Tage noch in Görlitz 28,000 Tonnen Mehl, 100,000 Centner Heu, die Equipage des Prinzen von Sachsen-Gotha und 200 Mann Gefangene von der kurfürstlichen Garde.

Prinz Carl von Lotharingen, der mit seiner Armee ganz nahe stand, war ein müßiger Zuschauer geblieben, als ob die österreichische Politik den Ruin der treuen Bundesgenossen beabsichtige. Und freilich ist Oesterreich in seinem Streben nach der Alleinherrschaft stets einem eben so höhnischen und treulosen Programm gefolgt wie Frankreich. Darum ist die Abneigung des sächsischen Volkes gegen Oesterreich immer desto stärker gewesen, je gläubiger und opferwilliger sich ihm die Regierung unbegriffener Weise zugeneigt hat.

Nachdem dergestalt das sächsische Corps am 23. November 1745 vernichtet worden, wendete sich König Friedrich gegen die österreichische Armee unter dem Prinzen von Lotharingen. Allein dieser, nachdem seine Truppen die sächsischen Dörfer gründlich ausgeplündert hatten, wich mit Aufopferung seiner Magazine sofort feige nach Böhmen und glaubte die Sachsen dadurch genügend zu beruhigen, daß er dem Minister von Brühl schrieb, er werde sofort den Sachsen zu Hilfe eilen, wenn die Preußen wagen würden in Sachsen einzudringen. Dieses goliathische Versprechen zielte wiederum auf eine Täuschung Sachsens ab, und die nachfolgende Schilderung der Schlacht bei Kesselsdorf wird aufs Neue zeigen, daß Sachsen immer dazu bestimmt war, von Oesterreich getäuscht und mißbraucht zu werden.

12.

Die Schlacht bei Kesselsdorf und der Friede zu Dresden.

Der kursächsische Chefminister Graf von Brühl hatte Kunde von einem Brief des Königs Friedrich an den alten Fürsten von Dessau erhalten, der in lakonischer Kürze Folgendes enthielt: „Ich habe meinen Streich in der Lausitz ausgeführt. Vollführt nun den Eurigen bei Leipzig, damit wir uns in Dresden begrüßen."

In diesen wenigen Worten war des Königs Schlachtplan enthalten und deutlich gezeigt, daß er nun, da die sächsische Regierung sich ihm entschieden als Feindin gegenüber gestellt, er auch das sächsische Land nicht mehr als neutrales Gebiet schonen wolle. Diese Schonung Sachsens war überhaupt ein sehr sonderbares Verlangen Rußlands, als ob Jemandem zugemuthet werden könnte, die Besatzung einer Festung zu bekämpfen, ohne die Festungswerke zu verletzen. Als nun Rußland seine Forderung auch jetzt wieder stellen ließ, antwortete der König: „wenn meine Nachbarn mit mir im Frieden zu leben

nicht Lust haben und gegen meinen Staat verderbliche Pläne betreiben, so soll keine Macht Europas mich hindern, zu meinem Schutz meine Feinde zu Schanden zu machen.“ Das war dem gewaltigen Rußland gegenüber ein kühnes Wort. Aber der kleine König hatte bereits genügend gezeigt, daß er die Kühnheit nicht bloß im Worte führe; und Rußland — schwieg zu dem Weiteren.

Ehe der König in Sachsen einrückte, folgte er dem österreichischen Heere bis zur böhmischen Grenze, um sich dessen Abzugs zu vergewissern und überzeugt sein zu können, daß er von demselben bei seinen nächsten Unternehmungen keinen Angriff im Rücken zu fürchten habe. Vor seinem Aufbruche schrieb er an seinen Hofmarschall von Fredersdorf folgenden deutschen Brief, den wir als eine Probe von Friedrichs mangelhafter Kenntniß der deutschen Sprache*) hier copiemäßig wiedergeben.**)

„Wihr haben den Feind ohne den Degen zu ziehen aus der Gantzen Lausitz gegaget und Morgen Mus der Pr. Karel nach Böhmen, 1800 Gefangene nebst Pauken, Standarten und Canons nebst einige 40 Officiers haben Wihr dahrbei gekriegt. Pakke nicht mehr ein, Gottlob! dieses Mal ist es uns gelungen. Ich gedenke d. 2. 3. oder 4. December in Berlin zu seindt, wihr haben nicht 100 Todten und Blessirten, sonst stehet Alles hier sehr guht. Schreibe es Meyringen, daß er es Wisse und sei nuhr dißmal guter Ding. Morgen Folgen Wir die Flüchtigen auf Zitau und damit so hat es hier ein Ende. Gott bewahre Dihr. Friedrich.“

Ein sehr beträchtlicher Theil der sächsischen Armee lag bei Leipzig. Nach dem früher erwähnten sächsisch-österreichischen Kriegsplane hatt er die Aufgabe gehabt in das Magdeburg'sche vorzurücken und von da aus mit dem österreichischen Corps unter Grünne, welches in Eilmärschen vom Rheine heraufzog, zu operiren. Diesen Plan zu durchkreuzen, hatte Friedrich in Eile ein Corps unter dem alten Fürsten von Anhalt bei Halle an der Saale zusammenziehen lassen, um es gegen die Sachsen bei Leipzig zu schicken. Allein diese hatten schleunigst den Marsch nach Dresden antreten müssen, wo, wie der Minister von Brühl wußte, sich das Hauptwetter des Krieges zusammenzog.

Das Corps des Fürsten von Dessau folgte nun den Sachsen über Meißen nach Dresden, jedoch zu des Königs größtem Aergerniß so langsam, daß das österreichische Corps unter Grünne noch Gelegenheit fand, sich mit den Sachsen vor der bevorstehenden Schlacht zu vereinigen. Bei Meißen hatte es sich durch das Corps des Generals von Lewald verstärkt. Ein Ueberfall der Cavalerie

*) Er schrieb und sprach meist französisch. Die französische, war in jener Zeit die Sprache fast aller europäischen Höfe.

**) Siehe Försters Leben und Thaten Friedrichs I., Seite 428.

der Arrieregarde durch das sächsische Regiment von Sybilsky verursachte zwar einigen Schaden und den Tod des Generals von Roel, hatte aber auf die weitere Operation keinen hemmenden Einfluß. Am folgenden Tage, den 14. December, traf nun auch der König Friedrich mit einem Theile seiner schlesischen Truppen ein.

Unterdessen hatte sich das sächsische Heer unter dem Befehle des Oberfeldherrn von Rutowski bei Dresden gesammelt und auf felsigen, fast unangreifbaren Höhen zwischen dem Dorfe Kesselsdorf und der Elbe, gedeckt durch die sogenannte wilde Elbe, eine verschanzte feste Stellung eingenommen. Mit ihm hatte sich das österreichische Corps unter Grünne verbunden, so daß diese sächsisch-österreichische Armee auf mehr als 30,000 Mann geschätzt werden konnte.

Aber auch der Prinz von Lotharingen war, um sein Versprechen zu halten, mit seinen 40,000 Mann von Böhmen her eingetroffen; und der Graf von Brühl mag sich über diese Ehrlichkeit der österreichischen Bundesgenossenschaft so lange sehr gefreut haben, als er noch nicht erfahren hatte, daß die Sachsen doch auch diesmal wieder betrogen waren. Ja er sollte sogar auch erfahren, daß diese Bundesgenossenschaft selbst eine moralische Demüthigung für ihn war, insofern nämlich als der werthe Bundesgenosse eher mit einem Räuber als mit einem ehrlichen Krieger Aehnlichkeit hatte. Denn nicht nur hatten die Oesterreicher die sächsischen Dörfer in der Lausitz aufs Schändlichste ausgeraubt, sondern hier auch verlangten mehre Regimentsobersten des Prinzen von Lotharingen, die Vorstädte von Dresden plündern zu dürfen. Der sächsische Stadtcommandant erklärte, daß er ungeachtet der Bundesgenossenschaft plündernde österreichische Truppen niederschießen lassen werde, und dies erst nöthigte die Oesterreicher, die Pflichten der Bundesgenossenschaft einigermaßen zu beachten. Beim Kriege 1866 ist gesehen worden, daß die Oesterreicher die Dörfer ihres eigenen Landes geplündert haben, namentlich aber hat die sächsische Armee dies tausendfach zu beobachten Gelegenheit gehabt, und es hat sich den Gebildeten derselben die interessante Wahrnehmung aufdrängen müssen, daß Oesterreich seit mehr als 100 Jahren in Cultur und Civilisation auch nicht einen kleinen Schritt vorwärts gethan haben könne.

Am 15. December mit frühem Morgen sollte die preußische Armee in drei Colonnen nach Dresden vorrücken. Die ersten beiden Colonnen führten der Fürst von Dessau und der Generallieutenant von Lehwald, während der König mit der dritten noch zurückblieb, um die nachkommenden Regimenter aufzunehmen und den Elbübergang bei Meißen zu sichern.

Die neue Kriegssituation hatte inzwischen der kursächsischen Regierung die ganze Gefahr, in die sie sich gestürzt hatte, vors Auge gestellt. Das große

österreichische Heer unter dem Prinzen von Lotharingen konnte ihr umsoweniger Vertrauen einflößen, da es auf dem linken Elbufer hinter den Sachsen in einer Stellung blieb, als ob es gar nicht dazu bestimmt wäre, dem Feinde entgegen zu treten. Graf Brühl sendete also den französischen Gesandten mit einem Briefe des Kurfürsten Friedrich August an den König Friedrich nach Meißen. In diesem Briefe enthüllte der Kurfürst mit edler Offenheit die Gefahr seiner Lage und bat um einen friedlichen Vergleich. Aber eben war Friedrich mit Lesung dieses Briefs beschäftigt, als ihm von seinen Vorposten die Meldung einging, daß gegen Dresden hin eine furchtbare Kanonade vernehmbar und an den ununterbrochenen Blitzen erkennbar sei. Der König konnte gar nicht zweifeln, daß der alte Dessauer seine Nachkunft gar nicht hatte erwarten mögen, sondern sofort das österreichisch-sächsische Heer angegriffen habe.

Kaum hatte Fürst Leopold die Stellung des Feindes ins Auge gefaßt, als er erkannte, daß der Schlüssel derselben eine mit 24 Kanonen besetzte felsige Höhe bei Kesselsdorf war. Steile Felsenwände und ungangbare Schluchten sicherten diese Position in der linken Seite, während das stark besetzte Kesselsdorf sie im Rücken sicherte. Sie war also nur durch einen von 24 Geschützen bedroheten Fronteangriff zu nehmen, und doch mußte sie gewonnen werden.

Es galt hier, die Bravour der Truppen zur Schwärmerei zu steigern, und das geschah, indem der alte Fürst verlangte, die Sturmcolonnen sollten mit entblößter Brust und geschultertem Gewehre ohne einen Schuß zur Batterie emporsteigen und sie dann mit den Bayonnet nehmen. Die Gewohnheit des Kriegs lehrt seine Gefahren verachten: die Mannschaften waren entschlossen den in der That ungebührlichen Befehl des alten Dessauers auszuführen, und der General von Herzberg war ganz der Mann dazu an einem solchen Bravourstück Theil zu nehmen.

Drei Grenadierbataillone des an diesem Tage berühmt gewordenen pommerschen Regimentes Nr. 30 wurden nun zum Sturm aufgestellt. Das Regiment Anhalt bildete das zweite Treffen, und das Dragonerregiment von Bonin die Flankendeckung rechts. Während dieser Formation deployirte die Armee in zwei Treffen links bis fast zur Elbe, Hier auf dem linken Flügel dienten ihr zu besonderer Stütze die Dörfer Ockerwitz und Briesnitz. In der Fronte gewährte ein tiefer bis zur Elbe reichender Landeinschnitt so gute Deckung gegen feindliche Cavalerie, daß beinahe die ganze Cavalerie auf dem rechten Flügel verwendet werden konnte. Hier war sie in der That auch sehr nöthig, denn südwestwärts Kesseldorfs befand sich das Lager der sächsischen leichten Reiterei, gegen welches der Fürst von Dessau eine Anzahl Husarenschwadronen stellte.

Nachdem alles geordnet, gab Leopold das Signal zur Schlacht. Die drei

Sturmcolonnen rückten vor, und sehr bald tobten auf beiden Linien sämmtliche Batterien, am ärgsten natürlich die große Batterie von Kesselsdorf, auf welche der Hauptangriff gerichtet war. Hier concentrirte sich auch ein wüthendes Kleingewehrfeuer der Sachsen. Geschütz und Musketen warfen die drei preußischen Bataillone zweimal zurück. Der felsige zerrissene Boden und die Steilheit der Höhe ließen ihr Unternehmen unmöglich erscheinen. Da sahen sie ihren General von Herzberg fallen, und dieses Ereigniß feuerte sie zu einem dritten Sturme an. Aber auch dieser war vergeblich. Um sich dem Bereiche der furchtbaren Batterie zu entziehen, mußten sie nach dem Orte der ersten Aufstellung zurückweichen.

Diese rückgängige Bewegung der Preußen hielten die österreichischen Grenadiere, die Kesselsdorf besetzt hielten, für eine Flucht. Gekitzelt von Plünderungsgelüst verlangten sie den Befehl zur Verfolgung, und der sächsische Feldherr von Rutowski ließ sich so täuschen, daß er nicht nur diesen österreichischen Truppen, sondern auch seiner sächsischen Infanterie den Befehl, zur Verfolgung in das Thal hinabzusteigen, ertheilte. Dadurch wurde natürlich die große Batterie außer Action gesetzt, und nun wendeten sich mit einem Male die preußischen Bataillone um, um den Feind im Thale zu fassen. Kaum waren sie von der pommerschen Infanterie in der Fronte gepackt, als das Dragonerregiment von Bonin in die Flanke einhieb und sieben sächsische Bataillone, die auf eine solche Action natürlich nicht gefaßt waren, gänzlich zersprengte.

Während dessen hatten 12 Schwadronen der Reiterei des linken sächsischen Flügels, von den Oesterreichern im mindesten nicht unterstützt, das Feld vor der preußischen Reiterei des Grafen Geßler räumen und den Weg zu den Höhen von Kesselsdorf preisgeben müssen. Die Folge davon war die Wegnahme der großen Batterie und des Dorfes Kesselsdorf.

Nun standen die Preußen vollständig in der Flanke der sächsischen Schlachtlinie und bedroheten selbst den Rücken derselben. Die Verwirrung stieg mit der Gefahr. Nicht unterstützt, und vom General Rutowski, einem Polen, schlecht geleitet, blieb die beste Tapferkeit der Sachsen ohne Erfolg. Eine Batterie ging nach der anderen verloren und die Bataillone mußten es schließlich für vernünftig halten, sich unter die Wälle von Dresden zurückzuziehen. Aber trotz allen Verlusten war dieser Rückzug ein ziemlich geregelter und militärisch anständiger, keineswegs eine Flucht nach österreichischem Styl.

Die Sachsen hatten 2500 Todte und Verwundete, 5000 Gefangene, 48 Geschütze (darunter mehre Mörser), mehre Fahnen und Pauken verloren. Aber auch die Preußen hatten an Todten und Verwundeten, wie begreiflich, sehr viel. Wohl dürfte ihre Angabe von 2500 zu niedrig sein. Doch war ihr Sieg von mächtigstem Einfluß, und der glänzenden Belohnungen werth,

die der König seiner Armee und dem alten Fürsten von Dessau verlieh (dieser erhielt eine halbe Tonne Goldes).

Der Prinz von Lotharingen hatte mit seinem großen Heere, von Pirna bis zur Vorstadt Dresdens lagernd, der Bedrängung der Sachsen müßig zugesehen, als ob es ihm eine Lust wäre, seine Bundesgenossen zu Grunde richten zu sehen. Selbst das österreichische Corps unter dem General Grünne, welches mit den Sachsen verbunden war, hatte sich fast müßig verhalten und kaum einen geringen Schaden erlitten. Da mußten dem Kurfürsten Friedrich August doch wohl Gesinnung und Werth seines Bundesgenossen begreiflich werden, und wenigstens zeugte sein eifriges Verlangen, mit Preußen Frieden zu schließen, davon.

König Friedrich erwartete, daß ihm nun der Prinz von Lotharingen mit seiner ungeschwächten großen Armee die Schlacht anbieten werde, und er hielt dies fast für natürlich. Allein Karl war kein Friedrich. Er zog sich, ausgeplünderte Dörfer hinterlassend, eilend nach Böhmen zurück, mit sich die sächsischen Truppen, und die Hauptstadt Sachsens war nun den Preußen preisgegeben.

Der Commandant von Dresden erklärte, daß aus einem Lustgarten, der Dresden sei, sich zu vertheidigen, er die Absicht nicht haben könne. König Friedrich besetzte daher ohne Kampf am 18. December die Stadt. Der Kurfürst und sein Ministerium hatten sich vor der Kriegsgefahr nach Prag zurückgezogen. In der Eile aber waren die kurfürstlichen Prinzen zurückgelassen worden. König Friedrich behandelte sie mit Aufmerksamkeit und gab ihnen eine Wache, die allerdings eben so für eine Sicherheits-, als für eine Ehrenwache gehalten werden konnte. Die gefangenen Sachsen und die 6000 Mann Dresdner Milizbesatzung ließ er aber sofort in seine Regimenter aufnehmen, um seinen Verlust an Mannschaft um etwas zu mindern.

Sachsen war jetzt ganz in den Händen der Preußen und das Land hatte schwere Contribution zu fürchten. Die Bürgergemeinden bedrängten den Kurfürsten mit Deputationen, die um Frieden fleheten, Graf Brühl war besorgt für seine Güter und der Kurfürst noch mehr für seine Söhne. Unter diesen Umständen traf schon am dritten Tage von Prag der Befehl an die Geheimräthe des Ministeriums ein, mit dem Könige Friedrich den Frieden abzuschließen. Der Kurfürst verpflichtete sich, nie auf einen Theil Schlesiens oder sonst ein preußisches Land Anspruch zu erheben, nie einem Feinde Preußens den Durchmarsch durch Sachsen zu gestatten, mit den Feinden Preußens als solchen kein Bündniß zu schließen und eine Million Thaler Kriegskosten zu zahlen.

Einen Monat früher hatte Friedrich wiederholt und dringend Sachsen den Frieden umsonst oder vielmehr gegen einfache Neutralität angeboten; jetzt mußte





HANS JOACHIM von ZIETEN.

er mit Opfern und Demüthigung erkauft werden. Es war das Geschichtsbild, von welchem das Jahr 1866 die treueste Copie gebracht hat.

Aber auch die Kaiserin Maria Theresia war nun wankend geworden in dem Vertrauen auf ihr großes Heer. Nach so vielen Schlägen war die Hoffnung auf Siege unmöglich. Zu dem war das Frühjahr nahe, und unternahm nun dieser unbesiegliche Friedrich von Dresden aus, und gestärkt durch die sächsischen Hilfsquellen, seine Operation, so war das Schlimmste zu fürchten. Sie eilte daher ebenfalls den Frieden zu erlangen und ließ ihn durch den Grafen von Harrach genau übereinstimmend mit dem nach dem ersten schlesischen Kriege geschlossenen berliner Frieden anbieten. Obschon zu neuen Forderungen wohl berechtigt, verlangte König Friedrich doch nur sein Schlesien als das ihm Gebührende. Selten, daß einem so kühnen Krieger und Sieger solche Mäßigung schmückt.

Die Friedensacte wurde am 25. December unterzeichnet und somit den Völkern das köstlichste Weihnachtsgeschenk dargebracht. Konig Friedrich eilte nun nach Berlin. Hier jauchzte ihm das Volk und gab ihm in seinen Zurufen zum ersten Male den Namen „der Große". Friedrich aber entzog sich rasch dem Trubel des Siegeszuges. Unbemerkt schlüpfte er aus der Kutsche und eilte zu Fuß, nur von einem Diener begleitet, nach der Adlerstraße an das Sterbebett seines ehemaligen Lehrers und lieben Freundes Duhan, und gewiß glänzt dieser Zug des seltensten Seelenadels mehr als irgend einer seiner Siege.

Dieser zweite schlesische Krieg hatte Preußen 8 Millionen Thaler, vielmehr aber seinen Gegnern gekostet. Die Wunden, die er dem Lande geschlagen, suchte Friedrich so schnell als möglich zu heilen. Auch der Kurfürst von Sachsen gab sich Mühe sein Heer wieder herzustellen und den erschütterten Staat neu zu befestigen. Oesterreich indessen setzte den Krieg mit Frankreich bis zum Jahre 1748 (dem Aachner Frieden) fort und eroberte darin nichts weiter als den Vorwurf großer Kriegsunfertigkeit. Preußen aber ließ in dem aachener Frieden den mit Oesterreich abgeschlossenen berliner und dresdener Frieden sichern und garantiren. Friedrich hoffte dadurch Schlesien für immer den Character eines Streitobjectes zu nehmen; allein diese Vorsicht ging in der Folge an der österreichischen Politik zu Grunde.

13.

Entwickelung des siebenjährigen Kriegs.

Mit dem Auge eines denkenden Beobachters folgte Friedrich fort und fort allen Schritten des wiener Cabinets und österreichischen Heeres. Mit welcher Ausführlichkeit auch der dresdener Friede geschlossen war; Friedrich war einmal getäuscht worden; und das alte Sprichwort: „wer einmal lügt ꝛc.“ hatte bei ihm eine unvertilgliche Geltung erlangt. Genug, er glaubte nicht an die Ehrlichkeit des wiener Cabinets; zu seinem Troste aber erblickte er in dem französisch-österreichischen Feldzuge in den Niederlanden einen unvergänglichen Beweis der österreichischen Kriegsuntüchtigkeit.

Die Demüthigung, die Maria Theresias Waffen durch den König Friedrich erfahren, hatte ihrer weiblichen Eitelkeit eine nur mit Rache heilbare Wunde geschlagen. Rache und Zurückerlangung des Verlorenen waren ihre Forderung. Ob sie das Verlorene je rechtlich besessen, war eine Frage, die vor dem Forum ihrer weiblichen Einsicht nicht in Betracht kam: und die Aufrichtung ihrer Waffenehre galt ihr ebenso wenig, daher es ihr ganz gleich war, den König des kleinen Preußens allein oder, fast lächerlicher Weise, mit Beistand von halb Europa zu besiegen. Und um diesen Beistand bemühete sie sich mit größtem Eifer selbst da schon, als kaum erst der Friede von Dresden abgeschlossen war; dessen Abschluß österreichischerseits daher als eine wahre Heuchelei betrachtet werden mußte.

Wegen eines neuen Krieges gegen Preußen hatte Maria Theresia längst ihr Auge auf die beiden mächtigsten Nachbarstaaten, Frankreich und Rußland, gerichtet. Kursachsen hielt sie für einen selbstverständlichen Bundesgenossen, und auf England glaubte sie trotz der hannöverschen Convention sicher rechnen zu dürfen, da es wegen Hannovers, das Uebergewicht Preußens mit gleich großer Besorgniß ansehen zu müssen schien wie Kursachsen, das seine Verbindung mit dem unsichern polnischen Wahlreiche durchaus nicht für einen Gewinn an Macht und Sicherheit halten durfte.

So lag ihr denn ganz besonders daran, sich Frankreich und Rußland zu thätigen Bundesgenossen zu machen. Beide Staaten standen unter Weiberherrschaft und boten daher ein Operationsfeld, auf welchem Maria Theresia ebenso zu Hause war, als König Friedrich nicht. Sein großer philosophischer Sinn und sein gerader deutscher Character machten ihm einen Kampf mit weiblichen Hilfsmitteln, Heuchelei, Schmeichelei, Thränen, Intriquen u. s. w. unmöglich. Maria Theresia konnte daher nicht zweifeln, in den Cabineten von

Paris und St. Petersburg ein entschiedenes Uebergewicht zu erlangen, und Friedrich selbst trug durch seinen Spott, den er bisweilen zu frei gegen die Cabinete von Paris und St. Petersburg ergehen ließ, dazu bei.

In Frankreich saß, wie früher erwähnt, Ludwig XV. auf dem Thron. Nie hat ein unwürdigerer Mensch die Krone getragen. Von Regentenpflichten hatte er keine Ahnung. Alles schien ihm natürliches Ereigniß und das Volkswohl eine so zufällige und selbstverständliche Sache, daß sich eigentlich Niemand darum zu kümmern brauche. Er selbst als König hielt sich aber für denjenigen, dem so durch die liebenswürdige Laune des Glücks das große Loos zugefallen und der daher auch berechtigt sei, es ganz zu seines Herzens Ergötzung zu genießen. Die Staatsgeschäfte, meinte er, seien Sache seiner Räthe. So weit sie ihn berührten, durften sie nur als Divertissement erscheinen. Der Staat selbst war in seinen Augen nur eine Maschine, die dazu da war, ihm die Mittel für seine fürstliche Seligkeit zu schaffen, die gänzlich nur in Sinnenrausch bestand. Die Berufung dieses leichtsinnigen Wollüstlings auf einen großen Herrscherthron schien eine Satyre des Geschicks zu sein.

Dieser Ludwig XV. hatte sich mit einer Menge von unwürdigen Frauen umgeben, von denen immer die schlaueste die Beherrscherin der königlichen Person, aber auch des Staates war, weil, um sich den König zu erhalten, es immer auch nöthig war, der Minister, Räthe und sonstigen Großen des Hofes versichert zu sein. So hing die Politik Frankreichs von den Maitressen des Königs und nicht selten von mehren Maitressen ab, deren Ringen nach überwiegendem Einflusse dem Könige ein ergötzendes Schauspiel gewährten.

Nach dem dresdener Frieden hatte am französischen Hofe die Frau von Pompadour die Gewalt in den Händen. Sie verstand es, den König aus dem Rausche der Zerstreuungen nicht herauskommen zu lassen und durch das willenlose Ja und Nein des zum Sclaven gemachten Seladon in das Triebwerk der europäischen Politik mächtig einzugreifen. Der Friede von Aachen war ihr Werk; denn da sie nicht wünschte, daß sich der König von ihr entferne, so hatte sie dem französischen Gesandten gesagt: „bringen Sie aus Aachen den Frieden mit, ich wünsche das sehr.“ Ohne diesen so ausgesprochenen Wunsch der Pompadour würde der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich noch lange fortgedauert haben; auf diesen ihren Wunsch aber wurde der Friede geschlossen. Und hätte der Gesandte den Wunsch dieser Freundin des Königs nicht beachtet, so würde er sich um seine Stellung gebracht haben, denn es war ja der Frau von Pompadour nur zu leicht, durch den König Jeden zu erheben oder zu stürzen.

So stolz nun auch sonst die Kaiserin Maria Theresia war, so fand ihre Moral, allerdings, wie man sagt, mit Widerstreben, doch kein Bedenken, dieser

Pompadour zu huldigen, um ihren Racheplan gegen Friedrich auszuführen. Sie stellte sich mit derselben auf freundlichen Fuß, und ihr Gesandter zu Paris, Graf von Kaunitz, war angewiesen, dieser Frau die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit zu beweisen. Er wartete ihr nicht nur viel öfter, als irgend ein anderer Staatsmann auf, sondern trug auch bei den Festen im Hause der Frau Pompadour das große Costüm, welches nur eigentlich vor dem Könige und der Königin getragen wurde. Diese demüthige Schmeichelei war eine schmähliche Entwürdigung des deutschen Kaiserthums und in ihm Deutschlands, welches der Graf von Kaunitz hier vertrat; und wenn Frankreich Deutschland mit Verachtung behandelt hat, so darf in derartiger Vertretung Deutschlands durch das habsburgische Kaiserhaus wohl die Ursache gesucht werden.

Den König Friedrich aber erfüllte jenes ehrlose Treiben mit bitterem Unwillen. Ob sich dadurch die Kaiserin zu einer sehr gewöhnlichen Frau herabwürdigte, welche im Gefühl ihrer Leidenschaft jede Spur von Ehre abzustreifen sich nicht scheute, konnte ihm ziemlich gleich sein; aber man sah darin eben das deutsche Reich herabgewürdigt, dessen Krone das Haupt Maria Theresias wenigstens mittelbar berührte. Achteten Kaiser und Kaiserin der deutschen Ehre nicht, so wollte er wenigstens als vornehmster deutscher Fürst diese Ehre aufrecht zu erhalten suchen, wenn ihm dadurch auch politischer Nachtheil entstände. So hatte sein Gesandter zu Paris, der Baron von Knyphausen, nicht nur den Befehl, die königlichen Maitressen nie zu besuchen, vielweniger politische Beziehung auf sie zu nehmen, sondern auch dem Könige selbst nur diejenige Beachtung zu zollen, die die altgebräuchliche Etiquette forderte. Er selbst konnte seine Verachtung des französischen Hofes nicht verbergen. Die Maitressenwirthschaft war ihm so verächtlich, daß er äußerte: „es ist besser sich in nichts an den Hof des Königs Ludwig zu wenden, denn man weiß nicht ob man sich an den Unterrock Nr. 1, 2 oder 3 wenden muß.“ Eine andere seiner Aeußerungen lautete: „nie darf eine Frauenhand die Zügel meiner Regierung berühren.“ Als Voltaire ihm einen Gruß der Frau von Pompadour überbrachte, erwiederte Friedrich wegwerfend: „mein Hof ist kein Platz für Schäferspiele.“

Die Unsittlichkeit hatte aber den französischen Hof in jeder Hinsicht demoralisirt. So scheute sich der französische Minister nicht, den preußischen Gesandten zu einem Bündniß gegen England mit dem Bemerken aufzufordern: „schreiben Sie Ihrem Könige, es gebe in Hannover etwas zu plündern, der dortige Schatz sei voll, und König Friedrich dürfe ihn nur wegnehmen, um einen guten Fang zu machen.“

Mit Verachtung ließ der König dem französischen Minister erwiedern: „wenn er Anträge zu machen habe, so wolle er so geneigt sein zu unterscheiden, wem er sie mache.“ Und als ihm der französische Minister die unbebaute

Insel Tabago zur Besitznahme antrug, ließ mit nicht geringerer Verachtung Friedrich zurücksagen: „man solle sich für solche Pläne einen Abentheurer suchen.“

Auf diese Weise hatte zwischen Preußen und Frankreich freilich ein freundschaftliches Verhältniß nicht entstehen können. Allein Friedrich hatte früher von dem Bunde mit Frankreich so wenig Freude als Segen erlebt und verzichtete daher gern für die Zukunft auf denselben. Dagegen hatte Maria Theresia Frankreich ganz für sich gewonnen, und wenn auch durch unschöne Mittel, war ihr doch das Erreichte für ihre Pläne von großem Nutzen. Das Unheil, das es für Deutschland mitbrachte, kümmerte sie nicht.

Nicht besser stand Friedrichs Sache beim russischen Hofe. Obschon er aus begreiflichen Gründen auf die Freundschaft des nahen großen Rußlands mehr Werth legte als auf die Frankreichs, hatte er doch ebenso wenig sich enthalten können, die Immoralität dieses Hofes und die Günstlingswirthschaft bei demselben mit bitterem Witz zu geißeln. Seiner deutschen strengen Gesinnung, die ihm von seinem Vater übererbt war, war die Sittenlosigkeit, die, von Frankreich ausgehend, fast alle europäischen Höfe zur Zeit beherrschte, aufs Tiefste verhaßt. Er war der vollständige Antimachiavell, als den er sich schon als Kronprinz bezeichnet hatte. Aber freilich mußte er dadurch erfahren, daß das alte Sprichwort: „Mit den Wölfen muß man heulen“, doch bis zu einem gewissen Grade das Recht der Wahrheit behaupte.

In Rußland herrschte gegenwärtig die Kaiserin Elisabeth. Friedrich hatte deren Sitten in seinen Gedichten bewitzelt. Wehe dem, der die weibliche Eitelkeit verletzt; denn wenn schon das Weib sich bis zur Verachtung erniedrigt hat, hält es sich doch noch für rein und fordert von dem Manne ebenso Verehrung, als vom eigenen Geschlechte. Maria Theresia, die selbst sittlich lebte, würde mit einer Pompadour sich nie vereinigt haben, wenn die weibliche Schwäche es ihr nicht möglich gemacht hätte. Das Weib ist die Sinnlichkeit, und in keiner Beziehung findet es diese tadelhaft. Dabei wird dem Weibe der Schein zur Wirklichkeit, und es fordert für diesen den Zoll, der der Wirklichkeit gebührt. Entbehrt das Weib der Tugend, so will es doch, daß man an seine Tugend glaube, damit der ewige Heißhunger der Eitelkeit gestillt werde. Schönheit gilt dem Weibe aber weit mehr als Tugend, weil eben sein ganzes Wesen auf Sinnlichkeit beruht, und Schönheit leichter Verehrung findet als Tugend. Wo das Weib die weibliche Sinnlichkeit verdammt, da soufflirt in der Regel der Neid.

König Friedrich, außer aller Verbindung mit dem weiblichen Geschlechte lebend, kannte die Naturgeschichte desselben nicht, oder fand es ehrenvoll, dieselbe unbeachtet zu lassen. Genug, er hatte die Kaiserin Elisabeth von Rußland

kritisirt, und diese Wunde ihrer Eitelkeit mußte geschlossen werden, wenn auch durch Ströme von Menschenblut; denn keinem Geschöpf der Welt ist Grausamkeit so eigen als dem Weibe, wenn seine Eitelkeit verletzt und sein Rachegefühl erregt ist. Maria Theresia galt für ein edel und zartfühlendes Wesen, und doch ließ sie nur ihrer Rache halber ein ganzes Geschlecht ihres Volkes auf die Schlachtbank führen und feierte Freudenfeste, wo Tausende von Leichen zu ihren Füßen lagen. So sendete Elisabeth von Rußland ganze Heere in den Tod, die Rechte ihres weiblichen Geschlechtes an ihrer Freundin aufrecht zu erhalten; so ließen Ludwigs XV. Maitressen lachend die Heere ihres Liebhabers in zwecklose Kriege gehen, und des habsburgschen Kaisers Albrechts I. Gemahlin und Schwester Agnes waren, nachdem sie über tausend schuldlose Menschen ihrer Rache hatten opfern lassen, kaum blutsatt, und nur mit zweifelhafter Befriedigung äußerte Agnes auf dem blutüberschwemmten Boden des Klosters Königsfelden: „Nun bade ich in Maienthau.“

Friedrich glaubte nicht, daß seine Bemerkungen über die Kaiserin Elisabeth ihm deren dauernde Feindschaft zuziehen würden. Er liebte es die Wahrheit zu hören, und glaubte, daß auch andere Fürsten und Fürstinnen die Wahrheit vertrügen. Inzwischen kümmerte ihn ja auch das Mißfallen anderer Höfe wenig, da er Trug und Intriguen, wie sie nunmehr von dem wiener Cabinet ausgehen sollten, doch in der That nicht für möglich hielt. Schon im Jahre 1753 hatte sich der russische Gesandte auf Befehl seiner Kaiserin ohne Abschiedsaudienz aus Berlin entfernt. König Friedrich lächelte über diese kleine Kundgebung weiblichen Grolls und rief sofort auch seinen Gesandten aus Petersburg zurück. Das war freilich dreist und ehrenhaft gehandelt; aber freilich nicht politisch. Denn nun hatten die Intriguen des wiener Cabinets am russischen Hofe freies Spiel. Sie gingen so weit, die leichtgläubige und nur wenig gebildete Kaiserin Elisabeth glauben zu machen, daß der König von Preußen einen gewaltsamen Thronwechsel in Rußland im Plane führe. Dergestalt wurde Rußand ganz für Oesterreich und gegen Preußen gewonnen, und eine Umwandelung dieser Stimmung wurde dadurch unmöglich, weil König Friedrich sich nicht entschließen mochte, dem russischen Staatskanzler Bestuscheff bei seiner Anwesenheit in Preußen mit Ducaten zu bestechen.

Gleiche Intriguen betrieb das wiener Cabinet auch in London; jedoch trotz der Spannung, in welcher sich der König von England mit Friedrich befand, ohne Erfolg. König Georg mochte die muthwillige Brechung des dresdener Friedens von Seiten Oesterreichs durchaus nicht billigen, zu dem schien es ihm nicht möglich mit einer Partei zu gehen, der Englands alter Erbfeind, Frankleich, jetzt angehörte.

Maria Theresia hatte in diesem Puncte viel weniger Bedenklichkeit ge-

funden. Es ist erwiesen, daß sie schon zu der Zeit, als sie mit Frankreich noch in den Niederlanden Krieg führte, diesem selben Frankreich Anträge zu einem Bunde gegen Preußen hatte machen lassen, und bei dem Abschlusse des aachener Friedens 1748, in welchem Preußen Schlesien von allen Parteien garantirt wurde, erlaubte sich der österreichische Gesandte sehr unverhohlen in einer Besprechung mit dem französischen Gesandten einen Krieg gegen Preußen anzutragen.

Die Politik zeigte sich da in der ganzen Tiefe ihrer Unredlichkeit, das Kaiserhaus aber in einer Niedrigkeit der Moral, die es in der Folge natürlich bei dem politisch mehr und mehr reifenden deutschen Volke um alles Ansehen bringen mußte; denn selten wohl hat eine Regierung in der öffentlichen Meinung so niedrig gestanden als die Oesterreichs.

Der König von England und König Friedrich waren von Abscheu gegen Oesterreichs Politik erfüllt. Sie waren beide zu bieder, zu deutsch, sie zu billigen. Es war eine Schmach der kaiserlichen Politik wieder auf den Bruch des zweimal, nämlich zu Berlin und Dresden, geschlossenen Friedens hinzuarbeiten, es war eine Schmach und ein Verrath an Deutschland, wieder fremde Völker auf Deutschlands Boden hereinziehen zu wollen. Die Bedeutung dessen fühlend und begreifend, schloß sich dieses Mal der König von England, trotz Maria Theresias dringenden Anträgen, der Sache des Königs Friedrich an, und obschon beide bis dahin wegen Collision ihrer Seehandelsrechte in Mißstimmung gegen einander gelebt hatten, schlossen sie doch ein Bündniß (16. Januar 1756), nach welchem sie sich nicht nur gegenseitig Schutz für den vollen Umfang ihrer Staaten versprachen, sondern sich auch verpflichteten, jedes auf Bündnisse gegründete Hereinziehen von fremden Kriegsvölkern nach Deutschland als einen Reichsverrath zu betrachten und solchem mit Waffengewalt entgegenzutreten. In dieses Bündniß traten auch einige kleine deutsche Staaten ein.

Längst hatte Friedrich das Gewitter nahen sehen. Der Kaiserin Maria Theresia Schmeichelei bei den Freundinnen des Königs von Frankreich, ihre Zudringlichkeit am russischen Hofe, das Verhalten ihres Gesandten beim Friedenscongreß zu Aachen und ihr diplomatischer Verkehr mit Kursachsen waren deutliche Beweise ihres Planes. Dresden schien der Knotenpunct, wo alle diplomatischen Fäden sich verflochten, und der Graf Brühl die zweite Seele des wiener Cabinets zu sein.

Diese war er in der That auch, und keinesweges ist dem Kurfürsten Friedrich August mehr zur Last zu legen, als daß er nicht fest und standhaft genug gegen die Machinationen seines Ministers gewesen ist. Friedrich August wollte von dem neuen Friedensbruche, den ihm das wiener Cabinet antrug

lange durchaus nichts wissen. Auch ihn ekelte die Unredlichkeit jener Politik an, der er nutzlos bereits so schwere Opfer gebracht hatte. Allein sein Herrscherstamm war Eventualerbe des österreichischen Thrones, und an dieser schwachen Seite seiner Stellung wußte ihn der Graf Brühl zu fassen, so daß er den österreichischen Plänen nicht fremd bleiben konnte, ihnen schließlich sogar ganz angehören mußte.

Der König von Preußen hatte dieses Verhältniß reiflich genug erwogen. Von besonderer Wichtigkeit galt ihm die Stellung, die der Graf Brühl in dem geheimen Spinnwerke der österreichischen Diplomatie einnahm. Brühl war zwar nicht der Lenker, wohl aber der thätigste Mitarbeiter an Maria Theresias Plänen und die wichtigsten Actenstücke gingen durch seine Hände.

Dem König Friedrich mußte alles darauf ankommen, über den gegen ihn gerichteten Anschlag genaue Auskunft zu erlangen, und das konnte eben nur durch einen Beobachter im Cabinet des Grafen Brühl geschehen. Ein solcher wurde vom preußischen Gesandten Grafen von Maltzan sehr bald in der Person des sächsischen Secretairs Menzel gewonnen. „Gold", schrieb Columbus einst an den König Ferdinand von Spanien, „ist allmächtig". Und wenigstens war es bei diesem Secretär allmächtig, der dafür die zwischen Wien, Dresden und Petersburg gewechselten diplomatischen Depeschen copirte und die Copien dem preußischen Gesandten zustellte. Der Mann riscirte damit seinen Kopf, aber es schien, daß ihm das Gold lieber war als der Kopf.

Durch Menzels Depeschenabschriften wurde König Friedrich sehr bald ganz außer Zweifel gesetzt, daß Oesterreich in Verbindung mit Frankreich, Rußland und Sachsen einen Krieg gegen ihn beabsichtigte, dessen Hauptzweck die Zurückeroberung Schlesiens war. Obschon aus den Actenstücken hervorging, daß Rußland wegen seiner unfertigen Marine erst im Jahre 1757 thätig einzugreifen im Stande sei und der Kurfürst Friedrich August dem Bündniß erst dann offen beitreten wolle, wenn die größeren Mächte die ersten Schläge vollbracht haben, so konnte doch gar nicht gezweifelt werden, daß Oesterreich und Frankreich sobald als möglich, und gewiß schon im Jahre 1756 angreifen würden. Ein Vorwand mußte ja leicht gefunden werden, und selbst dieser war schon in den wiener Depeschen bezeichnet. Der König Friedrich und der Herzog von Mecklenburg lagen wegen der Militärwerbungen auf mecklenburg'schem Gebiete seit einiger Zeit im Streite. Auf österreichische Einflüsterung hatte der Herzog den König bei Kaiser und Reich verklagt, und Maria Theresias Absicht, die sich in den wiener Depeschen aussprach, war nun, in diesen Streit mit bewaffneter Hand unter dem Vorwande kaiserlichen Schiedsrechtes einzugreifen, um damit einen Anfang zum Krieg zu gewinnen. Wenn aber auch jener Streit zwischen König und Herzog bereits so gut wie geschlichtet und

damit der Vorwand zum Angriff für Oesterreich weggefallen war, so lag doch klar zu Tage, daß es Maria Theresia eben nur noch um einen schicklichen Vorwand zum Kriege zu thun war, der aber auf alle Fälle leicht, wie man zu sagen pflegt, vom Zaun gebrochen werden konnte.

Der König säumte daher nicht, sich, so weit es ohne Aufsehen geschehen konnte, auf einen Krieg vorzubereiten. Am 16. März 1756 verbot er die Ausfuhr des Silbers und Goldes, die Pferdeausführung wurde desgleichen verboten und das Heer dergestalt vermehrt, daß es im Frühjahr 1756 folgende Zusammenstellung hatte: Garde du Corps, Gensd'armes, Carabiniers, Kürassire, Dragoner, Husaren, reitende Jäger 213 Schwadronen oder 32,516 Mann; — Infanterie: Garde, Grenadire, Jäger, Pionnire, Linieninfanterie, Artillerie und Genie 140 Bataillone oder 119,843 Mann; — zusammen 152,349 Mann mit 4655 Officieren, 10,668 Unterofficieren, 240 Paukern und Trompetern, 3094 Pfeifern, 416 Hautboisten und 1057 Aerzten und Chirurgen. Der jährliche Sold dieser Armee betrug 11,023,660 Thaler.

Dergestalt war Preußen schon im Mai vollständig kriegsfertig, während Oesterreich, welches doch den Krieg allein betrieb, noch keineswegs eine Armee beisammen hatte, mit welcher Maria Theresias Entwürfe ausgeführt werden konnten. Im Mai und Juni musterte der König bei Berlin, Stettin und Magdeburg seine Truppen und erwartete nun ruhig, wohin der diplomatische Streit, dessen Heftigkeit sich mehr und mehr gesteigert hatte, führen werde.

Die Rüstungen Preußens waren indessen nicht so verborgen geblieben, daß Maria Theresia ihnen nicht hätte eine Veranlassung entnehmen sollen, den russischen Hof in seinen Schritten, die bisher nur in brieflichen Zusicherungen bestanden hatten, um etwas weiter zu treiben. Sie nahm mit weiblicher Schlauheit und Verstellung sogar den Schein an, als fürchte sie von Preußen angegriffen zu werden, und dadurch gelang es ihr am 22. Mai 1746 ein Bündniß mit Rußland zu Stande zu bringen, nach welchem beide Reiche bedeutende Armeen an ihren Grenzen zusammenziehen und zur passenden Zeit in Preußen einrücken lassen wollten. Der Großfürstthronfolger von Rußland selbst benachrichtigte den König von diesem Bündniß. Doch dieser sah was geschah, und wußte sich danach zu verhalten. Rußland sammelte ein Heer von 50,000 Mann an der kurländischen Grenze, und Friedrich säumte nicht das Corps des Generals von Lehwald, durch eine Reserve von 10 Bataillonen und 20 Schwadronen verstärkt, zur Beobachtung aufzustellen.

Zu gleicher Zeit sammelte Maria Theresia an der böhmischen Grenze eine Armee und legte in den geschütztesten Städten Böhmens Magazine an. Durch Menzel aber ging dem Könige ein Schreiben des kurfürstlich sächsischen Cabinets zu, nach welchem Friedrich August möglichst schnell mitzuwirken und doch

wenigstens bis zum Jahre 1757 eine Armee von 40,000 Mann zur Verfügung zu stellen versprach.

Der König Friedrich wußte nun, daß Oesterreich, Rußland, Sachsen und Frankreich seine Feinde waren und der Krieg unzweifelhaft sei. Mit Frankreich hatte Maria Theresia noch jüngst (am 1. Mai 1756) ein Bündniß geschlossen, nach welchem beide Theile einander mit 18,000 Mann Infanterie und 6000 Mann Cavalerie oder entsprechender Geldleistung auf den Fall eines Angriffs beistehen wollten. Da der Chefminister Graf von Kaunitz-Rittberg den bevorstehenden Krieg zu einem Glaubenskriege zu stempeln gesucht hat, so ist die Meinung entstanden, daß der Papst das österreichisch-französische Bündniß bewerkstelligt habe. Indessen hat sich dieses Verdienst vielmehr die Frau von Pompadour erworben.

Die Rüstungen Oesterreichs nahmen vom Mai ab einen immer größeren Maßstab an. Im Juli stand an der böhmischen Grenze ein Heer, wie es nach der Aussage gleichzeitiger Geschichtsschreiber an Stärke und Armatur bis dahin in Oesterreich noch nicht gesehen worden war. Alles verrieth Oesterreichs Absichten, und ein von der österreichischen Gesandtschaft in Berlin entwichener Legationssecretär brachte die unwiderleglichsten Beweise. Gleicherzeit forderte das wiener Cabinet eine Menge kleiner Höfe auf, dem Bunde gegen Preußen beizutreten. Es schien als wolle Maria Theresia ganz Europa gegen das kleine Preußen in Waffen setzen; und konnte dies dem König Friedrich auch keineswegs lieb sein, so durfte es ihn doch freuen, in den riesigen Anstalten seiner mächtigen Feindin eine ganz gewaltige Furcht vor Preußen erkennen zu dürfen.

Indessen mußte er es gerathen halten, alle Kräfte gegen das heraufziehende Kriegswetter aufzuwenden. Er ließ also in Polen alle Getreidevorräthe für seine Magazine aufkaufen und brachte durch eine neue Werbung noch eine beträchtliche Anzahl von Truppen zusammen, die er in ein Lager bei Braunschweig legte.

Oesterreich spielte nun den Wolf, dem das Schaf das Wasser getrübt hat. Preußen war also die Partei, welche Oesterreich bedrohete, und in diesem Sinn erließ Maria Theresia am 24. Juli 1756 ein „Circularrescript" an alle Höfe, in welchem sie Preußen Grund geheimer Kriegsrüstungen meuchlerischer Anschläge anklagte, sich selbst aber das Zeugniß gab, keinerlei kriegerische Absichten gegen Preußen zu hegen und sich mit nichts auf einen Krieg gegen dasselbe vorbereitet zu haben. Es konnte nicht auffallen, daß das wiener Cabinet auch hier wieder der Wahrheit mit bewunderungswürdiger Dreistigkeit ins Gesicht schlug.

Friedrich entkräftete nun zwar die an sich schon durch die offene Unwahrheit

kraftlose Veröffentlichung durch eine Gegenschrift; dies hielt indessen Frankreich nicht ab, ihm die Erklärung zuzusenden, es könne seine kriegerischen Rüstungen nicht mit gleichgiltigem Auge ansehen und werde nun der Kaiserin Maria Theresia diejenigen Verpflichtungen leisten, zu deren Leistung sich Frankreich in seinem Tractate verpflichtet habe. Friedrich den Großen dünkten nunmehr Complimente gar nicht am Platze, und er erwiderte: „er wisse alles und sei auf alles gefaßt, auch selbst darauf, daß fremde Mächte sich vermessen wollen, den Krieg ins deutsche Reich zu spielen, was Deutschland durch sein undeutsches Kaiserhaus bereits gewöhnt worden sei.“

So lag nun zwar der Plan Oesterreichs sehr klar zu Tage, doch gab sich dieses noch fortdauernd den Anschein, im Mindesten an einen Krieg gegen Preußen nicht zu denken. Das konnte dem König Friedrich nicht gleichgiltig sein. Er wollte in der Meinung der Welt nicht als Friedensstörer gebrandmarkt sein. So beschloß er nun der Kaiserin Maria Theresia eine verbindliche Erklärung abzudringen. Sein Gesandter in Wien, Herr von Klinggräf, erhielt alsbald Befehl, sich bei der Kaiserin eine Particularaudienz zu erbitten und eine klare und bestimmte Antwort auf die Frage zu fordern: „ob die von Seiten Oesterreichs in Böhmen unternommenen großen Kriegsrüstungen einen Krieg gegen Preußen bezwecken oder nicht.“

Der Chefminister von Kaunitz, bei welchem sich der Gesandte wegen der Audienz zuerst mit der Bitte um seine gefällige Vermittelung meldete, war in ziemlicher Verlegenheit. Die Frage, welche der Gesandte an die Kaiserin zu richten beabsichtigte, überraschte und beunruhigte den Herrn Minister sichtbar. Sein Verhalten ebenso wie das der Kaiserin in der bald erfolgenden Conferenz bewiesen deutlich, daß man sich österreichischer Seits noch nicht für kriegsfertig hielt. Und freilich hatten ja Rußland und Sachsen erst für das folgende Jahr zulänglichen Beistand zugesagt. Die Entscheidung jetzt war daher für Oesterreich noch zu früh und vielleicht gefährlich; denn König Friedrich hatte in dem ersten und zweiten schlesischen Kriege gezeigt, daß er ein Freund raschen Handelns und nicht so thöricht war, den Feind erst alle Vortheile zusammen nehmen zu lassen. Es konnte darüber kein Zweifel obwalten, daß, sobald Maria Theresia ihre Absicht gegen Preußen bestimmt erklärt habe, der König sofort losbrechen werde, ehe die Instandsetzung und Vereinigung der feindlichen Bundesgenossen möglich war.

So sah Maria Theresia wieder einmal, daß sie ihren Plan falsch berechnet, ihre Bündnisse zu früh geschlossen und nicht geheim genug gehalten hatte. Denn daß König Friedrich wohl unterrichtet war, erkannte sie an seiner Dringlichkeit, daß dies vorzüglich durch den Verrath des sächsischen Secretärs Menzel geschehen, konnte sie freilich noch nicht errathen.

Unter solchen Umständen kam dem wiener Cabinet alles darauf an, die Unterhandlungen durch ungenügende und dunkele Antworten so in die Länge zu ziehen, daß der Winter erreicht wurde, der preußischer Seits einen Feldzug unmöglich machte. Im Frühjahr dann sollte ja König Friedrich seine Feinde bestens gerüstet finden.

Allein auch diese Absicht des wiener Cabinets, welche der sächsische Gesandte von Flemming nach Dresden meldete, kam durch den verrätherischen Secretär Menzel zu König Friedrichs Ohr, desgleichen die Mittheilung des sächsischen Gesandten in Wien an seinen Hof in Dresden: „Der österreichische Chefminister von Kaunitz wolle durch dunkele, räthselhafte, immer neue Anfragen nöthig machende Bescheide den Feldzug nach Möglichkeit aufzuhalten suchen; lasse er sich aber nicht weiter aufhalten, so werde Graf Kaunitz den diplomatischen Strom so lenken, daß der König von Preußen zuerst angreife, und also die öffentliche Meinung für die österreichische Sache gewonnen werde."

Dieser Tücke, in welcher das kaiserliche Cabinet so eingewöhnt und geübt war, stellte König Friedrich ein einfaches, aber heroisches, gerades, echt deutsches Wesen entgegen, und man mußte sich später freuen, seine Offenheit und Ehrlichkeit, d. h. den deutschen Character, siegen und triumphiren zu sehen.

Hätte der Graf Kaunitz König Friedrichs Character ein wenig besser studirt, so hätte er sich wohl sagen müssen, daß das Vorurtheil der Welt, den zuerst Angreifenden gedankenlos als den Friedensstörer zu verdammen, bei dem denkenden, philosophischen Könige Friedrich wenig Beachtung finden werde.

König Friedrich schrieb über diesen Punct selbst: „Was den gefürchteten Namen „**angreifender Theil**" betrifft, so ist dies ein hohles nichtiges Schreckbild, welches nur thörichte, furchtsame und schwache Fürsten schrecken kann. In einer so wichtigen Lage, wo es auf die Rettung des Vaterlandes ankommt, darf man darauf keine Rücksicht nehmen; zumal bei vernünftiger Einsicht nur Der der wahre erste Angreifer ist, der uns die Waffen zu ergreifen und seinen Anschlägen zuvorzukommen nöthigt."

Auch hier wieder müssen wir uns aufgefordert fühlen, das Oesterreich von 1756 mit dem Oesterreich von 1866 zu vergleichen, und bekennen, daß Oesterreich unverbesserlich dasselbe geblieben ist. Die Machinationen von 1756 sind genau die Machinationen von 1866, und nur unbegreiflich bleibt, daß Oesterreich die moralische Kraft nicht besitzt, seinen schlimmen Erfahrungen eine heilsame Lehre abzugewinnen. Freilich ist es schwer einen Jahrhunderte alten Character umzuwandeln.

Wir kehren hier wieder zu der Audienz des Gesandten von Klinggräf zurück. Das dringende Verlangen des Gesandten zwang die Kaiserin die

Audienz zu ertheilen. Sie fand zu Schönbronn am 25. Juli statt. Der Gesandte versicherte zunächst, „daß alle vom Könige von Preußen getroffenen militärischen Maßregeln nur der natürliche Wiederhall der nachbarstaatlichen drohenden Rüstungen seien. Der König Friedrich wolle nichts als den Frieden auf Grund der berliner und dresdener Convention. Wolle man aber diese Convention frevelhaft brechen, so werde man ihn auch darauf gefaßt finden. Jetzt indessen komme es dem Könige von Preußen darauf an, eine bestimmte Erklärung von der Kaiserin selbst zu erhalten, ob die in Böhmen stattfindenden Rüstungen Oesterreichs für einen Krieg gegen Preußen berechnet seien?"

Die Kaiserin erkannte in dem Antrage des preußischen Gesandten sehr leicht, daß König Friedrich gesonnen war, im Fall des Krieges, seine Unternehmungen ohne Zögern zu beginnen. Da nun ihre Vorbereitungen noch keineswegs soweit vorgeschritten waren, mit Vertrauen den Kampf annehmen zu können, so gerieth sie durch den Antrag des preußischen Gesandten in eine unverbergliche Bestürzung. Sie konnte nicht aus eigener Inspiration antworten. Erst nach längeren Augenblicken besann sie sich, daß der Graf Kaunitz ihr eine schriftliche Antwort gegeben hatte. Sie erklärte nun mündlich: sie halte die Sache für so wichtig, daß die Worte nicht gut genug abgewogen werden können. Sie habe daher die Antwort aufgeschrieben und werde sie ihm vorlesen. Darauf las sie von einem aus der Tasche gezogenen Zettel Folgendes: „Die bedenklichen Umstände der allgemeinen Sache haben mich bewogen, die Maßregeln für unumgänglich nothwendig zu halten, welche ich zu meiner Sicherheit und zur Vertheidigung meiner Bundesgenossen nehme, und die übrigens zu Niemandes Nachtheil, wer er auch sein möge, abzielen."

Wie hätte eine solche Erklärung genügen können? Oesterreichs Sicherheit stand in keinerlei Gefahr, Keiner von Oesterreichs Bundesgenossen war angegriffen, und doch Oesterreichs Rüstungen! Gleichwohl sollten auch diese Rüstungen keinem Menschen in der Welt nachtheilig werden. — Es war eben ein Kunststück der Kaunitz'schen Diplomatie und würdig der Politik des Hauses, welches er vertrat.

Eine weitere Erklärung mochte die Kaiserin durchaus nicht geben, kürzte vielmehr die Audienz plötzlich ab, indem sie dem Herrn von Klinggräf durch Neigen des Hauptes ein Zeichen gab, sich zu empfehlen. Aber kaum hatte der Gesandte Bericht nach Berlin erstattet, als er auch den Befehl erhielt, von der Kaiserin sofort eine räthsellose Erklärung zu fordern und zwar mit entschiedenem Ja oder Nein auf die Frage: „ob Oesterreich in diesem oder dem folgenden Jahre Preußen angreifen wolle und werde oder nicht?

Am 18. August wurde diese kategorische Frage an das kaiserliche Cabinet

gestellt und am 21. August erfolgte die Antwort, aber eben so unklar wie durch die Kaiserin in jener Audienz. „Oesterreich" sagte dieselbe, „müsse rüsten für seine Sicherheit und den Schutz seiner Bundesgenossen, wolle dadurch aber durchaus Niemanden in der Welt gefährden." Es wurde also in dieser Antwort dasselbe Kunststück fortgesetzt; allein in der diesmaligen Antwort war noch eine Bemerkung enthalten, die ziemlich deutlich die Absicht Oesterreichs darlegte. Diese Bemerkung sagte: „der König von Preußen sei nachweislich Derjenige, welcher zuerst gerüstet habe und also die Anklage auf Friedensstörung zu bestehen haben werde."

Es war damit darauf abgesehen, den König von einem unerwünscht schnellen Angriffe abzuhalten. Man konnte aber den König sicher nicht täuschen. In der Antwort war ferner eine vollkommene Ableugnung des zwischen Oesterreich und Rußland am 22. Mai desselben Jahres abgeschlossenen Bündnisses enthalten. Von diesem Bündniß hatte Friedrich die vollkommensten Beweise in den Händen und das Verleugnen desselben war nur ein Beweis der Art des Diplomatisirens, die seit langer Zeit die Politik des Kaisercabinets gekennzeichnet hatte, und die jetzt bei den weitschichtigen Begriffen eines weiblichen Souverains dreister als je hervorzutreten wagte.

König Friedrich kannte die Absicht Oesterreichs nun genau genug; und doch ließ er noch einmal durch seinen Gesandten v. Klinggräf an die Kaiserin die Frage: „ob sie ihn in diesem oder dem folgenden Jahre angreifen wolle und werde?" stellen; nun jedoch mit der Bemerkung, daß jede unklare Antwort von ihm als eine Bejahung angesehen werde.

Die Kaiserin wies die Anfrage mit dem Bemerken: „sie habe bereits zwei Mal geantwortet und das Weitere werde man in einem Manifeste finden", kurz und stolz ab. Zu diesem Verhalten war sie freilich berechtigt, denn Friedrich hatte bereits (2. Septbr.) die Truppen in Sachsen einrücken lassen, und die Zeit war also vorüber, daß mit Worten gefochten wurde.

14.

Entwickelung auf Sächsischer Seite.

Während des diplomatischen Kampfes des österreichischen und preußischen Cabinets hatte ein heftiger Schriftstreit um die moralische Berechtigung beider Staaten stattgefunden, der natürlich auch von beiden Cabineten ausging.

Oesterreich suchte in demselben Preußen fortwährend die Absicht beizumessen, den Krieg und durch denselben Vergrößerung auf Oesterreichs Kosten zu suchen, während Preußen auf der andern Seite jede Garantie für den Frieden zu bieten sich erbot, wenn Oesterreich seine zweideutigen Schritte in der Diplomatie, die gefahrdrohenden Bündnisse und seine verdächtigen Kriegsanstalten unterlasse.

Jedermann sah, daß die Provocation auf Seite Oesterreichs war und ein Krieg beabsichtigt wurde. Nun ließ Friedrich von seinem Minister von Hertzberg eine Kritik der österreichischen Diplomatie verfassen und am 20. August veröffentlichen. In dieser wurde jede Behauptung durch die vom sächsischen Ministerialsecretair Menzel verrathenen diplomatischen Actenstücke bewiesen und dadurch die österreichische Politik gänzlich an den Pranger gestellt. Aber so schlagend die Beweise waren, blieb doch das wiener Cabinet die Antwort nicht schuldig; ohne indessen im Stande zu sein, dadurch auch nur den Schein des Rechts auf seine Seite zu bringen.

Friedrich glaubte der öffentlichen Meinung durch vielfache Schriftstücke nun völlig genügt zu haben und fertigte die letzte Streitschrift des wiener Hofes, in welcher dieser seine weltbekannten Rüstungen leugnete, durch eine Entgegnung von wegwerfender Kürze ab. Es folgten nun die Kriegsmanifeste, die diesen Schriftstreit beendeten, der bereits im Jahre 1750 durch die Absicht Maria Theresia's, ihren kleinen Sohn Joseph zum römischen König (d. i. kaiserlichen Thronfolger) erwählen zu lassen, entstanden war.

Diese Königswahl wurde vom wiener Cabinet in gewohnter Weise ganz heimlich betrieben. Man hatte zuerst die Zusagen derjenigen Kurfürsten eingefordert, welche den Antrag nicht abweisen konnten. Andere Kurfürsten waren durch Versprechungen und Bestechungen gewonnen, und schließlich kam man zum König Friedrich, dem allein Gefürchteten, als ob nun seine Zusage selbstverständlich sei und ihm für dieselbe keine Wahl mehr bleibe. Allein Friedrich war ein selbstständiger und trotziger Denker: Er versagte nicht nur für's Erste seine Stimme, sondern protestirte auch gegen die Wahl erstens, weil sie, einen zehnjährigen Knaben betreffend, viel zu sehr verfrüht sei und durch sie der Wille und die spätere bessere Erkenntniß der Kurfürsten gebunden werde, zweitens weil die Art, in welcher der wiener Hof diese Wahl vorbereitet habe (nämlich heimlich und mit Bestechung) dieselbe durchaus nicht empfehle.)

Dadurch hatte König Friedrich natürlich das Mutterherz der stolzen Kaiserin auf's Tiefste verwundet, und es ist kein Wunder, daß sich ihrer das Gefühl der Vergeltung mehr und mehr bemächtigte und durch dasselbe der Krieg in Scene gesetzt wurde, den zu schildern wir jetzt im Begriffe stehen.

Auch die Zerwürfnisse mit dem sächsischen Hofe hatten ihren Ursprung in früheren Jahren. Wir wissen, daß der diplomatische Verkehr zwischen den Höfen

von Petersburg, Wien und Dresden schon vor dem Jahre 1753 so verdächtig war, daß Friedrich die Anstellung eines Verräthers im Cabinet des Grafen von Brühl für gerathen hielt. Auf diesem Wege erlangte er immer neue schriftliche Beweise dafür, daß die drei Cabinete in der Absicht, Preußen zu passender Zeit mit Krieg zu überziehen, einig waren, der Anschlag doch aber nur von Maria Theresia betrieben wurde.

Der Kürfürst Friedrich August schien nach jenen in preußische Hand gerathenen Schriftstücken in der That wenig Lust zu haben, an dem beabsichtigten Kriege gegen Preußen Theil zu nehmen. Er hatte früher bittere Erfahrung gemacht und hielt es für weise, sich gleicher Gefahr nicht auszusetzen, zumal bis jetzt alle Opfer, die Kursachsen Oesterreich gebracht hatte, mit nichts anderm vergolten worden waren, als mit leeren Versprechungen. Sollte sich Sachsen immer und immer wieder mißbrauchen lassen, immer nur wie ein pflichtiger Knecht Oesterreichs Pläne ausführen? und das alles nur für das Luftbild eines Eventualerbrechts in Oesterreich? Friedrich August hatte wenig Lust, sich dem traditionellen Wahne allzu sehr hinzugeben. Zwar hielt er es für rathsam, die Beziehungen zum Kaiserhause nicht zu lösen, mochte sie aber auch nicht theurer als nach ihrem Werthe bezahlen.

Diese in der That weise Ansicht des Kurfürsten würde Sachsen eine neutrale Stellung gegeben haben; aber zwei Umstände verhinderten dies. Erstens beherrschte der sächsische Chefminister Graf von Brühl, der gänzlich für Oesterreich gewonnen war, seinen Fürsten so völlig, daß mehr der Wille des Ministers, als der des Kurfürsten für maßgebend gehalten werden mußte; zweitens aber war in dem früheren Kriege die kursächsische Politik, selbst dann, als sie mit der preußischen vereint war, so sehr vom wiener Cabinet beeinflußt und dadurch in das Licht der Zweideutigkeit gestellt worden, daß König Friedrich zur sächsischen Neutralität Zutrauen nicht hätte gewinnen können und Garantie hätte fordern müssen, die zu geben Sachsen sich geweigert haben würde.

Friedrich August hatte lange und wiederholt dem Verlangen widerstanden, an dem österreichisch-russischen Bunde Theil zu nehmen. Ein Brief des sächsischen Gesandten in Petersburg, der in König Friedrichs Hände gekommen war, bewies dies deutlich. Derselbe schrieb, daß er wiederholt dem russischen Cabinete vorgestellt habe, daß Sachsen sich durch den Beitritt zu dem Bunde der größten Gefahr aussetze und dies für Sachsen bei seiner geographischen Lage und seiner nicht beträchtlichen Militärmacht ein höchst gefährliches Spiel sei. Solle Sachsen sich an einem Kampfe gegen das übermächtige Preußen betheiligen, so könne das nur dann etwa erst geschehen, wenn Preußen im Kampfe mit Rußland oder Oesterreich abgeschwächt und außer Stand gesetzt worden sei, sich mit seiner ganzen Gewalt auf Sachsen zu werfen.

Derartige Beweise von der Unlust Friedrich Augusts zu einem Kriege mit Preußen kamen mehre in König Friedrichs Hand und es erweckte in ihm die Hoffnung, Sachsen auf seine Seite oder wenigstens zu einer festen und bestimmten Neutralität zu bringen. Er ließ denn durch seinen Gesandten beim Kurfürsten verschiedene dahin zielende Anträge stellen. Allein, so gut sich der Wille des Kurfürsten zeigte, so hinderte doch der Minister von Brühl stets eine feste Zusage und betrieb unterdessen das Gewebe der österreichischen Politik, in welches dergestalt der Kurfürst gegen seinen Willen und fast ohne sein Wissen mit hineingezogen wurde. König Friedrich hielt lange die Hoffnung aufrecht, den Einfluß des Grafen Brühl zu überwinden; aber dann gab er sie freilich auf, als er im Jahre 1755 die Abschrift eines Documentes erhielt, in welchem sich Sachsen verpflichtete, dann, wenn Rußland Preußen bereits angegriffen hätte, offen dem Bündnisse beizutreten und bis zum Jahre 1757 eine Armee von 40,000 Mann zu stellen.

Von da ab sah König Friedrich Sachsen als einen entschieden feindlichen Staat an, und wenn er auch die bessere Gesinnung des Kurfürsten nicht unbeachtet lassen und das kurfürstliche Haus mit größtmöglicher Schonung behandeln wollte, so konnte er doch eine gleiche Schonung dem sächsischen Lande nicht zu Theil werden lassen, welches, in der Hand des Ministers von Brühl, eine feindliche Potenz von sehr großem Gewicht werden konnte.

Fort und fort hatte der Minister von Brühl der Sache den Schein zu geben gesucht, als ob Sachsen mit dem unsichtbar nahenden Kriege zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen durchaus nichts zu schaffen haben wolle. Diese Vorsicht war darum nutzlos, weil Friedrich durch die ihm verrathenen diplomatischen Actenstücke über die Sache aufs Genaueste unterrichtet war. Indessen meinte auch er seine Maske bis zum Ausbruch des Kriegs tragen und sich den Anschein geben zu müssen, als ob er an die sächsische Neutralität glaube.

Rußland hatte an der kurischen Grenze eine Armee von 50,000 Mann gesammelt, über deren Zweck es noch keine Erklärung gegeben hatte; Oesterreich in Böhmen eine ebenso große Armee vereinigt und Sachsen trotz seiner Friedensversicherungen doch seine Truppen nicht in den Garnisonen gelassen, sondern unfern Dresden zusammengezogen. Alles deutete auf die Absicht einen Krieg zu unternehmen; aber Friedrich wußte, daß von jenen Armeen eigentlich keine, oder nur etwa die sächsische kriegsfertig war. Diese stand zwar nur auf Friedensfuß, aber sie enthielt nicht frisch aufgeraffte, sondern gut geschulte und bestens armirte Mannschaften.

Es lag den Verbündeten daran, für ihre Instandsetzung noch einige Monate Zeit zu behalten; aber gerade ihnen diese Zeit nicht zu lassen, schien dem

Könige von ganz außerordentlicher Wichtigkeit. Die stete Kriegsfertigkeit, die seit dem großen Kurfürsten dem preußischen Heerwesen eigen gewesen war, kam dem Könige hier zu statten, und alle Zeit war das rasche Handeln, womit sich Preußens Heerwesen gekennzeichnet hatte, mit glücklichem Erfolge verbunden gewesen. Gegen das russische Heer stand in der Provinz Preußen ein preußisches Corps unter dem Befehle des Feldmarschalls von Lehwald. Es hatte die strengste Ordre, jede feindselige Berührung mit den russischen Truppen zu vermeiden, denn Rußland hatte seine Kriegsabsicht noch durchaus nicht ausgesprochen und es durfte ihm die Möglichkeit nicht entzogen werden, sich von dem Bündnisse wieder zu trennen, sobald es sähe, daß Oesterreichs Partie unsicher stehe. Ein zweites Corps befand sich unter dem Befehle des Feldmarschalls von Schwerin in Schlesien, ein drittes unter dem Befehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig bei Halle an der Saale. Diese drei Armeen standen marschfertig, als König Friedrich zum dritten Male von Maria Theresia die bestimmte Zusage fordern ließ, daß sie ihn in diesem und dem folgenden Jahre nicht angreifen wolle. Am 26. August nun ging in höchst schnöder und unschicklicher Form der Bescheid ein, daß die Kaiserin sich zu einer solchen Zusicherung nicht verstehe.

„Wohl", rief der König aus, „so weiß ich nun, daß ich die Kaiserin angreifen will, und ich muß es beklagen, daß ich aus Mäßigung und Friedensliebe so viel Zeit mit Vorstellungen verschwendet und an der Spitze einer so formitabeln Macht mich noch herabgelassen habe, um die Erhaltung des Friedens und meiner Staaten förmlich zu bitten." Sofort flogen nun die Couriere mit der Marschordre nach Schlesien zu dem Feldmarschall Schwerin und nach Halle zu dem Herzog von Braunschweig. An diesen schrieb der König:

„Ich befehle Ew. Liebden, nunmehr, nachdem die Zweifel gelöst sind, mit Ihrer gesammten Truppenmacht ohne Verzug am 29. dieses Monats (das war am Tage nach dem Empfang des Schreibens) aufzubrechen und nach der Ew. Liebden ertheilten Instruction zu handeln und alles auszurichten, was Ihnen aufgetragen ist; denn die Antwort aus Wien ist angekommen, taugt aber gar nichts."

Die Instruction, welche der Herzog Ferdinand von Braunschweig erhalten hatte, bestimmte, daß seine Armee in drei Colonnen, jede zu 20,000 Mann, in Sachsen einrücke, und zwar die erste Colonne unter dem Befehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig von Halle über Leipzig nach Freiberg, die zweite unter dem Feldmarschall von Keith über Torgau nach Dresden, die dritte unter dem Befehle des Herzogs von Braunschweig-Bevern durch die Lausitz. Der König selbst begab sich unverweilt von Berlin zu dem Corps des Feldmarschalls von Keith und von hieraus regierte sein Oberbefehl das ganze preußische Heer.

Die dem Feldmarschall Schwerin ertheilte Instruction schrieb der Armee desselben den Einmarsch in Böhmen und zwar bis Königingrätz vor. Hier sollte dieselbe dem österreichischen Heere so lange Schach bieten, bis der König Sachsen desarmirt haben würde. Man muß gestehen, daß Friedrichs Muth, mit Oesterreich, Rußland und Sachsen in solcher Weise den Kampf aufzunehmen, der höchsten Bewunderung werth war; Preußen hatte damals noch nicht den fünften Theil seiner jetzigen Größe, und in noch größerem Verhältniß war seine Macht kleiner, als seine jetzige.

Gleichzeitig mit seinem Einmarsche in Sachsen und Böhmen ließ der König ein Kriegsmanifest unter dem Titel: „Ursachen, welche S. Königliche Majestät von Preußen bewogen haben, sich wider die Absichten des wienerischen Hofes zu setzen und deren Ausführung zuvorzukommen." Das Manifest wurde durch ganz Europa verbreitet und man war erstaunt, den kleinen Preußenkönig so dreist in den Kampf mit den größten Mächten des Erdtheils gehen zu sehen. Die Einen fühlten sich zur Vergötterung hingerissen, die Andern tadelten ihn als einen tollkühnen Menschen, der ohne alle Zweifel sich zu Grunde richte. Ueber das Recht seines Unternehmens wurde ebenfalls verschieden geurtheilt, und Friedrich durfte es nicht für überflüssig halten, nach so vielen veröffentlichten Schriften noch eine große umfassende Rechtfertigung drucken zu lassen. Dieser durften natürlich die Beweisstücke nicht fehlen. Doch er wußte durch jenen Secretär Mentzel, daß er sie in Dresden finden werde.

Nachdem Friedrich mit seinem Heere in Sachsen eingerückt, war es nöthig, sich vor dem Kurfürsten zu rechtfertigen. Er ließ daher am Tage des Einmarsches seinen Gesandten von Maltzan dem Kurfürsten *) Friedrich August folgende Erklärung geben:

„Aus vielen öffentlichen Schriften werde der Kurfürst bereits erfahren haben, daß Oesterreich gefährliche Anschläge gegen Preußen vorbereite. Dem König von Preußen komme es nun darauf an, auf mehren Wegen in Böhmen einzurücken und leider müsse er dabei Sachsen berühren; doch werde er beeifert sein, dieses Land nach aller Möglichkeit zu schonen und namentlich Sorge tragen, daß das kurfürstliche Haus durch dieses Ereigniß durchaus nicht gestört und belästigt werde. Freilich sei der König Friedrich gezwungen, seine Sicherheit, die durch das in seinem Rücken bleibende Sachsen leicht gefährdet werden könne durch die nöthigsten Mittel zu wahren, denn der Kurfürst werde zugeben, daß das Verhalten Sachsens in den Jahren 1744 und 1745 ihn zu

*) Obschon dem Kurfürsten, auch da, wo er nur in dieser Eigenschaft fungirte, stets der königliche Titel (nämlich als König von Polen) gegeben worden ist, bezeichnen wir ihn doch der Unterscheidung wegen hier stets als Kurfürsten.

Mißtrauen berechtige. Uebrigens aber wünsche der König, daß der Friede ihn bald wieder in den Stand setze, dem Kurfürsten sein Land frei zu geben."

Das hieß natürlich so viel, als König Friedrich wolle für die Dauer des Kriegs Sachsen in seinem Besitze behalten. Mochte dieser Schritt strategisch nothwendig sein, so war er völkerrechtlich gewiß schwer zu rechtfertigen, da der Kurfürst bis dahin noch durch keinerlei Erklärung seine Parteistellung bezeichnet hatte.

Der kursächsische Hof war dadurch, daß der erste kriegerische Schritt Preußens sogleich ihn betraf, in große Bestürzung gerathen. Preußens Heere zurückzuweisen, würde vergebens gewesen sein. Friedrich August nahm nun den Schein an, als habe er den Sinn jener Schlußbemerkung in der preußischen Erklärung nicht verstanden, oder als halte er die darin ausgesprochene Absicht des Königs Friedrich für unmöglich. Er ließ also die Erwiderung geben:

„Das Mißverständniß zwischen Preußen und Oesterreich habe ihn schmerzlich berührt. Den Durchmarsch der preußischen Truppen gestatte er gern in der Voraussetzung, daß dadurch Sachsen und seinen Bewohnern keinerlei Schade zugemuthet werde. Daher müsse er wünschen, daß den preußischen Truppen sächsische Commissäre als Führer zugetheilt werden. Was den Vorwurf wegen der Ereignisse von 1744 betreffe, so wolle der König Friedrich erwägen, daß die gegenwärtigen Verhältnisse ganz andere seien."

Schließlich versicherte der Kurfürst noch, daß er sich an den dresdener Frieden halten werde. Diese Versicherung würde sofort die Lage der Dinge hier verändert haben, wenn Friedrich nicht zu große Beweise von dem Antheil Sachsens an dem österreichisch-russischen Bündnisse in der Hand gehabt und gewußt hätte, daß Sachsens Politik nicht von dem Kurfürsten, der freilich am liebsten Frieden hatte, sondern von dem Grafen Brühl abhing. Um nun mit einem Male weitläufige Auseinandersetzungen abzuschneiden, ließ Friedrich durch eine Proclamation seine Occupation Sachsens verkündigen. Natürlich ließ er es an der Rechtfertigung dieses Schrittes nicht fehlen und verhieß das Land sofort wieder in die Hand seines Fürsten zurückzugeben, sobald der Friede die Preußen bedrohenden Gefahren beseitigt haben werde.

Inzwischen hatten die preußischen Truppen schon einen beträchtlichen Theil des sächsischen Landes besetzt und Zeughäuser, Montirungskammern und Kassen in Beschlag genommen, jedoch weder Feindseligkeiten ausgeübt, noch Contributionen ausgeschrieben. Jetzt bot der Kurfürst von Sachsen die strengste Neutralität für die ganze Dauer des Krieges an. Aber nun war es zu spät. König Friedrich glaubte, daß er ohne Gefahr diesen Schritt nicht rückwärts thun könne, zumal sein Mißtrauen gegen den Minister von Brühl ganz unüberwindlich war.

„Welcher Tadel mich auch treffe", soll er gesagt haben, „Sachsen ist mir sicherer, wenn ich es in der Hand habe; und ein untreues Sachsen kann leicht meine ganzen Pläne scheitern machen."

Nachdem der Kurfürst Friedrich August durch den englischen Gesandten Lord Stormond die Nachricht erhalten, daß König Friedrich von Preußen die Anträge nicht annehmen zu können glaube, hielt er den Krieg für erklärt. Nunmehr war auch er entschlossen, von jeder Bemühung um den Frieden abzusehen und dem Kriege seine Kraft zu widmen. Er verließ Dresden und begab sich in das befestigte Lager von Pirna, wo er gesagt haben soll, er werde sich mit seiner Armee bis auf den letzten Mann vertheidigen.

In diesem Lager befand sich die ganze sächsische Armee, 17,000 Mann stark, unter dem Befehle des Feldmarschalls Rutowski. Nach seiner Ankunft übernahm der Kurfürst den Befehl selbst und hielt sein Hauptquartier in dem Dorfe Struppen unweit Königstein. Auch sächsischerseits nahm die Lage der Dinge nun ein kriegerisches Ansehen an und der Kurfürst soll wirklich die Absicht gehabt haben, der preußischen Armee entgegen zu treten. Allein Graf Brühl, der nebst den beiden Prinzen Xaver und Karl beim Kurfürsten war, sorgte dafür, daß dieser Entschluß nicht zur Ausführung kam, vielmehr die Unterhandlungen noch ein Mal aufgenommen wurden.

Graf Brühl beabsichtigte dadurch einer unter dem Feldzeugmeister von Brown aus Böhmen zum Entsatz heranziehenden österreichischen Armee Zeit zu verschaffen, während der Kurfürst die nunmehr noch zwei Mal zum Antrag gebrachte Neutralität sicherlich ernst und ehrlich meinte. Bei den letzten dieser Anträge erbot sich Friedrich August sogar die Festungen Wittenberg, Torgau und Pirna als Pfand zu überantworten und Geißeln zu stellen; wogegen von ihm jedoch die gänzliche Räumung Sachsens von den preußischen Truppen und der freie Abzug der sächsischen Armee aus dem nunmehr von den Preußen so gut wie cernirten Lager von Pirna gefordert wurde.

Aber immer wieder überwog beim Könige Friedrich das Mißtrauen gegen den Minister Brühl. So macht er in einem Schreiben zur Bedingung, daß der Kurfürst persönlich und unmittelbar mit seinem Bevollmächtigten (dem General von Winterfeldt) verhandele, aber nicht durch den Minister von Brühl, von welchem er die Vorschläge nur zu gewiß in einer ganz andern Gestalt empfangen würde, als in der, die sie haben sollen. Der König ließ nun sagen, daß eine Neutralität Sachsens, selbst unter den Garantien, die er geboten habe, nicht genüge. Sachsen in der Hand eines Mannes wie Brühl sei selbst in neutraler Stellung gefährlich. Die Zufuhren würden ganz in der Hand der sächsischen Behörden sein, denen er so lange mißtrauen müsse, als Brühl das Land regiere; und übrigens werde

ihm keine Garantie geboten werden können, daß diese gegen den Willen des Ministers übernommene Neutralität bei erster passender Gelegenheit bei Seite geworfen werde und er (der König) sich dann in den Schlingen eines Verrathes befinde, den zwar sicherlich der Kurfürst nicht wolle, aber nicht werde hindern können. Der König könne sich nur dann gesichert fühlen, wenn der Kurfürst seine Armee aus dem befestigten Lager bei Pirna in ihre Friedensgarnisonen verlege, oder sich ihm alliire. Preußen wolle und werde keine unbilligen Opfer fordern, am wenigsten solche, die die Ehre des Kurfürsten verletzen würden; er wolle sich aber versichern, daß Sachsen ihm kein Feind, und noch weniger ein falscher Freund sei; denn letzteres sei vielleicht noch schlimmer.

Die Forderung des Königs, mit ihm ein Bündniß zu schließen, konnte freilich von Friedrich August nicht angenommen werden, denn ohne Frage trug er Verpflichtungen gegen die Kaiserin Maria Theresia, die ihm zwar eine neutrale Stellung nicht, wohl aber ein Bündniß gegen Oesterreich unmöglich machten. Er schrieb an Friedrich: „Wie sollte ich mich meiner Waffen gegen eine Fürstin bedienen, der ich Grund eines alten Defensivbündnisses noch 6000 Mann schuldig bin? Ich habe aber gleich vom Anfange an diesem Kriege keine Theilnahme haben und also auch nicht zugeben wollen, daß nach dem Einrücken der preußischen Truppen in Sachsen österreichische Hilfsvölker in mein Land kommen.“

Diese einfache Erklärung zeigte die Aufrichtigkeit der Gesinnung des Kurfürsten; allein Friedrich fürchtete, daß der gute Wille des Kurfürsten sich gegen den bösen Willen seines Ministers nicht lange werde behaupten können, und bestand auf seiner Forderung, wobei er den Kurfürsten an die Lage, in der er sich befinde, da seine Armee bei Pirna nunmehr gänzlich von den preußischen Truppen eingeschlossen sei, erinnerte. Da erhob sich der Kurfürst zu zwar unzeitigem, aber edelm Trotz. Er schrieb dem Könige:

„Ew. Majestät stützen Ihre Forderung auf die gehoffte Vernichtung meiner Armee durch Hunger oder Kampf. Aber es fehlt noch viel, das erste fürchten zu müssen, und der göttliche Schutz, Standhaftigkeit und Treue meiner Truppen werden sie auch vor letzterm sicher stellen.“

Nach noch einigen Briefen und Erwiderungen, in welchen der Kurfürst seine Abreise nach seinem Königreich Polen anzeigte und für seine zurückbleibende Familie um gebührende Rücksicht und Achtung bat, wogegen König Friedrich die Versicherung gab, daß der kurfürstliche Hof so behandelt werden solle, wie es in Friedenszeiten geschehe, schlossen die Verhandlungen.

Graf Brühl, dessen für Sachsen so schlimme Rolle in unserer Zeit wieder lebhaft in Erinnerung kommt, sah die Verhandlungen der beiden

Monarchen nur zu gern, die hier einen Zeitgewinn bewirkten. Er hoffte, daß das Eintreffen des österreichischen Heeres unter dem Feldzeugmeister von Brown sogleich die Situation ändern werde.

Inzwischen war er bemüht, auch das deutsche Reich in den Bund zu ziehen, und dazu hatte er einen Hebel in Bewegung gebracht, den Friedrich sicher nicht gefürchtet und für möglich gehalten hatte, weil er in der That nur in das Mittelalter, in die Zeit der früheren Kaiserherrlichkeit und Kaisermacht, nicht aber in die neue Zeit paßte, in welcher jeder einzelne deutsche Staat volle Souverainetät besaß und die kaiserliche Autorität nur noch der nachziehende Schatten einer verschwundenen Wirklichkeit, ein zum Denkmal hinterbliebener bleicher Abdruck eines längst nicht mehr vorhandenen Originals war. Graf Brühl hatte nämlich den Kaiser Franz, der sich sonst mit Staatsgeschäften so wenig zu schaffen machte, daß man sein Vorhandensein kaum wußte, veranlaßt, gegen den König von Preußen, Grund seiner Autorität als römisch-deutscher Kaiser und Haupt des Reichs, eine gewaltige Verordnungsschrift zu richten. Diese Schrift, welche vom 13. September datirt, erklärte den König Friedrich zu einem frevelhaften und strafbaren Empörer, fordert ihn auf, sofort die Lande des Kurfürsten von Sachsen zu verlassen und dem Kurfürsten unweigerlich allen Schaden zu ersetzen.

Dieses Schreiben, welches die deutschen Fürsten ganz wieder zu kaiserlichen Lehnsträgern oder Vasallen erniedrigte, war ganz im Geschmack der phantasiereichen Maria Theresia. Aber noch genügte ihr dies nicht. Sie wollte den Kaiserthron in dem ganzen Glanze ehmaliger Zeiten wieder sehen und so ließ sie ihren Gemahl einen Reichstag zu Regensburg halten und einen Reichstagbeschluß gegen den König von Preußen richten, in welchem derselbe als Reichsfriedensstörer verdammt, zu Verlust seiner Würden und Staaten als verwirkter Reichslehen verurtheilt, geächtet und den Offizieren, Generalen und Feldmarschällen des preußischen Heeres geboten wurde, sofort den Dienst ihres „gottlosen Herren" zu verlassen und sich dem Kaiser zur Verfügung zu stellen, widrigen Falls sie zu fürchten haben würden an der Strafe ihres Herrn, nämlich Bann und Reichsacht, Theil nehmen zu müssen.

So lächerlich nun auch dieses Gebaren des Kaisers Franz war, so bethörte es doch die meisten kleindeutschen Fürsten und veranlaßte die Aufstellung einer Reichsarmee, auf die der Minister von Brühl ebenso große Hoffnung setzte, als in unserer Zeit die Minister auf die Kriegsmacht der deutschen Kleinstaaten*). König Friedrich meinte diesen

*) In dem Reichstagsbeschlusse hieß es: „eine eilende Reichstagsarmee aufzustellen." Durch das Versehen des Setzers war das i weggefallen, und so hieß es in der Veröffent-

Erlaß des Kaisers erst mit dem Schwerte und dann mit der Feder durchstreichen zu müssen.

15.

Die Schlacht bei Lowositz.

Am 9. September hatte König Friedrich Dresden besetzen lassen, nachdem sich der Kurfürst Friedrich August in das Lager von Pirna zurückgezogen, um in der Mitte seiner Armee das Weitere zu erwarten. Er hatte erfahren, daß die Originale der diplomatischen Actenstücke, von denen er durch den Secretair Mentzel Abschriften erhalten hatte, sich in dem geheimen Cabinetsarchive des kurfürstlichen Schlosses befänden. Da dem Könige viel daran lag, die Machination des kaiserlichen Hofes in unbestreitbarster Weise nachzuweisen, und dadurch seine raschen Schritte zum Kriege zu rechtfertigen, so befahl er dem Major von Wangenheim das geheime Archiv in Beschlag zu nehmen.

Schon war Befehl gegeben, dasselbe nach Warschau zu schaffen, als Wangenheim von der Kurfürstin den Schlüssel forderte. Da stellte sich diese energische Frau, die eine erbitterte Feindin des Königs von Preußen, eine Tochter Kaiser Joseph's I. und die Seele der Politik des Grafen von Brühl war, vor die Thür und vertheidigte mit ihrer Person die schriftlichen Schätze. Man konnte es natürlich nicht wagen, sich an ihr zu vergreifen.

Allein der Commandant von Dresden, der preußische General von Wylich, bewog die Kurfürstin ihm freie Hand zu lassen, und so wurden nun 40 Bände Staatsschriften nach Berlin geschickt und darin 28 Actenstücke gefunden, welche unwiderleglich nachwiesen, daß Maria Theresia durch ihren Minister von Kaunitz schon seit dem dresdener Frieden an dem Plane gearbeitet hatte, Preußen zu bekriegen und zu zerstückeln. König Friedrich ließ aus diesen Actenstücken eine Beweisschrift zusammenstellen, die zu widerlegen das wiener Cabinet nicht vermocht hat. Durch diese Schrift erst glaubte sich Friedrich nun vor der öffentliche Meinung völlig gerechtfertigt und jetzt erst folgte er mit freiem und frohem Herzen seiner kriegerischen Aufgabe.

---

lichung „eine elende Reichsarmee aufzustellen". Als solche hat sie sich bald darnach in der Schlacht bei Roßbach vollständig bewiesen.

Am 10. September, also am Tage nach der Besetzung Dresdens, war das sächsische Lager bei Pirna umstellt worden, und diese Einschließung wurde dergestalt verengt, daß jeder Verkehr abgeschnitten war und nothwendig die bitterste Hungersnoth eintreten mußte, wenn die nur für 400 Mann berechneten Vorräthe der in den Walllinien des Lagers liegenden Festung Königstein aufgezehrt waren.

Aber noch herrschte im sächsischen Lager froher Muth. Nach dem Decrete des Kaisers gegen den König von Preußen hoffte man, daß die ganzen Reichsstaaten gegen Preußen aufstehen würden, noch gewisser und früher aber eine österreichische Armee erwarten zu dürfen. Eine solche nahete gegen Ende Septembers, 35,000 Mann stark, unter der Führung des sehr tüchtigen Feldzeugmeisters Grafen von Brown.

Bis dahin hatte der preußische Marschall von Keith die Verbindung dieser österreichischen Armee mit den Sachsen unmöglich gemacht und trat ihr nun am Ufer der Elbe bei Lowositz in Böhmen mit 24,000 Mann entgegen, während gegen 30,000 Mann das Lager von Pirna fort und fort umstellt hielten. Graf von Brown, der sich mit seinen 35,000 Oesterreichern von Kollin längs der Elbe heran gezogen und den General von Piccolomini gegen den preußischen Feldmarschall Schwerin in unangreifbarer Stellung zurückgelassen hatte, war am 23. September bis Budin gelangt, wo er in der Fronte durch den Egerstrom, zur Rechten durch die Elbe gedeckt, seine Armee ordnete. Dieselbe bestand aus 30 Bataillonen Infanterie, 70 Schwadronen leichter und schwerer Reiterei und 94 Geschützen. Unter allen Armeen Oesterreichs, mit denen die Preußen jetzt zu thun gehabt hatten, waren dies die besten und Friedrich selbst hat nach der Schlacht, welche jetzt bestanden werden mußte, bekannt, daß die Oesterreicher von 1756 andere waren als die von 1745, und Oesterreich, Preußen nachahmend, sein Heerwesen sehr verbessert habe.

Da der Feldzeugmeister von Brown Bedenken trug, der ganzen königlichen Armee, welche das sächsische Lager eingeschlossen hielt, entgegen zu treten, obschon dies, um die Sachsen zu befreien, sicher nothwendig gewesen wäre, so beschloß er auf die rechte Seite der Elbe zu gehen und dem Könige Friedrich dergestalt eine Diversion zu machen, daß dieser nur einen Theil seiner Armee gegen ihn detachiren konnte. In diesem Plane gab sich die der österreichischen Kriegführung eigene Zaghaftigkeit kund. König Friedrich war aufs Genaueste unterrichtet und beschloß, obschon er doch auch nur mit einem an Masse den Oesterreichern weit nachstehenden Detachement kämpfen konnte, dieselben anzugreifen, ehe Brown auf das rechte Elbufer übergegangen wäre und dadurch das Bewußtsein gewonnen habe, nun in dem

Geleise des von ihm entworfenen Plans zu sein. Hier entwarf König Friedrich weniger wie Strateg als Psycholog.

Am 29. September setzte der Feldzeugmeister von Brown über die Elbe, um nun zwischen den Städten Lowositz, Leitmeritz und Theresienstadt, die dicht beisammen liegen und auf beiden Stromufern jeder Bewegung gute Stützpuncte gaben, den Uebergang über die Elbe zu bewerkstelligen.

Kaum hatte König Friedrich Kunde erhalten, als er seine Armee gegen den Zusammenfluß der Eger und Elbe vorrücken ließ. Durch Wegnahme des Schlosses Tetschen hatte er sich die Elbe im Rücken frei gemacht. Seine Avantgarde wurde vom Herzog von Braunschweig-Bevern geführt. Das Gros der Armee aber war in drei Corps getheilt, die unter dem Befehle der Feldmarschälle von Keith, Prinz von Preußen (August Wilhelm) und von Geßler in solcher Weise nachrückte, daß die Marschordnung die Formation der Schlachtordnung erleichterte.

Die Gebirge, welche dem Feinde zu Flankenangriffen Gelegenheit boten, nöthigten den König, seine Avantgarde zu verstärken. Der König war auf dem Marsche bei dieser. Am letzten Tage des Septembers gegen Abend erstieg dieselbe die Bergkette von Aujest, welche theils bewaldete, theils kahle oder mit Reben bepflanzte Hänge hat. Von hier aus ließ sich das weite Thal von Lowositz bis zur Elbe, die hinter dieser Stadt eine genau westliche Richtung hat, übersehen. Vor Lowositz befand sich das österreichische Lager. Der Umfang schien anzudeuten, daß es nur ein Theil der brown'schen Armee, etwa die Avantgarde, enthalte; aber der König irrte sich in dieser Annahme.

Im Abenddunkel und während der Nacht folgten die drei preußischen Corps. Geräusch zu vermeiden und die Truppen nicht mit Bewegungen abzumüden, deren Zweckmäßigkeit sich in der Finsterniß nicht beurtheilen ließ, ließ König Friedrich die Armee in Marschordnung lagern. Die einzige Dislocation, die er vornahm, war eine Verstärkung der Avantgarde auf 12 Bataillons und 10 Schwadronen.

Es war ein böses Bivouac. Der Soldat hatte weder Streu noch Decke, die feuchte Octobernachtluft drang ätzend bis auf die Haut, Feuer durfte nicht angezündet werden, und wenn auch zu schlafen gestattet wurde, war Schlaf doch nicht möglich. Aber der Soldat erträgt das Ungemach gern, wo gleiches die Marschälle, Generale und selbst der König mit ihm theilen. Der König saß die ganze Nacht hindurch mitten im Lager auf einer Trommel, das Ungemach der Umstände desto weniger empfindend, jemehr er geistig mit seinem Schlachtplane beschäftigt war, und jemehr dieser ihm zu schaffen machte, da er den vor ihm stehenden Feind fast gar nicht beurtheilen konnte.

Endlich schimmerte das erste Tageslicht. Aber dichter schwerer Nebel verbarg alles. Bei seinem Steigen und Fallen zeigte sich die Stadt Lowositz nur dann und wann wie hinter einem Florvorhange. Das feindliche Lager war fast gar nicht erkennbar. Unter solchen Umständen würde der vorsichtige König Friedrich nicht leicht zu einem Angriffe geschritten sein, nicht ein Mal seine Anwesenheit verrathen haben, wenn ihn nicht der Glaube verführt hätte, daß er es hier nur mit der Avantgarde des brown'schen Heeres zu thun habe. Gegen 6 Uhr morgens unternahm er eine Recognoscirung, die ihn auf ein feindliches Cavaleriecorps westlich des Dorfes Sulowitz führte. Der Feldzeugmeister Brown war nicht ohne Kunde geblieben und stellte seine ganze Cavalerie in 3 Linien so auf, daß ihr linker Flügel sich auf Sulowitz stützte.

Die Bewegungen der feindlichen Reiterei waren in dem dichten Nebel zu täuschend, daß König Friedrich meinte, es finde hier nichts weiter statt als eine ziemlich planlose Umstellung von etwa fünf bis sechs Schwadronen. Nur einige Male ließ der steigende Nebel eine Aufstellung in 3 Linien entdecken, ohne indessen dieser Wahrnehmung Gewißheit zu vergönnen. So blieb König Friedrich in der Meinung, daß er es nur mit einem Theile des brown'schen Corps zu thun habe, und er beschloß die Schlacht.

Gegen 7 Uhr ließ er seine Infanterie den Berghang hinabrücken und stellte auf halber Höhe desselben die Infanterieschlachtlinie so auf, daß sich von rechts nach links die Regimenter von Grumbkow, von Putkammer, von Anhalt (rechter Flügel), Herzog Friedrich von Braunschweig, von Anhalt, von Quadt, von Hülsen, von Blankensee, von Manteufel, von Itzenblitz, von Bevern, von Kleist (Centrum), und von Münchow, von Kleist und von Billerbeck (linker Flügel) aneinander schlossen. Das Centrum lehnte sich im Rücken auf das Dorf Radost.

Da der König hier nur die Avantgarde der brown'schen Armee, also vorzüglich Cavalerie auf feindlicher Seite vermuthete, so formirte er sein erstes Treffen aus Cavalerie und gab diesem drei Regimenter Dragoner, Bayreuth, von Oerz und Truchses zur Reserve, so daß also zwei Cavalerie- und eine Infanterielinie am Fuße des Gebirges in Schlachtordnung standen. Die Flügel der Infanterie ragten weit über die Cavaleriepositionen hinaus und vor der Infanterie war die Artillerie in 8 Batterien aufgestellt, von denen die zwischen dem linken Flügel und Centrum und die auf dem äußersten linken Flügel besondere Stärke hatten und die achte, beträchtlich vom linken Flügel entfernt, so in Diversionsposition gebracht war, daß sie Lowositz zum Ziel hatte und den rechten österreichischen Flügel bewarf. Die Batterien standen fast alle am Berghange so hoch, daß sie auf den Feind spielen

konnten, ohne die eigenen Mannschaften zu beschädigen. Freilich hatte der König diese Anordnungen getroffen, ohne ihre Zweckmäßigkeit gründlich beurtheilen zu können, denn der Nebel hatte ihn gehindert, sich von Stärke und Stellung des Feindes zu überzeugen.

Graf Brown hatte seine Armee längs der Elbe aufgestellt. Er rechnete auf den Sieg, und der Uebergang über jenen Strom war noch immer der Hauptzweck seiner Operation. Seine Infanterie dehnte sich in zwei gewaltig langen Linien so aus, daß sie die preußischen Positionen zu beiden Seiten weit überflügelte. Vor ihrem linken Flügel befand sich zur Deckung das Dorf Sulowitz. Im Rücken des rechten Centrums befand sich die zum Elbübergange ausersehene Stadt Lowositz. Vor Lowositz hatte Brown zu besserem Schutze dieses Ortes noch eine dritte Linie von zwei Regimentern formirt, aber von da ab, sich auf die Elbe lehnend, setzte sich der rechte Flügel in einem rückwärts gekrümmten Bogen in nur einer Linie fort. Vor seine Infanterielinien hatte Brown drei Cavalerielinien, als ob sie das Centrum verstärken sollten, in sehr dichter Aufschließung und links mit Fühlung des Dorfes Sulowitz postirt. Den rechten Flügel dieser drei Cavalerielinien hatte er durch eine furchtbare Batterie von 60 Kanonen gedeckt, die zugleich die Stadt Lowositz, auf deren Behauptung ihm alles anzukommen schien, deckte. Aber die Aufstellung dieser Batterie im Halbkreise war irrational dergestalt, daß sie wegen Stellung der eigenen Mannschaften nur unvollständig zur Action kommen konnte. So hatte sich die Schlachtordnung beiderseits entwickelt, als die Schlacht gegen 9 Uhr morgens volle Gestaltung gewonnen hatte.

Indessen hob sie schon gegen 7 Uhr unter der Decke des Nebels und unter dem Einflusse beiderseits ganz unsicherer Berechnung an. Graf Brown hatte eine beträchtliche Masse von Panduren und Croaten zur Recognoscirung nach den vor dem Dorfe Kinitz liegenden steilen Weinbergen, desgleichen auch auf dem andern Ende des Höhenzuges nach den Weinbergen von Lowositz, die ziemlich nahe an die Elbe herantreten, vorangeschickt. Auf beiden Seiten kam es zum Handgemenge mit der preußischen Infanterie, in welchem stets die Panduren und Croaten zurückgeworfen wurden, ohne daß indessen auf diese Ereignisse ein großes Gewicht zu legen gewesen wäre, da österreichischer Seits diese kleinen Operationen es nur darauf absahen, die Stärke und Stellung der Preußen kennen zu lernen.

Gegen 8 Uhr nahm der König auf Feindes Seite größere Cavaleriebewegungen wahr, ohne jedoch über sie ein bestimmtes Urtheil erlangen zu können, denn der Nebel verunsicherte die Beobachtungen gänzlich. Dennoch beschloß er seine Batterien Nr. 1, 2, 3, 4 und 5 auf den Ort spielen zu

lassen, wo österreichischerseits nach seiner Meinung die Cavalerieformationen soeben vor sich gingen. Aber dieses Artilleriemaneuvre schien gar keinen Eindruck zu machen. Da ließ Friedrich, in seiner Ungeduld fast verzweifelnd, zwanzig Schwadronen vorgehen, um dadurch in der Situation Gewißheit zu erlangen. Diese Dragoner zog er aus seiner zweiten Cavalerielinie, so daß also die erste Linie in fester Ordnung stehen blieb. Sehr bald geriethen sie vor den Feind, der drei Linien hoch ihren Anfall mit Festigkeit aufnahm, aber zurück wich, um diese preußische Cavalerie mit ihrer Flanke in die Schußlinie des Dorfes Sulowitz zu bringen, welches der Feldzeugmeister Brown mit Infanterie stark hatte besetzen lassen. Der Zweck wurde erreicht. Die preußischen Dragoner mußten zurückgehen. Und eben so ging es einem zweiten Cavaleriedetachement, welches der König gegen Lowositz dirigirt hatte.

Diese beiden Operationen verschafften dem Könige genaue Kenntniß der Stellung des Feindes und nun erst begann die ernste Schlacht.

Der Dragonerangriff wurde jetzt, von den Kürassieren verstärkt, zum zweiten Male ausgeführt und die feindliche Cavalerie auf ihre Infanterielinien zurückgeworfen. Selbst zwei gefährliche Terraindurchschnitte hielten die Verfolgung nicht auf; wohl aber eine Batterie, die von Sulowitz aus ein vernichtendes Flankenfeuer auf die preußische Reiterei ausspie und sie zurück zu gehen nöthigte. Obschon die Oesterreicher sie nicht zu verfolgen wagten, mußten sich doch 240 Kürassiere, denen die Pferde niedergeschossen worden waren, gefangen geben. Zwei tiefe morastige Gräben, der eine von 30, der andere von 50 Fuß Breite, hatten sich bei diesem Angriffe als Terrainhindernisse gezeigt, die unter allen Umständen Cavaleriemaneuvern hinderlich und gefährlich werden mußten. Darum zog Friedrich seine Dragoner und Kürassiere hinter die Infanterie zurück und ließ nur diese und die Artillerie den Kampf fortsetzen, jedoch mehr um den Feind zu beschäftigen, als um hier die Schlacht zu entscheiden.

Seine Cavalerieangriffe hatten aber die wichtige Folge gehabt, daß Brown einen großen Theil seiner Artillerie auf seinen linken Flügel gezogen hatte, und dies bewog den König den Angriff auf den rechten feindlichen Flügel zu forciren, wo ihm Brown sogar in der Offensive begegnete. Er hatte ein Pandurencorps in die Weinberge von Lowositz geschickt, die preußische Infanterie flankiren zu lassen, während er von Lowositz aus 20 Bataillone Infanterie vorgehen ließ. Aber nicht nur waren die Panduren sehr bald aus den Weinbergen, deren Mauerabsätze allenthalben Brustwehren bildeten, hinausgetrieben, sondern die österreichischen Bataillone wurden auch äußerst heiß empfangen, da ein concentrisches Feuer von fünf

preußischen Batterien, die drei Viertheile der gesammten Artillerie von 102 Kanonen enthielten, ihre Masse grausenhaft durchfurchte und von der beherrschenden Position das Kleingewehrfeuer der preußischen Infanterielinie einen mörderischen Hagel auf sie ausschüttete. Jeder preußische Soldat hatte auf diesem Theile des Schlachtfeldes über 90 Schuß gethan.

Ein solches Feuer lange auszuhalten, waren die österreichischen Bataillone, die zudem hier von keiner Reserve unterstützt waren, nicht im Stande. Nach kaum einer Stunde wichen sie in wildester Unordnung zurück. Während dessen hatte der König seinen linken Flügel durch mehre vom rechten Flügel herbeigezogene Bataillone bis zur Elbe verlängert und dem Feinde dergestalt die nach Sachsen gerichtete Rückzugslinie abgeschnitten. Nun ließ er seinen ganzen linken Flügel im Sturmschritt gegen Lowositz losgehen, damit die flüchtenden Oesterreicher nicht wieder Stand fassen möchten. Das waren sie auch nicht im Stande. Mehre Bataillone wurden in die Elbe geworfen, die andern besetzten in wilder Verwirrung Lowositz, um sich in dieser Stadt wie in einer Festung zu halten. Aber die preußische Infanterie war ihnen zu sehr auf den Fersen. Es war keine Ordnung mehr in die Masse zu bringen, welche Mühe sich der österreichische General Graf von Wied auch gab. Die Regimenter Itzenblitz und Manteufel, die alle ihre Munition verschossen hatten, drangen mit dem Bayonnet in Lowositz ein, warfen 9 ganz neu eingetroffene österreichische Bataillone sofort wieder hinaus, und alsbald ging die Stadt, von den preußischen Grenadieren angezündet, in Flammen auf, so daß sie den Oesterreichern keinen Stützpunkt mehr gewähren konnte.

Jetzt wendete sich die preußische Infanteriemasse in die rechte Flanke des österreichischen Centrums, um die Flucht, auf die sich nunmehr der ganze rechte österreichische Flügel begeben hatte, allgemein zu machen. Der Augenblick war für das österreichische Heer höchst gefahrvoll; allein Feldzeugmeister Brown war ein denkender Feldherr. Der linke Flügel und der größere Theil seines Centrums waren durch oben erwähnte zwei Terraindurchschnitte (tiefe, schluchtartige Graben) so gedeckt gewesen, daß sie nur wenig Schaden gelitten hatten. Er ließ also das zweite Treffen seines linken Flügels rechts aufmarschiren, das zweite Treffen seines Centrums auf Kehrt Fronte links und die rechte schon ganz in Unordnung gerathene Flanke seines Centrums durch ein Regiment decken, welches durch Rückaufmarsch die Fronte flankenwärts bot. Durch diese Bewegungen, die der König selbst als ein Meisterstück gerühmt hat, wurde die Verfolgung des geschlagenen österreichischen Flügels abgeschnitten und einer gänzlichen Niederlage des Heeres vorgebeugt.

Die Schlacht war indessen auf Seite der Oesterreicher verloren und es blieb ihnen nichts übrig als sich im Dunkel der Nacht zurückzuziehen. Sie hatten 3000 Mann (darunter einen Fürst von Lobkowitz), 500 Pferde, 3 Kanonen und 2 Standarten, die Preußen aber nicht weniger, nämlich 3308 Mann (darunter die Generale v. Quadt, Lüderitz, Oerzen und den Obersten v. Holzendorf) und 1274 Pferde verloren. Indessen war dieser Sieg von Wichtigkeit, indem er die Fortsetzung der Operationen gegen das sächsische Lager möglich machte.

16.

Schicksal der Sächsischen Armee.

Die Schlacht von Lowositz entschied das Loos der Sachsen, die am Fuße des Königstein, umgeben von der Elbe und unpassirbaren Felsen, sich zwar in einer unangreifbaren Stellung, aber auch in einer solchen Absperrung befanden, daß sie das Schlimmste fürchten mußten. Nur Friede mit Preußen oder Entsatz durch ein österreichisches Heer konnte sie befreien. Aber beides war nun nicht mehr zu hoffen, nachdem Friedrich und Friedrich August die Verhandlungen mit einander in einer Weise abgebrochen hatten, die keine Versöhnung erwarten ließ, und das ersehnte österreichische Entsatzheer bei Lowositz geschlagen worden war.

Zwar erschien doch der Feldzeugmeister Brown, um sich als ein redlicher und treuer Mann zu zeigen, mit einer Armee vor dem sächsischen Lager, aber diese bestand nur aus 6000 Mann und hatte sich der überlegenen preußischen Waffen wegen nicht auf das linke Elbufer wagen können. Der Austritt der Sachsen aus ihrem Lager konnte daher nur durch einen Elbübergang geschehen. Aber diesen zu schützen, mochte sich Brown auch nur für den Fall anheischig machen, wenn ihm aus dem sächsischen Lager eine beträchtliche Verstärkung zugeführt würde. Natürlich hätte das nur bei nächtlicher Weile, unter Gefahr und Mühseligkeit geschehen können.

Es konnte endlich weiter die Frage gestellt werden, ob nicht auf einem Landwege die Befreiung der Sachsen möglich war. Allein alle Auswege waren so beschaffen, daß sie von einigen Bataillonen gesperrt werden konnten. Nach dem Zeugniß des sächsischen Obersten von Trautzen waren aber alle Felsen und Klüfte von den Preußen so stark besetzt, daß ein Durchschlagen

um so weniger möglich war, als größere Massen auf diesem Terrain nach außen gar nicht operiren konnten.

Endlich war noch die Frage einer Antwort werth, wie lange die Sachsen in dem Lager würden aushalten können. Mit allem waren sie reichlich versehen, selbst mit Muth und Treue; nur mit Brod nicht; dafür zu sorgen, hatte der Minister von Brühl versäumt. Freilich hatte er gemeint, von diesem Lager aus selbst Kriegsoperationen machen zu können. Und als der Feldzeugmeister Brown am 11. October in der Nähe mit seinen 6000 Mann angekommen war, stellte Brühl das Verlangen an den Obergeneral v. Rutowski, nunmehr die Armee auf das rechte Elbufer zu bringen und sie mit den Oesterreichern vereinigt gegen die Preußen gehen zu lassen.

Der Minister Brühl meinte, wie König Friedrich sich ausgedrückt hat, es sei so leicht zu schlagen als zu schreiben. Freilich wußte er, daß der sächsische Soldat die aufopferndste Treue und Hingebung für sein Fürstenhaus in dem Herzen trug und sich durch diese hohen Tugenden seit alten Zeiten vor andern Kriegsvölkern ausgezeichnet hatte. Allein auch diese Tugenden konnten ihn nicht befähigen, Unmögliches zu vollbringen. Das jenseitige Elbufer war mit preußischen Schanzwerken besetzt. Preußische Kanonen bestrichen den ganzen Strom bis dicht unter die Festung Königstein. Das österreichische Corps berührte selbst nur in der gefahrvollsten Stellung das Elbufer. Wo sollte da die Schiffsbrücke geschlagen werden?

Bereits war ein solcher Versuch bei Wilstadt in Folge des preußischen Geschützfeuers gänzlich mißlungen. Die sächsischen Generale erklärten unverhohlen, daß diese Aufgabe nicht zu lösen sei; und dennoch versuchten die wackern Truppen den Befehl des Grafen Brühl, den sie für den Befehl ihres Kurfürsten hielten, zu vollziehen. Die Kähne, welche sie aus dem Feuer bei Wilstadt gerettet hatten, schafften sie nun zu Lande mit unsäglicher Mühe unter die Festung Königstein, durch deren Geschütze sie geschützt zu sein meinten. Aber sie wußten nicht, daß die Preußen Hallstadt, Burgersdorf, den Ziegenrück, Schandau, den Lilienstein, das Defilée von Burgersdorf und alle Schluchten und Höhen aufs Stärkste besetzt hatten und das österreichische Corps so gut wie von der Elbe abgeschnitten stand, indem es, um dem Uebergange der Sachsen an der Elbe die Hand zu bieten, in einem Engpasse, der kaum in Fronte von 3 Mann zu marschiren erlaubte, den Waffenbereich des preußischen Generals von Lestewitz hätte passiren müssen, der, bei Schandau stehend, mit 11 Bataillonen und 15 Schwadronen den Zugang über Bayersdorf zur Elbe beherrschte.

Dennoch versuchten die Sachsen ihre Schiffsbrücke in Stand zu setzen.

Der Ziegenrücken, eine unersteiglich steile Felsenwand, die, in weitem Bogen eine Uferpartie umschließend, mit beiden Enden auf den Strom stößt, schien dem Brückenkopfe Schutz zu gewähren; aber der Austritt aus diesem abgeschlossenen Terrain war nur möglich, wenn das österreichische Corps durch einen kräftigen Angriff auf die Preußen bei Schandau und am Lilienstein freie Bahn machte. Ohnehin war der Marschweg über die Felsen höchst beschwerlich und gefährlich, da er kaum zwei bis drei Personen nebeneinander zu gehen gestattete und Geschütze bei der größten Mühe doch kaum auf ihm fortgebracht werden konnten.

Nach umsäglicher Mühe hatten die wackern Sachsen vom 11. bis zum 12. October Abends ihre Schiffsbrücke vollbracht. Zwischen dem Feldzeugmeister Brown und dem sächsischen Obergeneral Rutowski war verabredet worden, daß, sowie ein Theil der Sachsen auf das andere Ufer übergegangen sein würde, die Oesterreicher einen ungestümen und nachhaltigen Angriff auf die Preußen unternehmen sollten. Am Abend des 12. Octobers ging nun ein Theil der sächsischen Armee über die Brücke.

Bereits gegen Abend waren Sturm und strömender Regen eingetreten, und dieses Unwetter nahm jetzt in grausenhafter Weise zu. Unsäglich litten die sächsischen Truppen. Aber sie hofften bald erlöst zu werden, denn bereits hatten vom Königstein die Kanonen das Signal gegeben, auf welches die Oesterreicher das Ihrige thun sollten. Aber vergebens lauschte man dem österreichischen Waffenschalle. Die Freunde standen fest bei Lichtenhain, und meinten entweder, die Sachsen würden sich schon selber helfen, oder sie hatten wirklich die Signalschüsse des Königsteins nicht vernommen, wie der Feldzeugmeister später zu seiner Entschuldigung behauptet hat.

Am Morgen, unter unaufhörlichen Regengüssen, zogen weitere Theile der sächsischen Armee nach. Man suchte zu den Oesterreichern zu gelangen oder wenigstens die Ebene von Halbstadt zu gewinnen, wo das Terrain wenigstens eine Vertheidigung möglich machte. Allein der Weg dahin war ein enger Schluchtpfad, auf dem kaum zwei Mann nebeneinander marschiren konnten. Indem nun die Avantgarde einzeln oder zu Zweien marschirte, drängte das Gros in Masse nach. General Rutowski meinte, es komme nur darauf an, die Mannschaften schnell auf das andere Ufer zu bringen, hatte sich aber über das Terrain desselben nicht unterrichtet. Jetzt war er rathlos, da er alles in ärgster Verwirrung durcheinander und doch nicht vom Flecke gehen sah. Und das Schlimmste, was ihn treffen konnte, war, daß er sein ganzes Geschütz und Fuhrwerk im Stich lassen mußte. Ein anderes Unglück aber bestand darin, daß er die Brücke hinter sich in

dem Glauben zerstört hatte, daß ihm nun durch Hilfereichung der Oesterreicher der Ausgang gesichert sei.

Zu seinem Schrecken erschienen jetzt statt der Oesterreicher die Preußen, zuerst das Infanterieregiment Prinz von Preußen. Von allen Seiten angegriffen, waren die 4 Schwadronen, welche die sächsische Avantgarde ausmachten und sich auf der Höhe bereits gesammelt hatten, nicht im Stande, auf diesem Terrain und bei der gänzlichen Ermattung der durch wochenlangen Hunger abgezehrten Leute Widerstand zu leisten. Sie wurden auf ihre Infanterie bei Tirmsdorf zurückgetrieben, und die ganze Armee gerieth in eine solche Lage, daß sie weder vorwärts noch rückwärts, noch auch sich vertheidigen konnten.

Und doch verzweifelten auch in dieser entsetzlichen Lage die heldenhaften Sachsen noch nicht, so lange sich die Hoffnung auf die versprochene Handreichung der Oestreicher aufrecht erhielt. Da aber ging am 14. October die Nachricht ein, daß der Feldzeugmeister Brown mit seinem Corps nach Böhmen zurückgegangen sei, und das ganze sächsische Heer, in dieser Lage natürlich nicht zu billiger Rücksicht geneigt, schrie Wehe über diesen neuen Verrath seiner Bundesgenossen.

Jetzt sahen die sächsischen Generale nur noch in einer Capitulation Rettung. Nachdem sie wiederholt Kriegsrath gehalten, sendeten sie den General von Gersdorf an den Kurfürsten, der sich auf dem Königstein befand, und ließen ihm ihren Beschluß eröffnen. Friedrich August war über den scheinbaren Kleinmuth seiner Offiziere entrüstet und forderte, daß seine Truppen sofort die Preußen angriffen. Allein er urtheilte ohne Kenntniß der Verhältnisse und mit anderen Gefühlen als seine Offiziere, die an Hunger und Noth ihrer Soldaten theilgenommen hatten. Drei Mal vier und zwanzig Stunden hatten die Soldaten keine andere Nahrung gehabt, als die Wurzeln, die sie aus der Erde gruben, und den Pferden hatte man als Futter Holz gegeben. Friedrich August hatte freilich an seiner reichen Tafel auf Königstein davon nichts empfunden, und seine Beurtheilung des Unglücks war eine ganz andere.

Indessen mochten sich die Generale dem nachdrücklichen Befehle des Kurfürsten, die Preußen nochmals anzugreifen, nicht fügen. Sie verlangten, als das einzige nicht Unsinnige, zu capituliren, und der Kurfürst mußte ihren Beschluß bewilligen, da er ihn nicht hindern konnte. Die Bedingungen, welche der König Friedrich vorschrieb, waren hart. Die sächsischen Truppen mußten annehmen, in das preußische Heer einzutreten und sich nach Befinden vertheilen zu lassen. Offiziere, welche dem Könige den Fahneneid nicht leisten zu können glaubten, erhielten zwar ihre Entlassung, mußten

aber das Ehrenwort geben, in diesem Kriege bei keinem der Feinde Preußens Dienst zu nehmen, und der Kurfürst mußte sich dazu verstehen, dem Könige von Preußen seine Kurlande für die Dauer des Krieges zu überlassen. Nur machte er sich aus, mit seinen beiden Prinzen Xaver und Karl und dem Minister von Brühl ungehindert und ungekränkt nach seinem Königreich Polen abreisen zu dürfen, und dieses Verlangen konnte natürlich der König Friedrich nicht verweigern.

Am 16. October wurde die ganze sächsische Armee, 17,000 Mann stark, mit 80 Geschützen unter die preußische Fahne gestellt und mußte preußische Uniformen und Offiziere annehmen; der Kurfürst aber aufs Tiefste in seinem Herzen verwundet, ging nach Polen, und das Bewußtsein, daß er dieses Schicksal seines schönen Kurstaates vorausgesehen und mit der Politik seines Ministers Brühl und seiner Gemahlin nie recht einverstanden gewesen, auch stets Scheu vor dem österreichisch-russischen Bündniß kundgegeben, konnte ihn in der That wenig trösten. Von seiner ganzen Armee blieben ihm nur noch 4 Cavalerieregimenter, die abwesend in Polen waren.

Von Polen konnte der Kurfürst eine Veränderung seiner Lage nicht erwarten. Dieses Reich, in welchem der Ausspruch des Reichstags mehr galt als der Wille des Königs, beharrte fort und fort in dem Beschlusse, gegen Friedrich den Großen nicht zu kämpfen. Was auch Rußland, Oesterreich, Brühl und der König (Friedrich August) aufboten, nichts änderte den Beschluß des Reichstags.

Dergestalt geschah es, daß Friedrich August, da seine Politik preußenfeindlich blieb, während des ganzen siebenjährigen Krieges nicht wieder in den Besitz seiner schönen Kurlande gelangte, und diese als eine Kriegsbeute Preußens unendliches Wehe zu ertragen hatten. Friedrich rekrutirte in Sachsen, erhob sehr beträchtliche Kriegssteuern, besetzte viele Aemter mit preußischen Beamteten, kürzte die Gehalte der sächsischen, beschränkte den Aufwand des kurfürstlichen Hofes, der wegen der Anwesenheit der Kurfürstin und des Kurprinzen fortdauerte, in solchem Maaße, daß die Kurfürstin kaum ihre Dienerschaft beibehalten zu können glaubte, zog die Einkünfte der Bergwerke, der meißner Porzellanfabrik und Monopole ein, ließ sich von Staats- und Gemeindebehörden den Eid der Treue ablegen, ließ ein strenges Strafrecht üben und behandelte Sachsen wenig besser als ein erobertes Land. Die strategische Wichtigkeit Sachsens mußte dieses Verfahren entschuldigen, da das natürliche Recht eine genügende Entschuldigung dafür aufzubringen nicht wohl im Stande war.

17.

Die Schlacht bei Prag.

Der König Friedrich, der nach der Capitulation der Sachsen seine sämmtlichen Truppen aus Böhmen zurückgezogen hatte, um sie in Schlesien und Sachsen ihre Winterruhe halten zu lassen, mußte es jetzt für gerathen halten, Kriegsanstalten in größerem Maaßstabe zu treffen. Die Kaiserin Maria Theresia hatte die halbe Welt gegen Preußen zum Kampfe aufgerufen. Frankreich drohte mit 134,000 Mann auf den Kampfplatz zu treten, die Marquise von Pompadour hatte schon das von ihr geschlossene französisch-österreichische Bündniß durch eine Denkmünze verherrlichen lassen. Rußland war auf dem Puncte, mit einer Armee von 124,000 Mann Theil zu nehmen. Oesterreich hatte seine Armee auf 204,000 Mann gebracht. Schweden war durch Versprechung des Kaiserhauses, die von Friedrich ein Verrath am deutschen Reiche genannt wurde, so gut wie gewonnen. Die Kleinstaaten endlich hatten sich auf kaiserlichen Befehl verpflichtet eine Armee gegen Preußen zu stellen und stellten diese wirklich in der Stärke von 32,000 Mann; endlich verpflichtete sich Frankreich durch Werbung für diesen Krieg 4000 Baiern und 6000 Würtemberger zu gewinnen. So erhoben sich auf Maria Theresias Betrieb gegen das kleine Preußen, dessen Einwohnerschaft kaum etwas über 4 Millionen Menschen betrug, ein Heer von einer halben Million Krieger.

Das schreckte den König Friedrich nicht so, als ihn das Hereinziehen von Russen und Franzosen als eine Verrätherei des Kaiserhauses am Reiche erbitterte. Doch kannte er den Ernst der ihm jetzt geltenden Bedrohung. Staaten in einem Umfange von 90,000,000 Bewohnern standen gegen ihn in Waffen, der er nur ein Ländchen von 4,000,000 beherrschte. Wie hätte er es nicht für nöthig halten sollen, alles für die Vergrößerung seiner Macht aufzubieten? So traf er Anstalten, daß während des Winters jede Infanteriecompagnie um 30, jede Kürassierschwadron um 24, jede Dragonerschwadron um 12, die Armee also um 19,200 Mann und 2352 Pferde aus den preußischen Landen vermehrt wurde. Dazu kamen als besondere Waffe 2000 Mann Freicorps, 4170 Mann Garnisontruppen mit 400 Pferden und 21,900 Mann Sachsen, so daß im Frühjahr 1757 das preußische Heer auf 210,800 Mann berechnet wurde, wovon aber freilich nur 152,000 Mann ins Feld geführt werden konnten.

Immerhin blieb im Machtbestande ein ungeheueres Mißverhältniß, so

daß die Alliirten, wie hoch sie auch Friedrichs große Feldherreigenschaf veranschlagen mußten, hoffen durften, ihn sehr bald zu erdrücken. Anders als Oesterreich, hatte Friedrich immer lieber auf seine eigene Kraft als auf Bundesgenossen gebaut, und namentlich gern die Verbindung mit auswärtigen Staaten gemieden. Daher war auch sein Verkehr mit Frankreich, Rußland und Schweden nie ein freundlicher gewesen. Er mochte es nicht gestatten, daß diese fremden Mächte in dem Rathe über Deutschland mitsprachen, und ihre Kriegsvölker auf Deutschlands Boden zu ziehen, wie es das von seiner Weltherrschaftsidee ganz anders inspirirte Oesterreich stets so gern gethan, hielt er für einen unwürdigen Verrath am Reiche, dessen er sich nur etwa zur Revanche nothgedrungen schuldig machen mochte. Daher stand der ganze Haufe von fremden Mächten, die jetzt über Deutschlands Geschick mitentscheiden wollten, auf Oesterreichs Seite.

Nur ein größerer Bundesgenosse hielt zu Friedrich, doch der war nach seinem Sinne. Es war der König Georg von England, ein Fürst von edlem und echt deutschem Charakter, der auch als Kurfürst von Hannover das vollkommenste Recht hatte, in diesem großen deutschen Streite seinen Einfluß geltend zu machen. Er schloß mit Friedrich am 11. Januar 1757 ein Bündniß, nach welchem er nicht nur eine Armee ins Feld schickte, sondern auch eine Million Pfd. Sterl. Subsidiengelder jährlich zahlen wollte. Freilich war dieser edle Fürst von der Bestimmung des Parlaments abhängig, und der König von Preußen durfte die Versprechungen desselben nur bedingungsweise veranschlagen.

Aber auch die kleinern Bundesgenossen Friedrichs verdienten als echt deutsche Fürsten hoch und als Mächte nicht gering geschätzt zu werden. Als der bedeutendste derselben ist der Herzog Karl von Braunschweig zu nennen, der mit 12,000 Mann und großem Herzenseifer Preußens Sache unterstützte. Er selbst ging ins Feld und seine Söhne fochten im preußischen Heere. Auch der Landgraf von Hessen-Cassel (Wilhelm VIII.), der Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg (Friedrich) und der Graf zur Lippe-Bückeburg, der sein Corps von 1350 Mann selbst für Preußen ins Feld führte, standen zu Preußen, und Friedrich veranschlagte die Macht dieser echt deutschen und darum um so höher zu schätzenden Bundesgenossen auf 45,000 Mann, so daß seine Feldarmee auf 197,000 Mann berechnet werden durfte. Sie verhielt sich zu der, welche Maria Theresia und ihre Bundesgenossen dagegen stellten wie 1 zu 3, und diese mangelnden zwei Theile mußte nun König Friedrich durch sein Genie ersetzen, wenn er nicht unterliegen wollte.

Es ist sehr begreiflich, daß Maria Theresia die Besetzung Sachsens als eine strategische Nothwendigkeit oder kriegerische Licenz nicht anerkennen

mochte. Da es ihr nun sehr darauf ankam, ihm im Reiche jede Stütze und Lehne zu entziehen, vielmehr die Reichsmacht als die vermeintlich wichtigste Potenz gegen ihn zu treiben, so ließ sie ihn im Gebrauch der Kaiserwürde ihres Gemahls durch einen in Regensburg vereinigten Reichstag wegen seiner Besetzung des Kurfürstenthums Sachsen als einen Störer des Reichsfriedens (der öfter als irgend ein anderer Staat Oesterreich selbst gewesen war) verurtheilen und, wie schon früher erwähnt, bei Drohung von Acht und Aberacht die gesammten Staaten des deutschen Reichs gegen ihn aufbieten. Der gegen ihn gerichtete kaiserliche Erlaß gab ihm Schuld, daß er die katholische Religion zu vernichten beabsichtige, und es war deutlich genug zu erkennen, daß Maria Theresia ihre rohen Kriegsvölker mit der Religionsgluht zu entzünden beabsichtigte. Es kam ihr im Interesse ihrer Rache wenig darauf an, die Schrecken des dreißigjährigen Krieges herauf zu beschwören. Wie das Gemüth eines Weibes sich mit einem so grausenhaften Plane vertragen konnte, ist ein psychologisches Räthsel, welches der Lösung noch bedarf.

Das kaiserliche Urtel bezeichnete den König Friedrich nur als Kurfürsten von Brandenburg, verfügte die Einziehung seiner „Lehen und Würden" als die ihm gebührende Strafe und entbot dazu nächst einer eilenden Reichsarmee, die, wie erwähnt, durch einen Druckfehler in eine elende Reichsarmee umgetauft wurde, Russen und Franzosen. Indem das Kaiserhaus dergestalt Reichsverrath strafen wollte, beging es selbst einen Reichsverrath. Denn fremde Völker auf deutschen Reichsboden zu ziehen, war alle Zeit den Kaisern durch die von ihnen beschworene Wahlcapitulation verboten gewesen. Ohne Frage meinte Maria Theresia, daß nur für die Vasallen, nicht aber für den Kaiser das Reichsgesetz Geltung habe.

Allein diese ganze kaiserliche Manipulation betrachtete Friedrich als eine Faxe, die nur darum wichtig war, weil einige deutsche Fürsten sich durch dieselbe bethören ließen, dem Banner des kaiserlichen Aufgebots zu folgen. Es war eine Brandmarkung ihrer politischen Einsicht. Die deutsche Reichsverfassung war nichtig, seit die Fürsten souverain geworden waren. Der Kaiser war ihr Herr nicht mehr; er hatte sich dessen auch längst unwerth gemacht. Was wollte nun der Kaiser mit diesem mittelalterlichen Schauspiele, das einer Jahrhunderte früheren Zeit angehörte und selbst in dieser oft lächerlich geworden war? Wollte er damit den Verstand der Reichsfürsten auf die Probe stellen? Es waren nicht viele, die die Probe nicht zu ihrer Ehre bestanden, und Friedrich, der mit der Schärfe seines Geistes und dem Gewicht seiner historischen Kenntnisse die Sache für eine Posse nahm, die der wiener Hof in dem berauschenden Gefühle seiner Er-

innerung an seine ehemalige Kaiserherrlichkeit aufführte, ließ sie auch von seinem Gesandten beim regensburger Reichstage als solche behandeln. Dieser Gesandte, Freiherr von Plotho, war ganz der Mann, die Faxe in das rechte Licht zu stellen und zu zeigen, daß diese Art von Kaiserwürde, die schließlich in der mißbrauchenden Hand einer herrschsüchtigen Frau ihre gänzliche Erniedrigung erfuhr, nicht in die Verhältnisse der neuen Zeit paßte und eben keinen andern Eindruck zu machen verdiente, als die Erscheinung eines Ritters Don Quixot in dem Wirbel eines modernen Hofstaates.

Das vom Reichstag am 17. Januar 1757 gegen den König Friedrich erlassene kaiserliche Urtheil, nach welchem er als Reichsfriedensstörer und Religionsbedrücker zu Verlust seiner Lehen und Würden verdammt und mit Acht und Aberacht (Oberacht) bedroht wurde, bezeichnete Herr von Plotho als eine lächerliche Anmaßung, da sein Herr und König als souverainer Fürst nur unter der moralischen Annahme eines Völkerrechts, nicht aber unter dem Strafgericht eines deutschen Kaisers stehe, der seine Stellung ganz mit der ehemaliger Kaiser verwechsele und die ihm von den deutschen Fürsten verliehene Krone an seine Gemahlin für deren Privathändel versetzt habe.

Der Kaiser fühlte die Wahrheit dessen, was der preußische Gesandte behauptete, und uneins mit sich über die Stellung, die er zu behaupten hatte, beging er die entwürdigende Thorheit, den Hoffiscal seiner Gemahlin mehre Entgegnungen auf den Bescheid des preußischen Gesandten verfassen und veröffentlichen zu lassen, auf welche natürlich Herr von Plotho die Antwort nicht schuldig blieb. Maria Theresia setzte indessen doch, selbst nachdem sie die wichtigsten Schlachten im Jahre 1757 verloren hatte, ihr ganzes Vertrauen auf die kaiserliche Autorität ihres Gemahls und bewirkte die Durchführung des Achtsprozesses gegen den König Friedrich von Preußen bei dem Reichstage zu Regensburg. Das erste Stadium dieses Prozesses war eine Vorladung des Königs von Preußen als Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg vor den Reichstag. Es wurde ihm auferlegt, sich wegen der ihm vorzuwerfenden Verbrechen, nämlich Reichsfriedensbruch, Reichsverrath und Religionsbedrückung, zu rechtfertigen. Für den Fall, daß er das nicht könne, sollte ihn nur die Reichsunteracht treffen, die zwar die Rückgabe seiner Lehen, Würden und Titel von dem Kaiser erheischte, ihm aber doch zuließ, sich binnen Jahresfrist zu lösen und die Möglichkeit nicht ausschloß, daß ihm der Kaiser als einem reuigen Verbrecher seine Würden und Lehen wieder zurückgebe.

Natürlich stellte sich der König vor dem lächerlichen Reichstage, den er nur darum mit einem Gesandten beschickt hatte, um die politischen Entwürfe

desselben zu erfahren, nicht. Ja, es trug sich bei der letzten Vorladung sogar eine so höchst beschämende Scene zu, daß Maria Theresia, die doch in ihrem Hasse fast blind geworden war, beklagen mußte, den seltsamen Prozeß so weit getrieben zu haben. Nachdem zuletzt nämlich der König Friedrich in Acht und Aberacht verurtheilt worden war, erhielt der Advocat des kaiserlichen Hofes Dr. Georg Matthias Joseph Aprill den Auftrag, dem preußischen Gesandten das Schreiben einzuhändigen, durch welches sein König und Herr zur Anhörung des Urtels vor das Forum des Reichstags geladen werde. Doctor Aprill wurde der Harlekin der Posse. In seiner Amtstracht, die aus einem schwarzen Mantel, Perücke, Haarbeutel, Klapphut und alterthümlichem Doctordegen bestand, begab er sich als kaiserlicher Notar in Begleitung zweier Zeugen, nämlich des Procurators Gerbel und des Consistorialschreibers Rockinger, am 13. October 1757 in das Hôtel des preußischen Gesandten. Das Vorladungsschreiben trug er versiegelt unter dem Arme.

Herr von Plotho war über den ihm zugedachten Besuch bereits unterrichtet und ließ durch seinen Kammerdiener dem kaiserlichen Notar sagen, er möge lieber am nächsten Tage wieder kommen, denn heute habe er nicht Lust Besuche zu empfangen. Der kaiserliche Hofgerichtsadvocat und Reichstagsnuntius war ganz erstaunt, vom Gesandten eines vermeintlichen Vasallen seines kaiserlichen Herrn in so despectirlicher Weise abgewiesen zu werden. Indessen ging er und kam am andern Tage, den 14. October, Mittags 12 Uhr wieder. Er ließ sich durch einen Bedienten anmelden; aber Herr von Plotho würdigte den kaiserlichen Hofnotar und Reichsnuntius nicht einmal der Aufnahme in sein Zimmer, sondern trat ihm im Schlafrocke gleich im Vorzimmer mit der barschen Frage entgegen: „was er wolle und vorzubringen habe.“

Ueber diese Behandlung war der Dr. Aprill aufs Höchste erzürnt und schwitzte unter seiner Perücke um so mehr vor Zorn, als auch die Schaam vor seinen beiden Zeugen mit einwirkte. Indessen suchte er sich zu bemeistern, nahm das Actenstück zur Hand, welches die „Vorladung des Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg (König Friedrich), zu sehen und zu hören, wie er werde in des Reiches Acht und Aberacht erkläret, und aller seiner Lehen, Rechte, Gnaden, Freiheiten und Anwartschaften beraubt werden“, enthielt.

Hastig nahm der Herr von Plotho dem kaiserlichen Notar, noch ehe dieser seine Anrede hatte vollenden können, die Schrift aus den Händen. Er las sie begierig. Als er aber auf die Stelle kam, wo dem König Friedrich Acht und Aberacht und Verlust aller Würden, Rechte, Freiheiten,

Lehen 2c. angekündigt wird, knüllte er das Papier zusammen, schob es gewaltsam in den Brusttheil der Kleidung des kaiserlichen Notars, bekomplimentirte diesen mit dem schmeichelhaften Titel Flegel und fragte: ob er sich sofort zum Hause hinausscheren wolle. Doctor Aprill war ganz erstaunt, wie ein kaiserlicher Notar eine solche Behandlung erfahren könne, und wollte gegen die Rücknahme der fiscalischen Citation protestiren; allein der preußische Gesandte schob ihn sammt seinen zwei Zeugen zur Thür hinaus und befahl seinen Bedienten ihn über die Galerie der Treppe hinab zu werfen. Diese wußten, daß der Befehl nicht so wörtlich zu nehmen sei. Sie faßten also den kaiserlichen Notar nur beim Kragen und brachten ihn die Treppe hinab und aus dem Hause.

Der Dr. Aprill sandte sofort einen Bericht über dieses Erlebniß an das kaiserliche Hofamt ein, und Maria Theresia konnte daraus entnehmen, daß mit der gänzlich versunkenen Kaiserwürde wenigstens in Preußen keine Zauberei mehr getrieben werden konnte. —

Während der Wintermonate hielt sich Friedrich fast nur in Sachsen, und zwar in Dresden auf. Nicht nur war ihm Sachsen strategisch wichtig, weil es ihm die österreichischen Grenzen auf einer großen Ausdehnung öffnete, sondern man hielt es auch für nöthig, die Handlungen des kurfürstlichen Hofes unter den Augen zu behalten. Die Kurfürstin war seine geschworene Feindin, und man durfte ihre Gefühle wohl rechtfertigen. Durch ihre Tochter, die Gemahlin des Thronfolgers von Frankreich, hatte sie großen Einfluß auf Frankreichs Verhalten. Mit ihrer nahen Verwandten, der Kaiserin Maria Theresia, stand sie in engster Verbindung, und die Politik des Grafen Brühl war die ihrige. Wollte Friedrich dem kurfürstlichen Hofe nicht Gewalt anthun und ihn nach Berlin, gleich wie in Gefangenschaft versetzen lassen, was allerdings das Kriegsrecht zulässig erscheinen ließ, so mußte er wenigstens dahin seine Maßregeln ausdehnen, daß ihm die Verbindung dieses Hofes mit dem Feinde, und namentlich mit den österreichischen Generalen, nicht nachtheilig werden konnte. Aufgefangene Briefschaften hatten bewiesen, daß die Kurfürstin sich feindlicher Handlungen gegen Preußen nicht enthalten mochte und namentlich sich Mühe gab, die sächsischen Truppen im preußischen Heere zur Desertion anzuregen. Ihre Mühe blieb auch nicht ohne Erfolg. Friedrich begnügte sich Gegenmaßregeln zu treffen, ohne gegen die Persönlichkeit der Kurfürstin irgendwie gewaltsam einzuschreiten; aber zu seinen Maßregeln gehörte leider sein Verfahren gegen die kursächsischen Länder, das nun immer strenger wurde, sie endlich gänzlich in eine preußische Verwaltung brachte und somit jeden Athemzug der sächsischen Selbstständigkeit erstickte. Anzuerkennen war jedoch, daß die preußische Verwal-

tung in Sachsen Handel und Industrie förderte, Meß- und Marktrechte schützte und im ganzen Lande Kunst- und historische Denkmäler dergestalt schonte, daß keins derselben das Schicksal der Arsenale und anderer Schätze, nach Berlin oder Magdeburg geschafft zu werden, theilte.

Nur in einigen Fällen berührte König Friedrich die Persönlichkeit der Kurfürstin indirect etwas härter als zu thun von vornherein sein Wille gewesen war. Er zwang z. B. den französischen Gesandten, der die Correspondenz zwischen der Kurfürstin und Frankreich unterhielt, Dresden zu verlassen, und kürzte diese Maßregel in für Frankreich höchst verletzender Weise dadurch ab, daß er Soldaten in der Wohnung des Gesandten einquartirte. Den Gehalt des Beichtvaters der Kurfürstin setzte Friedrich von 12,000 auf 2000 Thlr. mit dem Bemerken herab, daß ein katholisch geistlicher Herr, der weder Frau noch Kinder haben dürfe, damit wohl auskommen könne.

Handlungen dieser Art kamen mehre vor und sie waren es, was Maria Theresia gebrauchte, um die Anklage gegen den König als einen Religionsvernichter zu begründen. Nicht minder empfindlich berührte es die Kurfürstin, daß plötzlich ihre Oberhofmeisterin Gräfin Ogilvi und ihr Kammerherr von Kessel auf Friedrichs Befehl verhaftet wurden. Es war nämlich in einem Thore von Dresden eine Kiste mit der Adresse der Oberhofmeisterin Ogilvi und eine Declaration eingegangen, aus welcher hervorging, daß der Inhalt der Kiste aus Würsten bestand. Die Kiste kam aus Böhmen. Nun wußte man wohl, daß die Gräfin v. Ogilvi bei Leitmeritz Güter besaß, daß sie sich daher aber Würste schicken lasse, als ob die kurfürstliche Tafel ihrem Magen nicht Genüge biete, war doch schwer zu glauben. Genug, die Kiste wurde untersucht und man fand in derselben Briefe von österreichischen Generalen, aus denen hervorging, daß die Gräfin Ogilvi und Herr von Kessel das österreichische Hauptquartier mit Auskunft über die militärischen Maßnahmen Friedrichs bedienten. Die Oberhofmeisterin und der Kammerherr erhielten nun zwar auf nachdrückliche Bitte der Kurfürstin ihre Freiheit wieder, der König aber erklärte, daß er sich gezwungen sehe, den Verkehr des Hofes nach Außen etwas strenger überwachen zu lassen.

Je schwerfälliger sich Frankreich und Rußland beim Beginn des Feldzugs zeigten, um desto mehr eilte Oesterreich, seine Heere in Stand zu setzen. Der Hofkriegsrath hatte sich nie einer Arbeit mit so großem Eifer hingegeben als den Plänen für diesen Feldzug. Alle österreichischen Feldzugspläne hatten bisher die Absicht der Offensive bekundet, so auch dieser. Doch hatte sich die Ausführung stets auf die Defensive reducirt gezeigt. Man

durfte annehmen, daß ein gleicher Fall auch diesmal eintreten werde. Noch während des Winters hatte Maria Theresia in allen Theilen ihrer Lande ihre Truppen nach Böhmen aufbrechen lassen, dessen nördliche Grenze ein lang ausgedehntes Militairlager bildete. Die Rüstungen waren großartig, wie sie bis dahin in Oesterreich noch nicht gesehen worden waren. Den Oberbefehl erhielt der Prinz Carl von Lotharingen, der Schwager und Liebling der Kaiserin.

Nirgends hatte dieser Prinz Feldherrntalente gezeigt, und Maria Theresia wurde von ihren Kriegsräthen auf das Bedenkliche dieser Wahl aufmerksam gemacht. Allein Frauengunst ist nicht leicht zu erschüttern.

Zum zweiten Oberbefehlshaber wurde der Feldzeugmeister Graf von Brown, ein unzweifelhaft tüchtiger Militair, ernannt. Vielleicht wollte die Kaiserin vom Prinzen nur den Namen, vom Feldzeugmeister aber das Talent nützen. Graf Brown wurde wegen seiner beschränkten Function leicht durch Verleihung des Ordens vom goldenen Vließ versöhnt, zu welchem der Papst noch einen geweiheten Degen fügte. Daß Maria Theresia diesen österreichisch-preußischen Krieg zu einem Religionskriege zu stempeln suchte, wissen wir bereits, und es kann daher nicht auffallen, zu sehen, daß sie auch die Kraft des Papstes zum Beistand aufgerufen hatte.

Das Hauptquartier füllte sich mit Prinzen und jungen Fürsten, die mit Zusehen sich die Sporen verdienen wollten. Auch der Kurfürst Friedrich August hatte seine Söhne Xaver und Carl in das österreichische Hauptquartier, entlassen, und selbst die 4 Cavalerieregimenter, die ihm nach seinem Weggange aus Sachsen geblieben waren, zu dem österreichischen Heere stoßen lassen. König Friedrich sah dies für einen neuen Beweis der unversöhnlichen Politik des Grafen Brühl an und ließ sich dadurch gewiß nicht zu einer milderen Behandlung Sachsens veranlassen.

Dem Hofkriegsrath zu Wien lag sehr viel daran, den Beginn des Feldzugs noch hinzuhalten, bis die Franzosen und Russen ins Feld gerückt wären, damit der König Friedrich dreierseits angegriffen, sich nach drei Seiten hin zu vertheidigen gezwungen wäre. Aber dem Könige mußte umgekehrt alles daran liegen, mit einem Feinde fertig zu sein, wenn der Andere auf den Schauplatz trat. Schon zu Anfang Aprils stand das preußische Heer marschfertig, und in der Mitte dieses Monats erhielten die verschiedenen Armeen desselben Ordre auf Prag zu in Böhmen einzudringen, und zwar die Armee des Feldmarschalls Schwerin, welche in Schlesien stand, am 18., die des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau am 20. und die Armee des Königs am 21. April.

Der Graf Schwerin hatte Ordre über Trautenau und Nachod, der

Herzog Moritz über Kommotau vorzurücken. Der König ging über Außig und Rollendorf. Ein viertes Corps, welches unter dem Commando des Herzogs von Bevern in der Lausitz stand, erhielt den Befehl über Reichenberg zu gehen und sich bei Turnau mit der Armee des Feldmarschalls Schwerin zu vereinigen. Desgleichen war dem Prinzen Moritz von Anhalt aufgetragen, zur Armee des Königs hinter Brüx an der Eger zu stoßen.

Dieser Marschplan bekundet die Vorsicht des Königs, nirgends feindliche Truppen hinter sich zu lassen, die ihm etwa eine Diversion machen könnten. Das Unternehmen war natürlich auf Prag gerichtet, wo die österreichische Armee in zwei Corps, die eine 45,000 Mann stark unter Brown, die andere 37,000 Mann stark unter dem Feldzeugmeister Daun lagerte. Einige auf Vorposten geschobene österreichische Corps von geringerer Stärke, die den Marsch der Preußen aufhalten und ihre Vereinigung hindern sollten, gaben zu kleinen, doch sehr interessanten Kriegsereignissen Anlaß.

Kaum hatte der Herzog von Bevern zwei Tagemärsche zurückgelegt und die Gegend von Reichenberg an der Neiße erreicht, als er auf einen Cavalerievorposten von 300 Kürassieren stieß. Dieser Posten, der unter Commando des Fürsten von Lichtenstein stand, war sehr leicht über den Haufen geworfen, und 160 Mann desselben geriethen in preußische Gefangenschaft.

Aber dieser starke Posten deutete auf die Nähe eines starken Corps, und dieses wurde am 20. April dicht bei Reichenberg in einem außerordentlich vorsichtig gedeckten Lager gefunden. Es war das Corps des Feldzeugmeisters Grafen von Königsegg, 20,000 Mann stark. Das Lager befand sich links der Stadt Reichenberg, die man nordwärts mit Redouten umgeben hatte, deren Linien sich auf den kleinen, aber morastigen Neißefluß stützte. Alle Angriffsfelder vor den Redouten waren von Linien von Wolfsgruben durchschnitten, so daß Cavalerie kaum wagen konnte sich hier zu bewegen. Die Fronte und linke Seite des Lagers deckte ein riesiger Verhau und auch hier machten Redouten und Wolfsgruben den Angriff gefährlich.

Die Oesterreicher hielten sich hinter ihren Retranchements geborgen und glaubten nicht, daß sie zur Vertheidigung derselben gezwungen werden würden. Doch mit Hilfe einer Menge zusammengetriebener Bauern wurde der Verhau an mehren Stellen geöffnet und die preußische Cavalerie und Artillerie in zwei Linien dahinter geführt, während die Infanterie die Redoutenlinie vor Reichenberg aus der linken Flanke und also außer der Schußlinie angriff.

Die Oesterreicher standen hinter ihrem Schanzwerke in drei zu beiden Seiten von Infanterie gedeckten Cavalerielinien, deren Gesammtstärke 30 Schwadronen betrug. Während nun der Generallieutenant von Lestewitz links die Redouten vor Reichenberg mit dem „darmstädtischen“ Regimente

erobert und die Oesterreicher durch Reichenberg treibt, läßt der Herzog von Bevern von mehren Grenadierbataillonen und dem Regimente Prinz von Preußen rechts die Verschanzungen nehmen und seine Cavalerie auf die österreichische Schlachtordnung gehen, welche Bewegung durch einen glänzenden Flankenangriff von dem Prinzen Eugen von Würtemberg unterstützt wird.

Nur wenige Stunden gehörten dazu, das ganze österreichische Corps zu werfen. Es flüchtete mit Verlust von 1000 Todten (darunter General Purpurati) und 500 Gefangenen über Liebenau hinaus und hinterließ den Preußen mehre Kanonen und Standarten, die der Prinz von Würtemberg erobert hatte. Die Folge dieses schönen kleinen Sieges war die Eroberung des großen Magazins von Jungbunzlau, das der Kaiserin mehre Millionen Gulden gekostet hatte.

Ehe das geschlagene österreichische Corps zur Rettung dieses Magazins nach Jungbunzlau gelangen konnte, war es im Besitze Schwerins, mit dem sich nun nach des Königs Instruction zu vereinigen, der Herzog von Bevern durch nichts mehr gehindert war. Die Vereinigung fand zu Jungbunzlau statt.

Stets im Kampfe mit der Arrieregarde der flüchtenden Oesterreicher und ihrer Cavaleriedetachements ging Schwerin nun mit seiner 50,000 Mann starken Armee rasch gegen Prag vor und ließ sich nur durch Herstellung der für einen etwaigen Rückzug nothwendigen Brücken aufhalten. Hinter der Elbe endlich, die er am 4. Mai überschritt, machte er Halt, um die Armee des Königs zu erwarten und Instruction für die weiteren Operationen zu erhalten.

Die Armee des Königs hatte am 23. April hinter Brüxen das Corps des Prinzen Moritz von Anhalt aufgenommen, nachdem der General von Zastrow, der dabei seinen Tod fand, durch Einnahme des Schlosses Tetschen die Elbe frei gemacht hatte. Ohne Hinderniß, jedoch immer ein feindliches Corps vor sich herdrängend, rückte der König über die Eger, nahm bei Budin und Karbatitz mehre österreichische Magazine weg, und erreichte am 3. Mai das Moldaugebirge. Nun ließ er dem Feldmarschall Schwerin sagen, rasch vorzurücken, um am 6. Mai mit ihm vor Prag zusammenzutreffen.

Dies geschah, nachdem die Königs-Armee am 5. Mai den sogenannten weißen Berg besetzt und die Kleinseite von Prag umschlossen hatte. Nur mit 20 Bataillonen und 20 Schwadronen seiner Armee ging der König bei Seltz über die Moldau und vereinigte sich mit Schwerin. Es war noch früh am Morgen und der König entschlossen doch an demselben Tage anzugreifen; nur machte ihn die sehr günstige Stellung des Feindes, theils auf steilen Anhöhen, theils in Deckung von Teichen und Morästen und in der linken Flanke von der Moldau geschützt, in seinem Beschlusse wankend.

Allein der Feldmarschall Schwerin meinte, frische Fische seien die besten, und damit war die Sache entschieden.

Das Terrain war für die Vertheidiger das glücklichste, für die Angreifer das böseste. Es begreift die ganze vielfach von Tiefen durchschnittene Gebirgspartie, welche sich in fast quadratischer Gestalt vom langgestreckt ovalen Ziskaberge aus südlich bis zu den Ortschaften Hastiwor und Nusle erstreckt und somit die große Seite von Prag, nämlich die Altstadt, Neustadt, Judenstadt und den Wyszerad deckt. Es wechseln hier steile Höhen, Hügel, tiefe und flache Erdeinschnitte, kleine Ebenen, waldige und angepflanzte Flächen und Moräste. Jede hohe Position des Vertheidigers ist eine feste und muß von den Angreifern erstürmt werden. Es gehört daher nicht nur ein kühner Held dazu, einen starken Feind auf diesem Terrain anzugreifen, sondern auch ein genialer Strateg, um die Schwäche dieses Terrains sofort auf der südlichen Seite zu finden und hier durch eine Flankenstellung die Entscheidung zu bewerkstelligen.

König Friedrich wollte dieses Meisterstück ausführen. War nicht zu zweifeln, daß er den unvermeidlich großen Verlust vorausgekannt, so ist anzunehmen, daß er von dem Siege vor Prag einen großen strategischen Erfolg, vielleicht gar die Waffenstreckung der österreichischen Armee in Prag erwartet habe.

Als er seine Vereinigung am 6. April bei frühem Morgen vollbracht, wurden die Regimenter für die Schlachtordnung geordnet und aufgestellt. Indessen mußte das Heer seine durch die Moldau, die hier einen tiefen Bogen schlägt, gedeckte Stellung verlassen, um durch einen südwärts gerichteten Flankenmarsch eine Frontveränderung des Feindes zu bewirken, der bis dahin auf die Moldau gestützt und an den Ziskaberg gelehnt gestanden hatte. Friedrich hoffte, daß diese Frontveränderung ein Derangement des Feindes bereiten werde, und gewiß ist sie für ihn kein Vortheil gewesen.

Um 9 Uhr morgens stand Friedrichs Heer in Schlachtordnung zu zwei Treffen. Es bildete einen stumpfen Winkel und seine Flügel überragten zu beiden Seiten den Feind, der vier Treffen hoch auf dem Gebirgsterrain stand. Als der Feldmarschall von Brown die Stärke und Stellung der Preußen überblickte, beschwur er den Prinzen von Lotharingen die Schlacht nicht anzunehmen. Allein der Prinz glaubte der Kaiserin Maria Theresia einen Beweis seiner Ergebenheit schuldig zu sein, und ein solcher wäre in der That das Aufgeben Prags nicht gewesen.

Den rechten preußischen Flügel commandirte der Prinz Heinrich von Preußen, den linken der General Winterfeldt, das Ganze der König. Die Vordertreffen auf österreichischer Seite commandirte der Feldmarschall von

Brown, den Oberbefehl führte der Prinz Carl von Lotharingen hinter der Armee. Sämmtliche vier Treffen der Oesterreicher waren mit furchtbaren Batterieen versehen. Niemals hatten die Oesterreicher eine so starke Artillerie ins Feld geführt wie hier. Freilich war ihnen auch anderwärts das Zeughaus von Prag nicht so zur Hand. Der Ziskaberg hatte etagirte Batterieen, und die Batterieen der vordersten Treffen waren durch Gräben vor einem Anfall der preußischen Cavalerie geschützt. Die Stellung auf dem Ziskaberg galt den Oesterreichern für uneinnehmbar, daher sie daselbst nicht einmal ihr Lager geräumt hatten. Indessen sollten sie hier die ersten der Thaten empfinden, durch welche der Prinz Heinrich von Preußen seinen Namen mit unübertrefflichem Glanze in die Geschichte der Kriege eingeschrieben hat.

Die Stärke der preußischen Armee betrug 80,000, die der Oesterreicher nach Angabe ihrer Gefangenen 100,000 Mann. Ihre Terrainvortheile waren große, aber der eine Nachtheil, daß sie sich nicht ihrer Truppenstärke angemessen entfalten konnten, wog viele Vortheile auf.

Um 9 Uhr begann die Schlacht, obschon bei dem Flankenmarsche des königlichen Heeres schon hier und da die österreichischen Batterieen gespielt hatten und ein Theil des linken Flügels in einem engen Thale eine Art Kreuzfeuer zu pariren gezwungen gewesen war. Ueberhaupt war die Formation auf preußischer Seite äußerst schwierig, denn sie mußte unter dem feindlichen Feuer auf einem unebenen höchst ungünstigen Terrain ausgeführt werden, und wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht schon vor Antritt des Flankenmarsches von Prosik auf Hastiwor die Regimenter nach ihren Nummern in der Schlachtordnung eingetheilt gewesen wären.

Der Gedanke, den Tag der Ankunft zum Tage der Schlacht zu machen, war preußischer Seits allzu kühn. Er bezeugte ein unendliches Vertrauen auf die Kraft, noch mehr auf die Opferwilligkeit der Truppen. Seit ihrem Aufbruch an der Elbe, also seit zwei mal vierundzwanzig Stunden hatte die schwerinsche Armee keine Minute Rast gehabt, und die Truppen des Königs waren, als sie das Schlachtterrain betraten, ganz ermüdet.

Als um 9 Uhr das Artilleriefeuer vom Ziskaberge und auf der ganzen österreichischen Linie eine ganz immense Gewalt annahm, meinte der alte Marschall Schwerin, es sei nicht gut in einem solchen Hagel stehen zu bleiben, und besser, vorzugehen. Teiche und Moräste lagen vor dem linken Flügel und der König trug Bedenken, hier zu operiren. Allein der Feldmarschall sah sich unwiderstehlich zum Kampfe fortgerissen. Es war als suche er den Tod im Drang einer Ahnung, die ihm sagte: „hier werde unbesiegt, damit der Lorbeerkranz deines alterweißen Hauptes nicht verletzt mit dir ins Grab gehe, damit du deine bis dahin nie besiegten Preußen nicht auch geschlagen sehest.“

Nachdem die Reiterei des rechten österreichischen Flügels durch einen Theil der Reiterei des preußischen linken Flügels heftig angegriffen und zersprengt über das zweite österreichische Treffen so hinaus geworfen worden war, daß sie nicht sobald wieder in den Kampf treten zu können schien, ließ Schwerin seine Grenadierregimenter im Sturmschritt vorgehen, um eine riesige Batterie zu nehmen, die ein höllisches Feuer ausspie und einen weiten Raum bei Hloupetin bestrich. Man mußte durch Moräste und durch den Schlamm abgelassener Teiche gehen. Und da der Marsch dadurch verlangsamt wurde, wurde das Feuer jener österreichischen Batterie desto verderblicher. Um nun dieses zu neutralisiren, stellte Schwerin eine ebenfalls starke Batterie gegen dieselbe auf, und der Artilleriekampf wurde gewaltig.

Obschon die österreichische Batterie in Deckung stand, wurde ihr das preußische Feuer sehr verderblich. Ein Opfer desselben war der Feldzeugmeister Graf von Brown. Mit zersplittertem Schenkel mußte er vom Schlachtfelde getragen werden. Er starb nach einigen Wochen, und in dem einen Mann ging Oesterreich eine Armee verloren. Leichter hätte es drei Carls von Lotharingen, als einen Brown verlieren können. Der geweihte Degen des Papstes war ihm kein Talisman gewesen.

Der Tod Browns hatte das Feuer der Oesterreicher für einige Augenblicke unterbrochen. Schwerin glaubte, daß seine Batterie diesen Eindruck gemacht habe, und hieß seine Grenadiere den Angriff beeilen. Eine Cavaleriedivision mußte ihre Bewegung unterstützen. Allein man fand die österreichische Artillerie durch einen trancheenartigen Graben gedeckt, den zu übergehen in diesem wüthenden Feuer unmöglich war. Die Grenadiere mußten weichen, selbst Sterboholy aufgeben; schon rückte österreichische Cavalerie aus, auf die weichenden Granadiere einzuhauen, als der Prinz von Schönaich, vom König commandirt, aus Unter-Micholup hervorbrach und die schwerinschen Grenatiere deckte.

Der alte Feldmarschall Schwerin, entrüstet, das Regiment, welches seinen Namen führte, auf der Flucht zu sehen, hielt es auf, ordnete es, ließ sich die zerschossene Fahne auf das Pferd reichen, und führt es nun mit dem Zuruf „Vorwärts Kinder“ in Person abermals gegen jene Batterie. Aber schon nach wenigen Schritten treffen ihnen zugleich fünf Kartäschen, und er sinkt ohne einen Laut von sich zu geben vom Pferde. Da ergreift sein Adjutant, der Hauptmann von Platen, die Fahne; doch auch der sinkt. Da ergreift der eigentliche Fahnenträger auf Aufforderung des Generals von Manteufel sofort die Fahne wieder, alsbald aber fällt auch dieser, und so schien es unmöglich die österreichische Batterie zu erobern, die wie der Krater der Hölle, Tod und Verderben ausspie.





MARIA THERESIA.

Inzwischen aber war das zweite Treffen nachgerückt und konnte den Kampf aufnehmen. Mehre Bataillonen wurden auf Befehl des Königs aus dem Centrum gezogen und zu Hilfe geführt und nun gewann der Angriff Nachdruck, obschon auf preußischer Seite die Artillerie fast gar nicht zur Action gelangen konnte.

Gleichzeitig hatte der Kampf auf andern Theilen der Linie sich mehr zu Gunsten Friedrichs gewendet. Eine starke Flankendemonstration der Cavalerie wurde von dem Infanterieregimente des Generals von Treskow, welches dieser selbst führte, so trefflich unterstützt, daß die Oesterreicher, über den Haufen geworfen, auf ihr zweites Treffen stürzten, und ihrer zurückgebliebenen Infanterie und Artillerie die Deckung entzogen.

Dieses Maneuvre gab Gelegenheit eine beträchtliche Truppenmasse links abmarschiren und von der Südseite aus den sämmtlichen vier Treffen der Oesterreicher Schach bieten zu lassen. Dieses glänzende Maneuvre brachte die österreichische Schlachtordnung in höchst unsichere Stellung und erleichterte die Operation des rechten Flügels der königlichen Armee, die mit einem äußerst kühnen Angriff des Ziskaberges begonnen hatte. Hier trafen die Preußen nicht nur auf fast unersteigliche Bodenerhebungen, sondern auch auf ein Artilleriearrangement, welches nur etwa bei einer Festung hätte erwartet werden können. Nur darin hatte die österreichische Artillerie Vortheil, daß ihre Stellung gegen Cavalerie wegen vorgezogener trancheeartiger Gräben, nicht aber gegen feindliche Artillerie geschützt war. Cavalerie konnte ohnehin auf diesem steilen Terrain nicht ankommen, die preußischen Kanonen aber boten den österreichischen Batterien ein offenes Ziel.

Als der Kampf begann, rückte der Prinz Ferdinand von Braunschweig mit seinen Regimentern auf die Moldau ab und gewann die linke Flanke der österreichischen Schlachtordnung. Wie schwierig auch das Terrain, mußten doch die Oesterreicher diesen gefährlichen Angriff erwarten. Ihr Vertrauen beruhte auf einer Etagenbatterie, welche Fronte und Flanke beherrschte. Da ging der Prinz Heinrich mit seiner Brigade plötzlich zum Sturm vor. Die feindlichen Geschütze konnten sich so schnell nicht eine so starke Depression geben als erforderlich war, und der Prinz erstieg die Höhe und nahm die Batterie. Hierdurch war der Flankenangriff vom Ziskaberge erleichtert und wurde in solcher Weise ausgeführt, daß sämmtliche vier österreichische Schlachtlinien in Gefahr kamen durcheinander geworfen zu werden. Eine gleiche Bedrohung fand auch auf der Südseite des Terrains statt, wo der König Friedrich ein starkes Corps bis zur Moldau hinter den Wiszerad geführt hatte.

Nun in beiden Seiten bedroht und angegriffen, konnten die Oesterreicher dem Angriffe ihrer Fronte nicht mehr widerstehen. Sie wichen über steile

Gebirgszüge und suchten endlich in wilder Flucht hinter den Wällen von Prag Rettung. Nur ein Posten auf dem Ziskaberge, der bisher nicht angegriffen worden, behauptete noch Stand und wurde erst am 9. Mai von den Preußen aufgehoben.

Die Infanterie der Oesterreicher war gänzlich desorganisirt. Ein Theil derselben suchte durch die „Kleinseite" von Prag zu entkommen, wurde aber größten Theils durch das Cernirungscorps des Feldmarschalls von Keith wieder zurückgetrieben. Indessen fanden doch sehr viele Oesterreicher einen Ausweg, da die Brücken nirgends zerstört worden waren. Der Oberst von Putkammer verfolgte sie und brachte ihnen noch einigen Schaden bei. Der Prinz Carl von Lotharingen hatte von dem Verlaufe der furchtbaren Schlacht nur die Hälfte gesehen. Er war durch Gemüthsbewegung erkrankt und in Krämpfen nach Prag gebracht worden.

Noch denselben Abend rückte Friedrich allenthalben bis dicht unter die Wälle vor Prag. Gegen 49,000 Feinde waren darin eingeschlossen. Wenn es ihm gelang sie zur Waffenstreckung zu zwingen, so war der Feldzug gegen Oesterreich für dieses Jahr beendet und Friedrich konnte sich mit Siegesgewißheit gegen Russen oder Franzosen wenden. Er selbst schrieb in einem Briefe: „Der Feldzug ist für die Oesterreicher verloren, ich bin Meister von Böhmen, einen Theil meiner Truppen schicke ich ab die Franzosen zu becomplimentiren, der andere ist stark genug den Rest der Oesterreicher zu verfolgen." Aber er sollte erfahren, daß auch das größte Genie vor dem Schicksale ein menschlich mangelhaftes Ding sei.

Die Oesterreicher hatten vor Prag 19,000 Mann an Todten und Verwundeten, 5000 an Gefangenen, 11 Standarten und 60 Kanonen verloren. Brown, der seiner Wunde am 25. Juni erlag, und General Peroni waren ihre schlimmsten Verluste, wie bei den Preußen der schlimmste Verlust im Tode des Feldmarschalls Schwerin bestand. Außer ihm waren noch fünf Generäle (Hautcharmoy, Goltz, Herzog von Holstein, von Manstein und von Anhalt; auch Schöning) gefallen, der Gesammtverlust an Todten und Verwundeten aber betrug 18,000 Mann, dabei inbegriffen ein sächsisches Bataillon, welches zu Brandeis zum Feinde übergegangen war. Nach Friedrichs Ausspruche war der Sieg mit zu kostbarem Blute erkauft, die Säule des preußischen Fußvolks war gefallen und der Lorbeer Preußens mußte welken.

18.

Die Schlacht von Kollin.

Vergebens hatte der König Friedrich an demselben Tage noch den Prinzen Carl von Lotharingen durch den General von Krokow zur Capitulation auffordern lassen. Carl fürchtete den Vorwurf Maria Theresias; auch zwang ihn die Noth noch gar nicht an eine Uebergabe zu denken, da seine großen Magazine reich gefüllt waren und die Stärke des mit ihm eingeschlossenen Heeres eine kräftige Vertheidigung der Stadt möglich machte. Eine Uebergabe wie die des Lagers von Pirna war daher hier nicht zur erwarten, wenn sie auch dem Könige, der nunmehr im Glücke sehr dreist geworden war, nicht unmöglich, nicht einmal unwahrscheinlich schien.

Bald sah der König, daß eine bloße Cernirung nicht genüge, und es wurde eine regelmäßige Belagerung angeordnet, dieselbe jedoch nicht übereilt, da angenommen werden durfte, daß in nicht gar zu langer Zeit sich Nahrungsmangel in der Stadt fühlbar machen müsse.

Nun war aber König Friedrichs Geduld nicht für Belagerungen geschaffen. Die Heere schienen ihm unthätig zu stehen und die Zurückweisung eines dann und wann stattfindenden Ausfalls eine eines so großen Heeres nicht würdige Beschäftigung. Er ließ es zwar an Arbeiten nicht fehlen und die Pionniers arbeiteten rüstig. Zwei große Brücken wurden geschlagen. Die Situation hätte jedem bescheidenen Geiste Spannung genug gegeben; nur dem Könige schien das Geschäft vor Prag langweilig. Seine Phantasie pflanzte auf den Wällen von Wien Kanonen auf und sein Erwachen aus dem Traume der Wünsche ließ ihn gegen Prag knirschen, das ihn hier in einer verzweifelten Unthätigkeit zurückhielt. Kleine Detachementsoperationen dienten nur dazu ihn zu kurzweilen, boten aber seiner eigenen Thatweise keine Befriedigung.

Eine solche Operation hatte er nach jenen kleinen Reichsstaaten dirigirt, welche in so lächerlicher Unterwürfigkeit auf dem Reichstage zu Regensburg die Schleppe der letzten kaiserlichen Würde trugen und den König in die mittelalterliche Reichsacht erklären halfen. Gegen diese schickte er den Führer eines Freicorps, Oberst von Mayr. Die ganze Macht dieses Parteigängers bestand aus zwei Bataillonen Freischaaren und einem Husaren-Detachement von der Armee. Mit diesen Mannschaften schickte Friedrich ihn aus, die Magazine des Feindes in Böhmen aufzuheben und auf der Straße nach der Pfalz alles zu zerstören, was dem Marsche der Franzosen förderlich sein könnte. Oberst von Mayr nahm also die österreichischen Magazine in Pilsen, Sze-

brok und Teinitz weg, setzte Nürnberg in Schrecken, attaquirte allenthalben das Reichsheer, wo man mit der Organisation desselben beschäftigt war, drang bis Franken vor und kehrte mit guter Kundschaft zu der Armee des Königs zurück.

Wegen dieses preußischen Streifzugs war Maria Theresia aufs Aeußerste erbittert. Sie ließ ihren Gemahl, den Kaiser, deshalb ein Commissionsdecret gegen den König von Preußen verfügen, mußte dafür aber von dem Könige die Entgegnung hinnehmen: „Sie wisse wohl gar nicht, daß man sich im Kriege befinde und daß es dem Könige doch nicht so ganz gleich sein könne, ob den Franzosen ein bequemer Einmarsch bereitet werde und ob die deutschen Kleinstaaten im demüthigenden Dienste Oesterreichs sich bewaffnen oder nicht."

Eine zweite Expedition sendete der König gegen Erfurt, das von den Truppen des Erzbischofs von Mainz besetzt war. Der Führer dieser Expedition war der General von Oldenburg. Seine Gegenmacht bestand aus 2400 Mann Infanterie. Kaum vor die Stadt gerrückt, zog sich die bischöflich mainzische Besatzung in die Festung zurück, in welcher der Freiherr von Warsberg commandirte. An diesen erließ nun der preußische Befehlshaber, der unterdessen die Stadt besetzt hatte, folgende Erklärung: „Mein König und Herr fühlt zwar die Nothwendigkeit nicht, sich Bundesgenossen zu erzwingen, doch will er auch nicht, daß die Fürsten des deutschen Reichs sich zu Helfershelfern der Königin von Ungarn durch deren Gemahl, den Kaiser, mißbrauchen lassen. Er reicht daher diesen Ständen hierdurch die Hand zu ihrer Neutralitätserklärung. Er wird die neutralen Staaten in jeder Weise schonen und schützen, während er die, welche mit der Königin Maria Theresia von Ungarn gegen ihn im Bunde stehen, nur für Feinde halten und als solche behandeln wird."

Diese Proclamation wurde verbreitet und sie mußte doch wenigstens etwas dazu beitragen, den kleinen deutschen Fürsten ihre deutsche, bessere Mission klar zu machen. Um Erfurt war es indessen bei dieser Episode nicht zu thun. General von Oldenburg begnügte sich von der Bürgerschaft ein kleine, von den Klöstern dagegen eine sehr ansehnliche Contribution einzuziehen und den Rückzug anzutreten. Er brachte die Meldung mit, daß von einer Annäherung der Franzosen noch nichts wahrzunehmen sei.

In Böhmen hatte unterdessen die Belagerung Prags fortgedauert. Die Laufgräben hatte der Belagerer binnen zwei Tagen auf eine geringe Entfernung von der Stadt geführt, und in dieser Entfernung entstand binnen einigen Tagen eine Fortificationslinie von 48 Schanzen rings um. Der Fortlauf dieser Fortificationslinie war durch zwei Pontonbrücken über die Moldau

bewerkstelligt. Die stärkste Position in der Fortificationslinie befand sich auf dem Ziskaberge, der Prag vollständig beherrscht, da er kaum 1000 Schritt von den Wällen der Stadt anhebt.

Obschon die Besatzung aus 44,000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavalerie, 1400 Mann Artillerie und einer beträchtlichen Bürgermiliz bestand, wurden doch die Preußen in ihren Belagerungsarbeiten nicht gehindert, und erst als diese fertig waren, Hunger in der Stadt einzugreifen drohete und die Frage „was soll daraus werden?" gebieterisch herantrat, suchten sich die Oesterreicher herauszuschlagen. Wohl mochte auch die Scham sie stacheln, denn die Belagerer waren in der That nicht stärker als die Belagerten, und wenn alles, selbst ihr Train mitgerechnet wurde, zählten jene 53,000 Mann. Und diese schwache Belagerungsarmee war auf einer Fortificationslinie von 3 Meilen Länge vertheilt, also in einer Weise geschwächt, daß ein Durchbrechen der Oesterreicher in Masse leicht und natürlich erscheinen mußte.

Sicher würde sich König Friedrich unter solchen Verhältnissen nicht haben einsperren lassen. Allein Prinz Carl von Lotharingen war nur aus Maria Theresias Liebhaberei Feldherr, nicht aus Beruf. Doch machte er am 23. Mai den Versuch sich herauszuschlagen. Abends 10 Uhr bei starker Dunkelheit ließ er 12,000 Mann, die im glücklichen Falle seine Avantgarde bilden sollte, links der Moldau ausfallen. Sturmcolonnen von Croaten gingen voraus. Grenadiere folgten. Ein gleichzeitiger Angriff der preußischen Redouten auf dem rechten Moldauufer hätte Erfolg haben können. Allein die Operation war schlecht arrangirt. Mehre Abtheilungen wurden von Terrainhindernissen, für deren Ueberwindung keine Vorbereitung getroffen war, zurückgehalten. Die Finsterniß täuschte: Die zurückgehaltenen Abtheilungen schossen auf die vorausgeeilten in der Meinung, daß sie dem Feinde angehören, und Irrthümer aller Art beeinträchtigten den Erfolg.

Die Preußen verstanden es trefflich, die Fehler ihrer Gegner zu benutzen. Ueberall wurde der Angriff abgeschlagen; aber auch wiederholt. Da indessen die Sturmhaufen verschiedenen Commandos folgten und daher nicht gleichzeitig vorgingen, so wurden sie von den Preußen in der Flanke gefaßt und auf einander gedrängt, wodurch Verwirrung entstand. Diese wurde durch die Finsterniß vermehrt und den preußischen Kartäschen vielfach Gelegenheit gegeben, ihre Rolle mitzuspielen.

Nach einem vierstündigen ganz wirren Kampfe hatten sich die Oesterreicher von der Erfolglosigkeit ihrer Mühe genügend überzeugt. Sie eilten mit Hinterlassung von 2000 Todten und Verwundeten unter die Wälle von Prag zurück.

Bei diesem nächtlichen Kampfe, der vor einigen Redouten sehr grimmig war, hatte sich der Prinz Ferdinand von Preußen, dem das Pferd getödtet und das Gesicht verwundet worden in hohem Maße ausgezeichnet. Neue wiederholte Versuche sich aus Prag zu retten, mißglückten in gleicher Weise. Aber alle diese Versuche, mit Ausnahme des einen umständlicher beschriebenen, zeigten keinen erheblichen Kraftaufwand, und es schien, daß der Prinz Carl von Lotharingen sich ganz auf eine Entsetzung verlasse.

Eine solche war in der That auch ganz natürlich, da Maria Theresia außerhalb Prags noch über eine Truppenmenge von wenigstens 60,000 Mann verfügte, deren Zusammenziehung aber freilich noch eine unbestimmte Zeit in Anspruch nahm. Wie wir wissen, war in der Schlacht von Prag nicht die ganze österreichische Heeresmacht vereinigt gewesen. Ein Corps von ungefähr 20,000 Mann, welches der General von Serbelloni commandirte, hatte zur Schlacht nicht eintreffen können, und nach dem für die Oesterreicher so unglücklichen Ausgange derselben hatte es sich weiter aus dem Bereiche der preußischen Waffen entfernt.

Dieses Corps war nun der Stamm einer zweiten großen österreichischen Armee, durch welche die in Prag eingeschlossene wieder befreit werden sollte. Zunächst wurde das serbelloni'sche Corps durch mährische Truppen verstärkt, welche der Feldmarschall Daun, ein beim Kaiserhause hoch angesehener Offizier, heranführte. Graf Daun erhielt den Oberbefehl und unter ihm wurde alles vereinigt, was Maria Theresia außerhalb Prags an Truppen noch disponibel hatte. Es handelte sich also für die Belagerten ebenso wie für die Belagerer darum, in wie langer oder kurzer Zeit die daun'sche Armee auf ihre Vollzähligkeit und Schlagfertigkeit gebracht werden würde. Die Belagerten mußten wünschten, daß dies schnell geschehe, und hofften es, daher sie auch anfänglich die Belagerungsanstalten König Friedrichs fast gar nicht störten.

Ueber das Anwachsen der daun'schen Armee war der König sehr ungenügend unterrichtet. Er fürchtete sie so wenig, daß er nur ein kleines Beobachtungscorps von 17,000 Mann unter dem Herzog von Bevern gegen sie stellte. Prinz Carl von Lotharingen hatte dagegen so genaue Kunde, daß er schon gegen Ende des Monats auf Entsatz rechnete und den Capitulationsantrag auf freien Abzug mit der Bedingung, daß seine Truppen 6 Jahre lang nicht gegen den König kämpften, stolz zurückwies.

Um nun den Angriff von außen zu unterstützen, ließ Prinz Carl am 29. Mai die Dämme der großen Teiche bei Budweis durchstechen. Die dadurch entstehende Hochfluth sollte die beiden preußischen Pontonbrücken zerreißen und die Verbindung der auf beiden Moldauufern stehenden preußischen

Belagerungsarmee aufheben. Sodann sollte die eine Hälfte von der deutschen Armee angegriffen und vernichtet werden.

Dieser Plan wurde von einem zufälligen Ereigniß begünstigt. Es entlud sich nämlich oberhalb Prags ein von furchtbaren Wolkenbrüchen begleitetes Gewitter, die Moldau schwoll gewaltig an und wirklich wurden beide preußische Schiffsbrücken fortgerissen.

Und doch hatte sich der Prinz Carl sehr getäuscht. Erstens war Dauns Armee von dem Herzog von Bevern weit zurückgeworfen worden, zweitens drang die Ueberschwemmung in die Stadt und zerstörte seine Magazine, und drittens waren jetzt die preußischen Belagerungsbatterien so weit fertig, daß sie ihre Action beginnen konnten.

Damit der Verlust der Schiffsbrücken von den Belagerten nicht benutzt werde, ließ denn auch der König plötzlich, und zwar noch während des Gewitters, mit dem Bombardement beginnen. Prag erlebte eine fürchterliche Nacht. 300 Bomben und 800 Brandkugeln schlugen binnen einigen Stunden auf die Stadt nieder. Bald brachen in verschiedenen Stadttheilen Feuersbrünste aus, Magazine, die das Wasser verschont hatte, erlagen der Gewalt des Feuers, ganze Häuserreihen brannten nieder und die Schrecknisse waren so groß, daß man hoffen durfte, Prinz Carl werde gern einem zweiten Bombardement durch Capitulation vorgreifen. Die obdachlose und in zehnfacher Lebensgefahr bedrängte Bewohnerschaft bestürmte ihn auch mit Bitten; allein er saß an reicher Tafel im Clementinum, dem Collegium der Jesuiten, und fürchtete die Hungersnoth nicht für sich; dazu war das Clementinum bombenfest, er fürchtete also auch nicht für sein Leben und war daher nicht zu der Capitulation, wie sie der König forderte, zu bewegen.

Dennoch wurde das Bombardement fortgesetzt. Verderben und Noth der Stadt wuchsen. Es waren keine Nahrungsmittel für die Bürgerschaft mehr vorhanden. Prinz Carl mußte die Wuthausbrüche der untern Volksklassen fürchten, und so ließ er an 12,000 Arme aus der Stadt treiben. Aber die Belagerer ließen diese die Fortificationslinie nicht passiren und trieben sie wieder zurück, damit die Hungersnoth desto eher zur Uebergabe nöthige.

Obschon Prinz Carl wußte, daß Entsatz zu erwarten sei, machte er doch noch einen Versuch, die aufgehobene Verbindung der beiden preußischen Lager durch den Verlust ihrer Brücken zu nutzen und sich herauszuschlagen. Auf beiden Ufern ließ er deshalb in der Nacht des 2. Juni einen Ausfall unternehmen; aber das Höchste, was errungen wurde, waren drei Kanonen. Der Oberst Graf von Brown, der Sohn des vor Prag schwer verwundeten Feldmarschalls, hatte sie erbeutet, nachdem es ihm geglückt war, überraschend

in eine Redoute einzudringen. Aber die preußische Linie zu durchbrechen war auf beiden Angriffspunkten nicht möglich geworden.

Das war die letzte Anstrengung, welche Prinz Carl von Lotharingen machte, sich und sein Heer aus der Stadt zu befreien. Wie Bomben und Brandkugeln die Stadt auch mehr und mehr ruinirten, ganze Straßen, ja selbst ganze Stadttheile, z. B. die sogenannte Judenstadt, zertrümmerten und in Asche legten, wie die Bewohnerschaft auch von Hunger, Obdachlosigkeit, Seuchen und Elend gedrängt und gemartert wurde, allem dem sah Prinz Carl thatenlos zu, während er gleichzeitig doch für keine Vergleichverhandlung zu gewinnen war.

Dieses Verhalten konnte nur auf Plan und Vorschrift beruhen, und es bestätigte sich durch aufgefangene Ordres des Hofkriegsraths zu Wien, aus denen hervorging, daß dem Prinzen aufgegeben war, ohne Aufopferung an Mannschaft und Mitteln den Entsatz durch den Grafen von Daun ruhig abzuwarten.

Nachdem Friedrich sich davon überzeugt, kam es ihm darauf an, Daun dergestalt abzufertigen, daß Prinz Carl der Hoffnung entsagen müsse, diesen Retter vor Prag zu sehen. Der König verstärkte also den Herzog von Bevern auf 24,000 Mann und hielt sich überzeugt, daß diese Macht vollständig genüge, die daun'sche Armee, deren Stärke er auf nicht einmal so viel annahm, aus dem Felde zu schlagen. Er glaubte, daß dies in der ersten Hälfte des Monats Juni geschehen werde.

Anfänglich waren die Rapporte des Herzogs ganz befriedigender Art. Daun hatte sich bis Haber (12 Meilen von Prag) zurückdrängen lassen und den Schein gegeben, als ob er dem gegen ihn gestellten preußischen Corps nicht gewachsen sei. Jetzt aber, nachdem er alle verfügbaren Truppen seines Landes herangezogen und sein Heer von 41,000 auf 53,800 Mann gebracht hatte, zog er die Maske ein wenig ab und drängte den Herzog von Bevern ebenso wieder auf Prag zu, wie dieser ihn zuvor von Prag weggedrängt hatte.

Der König Friedrich mochte sich dadurch wohl überzeugen, daß die daun'sche Armee sich verstärkt haben müsse, und dies bestätigte sein Husarengeneral Ziethen, welcher die Bewegung derselben fortwährend im Auge behalten hatte. Demungeachtet hatte Daun ihn den wahren Sachverhalt nicht entdecken lassen, und Friedrich blieb daher der Meinung, daß Daun höchstens 30,000 Mann unter seinem Befehl habe.

Inzwischen hatte sich manches zugetragen, was dem Könige diese Kriegsoperation verleidete. Besonders bereitete ihm das Verhalten der in sein Heer aufgenommenen sächsischen Regimenter Verdruß. Diese entwichen, wo immer sich Gelegenheit dazu fand, und eilten zu Daun. König Friedrich, ein Muster

der Weltklugheit, hätte dies erwarten sollen. Der Kurfürst von Sachsen war entschieden der Gegner Preußens und Bundesgenosse Oesterreichs geblieben. Das sächsische Heer aber, bei Pirna gefangen genommen und zum preußischen Fahneneide gezwungen, sollte jetzt gegen seinen eigenen Kurfürsten und für den Fürsten kämpfen, der als Bedrücker des Vaterlandes, Sachsens, bezeichnet wurde? Das war allzu unnatürlich. Wenn auch die Sachsen nichts zu Oesterreich hinziehen konnte, wenn selbst sie lieber mit Preußen gezogen wären, so hätte sie doch nichts bewegen können, sich für getrennt von ihrem Kurfürsten zu betrachten. Der gezwungene Eid schien sie nicht binden zu können, und da der Kurfürst Friedrich August, obschon er die Aufnahme seiner Truppen in das preußische Heer als einen Paragraphen der königsteiner Capitulation zugegeben, die Nichtigkeitserklärung gegen den preußischen Fahneneid seiner Sachsen durch seinen Minister Brühl von Warschau aus erlassen, so brauchten in der That die sächsischen Truppen sich über das Unrecht ihrer Entweichung kein Bedenken mehr zu machen, mußten sich dies viel mehr als eine Pflicht der Treue vorstellen.

Aber dieser Umstand hätte für Friedrich nirgends so gefährlich werden können als hier, mitten in Feindes Lande, auf der einen Seite festgehalten durch eine Belagerung und auf der andern Seite durch ein beträchtliches feindliches Heer bedroht. Seine Schwächung durch das Entweichen der Sachsen und des Feindes Verstärkung durch diese waren zwei Potenzen, die gleichen Maßes das Uebel des Verhältnisses verdoppelten.

Er beschloß daher hier schnell zu entscheiden, wozu nunmehr aber auch der Feind in directer Weise drängte. Die Situation schien ihm dieselbe wie bei Pirna. Es galt den Feind im Felde zu schlagen, um den eingeschlossenen Feind zu zwingen, sich zu ergeben. Das Ergebniß in Sachsen war der Besitz Sachsens; das Ergebniß hier würde die Einnahme Wiens und die Erzwingung des Friedens gewesen sein. Gleiches Verhältniß, gleiche Folgen, wenn die Entwickelung unter den Waffen auch eine gleiche sein konnte; aber das sollte nicht so sein. Friedrich, sonst so umsichtig, versäumte die Stärke seines Gegners zu prüfen; und vertrauend auf das Glück, welches bis dahin stets seinem Genie dienstbar gewesen war, achtete er der Nachtheile nicht, die durch die Umstände auf seine Seite versetzt wurden.

Bis zum 12. Juni war der Feldmarschall von Daun wieder bis Kollin vorgerückt und hatte sich mit dem 7000 Mann starken Corps des Generals Nadasdy verbunden, welches er zum Schutze eines großen Magazins, das aber doch in preußische Hände gefallen war, zurückgelassen hatte. Wie erwähnt, war seine Armee jetzt 53,800 Mann stark. Die Preußen unter dem Herzog von Bevern standen 24,000 Mann stark bei Kaurzim. Der König verstärkte

diese Armee um 8 Bataillone und 16 Schwadronen und brachte sie daher auf die Stärke von 34,000 Mann.

Wie immer, wählte der König die schwerere Aufgabe. Prag flößte keine Besorgniß ein: er ließ daher den Befehl vor Prag dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, und ging am 13. Juni zur Armee, wohin ihm der Prinz Moritz von Dessau folgte. Am 17. Juni, als er seine Vorbereitungen zur Schlacht mit Daun treffen wollte, den er bei Kollin vermuthete, traf er ganz unvermuthet auf ihn bei Krichenau. Hier hatte derselbe auf einem hohen Plateau Stellung genommen, gedeckt in Fronte und Flanke durch einen unpassirbaren morastigen Grund, Teiche und Bäche. Aber was der König hier fand, war nur der linke Flügel von Dauns Heer. Centrum und rechter Flügel dehnten sich nach Kollin hin weit aus. König Friedrich sah sogleich, daß er den Gegner von einer andern Seite angreifen müsse, sowohl um diesen in eine andere Stellung zu zwingen, als auch um die von Kollin über Planiau und Böhmisch-Brod nach Prag führende sogenannte Kaiserstraße in seinem Rücken offen zu behalten. Er marschirte daher am 17. Juni links über Planian und Nowe-miasto auf Kollin ab, und arrangirte sich in dieser Richtung, um von da aus in schräger Schlachtordnung, die große Straße und Prag deckend, vorwärts zu gehen.

Friedrich hoffte am nächsten Morgen die Oesterreicher noch in ihrer vortägigen Stellung zu finden; allein Daun war ein zu umsichtiger Feldherr. Er hatte seine Armee hinter die in einem tiefen Grunde liegenden Dörfer Krczezor und Kutlierz zurückgezogen und ihr eine solche Stellung gegeben, daß der linke Flügel auf einen fast unzugänglichen, von sumpfigen Niederungen und steilen Abhängen umgebenen Plateau; das Centrum in einem 2400 Schritt engen Thale und der rechte Flügel auf Waldungen gestützt ebenfalls auf einem fast unzugänglichen Plateau stand. Das Centrum stand daher vollständig unter dem Schutze der beiden Flügel, diese aber in einer fast uneinnehmbaren Position.

Die einzige schwache Seite der Stellung war auf der Seite von Kollin die sanfte Abdachung des Plateaus des rechten Flügels. Um aber einen großen Angriff auf dieser Seite auszuführen, würde der König seine deckende Stellung gegen Prag hin haben aufgeben müssen; und doch mußte von dieser Seite angegriffen werden.

Indessen hatte Daun diesen schwachen Punkt wohl ins Auge gefaßt und ihn durch 6 Bataillone und 12 Schwadronen mit starker Artillerie in Flankenstellung gesichert. An dieses Corps als äußerste Flügeldeckung schlossen sich in Frontstellung 60 Schwadronen Reiterei und Panduren unter dem Commando des Generals Nadasdy. Bei dieser Reiterei befanden sich die

4 Regimenter sächsischer Cavalerie, die wegen ihrer Abwesenheit in Polen in die Capitulation von Pirna nicht eingeschlossen gewesen, desgleichen die übergelaufenen sächsischen Reiter.

Das nadasdy'sche Corps stand bedeutend vorgeschoben und lehnte sich in Rücken und rechter Seite auf einen Eichenwald, der sich bis Kollin ausdehnte und eine Umgehung des rechten österreichischen Flügels durch die Preußen fast unmöglich machte. An jenes in Flankenstellung befindliche Corps schlossen sich nun nach links die beiden Treffen des österreichischen rechten Flügels, der sich bis zum schroffen Abfalle des Plateaus hinter dem Dorfe Kutlierz ausdehnte. Beide Treffen waren mit Artillerie reich versehen, besonders das erste, dessen Batterien durch Eingrabung eine solche Depression erhalten hatten, daß sie den Abhang bestrichen.

Der linke Flügel, obschon er kaum einen Angriff erwarten durfte, war mit nicht geringerer Sorgfalt arrangirt. Er war aus drei Treffen formirt, von denen das zweite und dritte nach der Mitte zu übereinander geschoben waren. Drei sehr starke Batterien standen vor dem ersten Treffen, zwei ebenso starke in beiden Flanken des zweiten Treffens, wovon die linke das Terrain der Flankencavalerie, die sich im Thale befand, die rechte aber das Terrain des Centrums, das zwischen beiden Plateaus liegende Thal, beherrschte. Auch der linke Flügel war durch ein in Flankenstellung befindliches starkes Cavaleriecorps gedeckt. Dasselbe befand sich auf dem Abhange. Hinter demselben befand sich ein Pandurencorps in Frontstellung, welches eine Umgehung zu verhindern hatte. Und diese äußersten Flügeltruppen stützten sich auf das Dorf Wodierad, welches thalwärts von großen Sumpfflächen umgeben war.

Zwischen beiden Flügeln in der Tiefe des Thales befand sich das Centrum in 4 Treffen, wovon die Reserve das vierte ausmachte. Die beiden vorderen Treffen im Centrum bestanden aus Cavalerie. Die Artillerie befand sich zu beiden Seiten auf den Höhen der Plateaus, auf denen die Flügel standen.

Diese Stellung der Oesterreicher war fast unangreifbar, aber wie sie eine vollkommene Defensivstellung war, würde sie für die Offensive nichts getaugt haben. Der König hatte sie von einem hochgelegenen Gasthause aus, welches, stolz auf dieses Ereigniß, noch heute seine damalige Firma Sloto slonce, d. h. goldne Sonne, fortführt, mit großer Aufmerksamkeit recognoscirt. Er blieb über die Vortheile derselben keinen Augenblick in Zweifel, und es wurde ihm schwer, den Entschluß zum Angriff zu fassen. Da wurde ein gefangener österreichischer Offizier zu ihm geführt, und dieser versicherte, daß die Stellung des Feindes durchaus so stark nicht sei als sie

scheine, daß der linke Flügel, wenn auch in guter Stellung, doch schwach sei, daß aber Daun unter allen Umständen jetzt auf Prag marschire, wenn er nicht durch eine Schlacht zurückgeworfen werde.

König Friedrich konnte wenigstens an der Wahrheit der letzten Aussage nicht zweifeln, und sie bestimmte ihn die Schlacht zu suchen und sich den Sieg, wenn auch mit großen Opfern zu erkämpfen; denn das unterlag ja keinem Zweifel, daß die Gefahr noch größer war, wenn er in seinem Belagerungsrayon vor Prag von der daun'schen Armee angegriffen wurde.

Das Terrain, auf welchem sich die preußische Schlachtordnung entwickelte, war entgegengesetzter Art als das, auf welchem die österreichische Armee sich befand. Die Flügel standen nämlich in einem weit ausgedehnten Thale, das zurückgezogene Centrum dagegen auf den Höhen von Chotzemitz. Die Reserve deckte eine Intervalle des Centrums und überspannte die ganze Breite eines Defilés. Auf der beträchtlichen Höhe vor der Intervalle ließ der König eine sehr starke Batterie Position nehmen, deren Aufgabe es war, sowohl auf die tiefen Massen das österreichischen Centrums als auch auf die linke Flanke des österreichischen rechten Flügels einzuwirken. Die Schlachtordnung bestand aus zwei Treffen. Beide Flanken waren von Cavalerie gebildet, und zu deren Deckung standen auf der linken Grenadiere, auf der rechten Husaren, beide in Frontstellung, wie dies zum Angriffe erforderlich war.

Die Besetzung des äußersten linken Flügels mit großen Grenadiermassen zeigte deutlich, daß hier die Hauptoperation stattfinden sollte und König Friedrich auf dem äußersten rechten Flügel der Oesterreicher, deren schwächste Stelle erkannt hatte. Sein Plan zielte in der That darauf ab, den rechten österreichischen Flügel zu werfen und von ihm aus die feindliche Schlachtordnung aufzurollen.

Zu diesem Zwecke stellte er sein Heer in schräger Linie auf, dergestalt, daß sein linker Flügel dem Feinde am nächsten standen und ihn bedeutend überragte, der rechte aber ganz zurückgezogen war. Der Herzog von Bevern erhielt auch die strengste Ordre, am Kampfe keinen Theil zu nehmen, vielmehr seine Artillerie zur Verstärkung des linken Flügels in Disposition zu halten und mit seiner Infanterie immer links zu schließen, damit auf diese Weise der Angriff ganz in der rechten Flanke des Feindes concentrirt werde.

Diese strategische Anordnung war ein Zeugniß für das Genie Friedrichs und hätte, wie der feindliche Oberbefehlshaber selbst bekannt hat, den Sieg verdient. Allein die Befehle des Königs wurden nicht oder unrichtig vollzogen und derselbe mußte hier erfahren, daß die Abhängigkeit von dritten Personen die Entwürfe auch des genialsten Feldherrn zerstören könne.

Auf das Arrangement seines linken Flügels hatte Friedrich natürlich die größte Sorgfalt verwendet. Hier standen in der Flanke nicht weniger als 70 Schwadronen unter dem zuverlässigen General Ziethen. Zu dieser Reiterei wurden noch 30 Schwadronen aus der Reserve des Centrums und rechten Flügels unter dem Commando des jungen Generals Seydlitz commandirt, so daß eine Cavaleriemasse von 100 Schwadronen für den Angriff auf den rechten österreichischen Flügel verwendet wurde. Diese Cavalerie stand in zwei Treffen aufgestellt und ihr zur Linken, wie erwähnt, ein Grenadiercorps unter dem Befehle des Generals von Hülsen. Hülsens Infanterie sollte sich in Besitz des Terrains setzen, welches beim ersten wuchtenden Angriffe der Cavalerie gewonnen werden würde, und so auf dem gewonnenen Terrain vorrücken. Dabei war es dieser Infanterie zur Aufgabe gemacht, die zwei am kolliner Wäldchen gelegenen Dörfer zu nehmen, damit in ihnen die Batterien gegen die feindliche Flanke aufgestellt werden könnten.

Wie einsichtsvoll die Disposition auch gegeben wär, die Terrainvortheile und das außerordentlich kluge Arrangement der österreichischen Schlachtordnung, welches ein Werk des ungarischen Majors von Vettesz und des sächsischen Oberstlieutenants von Benckendorf gewesen sein soll, waren und blieben für den Angreifer schwer zu überwindende Dinge.

Gegen 1 Uhr Mittags war der König mit Aufstellung der Schlachtordnung fertig und halb zwei Uhr ging der linke Flügel mit 80 Schwadronen unter Ziethen und 7 Bataillonen unter von Hülsen gegen die Oesterreicher vor. Der König selbst folgte auf 1000 Schritt Distance mit zahlreicher Infanterie. Um 2 Uhr brach das Wetter los und Batterien und Musketen beiderseits suchten sich den Vorrang abzugewinnen. Die Oesterreicher waren unter Dauns Hand in der That andere Leute geworden, und es zeigte sich auch hier, daß der Führer der Geist der Masse, diese aber geistlos und nichtig sei, wenn der Führer nichts taugt.

Aber trotz der Bravour der Oesterreicher eroberten die preußischen Bataillone unter Hülsen zwei feindliche Batterien, und die Cavalerie unter Ziethen warf die österreichische und sächsische Reiterei bis auf die Höhe ihrer zweiten Schlachtlinie zurück; allein hier gerieth Ziethen in das Feuer der zur Flankendeckung aufgestellten österreichischen Infanterieregimenter und Batterien. In diesem Feuer auszudauern war eben so unmöglich, als die Truppen, von denen es ausging, über den Haufen zu werfen. So war auch v. Hülsen nicht im Stande das eroberte Terrain zu behaupten, da er in der Flanke der Oesterreicher jene starke Deckung fand und ins Kreuzfeuer

dieser und des ersten feindlichen Treffens gerieth. Doch wiederholte er seine Angriffe.

Während dessen war das Gros des preußischen linken Flügels nachgerückt. Prinz Moritz von Anhalt, der es unter des Königs Augen führte, beabsichtigte es in einem Flankenmarsche noch um etwa tausend Schritte links abrücken zu lassen, um dann desto gewisser den Angriff auf die österreichische Flanke zu gewinnen; allein der König fürchtete, daß eine Flankenbewegung, an der zu Vermeidung einer etwa entstehenden Lücke die ganze Schlachtordnung hätte theilnehmen müssen, gefährlich werden könne; zudem kannte er jetzt das Arrangement der Oesterreicher auf ihrem rechten Flügel noch nicht und meinte, daß ein Ueber „Haufen" werfen des rechten österreichischen Flügels leichter sei, als es war. Genug, Prinz Moritz mußte, seines wiederholten Widerspruchs ungeachtet, zur Unterstützung des Generals Hülsen mit 9 Bataillonen vorrücken, und sein rechtzeitiges Eintreffen machte es dem General v. Hülsen möglich, eine dritte Batterie zu nehmen.

Aber Prinz Moritz fühlte gleich bei diesem Angriffe, daß sich die Oesterreicher hier in einer Stellung befanden, aus der sie nicht leicht verdrängt werden konnten, wenn auch einige Vortheile über sie errungen wurden. Er stand, wie er vorausgesehen, hier nicht in der Flanke, sondern in der Fronte der Oesterreicher und in einem Feuer so mörderisch, wie Friedrichs Truppen bisher keins erfahren hatten. Dennoch griffen 11 preußische Bataillone unter Prinz Moritz und v. Hülsen abermals an und trieben mehre österreichische Regimenter auf ihr zweites Treffen.

Dieser Augenblick schien die Schlacht für die Preußen entscheiden zu wollen. Mehre österreichische Batterien wurden schon abgefahren, auch der Befehl für den Rückzug war bereits ertheilt, als der Rückgang mehrer preußischer Cavalerieregimenter vor einer österreichischen Flankenbatterie die Oesterreicher zu neuem Widerstande anregte. Zugleich erhielt der neue österreichische Flügel eine Verstärkung, so daß er den Eichenwald, auf den er sich stützte, besser besetzen konnte. Von da ab hatte kein Angriff der preußischen Truppen mehr Erfolg. Zwar warf der junge General Seydlitz mit seiner Cavaleriebrigade noch ein österreichisches Infanterieregiment über den Haufen, zersprengte zwei Reiterregimenter und eroberte in der Linie des zweiten österreichischen Treffens eine Fahne; doch mußte er vor dem mehrseitigen Feuer um so mehr wieder zurückweichen, als er auch von der feindlichen Reiterei einen Flankenangriff auszuhalten hatte.

Obschon Ziethen nur seinen eroberten Posten behaupten konnte, die anderen Cavaleriegenerale, Seydlitz und Pennavaires, aber zurückweichen mußten, hätte die Entscheidung zu Friedrichs Gunsten noch gewendet werden

können, wenn es möglich gewesen wäre, die Infanterie des Prinzen Moritz und des Generals v. Hülsen zu verstärken. Diese behauptete zwei Stunden lang die eroberte Position, war aber einem so fürchterlichen Feuer preisgegeben, daß sie nun nicht nur nichts leisten, sondern weichen mußte, wenn sie nicht Unterstützung erhielt. Da läßt Prinz Moritz 5 Kürassierschwadronen einhauen; aber alsbald speiet eine österreichische Batterie eine Fluth von Kartätschen auf sie aus und treibt sie zurück, und nun drängen die Oesterreicher, daß sie alle Vortheile auf ihrer Seite sahen, in dichten Massen vor. Die Kürassiere werden durch das wüthende Kartätschenfeuer auf einige Infanterieregimenter geworfen und bald entsteht eine Verwirrung, die, wenn nicht Unterstützung kommt, nur mit einer Flucht enden kann.

Aber Unterstützung, woher? Bereits war die ganze Schlachtordnung bis zum rechten Flügel im Kampfe engagirt, nirgends konnte auch nur ein Mann entbehrt werden, da die Angriffe an den steilen Berghängen, die die Preußen zu ersteigen hatten, allenthalben mit ungeheueren Verlusten verbunden waren.

Alle Uebel verbanden sich an dem heutigen Tage gegen den König Friedrich. Noch hätte wohl das Schlimmste abgewendet werden können, wenn der rechte Flügel nach Friedrichs Befehl sich zurückgehalten und nicht am Kampfe Theil genommen, vielmehr seine Reserve für den linken Flügel disponibel gehalten hätte. Da aber bringt eine hingeworfene Aeußerung des Flügeladjutanten von Varenne, die der General von Manstein für einen Befehl Friedrichs zum Vorrücken hält, einen heillosen Irrthum hervor. So geht der rechte Flügel nun gegen die uneinnehmbare Position des linken österreichischen vor und verwickelt sich in einen höchst blutigen, doch nutzlosen Kampf, der alle seine Truppenmassen in Anspruch nimmt und es unmöglich macht, dem linken, nunmehr aufs höchste bedroheten Flügel Verstärkungen zuzuwenden.

Unter diesen Umständen geriethen die 14 Infanteriebataillone des Prinzen Moritz von Anhalt in die schrecklichste Lage. Ohne Verbindung mit der Schlachtlinie und verlassen von ihrer Cavalerie, werden sie jetzt von einer sehr starken Reiterei, bei welcher sich besonders die sächsischen Regimenter Prinz Carl, Graf Brühl und Prinz Albert auszeichnen, von zwei Seiten angegriffen. Die Wuth der Sachsen ist unermeßlich. Es gilt Rache für Striegau und Pirna zu nehmen. Und diese nahmen sie trotz der verzweifeltsten Gegenwehr der preußischen Infanteristen. Das Gemetzel ist schrecklich, nicht weniger schrecklich zugleich auch das Feuer einer vorgeschobenen österreichischen Batterie und der österreichischen Infanterie.

Nun wendet sich ein Theil der preußischen Bataillone, furchtbar ge-

lichtet zur Flucht. Das giebt den Sachsen Gelegenheit das Werk der Rache zu verdoppeln. Die Flucht der Bataillone geht bis auf die Reserve zurück. Da hält der König sie auf und treibt sie nochmals gegen eine nachgerückte österreichische Batterie. Umsonst! Die sächsische Reiterei macht diesen Angriff zu nichte.

Dennoch machen das Regiment Prinz Heinrich und des Königs Leibwache noch einen nachdrücklichen Angriff. Obschon sie allenthalben die Schlacht verloren sehen, kämpfen sie, als ob sie sie allein gewinnen wollten. Aber vor der Uebermacht müssen sie endlich weichen, und können nur erst hinter der sogenannten Kaiserstraße, welche nahe dem Schlachtfelde sich von Kollin nach Prag zieht, wieder sammeln.

Hier befindet sich nun auch der König. Verzweifelt rafft er noch eine Schaar von etwa 40 Grenadieren zusammen und will mit klingendem Spiele diese selbst zum Angriffe führen. Er eilt voran mit seinem Adjutanten. Als aber die Leute bemerken, daß der König sie nicht mehr im Auge hat, zugleich die Wirkung jener furchtbaren österreichischen Batterie, auf die sie der König gerade losführt, empfinden, da wenden sie sich und flüchten. Der König aber geht mit seinem Adjutanten immer vorwärts, da er das hinter ihm Geschehene nicht bemerkt hat. Da sprengt ihm ein Major von Grant nach und ruft ihm zu: „Majestät, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Jetzt erst sieht er, daß er auch von diesem letzten kleinen Haufen verlassen ist, und wie ein Mensch, der sich nach der letzten Anstrengung dem Schicksale ergiebt, blieb er eine lange Weile halten, griff dann zu seinem Fernrohr, betrachtete die Batterie, gegen die er hatte gehen wollen, dann die ganze Stellung des Feindes, die seines Centrums und rechten Flügels, dann die Gegend links, wo er Ziethen und Hülsen vermuthete, just als ob er in strenger Selbstkritik die Fehler aufsuche, die er hier begangen. Endlich wendete er sich, ritt langsam aus dem Schußbereiche des Feindes und schickte einen Ordonnanzoffizier an den Herzog von Bevern mit dem Befehle, den Kampf abzubrechen und sich mit dem rechten Flügel bis zur Kaiserstraße zurückzuziehen.

Der rechte Flügel hatte von 2 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Abends drei große Angriffe ausgeführt. Allein die Höhen, auf denen der linke österreichische Flügel stand, waren unersteiglich, so daß die Angriffe vielmehr von dem Terrain als von der Waffe des Feindes, der indessen auch im vollsten Maße seine Schuldigkeit that und seine Vortheile nützte, abgeschlagen wurden. Unter den diesseitigen Thaten der Oesterreicher zeichnete sich ganz besonders ein Bayonnetangriff unter dem Commando des Grafen von Esterhazy aus.

Kein einziger preußischer Angriff glückte, da die Batterien auf der unersteiglichen Berghöhe nicht genommen werden konnten und deren Feuer eine entsetzliche Verheerung in den Regimentern anrichtete. Ein Garderegiment verlor 24 Offiziere und 475 Mann und die Regimenter Prinz Moritz und von Kalkstein 2100 Mann.

Nach dem dritten großen Angriffe war der Herzog von Bevern eben im Begriffe, seine Mannschaften, da sie ohnehin theilweis ganz desorganisirt waren, in eine entferntere Stellung zu bringen und den Kampf nur noch mit Artillerie zu unterhalten, als der königliche Befehl zum Rückzuge eintraf. Er wurde sofort angetreten. Die Truppen sahen jämmerlich aus. Kein einziges Bataillon war vollzählig, nur selten noch eins in natürlicher Ordnung. Die nach jedem Angriffe eingetretene Flucht hatte selbst verschiedene Waffen durch einander geworfen und eine im preußischen Heere noch nie gesehene Verwirrung angerichtet. Einzelne Regimenter glichen kaum noch Bataillonen. Das Dragonerregiment Nr. 3 hatte sich in acht Angriffen fast aufgerieben.

Und viel schlimmer stand es um den linken preußischen Flügel, der nur noch ein einziges Bataillon in gutem Zustande hatte, sonst aber fast ganz aufgelöst war. Es wäre den Oesterreichern wohl gar möglich gewesen, ihn mit einer kräftigen Verfolgung zu vernichten; allein der General Ziethen und v. Hülsen mit einigen Bataillonen boten ihnen Schach. Diese kühnen Generale hatten das von ihnen mit 80 Schwadronen in der rechten Flanke der Oesterreicher eroberte Terrain behauptet und bedroheten die österreichische Reiterei, sofern sie in umfänglicher Masse zur Verfolgung vorgehen wollte. Darum verließen sie ihre Posten auch viel später, als das Heer seinen Rückzug antrat, und stießen erst um Mitternacht zum Könige, als die Armee, die sie auf diese Weise gedeckt hatten, außer Gefahr war.

Alle Vortheile waren auf Seite Oesterreichs, alle Nachtheile auf Seite der Preußen gewesen. Die Oesterreicher hatten Terrainbegünstigungen genossen, wie sie äußerst selten nur einem Heere zu Theil werden. Ihre Stellung war wegen der meist unersteiglichen Berglehnen fast unangreifbar. Allenthalben war den Preußen die Stellung im tiefen Thale angewiesen, wo das österreichische Feuer sie mit unvernichtbarer Omnipotenz beherrschte. Dazu war Daun's Armee von ihrem höchst tüchtigen Feldmarschall so geschult und inspirirt, daß sie kaum mit denjenigen österreichischen Armeen verglichen werden konnte, die bis dahin zu Felde geführt worden waren.

Mit diesen Vortheilen verbanden sich noch die entschieden große strategische Einsicht Daun's und seine meisterhafte, für Defensivoperationen so höchst bedeutsame Vorsicht. Ein Glücksumstand war ferner, daß unter

Daun die tüchtigsten Generale commandirten, deren Geist durch ihn noch besonders geweckt worden war. Hatte doch Rußland seinen genialsten Strategen, nämlich den Generallieutenant Georg von Brown, gesendet, und dieser leistete so bedeutende Dienste, daß ihm für Kollin nicht nur von seiner Monarchin, sondern auch von Maria Theresia und dem König August III. von Polen (Friedrich August) als Kurfürsten von Sachsen die höchsten Orden verliehen wurden.

Als der größte der natürlichen Vortheile auf österreichischer Seite ist die ungeheuere numerische Ueberlegenheit zu bezeichnen. Die Oesterreicher waren fast doppelt so stark wie die Preußen; jene zählten 53, diese nur 34 Tausend Mann, und dabei konnte auf preußischer Seite dies Mal die Hauptwaffe, die Artillerie, so stark nicht auftreten wie gewöhnlich, weil viele Feldbatterien in den Belagerungsfortificationen vor Prag Position erhalten hatten und aus denen nicht herausgezogen werden durften. Zudem war bei der hohen Stellung der Oesterreicher die preußische Artillerie in nur sehr beschränktem Maße verwendbar. Ferner trat auch die Mitwirkung der Sachsen auf österreichischer Seite als ein ganz vorzüglicher Vortheil in Geltung. Die Schmach bei Pirna, die sie nicht der Politik ihres Ministers, sondern dem Eroberer Friedrich zum Vorwurf machten, brannte noch grimmig in den Adern der Sachsen. Unter der preußischen Fahne waren sie begreiflicher Weise als gefangene und gezwungene Mitkämpfer auch nicht mit Ehren behandelt worden; ihr Uebergang zu den Oesterreichern hatte nur unter Gefahr geschehen können, und dieser vorzubeugen, hatte das preußische Gouvernement mit schweren Strafen, die alle auf Todtschießen hinausliefen, gedroht. Alles das hatte das Gefühl der glühendsten Rache in ihnen hervorgerufen, und dieses war durch die Agenten des kurfürstlichen Hauses, freilich nicht mit Unrecht, genährt und gesteigert worden. Die Sachsen dürsteten danach, zu zeigen, daß ihnen ihrem persönlichen Werthe nach die Schmach von Pirna nicht gebührt habe; zu zeigen, daß sie heldenhafte Krieger seien und daß ihr Werth, den Friedrich der Große nach früheren Schlachten selbst lobend anerkannt hatte, ihnen noch nicht verloren gegangen sei. Diese Stimmung der Sachsen war von großem Einfluß gewesen. Ihre Reiterei auf dem rechten Flügel unter General Nadasdy hatte mehre Male allein angreifen zu dürfen gefordert, und als endlich ihrem Verlangen nachgegeben worden, übte sie ihre Rache an den 14 Infanteriebataillonen des Prinzen Moritz und Generals v. Hülsen auf eine furchtbare Weise aus, wobei freilich auch viele der Ihrigen zu Grunde gingen. Und nochmals machten sie sich auf der Verfolgung schrecklich, die sich jedoch zum Glück der Preußen nicht über eine halbe Stunde weit ausdehnte.

Endlich war auf österreichischer Seite auch die Intelligenz der sächsischen Offiziere als ein großer Vortheil in Betracht zu ziehen, und wenigstens ist es nicht zu leugnen, daß der sächsische Oberstlieutenant Ernst Ludwig von Benkendorf auf die Ehre, die vorzügliche österreichische Schlachtordnung hergestellt zu haben, den größten Mitanspruch hatte. Er führte bei Kollin die vier sächsischen Cavaleriereregimenter, welche, wie erwähnt, wegen ihrer Abwesenheit im Königreich Polen in die Capitulation von Pirna, die sie zur Unthätigkeit verpflichtet haben würde, nicht mit eingeschlossen waren. Unter seiner Fahne hatten sich indessen auch viele übergelaufene Schaaren eingestellt, so daß das sächsische Cavalericorps die Stärke hatte, die an seiner Spitze wenigstens einen Generalmajor vermuthen lassen mußte.

Da auf feindlicher Seite solche Vortheile sich gehäuft hatten, war es Friedrich natürlich nicht möglich gewesen, zu siegen. Sein Verderben lag darin, daß er über die Stärke und Zusammensetzung der daun'schen Armee ganz falsch unterrichtet war, sie ungeheuer unterschätzte, und seinerseits sein Oberbefehl nicht, falsch und in übertriebener Weise vollzogen wurde, namentlich aber, daß die einzelnen Abtheilungen der Schlachtordnung für sich agirten und also die Uebereinstimmung zum großen Totalangriffe im Centrum und auf dem rechten Flügel fehlte. Jeder General wollte die Schlacht allein gewinnen und ließ seine Leute sich den Kopf an der Unmöglichkeit einstoßen.

Das Schlimmste endlich war, daß der rechte Flügel unter dem Herzog von Bevern, durch des Generals von Manstein vorher angegebenen Irrthum verleitet, zum Angriffe vorgegangen war; der König hatte ja ausdrücklich befohlen, daß er in ganz zurückgezogener Stellung bleiben und dem rechten österreichischen Flügel nur Schach bieten, sonst aber sich nur als eine Reserve des linken Flügels betrachten solle. Genug, bei und nach alle dem war die Schlacht verloren gegangen. War die Schuld dem König beizumessen, der die Schlacht angenommen, oder den Generalen, die seine Befehle nicht befolgt hatten, das bleibt unentschieden.

Die Preußen hatten in der Schlacht 326 Offiziere und 11,997 Mann Gemeine von der Infanterie (darunter 5380, meist verwundet, gefangen), von der Cavalerie 1450 Mann verloren. Dies hätte nicht so sehr geschmerzt als der Verlust von 45, theils schweren, Geschützen und 22 Fahnen und Standarten, denn in diesem Verluste war mehr als in sonst etwas die Ehre des Heeres beschädigt. In der Liste der preußischen Todten fand man die besten Namen, z. B. v. Krosigk (General), v. Lepel, Herwarth von Bittenfeld, von Münchow und Carl von Schwerin (Obersten). Sieben Generale waren verwundet, darunter auch Ziethen.

Der Verlust der Oesterreicher an Todten und Verwundeten betrug an 8000 Mann, und auch in ihrer Verlustliste befanden sich berühmte Namen. Selbst der Feldmarschall Daun, der meist auf dem linken Flügel gewesen, gehörte zu den Verwundeten.

Kollin war die erste Niederlage des Königs Friedrich. Je ungewohnter ihm ein solches Schicksal und je größer dasselbe war, desto mächtiger wirkte es auf sein Gemüth ein. Seine Hoffnung, durch einen schnellen Heldenzug den Frieden zu gewinnen und ihn im vollen Ehrenglanze auf den Wällen von Wien zu dictiren, war mit einem Male zerstört und sein Schicksal stand ihm vor Augen wie ein finsteres Chaos, dessen Tiefe und Weite unberechenbar ist. Er selbst hatte sich im Kampfe geistig und körperlich so angestrengt, daß er, als er bei Podiebrad über die Elbe gelangt war, vom Pferde steigen und rasten mußte. Er forderte einen Trunk Wasser, und ein Kürassier holte ihm Wasser in seinem Helme. Als er diesen Trank hinreichte, schien es König Friedrich, der in Gedanken versunken war, gar nicht zu sehen. Da sagte der Soldat in mitleidendem Gefühle: „Majestät trinken Sie! Mag auch die Schlacht verloren sein; Sie und Gott leben noch: und wir können noch manchen Sieg gewinnen.“

Dieses Mitgefühl und Vertrauen des einfachen Mannes entlockten der untergegangenen Hoffnungssonne des Königs den ersten Schimmer ihres neuen Aufgangs. Er sah den Soldaten freundlich und mit dankendem Blicke an, trank und bestieg sein Pferd, um den Weg nach Nimburg fortzusetzen, welches einem Theile seines Heeres als Sammelplatz angewiesen worden war. Hier brachte der König die Nacht auf einer Brunnenröhre sitzend zu. Man sah ihn tief in Gedanken versunken mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnen. Als er sich von diesem berühmt gewordenen dürftigen Sitze erhob, war sein neuer Plan entworfen, und wie sehr er von der Gediegenheit desselben überzeugt war, schien die Fassung, ja, die heitere Simmung zu beweisen, in der er jetzt seine Befehle an die Generale gab.

Glücklich gelangten sämmtliche Truppen über die Elbe. Auch die Bagage war gerettet worden. Als Deckung des Rückzugs folgten die Cavalerie des Generals Ziethen und die Reste der Bataillone des Generals v. Hülsen. Den Oesterreichern fiel es nicht ein, den Feind zu verfolgen. Man konnte sie fast nicht darum verdenken, daß sie, die so selten das Glück eines Siegs empfunden hatten, sich nun einmal gründlich diesem schönen Gefühle überlassen wollten. Sie bezogen daher bei Kriechenau ein Lager, feierten durch Gelage und Festlichkeiten aller Art ihren Sieg und am 20. Juni sang das ganze Heer den ambrosianischen Lobgesang, um nun auch dem Lenker der Schlachten das gebührende Opfer zu bringen.

Es schien in der That, als ob Daun die religiösen Pflichten zu einem Vorwande mache, um einen zweiten Zusammenstoß mit dem Könige zu vermeiden. Er hatte gesiegt, aber auch schwer empfinden müssen, daß er unter nur wenig veränderten Umständen sicher nicht gesiegt haben würde, und durfte mit Recht fürchten, daß ein zweites Zusammentreffen mit dem Könige Friedrich, dessen Hauptarmee vor Prag noch unbeschädigt lag, ihm den gewonnenen Ruhm wieder entziehen könne. Darum rastete er unter dem Vorwande der religiösen Nothwendigkeit so lange und ließ es geschehen, daß König Friedrich die Belagerung von Prag aufhob und sein Heer fast ohne Schaden zurückzog. Zwar ließ der Prinz Karl von Lotharingen die Arrièregarde des abziehenden Heeres angreifen, doch war dieser Act ohne Bedeutung und störte kaum die schallende Feldmusik, mit der die Regimenter aus den Belagerungswerken rückten.

Es schien, als ob auch Carl von Lothringen kein anderes Gefühl im Herzen habe, als Gott dafür zu danken, daß die Preußen fort waren. Mehre Tage stand er in dem zur Hälfte eingeäscherten Prag unthätig, als ob er nur erst wieder Athem schöpfen wolle, und erst am 26. Juni, also sechs Tage nach Aufhebung der Belagerung, verließ er Prag; aber nicht um dem preußischen Heere auf dem Fuße zu folgen und es unter seinen so ungünstigen Verhältnissen irgendwo zur Schlacht zu stellen, sondern, um in das Lager von Kriechenau zu ziehen und sich dort mit dem Feldmarschall Daun zu vereinigen.

Diese Vereinigung fand am 26. Juni statt. Die dergestalt vereinigte österreichische Armee hatte eine Stärke von 100,000 Mann. Den Oberbefehl erhielt natürlich Prinz Carl von Lotharingen, denn er war ein Mal Maria Theresias Liebling und Schwager, und das mußte dem Hofkriegsrathe freilich mehr gelten als das Verdienst des Feldmarschalls Daun, die Schande der vielen Niederlagen Carls doch wenigstens mit einem Lorbeerblättchen bedeckt zu haben.

Daß aber solche Bevorzugung keine gute Folge haben konnte, verstand sich von selbst. Die ewig geschlagene Armee war für Daun, den Schöpfer ihres ersten Sieges, hoch entflammt, und sah nun plötzlich diesen verdienstvollen Mann gegen den unbeliebten Prinzen zurück gesetzt. Selbst die Generle und alle höhern Offiziere waren dadurch, daß Daun nicht an die Spitze gestellt worden, sehr betroffen, und man konnte sagen, daß in Folge dessen beim österreichischen Heere die Freude des Sieges verkümmert worden war.

Freilich stand es um die Stimmung im preußischen Heere noch viel schlimmer. Die steten Siege hatten eine völlige Siegesgewißheit hervorgerufen. Es war den

Truppen unmöglich gewesen, zu glauben, daß Friedrich eine Schlacht verlieren könne. Er hatte gesiegt unter allen Umständen; seine Feldherrneinsicht galt für einen untrüglichen Schutz, sein „Vorwärts-Marsch" für einen nie täuschenden Ruf zu Ehre und Ruhm — und dieser begeisternde Glaube war nun mit einem Male gebrochen; man sah, daß der König Friedrich zwar nicht verzagen, aber sich doch sehr verrechnen könne, und daß seine Zukunft durchaus nicht durch seinen großen Geist verbürgt sei. Offiziere, die Geschichtskenntnisse besaßen, dachten an das Schicksal Karls XII. von Schweden, ohne zu überlegen, daß Friedrich in siegverbürgender Bescheidenheit immer nur um Schlesien und den Frieden kämpfte und weit entfernt war, in überschwenglichen Eroberungsplänen die Verbindung mit seinen Erbstaaten und Hilfsquellen zu zerreißen. Er hatte nur eine Tendenz, der er opfern mochte, nämlich ein gestärktes Preußen für ein neu und besser zu schaffendes Deutschland zu errichten; während Karl XII., in Weltplänen sich verlaufend, Polen und Rußland besiegte, ohne sich zu fragen, woher ihm die Macht kommen solle, seine Eroberungen zu behaupten. Zwischen Friedrich von Preußen und Karl von Schweden war ein himmelweiter Unterschied, den freilich die Offiziere, die den Schrecken von Kollin erfahren hatten, nicht sogleich erwogen.

Unter Allen war durch das Unglück am meisten des Königs Bruder, August Wilhelm, der sich im Lager vor Prag befand, alterirt. Er war der muthmaßliche Thronfolger und Preußen das Erbe seiner Kinder. Er urtheilte mit Vatergefühlen, die Friedrich II. nicht kannte. Daher schienen ihm alle Unternehmungen gewagt und in denselben das Erbe seiner Kinder gefährdet. Er war ein Feind der Politik des Königs, und zwischen diesem und ihm hatte längst schon Verstimmung geherrscht. Das Unglück von Kollin brachte seinen Unmuth zum Ueberschwellen. Er ergoß sich über seinen königlichen Bruder in Ausdrücken, die freilich die Beirrung der Generale nur steigern konnten und den König, der der Mann nicht war, so schnell zu verzagen, tief kränken und erzürnen mußten. Der König beschloß daher wohl schon hier dem Prinzen das Commando zu entziehen und die ungenügende Vertheidigung von Gabel und Zwickau gab dazu schon nach einigen Wochen passende Veranlassung. Die späteren Siege Friedrichs konnten den Harm des Prinzen nur steigern, der muthmaßlich seinen frühzeitigen Tod verursachte. Die Trennung zwischen August Wilhelm und dem Könige war desto mehr zu beklagen, da das Heer ohnehin schon so viele seiner besten Generale verloren hatte.

Auch bei den Mannschaften war der Mißmuth wegen des Schicksals von Kollin sehr groß. Die Verzagtesten glaubten, daß es nun mit König Friedrich völlig aus sei. Sein Glück war so unbegreiflich groß gewesen,

daß man glaubte, nach diesem Wendepunkte werde das Unglück in gleicher Größe eintreten. Gleich in der ersten Nacht nach Eintreffen des Niederlageberichtes liefen über tausend Mann zu den Oesterreichern über und die Offiziere, obschon selbst in drückender Stimmung, mußten sich Mühe geben, den Leuten zu erklären, daß mit einer einzigen Niederlage noch durchaus nichts verloren sei und daß Oesterreich, das in seinem Leben fast nichts als Niederlagen erlitten habe, sonst gar nicht mehr existiren könnte.

Im ganzen Heere war Niemand fester als der König. Sein neuer Plan war gemacht, und er wußte, daß wie auch, von Maria Theresia angestachelt, sich jetzt seine Feinde schreckenerregend mehrten, doch noch lange nicht an sein Unterliegen gedacht werden durfte.

Die Kaiserin mit ihrer flatterhaften weiblichen Phantasie sah freilich das Erliegen Preußens als eine vollendete Thatsache an, und von ihrem Wahne waren ihr Hof, ganz Wien und halb Oesterreich angesteckt. In Wien beschenkte man sich darum, weil die Armee bei Kollin nicht wie gewöhnlich geschlagen worden war, wie zum Christfeste; die Stadt war mehre Tage hinter einander illuminirt, Lustfeuerwerke tobten auf allen öffentlichen Plätzen, man erzählte sich: „Preußen ist halt verloren, die Kaiserin hats halt g'sagt", der Hof gab Bälle, ließ Denkmünzen schlagen, verfügte viele Gehaltserhöhungen als besondere Gnadengeschenke, Maria Theresia stiftete sogar einen Orden unter ihrem Namen, den Maria-Theresiaorden, für Tapferkeit und Heldensinn, und der Ueberbringer der eroberten preußischen Fahnen, Major von Vettesz, wurde sogleich zum Obersten befördert. Man sah aber, Wien freute sich über ein Ereigniß, welches ihm höchst selten nur begegnet war, und Friedrich II. würde über diese Ausbrüche einer so ungewöhnten Freude sicherlich gelächelt und nach seiner Weise gespottet haben, hätte die Veränderung seines Kriegsplans ihm nicht zu viel zu denken gegeben.

Er war schon am andern Tage völlig für sein künftiges Operiren geordnet. Daß weder Prinz Karl noch Daun zur Verfolgung Anstalt traf, klärten ihn sofort über die Gefahrlosigkeit seiner Lage auf. Ganz kurz nach der Schlacht schrieb er mehre Briefe, in denen folgende Stellen die Ruhe seines Gemüthes bezeugten: „Fortuna ist ein Weib, und da ich nicht galant bin, so hat sie mir den Rücken zugekehrt. — Ich hatte zu wenig Infanterie. Mit 23 Bataillonen war es nicht möglich 60,000 Mann aus einer solchen Position zu werfen. — Das Glück flößt dem Menschen oft ein schädliches Vertrauen ein; aber künftig werde ich es besser zu machen wissen. — Was würde der große Kurfürst sagen, sähe er mich, seinen Enkel, für seine Ansprüche gegen Rußland, Oesterreich, Schweden, fast alle deutsche Staaten und Frankreich in Waffen stehen? Sollte ich unterliegen:

kanns mir nicht zur Schande gereichen; — aber der Sieg kann meinen Feinden sicher keine Ehre verleihen."

Und gewiß urtheilte er richtig, denn er stand mit einem Staate von 4,000,000 Bewohnern gegen Staaten von 100,000,000 Bewohnern, also gegen eine fünfundzwanzigfache Ueberlegenheit. Wenn Friedrich daher auch in der Folge noch mehr Mißgeschicke erlitt, so machte ihn seine siegreiche Behauptung gegen eine so widersinnig große Ueberlegenheit des Namens des Großen nur desto würdiger, ja gerade sein ausdauernder Muth im Unglücke zeigte ihn in der ganzen Erhabenheit der seltensten Fürstengröße.

19.

Die Schlacht von Groß-Jägersdorf.

Es giebt ein altes deutsches Sprichwort, welches heißt: „Das Unglück kommt nie ohne Gefolge" oder „kein Unglück kommt allein". Die Wahrheit dessen ist sehr begreiflich. Wie jede Gattung sich fortpflanzt, gehen aus einem Unglück neue Unglücke hervor; nicht anders konnte es bei der Niederlage von Kollin geschehen. Der Desorganisation der preußischen Armee mußte natürlich als die bedeutsamste Folge die Ermuthigung der Feinde Friedrichs auf der Ferse nachgehen.

Russen und Franzosen hatten sich bis jetzt nur zögernd dem Kriegsschauplatze genähert. Friedrichs in den zwei schlesischen Kriegen erworbener Nimbus war so groß, daß kein General, wie groß auch seine Uebermacht war, gern gegen den ungewöhnlichen Helden gehen mochte, weil er seine Ehre aufs Spiel zu setzen fürchtete.

Lange hatten die Russen an der kurischen Grenze gezögert, und bei einer Armee von 124,000 Mann mit 300 Kanonen ihr Oberbefehlshaber doch jeden Zusammenstoß gern gemieden. Ebenso stand es mit den Franzosen, die mit ihrem 100,000 Mann starken Heer kaum rechten Muth gehabt hatten, nur den kleinen preußischen Bundesgenossen Hannover, Braunschweig &c. zu Leibe zu gehen; und die Osterreicher mußten sich nach der Schlacht von Kollin wirklich erst besinnen, ob sie zur Offensive greifen sollten. Schweden hatte sich bisher nicht bestimmen können, gegen Preußen aufzutreten, obschon ihm Frankreich die gewünschten Subsidien zugesagt hatte. Alle diese Feinde waren jetzt von ihrer Furcht befreit und drangen

vor, als ob sie nun die von Friedrichs Haupte gefallene Lorbeerkrone in heiterster Weise theilen könnten.

Endlich bestimmte der Tag von Kollin auch das Verhalten der deutschen Reichsfürsten. Sie hatten sich zu Regensburg zu willigen Dienern Maria Theresias herabgewürdigt. Wenn auch die Reichstagsverhandlungen unter dem Präsidium des Kaisers Franz stattfanden und die Verfügungen des Kaisers Namen trugen, so sahen sie doch, daß der Kaiser nur als Gliederpuppe figurirte, deren Ziehfäden Maria Theresia in der Hand hielt. Das ganze Spiel mußte ihnen unwürdig erscheinen und sie konnten in der tief gesunkenen kaiserlichen Autorität nur den Verfall des Reichs erblicken. Der erhabene Thron Karls des Großen war nur noch ein Meuble in dem Intriguencabinet einer Frau, und um dieses so entwürdigte Symbol hatten sich hier die deutschen Fürsten zu ihrer eigenen Entwürdigung versammelt. Keinem war die Wahrheit der Sache verborgen und jedem mußten im Anblicke des Kaisers Franz die Augen aufgehen, von dem man ja wußte, daß er sich sonst nur mit Bankierspeculation beschäftigte, und von dem man sich erzählte, daß er für guten Gewinn, selbst dem Feinde Lieferungen machte. Er war nur zu sichtbar vor dem Reichstage nichts weiter als die Sprachmaschine seiner Gemahlin. Man fühlte, daß in Friedrichs Verachtung dieses veralteten, entweiheten und unbrauchbar gewordenen Kaiserthrones die rechte Würdigung desselben lag. In einem Circularschreiben vom 5. October 1756, welches er in Folge, der über ihn vom Kaiser ausgesprochenen Reichsacht erließ, hatte er sich deutlich genug ausgesprochen. Man wußte, daß seine Gesinnung desto deutscher war, je undeutscher die des Kaiserhauses; man wußte, daß durch Zusammenhalten der Fürsten mit Friedrich das Reich sicherer und besser wieder hergestellt werde, als durch das Herrscherhaus Oesterreich, durch welches es dem Verderben so nahe gebracht worden war, und gern hätten die Fürsten Preußens Partei ergriffen; allein Neid und Besorgniß, daß ihnen das deutschsinnige Preußen leicht gefährlicher werden könne als das undeutsche, immer mit dem Blicke nach außen gewendete Oesterreich, ließen sie nicht zu einem Entschlusse kommen, ob einem neu und stolz, vielleicht auf Kosten ihrer Rechte errichteten Deutschland der Vorzug vor dem bis zur Verachtung herabgesunkenen zu geben sei.

So zählten sie sich zu Oesterreichs Partei, ohne in dessen Sinne für Maria Theresia Interesse zu haben. Gleich nach dem Reichstage von 1756 hatten sie zu rüsten angefangen; aber trotz der Kaiserin immer wiederholter Anregung wurden die Armeen der Reichsfürsten nie fertig und man sah ja wohl, daß der ernste Wille fehlte. Nun aber, nach der Schlacht bei Kollin, änderte sich dies plötzlich. Man hielt Friedrichs Untergang für

unzweifelhaft und eilte den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, und so trat unter dem Prinzen Joseph von Hildburghausen eine Armee der Reichsstaaten zusammen, die zwar in ihrer seltsamen Buntscheckigkeit schnell entdecken ließ, daß sie aus vieler Herren Ländern zusammen gelesen war, und selbst in ihrer vielartigen, theilweise fast alterthümlichen Armirung, in ihrer seltsamen Commando- und Exercirverschiedenheit, vielfach auch selbst in ihrer tölpischen Haltung eine große Meinung von sich nicht erregen konnte, deren Eindruck auf das Kriegsverhältniß gleichwohl aber nicht voraus zu bestimmen war. Es kam alles darauf an, was für ein Geist den Prinzen von Hildburghausen beherrschte. War er ein echter Feldherr, so konnte unter seiner Leitung auch diese wenig versprechende Reichsarmee furchtbar werden.

So bedroheten jetzt fünf gewaltige Feinde, die Franzosen mit 100,000, die Russen mit 124,000, die Schweden mit (angeblich) 30,000 (soviel wenigstens versprochen), die Reichsfürsten (einschließlich Baiern und Würtemberg) mit 60,000 und die Oesterreicher mit 120,000 Mann König Friedrichs kleinen Staat, und jetzt rückten die Franzosen in Deutschland, die Russen in Ostpreußen, die Oesterreicher in Schlesien ein, die Reichsarmee schloß sich der französischen an und die Schweden rüsteten in Eile, um durch Pommern auf die Uckermark und Brandenburg loszugehen.

Die Lage, in der sich Friedrich befand, war ohne Frage eine furchtbare. Da konnte seine Schwester, die wegen ihrer Bildung und Hochsinnigkeit gefeierte Markgräfin von Baireuth, wohl mit Recht schreiben: „Mein Zustand ist schrecklicher als der Tod: ich sehe den größten Mann des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in der entsetzlichsten Lage; sehe meine ganze Familie allen Gefahren preisgegeben; mein Vaterland von wüthenden Feinden angegriffen, mein eigenes kleines Land von gleichem Unheil bedroht. Möchte der Himmel es wollen, daß ich diese Last des Unglücks allein trüge; ich wollte gern dafür all meine Kraft aufbieten.“

Im Gefühl seines außerordentlich überlegenen Geistes entschwand dem Könige die Hoffnung nie ganz, den Kampf mit jener ganz unverhältnißmäßigen Menge von Feinden siegreich zu bestehen; aber sein Denken war zu praktisch, zu gewissenhaft, daß er sich die Möglichkeit seines Untergangs hätte verleugnen sollen. Ja in trüben Stunden, die der Tod seiner so sehr geliebten Mutter jetzt mehrte, hielt er ein unglückliches Ende für wahrscheinlicher als ein glückliches, wie aus mehren seiner Gedichte und Briefe recht deutlich erkannt wird. So zeugt die Stelle eines Gedichtes, in der es heißt:

> Und ich, dem jetzt ein Schiffbruch dreut,
> Muß, trotz dem nahenden Verderben,
> Als König denken, leben, sterben! —

unbestreitbar, daß er an seinen Untergang glaubte. Gleiches beweist ein höchst ungnädiger Brief an den Prinzen von Preußen (Thronfolger), dem er sein Verhalten zum strafenden Vorwurf machen zu müssen glaubte. In dem Briefe heißt es:

„In meiner traurigen Lage muß ich mich fürs Aeußerste entscheiden: ich schlage oder wir lassen uns alle begraben. Ich habe mich dabei über Ihre Unfähigkeit schwer zu beklagen. Wer nur noch für wenige Tage zu leben hat, braucht nichts zu verschweigen. Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als ich hatte, und daß das Uebel Sie lehren möge, wichtige Angelegenheiten mit mehr Sorgfalt, Vernunft und Entschlossenheit zu behandeln. Der größte Theil der Unfälle, die ich voraussehe, kommt bloß von Ihnen. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden als ich. Darum nicht weniger sein Sie überzeugt, daß ich mit dem Gefühl der Liebe zu Ihnen sterben werde.“

Und noch giebt es eine Menge schriftlicher Beweise dafür, daß er in dieser Zeit an die Möglichkeit seines Untergangs geglaubt und entschlossen war, mit dem letzten Kampfe sein Leben zu beschließen. An 50,000 Mann hatte er seit Beginn des Feldzugs verloren und wußte nicht, woher er einen Ersatz nehmen sollte; dagegen hatten seine Feinde sich verfünffacht. Und doch war er weit entfernt, um Frieden zu bitten. So schrieb er: „nie wird diese Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen, und den Verlust der kleinsten Scholle Landes würde den Frieden schandhaft machen.“

Aber auch weit entfernt war Friedrich, leichtfertig des Kampfes Ende zu suchen wie ein Mode-Held, der etwa der Welt oder einer spröden Dame seines Herzens seine Todesbravour zeigen will. Alle Mittel des Geistes und des Strebens sollten noch zur Rettung des Staates aufgeboten werden, ehe der letzte Kampf, der Kampf um die Ehre der Selbstopferung, zur Ausführung käme.

Da früher seine Feinde sich ohne Uebereinstimmung zum Kampfe rüsteten und einer nach dem andern den Kampfplatz betreten zu wollen schien, hatte er den Plan entworfen, einen nach dem andern niederzuwerfen und zum Frieden zu zwingen. Jetzt aber traten sie alle zu gleicher Zeit heran. Sein Plan mußte daher eine Aenderung erleiden, und zwar dergestalt, daß er mit kleinen detachirten Armeen die Feinde fatigiren und in ihrer Vereinzelung festhalten ließ, er selbst sich aber mit seiner Hauptmacht auf jeden einzelnen stürzte, um ihn zu vernichten. Viel hing da von dem Geschick seiner Generale ab, doch wären sie auch die besten Strategen gewesen, die für einen solchen Plan ganz unzulänglich scheinende Heeresmacht, mußte immer noch die größte Besorgniß erregen.

War die Energie des Königs schon durch die Gefahr seiner Lage in eine ungewöhnliche Spannung versetzt, so war noch mehr sein Gefühl durch die Einmischung fremder Völker verletzt. In den Bündnissen, die er mit Georg von England als Kurfürsten von Hannover geschlossen, hatte er es deutlich documentirt, daß er das Hereinziehen von fremden Völkern in der deutschen Rath sowohl als auf das deutsche Schlachtfeld für eine Schmach des Reichs und den schändlichsten Verrath hielt. Oesterreich hatte zu allen Zeiten in seiner undeutschen Gesinnung von diesem Uebel Gebrauch gemacht. Daher steigerte sich seine Erbitterung gegen Oesterreich, das diese Schmach aufs Neue inscenirte, und er hätte sich gern sogleich wieder auf Oesterreich geworfen. Doch hielt er es für besser, sich erst nach der andern Seite zu wenden, wenngleich er dabei fürchten mußte, Schlesien für den Augenblick zu verlieren, und es wieder erobern zu müssen.

Ohne Frage brachte der König Friedrich dabei den guten Eindruck in Anschlag, den sein Plan bei vielen deutschen Fürsten machen mußte. Denn schon auf dem regensburger Reichstage hatten die Fürsten von Hannover, Wolfenbüttel, Würtemberg, Hessen, Sachsen-Gotha, Hildburghausen, Holstein-Glückstadt, Baireuth, Baden-Durlach, Strelitz u. a. ausdrücklich erklärt, daß das Hereinziehen von fremden Völkern nach Deutschland eine einem Verrathe gleiche Verletzung der Reichsrechte sei, und daß eine solche Handlung von Seite des Kaisers um so schlimmer rubrizirt werden müsse, da der Kaiser seine Wahlcapitulation, nach welcher er nie fremde Kriegsvölker nach Deutschland rufen dürfe, auf das Feierlichste beschworen habe.

Weder Kaiser Franz, noch seine Gemahlin Maria Theresia achteten dieses Eides, auf dessen Grund Franz erst die Kaiserkrone erhalten hatte. Das Kaiserhaus hatte nie Deutschland höher gestellt als irgend eines seiner slawischen, wallonischen oder sonstigen Länder; ob Deutschland oder Kroatien, hatte ihm gleich gegolten; jedes Land schätzte es nur als ein mehr oder weniger gutes Mittel für seine Weltherrschaftszwecke. Daher galt ihm auch die deutsche Nationalität nie ein Haar mehr als die kroatische oder slawonische, und seine eigenen Pflichten wie die Rechte des Reichs und der deutschen Fürsten mit Hohn zu ignoriren war eine alte Gewohnheit, daher das wiener Cabinet die deutschen Staaten auch dann noch für mehr als Lehngüter nicht halten mochte, als diese bereits die Souveranetät erlangt hatten.

Dieses Verhalten hatte längst das Kaiserhaus in Deutschland um alles Ansehen gebracht, und wenn trotzdem immer noch ein großer Theil der deutschen Fürsten ihm folgte, so geschah es, weil diese über den Verhalt der Sache und ihrer Stellung nicht im Klaren mit sich waren, oder aus Religionssympathie. Daß aber die Zeit nahe war, daß dieses Kaiserhaus

mit seinen Traditionen für Deutschland unmöglich sei, das sah mancher Denker und vor allem wohl der König Friedrich.

Friedrich behandelte das Kaiserhaus seinem wahren Werthe nach, nämlich mit Geringschätzung, und in seinen Schriften hat er die Unwürde desselben darzulegen sich nicht gescheut, ja sogar zu einer Gewissensaufgabe gemacht. Wenn daher süddeutsche Geschichtsschreiber des vorigen Jahrhunderts dem Könige den Vorwurf gemacht haben, daß er dem kaiserlichen Ansehen und dadurch den Reichsverhältnissen geschadet habe, so muß dagegen behauptet werden, daß das habsburgische Kaiserhaus sich bereits so sehr aller Würdigkeit entkleidet und das Reich so weit ins Verderben geführt hatte, daß es für eine Wohlthat gehalten werden mußte, seinen Untergang zu beschleunigen.

Nur das hatte Friedrich gethan; selbst wenn bei Friedrich Eigennutz mitgewirkt hätte, wenn selbst schon der Gedanke ihn beherrscht hätte, auf den Ruinen des habsburgischen Römisch-Deutschthums ein reines Deutschthum, ein verjüngtes, besseres, echt nationales Reich unter Preußens Vortheile zu errichten, selbst dann gebührte dem Könige eher Dank als Vorwurf, da der alte Kaiserthron bereits so sehr Ruine war, daß selbst das räuberische Ausland, namentlich Frankreich, ihn als solche behandelte, und an seine Erhaltung gar nicht mehr gedacht werden konnte.

Wie oben erwähnt, beschloß Friedrich nun, sich gegen die Franzosen zu wenden. Eben war er noch mit Vorbereitungen beschäftigt, als ihm von seinem General Lehwald aus der Provinz Preußen eine Nachricht zuging, die zwar für ein Siegesfest nicht Anlaß gab, wohl aber geeignet war, die schlimme Besorgniß des Königs zu ändern:

In Maimonat (1757) waren die Russen 124,000 Mann stark mit 300 Kanonen über die kurische Grenze gerückt. Als ob sie fürchteten, dem großen Friedrich sich zu nahen, schienen sie sich begnügen zu wollen, Memel und einige ostpreußische Grenzdistricte zu besetzen. In ihrer meisterlichen Rohheit hausten sie schlimmer wie einst die Mongolen. Desto schneller wurden die Gegenden, in denen sie hausten, ausgebeutet. Schon murrten die Truppen, daß der Feldmarschall Apraxin sie in den erschöpften Landstrichen festhielt. Um der Mißstimmung seiner Leute zu begegnen, detachirte Apraxin den General Fermor mit einer starken Armee.

Da ging die Nachricht von der Schlacht von Kollin ein, und diese bewog Apraxin, nun rasch in Preußen vorwärts zu gehen. Nach Detachirung Fermors war seine Armee noch 90,000 Mann stark. Am 28. August überschritt er den Pregel, und hier trat ihm der älteste General des preußischen Heeres, der achtundsiebzigjährige Feldmarschall v. Lehwald mit 24,000 Mann entgegen. Der greise Held hatte bereits kurz nach dem Einrücken der Russen

den Befehl erhalten, „er solle ohne Rücksicht Jedem, der ihm zu nahe komme, auf den Hals gehen und ihn schlagen.“ Daher brauchte er die Verantwortlichkeit, eine solche Uebermacht anzugreifen, nicht zu scheuen. Auch war er vertraut und befreundet mit König Friedrichs Praxis, die sich ja stets im Außerordentlichen ergangen hatte.

Am 29. August schlugen die Russen bei Norkitten ein Lager. Sogleich gingen auch die Preußen über die Pregel und nahmen eine solche Stellung gegen den Feind bei Wehlau, daß sie von demselben nur durch einen Wald getrennt waren. Die Truppentranslocirung, welche der preußische General von Dohna vornahm, ließ die Russen erkennen, daß sie am nächsten Tage eine Schlacht zu bestehen haben werden, und dies hatte den Nachtheil, daß sie sich auf eine solche besser vorbereiteten, als sie sich sonst vorbereitet haben würden, da sie von der kleinen preußischen Armee angegriffen zu werden, kaum hatten erwarten mögen.

Am Abend desselben Tags (29. August) unternahm der alte Feldmarschall, von mehren Offizieren begleitet, eine genaue Recognoscirung des feindlichen Lagers. Der Zufall fügte, daß ihn der russische Feldherr bei diesem Geschäfte beobachtete. Obschon Apraxin ein scharfsinniger General durchaus nicht war, ergriff ihn doch augenblicklich die Idee, den Schlachtentwurf des Generals Lehwald, der voraussichtlich auf diese Recognoscirung basirt wurde, dadurch zu verderben, daß er während der Nacht seiner Armee eine andere Stellung gab und die Preußen also auf ganz andere Verhältnisse stoßen mußten, als für welche Lehwalds Angriffsarrangement berechnet war. Diese List entschied im Voraus die Schlacht.

Es war des Morgens noch nicht um 2 Uhr am 30. August, als die Preußen in drei tiefen Hohlwegen durch den Wald avancirten. Vor demselben angekommen, erblickten sie die Russen, wie es schien, in Schlachtordnung. Die beiden Treffen derselben, hinter denen sich stellenweise starke Reserven befanden, dehnten sich weit aus und der linke Flügel barg sich hinter Gehölzen und Dörfern. Feldmarschall Lehwald war der Meinung, daß die russische Schlachtlinie nicht weiter reiche, als sie bemerkbar war, aber nicht, daß sie sich noch weit über den Wald hin ausdehne. Ueberhaupt war die Stellung der Russen nur unklar wahrzunehmen, da der Nebel in ganz ungleicher Verbreitung sie hier und da mehr oder weniger verbarg und Täuschungen verursachte. Der Feldmarschall mußte sich unter diesen Umständen ganz auf das Ergebniß seiner Recognoscirung vom vorhergegangenen Abend verlassen, und ließ demgemäß seine Colonnen deployiren. Seinem linken Flügel, der am wenigsten gut gedeckt war, gab er 30 Schwadronen unter dem General von

Schorlemmer. Zur Seite stand ihm der Graf von Dohna, ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter General.

Gegen 5 Uhr Morgens wurde das Signal zum Angriffe auf preußischer Seite gegeben. Nachdem die Artillerie mit einem äußerst lebendigen Feuer die Schlacht eingeleitet, ging das erste preußische Treffen in Sturmschritt vor. Der Angriff war gewaltig und es gelang nicht nur eine Batterie zu nehmen, sondern auch einige russische Cavalerie-Regimenter aus dem Felde zu schlagen. Feldmarschall Lehwald hatte seinem rechten Flügel eine zahlreiche Cavalerie gegeben in der Absicht die Russen auf ihrer linken Seite zu überflügeln, wozu die Terrainverhältnisse einzuladen schienen.

Es gelang auch auf dieser Seite die russische Infanterielinie zurück zu drängen und sogar zu durchbrechen. Dabei aber überzeugte sich der preußische General, daß er es nicht mit der linken Flanke des russischen linken Flügels, sondern mit der Mitte dieses Flügels zu thun habe, der auf ein starkes zweites Treffen und auf eine Reservelinie gestützt war. Ueberhaupt fand man die russische Schlachtordnung ganz anders als erwartet worden, insbesondere die Artillerie ganz gegen Vermuthen arrangirt.

So sah sich der Feldmarschall zu einer Truppenumstellung, und namentlich zu einer anderen Verwendung der Cavalerie gezwungen. Dabei aber war es auch nöthig, die preußische Schlachtordnung nach rechts zu verlängern oder dieselbe um eine beträchtliche Strecke rechts zurücken zu lassen, damit der weit überstehende linke russische Flügel nicht auf die rechte preußische Flanke einschwenke, wodurch er auch Position auf den Rücken des preußischen rechten Flügels gewonnen haben würde.

So gefährlich diese Veränderungen der Schlachtordnung mitten im Kampfe waren, schien doch eine Verlängerung des rechten Flügels durch Einschiebung des zweiten Treffens in das erste immer noch das am wenigsten Gefährliche zu sein, wenn gleich dadurch eine neue Bewegung, nämlich die Vertheilung der Reserven auf ein größeres Terrain, erforderlich wurde.

Während dieses Arrangements agirte die Artillerie auf das Heftigste, um die Bewegung zu verbergen, und die Attaque auf zwei im linken russischen Flügel liegende Dörfer wurde zu gleichem Zwecke fortgesetzt. Die Dörfer gingen in Flammen auf und ihr Rauch, nach links getrieben und von dem schweren Nebel niedergedrückt, überzog das ganze Schlachtfeld so, daß der Feind auf 100 Schritte noch nicht zu erkennen war.

Nun erfolgte ein neuer großer Angriff der Preußen. Mehre russische Regimenter wurden geworfen, der General Lapuschin gefangen genommen, eine Batterie erobert und die Cavalerie des rechten russischen Flügels dergestalt durch einen Choc der 30 preußischen Schwadronen unter dem General

Schorlemmer zurückgeworfen, daß dieser in den Rücken der russischen Schlachtordnung gehen zu können glaubte. Doch kaum hatte er diesen Angriff, der freilich einen bedeutenden Eindruck gemacht haben würde, unternommen, als von Norkitten aus das russische zweite Treffen mit einer äußerst starken Artillerie vorgeschoben und die preußische Cavalerie in ein unerträgliches Kanonenfeuer gebracht wurde. Zugleich war die russische Cavalerie stärker zurückgekehrt. Unter diesen Umständen ging Schorlemmer wieder in die Schlachtordnung, um sich zu einem neuen Angriff zu sammeln. Da das erste Treffen der Russen von der preußischen Infanterie stark engagirt war, erlitt die diesseitige Cavalerie bei dieser Bewegung keinen Schaden.

Der linke Flügel der Russen hatte indessen entschiedene Nachtheile erlitten. Aus den beiden Dörfern geworfen, war diese Deckung den Preußen zugute gekommen, und sie hatten selbst Artillerie in Stellung gebracht. Dennoch blieb das Massenübergewicht des Feindes so fühlbar, daß ein größerer Erfolg sich unmöglich zeigte, zumal die russische Schlachtordnung immer noch weit über die preußische ragte und das Schlimmste gefürchtet werden mußte, wenn etwa ein russisches Cavaleriecorps durch den Wald brach und die preußische rechte Flanke gewann.

Die russische Taktik weist indessen weniger auf Flanken=, als auf Centrumoperationen hin. Sie sucht durch wuchtende Massenangriffe in einer Durchbrechung des Feindes die Entscheidung. Diese Methode war hier für die Preußen in vorzüglichem Maße gefährlich. Ihr Centrum war durch die spätere Ausdehnung des rechten Flügels so sehr geschwächt worden, daß es nicht nur der Reserve entbehrte, sondern auch das Treffen nicht einmal überall Schluß hatte. Und nun ging gegen das preußische Centrum eine russische Colonne von 20 Bataillonen unter dem Commando des Generals von Romanzow. Der Stoß war gewaltig. Mehre preußische Batterien gingen verloren. Die schwache Infanterie konnte unmöglich Widerstand leisten. Cavalerie konnte von dem linken Flügel nicht sogleich herangezogen werden.

Um inzwischen doch eine Durchbrechung der Schlachtordnung unmöglich zu machen, ließ der alte Feldmarschall über Hals und Kopf die Reserve der Flügel hervorziehen. So stand die Schlacht wieder eine Weile im Gleichgewicht und es schien zweifelhaft, welcher Partei der Sieg zu Theil werde. Aber Lehwald war überzeugt, daß er hier keine Lorbeern pflücke, und mit der letzten Kraftanstrengung, die die Schlacht noch ein Mal zum Stehen brachte, hatte er nur die Absicht gehabt, sich einen unbeeinträchtigten Rückzug zu verschaffen.

Indem er nun — es war gegen 9 Uhr Morgens und nachdem die Schlacht über 4 Stunden gewüthet hatte — die Cavalerie eine Flanken=

stellung nehmen ließ, um die etwa vorrückende russische Armee zu bedrohen, zog er seine Batterien, deren er vier verloren hatte, zurück und ließ dennoch die Infanterie auf denselben Wegen, auf denen sie gekommen war, abmarschiren. Der Wald, die Cavaleriedeckung und das Geschick, mit welchem dem Abmarsche der Schein einer Truppentranslocation in der Schlachtordnung gegeben wurde, verhüteten die Verfolgung in solchem Maße, daß durchaus kein Verlust erlitten wurde. Die Russen hatten auch völlig mit sich selbst zu schaffen. Sie waren nicht nur in Verwirrung gerathen, sondern ihre großen Verluste machten die Massen augenblicklich auch indisponibel. Nicht weniger als 9000 der Ihrigen und eine Anzahl Geschütze waren verloren gegangen, während sich der Verlust der Preußen auf 27 Geschütze, aber nur 4600 Menschen belief. Zu dem hatte die Bravour der Preußen einen solchen Eindruck gemacht, daß die Russen durchaus keine Neigung empfanden, sich mit diesem Feinde sobald noch ein Mal etwas zu schaffen zu machen.

Feldmarschall Apraxin, obschon kein großer Feldherr, täuschte sich über die Art seines Sieges durchaus nicht. Bewahrte er auch den Schein desselben dadurch, daß er drei Tage lang auf dem Schlachtfelde stehen blieb, so wußte er doch, daß sich ein solcher Sieg ohne Gefahr nicht verfolgen lasse. Er zog sich daher wieder auf russisches Gebiet zurück und ließ auf preußischem Boden nichts weiter als die Besatzung von Memel. Der ganze Feldzug kostete den Russen 30,000 Mann, die meistens jedoch durch Krankheiten umgekommen waren.

So war Friedrich nun, voraussichtlich für den ganzen Feldzug dieses Jahres, von dem gefährlichsten und stärksten Feinde, den Russen, befreit. Konnte er auch die lehwald'sche Armee nicht an sich ziehen, weil in diesem Falle die russische sofort wieder in Preußen eingedrungen sein würde, so war er doch gewiß, nichts von seinen Truppen für den nördlichen Kriegsschauplatz abgeben zu müssen und konnte sich nun ungeschwächt und leichtern Herzens gegen die Franzosen wenden, die bereits, von unverdientem Glück begünstigt, bis in die Mitte Deutschlands vorgedrungen waren und Hessen und Hannover im Besitze hatten.

20.

Die Schlacht bei Hastenbeck.

Nach der Schlacht von Kollin (18. Juni) und der Aufhebung der Belagerung von Prag (20. Juni) hatte König Friedrich seine Armee in zwei Corps

zurückgehen lassen. Das eine, rechts der Moldau, bestand aus der Belagerungsarmee der Großseite von Prag und der Armee, welche die Schlacht bei Kollin geschlagen hatte und die bald nach diesem verderblichen Acte wieder organisirt wurde.

Dieses große Corps, zu welchem Friedrich noch ein starkes Detachement unter dem General von Winterfeldt stoßen ließ, enthielt über 40,000 Mann mit sehr starker Artillerie. Der König wußte wahrscheinlich noch nicht, in wie mißliebiger Weise sich sein Bruder August Wilhelm, der Prinzthronfolger, über seine Kriegführung vor Prag geäußert hatte, denn er übertrug ihm den Oberbefehl über jene starke Armee. Unter dem Prinzen befehligten der Herzog von Bevern und, wie erwähnt, der General von Winterfeld. Diese Armee war bestimmt, nach einem kurzen Rückzuge auf Böhmisch Leipa zu Deckung der Lausitz und Schlesien Stellung zu nehmen.

Die andere Armee bestand aus dem bedeutend verstärkten Corps des Feldmarschalls Keith, welches die kleine Seite von Prag umschlossen gehalten. Mit dieser zog sich der König über Budin auf Leitmeritz, und hier nahm er Stellung. Er hoffte, daß nun eine seiner beiden Armeen von dem österreichischen Heere angegriffen werde, und indem nun die nicht angegriffene der angegriffenen Armee zu Hilfe kommen sollte, gedachte er den Oesterreichern eine Schlacht zu liefern, die sie auf lange unfähig machte, Sachsen oder Schlesien in Gefahr zu setzen.

Allein der Prinz Carl von Lotharingen war weit entfernt, den bei Kollin von Daun erworbenen Ruhm sobald aufs Spiel zu setzen. Der vorsichtige Daun namentlich durchblickte des Königs Plan und scheuete die überlegene Kriegskunst desselben. Auch schien ihm die Offensive österreichischer Seits umso mehr noch unklug, als in Kürze eine beträchtliche Verstärkung durch baierische und würtembergische Truppen zu erwarten war.

So wurde nun österreichischer Seits beschlossen, einen großen Angriff nur dann zu unternehmen, wenn die beiden preußischen Armeen nicht mehr in Verbindung mit einander stehen würden; bis dahin aber sie nur durch kleine Kriege zu beunruhigen, zu schädigen und außer Verbindung zu setzen.

In dieser klugen Vorsicht charakterisirte sich der Feldmarschall Daun. Seine Kriegskunst ging darauf hinaus nichts zu verlieren; König Friedrich dagegen operirte für den Gewinn, wozu freilich Muth und Kühnheit gehörten; aber wie das Sprichwort sagt, ist das Glück dem Muthigen hold.

Der Prinz von Lotharingen sendete den größten Theil seiner Cavalerie, in verschiedene Corps getheilt, aus, die beiden preußischen Armeen zu umschwärmen, zu beunruhigen, die Zufuhr abzuschneiden und ihnen ohne Selbstgefährdung jeden möglichen Schaden zu thun. General Nadasdy legte sich

mit 13,000 Mann ungarischer Cavalerie auf die Linie zwischen Leitmeritz und Leipa, wodurch die Verbindung beider preußischer Lager aufgehoben wurde. Um die preußische Zufuhr auf der Elbe abzuschneiden, wurde das Schloß Tetschen angegriffen, wodurch der Prinz von Preußen gezwungen wurde eine beträchtliche Truppenmasse von seiner Armee zu detachiren. Die Panduren raubten in der Nähe des Lagers des Prinzen alle Dörfer aus, fingen Zufuhren ab und verödeten die Gegenden. Endlich umgingen sie selbst das preußische Lager und bedroheten die Rückzugslinie der unter dem Befehle des Prinzthronfolgers stehenden Armee.

Unter diesen Umständen meinte der Prinz sich nicht länger auf böhmischem Boden behaupten zu können. Er zog sich auf Zittau zurück.

Aber die Gebirgswege verursachten unermeßliche Beschwerden. Die Truppen mußten zu Zweien gehen, und das Fuhrwerk war oft gar nicht fort zu bringen.

Da fiel natürlich viel der österreichischen Reiterei in die Hände, welche den Zug zu beiden Seiten begleitete wie die Hyäne eine Carawane. Munitions- und Fouragewagen, ja selbst die werthvollen Pontons wurden ihre Beute.

Die Verwirrung war groß und der Verlust stand mit ihr in richtigem Verhältniß. Die Stadt Gabel wurde, da Artillerie mangelte, nach sechsunddreißigstündiger Beschießung den Oesterreichern überlassen: und nun freilich konnte sich dieses preußische Heer in Böhmen nicht länger behaupten, um so weniger, da die Oesterreicher schon mit einem Corps in der Lausitz standen und den Rückzugsweg der Preußen ausplünderten.

Mit Verlust von fast 10,000 Mann an Todten, Gefangenen, Deserteurs und des ganzen Trains kam die Armee vor Zittau an. Da ihr aber das Gros des österreichischen Heeres auf dem Fuße folgte, hier aber unmöglich die ganz destruirte Armee so schnell schlagfertig gemacht werden konnte, als die Nähe des Feindes nöthig erscheinen ließ, so setzte der Prinz den Rückzug bis Bautzen fort. Mangel an Fuhrwerk zum Transport des in Zittau befindlichen großen Magazins nöthigte zum Schutze dieses Magazins eine Besatzung von zwei Regimentern zurückzulassen. Mit Zunahme der Abfuhr wurde die Besatzung gemindert, und als die Oesterreicher vor Zittau erschienen, war das Magazin größtentheils geleert und die Besatzung nur noch vier Bataillone stark.

Es war immer Liebhaberei der österreichischen Feldherren, ihre Bravour an schwachen unschädlichen Feinden zu zeigen. So beschlossen sie nun das reiche und schöne Zittau, damals eine Perle in der Reihe der sächsischen Städte, darum einzuäschern, weil sich in demselben noch ein kleiner Rest des preußischen Magazins befand und die preußische Besatzung sich diesen und sich selbst zu übergeben weigerte.

12*

Der fürchterliche Beschluß, der an die frevelhafte Zerstörung Magdeburgs erinnert, wurde im Beisein der beiden Prinzen des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen gefaßt. Der Prinz Xaver soll selbst zu dem barbarischen Werke aufgemuntert haben; doch ist denkbarer, daß er nur zu widersprechen nicht gewagt hat, obwohl ihn seine Stellung zu einem solchen Widerspruch völlig berechtigt hätte. So wurde nun am 23. Juli Zittau mit Bomben, Brandkugeln und Pechkränzen beworfen und bis auf ein Fünftheil in Asche gelegt.

Nachdem der Rest des Magazins in Flammen aufgegangen, zogen die preußischen Bataillone unbehelligt ab, und nur ein Oberst von Dierecke fiel mit 150 Pionieren und 80 Musquetieren in Gefangenschaft, da er durch die verschütteten Straßen einen Ausgang nicht finden konnte. Nach der Zerstörung Zittaus rückten die Oesterreicher dem preußischen Heere des Prinzen August Wilhelm auf Bautzen nach, dieses indessen zeigte sich hier zu einer Schlacht bereit, die der Prinz von Lotharingen nicht annehmen mochte. So standen beide Heere drohend vor einander, ohne sich etwas zu thun.

König Friedrich war aufs Höchste über den Rückzug seines Bruders, der so ungeheure Verluste verursacht und den Krieg in das eigene Land hereingezogen hatte, erbittert. Nach seinem Urtheile mußte sich der Prinz vor Gabel, und mindestens doch vor Zittau zur Wehr setzen, und da er der Hilfe des Königs gewiß war, scheint es, daß er das allerdings ohne Gefahr hätte thun können. Ja vielleicht wäre es dann zu der Schlacht gekommen, die der König sich wünschte, um die Scharte von Kollin auszuwetzen und den österreichischen Plan für diesen Feldzug zu Nichte zu machen. Hier konnte der König 70,000 Mann in der Defensive verwenden. Wer möchte zweifeln, daß er seinen Plan durchgeführt und hier mit einem Male das Uebel annullirt hätte, dessen Nachwehen er nun unweigerlich empfinden mußte.

Der Rückzug des Prinzen, der seinen Plan durchstrich, war für ihn ein schwereres Unglück als die Niederlage bei Kollin, und es war ihm unmöglich, seinem Bruder diesen großen Fehler zu vergeben. Er nahm ihm nicht nur kurz danach das Commando, sondern behandelte ihn auch in Vorwürfen äußerst hart und ohne Rücksicht auf den geistigen Zustand, in welchem der Prinz zu Folge einer Kopfverletzung im Lager vor Prag sich befand. Vielleicht war die Hypochondrie, der sich ja in der Regel Muthlosigkeit anschließt, der einzige Grund des falschen Verhaltens, welches der König dem kranken Bruder zu so schwerem Vorwurfe machte.

Nachdem die große österreichische Armee, der preußischen Armee unter dem Prinzen August Wilhelm folgend, in der Lausitz eingerückt war, um

nicht nur diese mit Vernichtung und den preußischen Staat selbst mit einem Einfalle zu bedrohen, hatte der König keinen Zweck mehr in Böhmen.

Es galt jetzt, Sachsen vor den Franzosen zu sichern, es galt auch die Oesterreicher aus der Lausitz zurück zu treiben. Noch hatte der König 50,000 Mann unter seiner Hand, und für seinen Feldherrngeist waren diese schon ein großes Mittel. Er wendete sich, nur 16,000 Mann unter dem Feldmarschall Keith an der böhmischen Grenze zurücklassend, nun über die Gebirge nach Sachsen, um zunächst die Fehler seiner Generale gut zu machen; denn den Rückzug aus Böhmen hielt er für den unverzeihlichsten Fehler, wie aus seinem Briefe an den Prinzen Moritz hervorgeht, in welchem er schrieb:

„Ew. Liebden setzen mich durch Ihre Absicht, sich nach der Lausitz zurückzuziehen, in Erstaunen. Ew. Liebden werden doch nicht so toll sein, sich ohne meine positive Ordre zurückzuziehen! Sie bleiben mir verantwortlich und erwarte, daß mein Befehl absolut befolgt wird."

Gleichwohl hatte, wie wir wissen, der Rückzug unter dem Commando des Prinzen von Preußen stattgefunden, der des Königs Plan gänzlich zerstörte, und wegen dessen der König auch nach der Lausitz eilen mußte, anstatt, wie seine Absicht gewesen war, sich gegen die Franzosen zu wenden.

Er lagerte sich zunächst bei Pirna, wo er seine Truppen ordnete und für die Verproviantirung derselben sorgte; denn der Rückzug der Armee des Prinzen sollte hauptsächlich durch Mangel an Proviant entschuldigt werden, welche Entschuldigung Friedrich aber niemals hat anerkennen mögen.

Am 26. Juli verließ der König das Lager. Da ein österreichisches Corps unter dem nachmals so berühmten Laudon in Sachsen einzudringen drohete, so ließ Friedrich zum Schutze Dresdens sowohl als überhaupt Sachsens, 15 Bataillone und 40 Schwadronen unter dem Befehle des Prinzen Moritz zurück. Mit der andern größern Hälfte dieser Armee zog er in nur zwei Märschen von Dresden nach Bautzen. Aber auch auf diesem Wege fand er unerwartete Widerwärtigkeiten. Es schien, als ob eine unsichtbare Hand allenthalben in seine Entwürfe griffe. Sein Mißtrauen wurde dadurch gegen den kurfürstlichen Hof in Dresden in hohem Maße erregt, und in der That fand sich auf diesem kurzen Kriegszuge in der Lausitz, daß der kurfürstliche Hof im Geheimen gegen ihn zu arbeiten nicht unterließ. Der preußische General von Werner stieß nämlich bei Ostritz auf das österreichische Reitercorps unter dem General Nadasdy, vertrieb es und erbeutete die Bagage desselben, mit dieser das Gepäck Nadasdys.

Dieser Fang war für Friedrich aber darum wichtig, weil durch denselben Briefschaften des sächsischen Hofes zu Dresden in seine Hand gelangten, die die Verbindung desselben mit den Feinden ans Licht brachten, und ihn in den

Stand setzten, sich ferner vor Gefahr zu schützen. Er ließ nun nicht nur die Oberhofmeisterin der Kurfürstin, Gräfin Ogilvi, nebst andern Personen des kurfürstlichen Hofes, aus Dresden verweisen, sondern auch später die Gräfin von Brühl nach Polen zu ihrem Gemahl, und den Kammerjunker von Schönberg nach Berlin bringen.

Die Kurfürstin wurde zwar immer noch mit aller Schonung behandelt, da aber ihre eigenen aufgefangenen Briefe den Krieg betreffende Mittheilungen enthielten, so enthielt sich der König einer ernsten Verwarnung und der Drohung nicht, daß wenn sie von diesem heimlichen feindlichen Einwirken auf die Kriegsangelegenheiten nicht ablasse, sie es sich werde gefallen lassen müssen, eine andere Residenz angewiesen zu erhalten.

Zugleich wurde die Commandantur zu Dresden anders, nämlich mit dem Obersten von Fink, besetzt und dieser mit Instruction zur strengsten Ueberwachung der correspondenziellen Verbindung des kurfürstlichen Hofes versehen.

Ohne Frage konnte Friedrich nicht fordern, daß die Kurfürstin ihm eine Freundin wäre. Sie konnte ihre Gefühle von der Politik und den Plänen ihres Gemahls, der sich fort und fort in Polen aufhielt, unmöglich trennen. Ja selbst sich ganz unbetheiligt zu halten, hätte die edele Frau nicht vermocht, da alles, was sie in Dresden geschehen sah, gegen das Interesse ihres Gemahls und der Kaiserin, ihrer nächsten Blutsverwandten, gerichtet war. Diesem Verhältniß verschloß der König Friedrich eine gerechte Würdigung nicht; aber freilich konnte er auch die heimliche Befehdung seiner Kriegsanstalten nicht gut heißen; am wenigsten aber jetzt, wo seine Sache auf einen so schlimmen Stand gerathen war.

Nachdem Friedrich am 29. Juli vor Bautzen das Heer seines Bruders August Wilhelm unter seinen Befehl genommen, es verstärkt und bis zum 15. August reorganisirt hatte, ging er gerade auf das österreichische Heer los, welches bei Löbau am Fuße des schönen kegelförmigen Berges, der die Landskrone genannt wird, gelagert war. Er suchte eine Schlacht. Aber trotz der großen Ueberlegenheit hatte weder der Prinz Carl von Lotharingen, noch der Cunctator Daun den Muth, den Handschuh aufzuheben.

Da machte der König eine divergirende Bewegung gegen Böhmen, der das österreichische Heer nothwendig folgen mußte, und so wurde der Schauplatz wieder auf die böhmische Grenze bei Zittau versetzt, wo die Oesterreicher auf einem hohen Plateau in unangreiflicher Position ein verschanztes Lager aufschlugen. Vergebens suchte sie Friedrich aus ihrer Stellung zu demonstriren und sie zu einer Schlacht zu zwingen. Sie blieben unbeweglich.

Daun hatte wohl gute Gründe zu seinem Verhalten. Er hatte den

König bei Kollin kennen gelernt und fürchtete dessen überlegenes Feldherrn-talent; er wußte anderntheils, daß derselbe wegen der Fortschritte der Franzosen in Thüringen nicht lange auf dem schlesischen Schauplatze weilen könne, und drittens endlich naheten jetzt die baierischen und würtembergischen Truppen, die seine Ueberlegenheit fast verdoppeln sollten. Das waren die Gründe, die den Feldmarschall Daun bewogen, hier durchaus eine Schlacht nicht anzunehmen. Er hielt es mit dem Sprichwort, „Vorsicht ist zu allen Dingen nütze". Hätte der König Friedrich nur etwas mehr Zeit gehabt, so hätte dieses Princip leicht dem Feldmarschall zum Verderben gereichen können.

Da nun der König ebenso wenig die Oesterreicher zur einer Schlacht bewegen als sich länger aufhalten konnte, so gab er seinem Heere eine Stellung auf der Höhe von Jauernick, detachirte den General Winterfeldt mit einem Corps an die Neiße, den General von Grumbkow mit einem zweiten Corps nach Schlesien, übertrug den Oberbefehl dem Herzog von Bevern mit dem Befehle, den Feind auf böhmischen Boden zu maneuvriren, aber während seiner (des Königs) Abwesenheit eine Schlacht zu vermeiden, wenigsten nicht zu suchen, und danach ging er mit sehr wenigen Truppen, so daß die bevern'sche Armee immer noch einen Bestand von 56,000 Mann in 50 Bataillonen und 110 Schwadronen behielt, nach Dresden zurück.

Hier prüfte der König noch einmal die Lage der Dinge. Sie sah trüber aus, als wir sie bereits kennen, denn die Schlacht von Groß-Jägersdorf (30. August) war noch nicht geschlagen, und ob der greise Feldmarschall Lehwald den Russen zu widerstehen vermöge und welchen Plan der russische Oberfeldherr Apraxin verfolgen werde, lag noch im Dunkel.

Weniger bekümmerten den König die Schweden, die aber auch schon unter ihrem Feldmarschall von Rosen bis Anklam vorgerückt waren. Dieser Feind konnte leicht durch einige Garnisonstruppen der Mark aufgehalten werden; die Russen aber waren zu fern und Friedrich hätte zuviel auf das Spiel gesetzt, hätte er sich gegen sie gewendet; so blieb eben nichts übrig, als sich im Norden auf den Feldmarschall von Lehwald zu verlassen und selbst gegen die Franzosen und das Reichsheer zu gehen.

Das französische Heer, 100,000 Mann stark, war bereits im Februar mobil gemacht worden. Aber, nur mit Zögern vorrückend, besetzte es erst im April die preußischen Länder am Rhein. An der Spitze dieses Heeres stand der Marschall d'Etrées, ein Enkel des in Deutschland berüchtigten, in Frankreich berühmten Louvois.

Bereits hatten sich die Verbündeten Preußens bei Bielefeld versammelt. Den größten Theil ihres Heeres machten die Hannoveraner und Braunschweiger aus, welche Letzteren der erst 22 Jahre alte Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand

von Braunschweig, der sich später als der treueste und würdigste Helfer Ferdinands, seines Oheims, erwies, befehligte. Den Oberbefehl führte der zweite Sohn des Königs Georg II. von England, der Herzog von Cumberland. Der Zufall, daß dieser als Knabe in der Schlacht bei Dettingen zufällig verwundet worden war, hatte ihm einen Ruf bereitet und ihn schnell zu der höchsten militärischen Würde emporgehoben. Allein er war ein ganz unfähiger Feldherr, was die wiederholten Niederlagen vor dem Marschall Moritz von Sachsen in den Niederlanden bewiesen, seine Eitelkeit und Befehlssucht ihm aber nie haben begreiflich werden lassen.

Dem König Friedrich war es durchaus nicht angenehm gewesen, daß dieser Prinz an die Spitze des Bundesheeres gestellt worden war; doch hatte er es aus Rücksicht auf den befreundeten und treugesinnten König Georg und dessen väterliche Eitelkeit gut heißen müssen. Um indessen Verkehrtheiten des Herzogs von Cumberland nach Möglichkeit vorzubeugen, hatte er unter tüchtigen Generälen mehre Regimenter seines Heeres den Bundesgenossen attachirt.

Trotz der Wünsche des Erbprinzen von Braunschweig und der preußischen Offiziere, die Franzosen gleich in ihrem Lager bei Münster anzugreifen, wich der Herzog unbegreiflicher Weise fort und fort zurück, wodurch ganz Hessen in die Hand der Franzosen fiel. Sein Vorwand, daß seine Armee zu schwach sei, war darum richtig, weil er nirgends Verstärkung zu erwarten hatte, also doch schlagen mußte. Uebrigens betrug seine Armee 40,000 Mann, und diese genügte in der Hand eines tüchtigen Feldherrn, die 100,000 Franzosen unter kluger Benutzung der Umstände das Schwert fühlen zu lassen.

Endlich wurde der Herzog von Cumberland zwischen Hastenbeck und Hameln zur Schlacht gezwungen. Die Franzosen griffen heftig an und nahmen mehre Batterien. Sofort hielt der Herzog die Schlacht für verloren und gab Befehl zum Rückzuge. Schon hatte auch der größte Theil des Heeres den Rückzug angetreten, als der junge Erbprinz von Braunschweig-Lüneburg sich mit seinen Braunschweigern gegen den Feind wirft, eine Hauptbatterie erobert und ihn zurückdrängt.

Alsbald greifen auch mehre preußische Bataillone und der hannöversche Oberst von Breitenbach von Neuem an, und ihre Thaten sind von solchem Erfolg, daß man dem Herzog von Cumberland die Meldung nachschickt, die Schlacht sei so gut wie gewonnen und er möge zurückkehren.

Aber der Herzog war dazu nicht zu bewegen — vielleicht aus verletzter Eitelkeit. So blieb dem tapfern Erbprinzen und seinen Genossen nichts übrig, als zum Zeichen ihres Sieges das Schlachtfeld bis zur Nacht zu behaupten und dann dem Gros des Heeres nachzuziehen. Wie erbittert Friedrich über

den Herzog von Cumberland war, so freuete er sich über den jungen Erbprinzen, von dem er sagte: „er ist zum Helden bestimmt.“

Die glückliche Wendung auf dem Schlachtfelde hielt auch den weitern Rückzug des Herzogs von Cumberland nicht auf. Derselbe endete erst bei Stade, so daß nun Hessen und Hannover ganz in Besitz der Franzosen geriethen und ihnen Sachsen preisgegeben war.

Und dieser tollen Kriegsoperation setzte nun noch ein Vertrag die Krone auf, der unter Vermittelung des Königs von Dänemark zu Kloster-Zeven am 8. September zwischen dem Herzog von Cumberland und dem französischen Oberbefehlshaber Marschall Richelieu zum Abschluß gebracht wurde. Nach demselben sollten die hannöversche Armee in neutraler Stellung bei Stade und alles eroberte Gebiet vorläufig im Besitze der Franzosen bleiben, die Hilfstruppen von Hessen, Braunschweig, Gotha und Bückeburg aber in ihre Heimath entlassen werden.

Diesen Vertrag nannte König Friedrich mit Recht einen Verrath. Er sah es nirgends deutlicher als hier, daß ein Fürst im Kriege sich nur auf sich selbst verlassen könne. Oesterreich war fast in allen Kriegen ein Opfer seines leichtsinnigen Verlassens auf fremde Hilfe geworden und bis zur Gegenwart hat es in dieser bösen Erfahrung keine Lehre gefunden. Preußen dagegen hat in der unvergleichlichen Pflege seines Militärwesens gezeigt, daß solche Fälle es für immer klug gemacht haben.

Nun erkannte zwar der König Georg von England den von seinem Sohne abgeschlossenen schmählichen Vertrag nicht an, sah sich vielmehr veranlaßt, denselben vom Heere abzurufen und selbst ihm seine Titel und Würden zu entziehen; für den Augenblick aber lastete doch das ganze Unglück auf dem Könige Friedrich.

So hatte sich nun auf allen drei Kriegsschauplätzen das Unglück in ungeheuerlicher Gestalt gegen den König erhoben, und er sollte nun alles wieder gut machen, was Schicksal und unfähige Helfer verdorben hatten. Wie daher bis jetzt im Glück und Sieg, mußte nun vielmehr noch im Unglück seine Größe sich zeigen; und diese war immer noch glänzend, wenn er unverzagten Muthes unterging, desto glänzender aber, wenn er mit seiner alleinigen Kraft alles das Unglück besiegte. In einem aufgefangenen Briefe der Kurfürstin von Sachsen hatten die Worte gestanden: „Die Siege des Königs von Preußen sind vorüber.“ Den König stachelte es, diese hohe Dame eines Besseren zu belehren.

Wie wir nun wissen, lagen die preußischen Länder und Sachsen den Franzosen jetzt offen da. Den Marschall Richelieu, der den Oberbefehl führte, gefiel es, das arme Hannover auszubeuten, und er hätte gern von allen

andern Geschäften abgesehen. Allein er mußte doch etwas zur Ehre des Namens thun, der der französischen Armee gegeben worden war. Man hatte sie la Dauphine (Befreierin, Helferin, nämlich in Bezug auf Sachsen) genannt.

Trotz diesem Namen führten die Franzosen allenthalben, also auch in Sachsen die größten Schändlichkeiten aus, brandschatzten, plünderten, beschimpften die Kirchen, nothzüchtigten, brandstifteten und übten ärgere Frevel aus als die Russen in Ostpreußen. Man konnte sich nicht wundern. Die Leute machten einen Unterschied zwischen Fürsten und Volk. Der Fürst war ihnen alles, das Volk nichts. Unter Sachsen verstanden sie aber nur den Kurfürsten Friedrich August, aber nicht sein Volk. Dieses hielten sie für eine Beute, ein vogelfreies Besitzthum des Eroberers. Ihr König Ludwig XIV. hatte gesagt: „Ich bin der Staat." Er also war der Staat, und sein Volk war nichts. Das war die Lehre, die die Franzosen mit nach Deutschland brachten und die auf fast allen europäischen Thronen in Geltung war.

Mit einer ganz andern Lehre aber hatte der König Friedrich von Preußen eine neue Zeit verkündigt. Groß und glänzend hatte er es ausgesprochen: „ich bin meines Volkes erster Diener." Daher wurden hier auch die Schandthaten der Franzosen anders beurtheilt, als sie sie selbst beurtheilten. Daher aber auch kam die ungemeine Begeisterung für ihn bei den Völkern, selbst denen, die gegen ihn geführt wurden. Ganz Europa fühlte es, daß von Friedrich ein Weckruf an die Humanität, an eine neue Zeit ausging, und staunend, gewiß hoch freudig staunend, lasen die Volker Worte, wie Friedrich sie in einem Gedichte an seine Schwester, die Gräfin von Baireuth, geschrieben hatte, und die so lauteten:

„Ich weiß ich bin ein Mensch, geboren nur zum Leid,
Doch gegen Mißgeschick halt ich den Muth bereit.
Du aber, liebes Volk, des Noth so sehr mich rührt,
Für dessen Wohl die Pflicht mich auf das Schlachtfeld führt,
Ich sehe Dich bestürmt, Dich von Gefahr umringt,
Dein banger Hilferuf mir zu dem Herzen dringt.
Nicht acht' ich Rang und Glanz für edleren Gewinn,
Zu retten Dich geb ich mein Blut dahin.
Denn Dir gehört dies Blut und Dir gehört dies Leben,
Mit Freuden sei's für Dich als Opfer hingegeben.
Auf lasset mit dem Schwerte mich den Lorbeer brechen,
Das Vaterland, das theure Volk zu rächen!"*)

Solche Fürstenworte, tief aus dem Herzen über das Volk gesprochen, die dem Volke eine neue, ganz andere, höhere, ja hochachtbare Stellung an=

*) Nach Friedrich Försters Uebersetzung.

wiesen, die es zum Hauptgegenstande des Staates machten, solche Worte waren von Fürstenlippen bis dahin nicht gehört worden; und der moralische Standpunkt, auf den sich der König Friedrich mit solchen Staatslehren stellte, der fand auch bei den feindlichen Völkern die höchste Anerkennung und trug unendlich viel dazu bei, ihn glücklich über die furchtbarsten Schicksale wegzuheben, sein Preußen aufzurichten und den stolzen Kaiserthron der Habsburger, dem das Volk nie mehr gegolten hatte, als ein schlechtes Dienstgesindel, versinken zu machen.

21.

Schlacht bei Roßbach.

Der französische Marschall Herzog von Richelieu befand sich bei seinen amüsanten Räubereien in Hannover zu wohl, als daß er die Expedition nach Sachsen selbst hätte leiten mögen. In der That schien auch das Aufbieten der gesammten französischen Macht, um dem Könige Friedrich Sachsen wieder zu entreißen, sehr überflüssig.

Friedrich hatte eine Armee gegen die Russen in Ostpreußen, sein Hauptheer gegen die Oesterreicher in der Lausitz und Schlesien, ein Observationscorps an die böhmische Grenze hinter Dresden stellen müssen, wie viel konnte ihm da noch übrig bleiben, hier den Franzosen und der Reichsarmee zu widerstehen?

Für die Behauptung Sachsens waren dem Könige nur 31 Bataillone und 36 Schwadronen geblieben, und von diesen mußte er 5 Battaillone und 10 Schwadronen ins Halberstädtische zur Beobachtung Richelieus detachiren und ein Corps an der Saale zur Deckung Sachsens unter dem Commando des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau stehen lassen, so daß ihm zur Operation nur 15 Bataillone und 25 Schwadronen blieben.

Gegen eine solche Macht ins Feld zu rücken, hielt der Marschall Richelieu für lächerlich. Er beauftragte daher seinen Unterbefehlshaber, den Prinzen von Soubise mit der Expedition gegen den König. Dieser französische Prinz war ein Liebling der königlichen Maitresse von Pompadour, sie hatte ihm die Befehlshaberstelle verschafft, um ihn zu Ehren emporzuheben, und ihrem Seladon war wirklich viel daran gelegen, lorbeerbekränzt vor der Angebeteten zu erscheinen. Der Prinz hielt sich keines Glücks fest versichert, da er wußte, daß ihm der König mit einer so erbärmlich kleinen

Macht begegnen werde. Er bereitete sich daher auch weniger auf eine Schlacht, als auf ein Siegesfest vor und schwärmte von einem glänzenden Einzuge in Berlin. Seine Offiziere, wie er, nahmen mehr Toilettegeräthe als Feldequipage mit, einige außer Pomaden, Haarölen, Pudermänteln und Schlafröcken, sogar Ballanzüge, Sonnenschirme und Papageien; in ihrer Dienerschaft aber Friseurs, Lustigmacher u. s. w.

Das Corps Soubises war 25,000 Mann stark. Der Herzog von Richelieu verstärkte es durch ein Corps unter dem Marschall von Broglio auf 36,000 Mann, und zu dieser französischen Armee sollten für die dem König Friedrich zu liefernde Schlacht noch von der Armee der deutschen Fürsten, der sogenannten Reichsarmee, unter dem Prinzen von Hildburghausen 27,000 Mann mit einigen österreichischen Regimentern stoßen, so daß der König den Kampf mit über 64,000 Mann aufzunehmen hatte.

Vor der Vereinigung lagerte der Prinz von Soubise in Thüringen. Der König rückte ihm am 12. September bis Erfurt entgegen in der Hoffnung, ihn noch allein zu fassen. Kurz vorher waren die Prinzen von Soubise und Hildburghausen beide hier gewesen, hatten sich aber bei der Annäherung des Königs nach Eisenach zurückgezogen. Auf diesem Rückzuge erhielten die Reichstruppen sechs Tage lang kein Brod, während die plündernden Franzosen mit Proviant überladen waren, und in Eisenach nahmen die Franzosen die Brunnen dergestalt in Beschlag, daß die Reichstruppen ihnen das Wasser abkaufen mußten, worüber es fast zu gefährlichen Auftritten gekommen wäre.

König Friedrich rückte nun bis Gotha vor, um die Anstalten des Feindes genauer zu untersuchen. Hier erregte seine Ankunft im Schlosse des Herzogs die größte Freude, und man hätte ihn wohl gern als einen treuen Schützer dort behalten. Doch ging er schon des andern Tags nach Erfurt zurück und ließ nun den General Seidlitz, der mit Recht einer seiner Lieblinge war, mit 15 Schwadronen zur Beobachtung zwischen Erfurt und Gotha stehen.

Kaum hatten die Prinzen von Soubise und Hildburghausen erfahren, daß der König Gotha verlassen und dahinter nur ein kleines Corps zurückgelassen habe, als sie diesem eine Schlacht zu liefern beschlossen. Alle Truppen, die zu einem so schnellen Schlage fertig waren, wurden vereinigt und ein Corps von 12,000 Mann mit 10 Kanonen zusammengebracht. Es bestand aus Fußtruppen der Reichsarmee, Panduren und anderer österreichischer Reiterei unter Laudon und französischer Reiterei. Am 19. September rückte dieses Corps bis Gotha vor.

Kaum hatte der General von Seidlitz das erfahren, als er seine 15 Schwadronen in drei einreihigen Linien sich so aufstellen ließ, daß es von fern scheinen mußte, als ob eine sehr starke Armee dastehe. Die beiden com=

mandirenden Prinzen, der Prinz von Darmstadt und die anderen Koryphäen des Offiziercorps hatten sich selbst beim Herzog von Gotha zur Tafel eingeladen, und eben wollten die Helden sich zum fröhlichen Mahle niederlassen, als das Geschrei durch die Stadt schallte, das ganze Heer des Königs Friedrich rücke so eben heran. Man eilte an die Fenster. In der That sah man lange Schlachtreihen sich nähern. Sofort stürzt alles in Verwirrung durcheinander. Die Offiziere lassen die gefüllten Schüsseln stehen und binnen einer halben Stunde befand sich das alliirte Corps in wilder Flucht nach Eisenach.

Nun aber ließ Seidlitz einen Theil seiner Reiterei zur Verfolgung abgehen, erbeutete die Bagage der Offiziere, nahm außer 3 Offizieren und 150 Soldaten einen Theil der Offizier-Dienerschaft, darunter Friseurs und Dirnen, gefangen, und die preußischen Offiziere hatten jetzt das Vergnügen, beim Herzog auf dessen freundliche Einladung, die Gerichte noch warm zu genießen, die die französischen Herren in der Eile hatten im Stich lassen müssen. Das war das drollige Vorspiel der Schlacht bei Roßbach, die einen durchaus ähnlichen Charakter hatte.

Während Friedrich in Thüringen die Situation des französisch-deutschen Kriegsschauplatzes beobachtete, ging ihm die Nachricht zu, daß sein unbeschütztes Berlin von einem aus der Lausitz hervorgebrochenen österreichischen Streifcorps angefallen werde. Diese Meldung wiederholte sich ganz in der Kürze. In der That war Berlin von 4,000 Kroaten unter dem General Grafen Hadik angegriffen und um 180,000 Thaler gebrandschatzt worden, da einige Bataillone in Uebereilung gebildeter Bürgermiliz nicht hatten Widerstand leisten können. Im Uebermuth hatte Graf Hadik zum Huldigungspräsent für seine Kaiserin 24 Paar Damenhandschuhe, mit dem Berliner Stadtstempel bedruckt, gefordert und sie auch erhalten. Aber alle waren nur für die linke Hand passend, wovon sich die Kaiserin erst überzeugte, als sie von dieser seltsamen Kriegstrophäe Gebrauch machen wollte. Die Berliner waren also schon damals mit einem guten Maß Witz gesegnet.

Dieser kroatische Streifzug war indessen österreichischer Seits eine sehr gut berechnete Diversion, die, von den Franzosen benutzt, großen Erfolg hätte haben können; denn nicht nur der Prinz Moritz war sofort mit seinem Corps nach Berlin geeilt, sondern auch der König in Eilmärschen nach Herzberg gegangen, wo er erfuhr, daß die Gefahr vorüber sei.

Nun weilte er nur so lange, als die Situation zu überblicken nöthig war. Die Partie in Schlesien stand schlimm, wovon ihn selbst der übermüthige Streifzug der Kroaten nach Berlin überzeugte. Allein hätte er sich jetzt gegen die Oesterreicher wenden wollen, sie würden doch wieder eine

Schlacht und jede Entscheidung vermieden haben, da sie auf die Besetzung Sachsens durch die Franzosen und das endliche Einschließen der Preußen in Schlesien rechneten.

Der König aber hielt es für gut, zuvörderst den Oesterreichern diese Zuversicht zu nehmen. Und da ohnehin ein Angriff der Franzosen minder bedenklich erschien, so besann er sich nicht lange, beorderte den Prinzen Moritz in Eilmärschen von Berlin nach Sachsen, ließ gleiche Ordre dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, der mit einem schwachen Corps in Magdeburg stand, desgleichen auch dem Prinzen Heinrich von Preußen zugehen, und zog nun selbst nach Sachsen.

Dieses wichtige Land war zuletzt einzig dem schwachen Beobachtungscorps des Marschalls Keith und der seidlitz'schen Cavalerie anvertraut gewesen. Die kleine Schaar der Preußen hatte vor der wolkenartigen Masse der Franzosen und Reichsvölker natürlich zurückweichen müssen, und so war bis Naumburg an der Saale Sachsen nun in deren Besitze.

Jetzt — es war am 28. October — hatte König Friedrich alles, was er für den Schlag verwenden konnte, bei Leipzig versammelt. Es betrug nicht mehr als 24,000 Mann. Davon mußten noch einige Tausend Mann abgerechnet werden, die bei einem etwaigen Uebergang über die Saale, welche jetzt die Preußen und Franzosen von einander schied, zurückgelassen werden mußten zur Sicherung einer Rückzugsstraße.

Am 30. October ließ Friedrich sein Heer aus dem Lager bei Leipzig in drei Colonnen auf Halle, Merseburg und Weißenfels abgehen. Die drei nach Weißenfals dirigirten Colonnen führte er selbst.

Die Avantgarde der Franzosen wich vor ihm über die Saale und brannte die Brücke hinter sich ab. Ihre Retirade war so eilig, daß der Prinz Soubise seine ungeheure große Feldbibliothek in Weißenfals zurückließ und dieselbe den Preußen in die Hand fiel.

Als Friedrich ans Saalufer kam, um einen passenden Platz für eine Floßbrücke zu ersehen, gelüstete es einen Offizier der französischen Vorposten (Brunet) den König niederzuschießen. Allein der französische General Crillon verwies ihm das mit dem ehrenhaften Bemerken, daß er hier das Gewehr nicht auf einen gewöhnlichen bedeutungslosen Soldaten, sondern auf eine geheiligte Person richte, zu dem ein ganzes Volk Heil und Glück fordernd emporschaue.

Obschon die Franzosen, als ob sie sich auf einer Flucht befänden, allenthalben die Saalbrücken abgebrochen hatten, bewerkstelligte das preußische Heer doch gleichzeitig am 2. November bei Halle, Merseburg und Weißenfels den Uebergang, und die drei Corps vereinigten sich am folgenden Tage auf den

Höhen von Braunsdorf, welche sich links der Saale zwischen den Städten Freiburg an der Unstrut, Mücheln, Merseburg und Weißenfels nordwärts ebenso wie südwärts, von einem Bache und einer feuchten Niederung begrenzt, ziemlich weit hin ausdehnen.

In dem südlichen Thale zwischen zwei andern minder hohen Plateaus liegt das Dorf Roßbach, in welchem der König am 3. November Quartier nahm und nach welchem die Schlacht genannt worden ist. Auf den Höhen dicht vor Braunsdorf wurde ein Lager mit sehr engen Gassen und allen Einrichtungen, die die Vorsicht gebietet, geschlagen, das Heer aber ging in Schlachtordnung vor bis an den Rand des Plateaus.

Von hier ließ sich das feindliche Lager überblicken. Es bildete zur preußischen Stellung eine schiefe Linie dergestalt, daß es die Stadt Mücheln im Rücken hatte. Ein kleiner Höhenzug deckte von vorn seine linke Seite, aber eben diese Seite lag am Goselbache bei Grumpa so offen da, daß preußische Cavaleristen hier in das Lager einbrachen und zur Belustigung Pferde und andere Dinge stahlen und selbst Gefangene machten.

Der König glaubte den Feind in dieser Stellung angreifen zu können, und besser hätte er sich allerdings das Verhältniß nicht wünschen dürfen. Allein während der Nacht zum 4. November ließ der Prinz Soubise seine Armee eine Stellung quer über die Anhöhe so nehmen, daß dieselbe den Preußen die volle Fronte bot und sowohl in einem vorliegenden Defilé, als in einer weit gegen Skortau vorspringenden beherrschenden Höhe bedeutende Vortheile für sich hatte.

Einen Angriff unter diesen Umständen hielt der König für bedenklich. Soubise gab auch sogleich Beweise, daß er sich der Vortheile seiner Stellung einigermaßen bewußt sei, denn er schob auf die Höhen von Skortau am 4. November eine Menge Batterien vor und ließ von diesen das preußische Lager den ganzen Tag über beschießen, ohne indessen diesem den geringsten Schaden zu thun.

Der König, der am Morgen zum Angriff vorgerückt war, beschloß nach Ansicht der veränderten Stellung des Feindes sofort durch ein verändertes Maneuvre denselben in eine andere Position zu locken. Zu diesem Zwecke zog er sich von Bedra über Lanstädt etwas hinter Roßbach zurück, wo er sich so postirte, daß ihm Reichartswerben links lag, also die Fronte fast südlich gegen Roßbach gekehrt war.

Kaum hatte der Prinz von Soubise diese Bewegung der Preußen erblickt, als er überzeugt war, sein Kanonenfeuer habe das kleine, viel bespöttelte Preußenheer so alterirt, daß es sich auf die Flucht wende, und nur fatal war es ihm, daß es sich sehr bald so hinter den vorspringenden Bergen barg,

daß man seine Flucht nicht weithin im Auge behalten konnte. Doch zweifelte der Prinz eben nicht, daß der König Friedrich flüchte.

Wo anders hin konnte er aber wohl flüchten wollen als nach dem nahen Saalstrom, um hinter diesem Schutz und Sicherheit zu finden? Da kam dem Prinzen der kühne Gedanke, dem Könige den Rückzug dahin abzuschneiden, ihm vor der Saale in den Weg zu treten und eine Vernichtungsschlacht zu liefern. Seine Phantasie, von der Lectüre toller französischer Romane an das Wunderhafte gewöhnt, setzte ihn in die vollste Ueberzeugung des Sieges. Alsbald ließ er alle Regimentsmusikchöre zusammentreten und ein furchtbares Jubelgeschmetter machen und mit den Kanonen hinter den Preußen drein in die blaue Luft schießen.

In dieser Stimmung griff er auch sogleich zur Feder und schrieb dem Könige von Frankreich: „Morgen werde ich dem Könige von Preußen auf der Flucht eine Schlacht liefern und danach ganz ohne Zweifel die Ehre haben, ihn als Gefangenen nach Paris zu schicken."

Diese Meldung sendete Soubise durch einen Courier nach Frankreich. König Ludwig XV. soll sie während der Tafel empfangen und die Herzogin von Orleans (nach einigen Berichterstattern Frau von Pompadour) dabei geäußert haben: „Nun so werden wir doch einmal einen König sehen." König Ludwig hätte diese Aeußerung für bittern Sarkasmus annehmen sollen.

Die höhnische Monstremusik der französischen- und Reichstrompeter, mit welcher der vermeinte Rückzug der Preußen gefeiert wurde, hörte, wie auch die blinde Triumphkanonade der Franzosen, erst in der Nacht auf. König Friedrich schrieb darüber: „alle Musiker, Trompeter und Pfeifer, die der Prinz von Soubise nur zusammen bringen konnte, ließ er bei unserm Abzuge spielen, als ob er einen großen Sieg erfochten hätte. So empfindlich auch diese Komödie für Truppen war, die nie einen Feind gefürchtet hatten, so mußte man doch augenblicklich diese französische Ausgelassenheit mit gleichgiltigem Auge ansehen."

Der Prinz Soubise war unendlich glücklich, zur Gefangennehmung des Königs einen seiner Meinung nach ausgezeichneten Plan ausgesonnen zu haben. Er wollte nämlich am folgenden Morgen ein Corps von 6000 Mann hinter dem Dorfe Gröst Stellung nehmen lassen, um den Preußen einen etwaigen Abzug gegen Naumburg hin zu nehmen, er selbst aber wollte die große Armee auf Reichartswerben führen, in langer Linie aufgestellt, die Straßen von Merseburg und Weißenfels sperren und den König gewissermaßen auffangen.

Am 5. November mit Tagesanbruch rückte nun wirklich ein französisches Corps nach Gröst, um da Stand zu fassen. Gegen dieses Corps ließ Friedrich





FELDMARSCHALL SCHWERIN.

bald danach sieben Schwadronen und ein Bataillon Stellung nehmen. Er befand sich im Herrnhause des Rittergutes Roßbach, wo er durch einige herausgezogene Dachziegel auf dem Boden unter Beistand des Gutsverwalters das Terrain und die Bewegung des Feindes auf's Genaueste recognoscirte.

Gegen neun Uhr Morgens sah er das große Heer das Lager abbrechen und sich mit schallender Feldmusik in Marsch nach Süden setzen, so daß er schon meinte, es beabsichtige sich über die Unstrut nach Thüringen zurückzuziehen. Allein bei Schleberode und Zeuchfeld machte es eine Schwenkung zur Linken und ging nun treffenweise über Pettstädt auf Reichartswerben ab, so daß Friedrich augenblicklich erkannte, daß der Prinz von Soubise es auf einen Angriff absehe.

Er erkannte aber auch sogleich die ganze Unfähigkeit des Prinzen; denn kein nur einigermaßen berufener Feldherr würde je einen so gefährlichen Flankenmarsch unternommen haben, hätte ihm auch der Gegner noch so schwach geschienen.

Von Pettstädt aus schlug die französische Armee die Richtung auf Reichartswerben so ein, als ob sie sich mit voller Fronte in die linke Flanke der preußischen Schlachtordnung — die die Franzosen jedoch wegen der Berge nicht sehen konnten — setzen wolle.

Sofort gab Friedrich Befehl, ohne Truppenumstellung links zuzurücken, um seinem Heere die Flanke nicht abgewinnen zu lassen. Zu diesem Zwecke ließ er aber auch die ganze Reiterei unter dem General von Seidlitz auf den linken Flügel gehen und unbemerkt Angriffsstellung nehmen.

Gegen zwei Uhr recognoscirte Friedrich noch einmal und bemerkte, daß der Feind Halt machte, um die Schlachtordnung zu formiren. Nun zögerte er keinen Augenblick mehr, um die Vortheile nicht zu verlieren, die ihm der feindliche Flankenmarsch bot.

Das Machtverhältniß war folgendes: 27,840 Mann Reichstruppen in 38 Bataillonen und 42 Schwadronen; 36,240 Mann Franzosen in 52 Bataillonen und 42 Schwadronen: zusammen 64,080 Mann gegen 21,600 Preußen in 27 Bataillonen und 45 Schwadronen. Das Heer Soubises überwog daher das Heer des Königs um zwei Drittel. Die Stellung beider Heere zu einander waren die Schenkel eines spitzen Winkels; doch überragte die preußische Linie die jenseitige noch um etwas.

Es war halb drei Uhr, als Friedrich das Angriffssignal geben ließ. Noch stand die feindliche Armee in Marschcolonne, und selbst der rechte Flügel derselben, der doch den ersten Schlag aushalten mußte, war noch nicht formirt, als General Seidlitz seine 38 Schwadronen hinter den Bergen hervorführte und mit geisterhafter Schnelligkeit sich auf die noch unfertigen

52 Schwadronen starke feindliche Cavalerie warf, sie zugleich in Flanke und Rücken fassend. Fast augenblicklich war diese Cavalerie in eine wirre Masse verwandelt.

Da unternahmen es zwei österreichische und ein französisches Cavalerieregiment, den Angriff aufhalten zu wollen; aber in noch nicht einer Viertelstunde waren auch diese gänzlich geworfen und die ganze feindliche Cavalerie flüchtete nun mit gräßlichem Geschrei auf dem nach Freiburg an der Unstrut führenden Wege und war durch nichts zu bewegen, Stand zu fassen. Auf dieser Flucht wurden ganze Schwadronen gefangen genommen.

Indessen hielt sich die preußische Cavalerie nicht lange mit der Verfolgung auf, sondern avancirte rasch hinter Tagewerben, wo sie nun völlig im Rücken des Feindes stand. Hier harrte Seidlitz des für den zweiten Angriff gewünschten Augenblicks.

Während dessen hatte die französische- und Reichsarmee doch einigermaßen die Schlachtordnung formirt, und wenigstens ihr rechter Flügel rückte gegen das königliche Heer vor, von dem aber immer erst die Plänkler zu sehen waren. Soubise hatte nicht Linien, sondern Bataillonscolonnen formiren lassen, und diese boten freilich dem jenseitigen Feuer ein unverfehlbares Ziel wegen ihrer tiefen Masse.

Wie auf dem Marsche unterhielt Soubise auch jetzt aus weitester Entfernung ein tobendes, aber gänzlich unschädliches Kanonenfeuer. Der König ließ ihn immer näher herankommen. Sein Marsch ging gerade auf den Janushügel, einen beherrschenden Vorsprung des Plateaus, los. Auf diesen Hügel hatte Friedrich mehre starke Batterien masquirt vorschieben lassen. Sie standen unter dem Befehle des Obersten von Moller, eines der tüchtigsten Artillerieoffiziere des preußischen Heeres.

Als nun der Feind in richtige Nähe gelangt war, wurden die preußischen Geschütze demasquirt, und eine Kanonade erhob sich, von der der Verwalter des Ritterguts zu Roßbach in einem Briefe an seinen Gutsherrn geschrieben hat: es sei gewesen als ob Himmel und Erde untergingen. Soubise suchte das Feuern zu erwiedern, aber er stand in der Tiefe und konnte seinen Geschützen die nöthige Elevation nicht geben, daher die Geschosse unschädlich in den Berghang eindrangen.

Der König konnte genau sehen, welche verderbliche Wirkung seine Geschütze in den tiefen feindlichen Bataillonscolonnen ausübten. Jetzt, wo er sie ganz erschüttert sah, ließ er die Infanterie seines linken Flügels (5 Bataillone) unter dem Feldmarschall Keith zur Attaque vorgehen. Sie avancirte parademäßig, als ob sie des Feindes spotten wolle. Auf sehr kurze Distance eröffnete sie das Feuer; aber mit einer Virtuosität, die den Reichstruppen

Grauen erregte. Sehr bald war die angegriffene feindliche Infanterie gänzlich in Verwirrung gebracht, und das war der Augenblick, in welcher Seidlitz mit seinen Cavalerieschwadronen hinter Tagewerben vorbrach und dem Feinde gerade in den Rücken ging.

Nicht eine Viertelstunde lang hielten die feindlichen Bataillone diesen doppelten Angriff aus. Das erste und zweite Treffen wurden durch einander getrieben, alle Ordnung erlosch. In der Verwirrung wurden nicht wenige Soldaten von ihren Kameraden über den Haufen gerissen und zertreten. Die Cavalerie, welche schützen konnte, war längst geflüchtet, die Infanterie folgte ihr jetzt. Die Flucht bewegte sich der Saale entgegen in allen Richtungen. Erst hinter Markwerben und Storckau nahm alles die Richtung nach Freiburg an der Unstrut an.

Eine heftige Kanonade am Janushügel genügte, dem feindlichen Centrum Sympathie für die Flucht des rechten Flügels einzuflößen, und nach fünf Uhr stand keine einzige Truppe des Prinzen Soubise mehr auf ihrem Platze. Alles war auf der wildesten Flucht und so durch einander gewürfelt, daß sich kaum zehn Mann von einer Waffe bei einander befanden.

Die meisten hatten gleich beim Umwenden Tornister, Seitengewehre und Flinten von sich geworfen, um, wehrlos, des Pardons desto gewisser zu sein. Daher kam es, daß wenige preußische Reiter oft große Haufen gefangen nahmen und wie Schaafherden nach dem Lager trieben.

Die Zahl der Gefangenen, die meist Seidlitz mit seiner Cavalerie gemacht hatte, betrug nicht weniger als 5000. Darunter waren 5 Generale und 300 Offiziere. An Todten hatten die Geschlagenen nur 700 und an Verwundeten 2000, ein Beweis, wie schlecht sie sich geschlagen hatten. Erbeutet waren 67 Kanonen, 7 Fahnen, 15 Standarten, 2 Paar Pauken und der größte Theil der Bagage und des Lagergeräthes, wobei sich auch seidene Zelte befanden. Tausende von Gewehren, Tornistern, Bandelieren, Säbeln, Uniformstücken, hohen Stiefeln wurden auf dem Schlachtfelde gesammelt, und der ganze Fluchtweg bis zur Unstrut war mit derartigen Dingen wie besäet.

König Friedrich säumte mit der Verfolgung nicht. Stets war er dem Feinde auf den Fersen, so daß der Prinz Soubise selbst in Freiburg noch kaum so viel Zeit behielt, sich sein verwundetes Ohr verbinden zu lassen. Nur die Nacht rettete die Franzosen und Reichsarmee vor einer gänzlichen Aufreibung. Sie setzten natürlich selbst in der Finsterniß die Flucht fort und viele Truppen kamen schon am andern Tage in Erfurt, Nordhausen und anderen thüringischen Städten an, und viele setzten die Flucht bis an den Rhein fort.

Die Armee war vollständig aufgelöst. Viele Wochen gehörten dazu sie wieder zu sammeln und zu reorganisiren, zumal bei dieser schmachvollen Flucht die Armatur größtentheils verloren gegangen war. Ein in jener Zeit geschriebenes Geschichtswerk berichtet, daß die Felder zwischen Roßbach und Freiburg ganz voll gelegen haben von Waffen, Unterhaltungsbüchern, Courierstiefeln, Papieren, Theekesseln, Liebesbriefen und anderem unnützen Kram, den die Franzosen mit sich geführt hatten.

Es ist begreiflich, daß auf der Flucht noch Viele von den preußischen Reitern niedergehauen wurden. Aber selbst die Bauern metzelten die flüchtenden Franzosen nieder und machten auch mehre Gefangene. Sachsen zu befreien waren sie gekommen, und hatten doch so scheußlich in den Dörfern gehaust, daß sich die sächsischen Bauern dieser Rache an ihren Befreiern nicht enthalten konnten.

Der Verlust der Preußen bei dieser glänzenden Schlacht betrug nur 3 Offiziere und 162 Gemeine an Todten und 20 Offiziere (darunter auch Prinz Heinrich und General Seidlitz) und 356 Mann an Verwundeten. Für den Kampf hatte der König nur 7 Bataillone und 38 Schwadronen aufgewendet. Alles Uebrige war in zurückgezogener Stellung hinter Lunstädt unter Ferdinand von Braunschweig stehen geblieben und nur etwa die Artillerie desselben hatte sich von fern betheiligt.

Der Kampf hatte wenig über zwei Stunden gedauert. Die Stellung, aus der der König hier operirt, glich ganz der bei Kollin. Dort waren freilich seine Generale nicht genügend in seine Ideen eingeweiht gewesen! Es ist daher denkbar, daß er bei Kollin ebenso wie bei Roßbach gesiegt haben würde, wenn man streng seinen Befehlen nachgekommen wäre, wenngleich der kolliner Feind ein ganz anderer war.

Die französischen Gefangenen behandelte der König sehr gnädig; die Gefangenen von der Reichsarmee dagegen hart, und es schien, daß er sie strafen wollte für ihre oder ihrer Fürsten undeutsche Gesinnung. Von den Franzosen konnte er eine deutsche Gesinnung nicht fordern, und ihre Anwesenheit in Deutschland hatte Niemand weiter zu verantworten als das österreichische Kaiserhaus.

Durch den wunderbaren Sieg bei Roßbach war Friedrichs Sache außerordentlich ins Steigen gekommen. Er wurde bewundert und verehrt selbst von den feindlichen Völkern, und deren Herre waren auf's Neue von Furcht vor ihm erfüllt. In Wien verbreitete sich neuer Schrecken, und Maria Theresia, die bereits ihre Rückbesitznahme Schlesiens veröffentlicht hatte, wollte verzweifeln. Die Kurfürstin von Sachsen starb aus Kummer über diesen Sieg ihres gehaßten Feindes. Sie hatte in einem ihrer Briefe die

Behauptung ausgesprochen, daß Preußen nunmehr keinen Sieg mehr genießen werde, und Friedrich ließ dafür unter ihren Fenstern Victoria schießen und das de Deum singen. Ohne Zweifel trug diese Kränkung zu dem Tode der hohen Dame bei, der in derselben Nacht ganz plötzlich eintrat.

Am Tiefsten beschämt war natürlich der Prinz von Soubise, der kaum seinem Könige versprochen hatte, ihm den Preußenkönig als Gefangenen zu überschicken. Jetzt hatte er seine Schmach zu melden, und das that er durch ein eigenhändiges Schreiben folgenden Inhalts:

„Sire, Ich schreibe Ew. Majestät in größter Verzweiflung. Dero Armee ist völlig geschlagen.“

Die kriegerischen Entwürfe auf französischer Seite waren durch die Niederlage bei Roßbach auf weit hin zerstört. Von weiterer Wichtigkeit war diese Demüthigung Frankreichs darum, weil Frankreich seit Ludwig XIV. in allen deutschen Angelegenheiten den Meister gespielt und sich durch des Kaiserhauses schlechte Politik und Kriegführung dazu berufen erachtet hatte, mit dem frechsten Hochmuthe das deutsche Nationalgefühl zu mißhandeln und zu zertreten, als ob die edle große Nation ein verworfenes rechtsloses Volk sei.

Friedrichs des Großen Heldenthum, und zuerst die Schlacht bei Roßbach, hob die versunkene Ehre der Deutschen wieder empor; das empfanden auch alle deutschen Volksstämme, ob sie mit oder gegen ihn gingen; man pries ihn als den Erwecker eines neuen Deutschlands, und die Einsicht, daß Preußen zu einer mehr als preußischen, zu einer deutschen Mission berufen sei, verbreitete sich von jetzt ab und gab sich in der Stimme der Literatur, und selbst schon in der Diplomatie der Staaten unverkennbar kund.

Die Schmach des Reichsheeres bei Roßbach warf freilich einen nachtschwarzen Schatten auch auf die deutsche Seite. Aber man ersah darin mit Recht nur den Fluch der Zersplitterung der Nation, die Folge des undeutschen Kaiserthrones, der stets die süddeutschen Staaten in seinem Schlepptau gehabt, und endlich den demoralisirenden Einfluß Frankreichs, den eben diese Staaten stets hatten empfinden müssen, während in Norddeutschland sich das deutsche Element ziemlich frei und rein erhalten konnte.

Die zahllosen Anekdoten, welche die Schlacht von Roßbach hervorgerufen, so trefflich sie die Lage der Dinge charakterisiren, übergehen wir, da sie für unsere Betrachtung keinen besonderen Werth haben.

Der größte Erfolg der Schlacht von Roßbach war die Aufrichtung des preußischen Selbstvertrauens, welches durch den Unfall von Kollin und die daran sich knüpfenden Mißgeschicke so sehr gelitten hatte. Der König war glücklich, sein Heer wieder in Muth, ja selbst in Uebermuth zu sehen. Man wird leicht begreifen, daß der eben so leichte als große Sieg bei Roßbach

die heitersten Saiten in der Seele der Soldaten anschlug. Aber man fühlte, daß dem außerordentlichen Genie des Königs dieses Glück vorzugsweise zu danken war: Fritz wurde jetzt der Abgott, nie versank wieder das Vertrauen zu ihm, und damit war die Kraft geboren, ferner mit ihm auch unter den härtesten Schicksalsschlägen hoffnungsfest auszuharren.

Zum Siege hatte der junge General von Seidlitz das Größte beigetragen. Friedrich, nie in gerechter Anerkennung zurückhaltend, erhob ihn zum Generallieutenant und gab ihm den schwarzen Adlerorden. Von da ab glänzte der Name Seidlitz im preußischen Heere wie wenige.

Die Verfolgung war bis Erfurt fortgesetzt worden. Hier ließ der König den Prinzen Heinrich und den Herzog Ferdinand von Braunschweig mit der Hälfte der Armee gegen die zweite noch nicht geschlagene französische Armee unter dem Herzog von Richelieu stehen, den Feldmarschall Keith dagegen schickte er mit 4000 Mann nach Sachsen, dieses Land gegen Böhmen und Baiern hin zu schützen. Er selbst aber zog mit 14,000 Mann (19 Bataillonen und 28 Schwadronen) in starken Märschen nach Schlesien, wo bisher alles sehr schlimm gegangen war und sich eben so deutlich gezeigt hatte, daß der wahre Held und Retter doch immer nur der — König war.

22.

Der Fall von Schweidnitz.

Mit gutem Troste trat der König seinen Zug nach Schlesien an. Er wußte, daß die Schlacht von Roßbach ohne bedeutsame Folgen nicht bleiben konnte. Die erste war der Rückzug des französischen Heeres nach dem Rhein, die zweite mußte ohne Frage der Wiederanschluß seiner Bundesgenossen sein. Sehr bald widerrief auch wirklich der König Georg von England den schmachvollen Vertrag von Kloster-Zeven, und die Hannoveraner, Braunschweig-Lüneburger, Hessen, Gothaer und Bückeburger traten auf's Neue zusammen.

Als der König am 25. August, also vor etwas mehr als zwei Monaten, die Lausitz verlassen hatte, ergriffen die bereits auf die böhmische Grenze zurückgewichenen Oesterreicher sofort die Offensive wieder und hofften das preußische Heer zu vernichten, ehe der König aus Thüringen zurückkehre. Nie waren sie ihrem alten Grundsatze „immer langsam voran" so untreu geworden als jetzt. Selbst den Cunctator Daun brannte es unter den Fuß-

fohlen, und sein Wahlspruch „Abwarten“ wurde einmal aus dem System gestrichen.

Das preußische Heer lagerte 50 Bataillone und 100 Schwadronen stark an dem schon früher erwähnten schönen Kegelberge Landskrone; aber ein von General von Winterfeldt befehligtes kleines Corps lagerte in sehr vorgeschobener Stellung bei dem Dorfe Moys auf dem sogenannten Holzberge.

Am 7. September hatte sich der General von Winterfeldt nach dem nahen Görlitz begeben, um mit dem Herzog von Bevern die weiteren Operationen zu besprechen, als sein isolirtes Corps plötzlich in der Nacht von einem 25,000 Mann starken österreichischen Corps unter General Nadasdy überfallen wurde. Es war durchaus keine Veranlassung gewesen sich für den Empfang dieser Gäste vorzubereiten, daher gleich von vornherein sich der Kampf ganz zu Ungunsten der weit schwächeren Preußen gestaltete. Dieselben wehrten sich zwar wie verzweifelt, allein die Vertheidigungsanstalten fehlten, vielmehr aber der gewöhnte Leiter, der General von Winterfeldt.

Da giebt man ihm durch Ordonnanzoffiziere Nachricht von dem Ereigniß. In fliegender Eile kehrt Winterfeldt zurück. Aber schon ist nichts mehr zu thun, als den Rückzug zu veranstalten, da bereits 1200 der Seinigen entseelt auf der Wahlstatt liegen und 5 Geschütze verloren sind. Die Verwirrung ist so groß, daß sich nichts mehr ordnen läßt. Nur um die Ehre wird noch in regelloser Weise gekämpft, und in diesem Kampfe erhielt Winterfeldt eine gefährliche Schußwunde, so daß er nach Görlitz gebracht werden mußte, wo er nach wenigen Stunden (am 8. Septbr.) starb.

Er war der Jugendfreund und wegen seiner kühnen Entschlossenheit der Liebling des Königs gewesen. Als dieser Nachricht von seinem Tode erhielt, wurden seine Augen feucht und er rief aus: „Mittel werde ich genug gegen meine Feinde finden, aber keinen Winterfeldt wieder!“

Die Folge des Ueberfalls bei Moys war die Aufhebung des großen Lagers an der Landskrone. Der Herzog von Bevern, der sich überall, wo er unter des Königs Oberbefehle gestanden, als einen der tüchtigsten Generale bewiesen, zeigte sich jetzt in der Selbstständigkeit fast unfähig; als ob die Last der Verantwortlichkeit seine Fähigkeit schmälere. Nachdem das winterfeldt'sche Corps zersprengt worden, hielt er sich für gefährdet und zog sich unverweilt nach Liegnitz zurück.

Die Marschanordnungen waren schwierig, da die Verpflegung durch abgeschnittene Zufuhr wiederholt von Störung bedroht wurde. Sein Heer war noch 43,000 Mann stark, das der Oesterreicher 90,000 Mann, und dazu erwarteten sie jeden Tages noch ein Hilfsheer von etwa 30,000 Baiern und Würtembergern.

Bei Liegnitz wurde der Herzog in einer höchst ungünstigen Stellung an der Katzbach am 20. September heftig von den Oesterreichern angegriffen. Prinz Karl von Lotharingen commandirte selbst. Er hatte eine für die Defensive ganz vorzügliche Stellung auf der Höhe von Wahlstatt gewählt. Allein er wollte angreifen, und dazu hatte seine sorgfältig ausgesuchte Stellung durchaus keinen Zweck.

Trotz seiner Anstrengung blieb daher der Kampf ohne Erfolg und man hätte erwarten sollen, daß der Herzog von Bevern sich nun zu umgekehrten Operationen entschließen werde; allein er hatte doch die Massenübermacht der Oesterreicher so empfunden, daß er gefährliche Zufälle der wechselnden Situation fürchtete. Darum auch setzte er die rückgängige Bewegung auf Breslau fort. Er beurtheilte seine Lage in der That eben so falsch als früher der Prinz August Wilhelm von Preußen. Angst vor dem König ließ ihn Verluste und die Verantwortlichkeit wegen derselben fürchten, während der König doch vielmehr geneigt war, eine verlorene Schlacht als einen Rückzug zu vergeben, der doch immer auch Opfer kostete und dazu dem Feinde den ungeheueren Vortheil eines erweiterten Operationsfeldes verlieh.

Mit großem Geschick entzog sich der Herzog dem Feinde und stand schon am 1. October an der Lohe unfern Breslau, eben so dieses zu schützen, als Breslau's Schutz zu genießen. Hierdurch war freilich halb Schlesien in des Feindes Hand gegeben und König Friedrich, der zu derselben Zeit sich an der Saale für den Kampf mit den Franzosen vorbereitete, verzweifelte fast vor Ungeduld bei den schlechten Nachrichten, die er über diese Vorgänge in Schlesien erhielt.

Das war auch die Zeit, wo Maria Theresia sich ganz wieder auf der Höhe ihrer glücklichen Phantasie fühlte und das Manifest ergehen ließ, „daß sie den berliner und dresdener Frieden als ein widerrechtlich abgedrungenes Zugeständniß betrachte, daß sie Schlesien hierdurch als ein unveräußerliches Eigenthum und eine niemals rückerstattliche Eroberung betrachte.“ Bereits hatte sie in Schlesien Millionen von Proclamationen verbreiten lassen, in denen sie die Bewohner des Landes in ihre Arme als Landesmutter wieder aufnahm und ihnen, namentlich den Protestanten, alle möglichen Wohlthaten versprach. Genug, sie hielt den Krieg und Preußens Niederlage für beendet, und nun ging es ihr noch im Kopfe herum, welche Länder sie Preußen außer Schlesien am füglichsten nehmen solle.

Nachdem, was seit Kollin geschehen war, hatte sie zu solchen Gedanken freilich einiges Recht; allein sie hatte doch den großen Friedrich zu wenig studirt und ahnte nicht, daß ihr aus den Feldern des obscuren sächsischen Dorfes Roßbach in den nächsten Tagen ein Kurier mit einer Kunde zufliegen

sollte, ganz geeignet, ihre hochaufgethürmten Luftschlösser in Trümmer zu schlagen.

Der Herzog von Bevern führte seine Armee in ein Lager, hinter dessen vorzüglichen Feldfortificationen sie ziemlich sorglos rasten und die Winterzeit erwarten konnte. Aber durch den Rückzug bis Breslau hatte er die Festung Schweidnitz aus aller Verbindung gebracht. Da so viel darauf ankam, das Land zu behaupten, waren die festen Plätze von großer Wichtigkeit.

Daun ließ daher am 26. October Schweidnitz cerniren und beauftragte den General Nadasdy mit der Belagerung, wozu diesem ein Corps von 30,000 Mann gegeben wurde. Schweidnitz war trefflich armirt. Auf den Bastionen und Wällen standen 180 Kanonen. Die Magazine waren mit Mundvorräthen auf's Reichste gefüllt. Das Pulvermagazin enthielt gegen 5000 Centner mit einem ungeheuren Vorrathe von Geschossen aller Art, und die Besatzung war fast 6000 Mann stark.

Ohne Frage glaubte der Herzog von Bevern, daß die Festung bei solchen Mitteln eine Belagerung, die doch höchstens bis zum Anfang des Winters währen konnte, aushalten werde. Allein seit dem Tage von Kollin waren die meisten preußischen Generale in ihrer Muthlosigkeit wie bethört, und auch die Herren von Seers und Grumbkow, welche in Schweidnitz das Commando führten. Hätte man ihnen vor der Capitulation sagen können, daß König Friedrich so eben den wunderbarsten Sieg über einen dreifach stärkeren Feind davon getragen habe und auf dem Wege nach Schlesien sei, vielleicht würden sie Schweidnitz nicht übergeben haben. Vor diesem Siege aber meinten sie, es könne sich nur noch darum handeln, Preußens Unterliegen hinaus zu schieben, und dieser Zweck freilich konnte ihren Patriotismus nicht befeuern.

Am 27. October eröffnete Nadasdy die Laufgräben und am 10. November, also fünf Tage nach der Schlacht bei Roßbach, vollendete er die dritte Parallele. In dieser Zeit hatte die Besatzung durch mehre Ausfälle den Oesterreichern wiederholten Schaden gethan, der jedoch bei der Nähe des großen Heeres unter dem Prinzen Karl von Lotharingen immer leicht wieder ausgeglichen werden konnte.

Der Herzog von Bevern ließ 15,000 Mann abgehen, um den Belagerern eine Diversion zu machen. Doch war dieses Unternehmen so verzagt angelegt, daß aller Erfolg fern blieb. Er selbst hätte um jeden Preis zum Entsatz von Schweidnitz vorrücken sollen, so urtheilte Friedrich, als er nach einigen Wochen die Lage der Dinge mit eigenen Augen betrachtete, und man darf glauben, daß er auf's Aergste gegen den Herzog erzürnt war, der vor

seinen Augen das wichtige Schweidnitz, die eigentliche Schutzwehr Breslaus und die eigentliche Wacht der böhmischen Gebirgspässe, hatte fallen lassen.

Um die langweilige Belagerung schnell zu ändern, unternahm Nadasdy in der Nacht des 11. November einen allgemeinen Sturm, der zwar an einigen Stellen Vortheile brachte, aber durchaus noch nicht zu einer Uebergabe der Festung nöthigte. Die Werke waren noch unverletzt in preußischer Hand und der Schade, den die Stadt durch das Bombardement erlitten, konnte auf die militairischen Maßnahmen eigentlich keinen Einfluß üben.

Dennoch wies der Commandant von Seers die Aufforderung zur Uebergabe nicht ab, und diese fand am 14. November unter wenig ehrvollen Bedingungen statt. Die Besatzung (4 Generale, 193 Offiziere und 5650 Mann) gab sich gefangen, und außer dem reichen Magazine und der prächtigen Festungsarmatur fiel eine Kriegskasse von 236,000 Thalern in die Hände der Belagerer.

Hätte der Herzog von Bevern während der Belagerung den durch Nadasdys Detachirung sehr geschwächten Prinzen Karl von Lotharingen, oder selbst nur Nadasdy selbst angegriffen, er würde nicht nur leichtes Spiel gehabt und die ganze Kriegssituation glücklich — selbst wo er nicht gesiegt hätte — verwandelt haben; jetzt aber vereinigte sich der Prinz von Lotharingen mit Nadasdy, und Bevern hatte nun mit einer sehr geschwächten Armee den Kampf mit der gesammten österreichischen Macht aufzunehmen.

23.

Die Schlacht bei Breslau.

Jetzt war die Nachricht von Friedrichs Siege bei Roßbach nach Schlesien gelangt. Die Oesterreicher mußten eilen. Denn wenn Daun und Karl auch glauben mochten, daß der König sich mit einer Verfolgung der Franzosen und Reichsvölker noch etwas aufhalte, so hatten sie doch auf jeden Fall seine Ankunft vor Winters noch zu erwarten. Es galt also vor Ankunft des Königs das preußische Heer in Schlesien zu vernichten, wozu ihnen wahrlich die Mittel nicht fehlten, da Karl, mit Daun und Nadasdy vereinigt, an 100,000 Mann commandirte, von denen er wenigstens 80,000 für die beabsichtigte Hauptoperation verwenden konnte.

Nachdem der Herzog von Bevern, wie eben erwähnt, ein starkes Detachement hatte abgehen lassen, waren ihm nur 30,000 Mann geblieben.

In Friedrichs Hand hätten diese freilich ein anderes Gewicht gehabt. Das Lager war mit großer Vorsicht fortifizirt, Gräben, Verhaue und Redouten bildeten eine fast geschlossene Linie; aber die Werke umfaßten einen viel zu großen Raum, so daß die Vertheidigung eine viel größere Truppenmasse erforderte. Das Lager dehnte sich von Cosel bis Klein-Mochber aus und hatte in der Fronte die Dörfer Pilsnitz, Schmiedefeld und Höfchen in die Fortificationslinie aufgenommen.

Dörfer, bewachsene Partien und Durchschnitte waren mit Scharfschützen besetzt. Die Disposition des Herzogs zeugte von guter militairischer Einsicht. Der General Ziethen war mit 12 Bataillonen und 60 Schwadronen dem berühmten Nadasdy gegenüber auf die linke Seite gestellt. Im Centrum standen unter dem General Lestwitz 12 Bataillone und 10 Schwadronen; eine fast gleiche Mannschaft unter dem General von Brandeis nahm die rechte Seite des Lagers ein und sperrte die Uebergänge des Loheflusses, während der General von Schulz mit 4 Bataillonen und 10 Schwadronen den Flußübergang bei Mochber vertheidigen sollte.

Dieser Anordnung entsprechend theilte Karl von Lotharingen sein Heer in ein Hauptcorps unter den Generalen Nadasdy, Sprecher, Arberg und Keul. Die Hauptmasse ihrer Artillerie stand im Centrum, die des preußischen Heeres auf dem linken Flügel, weil der Herzog dort den Hauptangriff erwartete.

Wenigstens war daselbst der erste Angriff; denn kaum hatte die späte Tageshelle des rauhen Wintertages (22. Novbr.) die Gegenstände erkenntlich gemacht, als General von Ziethen mit seiner Cavalerie und etwas Infanterie das nadasdy'sche Corps mit höchstem Ungestüm angriff, es zurückwarf und ihm 18 Kanonen abnahm, wovon er 14 unbrauchbar machen (vernageln) und 4 ins Lager abführen ließ.

Inzwischen hatte der Kampf auch im Centrum begonnen. Es war eins der großartigsten Artilleriegefechte. Die österreichische Artillerie verhielt sich hier zu der preußischen wie 6 zu 1, denn man hatte die in Schweidnitz eroberten Geschütze mit herbeigeführt. Da nun auch die österreichischen Batterien in sehr guter Deckung standen, so konnte es nicht fehlen, daß die gegnerischen Geschütze, die meist in Redouten standen, nach einem mehrstündigen Feuer zum Schweigen gebracht wurden.

Nun ging die österreichische Infanterie vor und schlug unter dem fortdauernden Schutze ihrer riesigen Artillerie eine Brücke über die Lohe, auf welcher sofort 35 Grenadiercompagnien und 3 Schwadronen den Uebergang bewerkstelligten.

Da stürzt sich denen der preußische General von Schulz mit seinen

4 Bataillonen entgegen. Seine Cavalerie kann er wegen des mörderischen Geschützfeuers nicht verwenden. Aber auch seine Bataillone kamen in eine Kreuzung der Kanonenkugeln und erlitten einen furchtbaren Verlust. Und jetzt sahen sie ihren General fallen. Prinz Ferdinand von Preußen fürchtet, daß dieses Ereigniß sie entmuthigen werde, und ergreift darum selbst die Fahne. Sie folgen ihm, greifen wüthend mit dem Bayonnet an, da aber wird von den Oesterreichern die Redoute besetzt, die ihre Flanke gedeckt hat. Sie haben jetzt auch von dieser Seite feindliches Artilleriefeuer zu bestehen, und nun müssen die vier Bataillone ohne Zögern weichen.

Da läßt der Herzog von Bevern 15 Schwadronen Kürassiere vorgehen, und er selbst führt dieselben, nachdem ihr erster Angriff durch das unerträgliche Geschützfeuer zurückgewiesen ist, welches die meisten höheren Führer todt oder verwundet aus den Sätteln geworfen.

Nun ordneten sich die Oesterreicher, nachdem der Widerstand im Centrum gebrochen war, zur Seite und griffen das Corps des Generals von Lestwitz, das bis jetzt unerschüttert gestanden hatte, zugleich in Fronte und Flanke an. Angehäufte Artillerie spielte auf die Preußen zwischen den Dörfern Schmiedefeld und Höfchen, und da sie dieser Artillerie in entsprechender Masse nicht entgegensetzen konnten, waren sie gezwungen bei Hereinbrechen des Abenddunkels ihre Position zu verlassen.

Nun auf beiden Flanken gedeckt, avancirte das österreichische Centrum, immer die Artillerie voranschiebend, rasch auf Gandau. Hier aber stieß es auf eine neu formirte preußische Infanterielinie von 14 Bataillonen und auf mehre Batterien, die der Herzog von Bevern vom linken Flügel herbeigezogen und mit der er Gandau besetzt hatte.

Ein Feuer, wenn auch nicht so wie das ihrige bisher gewesen, doch immer mörderisch genug, empfing die Oesterreicher hier. Zugleich wurden sie auf einigen geeigneten Puncten, begünstigt von der Dämmerung, mit dem Bayonnet angegriffen und schließlich bis an das Loheufer wieder zurückgeworfen.

Dieses Ereigniß ermuthigte den Herzog von Bevern durch einen Ueberfallsangriff in der Nacht eine günstige Entscheidung zu erzwingen. Noch standen ihm alle Waffen vom linken Flügel zu Gebote, auf dem sich Ziethen in seinen Vortheilen erhalten hatte. Auch das Corps des Generals von Brandeis hatte sich fast ohne Verlust behauptet. Aber ehe er noch die nöthigen Anordnungen gegeben, hatte sich der ganze Flügel in Folge eines mißverstandenen Befehls auf Breslau in Marsch gesetzt. Es war nicht mehr möglich diese Bewegung rückgängig zu machen, und so blieb nichts weiter übrig, als das ganze Heer durch Breslau über die Oder gehen zu lassen.

Ziethen, der Unbesiegte, deckte diesen nächtlichen Rückzug, den er, da das preußische Heer noch keineswegs geschlagen war, durchaus nicht hatte bewilligen wollen.

80 Geschütze und gegen 6000 Mann waren verloren gegangen; auf Seite Oesterreichs aber waren 18,000 Mann gefallen und verwundet, ein Beweis, wie thätig die Preußen gearbeitet hatten, zumal sie mit Artillerie so äußerst dürftig versehen gewesen waren. Den größten Verlust erlitten sie an ihrem Muth und Vertrauen, den zu ersetzen nur die Ankunft des Königs vermochte.

24.

Die Schlacht bei Leuthen.

Der Herzog von Bevern ließ das Heer jenseit Breslaus ein Lager beziehen und die Stadt von nur 5000 Mann besetzen. Noch war Breslau nicht verloren, wo es sich eben nur darum handelte, es bis zu Friedrichs Ankunft zu behaupten. Aber gerade die Ankunft des Königs fürchtete der Herzog. Der größte Theil Schlesiens war verloren; wie sollte er sich vor Friedrich rechtfertigen, der in Sachen des Krieges so streng urtheilte? Er hatte die durch Verachtung vernichtende Behandlung des Prinzen von Preußen mit angesehen, und sicher hatte er eine bessere Behandlung nicht zu erwarten, da das unter seinem Namen eingetretene Unglück ein viel größeres war. Daß er den Oberbefehl nicht hatte annehmen wollen, daß er voraus erklärt, er fühle die ihm zugemuthete Aufgabe zu schwer für seine Kräfte, konnte ihn vor Friedrich nicht entschuldigen.

Unter diesen Umständen mußte der Herzog wünschen, fürs Nächste dem Könige entrückt zu werden und dazu konnte am Schicklichsten nur eine Gefangenschaft beim Feinde verhelfen. Daß ihm diese großes Wehe nicht bringen, auch lange nicht dauern werde, konnte er voraussetzen, da die Kaiserin seine nahe Verwandte war. So ritt er nun, nur von einem Reitknecht begleitet, bis zu den österreichischen Vorposten vor, die die Ehre, einen solchen Mann als Gefangenen in das Hauptquartier zu bringen, nicht von sich wiesen.

Dieser Schritt des Herzogs übte auf die meisten Generale eine sehr üble, entmuthigende Wirkung aus. Männer wie Ziethen, deren Treue,

Muth und Vertrauen unerschütterlich waren, gab es im Offiziercorps nur noch wenige.

Nach des Herzogs Abgange hatte, durch seinen Altersrang berufen, der General von Kyau den Oberbefehl übernommen. Dieser Mann war so kleinmüthig, daß er Breslau selbst ohne Noth aufgab, auf Glogau zurückging und sich nicht einmal die Mühe nahm, die reichen Kriegscassen, Depots und Magazine zu räumen und abzuführen.

Nach dem Abzuge des preußischen Heeres lagerten sich die Oesterreicher vor der Stadt und forderten dieselbe zur Uebergabe auf. Der General Lestwitz hatte 5000 Mann Besatzung unter seinem Befehle. Obschon er wußte, daß der König nahe und wie überall, so gewiß auch hier Hilfe bringe, ging er doch mit übereilter Willigkeit auf eine Capitulation ein. Seinen Truppen war freier Abzug ausbedungen; da sie aber meist aus schlesischen Katholiken bestanden, so war es dem verrätherischen Erzbischof von Schafgotsch etwas Leichtes, sie zu bewegen unter österreichische Fahne zu treten. Von 5000 nur 182 Mann gingen, treu dem Könige, dem nach Glogau ziehenden Heere nach. Lestwitz aber übergab die Stadt mit Cassen, Magazinen und 98 Geschützen. Er büßte später dafür mit Festungshaft.

So standen die Dinge in Schlesien, thatsächlich sehr schlecht für Friedrich, glänzender als je aber für Maria Theresia, die nun auch das Glück sich völlig unterthänig gemacht zu haben glaubte. Ihre Ueberspannung ging wiederum so weit, daß sie den Kaiser, ihren Gemahl, vermochte ein Commissionsdecret (vom 23. Novbr. 1757) gegen den König Friedrich zu erlassen, in welchem er mit allem Verluste und Reichsstrafen bedroht wurde, weil er es empörerisch gewagt habe, die kaiserlichen Hülfsvölker (nämlich die Franzosen und Reichstruppen bei Roßbach) anzugreifen und zu schlagen. Dieses Decret hielt Friedrich für das Lächerlichste, was ihm im ganzen Kriege begegnet war, und nicht er allein hielt es für eine bis zum Unverstand herabgesunkene Eitelkeit der gegenwärtigen kaiserlichen Gewalt!

Durch diesen Spaß des wiener Cabinets nur höchstens erheitert und angefeuert, eilte Friedrich Schlesien zu erreichen. In seiner Klugheit setzte er sehr richtig voraus, daß er auf seinem Flankenmarsche durch Schlesien von den fliegenden Cavaleriecorps der Oesterreicher manchen Angriff auszuhalten haben werde, wenn er diese nicht durch eine Diversion vom Schauplatze abziehen lasse. Er sendete also den Feldmarschall Keith auf einem ungefährdeten Wege, nämlich über Chemnitz, nach Böhmen. Es wurde das Gerücht verbreitet, daß Keith's Corps eine bedeutende Stärke habe. Keith mußte nun in Böhmen mit größtmöglichem Geräusch vordringen, so weit es ohne Gefahr geschehen konnte. Er war ganz der Mann für diese Aufgabe. Im

Fluge ging es von Stadt zu Stadt. Ueberall erzwang er große Kriegscontribution. Alle Magazine des österreichischen Heeres brannte er nieder, confiscirte alles Regierungseigenthum, besonders die Amtscassen, sprengte Brücken, die ihm nichts nützten, und ging in dieser Weise bis vor Prag.

Couriere über Couriere gehen nun aus Böhmen nach Schlesien, um Hilfe zu fordern. Und sofort eilen Laudon mit seinem Corps nach Prag, um diese Stadt zu vertheidigen, und der Feldzeugmeister Marschall mit seinen 14,000 Mann nach dem Orte der Gefahr. Als beide ankamen, war der Feldmarschall Keith bereits wieder in Sachsen, nahm nun aber gegen Böhmen eine drohende Stellung auf der Grenze.

Dem Könige war dergestalt der Weg in Schlesien frei gemacht. In Eilmärschen war er über Torgau, Mühlberg, Großenhain, wo er den General Hadik verscheuchte, Bischofswerda, Kamenz, Bautzen und Görlitz nach Schlesien gezogen. Er fühlte sich wie vom Alp befreit, als er seines Schlesiens Erde wieder unter seinen Füßen hatte. Ohne Rast ging er über Naumburg a. d. Queis bis Parchwitz, wo er ein österreichisches Corps überraschte und zersprengte.

An demselben Tage (1. Decbr.) traf hier auch Ziethen mit den Resten des bevern'schen Corps, noch 29½ Bataillonen und 100 Schwadronen ein, die in allem kaum noch 8000 Mann betrugen. Nachdem der König nun alles versammelt hatte, sah er doch noch 32,000 Mann um sich, und diese durften einem Feldherrn, wie er war, wohl genügend scheinen, die 80,000 Oesterreicher des Prinzen von Lotharingen zu schlagen.

Die Generale und Offiziere hatten des Königs ganzen Zorn gefürchtet; es konnte ihm ja von dem schlesischen Schauplatze nichts weiter gemeldet werden, als Unglück. Zum Erstaunen belebte ihn eine unverkennbare Heiterkeit, die den gesunkenen Muth Aller, die mit ihm in Berühruug kamen, wieder aufrichtete. Er zürnte Niemandem; aber sein Blick sprach gegen Jeden die feste Erwartung aus, daß er nun gut machen werde, was er zuvor schlimm gemacht habe.

Und ebenso wurde der Mißmuth der gemeinen Mannschaften des schlesischen Heeres durch die Fröhlichkeit Derer gehoben, die von dem Schlachtfelde von Roßbach herbei gekommen waren. Der König seinerseits trug das Beste dazu durch Vertheilung von reichlichen Speisen und Getränken bei.

Die beiden Rasttage benutzte Friedrich, um die Armee zu ordnen, theilweise selbst zu reorganisiren. Am 4. December jedoch rückte er sehr rasch auf Neumarkt an, in welcher Stadt die Oesterreicher so überrascht wurden, daß ihre Fouragevorräthe sammt einer großen Feldbäckerei nebst 800 Gefangenen in seine Hand geriethen.

Sobald die Kunde von der Ankunft des Königs im österreichischen Lager eingegangen war, entstand die Frage, ob man den kleinen Feind in den bevern'schen Befestigungen, hinter denen die Oesterreicher jetzt lagerten, erwarten, oder im freien Felde ihm begegnen solle. Der Zwiespalt der Meinungen veranlaßte den Prinzen Karl einen Kriegsrath zu halten. Feldmarschall Daun und General Serbelloni verlangten, daß man den König in befestigter Stellung erwarte. Allein ihre Meinung wurde ungünstig aufgenommen, zumal sie dem Könige Friedrich große Feldherrneigenschaften zusprachen, wegen deren man auf die größte Vorsicht angewiesen sei.

Die Eitelkeit des Prinzen von Lotharingen war dadurch sehr verletzt. Das Glück der letzten Monate, welches aber am meisten Daun's und Nadasdy's Verdienst war, hatte ihn völlig in die Einbildung versetzt, daß er ein unvergleichlicher Feldherr sei, und da er zur Huldigung Maria Theresia's die Eroberung Schlesiens und damit den ganzen Krieg möglichst glänzend schließen wollte, so gab er einer Schlacht im freien Felde, bei der sich der Muth der Offensive prangend darstellte, ganz entschieden den Vorzug.

Der Cavaleriegeneral Graf Suchesi, ein großsprecherischer Italiener, zollte ihm energischen Beifall und sagte: „wer furchtsam ist, möge hier zurückbleiben; der Prinz wird sicherlich mit der potsdamer Wachparade fertig werden.“ (Am zweiten Tage büßte er diesen Spott mit dem Leben.) Ein anderer General stimmte mit den Worten bei: „wir haben die Matadores in den Händen, so können wir nach Belieben ausspielen, ohne die Partie zu verlieren.“

Dergestalt wurde der kluge Daun überstimmt, und Prinz Karl von Lotharingen rückte am 4. December aus den Verschanzungen heraus und mit einem wirklich unbegreiflichen Selbstbewußtsein gegen den König, der ihm so viele unvergeßliche Niederlagen beigebracht hatte. Als der König bei der Recognoscirung am 5. Morgens den Feind erblickte, sagte er zum Prinzen Franz von Braunschweig: „der Fuchs ist aus der Höhle gegangen, nun ist es schon leichter ihn zu treffen.“

Am 4. December schon stand das österreichische Heer in Schlachtordnung. Es reichte in zwei langen Linien von Striegwitz bis Nipern. Das war die Ausdehnung einer deutschen Meile. Es zog sich beiderseits gleichmäßig weit über die liegnitzer Straße, und die Stellung war parallel dem befestigten Lager von Breslau, so daß es dieses vollständig deckte. Das Ansehen desselben imponirte und verrieth eine Stärke von mindestens 90,000 Mann.

Und gegen dieses Heer hatte Friedrich nur 32,000 zu stellen. Welch' ein Mißverhältniß! Nicht ohne Bangen erwogen seine Generale dasselbe.

Da wurde der König wiederholt von den Herren aufmerksam gemacht, daß der Feind doch eine über die Erwartung reichende Stärke habe und bei dem schlechten Stande der schlesischen Sachen hier mit einem Angriffe desselben das ganze Spiel auf einen sehr schwachen und zweifelhaften Trumpf gesetzt werde.

Auf derartige Bedenken hatte Friedrich keine andere Entgegnung als: „Ich habe beschlossen, den Feind anzugreifen, wo ich ihn finde.“ Ein Mal aber erwiderte er ungeduldig: „Seine Stärke soll uns, hoffe ich, nicht schrecken. Ich werde ihn angreifen und wenn er auf den Thürmen von Breslau stände.“

Dieses Selbstvertrauen wurzelte in dem Gefühle seiner geistigen Ueberlegenheit. Uebrigens hatte der Adlerblick Friedrichs alle Vortheile erfaßt, die aus der Stellung des Feindes gezogen werden konnten, und sein Operationsplan war fertig.

Jedenfalls war es ein Fehler des Prinzen Karl von Lotharingen, daß er sich viel früher als es nöthig war, für die Schlacht in Position brachte, und namentlich auf einem Terrain, welches der Gegner fast vollständig überblicken konnte. Ein kluger Feldherr entwickelt seine Schlachtordnung unbemerkt und verrathet seinen taktischen Plan selbst nach dem Angriffe womöglich noch nicht. Fehler dieser Art werden nur von scheuen und unfertigen Feldherren begangen; aber es war besonders gefährlich, sie vor einem Mann wie Friedrich dem Großen zu begehen, dessen durchdringendem Urtheile nichts entging.

Der Prinz von Lotharingen war der Meinung gewesen, der König befinde sich noch in seinem Lager bei Parchwitz. Mit der weit ausgespannten Schlachtordnung hatte er nun die zwei Meilen bis dahin avanciren wollen, um bei der Ankunft vor dem königlichen Lager gleich fix und fertig zu sein. Da staunte er nicht wenig als am 4. December, also desselben Tages, schon seine Avantgarde auf preußische Posten stieß. Der König war ihm also entgegen gekommen, was der Prinz von Lotharingen durchaus nicht erwartet hatte, und zweifelsohne kam es nun am nächsten Tage zur Schlacht; aber er zweifelte keinen Augenblick, daß der König in sein Verderben renne.

Auch die preußischen Truppen sahen, daß eine große Schlacht bevorstehe. Ihr Muth war durch die Anwesenheit des Königs so gestärkt, daß überall unter ihnen eine wahre Freudigkeit sich kund gab. Demungeachtet meinte Friedrich ihrem Herzen noch eine neue moralische Stärkung geben zu müssen, und das that er in einer glänzenden Rede, die er vor den versammelten Stabsoffizieren hielt und durch diese weiter an die Truppen bringen ließ. Diese Meisterrede*) lautete wie folgt:

---

*) Siehe „Characteristik des Siebenjährigen Kriegs“ von Retzow.

„Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen von Lothringen gelungen ist Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen und meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchste steigen, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran. Ich würde glauben nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher in dem Besitze Schlesiens. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe drei mal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wie ich sie auch finde. Es ist hier nicht die Frage nach der Zahl der Feinde, noch nach der Wichtigkeit der von ihnen gewählten Position; — alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle von seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Beschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann auf die Auftritte vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind: so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden."

Hier hielt der König inne, um zu sehen, ob sich Jemand für den Austritt aus dem Heere melde. Da sah er, daß über die Backen des Generals Friedrich von Rohr Thränen rannen. Da umarmte ihn der König und sagte beruhigend: „mein lieber Rohr, wenn ich hier Feige erwähnte, so konnte ich sicherlich Sie nicht gemeint haben." Aber mit größter Befriedigung sah Friedrich den tiefen und begeisterten Eindruck, den seine Rede bei den Offizieren hervorgebracht hatte. Nach dieser Unterbrechung fuhr er fort:

„Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben."

Nach kurzer Pause aber fuhr er aufs Neue fort:

„Dabei aber vergessen Sie nicht zu sagen, daß das Regiment Cavalerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, ich gleich nach der Schlacht absitzen lassen und es zu einem Garnisonregimente mache. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahne und die Säbel und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Die Offiziere nahmen den Eindruck mit fort und natürlich verbreitete er sich wie ein fortzündendes Feuer im Heere. Es war aber nicht sowohl eine wilde Begeisterung für ein großes Wagestück, sondern das beruhigende Gefühl des festen Vertrauens auf einen glücklichen Ausgang. Sie hatten den König selbst in dem Gefühle einer unerschütterlichen Zuversicht erblickt, und diese Zuversicht war sympathetisch in ihr eigenes Herz gedrungen. Das Vertrauen auf Friedrich's Feldherrngröße war gestählt worden, und in ihm fühlten sie in sich selbst untrügliche Kräfte.

Die Nacht verging ohne Störung in dem mit größter Vorsicht bewachten Lager. Schon früh befand sich der ruhelose König in demselben. Noch im Dunkel des Morgens stimmten mehre Regimenter mit den Musikchören aus dem Liede „O Gott du frommer Gott", den Vers an, „Gieb daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret," &c. Da wurde der König gefragt, ob er wünsche, daß die Leute schweigen; aber er verbot es, sie zu stören, mit dem Bemerken, daß mit Leuten von solcher Ergebung und Gottvertrauen der Sieg zu sein pflege.

Noch im Dunkel war von Patrouillen und Vorposten wiederholt die Meldung eingegangen, daß das feindliche Heer unverändert in seiner Stellung bleibe. Die Armee wurde nun für das Deployement zur Schlachtordnung vorbereitet und der König ließ sie langsam gegen den Feind avanciren.

Da stieß die Avantgarde vor dem an der liegnitzer Straße gelegenen Dorfe Borna auf die Avantgarde der Oesterreicher. Sie bestand aus sächsischer Cavalerie und wurde von dem sächsischen General von Nostitz geführt. Mit Ungestüm und überraschender Weise angegriffen, wurden die sächsischen

Regimenter nach sehr kurzem Kampfe geworfen, großen Theils niedergehauen und gefangen. Sie wehrten sich zwar theilweise noch längere Zeit mit vielem Muthe; als sie aber ihren tapferen General von Nostitz, mit 14 Wunden bedeckt, fallen sahen, gaben sie weiteren Widerstand auf.

Nostitz soll sich über die Gewohnheit der Oesterreicher, ihre Hilfstruppen stets auf die gefährlichsten Posten zu stellen und ihnen die schlimmsten Aufgaben zuzumuthen, bitter geäußert haben. In der That war die Kraft der Sachsen bisher mit wahrem Mißbrauch ausgebeutet worden, und stets hatten die Oesterreicher ihre Bundesgenossen zu den Leuten gemacht, die, wie man zu sagen pflegt, die Kastanien aus dem Feuer holen müssen.

Die nun erfolgende große Schlacht bringt davon ein noch größeres Beispiel. Doch hier wie anderwärts gereichten diese Eigensucht und dieser Dünkel der Kaiserlichen, die Bundesvölker nur für Dienstgesindel zu halten, ihnen zum eignen Verderben.

Zu allen Zeiten hat man Preußen nach umgekehrtem Grundsatze handeln sehen. In allen Kriegen, den schlesischen, dem siebenjährigen, zuletzt im schleswig-holsteinischen und dem österreichischen in Böhmen hat es seine Bundesgenossen mit größter Schonung und Rücksicht verwendet; die opferschwierigsten Aufgaben aber für sich behalten. Nächst der Klugheit fordert die Humanität dies. Klugheit und Humanität haben aber beim Kaiserhause selten vor der brutalen Ueberschätzung seiner Rechte und seines Werthes aufkommen können. Nicht nur die Sachsen, sondern auch die Baiern und Würtemberger sollten bei Leuthen diese sie bitter verletzende Wahrheit erfahren.

Nachdem Friedrich die unklug viel zu weit vorgeschobene sächsische Reiterei, wie erzählt, vernichtet hatte, rückte er rasch bis Heide, also auf eine sehr geringe Distance vor. Der Tag war angebrochen, und ein dicht beim Dorfe sich erhebender Berg gestattete die ganze Gegend gegen Breslau hin zu überblicken.

Nur einige Kanonenschüsse weit vor ihm stand der Feind. Seine zwei ungeheuer ausgedehnten Linien reichten mit geringer Zurückbeugung des Centrums nördlich bis zu den Höhen von Niepern und südlich bis zu den bebuschten Höhen von Striegwitz. Die Flügel bogen sich nach vorn, und es schien, als habe der Prinz von Lotharingen darauf gedacht, das kleine Heer der Preußen von beiden Seiten zu umfassen und einzuschließen. Vor dem Centrum dicht lagen als Stützpuncte die Dörfer Trobelwitz und Leuthen und vor dem linken Flügel das Dorf Sagschütz. Einige Anhöhen und ein Wäldchen schienen dem linken Flügel einige Vortheile zuzuwenden.

Die Entfernung war so gering, daß der König sogar die Truppengattungen unterscheiden und es sehen konnte, daß der Prinz von Lotharingen

seinen bairischen und würtembergischen Hilfsvölkern die Position auf dem äußersten linken Flügel in erster Linie angewiesen hatte, wo er, wie deutlich zu erkennen war, den heftigsten Angriff vermuthete, daher er auch hinter diesen Flügel die vielbewährte Reiterei des Generals Nadasdy gestellt hatte.

So sollten nun also die Baiern und Würtemberger vorzugsweise für Oesterreich bluten. Ob sie dazu würden Lust haben, hatte sich der Prinz von Lotharingen nicht gefragt; seine Meinung war, sie müßten, und diese Meinung hatte er ihnen, besonders den Würtenbergern, durch eine barbarische Execution begreiflich gemacht. Diese hatten nämlich in den vergangenen Tagen über unpassende Zumuthungen gemurrt, und Prinz Karl kein Bedenken getragen, dafür eine Anzahl derselben erschießen zu lassen.

Ein altes im Jahre 1762 geschriebenes Geschichtswerk enthält darüber folgende sehr bemerkenswerthe Stelle:

„Se. Königliche Hoheit von Lotharingen stellte gerade alle Hülfsvölker voraus. Die Sachsen kamen auf den Vortrab, ohne daß sie unterstützt wurden. Die Würtemberger hatten gar vorher gemurret, daß ihnen eine Wintercampagne zugemuthet werde, und Prinz Karl hatte eine Execution über sie sich anzumaßen beliebt, auch etliche vor die Köpfe schießen lassen. Diese ließ er nun mit den Baiern an der Spitze des krummen Hakens, in dem die Armee gestellt war, fechten; und sie wurden, ohne Unterstützung, übel zugerichtet, welches auch die Menge ihrer gefangenen Offiziere beweist. Unter den Baiern fielen besonders die Grenadiere als brave Leute auf; aber der Prinz Karl sendete ihnen keinen Mann zur Unterstützung zu, mithin prallten alle diese verlassenen Hilfsvölker auf die Oesterreicher zurück, und da sie, wie es schien, aufgeopfert werden sollten, verursachten sie die Aufopferung fast der ganzen Armee und aller bisher gemachten glücklichen Progressen derselben."

Daß von den österreichischen Hilfsvölkern am wenigsten ein hartnäckiger Widerstand zu erwarten war, darüber konnte der König Friedrich nicht getäuscht werden. Er beschloß daher den Feind trotz der größeren Terrainhindernisse auf seinem linken Flügel anzugreifen, hoffend, daß durch die von ihm beabsichtigten Scheinmaneuvres gegen den rechten Flügel desselben auch noch die nadasdy'sche Reiterei neutralisirt werde.

Auf dem rechten Flügel der Oesterreicher stand ebenso wie auf dem linken eine sehr starke Cavalerie, meist Husaren. Der Graf Luchesi commandirte dieses Corps. Vor Beginn der Schlacht wurden demselben noch mehre Regimenter Grenadiere zugeführt, die zuvor in Reserve gestanden hatten, nun aber als Flankendeckung den äußersten rechten Flügel bildeten und sich hinter Nipern hin, weit über dieses Dorf hinaus, dehnten. Ein

Bach, Teiche, Sumpf, Wald und eine sehr starke Batterie vor Nipern schienen diesen rechten Flügel genügend zu schützen.

Bereits bei Kollin und Roßbach hatte Friedrich mit der sogenannten schrägen Schlachtordnung operirt. Bei Kollin waren seine Anordnungen nicht zur Ausführung gebracht worden, bei Roßbach aber hatte er sich völlig von den außerordentlichen Vortheilen, die diese Angriffsweise, namentlich für ein kleines Heer hat, vollständig überzeugt: und in derselben Weise wollte er auch hier operiren.

Damit nun nicht wieder durch Unverständniß seine Anordnungen wie bei Kollin verdorben würden, hatte er seine vertrautesten Generale über sein System aufgeklärt. Er beabsichtigte also, sich in einem Winkel so auf den Feind zu stellen, daß sein rechter Flügel über den linken Flügel des Feindes hinausträte, dieser nun das Feuer und den Angriff in Rücken und Fronte auszuhalten hätte und so gleichsam nach seinem andern Flügel hin zusammen geschoben würde.

Um diese Operation zu erleichtern, mußte der schwächere feindliche Flügel zum Angriffe ausersehen werden, hier also der linke. Diesen noch mehr zu schwächen, sollten Scheinoperationen gegen den rechten feindlichen Flügel dienen. Der König ließ also die leichte Cavalerie, besonders Husaren, nordwärts nach Nimkau abrücken und sich dort dem Feinde auf den Bergen in oft verwandelter, vielfacher Aufstellung und in wiederholter Annäherung zeigen.

Der Graf Luchesi, der den rechten österreichischen Flügel befehligte, hatte diese Arrangements der Preußen nicht lange beobachtet, als er sich überzeugt hielt, daß gerade auf ihn der Hauptangriff treffe. Obschon er im Kriegsrath am Großsprecherischsten dafür gestimmt, das königliche Heer, dem er spöttisch den Titel potsdamer Wachparade beigelegt, im Felde anzugreifen, so fürchtete er doch jetzt so sehr von dieser potsdamer Wachparade angegriffen zu werden, daß er durch nicht weniger als fünf Ordonnanzoffiziere den Prinzen von Lotharingen bestürmen ließ, ihm Verstärkung zu schicken.

Prinz Karl gerieth in denselben thörigten Irrthum. Kaum hatte er die Bewegungen der preußischen Reiterei auf den Höhen von Nimkau beobachtet, als er ganz fest überzeugt war, daß auf dieser Seite das ganze preußische Heer sich gesammelt habe und also hier der Hauptkampf stattfinden werde. Sofort entließ er Ordonnanzoffiziere zu dem Reservecorps im Centrum und zu Nadasdy auf dem linken Flügel. Und bald danach sah man die Reserven in Geschwindschritt und einen großen Theil der nadasdy'schen Reiterei im Trabe dem rechten Flügel zueilen.

Während dessen hatte Friedrich seine Armee hinter den Anhöhen von Borna, Radaxdorf, Lobetintz und Sagschütz rechts abmarschiren und sie dadurch eine Stellung zur österreichischen nehmen lassen, als ob beide unter einem Winkel von etwa 50 Graden ständen. Dieser Marsch wurde den Oesterreichern nur an einigen Puncten sichtbar und täuschte sie so, daß der Feldmarschall Daun zu dem Prinzen von Lotharingen sagte:

„Die Leute ziehen sich wieder zurück, wir wollen sie abziehen lassen."

Bis gegen Mittag war der König, der bei Lobetintz auf dem Windmühlenberg, also kaum einen Kanonenschuß vom Feinde entfernt, stand und von hier aus alles persönlich leitete, bereits so weit in seinem Flankenmarsche vorgerückt, daß seine Schlachtlinie über die linke Flanke des Feindes und die Länge von 5 bis 6 Bataillonen hinausragte und also dieser überragende Theil mit Linksum und einer Achtelschwenkung links den köstlichsten Artillerie- und Musketenangriff auf den Rücken der langen feindlichen Linie gewann.

In dieser Stellung mußte jede Kugel in die tiefsten Massen dringen und eine unzweifelhaft furchtbare Wirkung haben. Und unter gleichen Vortheilen feuerte natürlich auch das Centrum, welches in seiner schrägen Stellung den Angriff auf die Fronte des ersten feindlichen Treffens hatte.

Mit großer Einsicht hatte Friedrich dieses Arrangement entworfen und mit eben so großem taktischen Geschick die Ausführung desselben bewerkstelligt. Hierbei kam ihm freilich die taktische Tüchtigkeit seiner Truppen, namentlich aber die Uebung seiner Subalternoffiziere zu Statten, welche ihre Züge, Compagnien und Bataillone mit einer Sicherheit führten, als ob sie sich auf einem Exercierplatze befänden.

Wenn nun aber Friedrich seiner Schlachtordnung eine dem Feinde so weit überragende Stellung gab, so verband sich damit doch auch eine nicht unerhebliche Gefahr, sofern der feindliche Flügel mit starker Cavalerie versehen war und diese Gelegenheit fand, die so weit exponirte Flanke des königlichen Heeres zu gewinnen. Dagegen benutzte Friedrich die Flankenstellung mehrer Bataillone, die er zuerst den Feldzeugmeister Daun in der Schlacht von Kollin mit so großem Erfolge hatte anwenden sehen; und auch hier verfehlte dieser taktische Kunstgriff den besten Erfolg nicht; doch schien kaum die Noth dazu zu drängen, da Nadasdy's Reiterei durch die Detachirung eines großen Theiles derselben nach dem rechten österreichischen Flügel so geschwächt war, daß sie kaum einen großen Angriff, namentlich außer dem Bereiche der Schlachtordnung, unternehmen konnte. Zudem hatte Friedrich gegen diese feindliche Cavalerie eine entschieden überlegene Cavaleriemasse auf seinen rechten Flügel gestellt, welche, die Flanke ein wenig überstehend,

die dritte Linie seiner Schlachtordnung bildete und also in der Marschordnung rechts voran ging. Diese Cavalerie bestand meist aus Husaren und wurde vom General Ziethen commandirt. Auf dem linken Flügel, der vom General von Retzow commandirt wurde, war, obschon er zurückgehalten werden sollte und also vielleicht nicht einmal in's Feuer kam, eine eben solche Cavaleriedeckung als drittes Treffen unter dem General von Drießen aufgestellt.

Stellt man sich nun vor, daß das preußische Heer, nachdem die Schlacht begonnen, die ersten Hindernisse überwältigend, in langer Linie gleichmäßig frontwärts avancirte, so ist es ganz einleuchtend, daß mit jedem Schritte des Vorrückens die Ueberflügelung sich vergrößern mußte und die Vortheile der Preußen in gleichem Maße wie die Nachtheile der Oesterreicher zunahmen.

Es war in der Mittagsstunde, als die drei Bataillone des Generals von Wedell, welchen Friedrich die Flankenstellung angewiesen hatte und die daher auf dem Marsche als Avantgarde vorrückten, während das ganze übrige Heer in Colonne nachfolgte, zwischen Kalinek und Striegwitz auf die ersten feindlichen Truppen stießen. Es war ein sehr starkes Detachement von Baiern und Oesterreichern, welches hier den Wald besetzt hielt, um die Umgehung des linken österreichischen Flügels zu verhindern. Der Feind empfing die Preußen mit lebhaftem Geschütz- und Gewehrfeuer, wurde aber sofort mit dem Bayonnet und von einer auf der rechten Seite des wedell'schen Corps stehenden Batterie von 10 Geschützen tractirt.

Fürst Moritz von Anhalt, der den rechten Flügel meisterlich führte, war zur Stelle, und säumte keinen Augenblick diesen ersten Angriff auf das Nachdrücklichste zu unterstützen. Gleich beim ersten Anfallen wurde der Feind so zurückgetrieben, daß er die Verbindung mit dem in Schlachtordnung stehenden Heere zu verlieren fürchten mußte. Als nun Fürst Moritz auch die Regimenter Itzenblitz und Meyeringk vorführte und den Angriff dergestalt verstärkte, wurde der Feind über den Haufen geworfen und verließ mit Verlust seiner Geschütze den Kampfplatz flüchtend.

Gleich danach wurde ein Flankenangriff der nadasdy'schen Reiterei durch das Feuer der zur Flankendeckung aufgestellten bereits erwähnten Bataillone blutig zurückgewiesen. Jetzt aber — es war Mittags ein Uhr — machten die Preußen Frontstellung und griffen den linken Flügel mit großer Vehemenz an. Ihr Feuer ging schräg in die langen Linien des Feindes hinein und hatte eine schreckliche Wirkung.

Das Feuer der Oesterreicher dagegen mußte halb links gerichtet werden, und es ist begreiflich, daß in solcher Stellung die Geschütze der Batterien

ebenso wieder im Wege waren, wie die Leute in den Bataillonen; namentlich konnten die hinteren Glieder nicht zum Anschlage kommen. Und hätten nun die Bataillone durch eine Schwenkung links Fronte gegen die Preußen machen wollen, so würde eins dem andern in die Schußlinie getreten sein, jedes hätte der feindlichen Cavalerie seine Flanke preisgegeben und sie hätten der feindlichen Batterie eine unverfehlbare Masse von größter Tiefe dargeboten. Dergestalt war der Feind gezwungen in seiner ungeschickten Stellung auszuharren oder das Feld zu räumen.

Die Baiern auf dem äußersten österreichischen linken Flügel hatten in ihrer ersten Bedrängniß in der That einen Rückaufmarsch ausgeführt, um dem Feinde die Fronte zu bieten, und die nadasdy'sche Reiterei, welche als zweites Treffen hinter ihnen stand, hatte diesen Bewegungen folgen müssen. Allein dadurch hatten die Baiern nicht nur ihre Flanke entblößt, sondern auch die der in der Schlachtordnung ihnen zur Rechten stehenden Würtemberger und doch, da die preußische Schlachtordnung sie rechts weit überragte, keinen Vortheil gewonnen gegen das sie von beiden Seiten bestreichende Feuer.

Nicht lange konnten sie dasselbe aushalten. Als der Prinz Moritz ihre Artillerie nahm und den Infanterieangriff forcirte, dankten sie dafür, ihr Blut für das Oesterreich zu vergießen, welches vor kaum einem Jahrzehent ihr schönes Baiern so kannibalisch behandelt hatte. Um auch zu weiterem Kampfe nicht verwendbar zu sein, warfen sie ihre Gewehre ins Feld und flüchteten, seltsamerweise die eigene Schlachtordnung entlang, sowohl im Rücken als im Gesicht derselben nach dem rechten Flügel, oder eigentlich nach den Dörfern Leuthen, Trobelwitz, Gohlau, Sahra und anderen.

Dadurch wurde das Unglück des linken Flügels sofort dem ganzen Heere bekannt und der Muth desselben erschüttert.

Nun begann der Kampf gegen die Würtemberger im ersten und die Oesterreicher im zweiten Treffen. Nadasdy mußte mit seiner Cavalerie dem Kampfe fast unthätig zusehen; nur höchstens konnte er einen preußischen Angriff auf den Rücken der Oesterreicher bedrohen.

Um ihm aber auch das unmöglich zu machen, wurden jetzt die Gensdarms und Garde du Corps zu einem Choc gegen ihn dirigirt, der seine Flanke und seine Fronte schräg traf, seine Schwadronen ganz in Verwirrung brachte und sie auf die Infanterie des zweiten Treffens warf.

So wenig nun auch die nadasdy'sche Reiterei auf diesen ungewöhnlichen Angriff vorbereitet, und so wenig es ihr gelungen war ihn abzuweisen, so wehrte sie sich doch selbst im Weichen mit großer Hartnäckigkeit. Auf jedem Schritte suchte sie sich neu zu ordnen, und Nadasdy hatte so unrecht nicht,

wenn er sich mühete, dieses Reitergefecht, unbekümmert um das übrige Heer, als eine separirte Affaire zu arrangiren.

Allein dazu wurde ihm nicht Zeit gelassen. Kaum hatte Ziethen, der mit seinen Husaren das dritte Treffen des äußersten rechten Flügels bildete, das Engagement der feindlichen Cavalerie erblickt, als er den Seinen zu Hilfe eilte.

Auf diese Weise aufs Heftigste von zwei Seiten angefallen, konnte die geschwächte nadasdy'sche Reiterei nicht widerstehen. Eins ihrer Regimenter (Modena) war gänzlich zusammengehauen, die anderen zersprengt und verwirrt, dabei durch großen Verlust an Todten und Gefangenen geschwächt. Um der Vernichtung zu entgehen, warfen sich seine Regimenter in die Flucht und gingen theils dem zweiten Treffen entlang in dem Rücken des Centrums zu der Reserve, theils den Schweidnitzfluß entlang in einen Wald, der sich zwischen Lissa, Arnoldsmühl und Sahra längs der morastigen Ufer der Flüsse ausdehnt.

Jetzt war das Loos schon völlig über dem österreichischen Heere gefallen. Der linke Flügel war nun der Reiterei gänzlich beraubt und das zweite Treffen hatte keinen Schutz mehr. Die preußische Linie überragte aber die österreichische Flanke um mehre Regimenter. Dabei war die preußische Cavalerie frei, um bei dem Angriffe auf den feindlichen Rücken mitzuwirken.

Das würtemberg'sche Armeecorps wurde sehr schnell dergestalt zusammengedrängt, daß es sich durchaus nicht zur Wehr setzen konnte und als eine wilde herrenlose Masse flüchtend das Schlachtfeld verließ. Es warf sich nach Groß-Gohlau, Rathen, Romberg und in den vorher erwähnten Wald, ohne die geringste Neigung zu zeigen, sich wieder zu sammeln. Man entgalt aber dem Prinzen Karl nur das Wehe, das man von ihm erfahren hatte, und glaubte vernünftig zu handeln, wenn man sich für Maria Theresia's Zwecke nicht niederschießen lasse.

Es bedurfte nur noch einiger Angriffe, den linken österreichischen Flügel ganz zu vernichten. Immer von beiden Seiten angegriffen, wurde er in beiden Treffen zugleich förmlich auf das Centrum geschoben. Das Dorf Leuthen gewährte den weichenden Massen einen Stützpunkt, und von hier aus suchte der Prinz Karl von Lotharingen der Armee eine andere, dem Feinde parallel laufende Stellung zu geben. Aber anstatt durch einen Aufmarsch, bei welchem die Truppenkörper in Verbindung bleiben konnten und bei welchem sich doch die neue Construction vom Orte der Gefahr aus entwickelt haben würde, suchte er das durch eine Schwenkung zu bewerkstelligen, bei welcher er den rechten Flügel unter Luchesi vorangehen ließ.

Als König Friedrich dieses zwar zweckrichtige, aber höchst ungeschickte, die ganze Schlachtordnung möglichen Falls in Verwirrung bringende Manœuvre wahrnahm, ließ er seine Armee in Echelons rechts aufrücken, wodurch er sich sowohl in der Ueberflügelung, als in der schrägen Stellung behauptete.

Gegen drei Uhr entspann sich der Hauptkampf um das Dorf Leuthen, wo Prinz Karl große Massen aufgehäuft hatte. Denn er hatte nicht nur die Reserven herangezogen, sondern auch die Cavalerieverstärkung des rechten Flügels, die nunmehr auf diesem ganz überflüssig zu sein schien.

Es war dies aber eine eben so unglückliche Maßregel; denn so verderblich vorher die Schwächung der Cavalerie des linken Flügels gewesen, so verderblich wurde nun die Zurückziehung der Cavalerieverstärkung vom rechten Flügel.

Wie erwähnt, hatte sich in Leuthen eine ungeheure Truppenmenge vereinigt, dabei freilich auch eine Menge von Flüchtlingen, die ihre Gewehre weggeworfen hatten und jetzt nicht mit kämpfen konnten, wohl aber Störung verursachten. Alle außer den bereits in preußische Hand übergegangenen Batterien seines linken Flügels hatte Prinz Karl nach Leuthen zurückziehen und theils auf dem Kirchhofe, theils auf dem Hügel der Windmühle aufstellen lassen.

Als die preußischen Batterien auf angemessenen Distancen angelangt waren, eröffneten sie ein furchtbares concentrisches Feuer auf die vor Leuthen zusammengedrängte große Truppenmasse des Feindes. Das Feuer der Infanterie, eben so concentrisch, war nicht weniger mörderisch.

Da drängten sich die Oesterreicher in vollständiger Verwirrung in das Dorf, in welches aber sogleich eine Anzahl preußischer Grenadierbataillone mit gefälltem Bayonnet nachdrang, während andere den mit Kanonen bespickten Kirchhof angriffen.

Doch das österreichische Feuer von hier aus war ein entsetzliches und es wies wiederholte Infanterieangriffe zurück. Da gelang es dem dritten Gardebataillon, unter der Führung des Hauptmanns von Möllendorf, vom Dorfe aus in den Kirchhof einzudringen und diesen feindlichen Posten mit Eroberung zahlreichen Geschützes aufzuheben.

Jetzt wurde diese günstige Position von den Preußen benutzt zur Position einer großen Batterie schweren Geschützes. Und diese Batterie arbeitete plötzlich gegen die großen Massen österreichischer Infanterie und Cavalerie, die dicht hinter Leuthen sich zusammengedrängt hatten, um in die neue Formation der Schlachtordnung überzugehen. Die Wirkung des Feuers war aber eine so fürchterliche, daß es durchaus nicht zu der beabsichtigten For-

mation kommen konnte, vielmehr die österreichischen Truppen sich in chaotischem Wirrwarr zurückdrängten.

Allein die österreichische Artillerie behauptete sich noch hinter Leuthen und spie einen wahren Hagel von Kartätschen gegen das Dorf, so daß die preußischen Bataillone längere Zeit aus demselben vorzudringen nicht vermochten. Inzwischen war der linke Flügel des preußischen Heeres so weit herangelangt, daß er am Kampfe Theil nehmen konnte.

General von Retzow, der ihn commandirte, hatte den Kampf um Leuthen nicht so bald wahrgenommen, als er 6 Bataillone Grenadiere vorgehen ließ, die österreichischen Batterien wegzunehmen. Aber sie wurden von einer solchen Kartätschenfluth empfangen, daß sie zurückweichen mußten. Diese 6 Bataillone Infanterie und 2 Cavalerieregimenter des rechten Flügels waren die einzigen preußischen Truppen, welche in dieser Schlacht eine rückgängige Bewegung machten.

Aber bei beiden hatte es keine schlimmen Folgen. Kaum hatte der General von Retzow die Abweisung des unternommenen Angriffs erfahren, als er seinen Sohn aus dem zweiten Treffen eine Verstärkung nachführen ließ, und mit Hilfe deren gelang es, die Oesterreicher auch hier aus ihrer vortheilhaften Position zu verdrängen; aber sie wichen gegen Trobelwitz hin nur ein kleines Stück und behaupteten sich da wieder durch die Unbeweglichkeit ihrer zusammengeschobenen Massen; also nicht durch die taktische Entwickelung ihrer Kraft.

Die ganze Infanterie des österreichischen linken Flügels stand noch müssig in der alten Schlachtordnung, anstatt daß sie, wie vorher erwähnt, durch einen Aufmarsch zur Linken hätte ins Feuer gehen sollen. Was war den Croaten daran gelegen, ob Maria Theresia Schlesien besaß oder nicht. Es konnte ihnen nur lieb sein, das Ungeschick des Obercommandos zu ihrem Heil zu benutzen. Um den Flügel schnell herum zu bringen, hatte der Prinz von Lotharingen den Grafen von Luchesi zur Schwenkung zuerst links abgehen lassen, wodurch den Infanterieregimentern ihr Maneuvrirfeld durch die Cavalerie vertreten worden war.

Der Graf Luchesi sah es auf die Flanke des linken preußischen Flügels ab, der, zuvor beträchtlich zurückgehalten, jetzt staffelmäßig heranrückte, wie es schien, um schließlich in einem preußischen Totalangriffe die Entscheidung geben zu helfen. So viel sich vor Beginn der Schlacht ihm gegenüber auch Cavalerie gezeigt hatte, hatte Luchesi doch während der Schlacht auf diesem Flügel des preußischen Heeres keinen einzigen Cavaleristen entdecken können. Er glaubte daher, der König habe seine ganze Cavalerie auf seinen rechten Flügel gezogen und den linken von solcher gänzlich entblößt.

In dieser Voraussetzung hielt er einen starken Angriff für unfehlbar wirksam. Das Unglück des guten Grafen Luchesi war, daß er nach österreichischer Weise seine Annahmen für Wahrheiten hielt und nicht fürchten mochte, daß der kluge Friedrich hinter seinen linken Flügel eine Cavalerie versteckt halte. Ueberhaupt war es der Oesterreicher Verderben, daß sie in ihrer unverbesserlichen Selbstüberschätzung den Geist Friedrichs unterschätzten.

Bis gegen vier Uhr war Luchesi's Reiterei mit Zurücklassung der Infanterie der Schlachtlinie, welche unbeweglich blieb, in schiefer Linie bis vor Heida gerückt, wo sich König Friedrich am Morgen desselben Tages befunden hatte. Von hier wendete er sich wieder auf Radaxdorf, bis wohin der preußische linke Flügel avancirt war. Hinter den Höhen von Radaxdorf folgten 50 Schwadronen unter dem Commando des Generals von Drießen der Infanterielinie. Auch jetzt, wo Luchesi zum Kampfe schreiten wollte, hatte er noch keine Ahnung von der Anwesenheit dieser preußischen Cavalerie, die sich natürlich bei seinem längst beobachteten Nahen absichtlich gedeckt hielt.

Es war halb vier Uhr, als Luchesi aus seiner zweilinigen Aufstellung vom leuthen-heidaer Wege ab zum Einhauen commandirte. Seine Regimenter brausten wie eine Gewitterwolke erst vorwärts, und dann mit einer Linksschwenkung gegen die preußische Infanterie heran.

Aber die Schwenkung in so gedehnter Linie hielt sie auf, und noch war dieselbe nicht vollbracht, als hinter den radaxdorfer Bergen drei Massen preußischer Cavalerie hervorbrachen und die Reiterei Luchesi's mit wunderbar fertiger Taktik zugleich von drei Seiten faßten. Mit 30 Schwadronen warf sich nämlich der General von Drießen dem Feinde zugleich in die Fronte, linke Seite und Rücken.

Unter diesen Umständen konnte der Kampf nicht lange dauern. Die österreichischen Reiter waren augenblicklich in Verwirrung und in einem schrecklichen Gemetzel, in welchem auch der Graf Luchesi fiel. Nach schweren Verlusten warfen sie sich in die Flucht, erst nach Leuthen, dann aber, als sie dort nicht durchkommen konnten, an der Schlachtlinie hinauf nach Trobelwitz. Wo sie eine Intervalle in der Infanterielinie fanden, brachen sie durch; doch das sich unter ihnen verbreitende Geschrei „nach Lissa“ führte sie endlich auf dem Wege nach diesem Orte zusammen.

Die Flucht der luchesi'schen Cavalerie, unglücklicher Weise von der ganzen Armee gesehen, vertilgte bei den Oesterreichern den letzten Funken Muthes. Als nun die Truppen des preußischen linken Flügels hervordrangen, gab es bei den Oesterreichern kein langes Besinnen. Alles wendete sich zur Flucht um, und selbst der rechte Flügel, der noch gar nicht in das

Gefecht gekommen war, verließ flüchtend das Schlachtfeld, und zwar so übereilt und schreckenvoll, daß nicht nur die meisten Batterien zurückgelassen, sondern selbst die Flinten und Tornister weggeworfen wurden, um die Flucht zu beflügeln. Die eintretende Dämmerung war die einzige Gunst, die die Oesterreicher vom Geschick erfuhren. Alles ging so rasch, daß manche Führer, ohne zu wissen wie das komme, plötzlich allein auf dem Platze standen.

Bei Leuthen indessen hatte man im wilden Trubel diese Ereignisse nicht sogleich wahrgenommen. Hier dauerte der Kampf fort, bis in der Dunkelheit die Regimenter Wallis und Durlach, von der preußischen Cavalerie im Rücken gefaßt, als die letzten das Schlachtfeld verließen; aber ihre größere Hälfte ließen sie gefangen zurück.

Nadasdy hatte nun zwar einige Cavalerie wieder gesammelt, um den Rückzug des Heeres zu decken; allein Friedrichs Cavalerie war zu rasch. Sie hieb, namentlich an den Flußübergängen, noch viele Hunderte nieder, und Hunderte nahm sie gefangen, auch den tapferen Nadasdy selbst. Zwischen den Dörfern Protsch, Groß und Stabelwitz fand sie die österreichische Bagage und Munition und ungeheure Wagenreihen aufgefahren. Es waren 4000 Wagen. Begreiflicher Weise wurde diese großartige Beute aufs Beste gesichert.

Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten betrug 6000 Mann. Dagegen verloren die Oesterreicher 27,000 Mann, darunter 9000 Todte und unheilbar Verwundete, die übrigen gefangen. An Trophäen fielen den Siegern 116 Kanonen, 51 Fahnen und eine unendliche Menge von Musketen, Seitengewehren und anderen Dingen in die Hände, zu denen namentlich die erwähnten 4000 Wagen, die fast das ganze österreichische Trainwesen begriffen, gehörten.

Das schnelle Eintreten der Nacht hinderte, die Verluste der Oesterreicher zu vergrößern. Indessen war mit diesem Schlage schon das Meiste ersetzt, was bei Friedrichs dreimonatlicher Abwesenheit verloren gegangen war.

Es lag dem Könige daran, dem Feinde auf den Fersen zu bleiben. Doch wollte er vor Verlassen des Schlachtfeldes durch schnelle Erfüllung einer Dankespflicht ein bei Kollin am Prinzen Moritz von Dessau begangenes Unrecht wieder gut machen. Bei Kollin hatte Prinz Moritz dem Befehle des Königs zu folgen sich geweigert, weil er geglaubt, daß die Schlachtlinie noch nicht weit genug links vorgerückt war. Der Prinz hatte Recht, der König Unrecht. Gleichwohl hatte Friedrich im Zorn den Degen gegen ihn gezogen und ihn nach der Schlacht durch Entziehung der Ehrenwache gestraft.

Hier bei Leuthen hatte sich der Prinz durch meisterhafte Führung des

rechten Flügels großes Verdienst erworben, und auf Grund dessen ernannte ihn nun der König gleich auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall. Nachdem er in der Eile noch nach verschiedenen Seiten Lob und Auszeichnungen gespendet, auch Anordnungen für die Besetzung des Schlachtfeldes und Behandlung der Verwundeten getroffen, setzte er sich mit einigen Generalen und Adjutanten, von einigen Cavaleristen begleitet, nach Lissa in Marsch. Seine Eile war so groß, daß er erst kurz vor dieser Stadt daran dachte, daß er sich in Gefahr begebe. Er ließ daher an mehre Schwadronen den Befehl zurückgehen, sogleich nach Lissa vorzurücken.

Ehe indessen diese noch kamen, ging er in das Schloß, wo er Quartier nehmen wollte, und befand sich zu seiner Ueberraschung mit einem Male im Kreise zahlreicher österreichischer Offiziere, die zum Glück aber in ihrer viel größeren Ueberraschung gar nicht erwogen, welch' ein großes Pfand ihnen in die Hand gerathen sei. Die Herren verbeugen sich in größter Demuth, und der König, stets ein Muster in der Geistesgegenwart, begrüßt sie mit einem freundlichen „Guten Abend" und bittet an der Tafel, die sie sich da hatten bereiten lassen, mit theilnehmen zu dürfen. So speist er traulich mit den flüchtigen österreichischen Offizieren. Inzwischen aber sind die preußischen Schwadronen in die Stadt gerückt, der Saal füllt sich mit preußischen Offizieren und nun fordert der König bei bester Laune den feindlichen Offizieren die Degen ab, freundlich versichernd, daß, so gut sie ihn hier bewirthet hätten, er auch sie in der Gefangenschaft bewirthen werde. So anstatt ihr Gefangener zu werden, wurden sie seine Gefangenen.

Als Friedrich am andern Tage das Schlachtfeld besichtigte, traten ihm beim Anblick der Leichen und Verwundeten Thränen in seine Augen und er rief aus: „wann werden doch meine Leiden enden!" Solche Züge des Herzens waren der wahre Nimbus des großen Friedrich. Eins konnte ihn jedoch trösten, daß er diesen Krieg nicht gewollt, daß das Kaiserhaus ihn allein zu verantworten hatte. Wie in den schlesischen Kriegen hatte er auch jetzt wiederholt, und zwar nicht nach Niederlagen, sondern nach Siegen, den Frieden angeboten und doch niemals etwas anderes und mehr verlangt, als was ihm gebührte, das alte Eigenthum seines Hauses, Schlesien. Maria Theresia dagegen hatte stets den Antrag zurückgewiesen. Wenn ein grausamer Sinn dazu gehörte, diese Blutopfer zu verschulden, so gehörte dieser Maria Theresia an. Freilich konnte diese durch den Wahn ihres Hauses entschuldigt werden.

25.

Folgen der Schlacht bei Leuthen.

Als Friedrich am Morgen des 6. Decembers mit schwerem Herzen das Schlachtfeld überritt und nachträglich diese denkwürdige Schlacht gewisser Maßen studirte, wobei ihm die Leichen, die auf manchen Plätzen hügelhoch lagen, zum Richtzeichen dienten, ging ihm Meldung über die Zahl der Gebliebenen und über den Tod hoher Offiziere von verschiedenen Seiten zu. Auch das preußische Heer hatte eine Menge der geachtetsten Truppenführer verloren. An deren Spitze standen die Generalmajors von Kleist und von Rohr, derselbe, welcher vor der Schlacht bei der Anrede des Königs von diesem umarmt worden war. Er starb erst mehre Tage nach der Schlacht an seinen Wunden. Zu den Todten zählte man ferner den Obersten von Byla, der das Füsilierregiment „Alt-Würtemberg“ geführt hatte, und den Major von Auerswald. Der Generalmajor von Lattorf und der Oberst von Zastrow befanden sich unter den schwer Verwundeten, und zu den sehr Wenigen, die in dieser Schlacht in österreichische Gefangenschaft gerathen waren, gehörte der Generalmajor von Krockow, der vom linken Flügel aus mit zu großer Bravour in die dichten feindlichen Massen bei der Windmühle von Leuthen hineingedrungen war. In allem waren es 200 Offiziere, welche durch den Tod für immer oder durch Verwundung auf längere Zeit aus den Reihen des preußischen Heeres schieden.

In den Verlusten der Oesterreicher durch Tod, Verwundung und Gefangenschaft traten als vorragend die Namen der Generale Luchesi, Otterwolf, Prinz von Stolberg, Haller, Maquire, Lascy, Fürst Lobkowitz, Preßsack, Nadasdy, Odonell und von der sächsischen Hilfsarmee Generallieutenant von Nostitz auf. Zu den bedeutendsten Persönlichkeiten war auch der Oberst von Brown zu zählen.

Im ersten Schrecken hatten sich die flüchtenden Oesterreicher nach Breslau gedrängt. Da aber die Stadt eine so große Menge nicht aufnehmen konnte, auch daran gar nicht zu denken war, in dem befestigten Lager von Breslau eine Vertheidigung zu versuchen, indem die Preußen schon dicht vor derselben, in Lissa, standen, ja zum Theil schon während der Nacht in das Lager eingedrungen waren, so wendete sich der Strom der flüchtigen Armee südwärts nach Böhmen hin, aber auf verschiedenen Wegen und gänzlich ohne Zusammenhalt. Man hatte die stolzen Kaiserlichen selten so eilen sehen als hier.

Indessen wollte Friedrich sie sich so ohne weiteres Lösegeld nicht entkommen lassen. Schon während der Nacht hatten die Cavaleriegenerale Ziethen und Fouqué und der Oberst von Werner Ordre erhalten, sich auf die Ferse des Feindes zu setzen und ihn bis zur böhmischen Grenze unter dem Säbel zu behalten. Eine solche Ordre konnte Niemand willkommener sein, als denen, an die sie ergangen war. Schon in der Morgendunkelheit des 6. Decembers drangen Ziethen's Husaren in die Nachtquartiere der österreichischen Flüchtlinge und setzten sie in großen Schrecken. An ein Sammeln der Truppen, zu einem geregelten Rückzuge war nirgends zu denken, da Nadasdy, der anfänglich sich Mühe gegeben hatte, den Rückzug zu decken, gefangen genommen, seine Reiterei aber zersprengt war.

Nur Daun hatte noch Besonnenheit und Geschick, so weit seine Hand reichte, die flüchtigen Massen zu leiten. Beim Prinzen Carl von Lotharingen aber ging alles bunt über. Er hatte den Kopf ganz verloren; und freilich war es für ihn sehr bitter, vor einer Dame unter diesen Umständen Rechenschaft ablegen zu sollen, als deren Ritter oder bevorzugter Liebling er ausgegangen war, ihren verhaßten Feind zu demüthigen.

Da die Oesterreicher nirgends sich setzen, nirgends Widerstand leisten konnten, ergaben sich noch Tausende als Gefangene, sehr viele, die Widerstand versuchten, wurden niedergehauen, und der Rest des Armeefuhrwerks fiel in den Defiléen und an den Brücken, wo die flüchtigen Haufen aufgehalten wurden, in die Hand der preußischen Husaren. War diese Flucht der Oesterreicher, da sie Weg und Steg kannten, auch nicht so toll und schmachvoll wie die der Franzosen und Reichsvölker nach der Schlacht bei Roßbach, so war sie dieser doch sehr ähnlich.

Wo auch die Oesterreicher ein Dorf, eine Stadt oder einen Schlupfwinkel erreicht hatten, immer waren Ziethen's, Fouqué's oder Werner's Reiter sogleich da, ihnen nicht eine Minute Rast zu gönnen. Nach kaum einer Woche war das österreichische Heer durch Werner aus Oberschlesien, durch Ziethen und Fouqué aus den übrigen Theilen des Landes gejagt. Als schließlich noch einige exponirte Posten vertrieben worden, war Schlesien vom Feinde gesäubert bis auf Schweidnitz und Breslau, und dergestalt wieder in Friedrich's Besitz zurückgebracht.

Während, wie hier erzählt, die Cavalerie die Verfolgung in so glänzender Weise ausführte, wendete sich Friedrich selbst gegen Breslau, wo sich nun noch eine feindliche Militairmasse von fast 18,000 Mann mit 13 Generalen befand. Erst nachdem das österreichische Heer über die Grenze dergestalt getrieben war, so daß die Besatzung von Breslau jede Hoffnung auf

Entsatz aufgeben mußte, griff Friedrich Breslau ernstlich an. Cernirt hatte er es gleich nach der Schlacht bei Leuthen.

Jetzt aber begann er eine regelmäßige Belagerung, da seine Aufforderung zur Uebergabe nicht sogleich genehmigt wurde. So lieb er Breslau hatte, konnte er ihm selbst ein heftiges Bombardement nicht ersparen und stellte seine Gefahr drohenden Maßregeln dann erst ein, als am 19. December sich der Commandant, General Sprecher von Bernegg, zur Capitulation bereit erklärt hatte. Aber freien und ehrenvollen Abzug, den die Oesterreicher forderten, bewilligte Friedrich durchaus nicht, und so waren diese gezwungen, sich am 21. December auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Die ganze Besatzung, 17,635 Mann stark mit 13 Generalen, an deren Spitze der General Sprecher von Bernegg, fielen in Kriegsgefangenschaft, nachdem sie nebst ihren Waffen 81 Kanonen, 1024 Munitions- und 220 Proviantwagen, 81 Stück Geschütze, die Kriegscasse mit144,000 Gulden und alle Depôts und sonstigen Kriegseffecten überliefert hatten. Das große preußische Magazin, welches der General von Lestwitz vor wenigen Wochen den Oesterreichern übergeben hatte, fand der König noch ziemlich gefüllt; das Schönste aber, was er wieder fand, das war die unerschütterte aufrichtige Liebe der Einwohner.

Trotz der Machinationen des verrätherischen Erzbischofs Schafgotsch war selbst die katholische Partei mit dem preußischen Walten viel zufriedener gewesen als mit der wirren österreichischen Wirthschaft. Daß die protestantische Partei sich über diesen Umschwung im höchsten Maße freute, ist natürlich und sehr begreiflich. Die österreichische Regierung hatte sie in jüngster Zeit zu kirren und zu versöhnen gesucht; allein man kannte ja das Warum, und die Geschichte Böhmens und Ungarns lehrte, daß Oesterreich zweifelhafte Freunde stets zu liebkosen aufhörte, sobald die Betrogenen der Falle nicht mehr entkommen konnten.

So hatte Friedrich bis auf die Festung Schweidnitz, die noch von 7000 Oesterreichern besetzt war, sein Schlesien am Ende des Jahres 1757 wieder. Er sah es, daß nur er gefehlt hatte und daß Niemand da war, der ihn ersetzen konnte. Mit zwei Schlägen in drei Wochen hatte er gut gemacht, was seine Feldherren, so brav sie unter seiner persönlichen Leitung auch immer waren, in Monaten schlimm hatten werden lassen. Wer wäre denn auch außer ihm im Stande gewesen, eine Schlacht bei Leuthen zu liefern? Mit größerem Rechte als Ludwig XIV. hätte er sagen können: „ich bin der Staat", ja selbst sagen können: „ich bin das Heer", und doch sagte er immer nur: „ich bin der erste Diener meines Volkes". Er war daher auch rücksichtsvoll genug, an seine Generale Anforderungen nicht zu stellen, die er

an sich selbst stellte, und es soll ihm wehe gethan haben, seinen Bruder August Wilhelm für die ungelöste Aufgabe, die nur seiner eigenen Kraft entsprach, mit strafender Härte behandelt zu haben.

Mit Schlesien hatte Oesterreich in drei Wochen 45,000 Mann, sein ganzes Armeefuhrwerk und weit über die Hälfte seiner Artillerie verloren. In Wien war man über diesen plötzlichen Wechsel der Dinge wie aus den Wolken gefallen. Hatte schon die Schlacht bei Roßbach die Kaiserin etwas verdutzt, so waren ihr nun aber die Ereignisse in Schlesien über allen Begriff. Kaum erst hatte sie in pomphaftester Weise den europäischen Höfen ihren Wiederbesitz Schlesiens und dessen ewige Behauptung verkündigt, als schon von dieser Verkündigung kein Wort mehr wahr war und sie zu ihrer größten Beschämung ihre Schwärmerei und kriegerische Urtheilslosigkeit eingestehen mußte.

Ihr ganzes Heer, als es sich auf böhmischen Boden gesammelt hatte, bestand noch aus 37,000 Mann. Woher jetzt eine neue Armee nehmen? wie sich wieder aus dieser gräßlichen Desarmirung emporheben?

Der Zorn der verzweifelten Kaiserin fiel jetzt auf den armen Prinzen von Lotharingen, den sie doch sonst bei allen Gelegenheiten entschuldigt und geschützt hatte. Er war jetzt der Gegenstand des bittersten Spottes der Wiener, und Maria Theresia mußte es angemessen finden, ihm seine Entlassung zu geben. Sie selbst hatte ihm die Rolle des Oberfeldheern aufgenöthigt und also sein Schicksal verschuldet. Er ging nach Brüssel, um dort mit Muse darüber nachzudenken, wie gefährlich es ist, sich zu überschätzen oder den Intentionen einer phantastischen Frau zu dienen.

Einen großen Verlust erlitt in der Folge das österreichische Heer an dem Grafen Nadasdy. Er war ebenso mit dem Hofkriegsrath als mit der Regierung unzufrieden, deren Haltung überall die Eigenschaften des weibischen Charakters verrieth.

Obschon König Friedrich im Glücke stets eben so bescheiden, als im Unglücke unverzagt war, versetzten ihn doch die jüngsten Ereignisse in wahren Frohsinn. In diesem machte er — wie er sich selbst ausdrückte — „ungeheuer viel Verse“. Wie wir wissen, war er ein großer Freund der Dichtkunst und selbst Dichter. Natürlich behandelten die Gedichte, die er jetzt verfaßte, das arme Oesterreich und seine ungeschickten Feldherren mit ziemlich derbem Spott. Das Ende eines dieser Gedichte, welches an den Feldmarschall Daun gerichtet ist, lautet nach Fr. Förster's Mittheilung so:

> Von da, lauft was Ihr könnt, nach Wien!
> Dort mögt Ihr kleine Pläne groß erziehn,

Wie Ihr die Völker mir verderben,
Vor meinem Tode Schlesien könntet erben.
Mit derlei schönen Phantasieen
Bringt froh mit Neuperg Euern Winter hin.
Doch wird das Wetter nebellos und mild
Und grünt und blüht es wieder im Gefild,
Dann tritt hervor, neumodischer Achill,
Besuche mich in meinem Domicil,
Du sollst bei mir ganz angemessen wohnen —
Doch laß nicht heim die tausend Stück Kanonen
Und Deine Prinzen von der schönsten Sorte
Und die Panduren von der Höllenpforte.
Dies Land, wo sich's ganz leidlich schlägt,
Steht offen und verheißt Dir guten Lohn,
Wenn Du gelernt hast Deine Lection.
Und wenn Ihr Euch auf's Rückwärts legt,
Sieh vor Dich, daß der Weg nach Böhmen Dir nicht fehlt
Und das Gebirge Dich zu lange quält.
Du findest nach der Fastenzeit
Dich zu empfangen mich bereit;
Doch wirst Du lange wohl mein Gast nicht sein
Und mich mit Deinen Kunststücken erfreu'n,
Denn eben so gedenk' ich ohne Weilen
Wie heute Dir den Urlaub zu ertheilen.

Die fröhliche poetische Stimmung schien sich im ganzen Volke verbreitet zu haben. Wenn aus Lust, des Königs Liebhaberei zu theilen, in jener Zeit ungewöhnlich viel poetische Versuche sichtbar wurden, so doch vorzugsweise nach den Schlachten von Roßbach und Leuthen, die das Erstaunen Europa's und alle Kräfte im nationalen Bewußtsein des preußischen Volkes erweckten. Tausende von Triumphliedern erschollen aus allen Theilen des Landes, und ließ auch manchmal der Uebermuth sich darin etwas laut hören in Aeußerungen, wie z. B.:

Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann;
So schlägt er mit der „Wachparade"
Noch einmal neunzigtausend Mann —

oder:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen:
So läuft die Reichsarmee, mit ihr
Panduren und Franzosen,

so mußte man gewiß bekennen, daß das Volk für so große Thaten diesen kleinen Herzenslohn verdient hatte. Wenigstens hatte die Eitelkeit eine

gute Berechtigung und ritt nicht wie in Oesterreich auf geborgtem Rosse, oder zog nicht wie daselbst als fata morgana in gänzlicher Verkehrung durch eine Traumwelt.

26.

Situation des Feldzugs 1758.

Die Winterquartiere waren so spät bezogen worden, daß der neue Feldzug beinahe sogleich wieder hätte begonnen werden können. Der König beschloß daher in Breslau zu bleiben, oder sich wenigstens vorzugsweise daselbst aufzuhalten, um die Anstalten für 1758 auf dem Hauptschauplatze unter seinen Augen geschehen zu lassen.

Berlin besuchte er nur kurze Zeit und hauptsächlich, um sich von dem Stande der schwedisch-preußischen Verhältnisse persönlich zu überzeugen. Anstatt mit 30,000 Mann, wie gedroht worden, hatten die Schweden nur 22,000 Mann stark den Kriegsschauplatz betreten können, und zwar ziemlich spät im Jahre.

Diese Macht war indessen stark genug, dem Könige Verlegenheiten zu bereiten, da er alle in den nördlichen Provinzen zurückgelassenen Truppen unter dem alten Feldmarschall von Lehwald und dem General Grafen von Dohna gegen das 124,000 Mann starke russische Heer gesendet hatte, und also nordseits, wo die Schweden in das Land eindrangen, außer den wenigen, meist aus Invaliden bestehenden Garnisonbataillonen einiger märkischen Städte gar keine Macht zur Vertheidigung vorhanden war und dergestalt selbst Berlin, dieser Augapfel des Königs, diesem Feinde preisgegeben war.

Einst hatte, wie wir wissen, Oesterreich alles aufgeboten, den großen Kurfürsten von Brandenburg nicht im Besitze des eroberten schwedischen Pommern zu lassen. Vor Zorn knirschend, hatte dieser sich der kaiserlichen Forderung, die nachdrücklich von dem hämischen Frankreich unterstützt wurde, fügen und Pommern an Schweden wieder zurückgeben müssen. Jetzt sehen wir, daß Oesterreich dabei wohl seinen richtigen Zweck gehabt hatte; aber freilich war dieser Zweck ebenso eigensüchtig als undeutsch.

Am 13. September hatten die Schweden die Peene überschritten. Dem Generallieutenant Freiherrn Heinrich von Manteuffel lag es als Gouverneur

von Preußisch-Pommern ob, sie abzuwehren. Dazu indessen hatte er nicht mehr als vier Bataillone. Mit diesen den Feind abzuhalten, war unmöglich. Sein Zweck konnte daher nur sein, das Vordringen der Schweden zu erschweren. Und dies erreichte Manteuffel durch geschickte Hin- und Herzüge, mit denen er die Schweden bald da, bald dort bedrohete und überall aufhielt.

Doch war es ihm nicht möglich, ihnen jeden Erfolg abzuschneiden, da sie in drei Colonnen operirten, deren jede der schwachen Mannschaft Manteuffel's weit überlegen war. Die Städte waren ohne Vertheidigung, und Anklam, Demmin, Pasewalk, Uckermünde und Swinemünde kamen ohne Kampf in ihre Gewalt. Das Fort Penemünde dagegen überwältigten die Schweden durch ein Bombardement.

Die Besatzung war so schwach, daß es eines solchen nicht einmal bedurft hätte, und es schien dem General Rosen nur darum zu thun, der Sache den Anstrich eines ernsten Krieges zu geben. Von Arolsund aus proclamirte er die Besitznahme Preußisch-Pommerns als eines Schweden von Rechtswegen Grund des westphälischen Friedens gehörenden Landes. Hiergegen erließ zwar der General Manteuffel von Stettin aus eine Warnung an die Bewohner des Landes und den Befehl an die Aemter, den Schweden Cassen und königliches Eigenthum durchaus nicht auszuhändigen; aber er konnte nicht hindern, daß diese das Erreichbare mit Gewalt an sich brachten, mit großer Unverschämtheit brandschatzend.

Die Städte beeilten sich nun zwar, Milizen zu bilden; da diese aber nur die Städte, denen sie angehörten, schützten, so behielten die Schweden offene Bahn, und eine Colonne derselben hatte selbst den Muth, bis Prenzlau, der Hauptstadt der Uckermark, vorzudringen, hier eine Contribution von drei Tonnen Goldes zu fordern und sich dieser Provinz durch Ungebührlichkeiten aller Art lästig zu machen.

Aber Frechheit und Feigheit sind in der Regel gepaart. Von Prenzlau aus wollte man einen Posten von 200 Infanteristen und 100 Cavaleristen nach Zehdenick vorschieben. Diese Truppe wurde bei ihrem nächtlichen Marsche unerwartet von fünf bewaffneten berliner Postillonen mit Flintenschüssen, die diese aus dem Walde sandten, angegriffen. Die Schweden hatten schon immer die Ankunft der lehwald'schen Armee aus Ostpreußen (welches die Russen bereits wieder verlassen hatten) gefürchtet. Das Gaukelspiel der Nacht ließ sie jetzt glauben, auf eine bedeutende Truppe Lehwald's gestoßen zu sein, und ohne langes Besinnen machten sie Kehrt und flüchteten wie Besessene zurück nach Prenzlau. Ihr Geschrei: „Der Feind, der Feind!" brachte hier sehr bald das ganze schwedische Corps auf die Füße, welches nun die lächerliche Flucht nach Pasewalk fortsetzte. Dergestalt wurde die

Uckermark ihre so frechen als lästigen Gäste durch einen drolligen Zufall los.

Dasselbe Corps besetzte nun die Insel Wollin und griff Stettin an, wohin auch die andere Colonne aus dem Lager von Anklam aufbrach. Doch ehe dieses angelangt war, hatte der General Manteuffel mit seinen wenigen Truppen und der stettiner Miliz eilig die ersten Angreifer in die Flucht getrieben und nun langte der Feldmarschall von Lehwald wirklich mit 24 Bataillonen und 50 Schwadronen an und machte dem kriegerischen Possenspiele der Schweden ein schnelles Ende. Mit geringer Mühe wurden die ungebetenen Gäste aus Demmin und Anklam geworfen, und sehr bald sah man die Schweden allenthalben die besetzten Städte verlassen und wie eine gescheuchte Schaar ihrem Schwedisch-Pommern zueilen.

Der alte Feldmarschall Lehwald meinte ihnen die Revanche nicht schuldig bleiben zu dürfen und drang ungeachtet rauher winterlicher Witterung in Schwedisch-Pommern ein, vertrieb allenthalben die Besatzungen und rastete nicht eher, als er das ganze Ländchen in seinem Besitze hatte und den Schaden, den die Schweden auf preußischem Gebiete angerichtet hatten, sich vollwichtig vergüten lassen konnte.

Die schwedische Armee hatte sich in Stralsund zusammen gedrängt und dachte vorläufig nicht daran, die erlittene Schmach zu rächen, auch fiel es ihr nicht ein, Mecklenburg zu schützen, welches, gegen Preußen feindlich stehend, seine Armee zu der Reichsarmee geschickt hatte. König Friedrich ließ es deshalb besetzen und 2,400,000 Thaler Contribution aus dem zwar kleinen, aber reichen Lande eintreiben. Man erklärte dem Herzog, daß die Durchlassung der Schweden durch sein Gebiet diesen Ersatz des von diesen in Preußen angerichteten Schadens nothwendig mache.

Die Wegnahme des Forts von Peenemünde im März 1758 war die letzte That des Feldmarschalls von Lehwald. Nahe den Achtzigen hatte ihn das Alter längst schwer gedrückt. Ungern ließ Friedrich den verdienstvollen Mann aus der Armee scheiden, doch mochte er ihn nun auch nicht länger gegen seinen Willen festhalten. Er übergab sein Corps dem Grafen Dohna-Schlobitten, der bisher bereits mit einem detachirten Corps dem alten Lehwald zur Seite gestanden hatte.

So war auch auf dem schwedischen Schauplatze der Feldzug des Jahres 1757 glücklich zu Ende gegangen und Friedrich hätte froh der Zukunft entgegen sehen können, wenn er nicht schon die Reduction seiner Hülfsmittel empfinden und wegen Schaffung von Geld und Armee-Ersatz viel größere Schwierigkeiten hätte überwinden müssen.

Ueberblickte er den großen fünftheiligen Kriegsschauplatz, so blieben immer die Russen und Oesterreicher diejenigen Feinde, welche am Meisten Besorgniß einflößten. Zwar waren die Russen durch Kampf und Krankheiten gewaltig geschwächt, die zahlreichen Kalmükkenschwärme hatten wegen der Pockenkrankheit, die für sie eine ganz neue und darum desto schreckhaftere Erscheinung war, sich gänzlich nach ihrer fernen Heimath zurückgezogen, und es ließ sich berechnen, daß die Kaiserin in den neuen Feldzug höchstens 70 bis 80,000 Mann schicken könne. Aber Friedrich wußte, daß die Hilfsquellen Rußlands noch kaum alterirt waren. Es fehlte in Rußland weder an Geld noch an Armatur. Geld brauchte man zu einem Kriege wenig, denn die Truppen erhielten keinen Sold (selbst vor wenigen Jahrzehnten noch 3 Pf. pro Mann und Tag) und waren auf den Tisch des fremden Bürgers und Bauers, und wenn dieser widerwillig war, auf gewaltsame Selbstbefriedigung, auf Plünderung, angewiesen. Bei der Armatur wie bei der Montirung kam auf Gleichmäßigkeit wenig an. Ein einzelnes bestimmtes Abzeichen war mit wenigen Kosten an den Kragen gesetzt; im Uebrigen genügte ein Kittel, den doch Jeder hatte. So trug der größte Theil der Russen dieselbe Uniform, mit der sie in der Heimath hinter dem Pfluge oder der Viehheerde einher gewandelt waren, nämlich ihre leinene oder selbst gewebte naturfarbige schafwollene Sukmana, an der eben nur ein bunter Tuchstreifen den militairischen Charakter des Mannes kundgab.

In der Armatur kam bei vielen Truppen eben so wenig darauf an, ob sie aus einem Pallasch, Säbel, Degen, Flinte, Karabiner, Pistole oder Pike bestand. Namentlich kam bei den Kosaken, Paskiren und allen losen Reiterschwärmen, die zum Theil selbst Bogen und Pfeile führten, auf die Art und Gleichmäßigkeit der Bewaffnung nichts an. Für eine solche Ausrüstung besaß Rußland an schwedischen, polnischen, türkischen, tatarischen und mongolischen Waffen Vorräthe genug, um eine Armee von vielen Hunderttausenden auszustatten. Als man nach der Schlacht von Zorndorf einen Haufen in solcher Weise wunderlich uniformirter und armirter Russen vor den König führte, rief er mit Verachtung aus: „mit solchem Gesindel muß ich mich nun herumschlagen.“

Demungeachtet war Rußland zu fürchten. Es war das Land der Selbstherrschaft, der unbegrenzten Herrschergewalt. Das Wort der Czarin genügte, alles, selbst Greise und Knaben zu der Fahne zu treiben und verlorene Tausende durch Hunderttausende zu ersetzen.

Von dem Charakter der Czarin Elisabeth war aber nichts Besseres, sondern Schlimmeres zu erwarten. Ihr unkeusches Leben, in dem sie selbst für Katharina II. ein kaum erreichbares Muster war, hatte sie in eine

widerwärtige unheilbare Krankheit gebracht, in der ihr leidenschaftlicher Haß gegen Friedrich auf das Höchste wuchs.

Friedrich hatte in Spottgedichten sich früher zu ihrem Sittenrichter aufgeworfen. Weder Elisabeth's Bildung, noch das den Frauen im Allgemeinen zugetheilte Maß von Gerechtigkeitsgefühl konnte es bewirken, daß sie in des Königs, wenn auch bitterm, Urtheil die Wahrheit ehrte, von welcher ihr gegenwärtiges böses Schicksal ihr die besten Beweise gab. Trotz dem leiblichen Elend, in das sie versunken war, wollte sie, daß man sie als ein Muster der Reinheit ehre und ihr Elend entweder nicht sehe oder für Glanz halte. Da dies außerhalb des sclavischen Rußlands Niemand mochte, am wenigsten der zum Kritiker geborene König Friedrich von Preußen, so war ihr Haß gegen die Welt eben so wie ihre Rache gegen Friedrich unermeßlich.

Von dieser Herrscherin, die nur im Bunde mit Maria Theresia sich wohl fühlen konnte, weil diese ihre weiblichen Leidenschaften, wenn nicht theilte, doch verstand und nach Frauenweise vergab und rechtfertigte; — von dieser Herrscherin konnte Friedrich ein Nachlassen in den Kriegsanstrengungen nicht erwarten. Davon zeugte schon das Schicksal des Feldmarschalls Apraxin, welchen Elisabeth, obschon der Tod ihr nahe zu sein schien, wegen zu wenig energischer Kriegführung abberufen und vor ein Kriegsgericht mit dem Verlangen nachdrücklichster Bestrafung gestellt hatte.

Apraxin hatte vielleicht zu sicher auf den nahen Tod der Kaiserin gerechnet und darum möglichst nach dem Sinne des Thronfolgers Peter gehandelt, der ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrichs des Großen war; vielleicht auch hatte er wirklich seine Kriegführung für eine angemessene gehalten; als Freund Friedrich's hatte er sich dennoch nicht gezeigt, das beweisen die eingeäscherten Städte und Dörfer Ostpreußens; und wenn Elisabeth sein Verfahren noch nicht genügte, waren die Russen im neuen Feldzuge gewiß weder mannszüchtiger, noch minder thateneifrig zu erwarten; nur ließ sich hoffen, daß sie in einer etwas weniger großen Armee kommen würden, da bei der ungeheuren Weitläufigkeit des russischen Reichs und dessen erbärmlichen Verkehrsmitteln der vorjährige Verlust schwerlich im Verlaufe dieses kurzen Winters ersetzt werden konnte.

Oesterreich, viel mehr noch durch seine letzten Schläge beschädigt, schien weniger gefährlich. Es fehlte ihm jetzt an Geld und Soldaten mehr als je. Allein Oesterreichs Völker folgten größtentheils ebenso willenlos wie die Russen dem Befehle ihrer Kaiserin, so daß die Schläge, die Maria Theresia erlitten, doch nicht allzu hoch veranschlagt werden durften. Zudem war es gewiß kein Schade, sondern ein Nutzen Maria Theresia's, daß der Prinz Karl von Lotharingen vom Oberbefehl zurückgetreten und dieser an Daun über-

gegangen war. Karl's Angriffslust, von militairischer Unfertigkeit begleitet, war den Preußen immer eher nützlich als schädlich gewesen. Daun war ein scheuer Zögerer, aber gerade das in die Längeziehen des Krieges konnte Preußen gefährlich werden.

König Friedrich verhehlte sich nicht, daß die Schlacht von Roßbach die Franzosen eher gereizt als entmuthigt, wenigstens nicht zu Grunde gerichtet habe. Der bei weitem größte Theil ihres Heeres unter Richelieu war unverletzt geblieben, und hatte er auch dem soubise'schen Corps in eine entfernte Defensivstellung folgen müssen, so war er doch noch vorhanden und schlagfertig, so daß er darauf denken konnte, die Ehre Frankreich's aufrecht zu erhalten. Und wie es um die Gesinnung des französischen Hofes stand, das erfuhr Friedrich sehr bald.

Friedrich kämpfte nicht für Eroberungen, er kämpfte für ein altes unbestreitbares Besitzrecht. Und so oft er nach glücklichen Schlägen in dessen vollem Genusse war, säumte er nicht, bei Maria Theresia auf Frieden anzutragen, den er ja so nothwendig brauchte als seine Feinde. So that er es auch jetzt nach seiner glänzenden Rückeroberung Schlesiens.

Bei Leuthen war der Fürst Lobkowitz, ein bei Maria Theresia gut angesehener Offizier, der ins Besondere durch seine Abkunft der von Standesvorurtheilen erfüllten Frau empfohlen war, als Gefangener in Friedrich's Hand gefallen. Diesen benutzte er um den Lohn der Freiheit zum Friedensgesandten. Ja Friedrich war groß genug, die Rechte und Pfänder des Sieges bei Seite setzend, seinen Friedensantrag in einem Briefe eigenhändig zu stellen, und es darf nicht unterschätzt werden, daß Maria Theresia den Antrag des Königs mit guter Einsicht und Gesinnung gewürdigt hat. Sie war wirklich entschlossen mit Preußen Frieden zu schließen und in ernster Anerkennung des berliner und dresdener Friedensvertrages dem grauenhaften Blutvergießen dieses Krieges ein Ende zu machen.

So männlich aber auch der Charakter der Kaiserin war, so war er doch nicht männlich genug, daß sie widerwärtige Einflüsse von ihrem Beschlusse fern zu halten, die Kraft gehabt hätte. In ihrem Cabinet schon machten sich Stimmen laut, die durch kriegerische Gesinnung der Kaiserin zu imponiren suchten und es sie fühlen ließen, daß, nach einer Niederlage und mit Verzicht auf den eigentlichen Kriegszweck Frieden zu schließen, nicht eben Ehre verleihe.

War die Kaiserin hiernach schon schwankend, so bewogen sie nun die Vorstellungen des russischen, und vielmehr des französischen Gesandten zu völliger Umkehr. Frankreich hatte weniger zu riskiren und trachtete daher eifriger darnach, den Flecken von Roßbach wegzuwischen. Der Gesandte

versicherte, sein König und Herr habe Anstalten getroffen, die eine Wiederholung des Schauspiels von Roßbach und Leuthen sicher verhindere. Das Heer glühe die Schmach zu tilgen, und der neu ernannte Oberbefehlshaber sei schon durch seinen Namen Bürge für den Erfolg des neuen Feldzugs. Zudem werde Frankreich eigensüchtig zu handeln sich nicht zum Vorwurfe machen lassen, sondern ausharren, bis Maria Theresia's Interessen auf das Vollständigste gesichert seien. König Friedrich habe Siege, aber durchaus keine Ueberlegenheit gewonnen. Seine Sache stehe so schlimm wie anfangs, trotz der Siege, vielleicht noch schlimmer. Beispiellos aber würde es in der Geschichte sein, wenn die drei größten Reiche Europa's durch einen solchen Frieden ihre Demüthigung und ihre Ohnmacht documentirten. Es sei nicht zu bestreiten, daß Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und die deutschen Reichsfürsten den Krieg verhältnißmäßig länger aushalten können als Preußen. So sei ja auch das Ende dieses Krieges unzweifelhaft; für Oesterreich aber sei dieses ohne Schlesien ganz unmöglich.

Derartige Vorstellungen, mit welchen Frankreich aus Furcht vor Englands Uebergewicht, den Krieg weiter zu spinnen suchte, verfehlten bei Maria Theresia ihres Zweckes nicht. Anstatt Friedrich's Anträgen Gehör und Deutschland die Ruhe und die durch die Einmischung fremder Völker vernichtete Ehre wieder zu schenken, gab sie Befehl zu rüsten und den neuen Feldzug mit den größten Mitteln zu unterstützen.

An die Spitze ihres Heeres stellte sie den bewährten Sieger von Kollin, den Feldmarschall Grafen Leopold Joseph Maria von Daun, und freute sich, daß an die Spitze des russischen Heeres an die Stelle des zweideutigen Apraxin der Graf Wilhelm von Fermor bestimmt wurde.

Auch den französischen Oberbefehl hatte ein Wechsel betroffen. Da man auf den Prinzen Soubise nicht gern die Verantwortlichkeit hatte wälzen mögen, so wurde der Oberbefehlshaber Herzog von Richelieu abberufen und durch den Grafen Clermont Condé, Abt von St. Germain des Près versetzt. Der Ruf früherer Thaten leistete für diesen Oberbefehlshaber keine Bürgschaft; allein er war eine neue Persönlichkeit, und es knüpft sich leicht an eine solche gute Hoffnung.

Natürlich hatte man auch in Schweden mit dem Oberbefehlshaber nicht zufrieden sein können. Kaum erst (1757) war der Generalissimus Unger-Sternberg gegen den General von Rosen zurückgesetzt worden, als man schon wieder darauf denken mußte, diesen durch einen besseren Helden zu ersetzen. Man wählte (6. Juli 1758) zum eigenen Unglück den General von Hamilton, von welchem der Reichsrath den traurigen Ausspruch that: „er sei wie ein Fuchs nach Preußen gegangen, und wie ein Hase wieder herausgekommen.“

Endlich hatte auch bei der Reichsarmee ein Wechsel im Oberbefehl stattgefunden. Der Prinz von Hildburghausen hatte sich so schlecht vor Roßbach gehalten, daß seine Verwundung und sein Rücktritt nur Maria Theresia's Freude erregten. Für ihn trat der Pfalzgraf Friedrich von Zweibrücken ein, der zwar als Krieger keinen Namen hatte, von dem man ja aber nicht wissen konnte, „was in ihm stecke."

Als die Alliirten zum Feldzuge gerüstet, betrug die Armee der Oesterreicher, die auf 194,000 Mann gebracht werden sollte, kaum 110,000 Mann in allem, die der Franzosen nur 80,000 Mann, obschon sie im vorhergehenden Jahre die Stärke von 134,000 erreicht gehabt hatte; von den 124,000 Russen konnten nur 70,000 unter Fermor in's Feld rücken, von den 22,000 Schweden aber hatte sich die Hälfte verlaufen und war nicht ersetzt worden; wohl aber traten die Reichstruppen unter dem Pfalzgrafen von Zweibrücken 32,000 Mann stark auf den Kampfplatz, die im verwichenen Jahre verlorene Ehre aufzusuchen.

Die feindliche Macht umfaßte eine Armee von immer noch mehr als 300,000 Mann, groß genug, den König zu den umfänglichsten Rüstungen aufzufordern. Die verlorene Mannschaft zu ersetzen, bot Friedrich vor allem seinen Kriegsgefangenen Dienste an. In ihrer Zahl von über 60,000 bildeten sie allein eine beträchtliche Armee. Die Auswechselung von 12,500 Gefangenen, schwächte den Bestand nicht. Eine Rekrutirung führte ihm eine junge Mannschaft von mehr als 20,000 Mann zu, während durch Werbung im In- und Auslande mit größter Unermüdlichkeit Mannschaften zusammen getrieben wurden. Als der neue Feldzug seinen Anfang nahm, bestand die gesammte preußische Armee wieder aus 206,840 Mann Infanterie und 54,085 Mann Cavalerie, wovon jedoch nur 134,000 Mann im Felde verwendet werden konnten.

Von diesem Heere stand eine Armee von 98,000 Mann in Schlesien unter Friedrich's Commando; 27,000 Mann standen in Sachsen unter dem Prinzen Heinrich, der jetzt als selbstständiger Feldherr, wenn auch unter der Leitung des Königs, auftritt. 20,000 Mann befanden sich in Pommern unter dem Commando des Grafen von Dohna.

Hierzu kommt nun noch die Armee der preußischen Hilfstruppen, 30,000 Mann stark. Dieselbe bestand, wie wir wissen, aus Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Gothaern, Bückeburgern und einigen attachirten preußischen Regimentern. Sie sollte nach Befinden von der sächsischen oder pommerschen unterstützt werden und letztere mußte — da eben von den Schweden nichts zu fürchten war — gleich im Anfange des Jahres 15 Schwadronen an dieselbe abgeben.

Dieser Ausfall des pommer'schen Heeres konnte natürlich nicht unersetzt bleiben, da man durchaus nicht wissen konnte, in welcher Stärke die Schweden dieses Mal auftreten würden. Bereits im vergangenen Jahre hatte sich der Legationsrath von Herzberg eifrigst damit beschäftigt, eine Landmiliz gegen die Schweden zu errichten, damit der König die regulairen Truppen gegen jene mächtigeren Feinde verwenden könnte. Es war ihm gelungen zehn Bataillone, jedes zu 500 Mann, auf die Füße zu bringen, und dieser irregulairen Militairmacht war es zu danken, daß die Schweden in das Land tiefer einzudringen nicht vermocht hatten. Das Beispiel wurde nachgeahmt und in Magdeburg ein Milizregiment von 2000 Mann und ein eben so starkes in der Mark Brandenburg errichtet.

Diese Miliz, welche in der Folge mit größtem Nutzen gegen die Schweden und Russen, besonders bei Vertheidigung von Festungen und offenen Städten verwendet wurde, erhielt später eine sehr beträchtliche Verstärkung.

Sie gab aber auch Anlaß zur Rekrutirung der Landeseingeborenen. Bis dahin hatten die Heere in Preußen wie anderwärts meist durch Werbung bestanden. Dieses System änderte sich, und bereits 1758 gewann Friedrich durch Rekrutirung 20,000 Mann.

Sonsthin wurde das preußische Heer noch durch Freicorps verstärkt, welche selbstständig operirten, darum aber nicht weniger wichtige Dienste leisteten und sich doch selbst erhalten mußten, was bei der Erschöpfung des Schatzes von großem Werthe war. Die namhaftesten wurden gegründet vom Graf von Härd, von Wunsch, von Knesewitz, von Rapin, von Trümbach und Du Verger.

Jeder Einzelne bot seine Kräfte auf, um den König zu unterstützen; denn so wie im Auslande die Begeisterung für den Helden Friedrich bis zur Selbstverleugnung stieg, so auch der Patriotismus im Lande selbst. Männer in hohen Jahren eilten zu den Milizen, und Offiziere, die unter Friedrich I. ihre Dienste geleistet, boten jetzt den letzten Rest ihrer Kräfte Friedrich II. als Liebesopfer dar.

Vieles, was jetzt für Friedrich's Sieg durch Privathand geschaffen wurde, ist nach dem Kriege wieder verloren gegangen, doch ist vieles auch als eine Schöpfung von größerem Lebenswerthe sich selbst zu ehrendem Denkmal geblieben, wie z. B. das Regiment der schwarzen Husaren, welches Prinz Heinrich zu Halberstadt 1758 errichtete und unter das Commando des Oberstlieutenants, später so berühmten Generals, Wilhelm Sebastian von Belling stellte, der in der Folge mit diesem Heldenregimente und einigen Bataillonen (zusammen 5000 Mann) der unüberwindliche Gegner der Schwe-

den geworden ist und im folgenden Jahre das Kunststück vollbracht hat, mit 200 Mann Cavalerie zwei österreichische Regimenter gefangen zu nehmen.

Ein einsichtsvoller Staatslenker, wie Friedrich, konnte bei seinen Kriegsvorbereitungen das Geld, dieses Grundelement aller Unternehmungen, nicht übersehen, wie es so oft die deutschen Kaiser und andere Herrscher gethan, daher ihre Heerzüge Raubzüge, ihre Regimenter zügellose Plündrerhorden geworden, aber ihre Zwecke selten erreicht worden sind. Nach dem Feldzuge von 1757 war die Staatscasse fast erschöpft. Schon hatte der König manches Opfer aus seinen Privatmitteln gebracht und namentlich zerstörten Ortschaften hochherzig Beistand geleistet. Jetzt mußten nothwendig die Geldfonds für den Krieg wieder hergestellt werden.

Vor allem suchte Friedrich durch Contributionen den Schatz zu restauriren. Der Herzog von Mecklenburg hatte sich sehr lange schon äußerst feindselig gegen Preußen benommen. Das Kaiserhaus soll ihm die Hoffnung erregt haben, bei einer etwaigen Theilung Preußens durch die Ostseeländer und Kurbrandenburg vergrößert zu werden. Werbungen für das Heer in fremden Ländern zu veranstalten, war in jener Zeit ganz gebräuchlich. Der Herzog von Mecklenburg aber hatte die preußischen in seinem Lande verhindern lassen, und bei Beginn des siebenjährigen Krieges auf dem Reichstage zu Regensburg das ärgste Geschrei in Maria Theresia's Interesse gegen Preußen erhoben, seine Truppen zum Reichsheere gestellt, ja im letzten Jahre die Schweden selbst durch sein Gebiet nach Preußen gehen lassen und so alles gethan, was dem Könige Friedrich zum Schaden gereichte. Dafür nun besetzte Friedrich sein Land, zog die landesherrlichen Einkünfte an sich, rekrutirte und erhob eine Contribution von nicht weniger als 2,400,000 Thaler jährlich.

Sachsen wurde nur wenig milder behandelt. Die Bewohner mußten die Gesinnung ihres Kurfürsten oder die Politik seines Ministers Brühl mit schweren Summen büßen. Gleich bei Ausbruch des Kriegs war Leipzig eine Contribution von 1,000,000 Thlr. auferlegt worden. Eine neue Contribution wurde jetzt gefordert und jeder Einwand mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß das arme Halberstadt von Sachsens guten Freunden, den Franzosen, weit härter behandelt worden sei.

In ähnlicher Weise mußten auch andere sächsische Städte zur Füllung der preußischen Kriegscasse beitragen und an Materialien ungeheuere Lieferungen leisten. Hatte das kleine Mecklenburg die feindliche Gesinnung seines Fürsten im siebenjährigen Kriege mit 17,000,000 Thalern zu bezahlen; bei weitem größer noch war Sachsens Opfer: und es hatte nichts dafür, weder

Friedrich August's, noch Maria Theresia's Dank, viel weniger eine Vergütung.

Aber wie hätte man Vergütung fordern können, wenn selbst im Jahre 1867 die sächsische Ständeversammlung die Behauptung aufstellte, daß der Staat für Kriegsschäden dem Bewohner nicht gut zu sein habe und daß, wenn er eine gleichmäßige Vertheilung der Kriegsschadenlast durch Vorschüsse und Steuervertheilung vermittele, dies nur aus Billigkeitsrücksicht geschehe. Ist aber, was die Billigkeit fordert, nicht eine Pflicht? Oder ist der Staat von moralischen Verpflichtungen frei? Und soll der Bürger den Anspruch auf Kriegsschadenersatz aufgeben, wird man ihm dann nicht gestatten müssen bei Kriegs- und Friedensfragen durch seine Stände mit zu bestimmen? oder ist der Bürger eines civilisirten Staates dazu, wie in Barbarenstaaten, verurtheilt das Opfer der Willkür des Einzelnen, eines Ministers oder Fürsten zu sein? Man muß gestehen, daß Friedrich von Preußen, der fürstliche Prophet der Humanität, vor hundert Jahren humaner urtheilte, als die sächsische Ständeversammlung im Jahre 1867. Der große Philosoph Immanuel Kant nannte das Leben Friedrich's die Zeit der Aufklärung; aber sie hätte doch wohl dem 19. Jahrhundert zu Nutzen kommen sollen. Nach der Einäscherung Küstrins durch die Russen sagte Friedrich zu den obdachlosen Bewohnern: „Ich habe nicht eher kommen können, aber ich werde euch alles wieder aufbauen lassen" und er ließ ihnen sofort 200,000 Thaler auszahlen und später die Stadt aus seinen Mitteln aufbauen. Schweidnitz, das durch wiederholte Belagerungen litt, erhielt vom Könige Friedrich erst eine Vergütungssumme von 233,049 Thalern, dann auf's Neue eine gleiche Summe von 320,146 Thaler und drittens zur Herstellung der Ziegeldächer 45,131 Thaler. So ersetzte er überall, und in seinen Schriften („Nachgelassene Schriften Theil 5, Seite 129) sagt König Friedrich ausdrücklich: „Die Fürsten müssen dem Speere des Achilles gleichen, welcher das Uebel verursacht, es aber auch wieder heilt: wenn sie den Völkern Unheil bereiten; so ist es auch ihre Pflicht es zu vergüten."

Friedrich's eigene Staaten, namentlich die östlichen Theile, waren so sehr erschöpft, daß er sie sehr schonen und auf Steuererhöhungen gänzlich verzichten mußte. Doch gelang es dem unermüdlichen Legationsrath von Herzberg im Lande eine Anleihe von einigen Millionen zu bewerkstelligen.

Freiwillige Opfer wurden ihm von allen Seiten, namentlich aus England, wo die Begeisterung bis zur Schwärmerei gestiegen war, gebracht, und er nahm sie freudig an; nur das finanzielle Anerbieten des Freimaurerordens wies er zurück.

Aber alles das würde bei Weitem noch die für den bevorstehenden Feld-

zug nöthigen Geldmittel nicht zusammen gebracht haben, wenn nicht das Parlament von England unter dem Einflusse des berühmten Pitt sich seiner freigebig angenommen hätte. Das englische Parlament war stets beeifert den Intentionen des englischen Volkes gerecht zu werden, und es folgte ihnen auch jetzt. Es beschloß, dem Könige für seine Kriegführung eine jährliche Beihilfe von 670,000 Pfund Sterling oder 4,000,000 Thaler zu gewähren.

Der Vertrag darüber wurde am 12. April 1758 durch den Grafen von Holderneß für England, den Baron von Kniphausen für Preußen geschlossen. Die Bedingungen verlangten, daß Friedrich das Geld lediglich für den Krieg verwende und er eben so wenig ohne England, als England ohne ihn mit der Gegenpartei Frieden schließe. Das erste Subsidium wurde sofort in Barren ausgezahlt.

Friedrich fürchtete aber, auch mit dieser Summe noch nicht vor Verlegenheit bewahrt zu bleiben und griff deshalb zu dem Nothmittel, zu dem sich schon der große Kurfürst ein Mal hatte bequemen müssen, unterwürdige Münzen schlagen zu lassen, in solcher Weise, daß seine 4,000,000 Thaler sich in 8,000,000 verwandelten.

Ja, die Sorge, schließlich durch Finanznoth im Kriege aufgehalten zu werden, ließ ihn noch weiter gehen, so daß er schon vorhandene schwere gute Münzsorten in werthlosere umprägen ließ.

Welcher Vorwurf ihn darum auch gemacht werden mußte, zu leugnen ist nicht, daß Noth und Gefahr ein omnipotentes Gebot sind und die Verantwortlichkeit auf die Umstände, nicht aber auf die Person fällt, die ihren Untergang abzuwehren hat. Männer im eigenen Lande mißbilligten jene Nothmaßregel, und jeder Einzelne fand sich dadurch nur desto mehr angespornt, dem Könige Opfer zu bringen. So sendete der Kammerdirector Domhard von Gumbinnen dem König eine Summe von 100,000, und zwei Jahre darnach wieder eine durch Ersparniß gewonnene Summe von 300,000 Ducaten.

Dergestalt stand es um Friedrich's Sache vielleicht noch besser als um die seiner Bundesgenossen. Seine Armee war nicht nur trefflich armirt, seine Magazine gefüllt, sondern es waren auch Geldmittel für unvorhergesehene Fälle reservirt.

Ueberdies ließ es England bei jener Geldunterstützung nicht bewenden, sondern beschloß auch 12,000 Mann englische Truppen zur Hilfe zu senden. Diese kamen in der Mitte des Monats August immer noch zeitig genug an. Sie waren die schönsten Truppen, welche den Schauplatz des siebenjährigen Krieges betreten haben. Die Infanterie, aus Garde bestehend, war prachtvoll uniformirt. An den Czakos trug sie in Gold gestickt den Spruch





PRINZ HEINRICH v. PREUSSEN.

„Weder Furcht, noch Zagen" (Nec timor, nec pavidus). Die drei Cavalerieregimenter hatten jedes ganz gleichfarbige Pferde, nämlich Rothschimmel, Blauschimmel und Rappen, und die Armatur war vortrefflich.

Der als Bedingung aufgestellte Wunsch Englands war, diese Truppen vorzugsweise gegen Frankreich zu verwenden. Denn England, damals daran, sich die Oberherrschaft auf den Meeren zu erwerben, hegte keinen glühenderen Wunsch, als Frankreich zu schwächen.

An die Opfer, welche England brachte, knüpfte sich ein zweiter Wunsch, der jedoch gleich bei Verwerfung des schmachvollen, französisch-englischen Vertrags von Kloster Zeven, den der höchst unfähige Sohn des Königs abgeschlossen hatte, kund gethan worden war. Dieser Wunsch aber bestand darin, daß an die Spitze der preußischen Bundesarmee der Herzog Ferdinand von Braunschweig gestellt würde. Daß Friedrich selbst das größte Interesse hatte, diese Armee in eine so sichere Hand zu geben, ist begreiflich.

Wenn dergestalt sich auch alles erwünscht genug gestaltete, so wurde doch dadurch die riesige Ueberlegenheit des Feindes nicht geschmälert. Es gab in Europa kein Reich weiter, welches dem Könige eine wirksame Hilfe hätte leisten können, als etwa das osmanische dadurch, daß es Oesterreich eine Diversion machte. Wie ungern Friedrich mit diesem in Verbindung trat, hat er selbst deutlich genug ausgesprochen; und doch durfte man es nicht verschmähen, den Nutzen zu suchen, den es ihm bieten konnte. Die Türkei war die einzige Macht, welche die Waffen Oesterreichs sofort auf das Entschiedenste lähmen konnte.

Bereits in den früheren Kriegen hatte Friedrich die Pforte zu einem Bündniß zu bewegen gesucht, ohne indessen seinen Zweck zu erreichen. Von Rußland bedroht und ohnehin in gänzliche Erschlaffung versunken, vermied dieser Staat gern jeden Krieg, zu dem er nicht geradezu gezwungen wurde. Als aber im Jahre 1757 Osman III. auf den Thron gelangte, der ein aufrichtiger Verehrer des Preußenkönigs war und dessen berühmtes Buch „Antimachiawell, oder von den Pflichten des Fürsten" zu seinem eigenen, wie zu seiner Söhne Gebrauche hatte übersetzen lassen, da trat zwischen Preußen und der Pforte, trotz dem Gegenstreben der russischen, österreichischen und französischen Gesandten eine so freundliche Verbindung in's Leben, daß man den baldigen Abschluß sogar eines Trutzbündnisses für möglich hielt. Gottfried Fabian Hauden aus Schlesien, der früher als Handlungsgehilfe in Constantinopel gelebt hatte, hatte die preußisch-türkischen Geschäfte so weit geführt. Mit dem Titel Kommerzienrath und dem adligen Namen von Rexin beschenkt, ließ ihn Friedrich nun als Gesandten in Konstantinopel, damit er vollende, was er mit so gutem Geschick begonnen hatte.

So war die Situation, so die Lage der Dinge, aus der wir den Feldzug des Jahres 1758 sich gestalten sehen.

27.

Der Feldzug gegen die Franzosen.

An der Spitze der preußischen Bundesarmee, welche jetzt, mit Inbegriff der Verstärkung von der pommerschen Armee, 30,000 Mann umfaßte, stand der Herzog Ferdinand von Braunschweig auf besonderen Wunsch des Königs Georg II. von England, dessen Verwandter er war, aber darum nicht weniger mit König Friedrich's aufrichtiger Bestimmung dahin gestellt.

Unter allen preußischen Generalen außer dem Prinzen Heinrich war Ferdinand von Braunschweig der einzige, der Umsicht, Kraft und Energie genug besaß, die schwere Verantwortlichkeit einer separirten, selbstständigen Kriegführung zu übernehmen. Er war erst 37 Jahre alt (geb. 12. Jan. 1721) und geistig wie körperlich in vollster Lebensfülle. Friedrich der Große hatte schon als Kronprinz engeren Umgang mit ihm gehabt, und seinen energischen, ganz für das Kriegswesen geschaffenen Geist kennen gelernt. Nach seiner Thronbesteigung ernannte Friedrich den nur erst 19 Jahre alten Prinzen zum Obersten.

Obschon Ferdinand damals noch keine Kriegserfahrung, nur erst eine theoretische Militairbildung hatte, zeichnete er sich in den schlesischen Kriegen mit seinem Regimente sehr aus. Vorzüglich hoch rechnete es Friedrich dem jugendlichen Obersten an, daß er sein Regiment im Kampfe ohne die geringste Schonung seiner Person führte. Bei Hohenfriedberg und Sorr leistete er als General für die Entscheidung Wichtiges, bestand beim Ausbruche des siebenjährigen Kriegs mit der Avantgarde der preußischen Armee bei Peterswalde ein hitziges Treffen, focht mit großer Energie bei Lowositz und leistete er Vorzügliches zur Entscheidung der Schlacht bei Prag, indem er die höchst wichtige Demonstration auf die linke Flanke der Oesterreicher aus eigenem Ermessen, jedoch mit Friedrich's Bewilligung, unternahm.

Nach Thüringen detachirt, lähmte er durch meisterhafte Strategik die Operationen des französischen Heeres und leitete gewissermaßen die Schlacht von Roßbach ein, in der er selbst den rechten Flügel führte. Dieser kam zwar vor der Entscheidung nicht zum Kämpfen, aber seine Haltung war von

größter Wichtigkeit, da der Schlachtplan, den Friedrich entworfen hatte, auf der schrägen Stellung der Schlachtordnung ebenso beruhete wie bei Kollin, wo der Herzog von Bevern durch falsche Haltung des zurückgezogenen Flügels den Verlust der Schlacht zum großen Theil verschuldet hatte.

Genug, Friedrich hatte den Herzog als einen Mann von unläugbar großem Feldherrntalent, aber auch von derjenigen Entschiedenheit und Selbstständigkeit kennen gelernt, die dazu gehörte, den Krieg gegen die Franzosen auf eigene Hand zu führen. Der Führer der Armee der preußischen Bundesgenossen hatte die Aufgabe, die Franzosen und Reichsvölker auf einen gesonderten Kriegsschauplatz zu beschränken. Keinem seiner Generale konnte Friedrich diese Aufgabe so zuversichtlich übertragen, als dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, der denn nun an die Stelle des ganz unfähigen englischen Prinzen, des Herzogs von Cumberland, trat, und bis zu Ende des siebenjährigen Kriegs in Westdeutschland unter dem Beistande seines tapfern Neffen, des Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig, den Krieg allein führte.

Im Januar 1758 übernahm der Herzog das auf 30,000 Mann gebrachte preußische Bundescorps, zu dessen Führer er jedoch schon im November 1757 designirt worden war. Schon am 15. Februar begann er seine Operationen, obschon die winterliche Witterung keineswegs sein Unternehmen begünstigte. Für den König war es wichtig, die Bedrohung seines Rückens durch die Franzosen los zu sein, ehe er den Kampf gegen die Oesterreicher wieder aufnahm; denn er beabsichtigte dies Mal, tief in Oesterreich einzudringen und durch die Kühnheit seines Vorgehens sich den Frieden zu erzwingen. Daß dieser Plan, der noch mit einer Belagerung von Olmütz verbunden war, die Oesterreicher begünstigen und ihnen desto mehr Zeit und Gelegenheit bieten werde, sich bestens in Stand zu setzen, konnte Friedrich freilich erst im Laufe der Ereignisse erkennen.

Das französische Heer war der Armee des Herzogs Ferdinand fast um das Zweifache überlegen, denn es hatte noch die Stärke von 80,000 Mann. Dagegen begünstigte die unkluge Vertheilung desselben in die Winterquartiere, die ein schnelles Zusammenziehen desselben unmöglich machte, sein Unternehmen. Die Franzosen waren beinahe über das ganze nordwestliche Deutschland vertheilt, als ob sie diese schöne Beute hinfort fest halten wollten. Alle größeren Städte von Hannover bis Ostfriesland und von Kassel bis über den Rhein waren von ihren Besatzungen erfüllt.

Bei dieser Dislocation hatte der Marschall von Richelieu gar nach der Verbindung der Truppenkörper nicht gefragt. Er hoffte, in der Fronte nicht angegriffen zu werden, da das Heer Friedrich's viel zu viel mit den Oesterreichern zu thun hatte; im Süden aber gewährte die Reichsarme eine sichere

Deckung und im Rücken war Frankreich so nahe, daß weder Holland noch England wesentliche Gefahr bereiten konnte.

Am 14. Februar trat der Herzog von Richelieu, mit dessen Feldzuge man in Paris nicht zufrieden war, den Oberbefehl an den Grafen Clermont Condé (Duc de Bourbon), den wilden Sproß eines französischen Prinzen, ab. Graf Clermont hatte sich über die Verhältnisse der ihm übergebenen Armee noch nicht einmal gehörig unterrichtet, als ihm — nämlich schon am folgenden Tage — die Meldung gemacht wurde, daß die preußische Bundesarmee unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, nach Vertreibung der Franzosen aus Braunschweig, im vollen Marsche auf Hannover sei, während sich eine zweite preußische Armee unter dem Prinzen Heinrich von Preußen von Sachsen aus gegen die französischen Verbündeten, die deutschen Reichsvölker, und zwar in der Richtung von Hildesheim, bewege.

Graf Clermont sah sich umsonst nach seiner Armee um. Sie lag aber, sowie die 32,000 Mann starke Reichsarmee, in wunderlicher Zerstreuung bis an den Rhein und die Nordsee. Da es nun nicht möglich war, die Allerlinie zu halten, ging er auf die Weser zurück und nahm zu Hameln Hauptquartier.

Ferdinand ließ indessen den Franzosen keine Rast, hob durch Ueberfall oder Abschneidung die Besatzungen der Städte auf, machte dadurch eine Menge von Gefangenen und ging so eilend gegen die Weser, daß die Franzosen überall noch unfertig für den Rückzug angetroffen wurden, den der Oberbefehlshaber mit einem geringen Theile des Heeres längst unternommen hatte.

Die Weserstädte Bremen, Verden, Hoya und Nienburg waren binnen vierzehn Tagen in des Herzogs Gewalt, und in den nächsten vierzehn Tagen bezwang er die Festung Minden, deren 3500 Mann starke französische Besatzung sich ergab.

Diese Eroberung war für Ferdinand von größter Wichtigkeit. Sie brachte zunächst große Vorräthe von Lebensmitteln, Munition und selbst eine reiche Kriegscasse in des Herzogs Hand; Minden selbst aber, als fester Waffenplatz, hatte eine strategische Bedeutung, da die Operationen westwärts gegen die Franzosen, ebenso wie die südwärts gegen die Reichsarmee sich darauf stützen konnten.

Der Graf Clermont hatte sich natürlich über Hals und Kopf von Hameln fort gemacht, da er jetzt fürchten mußte, vom Herzog von Braunschweig und dem Prinzen Heinrich von Preußen gleichzeitig erwischt und zu einer Schlacht gezwungen zu werden, die er allerdings unter den obwaltenden Verhältnissen nicht annehmen konnte. Er hatte seinen fluchtartigen Rückzug durch Westphalen zum Rhein fortgesetzt, eine Menge von Besatzungen, Waffendepots und Magazinen zurücklassend, die natürlich eine Beute der

Verfolger wurden, so daß, als der Herzog mit seinem Heere den Rhein erreichte, nicht nur Vorräthe, die für ihn auf den ganzen Feldzug ausreichten, sondern selbst 11,000 Gefangene in seiner Hand waren. Bei verschiedenen Zusammenstößen hatten die Franzosen aber auch noch anderweiten Verlust erlitten, so daß die Reduction ihres Heeres nicht weniger als 15,000 Mann betrug.

Graf Clermont suchte sich so lange als möglich auf dem rechten Rheinufer zu halten, um von allen Seiten seine Truppen noch an sich zu ziehen und hauptsächlich seine Magazine abzuführen. Allein Herzog Ferdinand ließ dazu nicht Zeit, maneuvrirte vielmehr die Franzosen in einem Zuge über den Rhein, so daß sie diesen Strom im April bei Düsseldorf und Neuß überschritten und eine Menge der reichsten Magazine zurück ließen. Sie zogen sich noch ein Stück auf die Festung Venlo hin zurück, um sich nun für die Offensive in Stand zu setzen.

Ferdinand hatte indessen nicht Lust, sie Kräfte für Unternehmungen sammeln zu lassen. Seine Absicht war, den Feind selbst jenseit des Rheins aufzusuchen und zu einer Schlacht zu nöthigen. Dieser Gedanke war desto kühner, da die Franzosen ihm schon jetzt an Menge weit überlegen und auch mit ihren Hilfsquellen in Frankreich in bester Verbindung waren.

Der Plan des Herzogs hatte indessen nicht nur den Beifall des Königs Friedrich, der ja kühne Unternehmungen liebte, sondern auch den des Königs Georg von England. Friedrich ernannte den Herzog, um ihm seine dankeswerthen Thaten zu lohnen, zum General der Infanterie.

Da Ferdinand jenseit des Rheins einen harten Zusammenstoß mit dem Feinde erwarten mußte, hätte er gern vor Ueberschreitung des Stromes noch 18,000 Mann Hilfstruppen an sich gezogen, die der König Georg zu senden versprochen hatte. Allein diese Verstärkung wurde durch unvorhergesehene Hindernisse verzögert, und so beschloß er, auch mit seinen geringen Kräften das Werk auszuführen. In Holland gemiethete Kähne mußten die Stelle der Pontons vertreten und in kaum denkbar kurzer Zeit war die große Schiffsbrücke, gewissermaßen vor den Augen des Feindes, geschlagen.

In der Nacht zum 2. Juni fand der Uebergang bei Cleve statt, und nun rückte Ferdinand südwärts gegen Rheinfelden, wo die Hauptmacht der Franzosen sich in einem fortificirten Lager befand. Nur die Aufhebung der feindlichen Magazine hält seinen Marsch ein wenig auf, doch befand sich der Herzog nach kaum zwei Wochen vor dem Feinde bei Krefeld. Seine Armee war jetzt 33,000, die der Franzosen 47,000 Mann stark.

Die Ueberlegenheit des Feindes steigerte sich jedoch durch seine Stellung in einem von Angriffshindernissen vollständig umschlossenen Lager alten Ursprungs. Das Hauptwerk desselben war ein eine Meile langer Damm mit

Gräben, der elf Uebergänge hatte. Die linke Seite und der Rücken waren von tiefen Gräben, die rechte aber durch einen lang ausgedehnten unpassirbaren Sumpf geschützt.

Da die Franzosen sich aus diesem Lager nicht herauslocken ließen, mußten sie in demselben angegriffen werden. Am 22. Juni Abends gab der Herzog seine Disposition an die Generale, bei welcher die Hauptaufgabe seinem Neffen, dem Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig, zufiel.

Am 23. Juni, Morgens fünf Uhr, setzte sich das Heer in drei Colonnen in Marsch. Der Herzog hatte seinen Plan nach König Friedrich's taktischen Regeln entworfen und die Einleitung der Schlacht hatte große Aehnlichkeit mit der der Schlacht bei Leuthen. Der linke Flügel und das Centrum sollten den Feind nur zum Schein angreifen. Wenn der Feind in Folge davon seinen linken Flügel zu Gunsten seines rechten Flügels geschwächt habe, sollte der rechte preußische Flügel den ersten Angriff unternehmen.

Demgemäß eröffnete gegen Mittag der General von Sporken mit der Artillerie des linken Flügels der Verbündeten und bald danach der General von Oberg mit der Artillerie des Centrums die Schlacht in sehr heftiger Weise.

Herzog Ferdinand hatte sich nicht verrechnet. In der That war der linke französische Flügel um zwölf Bataillone geschwächt worden, als um nahe ein Uhr auf ihn der Angriff in stürmischster Weise von dem Erbprinzen von Braunschweig unternommen wurde.

Indessen begünstigte das Terrain die Franzosen außerordentlich. Nicht nur hatten sie noch jene Walllinie zur Deckung, sondern auch ein dichtes Gehölz zur Stütze. Auf diese Weise wurde es ihnen möglich, dem Angriffe drei Stunden lang zu widerstehen.

Nun indessen war der erlittene Verlust so stark, daß der General St. Germain mit seinen funfzehn Bataillonen weichen und dem Angreifer die Fortificationen auf dieser Seite überlassen mußte. Bald war ein practicabler Uebergang für die Cavalerie geschaffen Diese, bisher in Unthätigkeit, wurden daher zum Angriff commandirt. Bald waren die Franzosen auf ihrem linken Flügel auch aus der zweiten Walllinie geworfen. Die französische Cavalerie erlag dem zweiten Angriffe der Cavalerie der preußischen Verbündeten, und da der Herzog Ferdinand das hier gewonnene Uebergewicht durch die gesammte Reserve verstärkte und sein Centrum und linker Flügel nun auch zu ernstem Angriffe schritten, so blieb dem französischen Heere, welches durch die Scheinangriffe getäuscht und in Verwirrung gebracht worden war, nichts übrig, als ein schleuniger Rückzug.

Derselbe begann nach sechs Uhr Abends und endete erst am anderen Morgen vor Neuß, wo die Franzosen sich in ihrem alten verschanzten Lager

setzten. Sie hatten auf der Wahlstatt 7000 Mann an Gefangenen und Todten, drei Kanonen und sechs Fahnen zurück gelassen.

Um nun die Franzosen vom Rhein abzuziehen, ließ der Herzog eine Diversion gegen das französische Gebiet hin machen. Der Erbprinz von Braunschweig führte ein Corps gegen Ruremonde, nahm nach wenigen Tagen diesen Platz und ließ seine Cavalerie bis Brüssel streifen, während der Herzog von Holstein bis Jülich vorging, und dergestalt das französische Gebiet ernst bedroht wurde.

Unter diesen vom Herzog Ferdinand so klug angebahnten Umständen wurde es möglich, das befestigte Düsseldorf, welches vom General Wangenheim angegriffen wurde, nach wenigen Tagen (29. Juni) zur Uebergabe zu bringen. Dieser stark befestigte Platz enthielt große französische Depots und Magazine, die alle in die Hand des Herzogs fielen.

Durch dieses starke Engagement der französischen Armee unter dem Grafen Clermont hatte Herzog Ferdinand gehofft, die zweite französische Armee, welche, mit der Reichsarmee vereinigt, noch im Innern Deutschlands stand, über den Rhein zurück zu nöthigen. Wenn ihm die versprochene englische Verstärkung zugegangen sein würde, hoffte er beiden Armeen den Weg nach Frankreich zu weisen.

Allein, wie er jener französischen Armee, die von den Marschällen Soubise und Broglio befehligt wurde, eine Diversion zu bereiten suchte, so diese ihm. Broglio nahm am 23. Juli mit zwölf Bataillonen und vierzehn Schwadronen Cassel ein und schlug gleich darauf ein für Preußen kämpfendes, aus Hessen bestehendes schwaches Beobachtungscorps von 5000 Mann unter dem Prinzen von Ysenburg bei Sandershausen in Hessen.

Hierdurch hatten sich die Franzosen freie Hand gegen Hannover und Westphalen gemacht, und dies war desto gefährlicher, da diese französische Armee nicht nur eine sehr bedeutende Verstärkung durch Baiern, Würtemberger und Pfälzer erhalten hatte, sondern neuerdings ihr eine beträchtliche Verstärkung durch sächsische unter dem Prinzen Xaver von Sachsen neu gebildete Regimenter in Aussicht stand.

Diese sächsischen Truppen, welche in der Mitte August's anlangten, hatten die Stärke von zwölf Regimentern. Sie hatten fast durchgehend unter preußischer Fahne gedient und daher die beste Schule durchgemacht. Massendesertion hatte ihre Formirung in Ungarn beschleunigt. In französischen Sold genommen, waren sie mit allem, und selbst 24 neuen Kanonen ausgerüstet worden. Den Befehl über sie führte der sächsische Prinz Xaver unter dem Namen eines Grafen von der Lausitz.

Es war nun dem Herzog Ferdinand von Braunschweig nicht möglich,

das clermont'sche Heer, an dessen Spitze jetzt der viel tüchtigere General Contades gestellt worden war, frei zu lassen, um sich zum Schutze Hannovers gegen die Franzosen unter Soubise und Broglio zu werfen, wohl aber gestattete ihm die Ankunft der englischen Verstärkung von 12,000 Mann, ein eben so starkes Corps unter dem General Oberg gegen jenen Feind zu detachiren.

Indessen erwartete Ferdinand nicht, daß dieses kleine Corps dem unverhältnißmäßig stärkeren Feinde Widerstand leisten werde. Er dachte daher sofort auf seinen Rückgang über den Rhein, um Soubise eben so wie Contades zu bedrohen, und dieser Schritt war desto nothwendiger, da der hannöver'sche General von Oberg sich unvorsichtig mit dem Feinde einließ, und von dessen ungeheurer Uebermacht, wie vorauszusehen war, über den Haufen geworfen wurde. Das geschah bei Lutterberg am 10. October.

Die hier erzählten Verhältnisse machten also den Rückgang des Herzogs Ferdinand auf das rechte Rheinufer erforderlich. Allein inzwischen hatte der General Contades ihm den Rückzug über die Neers verlegt. Vergebens suchte der Herzog nun, Contades zu einer Schlacht zu bringen. Da diese nicht zu erlangen war, war wegen der Fortschritte Broglio's in Hessen desto mehr der Rückgang über den Rhein geboten.

Da wirft der Erbprinz von Braunschweig die Franzosen von der Neersinsel Wachtendonk, öffnet dadurch den Weg zum Rhein, zieht ohne Verlust die Besatzung von Ruremonde an sich, deckt mit ihr das Heer, und so findet nun am 10. August der Uebergang zwischen Griethausen und Spyk statt. Vergebens suchten die Franzosen, ihn zu erschweren, und selbst die Hochfluth des Rheins machte dem Herzog dieses bewunderte Unternehmen nicht unmöglich.

Nachdem nun der Herzog die Besatzung von Düsseldorf, das englische Hilfscorps und das Corps des Generals von Oberg mit sich vereinigt, nahm er in Westphalen und Hessen eine Stellung, welche beide französischen Armeen gleich sehr bedrohete und doch die Vereinigung derselben hinderte. In dieser Stellung wurde Winterquartier genommen.

Seine Aufgabe hatte der Herzog vollständig gelöst, nämlich die Franzosen von dem Könige abgehalten, so daß dieser das ganze Jahr hindurch freie Hand gegen die Oesterreicher und Russen behalten hatte.

28.

Die Belagerung von Olmütz.

Nach den ersten glücklichen Unternehmungen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, die den König hoffen ließen, zunächst, und vielleicht für dieses ganze Jahr von den Franzosen nichts fürchten zu müssen, traf er Anstalt zur Eröffnung des neuen Feldzugs.

Eigentlich aber kamen ihm die Oesterreicher zuvor, indem sie am 17. Februar die nur zwei Bataillone starke Garnison von Troppau in Oberschlesien angriffen und sie nöthigten, unter Generalmajor von Saldern den Ort zu verlassen. Sollte dieser gefahrlose Streich den Muth der ganz demoralisirten österreichischen Truppen wieder aufrichten? Einen strategischen Zweck hatte er wenigstens nicht, zumal die Oesterreicher im Entferntesten auf Angriffsoperationen nicht denken konnten.

Wie wir wissen, war in der Zeit, als König Friedrich im vorhergehenden Jahre (1757) den Franzosen und dem Reichsheere in Thüringen Bescheid that, die schlesische Festung Schweidnitz nach einer Belagerung durch General Nadasdy in Oesterreichs Hand gekommen. Begreiflicher Weise war nach der Schlacht bei Leuthen Schweidnitz wieder von den Preußen cernirt worden. Zu einer Belagerung hatte man wegen der Jahreszeit, die das Einschneiden von Trancheen verhinderte, natürlich nicht schreiten können. Allein die Cernirung schon hatte die Stadt in die größte Noth gebracht. Im März wurde nun die Belagerung unternommen. Gern hätte Friedrich seinen Schweidnitzern die schwere Prüfung erspart; allein er konnte unmöglich unbefangen in Oesterreich einrücken, so lange er hier einen Feind im Rücken hatte. Darum war die Eroberung von Schweidnitz die Bedingung seiner weiteren Operationen.

Am 15. März begann die Belagerung. Zwei Wochen verliefen in Vorbereitungen. Am 1. April wurde die erste Parallele und am 14. April die dritte beendet, obschon die Annäherung durch ein gewaltiges Feuer von den Bastionen erschwert wurde. Oberst von Balby hatte bisher die Arbeiten geleitet. In dem Galgenfort erkannte man den Schlüssel des Platzes, und gegen dieses wurde am 18. April der Sturm gelenkt. Bei der Kürze der Zeit mußte von Legung einer Bresche abgesehen und das Fort durch Ersteigung mit Leitern genommen werden, und dies gelang unter äußerst starker Mitwirkung der Belagerungsbatterien mit nicht unerheblichem Verluste.

Der Fall des Galgenforts machte die weitere Vertheidigung des Platzes zwecklos. Die Besatzung wünschte sogar nichts so sehnlich, als eine rasche

Capitulation, denn sie hatte bereits die Qualen des Hungers empfinden müssen, und sah nicht, auf welche andere Weise sie von diesem Uebel befreit werden sollte.

Am 16. April kam Schweidnitz mit seiner reichen Armatur wieder in Friedrich's Hand. Die österreichische Besatzung, bei welcher sich auch der Dichter Ayrenhoff befand, war von 9000 auf 5000 Mann zusammen geschmolzen, von denen jedoch nur noch 1500 waffenfähig waren. Befehligt hatte dieselbe der Graf von Thürheim.

Friedrich besetzte den Platz nur mit vier Bataillonen unter dem Befehle des Generallieutenants von Zastrow. Die Belagerung hatten der General von Treskow und der Oberst von Balby geleitet, doch war alles unter Friedrich's Augen geschehen, und zwar so rasch und glücklich, daß er am Festungskriege, für den eigentlich seine Geduld nicht ausreichte, Geschmack gefunden zu haben schien; wenigstens regte ihn die Eroberung von Schweidnitz zu seiner alsbald erfolgenden Belagerung von Olmütz an.

Der Plan, dem Friedrich nun folgte, war, tief in Mähren einzudringen, dadurch Daun auf sich zu ziehen und dann von Sachsen her den Prinzen Heinrich einrücken und Prag besetzen zu lassen. Das desolate österreichische Heer unter Daun hoffte Friedrich schon über den Haufen zu werfen und dann, im Besitze der wichtigen Provinzen Böhmen und Mähren, Maria Theresia den Frieden abzunöthigen.

Er hielt diesen Plan selbst für sehr phantastisch, denn in einem nach Berlin bestimmten Briefe schrieb er: „Ich ziehe auf Abentheuer aus, will den Herrn Daun aus Böhmen nach Mähren maneuvriren und ihn so lange bearbeiten, bis meine verwünschten Feinde Frieden machen werden."

Allein er unterschätzte die Macht und Hilfsquellen Oesterreichs. War ihr Heer auch gänzlich ruinirt, so mangelten doch die Mittel nicht, es wieder in Stand zu setzen. Friedrich's abentheuerlicher Zug nach Mähren kam aber gerade den Oesterreichern erwünscht, denn er gestattete ihnen, im eignen Lande und in nächster Verbindung mit ihren Hilfsquellen zu bleiben, und gewährte ihnen Zeit, sich ihre Mittel zu Nutzen zu machen.

Bereits während der Belagerung von Schweidnitz hatte Friedrich den General Fouqué mit leichter Cavalerie abgesendet, theils Erkundigung einzuziehen, theils auch den Feind zu täuschen über die Absichten des Königs. Am 19. April trat das Heer von Neisse aus in zwei Colonnen den Marsch an. Die eine führte Friedrich selbst, die andere der Feldmarschall Keith.

Mit Ausnahme einiger Verhaue und Durchstiche fand der König wenige Hindernisse. Einige aufgescheuchte Garnisonen flüchteten vor ihm her,

ohne irgend nur Widerstand zu versuchen, und Daun war zur Zeit noch nicht schlagfertig, aber auch über König Friedrich's Marsch gänzlich ohne Kunde. Erst in den ersten Tagen des Monats Mai erfuhr er, daß der König bis Olmütz in das Land eingerückt und eben im Begriffe sei, diese wichtige Festung zu umschließen.

Darauf hin ging er mit seinen Truppen in die Gegend von Leutomischl an der mährisch-böhmischen Grenze. Entfernt genug von Olmütz, um selbst einen Angriff nicht fürchten zu müssen, bedrohete er dagegen nicht nur das preußische Belagerungsheer, sondern namentlich dessen Verbindung mit Schlesien, so daß schon der General Fouqué, der am 5. Mai das Belagerungsgeschütz von Neisse abholte, unsägliche Vorkehrungen gegen einen Ueberfall treffen mußte.

Nach Ankunft des preußischen Heeres wurde die Festung umstellt. Aber von einer Cernirung des Platzes konnte bei den örtlichen Verhältnissen nicht die Rede sein. Der König wurde gleich bei Betrachtung der Verhältnisse bedenklich. Eine lange Belagerung lag durchaus nicht in seiner Absicht. In seiner Ungeduld fragte er den Chef des Geniewesens, Obersten von Balby, in wie langer Zeit er Olmütz zu nehmen sicher bestimme.

Da Balby keine genügende Antwort gab und merken ließ, daß hier nicht von Wochen, sondern von Monaten die Rede sei, so zeigte sich Friedrich höchst unzufrieden. Seine Absicht war ja vornehmlich, Daun heran zu ziehen, und dessen Armee vollends zu vernichten; dazu aber sollte nicht eine Zeit aufgewendet werden, die dem Feinde zu seiner Reorganisation genügte. Indessen nöthigte ihn die Leidenschaftlichkeit, doch auf der Belagerung von Olmütz zu bestehen.

Der Platz wurde zunächst nun bloquirt, und dazu konnten nicht mehr als 6000 Mann verwendet werden, weil es nothwendig war, den größten Theil der Truppen für einen Angriff Daun's in Bereitschaft zu halten. Aber die Schwäche der Mannschaft steigerte den Einfluß der ungünstigen Terrainverhältnisse und bewirkte, daß die 9000 Mann starke, von dem sehr tüchtigen General Ernst Dietrich von Marschall commandirte Besatzung sich für die Vertheidigung auf's Beste in Stand setzte. Die Fortificationen wurden vermehrt und verstärkt, und Magazine, Depots und das Arsenal selbst während der Umschließung vervollständigt.

Friedrich war geneigt, dem Obersten von Balby, der die Geniearbeiten leitete, alle Mißstände zum Vorwurfe zu machen; allein viele Umstände, die nicht hatten vorhergesehen werden können, entschuldigten diesen. Zu denen gehörte namentlich die Ueberschwemmung der Flüsse, die das Gebiet von Olmütz durchschneiden. Dieser Umstand nöthigte die Erdwerke des Lagers

in sehr großer Entfernung anzubringen, erschwerte überhaupt die Annäherung und machte sie theilweise sogar unmöglich.

Endlich am 27. Mai wurde mit Anlegung der ersten Parallele die eigentliche Belagerung begonnen. Eine neue Unannehmlichkeit begleitete auch diesen Act. Als man nämlich die schweren Belagerungsgeschütze in diese Parallele gebracht hatte, fand man, daß sie wegen zu großer Entfernung den Platz nicht erreichten.

Die Ferne der Hilfsquellen machte sich aber ganz besonders fühlbar. Die Zufuhr war wegen des wachsamen Daun gefährlich und umständlich. Dabei mußte der Feldmarschall Keith, der die Belagerung leitete, leider nur zu sparsam mit den Mannschaften umgehen und konnte dem Transporte nicht immer eine Bedeckung von der nöthigen Stärke geben. Der Mangel an Munition nöthigte, nur stundenweise zu schießen, daher die Belagerten Zeit behielten, ihre Werke immer wieder auszubessern. Kurz, unter Uebelständen aller Art fand diese Belagerung statt, und gedieh alles dessen ungeachtet so weit, daß eben in der dritten Parallele Breschebatterien aufgestellt werden sollten, als ein Unglück von besonderer Art das ganze Unternehmen aufzugeben nöthigte.

Aus Schlesien war ein Zug von nicht weniger als 4000 Wagen abgegangen, die für die Belagerung Fourage, Munition, Lagergeräthe und Bedürfnisse aller Art heranführen sollten. Selbst ein großer Geldtransport befand sich dabei. Mit der Escorte war der Oberst von Mosel beauftragt und ihm dazu ein Corps von 9000 Mann zur Verfügung gestellt worden.

Allein diese Mannschaft bestand aus sehr unzuverlässigen Leuten, 8 Bataillonen Rekruten, ausgewechselten Gefangenen und aus dem Spital entlassenen Verwundeten. Ein großer Theil derselben war ganz entkräftet und hätte noch langer Erholung bedurft, um zu leisten, was ihnen unter diesen Umständen zugemuthet wurde. Nun gehörte aber auch diese Mannschaft allen Waffen an und sollte erst im Lager von Olmütz den verschiedenen Regimentern zugetheilt werden; daher fehlte es ihr an derjenigen Organisation und Formation, die eine gleichmäßige Action bedingt.

Der König Friedrich wußte, daß er sich auf diese Escorte nicht verlassen konnte und sendete dem Wagenzuge, der am 25. Juni in Troppau abgegangen war, den General Ziethen mit einem Cavalerie- und Artilleriedetachement entgegen; ja er rückte selbst so weit auf Troppau zu, als er sich mit seinem Observationscorps rücksichtlich der Deckung des Belagerungsheeres nur entfernen durfte.

Indessen rechnete Friedrich mit größter Zuversicht auf Daun's Scheu vor kühnen Unternehmungen, auch wohl darauf, daß Daun von diesem Transportzuge nichts erfahren habe.

Allein er täuschte sich in allem. Daun hatte nicht nur über den Abgang der 4000 Wagen von Troppau sehr schnell Nachricht erhalten, sondern er hatte nun auch den Muth, ein Corps von 25,000 Mann unter den Generalen Laudon und Siskovics gegen den preußischen Transport abzuschicken, selbst aber gegen das Observationscorps des Königs bei Groß-Teinitz eine drohende Stellung zu nehmen, um dadurch den Ueberfall Laudon's zu sichern.

Friedrich war durch das plötzliche Erscheinen der österreichischen Hauptarmee überrascht, und, den eigentlichen Zweck dessen nicht ahnend, freuete er sich in der Hoffnung, es nun zu einer Schlacht zu bringen.

Laudon und Siskovics lagen am 29. Juni in den Berghehlen bei Bautsch, Alt-Liebenau und Domstädtl. Am 30. Juni nahete der lange schwere Zug in dem tiefen schluchtartigen Wege, den Ziethen nahe am Ausgange des Passes erwartete. Von Vertheidigung konnte hier kaum die Rede sein, alle Vortheile waren auf Seite der Angreifer, die nun allenthalben aus den Bergen hervorbrachen. Der Ueberfall gelaug vollständig. Ziethen, überall von Uebermacht angegriffen, und ganz außer Stande, seine Truppen zu entwickeln, verlor 2400 Mann und 6 Geschütze. Die Escorte fiel zum Theil, und 3600 Wagen wurden theils erbeutet, theils vernichtet; nur 400, die bereits den Engpaß passirt hatten und vertheidigt werden konnten, gelangten in das preußische Lager.

Dieser Verlust machte die Fortsetzung der Belagerung von Olmütz unmöglich. Dieselbe wurde am 2. Juli aufgehoben. Friedrich aber, anstatt auf geradem Wege nach Schlesien zu gehen, zog über Zittau und Tribau ins Königreich Böhmen und nach einer Rast zwischen Adler und Elbe über Politz und Friedel nach Schlesien. Nicht das Geringste hatte er zurück gelassen, und der ganze Rückzug wurde in so stolzer Ruhe unter dem Scheine strategischer Berechnung ausgeführt, daß die Oesterreicher ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit ihn nirgends anzugreifen wagten.

Maria Theresia betrachtete Friedrich's Abzug von ihrem Gebiete als einen Sieg und ließ Daun zu Ehren eine Denkmünze schlagen, statt daß sie ihn darum hätte zur Verantwortung ziehen sollen, daß er den Preußen keine Vernichtungsschlacht geliefert hatte, die ihm hier mehr als sonst wo gelingen mußte.

29.

Die Schlacht bei Zorndorf.

Zeit und Mühe des mährischen Feldzugs waren verloren, aber dies war auch fast der einzige Verlust; denn die Beute der Oesterreicher durfte nicht gerechnet werden, da sie bei passender Gelegenheit eben so leicht wieder genommen wurde.

Vor allem aber war das Ansehen Friedrich's unverletzt geblieben. Schon hatte man ihn für verloren gehalten, als er zur Bewunderung der Welt mit ungeschwächter Macht wieder auf den gesicherten Schauplatz seines Schlesiens trat, fast mehr gefürchtet als zuvor, und von seinem weit überlegenen Feinde gänzlich unverfolgt. Er hatte den mährischen Feldzug unternommen, ohne sich in seinem Plane klar zu sein. Er hatte die schlimmen Folgen davon erfahren müssen, sich ihnen aber nicht unterworfen. Hatte er vorher nicht klar gewußt, was er wollte, so wußte er später desto besser, was er sollte.

Indessen wurde ihm doch der mährische Feldzug noch in anderer Weise nützlich. Er hatte nämlich aus Mähren und Böhmen die feste Ueberzeugung mit gebracht, daß er von Daun sicher einen großen und kühnen Angriff nicht zu erwarten habe.

Das war von Wichtigkeit, denn es schuf seinen Entschluß, sich nun mit Nachdruck gegen die Russen zu wenden, deren kühnes Vordringen Gefahr drohete. Der Augenblick schien günstig. Am Rhein hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig noch alle Vortheile gegen die Franzosen in der Hand. Doch schienen die Berufung des Generals Contades zum französischen Oberbefehle und die bedeutende Verstärkung des französischen Heeres einen Umschwung auf jenem Kriegsschauplatze hervorrufen zu sollen. Ehe dies geschehen konnte, mußten die Russen abgefertigt sein, damit er sich, wenn nöthig, gleich gegen die Franzosen wenden könnte.

Friedrich verhehlte sich nicht, daß die jetzt zu lösende Aufgabe eine der schwersten sei in so ferne, als die Russen der stärkste seiner Feinde waren. Da er weder Schlesien noch Sachsen entblößen durfte, konnte er ihnen kaum ein Heer entgegen stellen, das den vierten Theil des ihrigen betrug. Selbst für sein Leben fürchtete er, denn ehe er den Marsch antrat, sendete er für den Fall seines Todes eine testamentarische Verfügung an den Prinzen Heinrich, der solchen Falls Regent und Vormund des jungen Kronprinzen sein sollte.

Die Russen unter dem Grafen Fermor hatten bereits im Januar die preußische Grenze und im Mai die Weichsel überschritten. Die Kaiserin hegte die Idee, wenigstens die östlichen Provinzen Preußens, an ihr deutsches

Kurland geschlossen, mit ihrem Reiche zu vereinigen, und diese Besitznahme hielt sie nach dem Einrücken ihres Heeres für so abgemacht, daß sie befahl, die genannten Provinzen gleich ihren eigenen Landen zu behandeln, wenn die Bewohner sich nicht weigerten durch formmäßige Huldigung ihre Besitzergreifung anzuerkennen.

Es war nur die Wahl zwischen Vernichtung oder Nachgiebigkeit. Die Bewohner zogen klüglich das Letztere vor, der Zukunft und ihrem Könige vertrauend. Denn daß dieses aufgedrungene Verhältniß nicht fortbestehen werde, war die Ueberzeugung des Gebildeten und Ungebildeten. Für jetzt aber befreiete sie die Nachgiebigkeit vor den rohen entsetzlichen Mißhandlungen, die man im vergangenen Jahre von den Russen erfahren hatte.

Aber weiter als auf Ost- und Westpreußen glaubte Elisabeth ihre Besitzergreifung nicht ausdehnen zu können. Daher wurden die anderen preußischen Länder, welche die Russen betraten, Pommern und Neumark, ganz anders, nämlich als feindliches Gebiet behandelt. In jede Ortschaft trug der scheußlichste Frevel Brand und Plünderung. Nichts blieb hinter den Fußtritten des russischen Heeres als eine gräßliche Wüste, und das Wehgeschrei darüber war so groß, daß Friedrich auch von dieser Seite mächtige Anregung erhielt, sich gegen diesen weit furchtbareren Feind zu wenden. Endlich war aber auch Berlin dergestalt bedroht, daß Aufschub des Schutzes nicht mehr möglich war.

Sengend, brennend und mordend waren die Russen unter Fermor, den General Grafen von Dohna vor sich herdrängend, bis vor Küstrin gerückt. Ein zweites Corps unter dem Grafen Romanzow hatte sich über die Warta nach Pommern gewendet. Als Fermor am 13. August Küstrin angriff, stand Dohna links der Oder bei Wriezen, um dem Feinde den Uebergang zu wehren.

Für Küstrin konnte er nicht mehr thun, als ihm vier Bataillone Besatzung geben. Diese vermochten es zwar, die Festung zu vertheidigen, aber nicht die Stadt vor einer vernichtenden Beschießung zu bewahren. Nachdem die Aufforderung zur Uebergabe von dem Commandanten Obersten Schack von Wuthenow entschieden abgewiesen worden, ließ Fermor seine Artillerie auf einer beherrschenden Höhe auffahren und am 15. August die Kanonade nicht gegen die Festung, sondern barbarischer Weise gegen die Stadt so eröffnen, daß diese nach wenigen Stunden allenthalben in Flammen stand und bis weit über die Hälfte in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Die Altstadt von Küstrin wurde bis auf zwei Gebäude eingeäschert. Die Frevelthat war fast scheußlicher als die der Zerstörung von Magdeburg, da ihr weit geringere Motive zur Entschuldigung dienten.

Als König Friedrich nach seiner Ankunft die traurigen Schutthaufen der Stadt erblickte, rief er schaudernd aus: „Mordbrenner, welche Mordbrenner!" und gab sogleich Befehl der unglücklichen Bewohnerschaft nach dem Abzuge der Russen, 200,000 Thlr. auszuzahlen. Die Stadt versprach er aus eigenen Mitteln wieder aufzubauen.

Bereits hatte Friedrich der Große Dohna eine Verstärkung zugeschickt, und nun traf er am 20. August mit 14,000 Mann in 16 Bataillonen und 28 Schwadronen selbst vor Frankfurt an der Oder ein. Er hatte in elf Tagen 35 Meilen zurückgelegt. Als seine Soldaten die eingeäscherten Ortschaften und schließlich die Schutthaufen von Küstrin erblickten, schwuren sie, keinem Russen Pardon zu geben.

Am folgenden Tage (21. August) vereinigte sich Friedrich im Lager von Wriezen mit dem Grafen Dohna. Seine Armee bestand aus 32,000 Mann in 38 Bataillonen und 83 Schwadronen mit 117 Geschützen, während die russische unter Fermor eine Stärke von über 50,000 Mann hatte.

Zu hindern, daß Romanzow, der bei Schwedt stand, mit seinem Corps dem russischen Hauptheere unter Fermor zu Hilfe komme, mußte Friedrich weit unterhalb Küstrins über die Oder gehen. Seine Absicht nicht merken zu lassen, ließ er bei Gorgast, unfern Küstrin, zum Schein Uebergangsversuche machen, ganz gleicher Zeit aber schickte er sein Heer bei Giestebiese über den Strom und stand nun plötzlich mit seiner Armee bei Dermiezel und Damm den Russen in dem Rücken.

Die Russen waren jetzt gezwungen ihre Fronte zu ändern und Stellung zwischen Zicher und Quartschen zu nehmen, da Friedrich seine Armee über Razedow und Damm in Schlachtordnung zwischen Zicher und Wibersdorf gehen ließ. Jene Ortschaft lag vor seinem linken, diese vor seinem rechten Flügel. Zwischen beiden Heeren befand sich Zorndorf. Da dieser Ort die Bewegung der Preußen theilweise verdeckte, ließ Fermor ihn in Brand stecken. Aber der Dampf des Brandes überzog das Schlachtfeld so, daß Friedrich's Arrangement nun viel weniger beobachtet werden konnte und die Russen obenein eine arge Belästigung erlitten.

Die Formirung der russischen Schlachtordnung war sehr eigenthümlicher Art, ähnlich den altdeutschen Keilen, die eine schwere tiefe compacte Masse bildeten. Bei dieser altdeutschen Formirung kam es darauf an mit der Wucht der Masse den Feind zu durchbrechen. Bei der russischen Formirung dagegen kam es darauf an, sich nicht über den Haufen werfen zu lassen, also der taktisch ganz ungeschickten Mannschaft sicheren Stand zu verschaffen und ihrer eigenen Beurtheilung im Kampfe nichts zu überlassen. Die Regimenter standen nicht nur acht Glieder hoch, sondern die vier Treffen waren auch in

vier parallelen, nach den Flügeln etwas rückwärts gebogenen Linien so dicht auf einander geschoben, daß das Ganze eine carréeartig gedrängte Masse ausmachte. Jede Flanke der vier Treffen hatte Fermor durch eine eigene Schlachtlinie gedeckt, welche weit über das vierte Treffen hinausragte und also einen Angriff auf den Rücken des Heeres unmöglich machen sollte. Die vom Feinde abgewendeten Flanken dieser beiden Seitendeckungslinien waren aber wiederum jede durch zwei Corps gedeckt. Diese Corps neigten sich in ihrer Stellung nach dem Centrum des Rückens der Armee und umschlossen dergestalt das ganze Rückenterrain in einer dreischenkligen oder eigentlich bogenförmigen Linie, welche sich größtentheils an den küstriner Forst lehnte.

Das ganze Heer hatte daher einen Raum von fast quadratischer Form inne und war gegen Angriffe in Flanken und Rücken mit lächerlicher Sorgfalt geschützt. Aber es war dadurch nicht nur der größte Theil der Mannschaften außer Gefecht gestellt, sondern auch auf der Angriffsseite dem Feinde eine so tiefe Masse dargeboten, das fast keine Kugel fehlen konnte. Zudem war durch diese Formation dem Heere die Maneuvrirfähigkeit entzogen. Reservegeschütz, Reservepferde und der ungeheure Train waren nicht unter Deckung in den Rücken des Heeres, sondern zwischen die mittlern beider Treffen in die Mitte des Heeres gestellt.

Die Russen zeigten hier in der That die barbarische Kriegskunst des Alterthums. In ihren Kriegen mit den wilden Reitervölkern Asiens mochte auch diese Formation große Vortheile bieten, da sie nach allen Seiten hin den Angriff abwehrt; aber hier hatte man nicht mit flüchtigen wilden Reiterschwärmen, sondern mit Kanonen zu thun, die nicht vor diesen Massen abprallen, sondern sie suchen, und mit sicherem Fluge ihre desto mörderischere Bahn gehen.

Das preußische Heer stand in zwei Treffen, die in ihrer Länge zu beiden Seiten über die Flügel des russischen Heeres hinausragten. Der rechte Flügel stützte sich auf die Oder und lehnte sich an den neudammer Bach und den massiner Wald. Zu Deckung seiner Flanke stellte der König ein Cavaleriecorps an die Oder.

Indessen war für diesen Flügel weniger zu sorgen, da er nach des Königs Willen zurückgehalten bleiben sollte. Denn auch hier wollte Friedrich in schräger Schlachtordnung operiren, obschon bei der eigenthümlichen Formirung des russischen Heeres, die kein Aufrollen oder Ueberflügeln zuließ, diese Taktik große Vortheile nicht versprach. Die Erfolglosigkeit der Angriffe des Flügels zogen daher auch bald den Kampf der ganzen Linie nach sich, für den desfalls freilich nicht genügende Disposition getroffen war.

Der linke Flügel des königlichen Heeres bestand aus den Truppen des

Grafen von Dohna, die bisher gegen die Schweden operirt hatten und an ernste Kämpfe nicht gewöhnt waren. Friedrich hatte die von ihm mitgebrachten und freilich sehr ermüdeten Truppen zu schonen gedacht, auch geglaubt bei den wohlgeruheten, noch frischen Truppen größere Leistungsfähigkeit zu finden; aber er täuschte sich, und ein Glück war es, daß er seine Reiterei so gestellt hatte, daß sie leicht zur Hilfe kommen konnte.

Die Reserve des preußischen Heeres bestand aus der Cavalerie in drei Colonnen unter dem Commando des Generals von Seidlitz. Da der linke Flügel zum Angriff ausersehen war, stellte Friedrich eine beträchtliche Mannschaft als Avantgarde vor dieselben. Diese wurde vom General von Manteuffel geführt, der zuletzt unter Dohna gegen die Schweden verwendet worden war. Die Artillerie postirte Friedrich vor die Intervalle des ersten Treffens, so daß die Evolutionen dessen nicht gehemmt wurden. Die stärksten Batterien waren dem linken Flügel und Centrum zugetheilt; aber so gestellt, daß sie schräg in die feindlichen Massen eindrangen und mit einander Kreuzfeuer hervorbrachten. Auf diese Weise war den Russen der Angriff sehr erschwert, doch schienen sie weniger auf Angriff als auf Vertheidigung zu denken.

Die preußische Schlachtordnung bildete, der russischen entsprechend, einen flachen Bogen, mit den Flügeln nach innen gebeugt. Die russische Artillerie wirkte daher excentrisch, die preußische concentrisch, und dies gab ihr einen großen Vortheil.

Bis neun Uhr Morgens ließ sich auf russischer Seite keine Lust zum Angriffe sehen. Da ließ Friedrich das Signal geben. Alsbald ging der General Manteuffel mit der Avantgarde des linken Flügels vor gegen eine Intervalle des rechten russischen Flügels. Eine Kanonade aus 60 preußischen Geschützen unterstützte diesen Angriff.

Sie wurde sogleich von der ganzen, beinahe 200 Geschütze starken, russischen Artillerie, die jedoch zu hoch und daher wirkungslos schoß, erwiedert. Ganz andere Wirkung hatten die preußischen Geschütze, die mit jeder Kugel Massen von Menschen niederschlugen. Der russische Hauptmann von Tielke erzählt in seiner Schrift als Augenzeuge, daß eine einzige preußische Kanonenkugel von einem Grenadierregimente nicht weniger als 42 Mann niedergeschmettert habe. Die preußischen Kugeln drangen ricochetirend bis in das dritte und vierte Treffen der russischen Schlachtordnung. Zwischen der zweiten und dritten aber standen die Reservepferde und Armeefuhrwerke, diese bespannt, aber großentheils sich selbst überlassen, da sich die Trainknechte zu den Marketendern geschlichen hatten und da ihre Todesangst im Lethe des Branntweins ertränkten. Bereits am frühen Morgen waren große

Branntweinquantitäten an die russischen Mannschaften vertheilt worden; im Laufe der Schlacht wußten aber diese sich denselben Genuß in einem noch viel größeren Maße zu verschaffen, so daß die Bravour der Russen in der Schlacht bei Zorndorf nichts anderes als eine Schnapstollheit war.

Doch zeigte der Branntwein gleich im Anfange auch seine übeln Folgen. Die Trainknechte, betrunken, kümmerten sich um ihre Fuhrwerke und gekoppelten Reservepferde nicht, und als nun die preußischen Kugeln durch die Reihen derselben sausten, gingen die Thiere durch, tobten zwischen die Glieder der Infanterie und Cavalerie und richteten eine Verwirrung an, die nicht sobald beseitigt werden konnte, als es die Noth der Dinge erforderte.

General von Manteuffel, der sich hinter Zorndorf noch einmal geordnet hatte, ging nun, als er sah, daß sich der ganze äußerste linke Flügel hinter ihm in Bewegung setzte, rasch zum Bayonnetangriffe vor. Stürmisch drang er in eine Intervalle ein und auf das zweite russische Treffen vor. Er hoffte die ganze weiter nach ihrer Flanke zustehende russische Truppenmasse von ihrer Schlachtordnung loszureißen und sie zu einer Beute des nachrückenden linken preußischen Flügels zu machen.

Aber die Operation war nicht gehörig verabredet. Der nachrückende Flügel hatte sich zu weit seitwärts gewendet und konnte die Vortheile nicht ergreifen, aber auch die Nachtheile der manteuffel'schen Truppen nicht durch Unterstützung abwenden. Nach zwei ein halb stündigem Kampfe machten sich nämlich die Russen die in der preußischen Angriffslinie entstandene Lücke zu Nutzen. Mit trunkenem Muthe aus ihrer Schlachtordnung in dichter Masse vordringend und von einer rasenden nicht weniger trunkenen Reiterei unterstützt, erwiderten sie den Angriff in einer Weise, daß die schwache preußische Linie nachgeben, die sieben Infanteriebataillone des Flügels sogar die Flucht ergreifen und eine Artillerie von 26 Geschützen unbeschützt zurücklassen mußten.

Dieses Ereigniß ging preußischerseits aus dem augenblicklichen Mangel an Cavalerie hervor. Dadurch war die linke Flanke bloß gegeben, so daß beim hitzigsten Kampfe sich zwei russische Kürassierregimenter in dieselbe stürzen konnten.

Feldmarschall Fermor, der sich am Platze befand, legte dieser preußischen Flucht eine größere Bedeutung bei als sie hatte. Er sah in ihr schon einen vollständigen Sieg, und um diesen nicht wieder in Unsicherheit kommen zu lassen, ließ er jetzt eine sehr starke Cavalerie aus seiner Schlachtordnung zur Verfolgung und zugleich zu einer Ueberflügelung des preußischen Heeres auf dessen linker Seite vorgehen. Zugleich schickte er eine Schwadron nach Zorndorf ab, damit sie die von diesem Dorfe noch übrigen Gebäude in

Brand setze. Er hielt Zorndorf für eine Hemmung seiner Operationen und einen guten Anhalt der Preußen. Allein der Qualm des erneueten zorndorfer Brandes belästigte seine Truppen ungemein und war darum seiner Operation vielleicht verderblicher als es Zorndorf als eine preußische Brustwehr würde gewesen sein.

Seidlitz, der im Rücken des Heeres, immer spähend, wenn seine Hilfe nöthig werden könnte, mit seiner Cavalerie gehalten hatte, hatte kaum den fluchtmäßigen Rückgang des linken Flügels wahrgenommen und sich in den Verhältnissen orientirt, als er mit 31 Schwadronen durch eine Intervalle des zweiten Treffens geht, um die Action der Artillerie nicht zu stören, zwischen dem zweiten und ersten Treffen hinunter jagt und nun plötzlich von der Stelle des geflüchteten Flügels aus einen wüthenden Angriff auf die russische Cavalerie ausführt. Trotz der Ueberlegenheit warf er sie, nachdem er ihr großen Verlust beigebracht. Sogleich nun stürzt er sich auf die zur Verfolgung vorgegangene russische Infanterie, die in ihrer Betrunkenheit wie eine verstandlose Masse feststeht. Sie ist nur durch Niedermetzelung zu überwinden und das wäre für die Reiter freilich eine etwas langweilige Arbeit gewesen.

Da schickt im rechten Augenblicke Friedrich zwei Infanterieregimenter zu Hilfe, denen bald auch der Prinz Moritz von Anhalt mit noch zwei Cavalerieregimentern folgt, welche die russische Infanterie in der anderen Flanke fassen. Die Russen werden auf eine gräßliche Weise niedergemacht, und nun werfen sich die preußischen Truppen auf den zerrissenen rechten Flügel des noch stehenden russischen Heeres, bringen ihn in arge Verwirrung und werfen ihn in den sumpfigen Grund von Zicher, wo ihre Cavalerie nicht mehr agiren kann.

Es wäre gefährlich gewesen noch weiter vorzugehen, als die vorher geflüchteten preußischen Bataillone sich wieder gesammelt und ihre alte Stelle in der Schlachtordnung eingenommen hatten. Es hätte in der That auch größere Vortheile nicht gewähren können. Der rechte Flügel der Russen war völlig derangirt und konnte sicher heute nicht wieder in den Kampf gehen. Waren doch selbst die obersten Befehlshaber verloren gegangen, — natürlich durch die Flucht. Graf Fermor, der alle Hoffnung aufgegeben, hatte einen so starken Ritt gemacht, daß er erst in der Nacht wieder zur Armee zurückgelangte.

Seidlitz hatte nun bei Zorndorf Stellung genommen und Friedrich ließ daher seinen ganzen linken Flügel dahin vorrücken. Dadurch gewann seine Schlachtordnung noch mehr Bogenform und seine Artillerie eine noch concentrischere Wirkung, was freilich bei diesen Russen, die wie verstandlose

Thiere vor der Mündung der preußischen Geschütze standen, wenig Eindruck machte.

Die Verwirrung hatte sich dem russischen Heere bis in's Centrum mitgetheilt. Man hielt sich für geschlagen. In den hintern Treffen liefen die Offiziere wie irre umher, als ob es gelte Anstalten für den Rückzug zu treffen, für welchen dennoch Ordre nicht gegeben wurde und natürlich nicht gegeben sein konnte, da der Feldmarschall das Weite gesucht hatte, und also nicht anwesend war. Wäre man darüber unterrichtet gewesen, so würde ohne Frage das Heer dem flüchtigen Befehlshaber gefolgt sein. Gegen Mittag pausirten die russischen Geschütze, und das geschah eben, weil man mit der Flucht des rechten Flügels die Schlacht für beendet hielt.

Wie dies so häufig beim Antritt von Rückzügen vorkommt, löften sich auch jetzt die Banden der Zucht. Besonders zeigte sich das im vierten Treffen, hinter welchem bei der Bagage ein großer Vorrath von Branntwein in Fässern lag. Auf diesen warfen sich nun die Truppen. Mochten sie auch Sieg und alles verloren gehen lassen; nur den Schnaps nicht. Den Fässern wurden die Boden ausgeschlagen und der brennende Stoff mit den Händen geschöpft. Einige hatten den Anfang gemacht, und das Beispiel hatte eine großartige Nachahmung gefunden. Nach allen Seiten hin wurden die Branntweinfässer entführt und unter Balgerei und Toben das tollste Gelag gehalten. Offiziere, welche diesem Gräuel Einhalt thun wollten und die Fässer umstürzten, wurden von ihren Leuten überfallen und erschlagen. Bald sah man ganze Haufen von Soldaten ohne Gewehre und ohne Verstand zwischen den Treffen umhertaumeln und Rohheiten oder Albernheiten ausüben. Viele hatten sich vor den Fässern todt getrunken, und wäre der Vorrath groß genug gewesen und hätte sich die Kunde von dieser gemüthlichen Auflösung der Schlacht schnell genug nach allen Seiten hin verbreitet, kein einziger Russe wäre in Reihe und Glied geblieben, und Friedrich hätte zum Siege kein Loth Pulver mehr gebraucht.

Da nun der rechte russische Flügel für nicht mehr vorhanden angesehen werden konnte, beschloß der König seinen Angriffsplan umzukehren und mit Zurückhaltung seines linken Flügels, der ohnehin der Erholung bedurfte, den linken russischen Flügel in gleicher Weise zu attaquiren und über den Haufen zu werfen. Es sei, daß der König von einer falschen Ansicht ausging. Jedenfalls hatte er, da der linke russische Flügel noch in völlig guter Formation war, alles noch ein Mal durchzumachen, was er auf jener Seite bereits überstanden hatte. Hätte er die Angriffe links fortgesetzt, wo das russische Heer nun einmal destruirt war, so würde er bei der sich natürlich

fortpflanzenden Verwirrung des Feindes, zweifelsohne den Sieg billiger und vollständiger gewonnen haben.

Gegen ein Uhr unternahm Friedrich den Angriff des linken russischen Flügels durch Vorschiebung einer schweren Batterie, welche vor allem die diesseitige russische Cavalerie vertreiben sollte. Aber kaum hatte diese Cavalerie das mörderische Feuer empfunden, als sie statt zu weichen, sich auf die Batterie stürzte, sie eroberte, sich dann auf die Infanterie der preußischen Schlachtordnung, und mehre Bataillone über den Haufen warf.

Das hätte nicht geschehen können, wenn die seidlitz'sche Cavalerie statt im Rücken, auf der Flanke gestanden hätte. Leider erst, nachdem die Infanterie einen großen Schaden erlitten hatte, erschien sie jetzt, 28 Schwadronen stark. Ihr wüthender Angriff trieb nach kaum stündigem Gemetzel die russischen Reiter gänzlich und so in die Flucht, daß sie die eroberte Batterie sammt den Gefangenen im Stiche ließen. Erst im Forste hinter Quartschen gewannen diese Flüchtlinge den Muth zu halten und die bittere Erfahrung in Betrachtung zu ziehen.

Jetzt sah der König den rechten Flügel des Feindes gänzlich geworfen, den linken seiner Cavalerie beraubt. Es dünkte ihn, daß ein Totalangriff nun entscheidend wirken müsse. Aber dieser Gedanke war eine Fortsetzung seines früheren Irrthums. Er übernahm wiederum den Kampf mit Massen, die noch so gut wie unverletzt dastanden (im feindlichen Centrum), und bei dem stupiden Trotze des trunkenen Russen ihm sicher den Rücken nicht für einen billigen Preis zeigten.

Dennoch würde dieser Totalangriff eine entscheidende Wirkung gehabt haben, wenn nicht wiederum die Truppen des Generals Grafen von Dohna sich feige benommen hätten. Sie hatten sich in den tändelhaft leichten Kämpfen mit den Schweden verwöhnt. Ein Kampf, wie sie ihn hier fanden, erregte ihnen Schrecken. Meist standen diese Truppen auf dem preußischen linken Flügel, der den Auftrag hatte den neu formirten, aus dem Centrum gezogenen rechten russischen Flügel über den Haufen zu werfen. Hinter diesem Flügel hatte man russischer Seits große Cavaleriemassen, namentlich die ganze Reservecavalerie aufgehäuft, um einem zweiten Unglück, wie das schon erlittene war, vorzubeugen.

Als nun die Preußen zu ihrem Totalangriffe vorgingen, stürzte jene überwältigend starke russische Cavalerie mit einem Male gegen den preußischen linken Flügel, und hieb, da dieser Flügel augenblicklich ohne Cavaleriedeckung war, mit einem Mal in Fronte und Flanke ein. Der Angriff wurde zwar mehre Male mit dem Bayonnet abgeschlagen, allein bei öfterer Wiederholung, und da in's Besondere die Artillerie nicht mitwirken konnte, so

unerträglich, daß 13 Bataillone der dohna'schen Truppen, ungeachtet sie mit der Versicherung, daß die Cavalerie bald Hilfe bringen werde, zum Ausharren aufgefordert wurden, dennoch Kehrt machten und unaufhaltsam den Kampfplatz räumten.

An ihre Stelle aber traten schnell aus dem zweiten Treffen altbewährte Truppen, die der König aus Schlesien mitgebracht hatte. Sie hielten sofort die verfolgende russische Reiterei auf, und jetzt brausten 61 preußische Schwadronen unter der Führung des bewunderungswürdigen Generals von Seidlitz heran wie ein Orkan. Schon nach dem ersten gewaltigen Stoße war die russische Reiterei in die ärgste Verwirrung gerathen, flüchtete und überritt einen Theil ihrer eigenen Infanterie, in deren Linien dadurch die größte Unordnung entstand. Dies benutzend griff Seidlitz sie sofort an und selten oder nie mag Cavalerie in der Infanterie so gemetzelt haben wie hier.

Da die russischen Bataillone durch einander gedrängt und gewissermaßen über einander hergestürzt wurden, verloren viele Batterien ihre Infanteriedeckung und fielen in die Hände der Preußen. Im Centrum und auf dem rechten Flügel hatte Friedrich's Operation eine nicht weniger günstige Wirkung.

Als in diesem mehrstündigen großen Kampfe schon die Entscheidung vollständig sich gegen die Russen gewendet hatte, diese nirgends mehr in Ordnung kämpften, theils in die Moräste von dem quartschener Bache gedrängt, theils aber in schnelle Flucht getrieben waren, wiederholten auf der rechten Seite die brandenburg'schen Infanterieregimenter Prinz von Preußen, Forçade, Asseburg, Kalkstein und Wedell mit größtem Nachdruck ihre Attaquen, fielen in die linke Seite des russischen Centrums, erbeuteten Kriegskasse, Geschütze und einen großen Theil der Bagage, und bald erkannte man in dem russischen Heere nichts mehr als eine tolle chaotische Masse, die sich in wirrer Flucht verlaufen haben würde, wenn nicht zahllose Betrunkene in stiermäßigem Gebaren auf dem Platze ausgehalten und Anderen dadurch eine Art von Anhalt gegeben hätten.

Die große Masse des russischen Heeres hatte unterdessen sich zur Flucht gewendet, sah sich aber, da die Brücken zerstört waren, im küstriner Forste festgehalten. Dies bewahrte das russische Heer sogar noch vor größeren Verlusten, denn wäre die Flucht von Statten gegangen, so würden die zahllosen Bagagewagen und Geschütze, die sich in den quartschener und tarnower Morästen festgefahren hatten, eine Beute der Preußen geworden sein.

Schon hielt Friedrich die Schlacht für beendet, als die Trümmer der russischen Armee, von ihrem Generale Demikow wieder zusammen getrieben und in einem wunderlichen Durcheinander der Waffen, zu einem Ganzen

formirt, den Kampf fortzusetzen sich entschlossen zeigten. Trotz der ungeheuren Ermüdung seiner Truppen, die seit Morgens weder zu einer Rast noch zu einem Inbiß gekommen waren, beschloß König Friedrich auch diesen letzten Widerstand zu überwältigen. Allein die dohna'schen Truppen waren um die Wiederherstellung ihrer Ehre wenig bekümmert, zeigten vielmehr einen unverkennbar bösen Sinn und leisteten nichts. General von Rauter gab sich wenig Mühe sie fügsam zu machen. Es schien ihm zu viel verlangt, nochmals zum Angriff vorgehen zu sollen, da die Munition mangelte und der Preis also auf's Bayonnet gestellt war. Er erregte des Königs Unzufriedenheit in solchem Maße, daß dieser ihm den Abschied sofort ertheilte.

Indessen war dennoch vom General von Forcade mit elf Bataillonen der Angriff unternommen worden. Der König betheiligte sich persönlich an demselben und näherte sich der Gefahr so sehr, daß mehre Personen aus seiner Begleitung fielen, seine Flügeladjutanten, Graf von Schwerin und von Oppen, sogar in die Hände der Russen geriethen.

Bald gewahrte der König, daß er es allein mit dem Feinde zu thun habe, und da der von den dohna'schen Truppen böswillig verweigerte Angriff auf der linken Seite nun unmöglich noch mit anderen Mannschaften nachgeholt werden konnte, wozu ohnehin die späte Tageszeit keine Zeit mehr ließ, so mußte er es dulden, daß die Russen in ihrer letzten Stellung blieben. Das preußische Heer war indessen bis auf den Platz vorgerückt, den am Morgen die Russen inne gehabt hatten, und auf diesem blieb es die Nacht durch unter dem Gewehr stehen.

Der Graf Fermor hatte bereits bei dem glücklichen Angriffe seiner Cavalerie auf den rechten preußischen Flügel einen Courier mit einem Siegesberichte an seine Kaiserin nach Petersburg geschickt. Jetzt bei seiner Rückkehr in der Nacht war es ihm nur zu lieb, seine Armee, wenn auch zertrümmert, noch nahe bei der Wahlstatt zu finden. So konnte er doch den Schein des Sieges vielleicht noch retten. Am Morgen hatte er, um über die Stärke seines Heeres zu täuschen, schon dasselbe in langer Linie am Saume des Waldes aufgestellt. Der König, der seine günstige Position nicht verlassen mochte, forderte ihn durch ein vierstündiges Geschützfeuer zum Kampfe heraus, jedoch vergebens. Er hatte so großen Verlust gehabt, daß er es für bedenklich hielt, den Gegner zum Kampfe zu zwingen.

Noch am Morgen erschien vom Feldmarschall von Fermor ein Parlamentair, der um einige Tage Waffenstillstand bat. Diesen gewährte Friedrich nicht, zu Folge dessen die Russen noch am Abend den Rückzug antraten.

Die Behauptung Fermor's die Schlacht gewonnen zu haben, wurde dadurch schlagend genug widerlegt. Friedrich folgte den zurückweichenden

Russen bis Landsberg, und da ihm nun die Kunde zuging, daß die zweite russische Armee unter dem General von Romanzow sich ebenfalls in Rückzug gesetzt habe, so traf er Anstalten zu seiner Rückkehr nach dem schlesischen Kriegsschauplatze.

Als Curiosität ist zu erwähnen, daß der König persönlich hier von schwerem russischen Geschütz beschossen wurde. Er war nämlich mit seinem Adjutanten zu weit vorgegangen. Zum Glück trafen die Zwölfpfünder so leicht nicht als die Büchsen der Schützen.

Selten hatte eine Schlacht Scenen so eigenthümlicher und widerwärtiger Art hervorgerufen als die von Zorndorf. Zum ersten Male war dem Könige die Aufgabe zu Theil geworden, sich mit einer betrunkenen Armee zu schlagen und er hatte erkennen müssen, daß die durch Branntwein künstlich erregte Bravour, doch immer eine Bravour ist. Später hat Friedrich selbst ein Mal von diesem künstlichen Bravourmittel bei seinen entmuthigten Soldaten Gebrauch machen lassen.

Die Rohheit der Russen hatte sich vielfach in empörender Weise kundgegeben, und es war nicht eben ein wesentlicher Unterschied zwischen den Offizieren und gemeinen Mannschaften zu finden gewesen. Ein Haufe von russischen Gefangenen erregte durch seine verthierten Gesichter und jämmerliche Bekleidung seinen Abscheu.

Als man dem König meldete, daß die irregulaire Reiterei der Russen, Kalmücken und Kosaken sich damit beschäftige, auf vereinsamten Stellen des Schlachtfeldes die Todten zu plündern und die Verwundeten zu ermorden, um auch sie noch plündern zu können, gab er Befehl, diese Räuber niederzumetzeln und ihnen keinen Pardon zu geben. Gegen Tausend derselben ließ er in dem brennenden Quartschen umkommen, indem er sie durch Kartätschen hinderte, die Brandstätte zu verlassen, und überhaupt behandelte Friedrich die Russen, die in seine Gewalt kamen, mit derjenigen Härte, deren sie sich durch ihr schlechtes Treiben werth gemacht hatten. Einen Offizier, Namens Lüders, der seine Mitgefangenen zu einer Revolte beredete, ließ er rädern und die fünf in der Schlacht gefangenen russischen Generale in die küstriner Kasematten sperren.

Der Verlust der Preußen bei Zorndorf betrug außer 324 Offizieren 11,061 Mann und 26 neue Kanonen, deren Zurückeroberung nicht möglich war, weil die Russen sie so schnell als möglich hatten abfahren lassen, um sie als Siegestrophäen nach Petersburg zu senden. Bei weitem größer war der russische Verlust. Er betrug 5 Generale, 936 niedrigere Offiziere und 20,591 Mann.

Da es beschlossen gewesen war, die Russen gleich Mordbrennern zu

behandeln, ihnen also keinen Pardon zu geben, so war die Zahl der Gefangenen sehr gering, nämlich 60 Offiziere und 1200 Gemeine. An Trophäen und Beute hatten die Preußen gewonnen 27 Fahnen und Standarten, 103 Kanonen und die ganze russische Kriegscasse im Betrage von 858,000 Rubeln.

So angenehm auch dem Könige diese Beute war, so gewährte sie doch bei weitem nicht Ersatz für den unermeßlichen Schaden, den die Russen allenthalben angerichtet, wo ihr Fuß preußisches Gebiet berührt hatte. Nur das Corps des Generals von Romanzow verdiente den Vorwurf vandalischer Zügellosigkeit nicht, oder in nur geringerem Maße.

Die Ehre des Sieges erkannte Friedrich seinem General Seidlitz zu. In der That hatte dieser mit seiner Cavalerie Unglaubliches geleistet und bei jedem Wechselfalle den Kampf zu Friedrich's Gunsten gewendet. Er war auf allen Puncten des Schlachtfeldes thätig gewesen und überall zur rechten Zeit und mit der rechten Kraft erschienen, wo Hilfe noth that. Dagegen war der König mit den Truppen des Generals von Dohna im höchsten Maße unzufrieden. Viele ihrer Offiziere, darunter drei Generale (Rauter, Below und von Ruesch), entließ er und Graf Dohna konnte bei ihm nie die frühere Gunst wieder erlangen.

Die Schlacht von Zorndorf war als das Ende des russischen Feldzugs zu betrachten. Unmöglich konnten die Russen einen zweiten solchen Schlag risciren. Ihr Zustand war jetzt schon schlecht. Eine Flucht in noch schlimmerem Zustande würde bei der großen Entfernung von ihren Grenzen und bei der gänzlichen Verödung der von ihnen durchzogenen Gegenden ihre Vernichtung bewirkt haben.

Es blieb ihnen daher nichts übrig als die Heimkehr, auf die sie sich sofort auch ernstlich begaben. Nur an der Ostsee divertirte sich ein Detachement noch eine kurze Zeit mit einer müßigen Belagerung von Kolberg, um in gefahrloser Weise den Schein zu geben, daß das russische Heer auf dem Kriegstheater noch thätig sei.

Mit dem Schicksale der Russen war auch der Feldzug der Schweden entschieden. An ein Vorwärtsgehen nicht mehr zu denken. Sie hatten zu fürchten, daß Graf Dohna jetzt nachdrücklicher gegen sie auftreten werde, und als er dies später wirklich beabsichtigte, verließen sie eilig genug Demin und Anklam, scheu zurückweichend nach der Ostsee und sich bewußt, in diesem Feldzug (1758) eben so wenig geleistet zu haben, als in den früheren.

30.

Der Ueberfall von Hochkirch.

Der Bruch des berliner und dresdener Friedens war außerhalb des wiener Cabinets wohl nirgends unrichtig beurtheilt worden, selbst da nicht, wo das kühne schnelle Verfahren Friedrich's Tadel erfuhr. Das Bündniß des Kaiserhauses mit fremden Mächten gegen Preußen und das Hereinziehen schwedischer, französischer und russischer Schaaren auf den Boden des deutschen Vaterlandes, die Berufung dieser Fremdlinge zur Schlichtung von deutschen Streitigkeiten, die das Kaiserhaus doch selbst angestiftet hatte (denn die Lage der Dinge war vor dem siebenjährigen Kriege anders als vor dem ersten schlesischen Kriege), alles das fand seine richtige Beurtheilung bei den Völkern, und nicht bloß bei denen, die zu Preußen standen, sondern auch bei denen, die Oesterreich's Banner folgten.

Die Meinung der Völker war gänzlich von der ihrer Fürsten verschieden, und da wo diese wider ihren Willen dem Willen der Fürsten sich fügen mußten, charakterisirte nur eben die Omnipotenz der Willkür ihre Zeit. Die Meinung der Völker sprach entschieden gegen den Kaiserthron, nannte ihn undeutsch und bezüchtigte ihn des Verraths am Reiche und an sich selbst. Man wünschte ihm Niederlage auf Niederlage, als ob er keines Sieges, als ob er selbst des Bestehens nicht werth wäre.

So war der Stand der öffentlichen Meinung in Bezug auf Oesterreich. Er wurde aber jetzt viel schlimmer, als die Kunde von dem scheußlichen Hausen der Russen sich verbreitete. Auch diese dem deutschen Reiche angethane Schmach war die Schuld des Kaiserhauses, und die öffentliche Meinung erklärte sich allenthalben so laut darüber, daß mehre süddeutsche Fürsten, um Revolten vorzubeugen, es für nothwendig hielten, bei schwerer Strafe Schweigen zu gebieten.

Am Hofe Maria Theresia's war man wohl unterrichtet, aber viel zu stolz, der öffentlichen Meinung die geringste Beachtung zu zollen, und jetzt wissen wir, daß es mit dem selbstverschuldeten Verluste dieser mächtigen Stütze seine Stellung in Deutschland gänzlich verloren hat und auf die dürftige Hoheit einer zweifelhaften Slawenherrschaft herabgesunken ist.

Nirgends durfte die öffentliche Meinung so frei und ohne Scheu ihr Urtheil aussprechen als in England, wo das germanische Gefühl so unverfälscht lebte als in Deutschland. Da das Urtheil aber zwischen zwei streitenden Parteien zu entscheiden hatte, so war es natürlich, daß es sich in

gleichem Maße der einen zu-, als von der anderen abwandte. Oesterreich war verurtheilt, Preußen erhoben. Im Kaiserhause sah man den Feind der deutschen Freiheit und Nationalität, in Preußen den Schirm und Schutz dieser großen Kleinodien, und in Friedrich dem Großen den Retter des Deutschthums und Reichs, welches man leider in der Hand des Kaiserhauses hatte zu Grunde gehen sehen.

Darum wurden die Siege Friedrich's, wie jetzt der bei Zorndorf, als Nationalfeste mit Illuminationen, Feuerwerken, Aufzügen und gottesdienstlichen Freudenopfern gefeiert, und Sympathie erwachte selbst da, wo bis jetzt starre Theilnahmlosigkeit geherrscht hatte.

In Frankreich war das Volk preußischer als französisch. Man feierte Friedrich als einen seinen moralischen und nationalen Pflichten mit Charakter und Genialität folgenden Fürsten, während man den eigenen König verachtete. Tausende von Liedern verherrlichten ihn. Sein Bild hing in den Zimmern der französischen Bauern und Staatsbeamteten. Die Schaubühnen personifizirten in ihm die Erhabenheit und Größe. Er war der Gegenstand der Dichter und Componisten und in Gesellschaften langweilte jeder Name außer dem seinigen.

So war es auch in anderen Ländern, namentlich aber der Schweiz, wo das Gefühl für das alte deutsche Stammland ohnehin noch so glühend war. Die Schweiz, das erste und herrlichste der Länder, deren Verlust das deutsche Reich durch Habsburgs Herrschgier erlitten hatte, die Schweiz, im Gedächtnisse der Ungebührnisse, die sie einst erfahren, jeder Alleinherrschaft abgeneigt, feierte den König Friedrich, und zwar nicht bloß als wundersamen Helden, sondern als den Befreier des deutschen Reichs, für dessen Unterdrücker sie jetzt wie früher den habsburg'schen Kaiserstamm hielt. Gleichzeitige Geschichtschreiber berichten: „in der Schweiz habe man das republikanische Blut verloren; denn alles sei preußisch geworden“ — und: „man findet hier Niemand, der nicht im Ruhme des großen Friedrich mit Selbstgefühl seine preußische Gesinnung ausspräche und an die deutsche Sache eine gute Hoffnung knüpfte.“

Von der Schweiz aus erhielt die Sympathie der deutschen Südstaaten immer neue Befeuerung, so daß es den Fürsten alle Mühe kostete die öffentlichen Kundgebungen der Freude über Preußens Siege nieder zu halten. Der französische General Graf St. Germain schrieb an seinen Hof: „man irrt sehr, wenn man glaubt, der König von Preußen sei im deutschen Reiche gehaßt. Daran fehlt viel, und selbst in Sachsen hat er wenigstens eben so viel Anhänger als Gegner.“

Wenn aber in einem Lande, welches unter der Noth der Umstände so

viel von ihm leiden mußte, eine so starke Vertretung seine Sache war, wie viel mehr da, wo man von seinen persönlichen Maßnahmen nichts zu leiden hatte.

Da Friedrich von seiner Politik jede Verletzung des deutschen Nationalgefühls fern hielt, so galt seine Sache für moralisch, für edel und groß, für eine echte Nationalsache, und darum fand sie Theilnahme bei den Völkern aller deutschen Länder. Das war Friedrich's bester Alliirter in diesem schweren Kriege, und wer weiß, ob er ihn bei all' seinen großen Eigenschaften ohne diesen Alliirten siegreich vollendet hätte. Denn die Gunst der öffentlichen Meinung gab ihm nicht nur immer neuen Muth, sondern führte ihm oft auch Mittel und Vortheile zu, die er gar nicht erwartet hatte, vor allem aber den entscheidenden großen Vortheil, daß die natürliche Ungunst der öffentlichen Meinung für die Gegenpartei diese in allen ihren Unternehmungen hemmte und ihre kriegerischen Schritte scheu und unsicher machte.

Die Sympathie aber, welche Friedrich seinem Preußen jetzt erwarb, war für die Zukunft von noch viel größerer Wichtigkeit. Die Völker hatten in Preußen den mächtigen Arm kennen gelernt, welcher dem Kaiserhause, das mit seiner Vielherrschaft das Deutschthum bedrohete, Trotz zu bieten vermochte. Man hatte in ihm auch den Geist kennen gelernt, der die Loosung des Deutschthums zu der seinigen gemacht hatte. Unter allen Staaten Deutschland's erkannte man Preußen jetzt den Vortritt zu, und wo der Wunsch ein einheitliches und echt nationales Deutschland hergestellt zu sehen sich regte, da mußte der Blick sich vertrauend auf Preußen richten, nie aber auf Oesterreich, das sich längst als Feind eines solchen girirt hatte.

Aber in Preußen selbst auch wurde nun das Bewußtsein seiner deutschen Mission lebendiger. An seinem Ohr ging der Ruhm, der Hort des Deutschthums zu sein, nicht spurlos vorüber, seinem Fürstenstamme wurde nun seine Aufgabe klarer, und die Geschichte sieht ihn von da ab unermüdet dieser Aufgabe Opfer bringen. Friedrich aber, der die Aufgabe seines Hauses desto mehr verstand, je näher er das Kaiserhaus dem physischen und sittlichen Verfalle sah, mußte es für seine eigene und besondere Aufgabe halten, diesen schweren Krieg siegreich zu bestehen, denn dieser Krieg war die Prüfung seines Hauses, von deren Bestehen der große Beruf desselben abhing.

Friedrich's Sieg bei Zorndorf, oder vielmehr der Rückzug der Russen nach ihren Grenzen, war ein Strich durch die Rechnung des wiener Cabinetes und durch den Kriegsplan, den der kaiserliche Hofkriegsrath mit außerordentlichem Scharfsinn entworfen zu haben meinte. Derselbe bestand ungefähr in Folgendem: Die Reichsarmee, auf 50,000 Mann verstärkt, sollte unter ihrem Prinzen von Pfalz-Zweibrücken mit Deckung Böhmens nach

Sachsen operiren, Daun mit den Oesterreichern mit Abschneidung Schlesiens durch die Lausitz nordwärts und Fermor mit den Russen aus der preußischen Neumark südwärts gehen, so daß das preußische Heer auf dem Rendevous=platze der drei gegnerischen Heere erdrückt würde.

Dem Hofkriegsrath mochte es geschienen haben, als gelte es, einen Sperling mit den Händen zu fangen. So alt seine Bekanntschaft auch mit dem Könige war, kannte er doch diesen Helden noch nicht, den nicht einmal ein eigener Fehler, viel weniger der Verstand von Alltagsmenschen in Verlegenheit setzte. Wie er jenen Plan durch seinen Sieg bei Zorndorf und die Zurücktreibung der Russen durchstrichen, wissen wir; doch ist es erforderlich nachzutragen, wie sich in dem österreichischen Plane die Verhältnisse bis zur zorndorfer Schlacht entwickelt hatten.

Kaum hatte Prinz Heinrich von Preußen, der das zur Sicherung Sachsens in Sachsen zurückgelassene preußische Corps befehligte, erfahren, daß der Prinz von Zweibrücken Befehl erhalten habe, nach Sachsen so zu operiren, daß er dem Prinzen Heinrich von dem zu jener Zeit in Mähren befindlichen Könige abschneide, als Heinrich gegen denselben rückte, um ihn in unfertigem Stande zu überraschen oder seine Operationen doch möglichst aufzuhalten. Der Ueberfall von Hof und die Erbeutung der Waffenvorräthe des Reichsheeres in Suhl waren der erste Gewinn seines Zuges. Doch konnte er nicht hindern, daß der Prinz Zweibrücken die Generale Macquire und Dombasle an sich zog und nun in einer Stärke von über 40,000 Mann seinen Marsch nach Sachsen fortsetzte. Wohl aber bereitete er denselben durch seine Stellungen eine Menge Marschverzögerungen, und mehr in der That konnte er mit der unbedeutenden Macht, von noch nicht 20,000 Mann, über die er verfügte, nicht beabsichtigen. Er hatte Zweibrücken bis in den Juli fatigirt und durch einen höchst geschickt geführten kleinen Krieg beschädigt. In diesem Monate indessen, als Zweibrücken abermals eine beträchtliche österreichische Verstärkung unter dem General Hadik erhalten, schlug Prinz Heinrich bei Gamig zu Deckung Dresdens und Sicherung eines Elbübergangs ein festes Lager, entschlossen, hier Widerstand zu leisten.

Schon jetzt wurde der kaiserliche Hofkriegsrath irre an seinem Plane. Er meinte es müsse vorläufig befriedigen, einen Theil der feindlichen Macht wegzunehmen, da man den Sieg so gut wie schon in der Hand habe; denn das Corps des Prinzen Heinrich hielt man für ganz sicher verloren. War das vernichtet, so konnte man ja um so sicherer gegen den König marschiren und den Hauptplan ausführen.

Die Sache hatte in der That einen guten Schein. Genug, der Feldmarschall Daun erhielt den Befehl auf Dresden zu gehen und die Weg=

nahme der preußischen Armee unter dem Prinzen Heinrich zu beschleunigen. Der Hofkriegsrath combinirte in der That nicht unrichtig; doch hatte er Daun's übertriebene Vorsicht nicht in Anschlag gebracht. Dieser Feldherr hielt es, um das kleine Corps Heinrich's zu überwältigen, für durchaus nöthig, vor dem Könige gesichert zu sein; und obschon er wußte, daß dieser von den Russen genügend engagirt sei, detachirte er doch mit größter Umständlichkeit noch ein 7000 Mann starkes Corps unter dem General Laudon gegen denselben an die Oder, welches ihn aufhalten sollte, im Falle er gegen Erwarten sich auf den Rückmarsch nach Sachsen werfen wollte.

Um ja aber seiner Sache gewiß zu sein, schrieb der kaiserliche Feldmarschall noch einen Brief an den Grafen Fermor, der Folgendes enthielt: „Der Graf Fermor, wie stark auch seine russische Armee sei, solle ja die äußerste Vorsicht nicht aus den Augen setzen, denn der König von Preußen sei ein schlauer Feind, den man gründlich kennen müsse, um ihn zu besiegen. Er (Daun) gebe den Rath, der Graf Fermor halte den König fest, ohne eine Schlacht zu wagen, und zögere alles hin, bis er (Daun) in Sachsen mit dem Prinzen Heinrich fertig sei und ihm (dem Grafen Fermor) zu Hilfe kommen könne.“ Dieser Brief war aufgefangen und dem Könige übergeben worden, der ihn nach wenigen Tagen in sehr eigenthümlicher Weise an Statt Fermor's beantwortete.

Nachdem Daun so jeder Vorsicht Rechnung getragen, verließ er die Lausitz und zog vor Dresden, wo er in der Mitte Augusts, also lange vor der Schlacht bei Zorndorf, Stellung nahm. Hier lauschte er lange müßig den Waffenklängen aus der Neumark, beobachtete die nutzlose Belagerung des Sonnensteins durch die Reichstruppen unter dem Grafen Macquire, und erschrak nicht wenig, als er erfuhr, daß König Friedrich am 25. August die Russen bei Zorndorf geschlagen und diese auf den Rückzug gebracht habe. Die beste Bestätigung aber erhielt er durch König Friedrich's eigenhändige Antwort auf seinen an den Grafen Fermor gerichteten Brief. Dieselbe lautete: „Sie haben nicht Unrecht gehabt, als Sie den Grafen Fermor vor mir als vor einem schlauen Feinde gewarnt haben; denn er hat Stich gehalten: und ist geschlagen worden.“

Somit war der Hauptplan des österreichischen Hofkriegsraths zerstört worden durch Friedrich's Raschheit und Bravour; aber das Corps Heinrich's zu vernichten war noch genügende Zeit, wenn Feldmarschall Daun von seiner beliebten Methode, lange zu überlegen und nichts zu beschließen, abgehen wollte. Daß er mit einem raschen Gegner zu thun hatte, der ihm große Fristen nicht gab, wußte er ja. Er wußte auch, daß der König bereits

Truppenmassen zu Heinrich's Hilfe in Bewegung gesetzt hatte und er selbst sicher nicht allzulange auf sich warten lassen werde.

Der König hatte nicht gezögert den General von Retzow gegen Laudon zu detachiren, der mit seinen Panduren und Croaten unter eben so grausamen und räuberischen Unregelmäßigkeiten, wie die Russen sie begangen hatten, bis zur Oder vorgedrungen war und das nur mit 50 Invaliden besetzte Fort Peiz genommen hatte. Laudon hatte vielleicht gehofft, daß der König Wochen lang die Russen verfolgen werde, und war kurz nach der Schlacht viel mehr noch verwundert, als ihm plötzlich bei dem Städtchen Beeskow ein preußisches Corps unter dem Oberbefehle des Prinzen Franz von Braunschweig entgegen trat.

So tüchtig Laudon auch bei Streifzügen und Ueberfällen war, fehlte ihm doch der Muth zum offenen Kampfe ebenso wie seinem größeren Collegen Daun. Allerdings gebot hier auch die Klugheit den Kampf abzuweisen, da er nach der Wendung bei Zorndorf nicht wissen konnte, wie stark die von der Oder herkommende feindliche Macht gegen ihn auftreten werde. Er ging daher auf Lübben zurück, und als er nun erfuhr, daß das preußische Corps des Feldmarschalls Keith unter dem Befehle des Markgrafen Karl von Schlesien her in Eilmärschen gegen Sachsen ziehe, ihn also von der daun'schen Armee abzuschneiden drohe, so mußte er schleunigst seinen Rückzug fortsetzen, wenn er nicht das Opfer einer gleichen Combination werden wollte, wie sie planmäßig erst gegen das preußische Hauptheer und nun gegen das des Prinzen Heinrich betrieben wurde.

Jede Nachricht, welche Daun erhielt, erfüllte ihn mit Schrecken. Erst die Niederlage der Russen bei Zorndorf, dann die Zurückdrängung Laudons durch den Prinzen Franz von Braunschweig, dann wieder der fliegende Heranmarsch des keith'schen Corps aus Schlesien, und selbst die Nachricht, daß der König Friedrich die Verfolgung der Russen einem Theile seiner Cavalerie übergeben habe, selbst aber sich auf den Marsch nach Dresden gewendet habe. Und doch war zur Vernichtung des Prinzen noch genügende Zeit, wenn nur der Muth dazu nicht fehlte.

Da schien es, als gewinne Daun doch schließlich den Entschluß. Das Reichsheer eroberte am 5. September den Sonnenstein. So ruhmlos auch diese That war, war sie doch für Daun ein Sporn. Er wollte nun zwischen Pirna und Dresden über die Elbe gehen und die Armee des Prinzen Heinrich im Rücken angreifen, während zugleich das hadik'sche Corps sie in der rechten Flanke, die von ihrem Sonnenstein ganz siegestrunkenen Reichsvölker sie aber in der Fronte faßten.

So meisterhaft sich auch Prinz Heinrich zwischen Maxen und Gamig

gelagert, wäre es ihm doch schwer geworden einen solchen dreifachen Angriff zu bestehen, wenn er mit Bravour ausgeführt wurde. Er vertrauete der Schnelligkeit seines großen Bruders und der Langsamkeit der Feinde: und hatte sich nicht verechnet.

Graf Daun, den nichts hinderte, sogleich zum Angriffe zu schreiten, beschloß, erst am 11. September, also nach sechs Tagen über die Elbe zu gehen. Unterdessen freilich mußten die königlichen Heere herankommen, und als nach diesem argen Zögern der Herr Feldmarschall Daun nun am 10. September vom General Laudon die Meldung erhielt, daß der König Friedrich und sein keith'sches Corps am Tage vorher bereits Groß-Dobritz bei Großenhain erreicht und sich vereinigt haben, so ist er voll Staunens, beruft einen großen Kriegsrath, an welchem selbst die fremden Kriegscommissaire Theil nehmen müssen, und fragt: „was nun bei einer so höchst unerwarteten Gestaltung der Dinge wohl zu thun sei?" Da rathet der Graf von Montazet, sofort den Prinzen Heinrich anzugreifen, zu vernichten und dann Stellung gegen den König zu nehmen, der ja noch Meilen weit entfernt sei und die Ausführung dieses Planes mit nichts hindern könne.

Aber zu solcher Kühnheit vermochte sich Daun nicht aufzuschwingen. Er meinte, wenn er ein Mal mit seinem Heere über die Elbe sei, so müsse er auch dem Könige Stich halten, und das sei eine bedenkliche Sache wie das Schicksal der Russen bei Zorndorf bewiesen habe. Zwischen Entschluß und Bedenken fort und fort schwankend, ließ Daun die nächsten zwei Tage thatlos vorübergehen, und nun stand König Friedrich am 13. September plötzlich dicht vor ihm auf den Höhen zwischen Dresden und Stolpen, hinter welchem letzteren Orte Daun in einer unangreifbaren Stellung hinter Felsenwällen sich befand.

Jetzt freilich war den Oesterreichern Schach geboten und Prinz Heinrich aus der Gefahr gezogen. Als nun Keith am 13. bei Schönfeld unfern Dresden wieder mit dem Könige zusammentraf und dessen kleines Heer, welches beim Abmarsch aus der Neumark nur 14,000 Mann betragen hatte, verstärkte, sah es Friedrich auf eine Schlacht ab. Um vor einer Diversion sicher zu sein, ließ er zunächst nun seinen General von Retzow das laudon'sche Corps am 16. September in das daun'sche Lager treiben, wobei die Oesterreicher eine beträchtliche Anzahl von Menschen verloren. Es war dabei der zweite Zweck erreicht, den Verbindungsweg nach Schlesien zu öffnen.

Um nun Daun eine Schlacht zu liefern, woran dem Könige allzuviel lag, war es nöthig, ihn aus seinem festen Lager bei Stolpen heraus zu locken. Friedrich bot alles, aber alles vergebens auf, seinen Zweck zu erreichen. Daun befand sich allzu sicher hinter seinen stolpener Felsen und

ungewisses Schlachtenglück konnte ihn nicht bewegen, dafür die Sicherheit des festen Lagers aufzugeben, bei der er auf keinen Fall einen Verlust seines Feldherrnglanzes zu fürchten hatte.

Aber Daun hegte noch ein anderes Bedenken. Seit Anfang August hatte er die schlesischen Festungen Neiße und Kosel belagern lassen. Noch waren sie nicht gefallen, und es lag ihm daran, ihren Fall abzuwarten und wenigstens den König bis zu demselben hier aufzuhalten. Freilich konnte der König unmöglich nach Schlesien eilen und ihn hier vor dem Lager seines Bruders Heinrich stehen lassen. Es galt daher, den Feldmarschall durch Besorgniß für seine großen Magazine in der Lausitz zu täuschen, und dies that Friedrich sowohl durch Scheindetachirungen als durch eine Stellung, welche Daun's Verbindungsweg nach der Lausitz in Gefahr setzte.

Er erreichte seinen Zweck vollständig. Daun, schon in der größten Besorgniß von der Lausitz abgeschnitten zu werden, hebt in der Nacht des 5. Octobers mit Geräuschlosigkeit sein Lager bei Stolpen auf, eilt in einem Zuge bis Löbau, und freut sich nun, eine seine Magazine deckende und ebenfalls unangreifbare Stellung zwischen Weißenberg und Hochkirch zu gewinnen, aus der er seiner Belagerungsarmee von Neiße und Kosel noch besseren Schutz gewährt.

König Friedrich hatte nicht so bald das Nest des Feindes leer erblickt, als er schon wußte, wohin der schlaue Vogel geflogen war. Er säumte nicht nachzueilen und erreichte ihn bereits nach zwei Tagen. Am 10. October lagerte er sich fast unmittelbar neben Daun mit einer Kühnheit, die des Königs Generale eben so mißbilligten als der Feind sie anstaunte. Das preußische Heer nahm nämlich Lager zwischen Hochkirch und Rodewitz. Seine Entfernung von dem österreichischen Lager betrug kaum einen Kanonenschuß. Dabei hatten die Oesterreicher die beherrschenden Höhen inne. Zwischen beiden Lagern waren Schluchten und Hohlwege die einzigen Hindernisse. Es war als habe Friedrich, der die Satyre so sehr liebte, in der Wahl dieses Lagers einen Spott auf Daun's fast lächerliche Angriffsschen ausdrücken wollen. Aber er dachte wohl nicht daran, daß der gereizte Träumer leicht ein nüchterner Rächer wird.

Als Friedrich dieses Lager abstecken lassen wollte, weigerten sich die damit beauftragten Offiziere es zu thun, und erst sein entschiedenster Befehl konnte sie dazu bewegen. Als der alte Feldmarschall Keith am 11. October in das Lager kam, sagte er zum König: „Die Oesterreicher müssen gehängt werden, wenn sie uns hier in Ruhe lassen," und der König erwiderte: „Lassen Sie gut sein, die fürchten sich vor uns mehr als vor dem Galgen."

Daun's bisheriges Verhalten berechtigte freilich den König zu dieser

erniedrigenden Meinung. Aber bei der Unentschlossenheit pflegt sich immer auch Tücke zu finden, und wenn von Daun gesagt worden war, daß er zu den Fischern gehöre, die das trübe Wasser lieben, so war wohl zu erwägen, daß ihm hier für einen tückischen Anschlag die allervortrefflichste Gelegenheit gegeben war. Das erwog eben der so zur Offenheit geneigte König nicht, ja er ließ sich selbst durch Daun's ängstliche Verschanzung täuschen und meinte, der Mann sei um nichts so sehr besorgt, als selbst überfallen zu werden, und nur darum umgebe er sich mit Schanzen und Verhauen.

Wenn aber auch den Feldmarschall Daun eigener Trieb nicht bewogen haben würde, hier etwas zu unternehmen, so nöthigten ihn die drängenden Bemerkungen seiner Generale dazu. Man sagte ihm, das ganze kaiserliche Offiziercorps verdiene gehängt zu werden, wenn man den Preußen diese beispiellose Dreistigkeit ungestraft hingehen lasse. Man hatte natürlich nicht sagen können: „der Feldmarschall verdiene in solchem Falle gehängt zu werden;“ aber Daun wußte, daß es so zu verstehen war, und er fühlte doch wohl, daß er durch sein Verhalten vor dem Lager des Prinzen Heinrich in Sachsen nur Unwillen in Wien erregt haben könne, den zu beseitigen die höchste Zeit sei. Hier war Gelegenheit zu einem nächtlichen Ueberfalle gegeben, wie sie so leicht nicht wiederkehrte. Ein Heer im Schlafe zu überfallen bot ohnehin diejenige Siegesgewißheit, die sich Graf Daun allenthalben wünschte und — genug er war entschlossen, hier als nächtlicher Sieger zu glänzen.

Das österreichische Heer stand von Süd nach Nord, mit dem linken Flügel auf dem hohen sogenannten hochkirchner Berge, mit dem Centrum auf dem Spittel-, und mit dem rechten Flügel auf dem Stromberge. Alle Höhen, welche es inne hatte, waren so beträchtlich, daß sie die ganze Umgegend beherrschten.

Dieselben waren von Daun auf's Stärkste mit Artillerie besetzt, besonders aber der hochkirchner Berg und der Stromberg. Vor den Fronten des Heeres lagen Schluchten, und eine feuchte von wenigen Hügeln unterbrochene Niederungsebene, welche das löbauer Wasser bis zu seiner westlichen Wendung bei Neckern nördlich durchströmt. Ueberall, wo die natürliche Deckung mangelhaft war, ließ Daun Verhaue anbringen, auf dem hochkirchener Bergrücken aber Wege durch den Wald schlagen, weil er hier den Hauptangriff gegen die rechte Flanke des preußischen Lagers zu dirigiren beabsichtigte.

Das preußische Heer stand dem österreichischen parallel, jedoch bedeutend überflügelt, da es nur halb so stark war. Die Preußen zählten 42,000, die Oesterreicher 84,000 Mann. Der Hauptpunct des rechten Flügels war das Dorf Hochkirch. Es liegt auf beträchtlicher Bergeshöhe überragt von

seinem Gottesacker, der vorzugsweise stark besetzt war. Ein und ein halbes Regiment Infanterie lagerte außerhalb des Dorfes am Berghange in Flankenstellung, gegen das im Süden liegende Gebirge und das Dorf Wuischke gekehrt. Den rechten Flügel dieser Flankenstellung bildeten zehn Schwadronen Reiterei unter dem General Ziethen. Der übrige Theil des Heeres zog sich über Wowitz, Rodewitz nach Neckern. In dieser Stellung waren Kuppritz und Niethen vorgeschobene schwach besetzte Puncte. Die Batterien waren auf die wichtigsten Puncte vertheilt, die bei Hochkirch von besonderer Stärke. Das Corps des Generals von Retzow befand sich in gesonderter Stellung bei Weißenberg, die rechte Flanke der Oesterreicher bedrohend. Die Cavalerie von Seidlitz stand im Rücken des Lagers.

Ohne Frage befand sich Friedrich gegen seine Gegner in großen Nachtheilen. Nicht nur war das preußische Lager überall angreifbar, während das österreichische nicht nur durch Verhaue und Schanzen, sondern auch durch seine beträchtlichen Höhen geschützt war, sondern es lag auch so, daß Daun alle Bewegungen der Preußen beobachten konnte, während sein Heer hinter Wäldern Friedrich's Auge ganz entzogen war und dieser sich daher auf Mittheilungen verlassen mußte.

Letzteres wurde ihm sehr nachtheilig. Bei der österreichischen Armee befand sich nämlich ein Major, Namens Schollner, der ihm als Spion diente. Dies war entdeckt worden, und Daun zwang nun diesen Spion dem Könige die falsche Nachricht zu geben, daß der Feldmarschall um nichts so große Sorge trage, als unbeschädigt nach Böhmen zu entkommen.

Diese Nachricht stand in zu gutem Einklang mit Daun's Charakter, daß Friedrich sie nicht hätte glauben sollen, und leider verließ er sich so fest auf dieselbe, daß er nach Sonnenuntergang die Pferde des Trains und der Cavalerie absatteln und die Mannschaften sich entkleidet zur Ruhe legen ließ. Mit Ausnahme der in dem strengen Vorpostendienste enthaltenen Vorsicht, setzte er jeden andern bei Seite, weil er seine Truppen nicht unnütz anstrengen wollte.

Nur der General Ziethen trug größerer Vorsicht Rechnung. Die Pferde seiner zehn Schwadronen durften nicht abgesattelt werden und die Mannschaften mußten angekleidet und bewaffnet schlafen.

Als am 13. October völliges Abenddunkel eingetreten war, begann Daun seine Anstalten. Die Fortificatiosarbeiten mußten zum Schein so laut als möglich fortgesetzt werden, namentlich das Holzfällen für die Verhaue, damit dadurch das Geräusch der Truppenbewegungen verborgen werde. Zunächst setzte sich die Cavalerie unter den Generalen Laudon und O'Donell südwärts in Bewegung, ging auf den durch den Wald geschlagenen Wegen

über das hochkirchener Gebirge, stieg vor Mitternacht von demselben nieder und so stand nach Mitternacht Laudon vor Meschwitz, O'Donell vor Soritz.

Auf demselben Wege folgte nun Daun mit 46 Bataillonen und 16 Schwadronen in drei Colonnen. Um vier Uhr war er vom Gebirge herabgestiegen und führte seine drei Colonnen direct auf Hochkirch. Hinter den Dörfern Wuischke und Sornsig ordnete er nochmals die Truppen zum sturmmäßigen Angriffe.

Die Nachtfinsterniß, durch den Nebel vergrößert, hatte bisher die preußischen Vorposten an der geringsten Wahrnehmung gehindert und jetzt, als es eben fünf an der hochkirchener Thurmuhr schlug, stand der Feind plötzlich vor ihnen, so daß sie kaum noch Zeit hatten Signalschüsse abzufeuern. Kaum ereilten sie die Feldwachen, und ehe diese den Ruf zu den Waffen weiter geben konnten, sahen sie sich in den ungestümsten Kampf verwickelt.

Indessen war der Waffenlärmen schon im Lager derjenigen Truppen vernommen worden, welche zur Deckung der Flanke des Lagers am Fuße der hochkirchener Höhen aufgestellt waren. Der Ruf zu den Waffen lief mit Blitzesschnelligkeit durch die Zeltgassen, und nie mochten die Mannschaften so schnell ermuntert worden sein; aber doch viel zu spät, da die Panduren Laudon's von Meschwitz her bereits eingedrungen waren und ihr Morden begannen, ehe nur an Widerstand gedacht werden konnte. Viele Soldaten wurden noch auf dem Lager, viele sogar noch im festen Schlafe überrascht. Da die dieser Infanterie beigegebene schwache Artillerie im Augenblicke des Ueberfalls von den Oesterreichern weggenommen worden war, konnte nun nicht ein Mal ein stärkeres Alarmsignal gegeben werden.

Inzwischen hatten sich doch die drei preußischen Bataillone gesammelt und wenigstens so weit fertig gemacht, daß sie von ihren Waffen Gebrauch machen konnten, wenn sie auch vielfach Tornister und selbst manches Kleidungsstück hatten im Stich lassen müssen. Dabei war ihnen die Raublust der Panduren, die diese länger als nöthig in den Zelten zurückhielt, von einigem Vortheil.

Einen bedauerlichen Irrthum verursachten aber die dichte Nachtfinsterniß und das täuschende Licht der überall aufblitzenden Gewehrschüsse. Die drei preußischen Bataillone hatten verschieden von einander etwas entfernte Sammelplätze. Indem sie nun zur Befreiung ihrer Feldwachen diese verließen, geriethen sie in falsche Richtungen und gegen einander. Erst im Faustkampfe erkannten sie sich an ihren Abzeichen als Soldaten einer und derselben Fahne; doch mancher Preuße war von preußischer Hand gefallen, ehe der unselige, wenn auch nur zehn Minuten lange Irrthum sich löste.

Als nun diese drei Bataillone zu der herzzerreißenden Erkenntniß ihres

Irrthums gelangt waren und nun sich anschickten, nach ihren Feldwachen vorzurücken, um diese zu befreien, mußten sie die schreckliche Erfahrung machen, daß die österreichischen Grenadiere, in ihren Rücken gedrungen, zwischen ihnen und Hochkirch Position hatten. Eben im Begriffe sich gegen dieselben zu wenden und sich durch dieselben zu schlagen, stürzten sich fünf österreichische Schwadronen mit größter Wucht heran.

So von beiden Seiten angegriffen und nur halb schlagfertig, selbst zum Theil noch nicht aus der ersten Verwirrung befreit, erlitten sie eine schreckliche, aber sehr natürliche Niederlage. Um nicht aufgerieben zu werden von der Uebermacht, mußte der Rest der drei Bataillone sich bald entschließen, sich durch die feindlichen Grenadire zu schlagen, um das Gros bei Hochkirch zu erreichen. Und diese That gelang, wenn auch mit schweren Opfern.

Aber schon war Hochkirch angegriffen, und die gräßlich zusammen geschmolzenen drei Bataillone mußten sogleich wieder in's Feuer treten, um den Feind nur so lange aufzuhalten, bis die nöthigsten Anordnungen im Lager getroffen sein würden.

Gleichzeitig war auch Ziethen's Cavalerielager bei Steindörfel von der österreichischen Cavalerie unter dem General O'Donell überfallen worden. Aber hier war man so ganz unvorbereitet nicht. Gleich nach dem ersten Angriffe saßen die Schwadronen im Sattel und empfingen den zweiten Angriff in guter Ordnung. Nachdem die Oesterreicher mehre Male zurück geworfen worden, zogen die ziethen'schen unbelästigt auf Hochkirch ab, wo, nach dem Donner der schweren Geschütze zu urtheilen, der Kampf auf's Furchtbarste wüthete.

Inzwischen hatten die Oesterreicher den Dorfberg von Hochkirch erstiegen und befanden sich nicht nur auf dem Plateau, sondern schon innerhalb der Walllinie des Lagers, wo sie im Sturmschritt, alles niederstoßend, vorwärts drangen, während ihre Artillerie, bei welcher sich jetzt schon eine starke Anzahl eroberter preußischer Geschütze befand, die Kugeln über sie hin auf Hochkirch und in die Zeltgassen des Lagers warf.

Die österreichische Artillerie war die dankenswerthe Weckerin der Preußen. Ihre Kugeln thaten wenig Schaden; ihr Donner aber war heilsam, und ohne denselben würde man in den entfernteren Theilen des Lagers noch lange ruhig fortgeschlafen haben. Daun's Absicht war freilich nicht, den Feinden mit seiner Artillerie wohlthätig zu sein.

Das Regiment, welches zuerst kampffertig dem Feinde entgegentrat, war das des Generals Forcade. Trabend ging es nach dem Platze der Gefahr ab. Es fand die Oesterreicher zwischen dem Rand des Plateaus und Hochkirch, von allen Seiten rasch gegen diesen Ort avancirend. Die

Reste jener drei preußischen Bataillone, die bis jetzt den Feind beschäftigt hatten, und deren Führer Plothow, Düringshofen, Benkendorf, genannt zu werden verdienen, schlossen sich nun dem Regiment Forcade an und gingen abermals in den Kampf, der jetzt für sie ein Rachekampf war.

Aber schon war der Kampf in geschlossenen Massen nicht möglich, da die Oesterreicher bereits zu weit eingedrungen waren. Das Regiment mußte in Compagnien und selbst in Züge aufgelöst werden. Aber selbst in dieser Weise war sein Angriff ein so gewaltiger, daß die Oesterreicher zurückgeworfen, ja, und nachdem sich die preußischen Massen wieder vereint hatten, in fürchterlichem Gemetzel den Hügelhang hinunter gestürzt wurden.

Ueberflüssiger Weise drangen die Preußen bis in das Thal nach. Allein die feindlichen Massen traten nun in gewaltigster Stärke auf. Zugleich entwickelte Laudon im Rücken von Steindörfel her die heftigsten Angriffe. Das hemmt das Regiment Forcade. Da beginnt plötzlich feindliches Geschütz auf die Flanke desselben vom Rande des Plateaus herab mit Kartätschen zu spielen.

Jetzt war die Rückbewegung nach den Plateau's gebieterisch geboten, da, wie aus allem hervorging, die Oesterreicher schon im Rückenterrain des preußischen Lagers operirten. Hier setzte Ziethen seine Angriffe fort, ohne jedoch das Vordringen der Uebermacht hindern zu können, die ihn immer zugleich auch in seiner Flanke erfaßte, wenn er zu einem ernsten Kampfe vorschritt.

Schon hatten gegen 30,000 Oesterreicher in Flanke und Rücken des preußischen Lagers Kampfterrain, und noch war zum Widerstande Niemand bei der Hand als die zehn ziethen'schen Schwadronen, das Regiment Forcade und jene drei bereits ganz zusammen geschmolzenen Bataillone. Der größte Nachtheil für die Preußen war daher die Wegnahme ihrer Flankenbatterien beim ersten Ueberfalle gewesen. Jetzt, wo die Oesterreicher von zwei Seiten in großen Massen auf die Hauptposition, das Dorf Hochkirch, losgingen, konnte man hoffen, daß die Hauptbatterie, welche sich hier befand, zur Action kommen werde.

Allein auch diese Hoffnung täuschte, denn bei der Verworrenheit des Kampfes würde die Batterie nicht weniger die Freunde als die Feinde niedergeschmettert haben, daher hatte sie, als sie kurz danach in Feindes Hand gerieth, kaum einige Schüsse gethan.

Während auf der Flankenseite Forcade in einem wahren Vernichtungskampfe Schritt für Schritt zurückging auf Hochkirch, trat auf der Rückenseite nur ein einziges Bataillon des Regiments Markgraf Karl zur Vertheidigung dieses Platzes dem Feinde entgegen. Was wollte ein einziges

Bataillon gegen so lawinenartige Massen, deren Kampflust durch die augenblickliche Schwäche des Gegners auf's Höchste gesteigert war? Das Bataillon schmolz schrecklich zusammen, und da sein Widerstand sich kaum für die ersten paar Angriffe fühlbar machen konnte, so erstiegen die Oesterreicher stürmend nun die große Batterie, deren Vertheidigung der Hauptzweck des Bataillons Markgraf Karl gewesen war.

Die Batterie hatte, wie erwähnt, kaum einige Schüsse gethan und bei der Art des Kampfes auch eine größere Action nicht entwickeln können. Doch fehlte noch jede Ordnung, die Artilleristen waren nur theilweise zur Stelle, da im Taumel des ersten Erwachens Viele in den Strudel anderer Waffen gerathen waren.

Daß Schlimmste jedoch war, daß die Infanteriedeckung noch fehlte. Auf diese Weise gingen die zahlreichen Geschütze fast ohne Kampf in Feindes Hand über, um alsbald gegen die eigenen Mannschaften ihr Feuer zu entladen.

Nun aber — es war halb sechs Uhr — erschienen auch andere Truppen auf dem Platze. Das Bataillon vom Regiment Markgraf Karl hatte sich, um nicht aufgerieben zu werden, in das Dorf geworfen und unterhielt hinter Mauern und Hecken ein geschwätziges Schützenfeuer, welches dem Feinde großen Schaden that. Ein zweites Bataillon desselben Regimentes hielt den hohen Kirchhof besetzt und entwickelte von da aus auf den Feind eine große Thätigkeit, die aber freilich durch die Finsterniß sehr am Erfolg gehindert wurde. Denn man mußte den Anschlag auf beträchtliche Entfernung nehmen, um nicht die eigenen Freunde zu treffen, und also gewisser Maßen auf gut Glück feuern. Manche Kugel ging da natürlich in's Blaue, am wenigsten aber dahin, wo sie am Wirksamsten sein konnte z. B. in der großen Batterie.

Inzwischen war das Regiment Kannacher vom Feldmarschall Keith herangeführt worden. Die österreichischen Granaten hatten in Hochkirch gezündet und sechs bis acht Flammensäulen gaben die Beleuchtung, ohne welche bisher der Kampf so höchst unsicher und für die unvorbereiteten Preußen verderblich gewesen war. Mit Schrecken sieht der Feldmarschall die große Batterie in Feindes Hand. Vor allem muß diese Batterie wieder genommen werden, ehe er sich über den allgemeinen Stand der Sache orientirt und allgemeine Operationen anordnet. Das Regiment Kannacher wird vom Feldmarschall selbst zum Sturm geführt. Es wirft die österreichischen Massen, die sich bereits vor der Batterie zu deren Deckung ausgebreitet haben, über den Haufen.

Nun wird die Batterie selbst angegriffen. Dichte Massen halten sie

besetzt und ein wüthender Kampf entbrennt um Gewinnen und Behaupten. Doch ist die Entscheidung den Preußen günstig. Die Batterie wird wieder erobert. Aber es fehlt augenblicklich an Artilleristen sie in Action zu setzen. Da hält es Keith für Recht den Infanteriekampf fortzusetzen, und es gelingt ihm, die Oesterreicher wieder in das Thal hinab zu treiben. Doch indem er das vollbringt, dringen im Rücken andere österreichische Truppen in die Batterie und nehmen sie ohne große Mühe, da sie ohne Bedeckung geblieben ist.

Nun hat Keith vorn und hinter sich den Feind. Um das Chaos zu lösen und einen geordneten großen Angriff zu erlangen, muß er zu den Seinigen nach Hochkirch zurück, und er schlägt sich also durch unter einem grimmigen Gemetzel. So gelangt er glücklich vor Hochkirch, das allenthalben von einer ungeheuren Uebermacht angegriffen ist. Da bleibt der alte Held einen Augenblick stehen, um zu sinnen, wie der Verwirrung auf preußischer Seite, die vorzugsweise bisher den Kampf nachtheilig gemacht hat, ein Ziel gesetzt werden kann. Da treffen ihn mit einem Male zwei Kugeln, und entseelt fällt er. Aber Keith blieb nicht das einzige große, fast unersetzliche Opfer dieses Nachtkampfes.

Nun, freilich viel zu spät!, war das ganze Lager in Bewegung. Mit Schrecken vernimmt der König, daß die große Batterie bei Hochkirch vom Feinde genommen ist. Bisher hatte er den Angriff der Feinde für eine bloße Demonstration gehalten. Jetzt sieht er, daß er mehr ist. Seine Adjutanten sprengen nach allen Seiten. Sie finden auch die meisten Regimenter schon unter dem Gewehr. Aber es ist unmöglich dem Feinde in dieser Stellung Widerstand zu leisten. Die Armee muß rechts rückwärts aufmarschiren und eine Schlachtordnung mit der Fronte gegen die Feinde, also südwärts, entwickeln, wenn sie nicht gänzlich zu Grunde gerichtet werden will.

Um diese Bewegung auszuführen, muß der Kampf auf dem Flügel gefristet werden. Der König sendet also das Regiment Itzenblitz aus dem Centrum ab und baut auf die Bravour des Generals von Ziethen. Dieser hatte unausgesetzt Versuche gemacht, die linke Flanke Daun's zu alteriren. Allein Laudon's und O'Donell's Uebermacht war nicht zu brechen gewesen, und wenn er auch die Corps dieser beiden Generale festzuhalten im Stande gewesen war, so hatte dies doch die zahlreichen Infanterieregimenter Daun's nicht abhalten können, in den Rücken der preußischen Stellung mit wachsender Macht zu operiren.

Auf dem Marsche hatte sich das Regiment Itzenblitz mit einem Bataillon des Regimentes Kannacher vereinigt. An der Spitze des Regimentes stand

der Prinz Friedrich Franz von Braunschweig-Lüneburg, an der des Bataillons der Markgraf Karl. Der Angriff richtete sich sogleich auf die große Batterie. Dieselbe war von ungeheuren feindlichen Massen gedeckt und agirte selbst mit einem vernichtenden Feuer.

Dennoch wäre es fast um sie geschehen gewesen. Mehr als ein Mal glaubten die Preußen schon ihr Ziel in den Händen zu haben. Da schmettert eine Kanonenkugel ihren Führer, den Prinzen Franz von Braunschweig nieder, und nun suchen sie vor der Batterie selbst Deckung hinter Hochkirch, welches bereits gänzlich in Flammen stand und kaum noch vertheidigt werden konnte.

Den Oesterreichern scheint der Besitz dieses Ortes einen großen Vortheil zu gewähren, weil er der großen Batterie, um die so viel Blut vergossen war, Flankenschutz gab. Daun ordnet einen großen Sturm auf Hochkirch an; aber seine Leute nahmen den Ort fast ohne Kampf, da das Bataillon, das ihn besetzt gehalten hatte, ihn wegen der unerträglichen Gluht der Feuersbrünste größten Theils verlassen hatte. Den hohen Kirchhof indessen hielt ein Bataillon unter dem Major von Langen noch weiter besetzt und es decimirte die Oesterreicher, welche sich in Hochkirch festzusetzen suchten, gewaltig.

Nicht mit Unrecht hielt der Fürst Moritz Hochkirch des größten Opfers werth. Das Regiment Itzenblitz und das Regiment Wedell sind ihm zur Hand. Er dringt von der anderen Seite in Hochkirch ein, überwältigt die Oesterreicher, wirft sie hinaus und begeht wie Keith den Fehler, anstatt Position zu nehmen, sie immer weiter und endlich selbst von dem Plateau in das Thal hinab zu treiben.

Während dessen aber haben sieben feindliche Regimenter hinter seinem Rücken Hochkirch wieder besetzt und er sieht sich so gut wie abgeschlossen. Mit großer Bravour, aber auch großem Verluste, schlägt er sich durch und langt halb sieben eben rechtzeitig wieder hinter Hochkirch an, um sich anderen Regimentern zu einem großen Angriffe auf Hochkirch anzuschließen.

Dieser Angriff wurde von den Regimentern Wedell, Prinz von Preußen und Itzenblitz unter Beistand der Cavalerie des Prinzen Schönaich und Generals Normann unternommen. Er konnte nicht mißglücken, aber doch zu nichts nützen, da Hochkirch jetzt unter dem Kreuzungsfeuer einer Menge österreichischer Batterien war und also diese Eroberung unmöglich behauptet werden konnte. Doch unternahm der Fürst Moritz von Anhalt-Dessau den großen Angriff, und schon freuete er sich des gewünschten Erfolges, als zwei feindliche Kugeln ihn trafen und er den Kampfplatz verlassen mußte.

Jetzt war die Hoffnung für den Major von Langen, der die beherr-

schende Position auf dem Kirchhofe bis jetzt mit dem zweiten Bataillon vom Regiment Markgraf Karl behauptet hatte, um so mehr verloren, als sich aus dem heftigen Kanonendonner von der Fronte des preußischen Lager-Centrums her schließen ließ, daß auch dort der Kampf begonnen habe und also der König keine Hilfe mehr nach dieser Seite schicken könne. Da entschließt sich der Major den Gottesacker, der ohnehin von einem heftigen Kreuzfeuer tractirt wurde, zu verlassen, um sich dem Gros anzuschließen. Aber schon ist seine Position rings von Oesterreichern umgeben. Ergeben oder Durchschlagen ist die Wahl. Langen entschließt sich für das Letzte, und, wie voraus zu sehen war, ging das Heldenbataillon verloren. Langen selbst fiel von elf Wunden bedeckt, mit ihm der Lieutenant von Marwitz.

Inzwischen hatte sich auch in der Fronte der preußischen Schlachtordnung ein Kampf entsponnen, und selbst auf dem linken preußischen Flügel. Dort hatten die Corps der Herzöge von Ursel und von Aremberg zu der Zeit angegriffen, da sie meinten, daß Daun im vollen Siege sei. Aber die preußischen Regimenser Wangenheim, Heyden, Billerbeck, Rohr, Puttkammer, Kleist, Unruh u. a. waren zum Empfang in so guter Vorbereitung, daß ihr Angriff nicht ein Mal den Erfolg hatte, den König zu hindern, Hilfe auf den rechten Flügel abgehen zu lassen.

Dahin sendete derselbe die Regimenter Bornstedt und Retzow. Noch ein Mal wurde eine große Anstrengung um Hochkirch gemacht; allein die mörderische Artillerie der Oesterreicher, mit der ja jetzt sämmtliche Batterien des rechten österreichischen Flügels vereinigt waren, machte jede Anstrengung vergeblich; auch war in der That nun jede Anstrengung als nutzlos zu betrachten, da der König doch eine andere Position suchen mußte.

Während alles dessen hatte das detachirte retzow'sche Corps, welches hinter Weißenberg in vorgeschobener Flankenstellung sich befunden hatte, einen schweren Kampf zu bestehen gehabt. Angegriffen von dem weit überlegenen Corps des Prinzen Durlach hatte es zwar Anfangs wacker Stand gehalten, sich aber zum Rückzug entschließen müssen als die Kunde eingegangen war, daß die Oesterreicher unter dem Herzog von Aremberg den linken Flügel des königlichen Lagers überfallen und im ersten Angriffe die große Batterie desselben gewonnen haben.

Diese Kunde enthielt freilich die reinste Wahrheit. Aremberg hatte ebenso wie Daun das Lager im besten Schlafe gefunden, und die Batterie, die er klüglich sofort abfahren ließ, war eine leichte Beute. Als die Regimenter Billerbeck und Rohr jedoch unters Gewehr getreten waren, hatte Aremberg den Kampf abgebrochen und bei Lauska und Kleinkotitz Stellung genommen. Dergestalt bedrohete er die Verbindung Retzow's und zwang

ihn sich in das Lager zurück zu ziehen und zwischen den großen Teichen von Belgern zur Deckung des einzigen Rückzugsweges in Position zu gehen. Indessen trat das retzow'sche Corps diesen Rückzug erst an, nachdem es dem Prinzen von Durlach eine blutige Lection gegeben und ihm 300 Gefangene abgenommen hatte.

Unterdessen hatte Friedrich die Höhen von Drehsa mit Artillerie und das Terrain von Kumschütz vom Prinzen Friedrich Eugen von Würtemberg besetzen lassen. Der Rückzugsweg wurde dadurch gesichert; es war aber auch nur der einzige Rückzugsweg. Als dem Könige nun von Hochkirch die Meldung zuging, daß jeder weitere Kampf ohne Nutzen nur die Opfer vermehre, so zog er mit möglichster Vorsicht die Regimenter aus dem Kampfe zurück.

Zu seiner Verwunderung sah er, daß die Oesterreicher den Abzug mit nichts erschwerten und mit ihrer Eroberung völlig zufriedengestellt zu sein schienen. Dieses Verhalten, das dem Feldmarschall Daun wieder ganz ähnlich war, benutzte Friedrich zu einem raschen Abmarsche. Um zehn Uhr schwiegen allenthalben die Geschütze, und die preußische Armee, gedeckt von der Reiterei unter Seidlitz, befand sich in der ordnungsmäßigsten Bewegung auf Purschwitz und Klein-Bautzen. Berichte von österreichischer Hand sprechen ihr Erstaunen über diesen Abzug der Preußen aus. Er hätte einer Bewegung auf dem Exercirplatze geglichen, am wenigsten aber einer Flucht, die nach einem so furchtbaren Ereignisse doch ganz natürlich gewesen sein würde.

Der Verlust Friedrich's war furchtbar. Ein großer Theil seiner Lagergeräthe und Zelte war in Feindes Hand gefallen, 28 Fahnen und 2 Standarten desgleichen. Von Geschützen war ihm wenig geblieben, 101 Stück hatte der Feind erobert. Der Verlust an Mannschaften betrug 119 Offiziere und 5381 Unteroffiziere und Gemeine. Verwundet waren 3470, und das Heer hatte daher an Kampffähigen über 9000 Mann verloren; unter den Todten und Verwundeten befanden sich aber nicht weniger als 6 Generale. Doch hatten seltsamer Weise die Preußen 500 Gefangene gemacht, darunter den General Marquis Vitteleschi.

Auch die Oesterreicher hatten 5 Generale, 309 niedrige Offiziere und 5314 Gemeine an Todten und Verwundeten verloren. Vor Hochkirch, wo 22 Bataillone gefochten hatten, lagen ihre Leichen in Hügeln. Daun ließ die preußischen Leichen mit großer Achtung behandeln, und die des Feldmarschalls Keith mit Feierlichkeit in der Kirche zu Hochkirch beisetzen, die des Prinzen Franz von Braunschweig sowie mehre tödtlich Verwundete, darunter auch den tapferen Major von Langen und Lieutenant Marwitz in's königliche Lager abführen.

Die blutschwere Unternehmung Daun's hatte keinen Zweck, der sie rechtfertigen konnte. Wie wir bald sehen werden, hatte er durch sie für seine weiteren Unternehmungen nicht das Mindeste gewonnen, am wenigsten eine Entscheidung des Feldzugs. Hatte er mit ihr aber den Unmuth über seine Unentschlossenheit in Wien verscheuchen wollen, so war das dafür aufgebotene Opfer ohne alle Frage viel zu groß.

Wie wenig die Niederlage von Hochkirch in des Königs Entwürfen änderte, dafür giebt ein Brief Beweis, den derselbe am Nachmittag desselben Tages an seinen Freund, den General von Schmettau schrieb. Es heißt da: „Ich habe Ihren gestrigen Rapport empfangen und danke. Was mich betrifft, so habe ich mitzutheilen, daß ich, nachdem die Feinde Hochkirch genommen, mich genöthigt gesehen habe, über Dobraschütz (etwa eine Meile weit) zurück zu gehen. Ich bin fest bestimmt nicht einen Schritt weiter zu weichen; sondern erwarte den Feind, um ihm eine Schlacht zu liefern."

Zum General von Golz sagte er beim Schluß der Schlacht: „Mein lieber Golz, man hat uns nicht gut geweckt; aber ich werde den Herren schon am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen."

An Voltaire schrieb er: „Wir sind geschlagen und können wie Franz I. sagen: verloren ist alles; aber die Ehre nicht. Daun benutzte die Nacht; da hat freilich der Muth wenig Spielraum. Allein wir stehen noch aufrecht und fertig zu neuen Siegen."

Als hinter Dobraschütz das Lager geschlagen war, ließ er zwar ordnen, was zu ordnen war, die Truppen aber nicht mit beschwerlichem Dienste behelligen. Sein Befehl sagte weiter nichts, als: „die Truppen erhalten frisches Pulver und schlafen angekleidet." Die Vorsicht wäre freilich in der vorhergehenden Nacht nützlicher gewesen. In dieser Nacht war kein Ueberfall zu fürchten. Daun würde sich gefürchtet haben, noch ein Mal 8000 Menschen zu verlieren für nichts weiter als 1000 Schritt Terrain.

Wie groß aber die Täuschung der Feinde des Königs über den Werth des Sieges von Hochkirch war, davon zeugte die Huldigung, die der Feldmarschall Daun selbst dann noch erhielt, als dieser Sieg sich durch Friedrich's Besetzung Schlesiens und Entsetzung der Festungen Neiße und Kosel als völlig nichtig erwiesen hatte. Vor allem feierte Daun seinen Sieg mit möglichstem Geräusch und zwar nicht ohne kirchliche Prozession und den ambrosianischen Lobgesang, der unter Kanonendonner und Feldmusik das ganze Land von Hochkirch bis Krischa erschallen machte. In Wien rief er den ungemessensten Jubel hervor, als ob ganz Preußen erobert wäre. Illuminationen, Bälle, Schmäuse und Gratulationen setzten die ganze Stadt in fieberhafte Wallung. Man beschloß dem „großen Feldmarschall" eine Ehren-

säule zu errichten. Die Landstände bestimmten ihm ein Geschenk von 300,000 Gulden. Maria Theresia überglänzte natürlich alles mit ihrer Dankbarkeit; selbst die Kaiserin Elisabeth von Rußland nahm an der Verherrlichung Daun's Theil und übersendete ihn einen prachtvollen Ehrendegen. Kurz, man wollte ihn desto großartiger belohnen, weil er so selten siegte.

Da konnte natürlich auch der Papst nicht zurückbleiben, der es ja stets so herzlich mit dem Hause Oesterreich gemeint hatte. Hatte auch sein Geschenk keinen großen Werth, so hatte es doch eine um so größere Bedeutung. Das profane Volk der protestantischen Länder sagte in seinem Spott: „fett war das Kraut schon genug, aber des Papstes Griefe gab erst den rechten Geschmack." Der Papst (jedoch nicht Benedict XIV., der den König als einen genialen großen Geist verehrte, sondern sein Nachfolger, Klemens XIII., der den apostolischen Stuhl im Mai 1758 bestieg) schenkte nämlich dem Feldmarschall Daun für den Sieg bei Hochkirch einen von ihm geweiheten Degen und Hut. Der Degen hatte einen großen goldenen Knopf und eine mit Karmoisinsammet überzogene Scheide. Der Hut mit aufgeschlagener Krämpe war von Karmoisinsammet, mit Hermelin gefüttert, mit goldener Schnur besetzt und einer Taube von Perlen geschmückt, die hier nicht als Sinnbild der Unschuld, sondern des heiligen Geistes figurirte.

Dieser Hut und Degen sollten vermöge der päpstlichen Weihe Pfändern steten Sieges sein, und die Katholiken mußten etwas darauf geben, da sie den heiligen Vater für irrthumfrei zu halten verpflichtet sind. So mochten sie sich wohl wundern, daß Daun von da ab keinen einzigen Sieg mehr über den König von Preußen erringen konnte.

31.

Entsatz von Neiße und Kosel.

Unschlüssig über seine weitere Operation und hoffend, erst durch Daun's Unternehmungen darüber klar zu werden, stand Friedrich fest in seinem Lager. Die Zeit war keineswegs verloren; denn es war viel wieder zu ordnen. Vor allen Dingen ließ er von Magdeburg neue Geschütze heranbringen. Die Lagergeräthe wurden leicht ersetzt und selbst die Lücken in den Regimentern durch herangezogene neue Mannschaften nach Möglichkeit gefüllt. Prinz Heinrich erhielt Befehl mit einem Theile seiner Armee sein Lager bei

Pirna zu verlassen und zum Könige bei Bautzen zu stoßen, und die Generale Dohna und Wedell, welche in der Uckermark und Pommern standen, erhielten gleichzeitig Befehl, den Prinzen Heinrich in Sachsen zu ersetzen.

Während dieser Anstalten ging dem Könige aus Baireuth die Nachricht von dem Tode seiner Schwester Friederike Wilhelmine zu. Sie war zur Stunde des Ueberfalls von Hochkirch verschieden. Eine seltene geschwisterliche Sympathie hatte die Seelen Friedrich's und der Markgräfin vereinigt. Beide glaubten ohne einander nicht leben zu können. Ihr Verlust versetzte den König in wirklichen Schwermuth. In dieser Stimmung ließ sich Friedrich Gift bereiten, um es, im Falle er ein Mal in Gefangenschaft fiele, zu genießen; weil ihn, wenn er zu den geliebtesten Wesen, Mutter und Schwester, schließlich auch Freiheit und Staat verlöre, doch nichts mehr an das Leben fesseln könnte. Wenn ihn auch nie der Schmerz um seine Schwester verließ, so mußte der Schwermuth doch dem Bewußtsein seiner Pflichten weichen und damit dürfte wohl auch das Gift wieder bei Seite gelegt worden sein.

Zu Friedrich's großer Zufriedenheit traf der Prinz Heinrich sehr bald mit 6000 Mann Infanterie, 5 Schwadronen und einer Artillerie von 12 schweren Geschützen ein. Da der König viel Bagage und Fuhrwerk verloren hatte, so brachte Heinrich auch dafür einen reichlichen Ersatz. Friedrich wollte im Lager noch harren bis Dohna und Wedell sich genähert hätten, damit, wenn er sich nach Schlesien wendete, Dresden doch einiger Maßen gesichert wäre. Aber er fand Veranlassung seine Unternehmungen zu beeilen.

Daun ließ nämlich einen Theil seiner Armee längs des löbauer Wassers zwischen Wurschen und Kannewitz ein Lager beziehen, dessen Zweck ohne Frage die Sperrung der nach Schlesien führenden Straße war. Ein zweites Lager sperrte die südliche Straße. Diese sorgliche Abschneidung Schlesiens deutete darauf, daß Daun die Belagerung von Neiße und Kosel zu forciren und diese beiden wichtigen Festungen auf jeden Fall zum Fall zu bringen beabsichtigte, ehe der König ihnen etwa zu Hilfe eilen könnte. Eine sehr unzweifelhafte Bestätigung erhielt der König durch einen aufgefangenen Brief, den eine Patrouille der ziethen'schen Husaren einbrachte. Dieser Brief Daun's an den General von Harsch, welcher Neiße belagerte, lautete: „Setzen Sie sicher Ihre Belagerung fort; ich halte den König fest, er ist von Schlesien abgeschnitten und wenn er mich angreift, dann können Sie auf gute Nachricht rechnen."

Aus diesem Briefe ging hervor, daß Daun nichts für so gewiß hielt, als daß der König die Absicht, nach Schlesien durchzukommen, nicht hege. Sofort war auch Friedrich's Beschluß nach Schlesien zu gehen gefaßt; denn nichts reizte ihn so sehr, als Hindernisse zu besiegen oder Andere in Hand-

lungen von satyrischem Charakter die Schwäche ihres Geistes und den Irrthum in der Beurtheilung seines Geistes fühlen zu lassen.

Die Marschanordnung wurde getroffen, ohne daß die Truppen selbst viel davon merkten, und der Marschbefehl erst im letzten Augenblicke gegeben. In wenigen Viertelstunden der ersten Abenddämmerung des 24. Octobers war das Lager abgebrochen, und die Armee rückte auf ihrem linken Flügel aus und marschirte möglichst geräuschlos ab, während zurückbleibende Cavaleristen der Arrieregarde, deren Führung dem Prinzen Heinrich anvertraut war, noch geraume Zeit die lustigen Wachtfeuer unterhalten und Scheinlärmen nach Herzenslust machten. So marschirte das preußische Heer im Nachtdunkel an der rechten Seite des Lagers der Oesterreicher vorüber, ohne daß diese das Mindeste davon merkten und stand auf diese Weise am Morgen hinter den Oesterreichern auf schlesischer Seite.

Die Meldung der österreichischen Vorposten an den Feldmarschall Daun, daß vor ihm der „Vogel aus dem Neste geflogen sei," setzte ihn auf's Höchste in Erstaunen, und als ihn ein schneller Ritt nach dem preußischen Lager von der Wahrheit der Sache überzeugte, gab er sofort Befehl, den Preußen, deren Spur sehr leicht zu entdecken, deren Nachhut sogar noch zu sehen war, zu folgen.

Allein die Preußen wußten nichts besser zu nützen, als die Schwäche der Oesterreicher, die sich in dem Spottliede: „immer langsam voran 2c." kund giebt. Zwar geriethen Prinz Heinrich als Führer der preußischen Arrieregarde und Laudon als Führer der österreichischen Avantgarde noch einige Male heiß an einander, aber übermarschirt werden konnte das preußische Heer nun nicht mehr, wie viele Mühe sich auch die Oesterreicher geben mochten.

Kaum hatte Friedrich am 2. November Schlesien erreicht, als er sich auf Neiße wendete und den General von Fouqué, der mit 4000 Mann zur Sperrung des Passes von Hirschberg nach Landshut stand, an sich zog, und dafür seinen Bruder Heinrich mit 15,000 Mann diesen wichtigen Posten zur Unterbrechung der Verbindung Daun's mit Harsch besetzen ließ. Nun ging Friedrich in Eilmärschen auf Neiße los, um womöglich die österreichische Belagerungsarmee dort zu überraschen.

Diese hatte 30,000 Mann stark unter dem General von Harsch bereits seit dem 4. August den Platz umschlossen gehalten und seit dem 5. October aus den Batterien von drei Parallelen beschossen. General von Harsch hatte alles aufgeboten, die Uebergabe zu erzwingen. Aber er fand an dem preußischen General von Treskow einen trotzigen Gegner. Jetzt nahete der König. Treskow hatte davon Kunde und beschloß die nahe Rettung durch einen





ERBPRINZ FERDINAND v. BRAUNSCHWEIG.

großen Ausfall zu verherrlichen. Dieser gelingt. Die österreichischen Annäherungsarbeiten werden theilweise vernichtet und die Kanonen mehrer Batterien vernagelt. Der Fall der Feste ist dadurch wieder in größere Ferne gerückt.

Nun erhält Harsch die sichere Kunde von Friedrich's Annäherung. Ungewiß, wie bald dessen Ankunft erfolge, zugleich ungewiß über die Bestimmung der Armee des Prinzen Heinrich, ob er nicht einen doppelten Angriff auszuhalten habe, oder ob Heinrich ihn von Böhmen abschneiden solle, mag er sich dem Schlimmsten nicht aussetzen und befiehlt schleunigst die Belagerung aufzuheben. Noch am 5. November zog Harsch ab. Da ihm der Weg zu Daun durch den Prinzen Heinrich versperrt war, wendete er sich über Jägerndorf nach Mähren. General Fouqué gab ihm mit seiner Cavalerie ein ziemlich unfreundliches Geleit, und der König fand in dem von Harsch zurückgelassenen Lagergeräth einen kleinen Ersatz für sein bei Hochkirch verlorenes.

Nun hatte die Belagerungsarmee von Kosel, welche vom General Marquis Deville befehligt wurde, dasselbe zu erwarten, wovor Harsch geflüchtet war. Der Muth Deville's war keineswegs größer als der Harsch's. Für diesen General genügte schon die kleine Reitermacht des Generals Fouqué, ihn zu vertreiben, was in der Mitte Novembers mit sehr leichter Mühe geschah.

So war Schlesien vom Feinde befreit und wieder im Besitze Friedrich's. Selten waren Maria Theresia's Erwartungen so getäuscht worden wie in diesem Jahre. Sie sah nun, daß Friedrich siegen, und doch selbst durch die furchtbarste Niederlage nicht besiegt werden konnte. Sie ärgerte sich darüber, daß sein Volk ihn den Großen genannt hatte; doch sah sie, daß er groß war, weil selbst Unglück ihn zu unterwerfen nicht vermochte.

Als Daun Schlesien verloren sah und doch den Muth nicht faßte, dem Könige zu einer Schlacht entgegen zu treten, beschloß er, schnell vor Beginn des Winters in Sachsen noch einige Vortheile zu ergreifen, damit er nicht heimkehre zu dem Vorwurfe, von dem vielversprechenden Feldzuge auch nicht eine einzige Frucht mitgebracht zu haben. Er sah es nun auf eine Eroberung Dresdens ab, und in Bezug dessen war ihm nichts so lieb als die Abwesenheit Friedrich's in Schlesien.

32.

Belagerung von Dresden.

Die Kunde, daß Daun zu einer Belagerung Dresdens nach Sachsen eile, erhielt Friedrich fast zu gleicher Zeit mitder, daß der General Harsch aus Furcht vor ihm die Belagerung von Neiße aufgehoben habe und nach Mähren geflüchtet sei. Nichts konnte dem Feldmarschall Daun unangenehmer sein, als Harsch's Verhalten. In der That für die eine Täuschung, die er bei Hochkirch Anderen bereitet, mußte er sehr viele bittere Täuschungen erfahren.

Da Friedrich Neiße nun frei wußte, hielt ihn nichts mehr in Schlesien. Er ging in die Lausitz zurück und erwartete, ob Daun sich bei der späten Jahreszeit zu einer Belagerung Dresdens entschließen, oder ob er, besser besonnen, in die Winterquartiere heimkehren werde.

Nachdem der Prinz Heinrich das Lager von Gamig verlassen, hatte in demselben der General von Fink den Oberbefehl übernommen. Unter ihm befehligten die Generale Itzenblitz und Hülsen. Fink hatte zu fürchten, daß die ganze Macht Daun's und des Prinzen von Pfalz-Zweibrücken sich gegen ihn wenden werde. Er konnte aber hoffen, demselben besser in Dresden als in seinem Lager bei Gamig zu widerstehen. Als nun Daun wirklich vor Dresden erschien und Belagerungsanstalten traf, zögerte Fink nicht, seine Armee in diese Stadt zu führen, was Daun zu verhindern nicht im Stande war. Allein vorher hatte er verschiedene Positionen außerhalb Dresdens genommen, um dadurch den Belagerungsplan der Oesterreicher zu verwirren und wenigstens eine Verzögerung ihrer Anstalten zu bewirken. Als nun Daun ernste Miene machte und selbst sich durch Absendung des hadik'schen Corps das Ansehen gab, als wollte er zu gleicher Zeit Torgau nehmen, was alles indessen Friedrich für Operationen ansah, die nur zum Divertissement der Kaiserin Maria Theresia geschahen, so gab auch der Commandant von Dresden, General von Schmettau, sich das Ansehen, als ob er es mit der Vertheidigung Dresdens sehr ernst nehme, und zu dem Aeußersten entschlossen sei. So erließ er die Mittheilung an die Bewohner der Vorstädte, daß er wegen der Vertheidigung der Stadt jene abbrennen zu lassen sich gezwungen sehe. Er hoffte, daß Daun nach dieser Erklärung von seinen Belagerungsanstalten abstehen werde. Die Bewohner unter Vortritt des Rathes baten den Commandanten flehendlich die Vorstädte nicht abzubrennen. Dieser dagegen erwiderte, sie würden ja nichts gebessert sein, wenn die Oesterreicher ihre Häuser mit Bomben und Kanonenkugeln zerstörten. Wollten sie ihre

Stadt schützen, so möchten sie sich lieber an ihr kurfürstliches Haus wenden und durch dieses den Feldmarschall Daun zu einem anderen Verhalten veranlassen. Da nun von Seiten des Kurprinzen nichts in diesem Sinne geschah, Daun aber die Annäherungsarbeiten fortsetzte, so wurde wirklich die pirnaische Vorstadt in Brand gesteckt und 280 Häuser sanken in Schutt zusammen.

Dieser Ernst auf preußischer Seite verfehlte seines Zweckes bei dem Feldmarschall Daun nicht. Er sendete einen Parlamentair an den General Schmettau, forderte ihn zu gutwilliger Uebergabe auf und ließ ihm erklären, daß er für den Ruin Dresdens die Verantwortlichkeit zu tragen habe.

Allein mit derartigen Maneuvren war nicht leicht einer der damaligen preußischen Generale zur Uebergabe einer Stadt zu bewegen. Schmettau erwiderte, er habe nur Verantwortlichkeit für die Erfüllung seiner Pflicht, und diese erfordere die Behauptung der Stadt. Er (Daun) habe keine Verpflichtung, die Stadt zu nehmen, folglich werde er die Ursache ihrer Zerstörung sein und die Verantwortlichkeit ihm zufallen. Was ihn (Schmettau) betreffe, so werde er mit dem Niederbrennen im gleichen Maße fortfahren, wie er die Belagerungsarbeiten fortschreiten sehe. Was die innere Stadt betreffe, so wolle er sie vertheidigen und kein Haus vor sich unzerstört lassen, bis mit dem letzten nichts mehr zu vertheidigen sei.

Diese Erklärung war zu ernst, daß sie den Feldmarschall nicht inne zu halten hätte bewegen sollen. Nicht nur wurden die Annäherungsarbeiten eingestellt, sondern sämmtliche österreichische Truppen machten eine rückgängige Bewegung. Dieser sah man in allem an, daß Daun die Ankunft Friedrich's fürchtete und eine Stellung für nothwendig hielt, die ihn aus der Gefahr befreiete, zwischen zwei Feuer zu gerathen. Um indessen seinen Maßnahmen den Schein der Furchtsamkeit abzustreifen, erließ der Feldmarschall eine Erklärung, ungefähr folgenden Inhalts: „Es würde ihm durchaus nicht schwer gewesen sein, mit seiner kühnen und großen Armee, der ruhmvollen Siegerin von Kollin und Hochkirch, Dresden zu nehmen. Da aber bei dem preußischen General von Schmettau die zu einer Capitulation nöthige Einsicht und Rücksicht nicht zu erwarten gewesen, so würde die Einnahme, Dresden's Beschießung und Erstürmung, das heiße so viel als die Zerstörung der Stadt, erfordert haben, womit bereits auf der anderen Seite der General von Schmettau höchst frevelhafter Weise den Anfang gemacht habe. Er (Daun) kenne jetzt aber keinen Zweck, wichtig genug, den Untergang einer so herrlichen Stadt zu rechtfertigen, die als Residenz des hohen Bundesgenossen seiner erhabenen Herrin und Kaiserin Maria Theresia eine ebenso gebieterische Rücksicht fordere, als das Leben Tausender der wackeren Bewohner."

Der Feldmarschall schien hier plötzlich über den Werth der Menschenleben eine neue Einsicht gewonnen zu haben. Anderwärts war seine Schätzung derselben eine ganz andere gewesen und in seinen Schlachtberichten hatte er mit sichtbarer Befriedigung die preußischen Gefallenen mit doppelten Augen gezählt.

Da der Anschlag auf Dresden mißlungen, lag Daun desto mehr daran, irgend einen anderen wichtigen Platz Sachsens zu gewinnen, um im Frühjahre den Feldzug in Sachsen mit Vortheil zu beginnen. Er knüpfte an Torgau, welches ihm wegen seiner vorgeschobenen Lage viel werth war, große Hoffnung, hätte gern dazu aber auch Leipzig gehabt, welches eine leichte Beute der Reichsarmee werden zu können schien. Hatte doch die kühne Reichsarmee den nutzlosen Sonnenstein genommen, der auf einem schroffen Felsen lag. Wie viel leichter mußte es ihr sein Leipzig zu nehmen, und einen wie ganz anderen strategischen Werth hatte diese große und reiche Königin der Ebene.

Zu dem konnte Leipzig sehr gut den Winter hindurch von der Reichsarmee behauptet werden, da es ihrem Heimathgebiete so nahe lag, daß, die Verbindung mit ihren Hilfsquellen zu erhalten, durchaus keine großen Mittel kostete. Bald sah man denn auch die Reichsarmee ihre Sonnensteineroberung aufgeben, die paar Häuser dieses Felsennestes, das nur als Irrenhaus einen Namen hat, einreißen und die sogenannten Festungswerke, die aber nichts waren als bedeutungslose Mauern, sprengen und sich in der Richtung auf Leipzig in Bewegung setzen.

Mit großem Verlangen wartete Daun bei Dresden auf gute Nachricht von seinem General Hadik, den er mit einem starken Corps abgeschickt hatte Torgau zu überrumpeln. Eine so kühne That war ihm wohl zuzutrauen. Hatte er seine Verwegenheit doch im vorigen Jahre so weit getrieben, bis Berlin vorzudringen und diese Residenz des Königs Friedrich zu brandschatzen.

Graf Andreas Hadik von Futak war in der That in der österreichischen Armee neben Laudon der Repräsentant der Kühnheit, und die Bewohner Torgaus mochten einige Besorgniß hegen, als sie vernahmen, daß Herr von Hadik gegen sie heranziehe. Indessen schien der Commandant Oberst von Grollmann auf den gelehrten Herrn von Hadik, der sich darauf, daß er studirt hatte, viel zu gute that, nicht allzuviel gegeben, wenigstens befreiete er Torgau mit einem förmlichen Scherz, mit einer List, die in der That ganz spöttisch war.

Die ganze Macht, mit der er Torgau vertheidigte, bestand aus zwei Bataillonen. Zwar war das Corps des Generals von Wedell von der

Uckermark her im Marsche auf Sachsen, immer aber würden zwei Bataillone kaum vermocht haben, nur einige Tage Widerstand zu leisten. Er ließ nun zwar dem General Wedell die Aufforderung zugehen, nach aller Möglichkeit zu eilen, und Wedell schickte die besten Schwadronen seiner leichten Reiterei in Eilmärschen voraus; aber Hadik war schon sehr nahe. Da läßt Grollmann durch seine Cavaleriepatrouillen die Nachricht in den Dörfern verbreiten, daß das wedell'sche Corps schon ganz nahe sei. Hadik zeigt sich betroffen, sein Marsch wird zögernd, er verdoppelt seine Avantgarde und vermehrt seine Patrouillen.

Grollmann hat nicht so bald den Eindruck der falschen Nachricht wahrgenommen, als er 300 Mann aus der Festung zieht und sie mit dem kleinen Schwarm wedell'scher Reiter und nur einer einzigen Kanone den Oesterreichern entgegen führt. Kaum sieht er sich in ihrer Nähe, als er seine 300 Infanteristen in einer Menge von einzelnen Abtheilungen ausstellt, am Walde sich bald hier bald dort die Reiter zeigen, die Kanone erdonnern und der ganzen Sache den Anstrich geben läßt, als ob ein großes Corps dahinter stehe.

Hadik war durch diese Erscheinung überrascht; er glaubte, er habe es, wenn auch nicht mit dem ganzen wedell'schen Corps, doch mit dessen starker Avantgarde zu thun. Auf jeden Fall konnte er den Angriff nicht eher wagen, als er die genaueste Kunde eingezogen. Bis das aber geschehen, war nun wirklich Wedell angelangt. Es kam von dessen Seite sofort zum Angriff und dieser war kräftig genug, die Oesterreicher sofort auf den Rückzug zu bringen. Sie setzten sich bei Eulenburg. Da langte auch das pommer'sche Corps unter dem Grafen Dohna an, vereinigte sich rasch mit dem wedell'schen und nun schien es dem Grafen Hadik die höchste Zeit, dem Schicksale, von der daun'schen Armee abgeschnitten zu werden, durch einen raschen Rückzug vorzubeugen.

So war auch diese Hoffnung des Feldmarschalls Daun zu Grunde gegangen, und nicht besser rechtfertigte die Reichsarmee seine Erwartung. Leipzig zu erobern, obschon es kaum eine bemerkliche Besatzung hatte, hielt der Prinz von Pfalz-Zweibrücken für eine ungeheuerliche Aufgabe, zumal schon Schneeflocken in der Luft schwirrten. Und Leipzig dann den Winter durch zu behaupten, so weit von Franken, zu einer Zeit, wo die Wege schlecht und Rückzüge langsam und beschwerlich waren, war doch auch ein wenig unheimlich, zumal bei der großen Beweglichkeit des Königs von Preußen, auf dessen Fernsein man nie rechnen konnte und der immer am Liebsten da erschien, wo man ihn am Wenigsten erwartete und wünschte. Genug die Reichsarmee ließ Leipzig rechts liegen und zog, froh das thaten-

reiche Jahr ziemlich thatenlos überstanden zu haben, ohne Rast den gemächlichen Winterquartieren in der fernen Heimath zu.

Unter diesen Umständen ging dem Feldmarschall Daun die Nachricht zu, daß der König in der Lausitz aufgebrochen sei und rasch auf Dresden marschire. Das war für den Feldmarschall das Signal zum Abmarsche. Sollte er zuletzt noch die Lorbeeren von Hochkirch auf's Spiel setzen? Hatte er im ganzen Feldzuge auch nichts für die Kaiserin gewonnen, so doch für sich die Ehre von Hochkirch, und diese wollte er unverletzt mit heimbringen, um sich in der langen Winterruhe ihrer zu erfreuen. Er ging über Peterswalde ab nach Böhmen.

Die königliche Armee zog nun zurück nach der Lausitz und Schlesien, die des Prinzen Heinrich nach Sachsen, und hier und dort bezogen beide Winterquartiere. Der König blieb in Breslau, um da den Winter zu verleben. Graf Dohna endlich ging wieder nach Pommern, wo der Herzog von Bevern so gute Anstalten gegen die Schweden getroffen hatte, daß der Graf Dohna im schwedischen Pommern sein Winterquartier nehmen konnte.

Wie früher erzählt, war der Herzog von Bevern nach der Schlacht von Breslau am 24. November des vergangenen Jahres (1757), wie es schien absichtlich, in österreichische Gefangenschaft gerathen. In diesem Jahre (1758) war er zurückgekehrt. Friedrich gab ihm jedoch kein Commando, sondern verwies ihn nach Stettin, wo er Gouverneur war, und als solcher hat er 1758 und 1759 den Feldzug im Norden gegen Russen und Schweden mit großer Einsicht unterstützt.

Ueberblickte Friedrich nun das Jahr 1758, so hatte er Ursache sein Glück oder sich selbst zu bewundern. Unglücksfälle, die alle seine Pläne zu vernichten schienen, waren erfolglos geblieben und er sah sich im vollen Besitze dessen, was zu behaupten, er zum Preise seines Kampfes gemacht hatte.

Freilich hatte er wohl empfunden, daß die wider ihn stehende Macht eine ungeheure Ueberlegenheit habe, und wenn er sich des geleisteten Widerstandes freuete, so konnte er doch nicht ohne Bangen in die Zukunft blicken und mußte es gerathen halten, jedes, auch das Kleinste, zu ergreifen, was als Pfand die Garantie für sein Glück erhöhen konnte.

Aber freilich war Maria Theresia nicht minder thätig und Elisabeth von Rußland durch die Schlacht von Zorndorf nicht entmuthigt, sondern gereizt. In der Thätigkeit des französischen Hofes sah man ebenfalls noch kein Erschlaffen und aus allem ging hervor, daß ein sehr bedeutsames Jahr bevorstehe.

33.

Vorbereitungen für 1759.

Soldaten und Geld, das waren die beiden Dinge, welche den neuen Feldzug bedingten. Die Mannschaftsverluste im Jahre 1758 waren ungeheuer gewesen wie in keinem der früheren Kriegsjahre und der Staatsschatz so gänzlich erschöpft, daß Friedrich bei einem Geschenke von 2000 Thalern, welches er dem General Fouqué machte, bemerkte: er theile mit ihm sein Letztes.

Während seinen Feinden die Hilfsquellen der halben Welt offen standen und es, sie fließend zu machen, nur auf einige Conventionen mit Spanien, Italien und anderen benachbarten Staaten ankam; während die ungeheuren Reiche Rußland, Oesterreich, Frankreich und das deutsche Reich noch unausgebeutete Schätze genug besaßen, zu deren Hebung es nur einer etwas gewandteren Staatskunst bedurfte, während diese Staaten bei einer Bevölkerung von 100,000,000 Menschen auch ihren Mannschaftsverlust sehr leicht auf's Reichste ersetzen konnten, war Friedrich auf England's Subsidien und sich selbst beschränkt.

Die Quellen seines kleinen Staates gewährten fast keine Ausbeute mehr. Mehre Provinzen, anstatt ihm Opfer zu gewähren, waren in der Lage, Opfer erbitten zu müssen. Ost- und Westpreußen waren so in der Gewalt der Russen, daß Friedrich sie kaum als zu seinem Staate gehörig betrachten konnte. Die Neumark aber und ein Theil Pommerns waren dergestalt ausgeraubt und zerstört, daß Millionen dazu gehörten sie steuerfähig zu machen. Zahllose Dörfer waren wie verschwunden; nur Ruinen und Aschenhaufen bezeichneten die Stellen, auf denen sie gestanden hatten. Die Rittergüter lagen in Trümmern, das Vieh war geraubt oder in unsinniger Vernichtungsluft von den Kosaken niedergemetzelt, die Ernten auf dem Halme verbrannt worden. Der Besitzer der Rittergüter Jahnsdorf, Grahlow und Zantoch, Hans Wilhelm von Schöning, sagt in einem amtlichen Schreiben: „alles ist völlig ausgeplündert, zerstört und total verwüstet; kein Vieh, keine Meubles, kein Gebäude; die Menschen haben sich auf der Flucht vor den Russen verlaufen; bis 1760 kein Gedanke an eine Ernte.“

Mont-Alembert, der französische Militairbevollmächtigte beim russischen Heere, schrieb an seinen König nach Paris: „das Land hier ist eine Wüste; kein einziger Einwohner ist mehr zu finden, weder ein Pferd, noch ein Stück Hornvieh.“ Das Land sah in der That aus, als ob der Fluch des Himmels

darüber hingezogen sei; es waren aber nur die — Russen gewesen. Als der Nachfolger des großen Lehrers der Liebe, der Stellvertreter Christi auf Erden, der Papst Johann XXII. im Jahre 1325 die wilden Nachbarvölker, Moskowiten, Lithauer, Polen und Walachen zu einem Kreuzzuge gegen die Mark Brandenburg geschickt hatte, waren diese Länder kaum schlimmer ruinirt als im Jahre 1758 durch die Soldaten der Kaiserin Elisabeth von Rußland. General Sibilski konnte sich nicht enthalten, sich gegen seine Kaiserin über die völkerrechtswidrigen Zügellosigkeiten ihrer Truppen auszusprechen, und General von Demikof entschuldigte sich mit der Behauptung: „es sei unmöglich die Wildheit der Kosaken in Zügeln zu halten."

Welche Unterstützung konnte aber Friedrich von so zu Grunde gerichteten Provinzen erwarten oder fordern? Mit Westphalen, wo die Franzosen gehaust hatten, war es um nichts besser. Ja nicht ein Mal denjenigen Theilen seines Staates, die bisher von dem Kriege verschont waren, mochte er erhöhete Anforderungen zumuthen, und es ist in der That in dieser Zeit der höchsten Noth von Steuerzuschlägen und ähnlichen Finanzmaßregeln kein Gebrauch gemacht worden. Wohl aber sind mehrfach die gewöhnlichen Steuern erlassen worden. Das Volk brauchte Kraft für Fälle, die noch kommen konnten, und diese Kraft mochte ihnen Friedrich nicht schmälern.

Solche Rücksicht ließ Friedrich natürlich in Betreff feindlicher, in seiner Gewalt befindlicher Länder nicht walten. Diese benutzte er als seine Quellen, und man muß gestehen, daß er aus diesen Quellen ohne große Rücksicht schöpfte. Namentlich litt Sachsen. Immer blieb in Friedrich die Ueberzeugung bestehen, daß der Kurfürst Friedrich August durch seinen Minister von Brühl das Meiste zu dem heillosen Kriege beigetragen habe, und da er mit dem Kurfürsten oder dessen Minister nicht selbst abrechnen konnte, so mußte das arme Land büßen, welches Friedrich nun um so mehr als ein feindliches behandelte, da die Gehässigkeit der Politik Friedrich Augusts sich fort und fort steigerte. Die Desertion der sächsischen Truppen, welche bei Pirna unter preußische Fahnen getreten waren, die Errichtung eines sächsischen Corps durch den Kurprinzen Xaver unter französischem Oberbefehl, die Aufhebung des zu Folge der pirnaer Convention Friedrich geleisteten Fahneneides durch den Grafen Brühl oder vielmehr den Kurfürsten, der immer wiederholte Wortbruch der gefangenen, aber auf Parole d'Honneur in Freiheit gesetzten sächsischen Offiziere, der jetzt, am Schluß des Jahres 1758, eigens ein königliches Patent (vom 23. December) hervorrief, alles das waren Dinge, geeignet, den König zu einer harten Behandlung Sachsens zu veranlassen. Die Stadt Leipzig hatte bereits im Anfange des Jahres 800,000 Thlr. Contribution zahlen müssen, und es wurde ihr jetzt eine

neue Contribution auferlegt. Bei jener früheren Contribution rescribirte der König sehr bemerkenswerth: „die Summe muß schlechterdings und ohne die allergeringste Einwendung geschafft werden. Ich sehe, daß Mäßigung meine Feinde nur stolzer und bösartiger macht. Sie verheeren mir meine Länder in himmelschreiender Weise, wie die Franzosen gezeigt haben. Ich werde mein Verhalten nun nach dem meiner Feinde richten: jemehr sie mir schaden, desto mehr wird die Stadt Leipzig bezahlen müssen."

Nicht milder behandelte Friedrich die anderen sächsischen Städte, und daß er die Kassen des Staates, und namentlich die kurfürstlichen Güter gründlich ausbeuten ließ, ist bei den mitgetheilten Umständen kaum anders zu erwarten.

Mecklenburg, das von vornherein ebenfalls eine entschieden feindliche Stellung genommen, erfuhr eine um nichts mildere Behandlung. Daß er auf dem Reichstage zu Regensburg das ärgste Geschrei wider den König erhoben, daß er die Schweden durch sein Gebiet gelassen und deren Unternehmungen gefördert hatte, konnte Friedrich nicht vergeben. Genug, es mußten auch jetzt wieder 2,400,000 Thlr. für die preußische Kriegskasse aufbringen.

Mecklenburg-Strelitz erlangte durch Vermittelung seiner herrlichen Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Mirow, eine bedeutend mildere Behandlung. Diese Prinzessin wendete sich brieflich mit wahrer Herzenshoheit an Friedrich. Bei einem Fürsten von so vielem Gefühl für Seelengröße konnte der Brief nicht ohne Erfolg bleiben. Der König Georg III. von England war so begeistert durch den Brief, daß er die Prinzessin zu seiner Gemahlin wählte. Folgende Stelle des Briefes giebt ein Bild von dem damaligen Zustande in den deutschen Ländern, und wir wollen sie für junge Leser wiedergeben, die den Krieg mit seinen Schrecken noch niemals gesehen haben.

„Ich bin," schreibt Prinzessin Charlotte, „in pathetischen Schilderungen nicht erfahren, noch weniger könnte ich die Gräuel der Verwüstung mit erkünstelter Dichtung schrecklicher schildern als sie ist. Selbst Krieger, wenn sie nur Gefühl und ein edles Herz haben, müssen bei dem Anblicke solcher Scenen zu Thränen bewegt werden. Das ganze Land, mein liebes Vaterland, liegt da als eine Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht sind verschwunden. Der Bauer und der Hirt dienen als Soldaten, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder; und wenn ja ein junger Mann sich zeigt, so ist es ein Krüppel, ein Invalid, der den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geschichte jeder seiner Wunden in einem so pathetischen Heldentone erzählt, daß ihr Herz schon der Trommel folgt, ehe sie noch recht gehen können."

Anhalt, welches bisher ebenfalls eine nicht freundliche Stellung gegen Preußen eingenommen hatte, mußte 360,000 Thlr. aufbringen, und damit es seine Mannschaften nicht der Reichsarmee zuschicke, es sich eine Rekrutirung gefallen lassen, die dem Könige aus diesem kleinen Lande 2200 Mann mit 1600 Pferden zuführte.

Die größte Finanzhilfe blieb dem Könige immer die englische Subsidienzahlung. Er vergrößerte die Summe, indem er das englische Metall durch Beisatz von geringem Metall in schlechter Münze ausprägte, und selbst das bessere Landesgeld wurde diesem Prozeß unterworfen.

Dergestalt war Friedrich viel reicher als Oesterreich, und da er bei seiner Requisition wenig Schonung gestattete, allerdings aber auch am rechten Flecke mit dem Gelde nicht zurückhielt, so gelang es ihm seine Magazine im besten Stand zu setzen, — was von größter Wichtigkeit war — seine Armaturen auf's Beste herzustellen und seinen Werbungen, die mit besonderer Kraft im Auslande, und selbst im Feindeslande betrieben wurden, Erfolg zu geben.

Maria Theresia, sagten wir, war in größerer Geldverlegenheit als der König. Allein sie hatte an ihrem Gemahl einen herrlichen Bankier. Kaiser Franz, durch großartige Speculation mit seinem Privatvermögen, bei dem er sich selbst den Krieg zu Nutzen gemacht, und, wie die Fama behauptete, selbst Lieferungen an den Feind übernommen und effectuirt hatte, im Besitze eines sehr bedeutenden Schatzes, wurde Maria Theresia's Finanzprocurator. Durch sein Geld machte er es ihr möglich ihr Heer zu completiren und die Magazine neu zu füllen. Auch Frankreichs Schatz gewährte ihr einigen Verlaß.

So war sie im Stande auch in diesem Jahre den Kriegsschauplatz mit einer Operationsarmee von 120,000 Mann zu betreten. Die Armee der Russen betrug 78,000, die der Reichsarmee 30,000, die der Franzosen wieder 125,000 Mann, und die Schweden ließen sich wenigstens wieder in derselben Stärke erwarten wie im vorhergehenden Jahre.

Friedrich machte seine Armee nicht nur wieder vollzählig durch Rekrutirung, Werbung und Einstellung von Kriegsgefangenen, sondern er vermehrte sie selbst um 30,000 Mann. Dabei schuf er eine neue Waffe, nämlich die reitende Artillerie, deren Ursprung vom vorhergehenden Jahre aus einem der preußischen Freicorps datirte. Bei der Schnelligkeit, mit der er seine Züge ausführen mußte, war diese Waffe, die, wenn gleich sie schon Gustav Adolph besessen, doch jetzt neu war, von sehr großer Wichtigkeit. Er errichtete zuerst zwei Brigaden, jede von zehn sechspfündigen Kanonen. Die eine behielt

er bei seiner Armee, die andere theilte er der Armee des Prinzen Heinrich zu, und ihr erstes Standquartier war Leipzig.

Wenn Friedrich alle Umstände des Feldzugs vom Jahre 1758 überblickte, so nöthigte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß es ihm vortheilhaft sei, sich auf die Defensive zu beschränken und seine Armee möglichst concentrirt zu halten. Denn daß bei einer Bewältigung so weit auseinander liegender Schauplätze die kleine Armee aufgerieben werde und mehr durch die ungeheuren Marschstrapatzen Schaden leide, als durch die Kämpfe, war nicht zu verkennen.

In Betreff der Defensive aber war es die erste Aufgabe der Feinde, die Annäherung zu erschweren, und das mußte durch Vernichtung seiner Magazine geschehen. Wollten die Russen in der gänzlich zerstörten Neumark vorgehen, so waren ihre Magazine die Grundbedingung, und ohne dieselben würde ihren Operationen mit einem Male Stillstand geboten worden sein.

Nicht viel anders war es mit den Oesterreichern; denn auch in Böhmen fehlte es an den zur Erhaltung einer großen Armee nöthigen Vorräthen und gefüllten Speisekammern. Es herrschte dort eine enorme Hungersnoth. Nur der natürliche Reichthum des Landes stellte die Verhältnisse etwas günstiger, als sie in der verwüsteten Mark waren.

Die ersten Unternehmungen Friedrichs 1759 gingen also darauf aus, des Feindes Magazine zu zerstören. Zu diesem Zwecke erhielt Prinz Heinrich Ordre in Böhmen einen Zerstörungszug auszuführen, der General Fouqué wurde nach Mähren und der General Wobersnow nach Polen dirigirt, wo die Russen, obschon Polen als neutrales Gebiet eigentlich unberührt bleiben mußte, ungeheuere Proviantmassen aufgehäuft hatten. Schon jetzt hatte Katharina's II. Ausspruch: „Polen ist ein Land, wo man alles aufheben kann, wenn man sich nur bücken will,“ Geltung. Die Russen benutzten das polnische Gebiet ganz nach ihrem Gefallen und fanden kaum nöthig sich durch irgend einen Vorwand zu entschuldigen. Natürlich benutzte nun auch Friedrich diese Schwäche der alten Adelsrepublik, die wie ein sterbender Greis ihr Ende zu fühlen schien und auf deren nutzlose Krone doch der Kurfürst von Sachsen so viel Werth legte.

Der Zug des Generals Fouqué nach Mähren blieb ohne Erfolg. Die Magazine befanden sich meist zu Olmütz und vollständig geschützt. Andere, die tiefer im Lande lagen, waren nicht zu erreichen, da der österreichische General de Ville dem kleinen Corps in den Weg trat und es zur Rückkehr nöthigte. De Ville folgte Fouqué auf dem Fuße, und fast wäre er auf schlesischem Boden abgeschnitten worden durch ein Detachement, welches Fried-

rich zur rechten Zeit abgehen ließ, wenn nicht der Anschlag durch katholische Geistliche verrathen worden wäre.

Von viel besserem Erfolge war die Unternehmung des Prinzen Heinrich. Er theilte sein Corps in zwei Hälften, von denen er die eine unter den Befehl des Generals von Hülsen stellte. Sie war bestimmt die Magazine auf dem Gebiete der Reichsarmee zu zerstören und ging deshalb über Kommotau in das bamberg'sche.

Prinz Heinrich dagegen drang in Böhmen ein, zog, da er das daun'sche Heer fern an der schlesischen Grenze wußte, mit größter Dreistigkeit in das Innere des Landes, und vernichtete zu Töplitz, Außig, Budin, Leutmeritz, Kommotau, Saatz bis fast vor Prag Vorräthe, die für eine Armee von 50,000 Mann auf 143, und für 25,000 Pferde auf 60 Tage berechnet waren. In Wien hatte man geglaubt, daß diese Magazine genügend durch die Reichsarmee, deren Gebiet ja hier begann, geschützt seien. Aber man hatte freilich nicht vermuthet, daß sie sich bis Schwaben zurückziehen, vielmehr gehofft, daß sie Sachsen behaupten werde. Der Verlust jener großen Magazine legte natürlich den Operationen der Oesterreicher große Hindernisse in den Weg, konnte indessen eine wesentliche Veränderung ihres Kriegsplanes nicht bewirken.

Der fünftägige Zerstörungszug des Prinzen Heinrich in Böhmen war von großer Bedeutung. Vollständig aber wurde er, wenn auch der Reichsarmee die Subsistenzmittel geraubt wurden, damit diese, operationsunfähig, weder den Oesterreichern Hilfe zu leisten, noch Sachsen selbst zu bedrohen vermöchte. So unternahm Prinz Heinrich schnell noch, ehe die Bewegungen auf dem großen Kriegsschauplatze begannen, einen kühnen Zug durch Baiern längs des Mains. Die Reichsarmee, wenn sie sich sehen ließ, flüchtete über Hals und Kopf, und ihren Rücken beleuchteten die Flammen ihrer Magazine.

Heinrich ging nun bis Frankfurt vor, unterstützte einen Angriff des Herzogs Ferdinand von Braunschweig auf die Franzosen, räumte dann die Magazine in Franken und der Oberpfalz, zu Kronach, Bamberg, Nürnberg, Baireuth und anderwärts auf, fiel mit dem General von Hülsen abermals in Böhmen ein und kehrte zu Anfang Juni nach Sachsen zurück, als er vernommen, daß die Oesterreicher ihm daselbst eine Diversion machen.

Während dieser Zeit hatte der General von Wobersnow vom dohnaschen Corps ähnliche Operationen auf russischem Gebiete ausgeführt, wenn auch mit viel geringerem Glücke und mit einem keineswegs erwünschten Erfolge; denn aus Wobernow's Angriffe ging die Schlacht von Züllichau oder Kay hervor, an welche die unglückliche Schlacht von Kunnersdorf sich anschloß.

Wobersnow war bereits im Februar mit 4000 Mann gegen die russischen Magazine auf den polnischen Grenzdistricten abmarschirt und hatte den Russen an einigen Orten nicht unerheblichen Schaden zugefügt. Er wendete sich nun gegen die Stadt Reisen, im heutigen Herzogthum Posen. Sie gehörte dem polnischen Grafen von Sulkowski, der ehedem für Polen Minister und Günstling des Kurfürsten gewesen war. Als solchen hatte ihn der Kaiser Franz 1752 zum Fürsten und sein Besitzthum Bilitz in Schlesien zum Reichsfürstenthum erhoben. Er galt für einen der reichsten Grundherren Polens, zeichnete sich mehr aber noch als durch Reichthum, durch einen ungeheueren Dünkel aus. Er nannte sich von Gottes Gnaden, unterhielt einen Hofstaat und sogar Truppen, die er theils warb, theils aus seinen polnischen Bauern rekrutirte.

Dieser seltsame Herr war, wie es schien, ein wüthender Feind König Friedrich's und ein ebenso großer Schmeichler der Kaiserin Elisabeth von Rußland, des Königs Friedrich August von Polen und des Kaisers von Oesterreich. Um diesen Monarchen ein Opfer zu bringen, legte er längs der Warta eine Menge von Magazinen an, um mit denen so wohl den Oesterreichern als Russen, wo es nöthig würde, Dienste zu leisten. Das Hauptmagazin war in Posen, und hier warb er selbst Soldaten für die russische Fahne aus eigenen Mitteln.

Die von ihm angelegten Magazine enthielten Vorräthe für 50,000 Mann auf drei Monate. In wenigen Tagen waren sie von den Preußen unter Wobersnow zerstört, und Sulkowski selbst hatte das Unglück in die Hand der Preußen zu gerathen. Diese trugen gar kein Bedenken den feindseligen polnischen Magnaten auf preußisches Gebiet abzuführen und auf der Festung Groß-Glogau unschädlich zu machen.

Die Gebietsverletzung, welche Preußen dabei beging, wurde von Polen ruhig ertragen. War es ungehörig den Russen zu erlauben, auf polnischem Gebiete Magazine anzulegen und Winterrast zu halten, war es schon 1756 ungehörig gewesen, den Russen unter Bestuszef den Durchmarsch zu gestatten, was zuerst natürlich auf Wunsch des Königs und Anregung seines Ministers Brühl geschehen war, so mußte nun freilich die Republik sich gefallen lassen, daß Preußen von gleichen oder ähnlichen Rechten Gebrauch machte.

Die Republik war so wenig empfindlich darüber, daß General Dohna nach wenigen Wochen Gleiches wagen, die Magazine von Bromberg, Znin und Rogowo zerstören und selbst Rekruten pressen und Requisitionen aller Art effectuiren konnte. Er entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, und diese Entschuldigung genügte, da die Republik um jeden Preis den Frieden behalten wollte.

So hatte der Krieg außer dem Schauplatze der französischen und Reichsarmee sich nur in kleinen, fast unbedeutenden Handlungen kund gegeben bis in den Juli. Die Lust zum Kampfe schien allerseits zu fehlen. Der König litt körperlich, und die Nothwendigkeit sich defensiv zu verhalten und wie ein Fuchs in der Höhle auf den Angriff zu warten, war so wenig seinem Charakter entsprechend, daß Unmuth und Ungeduld ihm große Pein verursachten. Bald sollten die Scenen, wenn auch freilich nicht nach Friedrich's Wunsche, wechseln.

34.

Schlacht von Züllichau (Kay).

Der Juli war bereits herangekommen, als die sichere Kunde einging sowohl aus Polen, daß die Russen, als aus Böhmen, daß die Oesterreicher unter Daun in vollem Marsche auf Schlesien vorrücken. Friedrich konnte nicht wünschen, daß beide Mächte ihn zu gleicher Zeit, oder vielleicht gar vereinigt angriffen. Vor allem suchte er eine feste, unangreifliche Stellung. Diese befand sich bei Schmottseifen zwischen Löwenberg und Liebenthal in dem sogenannten festen Lager, wohin er seine Armee in den ersten Tagen des Juli von Landshut über Hirschberg und Lähn rücken ließ.

Prinz Heinrich hatte bereits in der Lausitz Stellung genommen, um einen etwaigen Angriff auf den Rücken des königlichen Lagers abzulenken. Als Verbindungscorps befand sich zwischen dem Prinzen Heinrich und dem Könige das Corps des Prinzen von Würtemberg.

Kaum hatte das preußische Heer dergestalt Position genommen, als der Feldmarschall Daun, der, in einem festen Lager zwischen Schurz und Jaromirz in Böhmen, auf die Bewegungen der russischen Armee wartend, gestanden hatte, in der Lausitz eindrang und sich bei Marklissa lagerte, als ob er, wie der König selbst in einem Briefe bemerkte, den Preußen in den Rücken gehen wollte, während die Russen sie bei der Brust faßten. Die Corps von Hadik und Laudon hatten entsprechende Stellungen, sowohl zu Daun's Hauptarmee als zu dem preußischen Corps unter Prinz Heinrich genommen, um dieses im Falle eines Kampfes der Hauptarmee zu neutralisiren.

Die Verhinderung der Russen an einer Vereinigung mit den Oester-

reichern betrachtete der König als seine Hauptaufgabe. Daß dieselben bereits so weit in das Land gedrungen waren, machte er dem General Grafen von Dohna zu bitterem Vorwurfe. Er hatte denselben vor einigen Wochen abgeschickt die Magazine an der Weichsel zu zerstören und die Russen um jeden Preis vom Vordringen gegen die Mark oder Schlesien abzuhalten. Indessen waren die Bewegungen Dohna's nicht geeignet dies zu bewerkstelligen. Verzweifelnd schreibt Friedrich deshalb: „Sie treiben Sich in Polen umher und weiter nichts. Ihre Märsche sind nichts als zwecklose Querzüge. Sie haben alles gethan, nur nicht das, was ein vernünftiger General gethan haben würde. Ich öffne die Briefe, die ich von Ihnen bekomme, mit Zittern."

Schon stehen nun die Russen bei Züllichau. Der Weg nach Frankfurt steht ihnen offen wie der nach Schlesien. Hier ist nichts mehr mit Diversionen zu machen; es muß geschlagen werden; und das mag der König dem General Dohna nicht anvertrauen; er selbst aber kann das Lager von Schmottseifen nicht verlassen, wenn er nicht von Daun das Schlimmste fürchten soll.

In dieser Lage beschließt er, dem General von Wedell, der sich früher sein ganzes Vertrauen erworben hat, den Oberbefehl über die donah'sche Armee zu übergeben und zwar mit allen Vollmachten eines Dictators, wie er sich in seinem Armeebefehle wörtlich ausdrückt. Er hoffte, daß er Wedell durch solche Vollmacht von allen Hemmnissen der Verantwortlichkeit befreie. Damit Rivalitäten nicht Nachtheile bereiteten, befahl er dem General von Dohna sich nach Berlin zu begeben; Wedell aber erhielt Ordre die Russen anzugreifen, wo er sie auch fände. Es war eine Aufgabe, der er so wenig wie ein anderer General gewachsen war, eine Aufgabe höchstens für Friedrich; denn die Russen waren hier 72,840, die Preußen 27,380 Mann stark. Eine große feldherrliche Genialität gehörte dazu, bei so ungeheuerer Ungleichheit mit der Minderheit zu siegen.

Den Oberbefehl über die Russen führte hier der Graf Peter Semenowicz von Soltikow, ein naher Verwandter der russischen Kaiserin. Er hatte ihn kaum erst von Fermor übernommen, der jedoch bei der Armee blieb, um seinem Nachfolger mit gutem Rathe zu unterstützen. Elisabeth aber hatte den Oberbefehl diesem Herrn Vetter übergeben, weil sie überzeugt war, daß er es mit ihren Wünschen und Friedrich's Verderben ernster nehme als ein Anderer.

Als General von Wedell beim dohna'schen Corps anlangte, war die Situation schon gründlich verdorben. Anstatt ihnen noch im Wege zu stehen und ihnen den Eintritt in die königlichen Lande zu wehren, hatten die Russen bereits in drei Colonnen das preußische Lager umgangen und standen auf

der Seite von Frankfurt und Kressen bei Palzig hinter dem Defilée von Kay. Wedell ist nun nicht mehr im Stande sich über Plan und Stellung des Feindes zu unterrichten. Aber es gilt, ihn hier festzuhalten und die Vereinigung mit Laudon, der mit 30,000 Oesterreichern schon auf dem Marsche ist, zu verhindern.

Der General von Wobersnow, der die Verhältnisse viel genauer kennt, bittet, hier keinen Kampf zu wagen, und versichert, daß ein guter Ausgang gar nicht zu erwarten sei. Bei einer schnellen Recognoscirung scheint es jedoch dem General von Wedell, daß die auf dem Marsche nach Frankfurt noch sichtbaren Russen nur die Arrièregarde seien. Ein Treffen dieser geliefert, meint er, werde schon die ganze russische Armee aufhalten und die Situation vortheilhaft ändern. Zudem ist der Tag schon im Neigen und kaum anzunehmen, daß das Gros der russischen Armee noch Zeit behalten werde, an diesem Kampfe ihrer Arrièregarde theilzunehmen. Genug, der General beschließt anzugreifen und um vier Uhr Nachmittags beginnt die Schlacht.

Die Avantgarde dringt durch das Defilée von Steinbach, um dem Feinde in die Flanke zu kommen. Das Gros deployirt nach rechts; aber noch sind die nöthigen Arrangements nicht getroffen, als sich zeigt, daß man es hier nicht mit der Arrièregarde, sondern mit der ganzen russischen Armee, und zwar unter den allerunglücklichsten Terrainverhältnissen zu thun hat. Nirgends können sich die Bataillone gehörig entwickeln, nirgends geeignete Stellung gewinnen. Auf dem linken Flügel, wo augenscheinlich die Entscheidung bewerkstelligt werden muß, kann sich wegen des sumpfigen Bodens, der sogenannten Zeuche, die Cavalerie nicht bewegen. Die Artillerie kann wegen der feindlichen Kartätschen nicht aus dem Hohlwege heraus, viel weniger Position nehmen, und so müssen nun die Preußen im allerunfertigsten Zustande den Kampf aushalten bis zum Abend, da sie ihn wegen der Schwierigkeit des Zurückgehens nicht nach Gefallen abbrechen können.

Zu spät sah der General von Wedell, wie gefährlich es ist, unvorbereitet eine Schlacht zu wagen. Da das preußische Corps sich in einer Terrainfalle förmlich gefangen hatte und die Russen ihre Vortheile kannten und benutzten, so war der Verlust preußischer Seits sehr groß, nämlich fast 10,000 Mann. Zu den Todten gehörte der General von Wobersnow, wie zu den Schwerverwundeten der General von Manteuffel.

Durch diesen Sieg hatte sich der Graf Soltikoff den Weg nach Frankfurt geöffnet und die Verbindung mit den Oesterreichern gesichert. Friedrich's Entwürfe aber waren vernichtet und das Schlimmste schien ihm zu drohen.

35.

Schlacht bei Kunnersdorf.

Friedrich's Lage war verzweifelt. Mehr als je durfte Maria Theresia hoffen ihr Ziel zu erreichen, Schlesien wieder zu gewinnen und Preußen von der Bahn, ein Großstaat zu werden, herabzudrängen. Immer war es Oesterreichs Bestreben gewesen, das Emporkommen einzelner deutschen Staaten zu hindern und möglichst viele kleine schwache Staaten zu erhalten, denn nur das konnte ihm die kaiserliche Oberherrschaft sichern.

Aber wie nahe der Untergang zu sein schien, verzichtete Friedrich noch nicht auf die Vortheile der Wechselfälle. Nur einer seiner Generale hatte eine Schlacht verloren, nicht er selbst. Er selbst hätte die Schlacht in dieser Weise nicht geschlagen. Er sah wieder, daß er andern nicht zutrauen durfte, was er sich selbst zutrauen konnte. Er hatte oft gesiegt gegen eben so bedeutende Uebermacht, und ein Tag wie der von Leuthen konnte sich wieder finden. In sich selbst fühlte er noch Pfänder der Hoffnung. Sein Entschluß gegen die Russen zu ziehen war alsbald gefaßt. Unter dem Drängen seines Geistes fühlte er seine körperlichen Leiden verschwinden und sich kräftig werden, als ob dies in der Bestimmung eines Sieges läge.

Da geht die Kunde von einem schönen Siege des Herzogs Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen ein. Er hat ihn bei Minden mit Wenigen gegen Viele errungen. Das giebt dem Könige die ganze Freudigkeit der Seele wieder und so trifft er nun sofort Anstalt die Russen, wie stark er sie auch finde, anzugreifen.

Der General von Wedell hatte auf dem linken Oderufer eine feste Stellung genommen und erwartete den König. Dieser machte seinem geschlagenen General nicht den geringsten Vorwurf. „Mir hat geahnt," schreibt er in einem Briefe, „das Ding werde schief gehen . . . Ich ziehe nun meinen Bruder, den Prinzen Heinrich, an mich, und über Sagan werde ich zu Ihnen (Wedell) kommen, damit wir baldigst den Leuten wieder auf den Hals gehen und sie wegjagen."

General von Fink, der in Sachsen stand, erhielt Befehl, sofort gegen Frankfurt aufzubrechen, Prinz Heinrich wurde mit 16 Bataillonen und 25 Schwadronen herangezogen, von Wedell erhält Befehl, die ausführlichste Auskunft über den Feind einzuziehen, die Brücke bei Frankfurt abzunehmen und die Versicherung: „wenn Wihr heran Seindt, dan Sol Zahl=Woche

gehalten werden und sol der Feind sich seines Glückes nicht lange zu freuen haben."

Der König entwickelte jetzt eine beispiellose Thätigkeit. Es geschah fast nichts außer durch ihn. Alle Ordres, selbst für die einzelnen Regimenter, gab er selbst, und den Generalen schrieb er ihr Verhalten bis in die geringsten Einzelheiten vor. Er gönnte sich nicht eine Minute Ruhe. Von Beeskow aus schrieb er an den Grafen von Finkenstein: „seit sechs Nächten habe ich kein Auge geschlossen und darf noch nicht ruhen."

Am 4. August vereinigte sich der König bei Müllrose mit Wedell und am 10. August mit von Fink bei Wulkow. Seine Armee war nun 48,000 Mann stark. Er führte sie am 11. August auf Pontonbrücken über die Oder zwischen Frankfurt und Küstrin und gab ihr vor Trettin die erste Schlachtstellung.

Bei Trettin ließ sich das feindliche Lager ziemlich vollständig überblicken. Die Russen lehnten sich an die Wasserseite von Frankfurt, von der sie nur noch durch die Uferhöhe der Oder und einen schmalen Waldstreifen getrennt waren. Sie hatten die Höhen von Kunnersdorf, eines der nächsten der vor Frankfurt liegenden Dörfer besetzt, und ihre Fronte war nach drei Seiten, Süden, Osten und Norden, gewendet, so daß das Heer drei unter stumpfen Winkeln zusammenstoßende Schenkel darstellte.

Nach ihrer Gewohnheit hatten die Russen ihr Lager mit der größten Sorgfalt verschanzt, so daß es in der That einer Festung glich. Flechen, Redouten, Verhaue, Wälle bildeten doppelte, an einigen Stellen selbst dreifache Fortificationslinien. Eine Sternschanze, nahe vor Kunnersdorf, war der Schlüssel der Stellung, deren Rücken durch die Oder gedeckt, und deren Terrain nur von einem unbedeutenden Bache zwischen linkem Flügel und Centrum durchschnitten war. Die Fortification der Centralstellung war noch besonders durch vorgelegte Werke verstärkt, genug es waren vom Feinde fortificatorische Anstalten getroffen, als ob er sich hier als Beherrscher des Landes Jahre lang behaupten wolle.

Seit dem 3. August hatte Soltikof Tausende an diesen Werken arbeiten lassen, die in wenigen Stunden zu überwältigen jetzt Friedrich's Aufgabe war. Als er am frühen Morgen noch ein Mal recognoscirte, fand er, daß Soltikof in den letzten Stunden seine Stellung um etwas verändert hatte. Dazu hatte, wie es schien, der Anschluß der Oesterreicher unter Laudon Anlaß gegeben. Dieselben hatten in dem sogenannten hohlen Grunde, der auf die Oder ausläuft und sich in der Haide von Bottskow verliert, eine gedeckte Stellung genommen. Sie deckten daher den rechten russischen

Flügel und bedroheten die linke Flanke derjenigen Schlachtlinie, welche in Parallelstellung das russische Centrum anzugreifen wagen wollte.

Der König sah leicht, daß er sich zu seiner Linken über Bischofssee und Reppen hinaus entwickeln mußte; doch hemmte die sehr ungenügende Auskunft über die Stellung des Feindes noch seine Anstalten. Er hatte Ursache mit der größten Vorsicht zu handeln und nichts auf's Ungewisse zu stellen. Mehre Offiziere, die er auf Recognoscirung ausgeschickt, gaben eine so ungenügende Auskunft, daß er sie mit größter Unzufriedenheit von sich wies. Endlich befriedigt ein junger Cavalerieunteroffizier, der neugierig in die Nähe des Königs tritt und hört, um was es sich handelt, Friedrich's Verlangen. Er hatte eine Patrouille geführt, war abgeschnitten worden, hatte auf mannichfachen Zickzackwegen seine Rückkehr bewerkstelligen müssen und dabei die Stellung derjenigen russischen Truppen kennen gelernt, welche Soltikow zur Deckung seiner Hauptarmee verwendet hatte. Der klare zuverlässige Bericht des Unteroffiziers (Namens Plötz*) wurde die Grundlage der Disposition des Königs. Die preußische Ordre de Bataille war folgende:

Avantgarde.	Erste Linie: Generalmajor v. Schenkendorf 4 Bataillone. Zweite Linie: Generalmajor von Linstädt 4 Bataillone. Oberbefehl, der König.
Erstes Treffen.	Linker Flügel: Division Generallieutenant Prinz von Würtemberg, zwei Brigaden, Generalmajor von Horn, Generalmajor von Schlaberndorf (15 Schwadronen). Centrum: zwei Divisionen Generallieutenants von Wedell, von Hülsen; Generalmajors von Diericke, Stutterheim, Knobloch, Thiele (22 Bataillone). Rechter Flügel: Generallieutenant von Schorlemmer, Generalmajor von Schmettau (10 Schwadronen).
Zweites Treffen.	Linker Flügel: Generallieutenant von Platen, Generalmajor von Spän (20 Schwadronen). Centrum: Generallieutenants von Kanitz und von Itzenblitz; Generalmajors von Rebentisch, Itzenblitz, Grabow (15 Bataillone). Rechter Flügel: Generallieutenant von Seidlitz, Generalmajor von Platen jr., von Putkammer (20 Schwadronen).

*) Im folgenden Jahre machte Friedrich diesen Unteroffizier, der 1758 noch als Tuchmachergesell in Halberstadt gearbeitet hatte, zum Offizier und in der Folge avancirte er zum General.

Drittes Treffen. Linker Flügel: Generalmajor von Aschersleben (10 Schwadronen).
Centrum: Generallieutenant von Fink, Generalmajor von Klitzing (8 Bataillone).
Rechter Flügel: Generallieutenant von Manteuffel, Generalmajor von Meinicke (20 Schwadronen).

Erstes detachirtes Corps: Generalmajor von Wunsch (6 Bataillone).

Zweites detachirtes Corps: Generalmajor von Flemming.

Drittes detachirtes Corps: Generalmajor von Malachowski (9 Schwadronen).

Dergestalt hatte Friedrich seine Schlachtordnung zu fünf Treffen arrangirt; aber Umstände, welche sich erst während des Kampfes fanden, machten, daß man sich nicht streng an diese Angriffsordnung halten konnte. Zunächst ließ Friedrich sein Reservecorps unter dem Generallieutenant von Fink eine plateauartige Höhe zwischen Bischofssee und Trettin besetzen, und auf derselben eine sehr starke Artillerie hinter Erdwällen aufstellen. Diese Höhe erhob sich beinahe über die sogenannten Mühlberge, auf denen sich der linke Flügel der Russen, die überhaupt in drei Treffen standen, verschanzt hatte. Die Kugeln der schweren Geschütze flogen selbst bis nach den Judenbergen hinüber, auf denen sich der rechte russische Flügel befand, während sich das feindliche Centrum zwischen beiden Höhenzügen in einer Einsenkung barg.

General von Fink eröffnete am frühen Morgen die Schlacht durch eine heftige Kanonade aus seinen schweren Stücken. Die Kugeln schlugen auf dem linken russischen Flügel ein und thaten ihm trotz der hier besonders höchst sorgfältigen Verschanzungen ungeheueren Schaden. Graf Soltikow gewann die Ueberzeugung, daß der Angriff überhaupt auf seinen linken Flügel gehe, und die Bewegungen Finks gaben der Meinung alle Wahrscheinlichkeit.

Allein Finks Operation bezweckte zugleich, den russischen Oberbefehlshaber zu täuschen; denn während derselben führte der König das Gros seines Heeres auf Reppen längs des sogenannten Hünerfließes durch die neuendorfer Haide auf die sogenannte Pechstange, ein Plateau, welches die Höhen, auf denen sich die Russen befanden, bestrich. Hier ließ Friedrich eine furchtbare Batterie von 60 schweren Geschützen aufpflanzen, unter deren Schutze nun die Evolutionen ausgeführt werden sollten.

Es war gegen elf Uhr Morgens, als diese Batterie ihr Feuer eröffnete. Mehre Nebenbatterien begannen gleicher Zeit ihre Action, und die fink'sche Artillerie von dem bischofsseer Berge hatte bisher noch keine Minute geschwiegen.

Soltikow war durch diesen zweiten Angriff um so mehr überrascht, da sein Verlust auf dem linken Flügel schon sehr beträchtlich war. Seine Artillerie hatte bis jetzt keinen Eindruck hervorbringen können, da der Feind außer bei Trettin noch nirgends eine feste Stellung genommen hatte. Demungeachtet hatte er seine sämmtlichen Geschütze spielen lassen und ihr Donner ein erdbebenartiges ununterbrochenes Getöse verursacht, welches auf 15 Meilen hörbar gewesen.

Dieser Lärm konnte die Preußen nicht schrecken; er war ihnen oft genug schon vorgekommen. Nachdem die große Batterie der „Pechstange" ihr Feuer begonnen, ließ Friedrich rasch die acht Grenadierbataillone der Avantgarde zu Angriffen vorgehen. Der Tag war glühend heiß und der sehr beschwerliche Marsch durch die Heide hatte die armen Soldaten bis auf den Tod ermüdet, besonders der Durst ihnen wüthend mitgespielt, wie selbst dem Könige, der aus der schmutzigen Hand eines alten Bauern einen Trunk Wasser mit herzlichster Danksagung annahm. Aber der Augenblick war günstig, der Angriff so viel versprechend, daß der Soldat aller Beschwerden nicht achtete.

Bereits hatte der General von Fink mit der Arrièregarde erfolgreiche Angriffe ausgeführt, und gegen ihn war der Feind so engagirt, daß man hier nicht zu schweres Spiel erwarten durfte. Im Sturmschritt läßt Schenkendorf seine Grenadiere vordringen und erobert vor Kunnersdorf die Verschanzungen mit ihrem zahlreichen Geschütz. Sogleich rückt der König mit der Infanterie des ersten Treffens nach. Neue Batterien werden auf sehr kurze Distance aufgepflanzt. Ihre Geschosse wüthen auf's Fürchterlichste in den russischen Reihen, da sie dieselben schräg vor die Mündung nahmen.

Sobald die Preußen das Hauptwerk des russischen Centrums weggenommen hatten, und nun in Masse hinter die Fortificationslinie drangen, war die Lage der Russen eine höchst gefährliche. Jetzt konnte sich auch der linke Flügel, der für seinen Rücken besorgt sein mußte, nicht mehr in der exponirten Stellung halten. Decimirt durch Fink's schwere Artillerie, gab er sofort dem ersten Sturmangriffe dieses Generals nach und überließ ihm seine Fortificationen sammt Geschütz.

Preußische Batterien fanden in den russischen Flanken Stellung, während die russischen Batterien keine Action hatten. Das Blutbad der Russen war grausenhaft; doch gaben die Russen nur schrittweise nach, bis Kunnersdorf mit seinen Fortificationen und deren ungeheuerer Artillerie nach einem wüthenden Kampfe in preußische Hand übergegangen ist.

Jetzt ist die Stellung der Russen auf den Mühlbergen völlig unhaltbar. In größter Verwirrung geht der ganze russische Flügel eilend zurück.

Die Mannschaften suchen sich noch ein Mal im „Kuhgrunde“ hinter dem Centrum zu setzen. Da erstürmen die Preußen den „Spitzberg“ und neu errichtete Batterien schleudern Verderben in das Wirrsal der im feindlichen Centrum zusammen gedrängten Massen.

Auch von hier müssen die Russen weichen. Alles drängt sich in die Stellung des rechten Flügels auf die Judenberge. Drei Viertheile des Schlachtfeldes haben die Preußen im Besitz, was aber viel mehr sagen will, auch 180 Geschütze und den größten Theil der russischen Bagage. Nur eine einzige Batterie besaßen die Russen noch.

Hätte Friedrich hier die Schlacht enden lassen, so wäre auch der russische Feldzug zu Ende gewesen, denn es hätte ihnen wohl kaum einfallen können, ohne Artillerie weiter zu operiren. Kunnersdorf wäre aber auch Friedrich's glänzendster Siegestag gewesen, sowohl wegen der Art, in der er geschlagen, als wegen des Erfolges, der kein anderer sein konnte als der sofortige Rückzug der Russen nach Polen und der der Oesterreicher nach Böhmen.

Schon trafen die Russen eiligst Anstalt zum Rückzug. Aber Friedrich zweifelte, ob er ihnen den gestatten solle. So stand es um vier Uhr Nachmittags. Der Sieg war so vollständig, daß Friedrich bereits Couriere mit der erfreulichen Meldung nach Berlin und an den Prinzen Heinrich, der gegen Daun in Schlesien stand, abgeschickt hatte. Aber es gelüstete ihn den Russen die völlige Vernichtung zu geben, denn sie hatten es wegen ihrer Gräuelthaten verdient, und da sie fast ihre ganze Artillerie verloren hatten, konnte dem Könige sein Vorhaben durchaus nicht gefährlich scheinen. Doch fragte er die Generale Fink, Schenkendorf, Seidlitz u. a. um ihre Meinung. Diese Herren, wie viel ihnen auch des Königs Wünsche galten, konnten sich nicht enthalten, abzurathen. Es schien ihnen gefährlich allzu kühn mit dem Glücke zu spielen. Wolle der König noch einen Kampf, so, meinten sie, sei es rathsam, die Russen erst aus ihrer sehr günstigen Position auf den Judenbergen, die sie ja doch nicht behaupten könnten, herunter zu lassen und sie auf ihrem Rückzuge vor die Geschütze zu nehmen. Rathe dies die Klugheit um der Sicherheit des Sieges willen, so gebiete auf preußischer Seite auch die Nothwendigkeit, mit diesem ohnehin so höchst glänzenden Siege augenblicklich sich genügen zu lassen. Die Truppen seien nämlich nunmehr ganz unverwendbar. Bereits durch die äußerst forcirten Märsche der letzten Tage erschöpft, habe der heutige Tag ihre letzten Kräfte weggenommen, denn von zwei Uhr Morgens bis zu dieser Abendstunde sei ihnen weder eine Minute Ruhe, noch ein Bissen zur Stärkung zu Theil geworden.

Das waren in der That große Gründe, dem König von seinem Vorhaben abzuhalten. Er selbst billigte dieselben und war schon entschlossen,

der besseren Einsicht zu folgen, als die Erbitterung gegen die Barbaren, die seine Länder in so tiefes Elend versetzt hatten, seiner Leidenschaft überwältigende Kraft gab. So spottete Friedrich's Geist dem alten Sprichworte: „man soll dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen," und dieser Spott hatte sein schweres Verhängniß.

Abermals wurde der Befehl zum Angriffe gegeben. Und auch dies Mal wäre es beim Siege geblieben, wenn nicht zu seinem größten Unglück Friedrich den General Seidlitz von seinem Posten abberufen hätte. Wie wir wissen, lag der General Laudon mit einer starken österreichischen Armee in dem sogenannten „hohlen Grunde". Dieser umzog die Judenberge, auf denen jetzt die Russen standen und die nunmehr der Gegenstand des Angriffs der Preußen waren. Die Preußen standen daher in einer Abzweigung dieser Niederung. Griffen sie nun die Judenberge an, so führte der faule Grund Laudon in aller bequemster Weise in ihre linke Flanke. Mit guter Einsicht hatte der König daher den General von Seidlitz mit 20 Schwadronen gegen die Oesterreicher aufgestellt. Diese waren durch ihn gänzlich außer Terrain gestellt und neutralisirt, da aus dem Defilée vorzudringen ohne ungeheuren Menschenverlust unmöglich gewesen sein würde. Jetzt aber rief Friedrich den General Seidlitz von seinem wichtigen Posten ab. Er wollte den letzten Angriff auf die Russen forciren und hoffte, daß die Oesterreicher sich durch ihre angeborene Neigung zur Unthätigkeit würden halten lassen. Aber er hatte den Charakter Laudons, den er doch schon so oft kennen gelernt hatte, nicht genügend erwogen, und dafür sollte Laudon nun sein Besieger werden.

Als Seidlitz die königliche Ordre, sich dem linken Flügel der Armee anzuschließen, erhielt, glaubte er, daß ein Irrthum obwalte. Er hielt diese Ordre für unmöglich. Da sich aber kein anderer Gegenbeweis finden ließ, als dieser, der dem Könige Unbesonnenheit, mindestens Uebereilung zum Vorwurfe gemacht haben würde, so fügte sich Seidlitz als streng denkender Soldat und führte seine Reiterei ab. Kaum hatte Laudon das zu seiner größten Verwunderung bemerkt, als er seine Armee im faulen Grunde vorrücken ließ und nun den Augenblick erwartete, sich in die linke Flanke der Preußen zu stürzen. Bald genug erschien dieser.

Der Sieg, der um vier Uhr Nachmittags errungen war, war fast allein der preußischen Infanterie zu danken. Um diese zu schonen, meinte Friedrich nun auch von seiner Cavalerie ein Opfer fordern zu müssen. Die erste Angriffsordre erhielten also die 15 Schwadronen des Prinzen von Würtemberg. Mit zerstörender Wucht griffen diese die Russen auf den Judenbergen an. Die russischen Infanteriemassen werden über den Haufen geworfen und eine große Batterie steht ohne Deckung wie zur Wegnahme

hingesetzt. Da dringen Bataillone des Generals von Wedell heran, die Batterie zu nehmen. Allein schon sind neun russische Infanteriecolonnen gegen Würtemberg im Kampf, denen dieser den Platz lassen muß, da das Terrain durchaus für Cavalerie nicht geeignet ist. Und ehe nun die wedellsche Infanterie der Batterie sich bemächtigen kann, dringen zum Erstaunen der Kämpfer, die aus ihrem Winkel entlassenen Oesterreicher heran und besetzen die russische Position in solcher Stärke, daß nun preußischer Seits an eine Ueberwältigung derselben nicht mehr gedacht werden kann. Gleichwohl tobt der Kampf fort. Eilend zieht Laudon seine Batterien heran. Seine Kartätschen wüthen in beispielloser Weise. Die preußischen Batterien können zum Unglück jetzt nicht agiren, weil sie die eigenen Leute treffen würden.

Nun wirft sich Laudon's Reiterei, die das schönste Terrain gewonnen hat, in die Flanke der Preußen. Zwar sucht Seidlitz ihr zu wehren; allein hier giebt es nicht mehr ein Defilée zu bewachen, wo mit Wenigen viel gegen Viele gethan werden kann, sondern hier entscheidet die Uebermacht. Und wohl würde er mit Laudon's Cavalerie fertig, aber mit Laudon's Kartätschen, die von den Judenbergen hagelweise herabsausen ist nicht fertig zu werden. Schnell nach einander fallen die Generale Seidlitz, Würtemberg, Putkammer, jene schwer verwundet, dieser todt.

Da dergestalt der Kampf auf diese Stelle fixirt ist, rücken die Russen auf dem frei gewordenen Terrain wieder vor und besetzen den Spitzberg mit Artillerie. Die Oesterreicher nachahmend, überschütten auch sie nun die Preußen mit Kartätschen, unbekümmert darum, wie viele der Ihrigen dabei getroffen werden, und da es nun preußischer Seits unmöglich ist eine Höhe zu gewinnen, von der aus mit Artillerie die jenseitige Artillerie von den preußischen Bataillonen und Schwadronen abgezogen werden könnte, so dauert der Kampf fort, auf Friedrich's Seite mit dem ungeheuren Nachtheile, keine Artillerie nützlich verwenden zu können und von der fremden Artillerie alles ertragen zu müssen.

Dabei waren die Massen so zusammengedrängt, daß keine Kugel fehlen konnte, und dafür, daß es zu einer Entwickelung und einem geordneten Kampfe nicht kam, sorgte Laudon's Reiterei, die völlig freies Spiel hatte und sich selbst längs des reppener Waldes in den Rücken der Preußen warf.

Schon sind in dem Kartätschenhagel die Generale Fink, Hülsen, Wedell, Itzenblitz I., Spän, Knoblauch, Stutterheim, Itzenblitz II., Platen und Klitzing und verhältnißmäßig viele niedrigere Offiziere, unter denen der als Dichter berühmte Major von Kleist verwundet oder todt gefallen, schon ist in Folge des Abgangs so vieler Offiziere bei keiner Truppe mehr eine sichere

Führung, schon ist Verwirrung auf allen Hauptpunkten eingerissen, als, spät genug, der König den Kampf abzubrechen und wenigstens einen Theil der am Morgen errungenen Vortheile zu sichern sucht. Allein der Feind mag nun seine Vortheile nicht verlieren. Seine Batterien schienen sich zu verdoppeln, die Russen sind von der Rache aufgelebt und die Cavalerie benutzt den glücklichen Umstand, ein mehr als je leichtes Spiel zu haben.

Nun gehen allenthalben die Preußen zurück. Da sie aber von dem reppener Wege abgeschnitten sind, müssen sie sich auf den trettiner Weg schlagen, der auf Brücken und Dämmen durch Sümpfe führt. Da gilt es wenigstens den Rückzug zu sichern, wenn auch sonst nichts zu retten ist. Friedrich hält sich's angemessen, selbst dieses gefährliche Geschäft zu übernehmen. Rasch setzt er sich an die Spitze des Regimentes Lestwitz, führt es gegen den wüthenden Feind und errichtet unter den Müllerbergen in ziemlich vorgeschobener Stellung eine Batterie. Aber bald genug ist Friedrich's Batterie das Ziel vieler feindlicher Batterien. Die Kugeln fliegen so dicht, daß in seiner Umgebung in jeder Minute Menschen fallen. Seine Flügeladjutanten von Wendessen und Coccegi haben gleiches Schicksal. Der König verliert in wenigen Minuten zwei Reitpferde und muß zuletzt das des Hauptmanns von Götzen besteigen. Eine Flintenkugel trifft ihn, wird aber durch ein goldenes Etui gehindert einzudringen. Man will den König veranlassen den gefährlichen Platz zu verlassen. Aber er weigert sich mit dem Bemerken, er müsse seine Schuldigkeit so gut thun wie jeder Andere. Aber seine Bravour konnte das Verlorene nicht mehr wieder bringen. Und als nun russische Cavalerie ihn abzuschneiden drohete von dem einzigen Rückzugsweg, da mußte er wohl der Gefahr, in Gefangenschaft zu gerathen, weichen.

Begleitet von etwa 100 Leibhusaren unter dem Rittmeister von Prittwitz sprengt er nach dem Damme, auf welchem seine Armee sich in buntem Gemisch im Rückzuge befindet. Aber noch hat er ihn nicht erreicht, als am Ausgange eines Hohlweges ein Kosakenschwarm ihn abzuschneiden sucht. Die wilden Maskowiten schienen den Werth des Fanges zu kennen. Der König hält sich schon für verloren und ruft dies seinem Hauptmann von Prittwitz zu. Da verzehnfachen die Leibhusaren ihre Kraft, hauen nieder, was ihnen naht, machen alle Angriffe der Kosaken vergeblich und bringen den König glücklich auf den Damm, dessen zu beiden Seiten ausgebreitete Sümpfe ihn vor weiteren Angriffen sichern. So gelangte Friedrich glücklich nach Bischofssee, wo er, kaum zwei Kanonenschüsse weit vom Feinde, trotzig genug stehen blieb, um die nächsten Trümmer seines Heeres zu sammeln.

Trettin, Etscher und Goritz waren desgleichen Sammelplätze. Seine

Husaren mußten die Gegend durchstreifen, um Versprengte heranzuführen. Aber nur wenige Truppen fanden sich hier zusammen. Der geeignetste Sammelplatz war Reitwein, weil sich dort die Pontonbrücken befanden. Dahin begab sich auch Friedrich noch in derselben Nacht, die er schlecht genug auf Stroh in einer elenden Hütte bei Quetschen verbrachte, um einigen verwundeten Offizieren ihr Lager in einem besseren Hause nicht zu rauben. Am Morgen war er in Reitwein, wo er von seiner zertrümmerten Armee desselben Tages nur 18,000 Mann wieder zusammenbrachte.

Während Friedrich bei dem Siege am Nachmittag des vorigen Tages 180 russische Geschütze erobert hatte, hatte er nun bei der Niederlage am Abend nicht nur diese, sondern auch 172 Stück der eigenen Geschütze verloren, so daß von allen Waffenplätzen mit höchster Eile neue Geschütze exquirirt werden mußten. Nächst den Geschützen waren 26 Fahnen, 2 Standarten und viele Wagen verloren gegangen. Aber der Verlust an Mannschaft war so ungeheuer, wie noch nie in einer Schlacht außer der von Kollin. Er betrug nicht weniger als 534 Offiziere und 17,961 Mann.

Es konnte den König nicht sehr beruhigen, daß auch die Feinde schwere Verluste erlitten, nämlich an 670 Offiziere und 15,506 Gemeine. Sie konnten ihren Verlust leichter ersetzen; und doch dankte es Friedrich ihrem Verluste, daß sie den Gedanken, den Sieg zu verfolgen und seine Macht völlig zu vernichten, aufgaben. Soltikof meinte, er wünsche nicht einen zweiten solchen Sieg zu gewinnen, denn sonst würde er selbst der Bote seines Sieges sein müssen. An seine Kaiserin schrieb er, er habe über 16,000 Mann verloren, und sie werde sich nicht wundern, da sie wisse, daß der König von Preußen seine Niederlagen sehr theuer verkaufe.

Nie hatte Friedrich der Große seine Armee in solcher Zerrüttung erblickt. Ihr Zustand nach der Schlacht von Kollin hätte gegen den hier noch für probemäßig gelten können. Er war weit entfernt, Anderen als sich selbst die Schuld beizumessen. Das überraschende Glück hatte ihn die weise Genügsamkeit verachten lassen, und das Schicksal wollte, daß seine Prüfung noch nicht vorüber sei. Wie sein Sieg am vorigen Tage um vier Uhr Nachmittags stand, durfte er hoffen den Frieden zu erlangen. Dieses Glück war nun wieder auf eine peinlich unbestimmte Zeit hinaus geschoben.

Als er am folgenden Tage sah, daß der Feind von jeder Verfolgung abstand, erwachte sofort seine Hoffnung wieder, er hielt noch nichts für verloren, sein unerschöpflicher Geist zeigte ihm wieder neue Hilfsmittel, und diese zu nützen brauchte er nur die angemessene Zeit. Der augenblickliche Zustand war freilich erschreckend. Von den 53 Bataillonen und 98 Schwadronen, die er in die Schlacht geführt, war keine einzige schlagfähig zurück=

gekehrt. Zu seiner Vertheidigung war nur das Corps des Generals von Wunsch (10 Bataillone und 8 Schwadronen), welches auf dem andern Oderufer gestanden hatte, um den Russen den Weg nach Sachsen zu versperren, verfügbar. Vom schwedischen Schauplatze zog er ein 9000 Mann starkes Corps unter dem General von Kleist heran, ganze Züge von Geschützen kamen aus Berlin, Stettin und Küstrin, und so sah Friedrich wieder wie Recht er hatte, wenn er den Grundsatz hegte, daß zum Untergange nichts so sicher führe, als zu schnelles Verzweifeln.

Bereits am Tage nach der Schlacht hatte Friedrich dem Herzog Ferdinand von Braunschweig sagen lassen, daß, wenn er nicht verfolgt werde, nicht viel verloren sei. Wohl war viel verloren, aber durch die gewonnene Zeit konnte alles wieder ersetzt werden. Die Zeit zu gewinnen war aber eben die Kunst. Niemand verstand sie besser als Friedrich. Kaiser Franz Joseph hätte ihn wie Joseph II. studiren sollen, und gewiß besäße er noch heute die Lombardei und Venetien, wohl auch seine Geltung in Deutschland. Den Feinden keine Zeit zu lassen, und die zu nützen, die er läßt; das Spiel nie verloren zu geben, so lange nicht die letzte Minute verloren ist, das war der Grundsatz, dem Friedrich das Glück verdankte, über Schicksale erhaben geblieben zu sein, dem ein Anderer erlegen sein würde. Am Abend der Schlacht sagte er zu dem Adjutanten des Herzogs von Braunschweig, der ihm die Nachricht vom Siege bei Minden überbracht hatte: „ich fürchte, daß sie nicht gut durchkommen und die Oesterreicher in Berlin, die Franzosen in Magdeburg finden werden.“ Schon am folgenden Tage konnte er dagegen sagen: „es ist nicht viel verloren;“ und dies darum, weil die Sieger ihm eine Nacht Zeit gelassen hatten.

Am Abend nach der Schlacht glaubte Fermor und Laudon es sich und ihren Generalen schuldig zu sein, den unerwarteten Sieg durch ein tüchtiges Zechgelag zu feiern. In allen Offizierzelten fand begreiflicher Weise dieser glückliche Einfall Beifall. Am Morgen waren die Köpfe verdreht, und als man endlich an die Verfolgung des geschlagenen Königs dachte, da sah man ihn mit Verwunderung dicht hinter dem Schlachtfelde in der Mitte einer Truppenmasse von 18,000 Mann, die die Einbildung natürlich vergrößerte, zum Schutze des Oderübergangs stehen. Die Herren hatten in Friedrich's Schicksale erkannt, daß es gefährlich ist, die Treue des Glücks allzukühn zu versuchen, und fürchteten eine gleich bittere Lehre. So blieben sie unschlüssig und unthätig auf dem Schlachtfelde, Friedrich war aber desto thätiger vor ihnen bei Reitwein.

Hier blieb er noch drei volle Tage mit imponirender Sicherheit. Am 16. zog er in zwei Colonnen nach dem wenig entfernten Madelitz. Behielt

diese Berlin deckende Stellung wieder drei Tage. Am 19. August zog er, um sich seinen Hilfsquellen zu nähern nach Fürstenwalde, wo er zehn Tage stehen blieb. Jetzt war sein Herr schon wieder auf 28,000 Mann angewachsen und 10 bis 12,000 Mann hatte er vom Herzog Ferdinand zu erwarten, der nach dem Siege bei Minden über die Franzosen für kurze Zeit ihrer entrathen zu können hoffte.

Wenngleich Friedrich in dem ersten Augenblicke alle Hoffnung aufgegeben und sich selbst nicht enthalten hatte, dies in einem Briefe an den Minister von Finkenstein mit den Worten auszudrücken: „es ist ein entsetzliches Unglück; ich werde es nicht überleben; die Folgen der Schlacht werden noch verderblicher sein als die Schlacht selbst; ich habe keine Hilfsquellen mehr und, um nicht zu lügen — ich halte alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu auf ewig!" so war er doch schon am 16. August, also drei Tage nach der Schlacht, voll der besten Hoffnung und entschlossen, dem Feinde entgegen zu treten, wenn er Miene machen sollte auf Berlin zu operiren. Da schreibt er aus dem Lager von Madelitz an den Marquis d'Argens: „Der Sieg war mein und würde glänzend gewonnen sein, wenn meine Infanterie nicht zur Unzeit unruhig geworden wäre. Jetzt ist er verloren und — ich selbst trage die Schuld. Aber die russische Infanterie ist gänzlich ruinirt und ich habe wieder 32,000 Mann beisammen. Ich werde mich dem Feinde entgegen stellen und mich würgen lassen oder die Hauptstadt retten. Man soll nicht sagen, daß es mir an Standhaftigkeit fehle."

Im Augenblicke gänzlicher Entmuthigung bildete sich der König ein, von einer schweren Krankheit befallen zu sein. Um sich zu beruhigen und sich einen Augenblick sorgenfrei zu machen, übergiebt er den Oberbefehl dem General von Fink. Allein die unüberwindliche Sorge um Ehre, Staat und Heer läßt ihn nicht krank sein und er steht mitten in der Nacht von seinem Strohlager auf und schreibt eine umständliche Instruction für den General von Fink. In dieser spricht er aus, was er erwartet, was er in der Lage der Feinde sicher thun würde, was diese aber zu seinem Glücke nicht thaten. Da heißt es: „Hadik wird nach Berlin gehen, Laudon vielleicht auch. Gehen Sie beiden nach, so werden die Russen Ihnen in den Rücken kommen; bleiben Sie an der Oder stehen, so werden Sie den Hadek in der Flanke haben."

Am Schlusse dieser Instruction befiehlt er die Befehle seines Bruders Heinrich als die eines Generalissimus zu beachten, und für den äußersten Fall (den seines Todes) die Armee seinem Neffen (dem Thronfolger) schwören zu lassen. Die Instruction schließt mit den Worten: „Dies ist der

einzige raht, den ich bei denen unglücklichen umbständen in Stande zu gehben bin, hette ich noch resourssen So wehre ich dabei geblieben."

So hatte Friedrich in der Voraussetzung dessen, was er von dem Feinde erwartete, alles aufgegeben. Sobald er in den nächsten Tagen sah, daß der Feind von dem Erwarteten nichts that, war er vollständig wieder aufgerichtet, und General von Fink konnte sich nicht rühmen, den Oberbefehl nur einen Tag lang ausgeübt zu haben. Erst gegen Ende des Monats (August) fing Soltikof sich an zu bewegen. Verhandlungen mit Daun, Meinungsverschiedenheit und Unklarheit in seinen Aufgaben (die doch dem Könige so klar waren) hatten ihn in Unthätigkeit bei Frankfurt festgehalten.

Darüber war die günstige Zeit vergangen, wo man Berlin hätte mit einem Detachement nehmen, den König mit dem Gros vernichten oder aus dem Felde schlagen und dem ganzen Kriege zu Preußens Unglück ein Ende machen können. Jetzt wagten die drei verbündeten Feldherren Soltikof, Laudon und Hardik nur noch vereinigt gegen Berlin zu gehen. Kaum konnten sie sich dieser Aufgabe entziehen. Sie war ihnen von ihren Höfen übertragen, denen alles an Friedrichs Demüthigung und an der glücklichen Beendigung des Krieges lag.

Dieses Ziels halber hatten ja die beiden Königinnen das Füllhorn ihrer Gnade in so ungewöhnlicher Weise ausgeschüttet. Denn Elisabeth zögerte nicht, gleich auf den Siegesbericht den Grafen Soltikof zum Marschall zu ernennen, für sämmtliche Soldaten, die an der Schlacht Theil genommen, eine Denkmünze, Halbjahressold und Befreiung von Schanzarbeiten zu verfügen. Gleichermaßen ernannte Maria Theresia den General Laudon zum Generalfeldzeugmeister und streute Diplome und Orden in Masse aus.

Natürlich erwarteten die beiden Monarchinnen, daß ihre Feldherren dafür erkenntlich sein würden, und gewiß hätten sie sich nicht geirrt, wäre nur nicht schon die günstige Zeit verloren gewesen und hätte ein gemeinsamer Plan bewerkstelligt werden können. Soltikof forderte, daß auch Daun sich mit ihm vereinige und Berlin nunmehr das Ziel des Feldzuges sei. Daun dagegen forderte, daß Soltikof nach Sachsen operire, um dies ganz in Oesterreichs Gewalt zu bringen. Soltikof wieder lag durchaus nichts an Oesterreichs Vortheile in Sachsen, sondern hatte Preußens nördliche Provinzen im Auge, die dem russischen Interesse viel besser entsprachen. Dabei glaubte er den Oesterreichern bereits einen Dienst geleistet zu haben, der der Entgeltung werth sei und forderte, daß Daun der russischen Armee seine Magazine öffne. Dieses Verlangen motivirte er durch die große Entfernung seiner Magazine und die gänzliche Erschöpfung des Landes.

Daun, der zu einer Unterredung selbst nach Guben gekommen war,

konnte sich nur schwer und nicht mit aufrichtigem Herzen verständigen. Die Vereinigung mit Soltikof wies er entschieden mit der Entschuldigung ab, daß er Böhmen nicht dem preußischen Corps unter dem Prinzen Heinrich und dem General Fouqué preisgeben könne. Sachsen, sagte er, habe er nicht weniger zu decken, damit die Reichsarmee, die eben daran sei Dresden zu nehmen, freies Spiel behalte; auch haben die Russen bei ihrer Operation auf Berlin ihn einer Flankendeckung gleich zu achten, da, wenn er seine Stellung in Schlesien und den Lausitzen aufgäbe, der Prinz Heinrich von Preußen nicht zögern werde, sich gegen sie zu wenden. Dabei machte Daun aufmerksam darauf, daß man doch zur Eroberung Berlins und der Mark Brandenburg eigentlich seines Heeres gar nicht bedürfe, denn wenn es möglich gewesen, den König Friedrich bei Kunnersdorf zu schlagen, so sei er jetzt viel weniger zu fürchten, wo seine Macht nur aus den Trümmern eines Heeres bestehe.

Wie viel Wahres auch in dieser Behauptung lag; Soltikof hatte kein williges Ohr für dieselbe. Er meinte, Oesterreich wollte ihn für seine Zwecke mißbrauchen, wie es bei Leuthen die Baiern und Würtemberger, gleichzeitig die Reichsvölker, vor 75 Jahren die Polen, später die Sachsen und Brandenburger und zu allen Zeiten seine Bundesgenossen als gutwillig Dumme mißbraucht habe. Die Russen, meinte er, hätten die größte Schlacht dieses Krieges geschlagen und an 20,000 Mann geopfert. Nun möge Oesterreich etwas Gleiches thun und gleiche Opferfähigkeit zeigen, aber nicht erwarten, daß die Russen sich dazu hergeben, Oesterreichs Narren oder Knechte zu spielen, wie es andere Nationen gethan. Sie seien bereit, als Bundesgenossen dem Zwecke (der ja doch eigentlich nur auf Oesterreichs Seite liege, da ihnen nur etwa der Gewinn derjenigen preußischen Länder, die nicht Reichsländer seien, in Aussicht stehe) Opfer zu bringen, so lange Oesterreich mit Opfern vorangehe, und jedenfalls nicht mehr als Oesterreich.

Diese Meinung, die Soltikof mit russischer Geradheit und Derbheit aussprach, konnte von Daun nicht beschwichtigt werden. Schmeichelei und namentlich die Vorspiegelung, Soltikof werde sich als der letzte und entscheidende Besieger eines Friedrichs des Großen einen unsterblichen Namen in die Geschichte setzen, konnte diesen durchaus nicht bestechen. Soltikof wies als ein Mann von russischem Verstand und Sinn diese Ideen- und Wortmaneuvre mit der einfachen Bemerkung ab, daß ein Pfund russischen Blutes jeden eingebildeten Gewinn um so mehr überwiege, wenn der reelle Gewinn auf die andere Seite falle. Mit Mühe und erst durch die feste Zusage, daß Daun für die Verpflegung der russischen Armee sorgen wolle, bewog dieser den Grafen Soltikof auf die Vereinigung der daun'schen Armee mit

der seinigen zu verzichten und mit der Verstärkung durch die Corps von Hadik und Laudon befriedigt, gegen Berlin und die Mark Brandenburg weiter zu operiren. Aber seine Unzufriedenheit war keineswegs beseitigt.

So rückten nun Soltikof, Laudon und Hadik über die Oder und nach Müllrose vor. Der König befand sich im Lager von Fürstenwalde. Nicht so schnell hatte er die Nachricht von der Bewegung des Feindes erhalten, als er Marschordre gab und sich schon folgenden Tags (30. August) zwischen Beeskow und Borne dem Feinde mitten in den Weg lagerte. Viel stand auf dem Spiele. Wittenberg, Torgau und Leipzig hatten sich, soweit die Nachrichten bis auf diesen Tage reichten, dem Feinde übergeben müssen, Dresden war aller Wahrscheinlichkeit nach auch schon in Feindes Hand. Berlin und Magdeburg waren die letzten Pfänder, von denen das Fortbestehen abhing. Sie verlieren war gleichbedeutend mit alles verlieren.

Wie wenig Friedrichs dürftiges kleines Heer auch den dreifach überlegenen Feinde erschrecken konnte; die Art und Weise, wie sich Friedrich ihm in den Weg legte, war imponirend. Als nun die Russen wieder eine kleine Bewegung machten, rückte er ihnen sofort wieder vor's Gesicht, hinter Beeskow, und schlug da ein durch Sümpfe geschütztes Lager bei Waldow.

Diese Stellung hatte er mit guter Einsicht gewählt. Da die Neumark, namentlich die Gegenden auf dem rechten Oderufer gänzlich zerstört und ausgezehrt waren, so mußten sich die Russen auf die Zufuhr aus den österreichischen Magazinen in der Lausitz verlassen. Friedrich wußte, welchen Werth Soltikof in seinen Verhandlungen mit Daun auf die Verpflegung seines Heeres gelegt und daß dieses sich ohne diesen Beistand hier nicht mehr zu halten im Stande sei. Durch seine Stellung nun hatte er dem Feinde die Zufuhren aus den österreichischen Magazinen abgeschnitten, wenigstens sehr erschwert, und Prinz Heinrich, von welchem der König sagte, er sei der Einzige, der in diesem Kriege keinen Fehler begangen habe, vervollständigte Friedrich's Demonstration in höchst genialer Weise.

36.

Prinz Heinrich's Zug.

Prinz Friedrich Ludwig Heinrich, den 18. Januar 1726 geboren, also 32 Jahre alt, war der jüngste der preußischen Feldherren und ohne Frage doch der vorzüglichste. Er glich hinsichtlich seiner militairischen Eigenschaften,

selbst in seinen Geistesneigungen vollkommen seinem großen Bruder und wurde daher von diesem außerordentlich geliebt, wie er umgekehrt diesen bis zur Selbstaufopferung liebte. Sein Scharfsinn machte es dem Feinde fast unmöglich ihn zu täuschen, und seine Entschiedenheit und Raschheit wußten immer im rechten Augenblicke Hilfe zu bringen und die besten Pläne des Feindes zu durchstreichen.

Er war im ersten schlesischen Kriege als Oberst eingetreten. Schon in den Schlachten von Czaslau und Hohenfriedberg hatte sein Name geglänzt. Nicht weniger bei Prag und Roßbach, wo er als Commandeur eines Infantericcorps den Sieg entschieden. Sein Oberbefehl in Sachsen war meisterhaft geführt, bei Hochkirch paralysirte er den Erfolg der feindlichen Waffen und jetzt war er wieder Derjenige, der zur Abwendung der verderblichen Folgen der Schlacht bei Kunnersdorf das Meiste beitrug.

Die Instruction, welche ihm Friedrich nach dem schweren Schlage zugehen lassen konnte, war sehr unbestimmt und unzulänglich. Heinrich mußte bei seiner eignen Einsicht Rath suchen und diese hatte ihn noch nie verlassen, sie verließ ihn auch hier nicht. Anstatt entmuthigt zu sein wie sein verstorbener Bruder, der ehemalige Prinz von Preußen, nach der Schlacht bei Kollin, fühlte er sich nur zu desto stärkerer Thätigkeit aufgerufen, und seine Thätigkeit konnte den Zweck nicht verfehlen, da er wußte, worauf es ankam.

Kaum hatte der Prinz die Nachricht erhalten, daß bei Kunnersdorf das schwerste Unglück über die Armee des Königs gekommen sei, als er den Entschluß faßte, seine Armee dem Könige zuzuführen, sofern die Russen gegen Berlin vordrängen, und auf keinen Fall eine Vereinigung der großen daun'schen Armee mit der russischen zu Stande kommen zu lassen.

Wie wir wissen, führte er das Commando in dem unangreifbaren Lager von Schmottseifen. Seine Aufgabe war Schlesien gegen Daun zu behaupten und diesen in Unthätigkeit zu halten.

Daun hatte bisher in der Lausitz gelegen und daselbst große Magazine zu Görlitz, Löbau, Bautzen und Zittau errichtet und dergestalt die Lausitz zu seiner Operationsbasis gemacht. Er konnte von hier aus mit gleicher Sicherheit nach Schlesien, der Mark und Sachsen operiren und dergestalt die drei Hauptkriegsschauplätze vereinigen.

Als nun die Schlacht von Kunnersdorf verloren war, schien alles davon abzuhängen, daß dieses Mittelglied in der Kette der Feinde neutralisirt und wenigstens gehindert werde, seinen Einfluß für den nördlichen Kriegsschauplatz, als den gefahrdrohendsten, geltend zu machen. Daß dieses letztere von Daun beabsichtigt wurde, verrieth sofort seine bedeutsame Bewegung von

Lauban über Priebus hinter Triebel, wodurch er sich bis auf einige Märsche dem russischen Lager näherte.

Alsbald aber rief Prinz Heinrich den General Fouqué mit seinem Corps von Landshut heran, gab diesen nunmehr unbedrohten Posten frei, übertrug Fouqué das Commando von Schmottseifen und ging mit dem größten Theile seines Corps, dem Feldmarschall Daun zur Seite, auf dem rechten Boberufer bis Sagan hinab. Da er Daun nicht wohl angreifen konnte, bedrohte er nun dessen Magazine und das zum Schutze derselben unter dem Befehle des Generals de Ville zurückgelassene österreichische Corps.

Dies zwang Daun sofort zum Stillstande. Es schien als habe der Feldmarschall Lust dem Prinzen eine Schlacht zu liefern, denn er kehrte schnell um und ging bis Sorau gegen ihn, so daß beide eigentlich nur noch durch den Bober von einander geschieden waren. Indessen hatte Daun eben so wenig Lust anzugreifen, als Heinrich Lust seine viel zweckmäßigere Absicht gegen die österreichischen Magaziene in der Lausitz aufs Spiel zu stellen. Es unterlag ja keinem Zweifel, daß wenn diese Magazine den Oesterreichern geraubt wurden, Daun sich Böhmen nähern oder nach Sachsen wenden mußte und die vereinigte Armee Soltikof's, Laudon's und Hadik's sich in der Neumark durchaus nicht mehr halten konnte.

In der Besorgniß für die Lausitz, die durch de Ville freilich nicht genügend geschützt war, rief Daun am 5. September das hadik'sche Corps von Soltikof ab. Allein dieses Corps war gezwungen sich nach Sachsen zu wenden, da das preußische Corps unter dem General Wunsch bereits in schönster Weise operirte, dem Reichsheere alle Vortheile wieder weg zu nehmen, die es so billig gewonnen, als der König fast alle dortigen Truppen an sich zu ziehen gezwungen gewesen. Zudem war General Fink wieder in vollem Marsche auf Sachsen. Denn kaum hatte der König erfahren, daß Oesterreicher und Reichsarmee beeifert seien, sich sein kunnersdorfer Unglück zu Nutzen zu machen, als er den General Fink mit 9 Bataillonen, 32 Schwadronen und 1200 Husaren nach Sachsen detachirt hatte. Dies konnte er ja riskiren, da Fink's Division durch das vom schwedischen Schauplatze herangezogene kleist'sche Corps genügend ersetzt war, die Russen sich entschieden abgeneigt zeigten nach Berlin zu operiren und die daun'sche Armee durch den Prinzen Heinrich auf dem südlichen Schauplatze festgehalten wurde.

Die glücklichen Unternehmungen des preußischen Generals Wunsch und der Marsch Fink's nach Sachsen, brachten den Feldzugsentwurf des Feldmarschalls Daun in völlige Verwirrung. Er wußte in der That nun nicht, was er thun sollte. Ueberzeugt nur war er, daß ihm die Lage der Dinge entschieden verbiete mit den Russen gemeinschaftlich gegen die Mark Bran-

denburg zu operiren. Hier aber riefen die Interessen in Schlesien, wo seine Generale von Harsch und von Beck vergebens sich bemühten, den General Fouqué zu schädigen, in der Lausitz, deren wichtige Magazinplätze gegen den Prinzen Heinrich nicht genug gesichert werden konnten, und in Sachsen, wo kaum alles gewonnen war, und doch alles wieder auf dem Spiele stand. Es schien dem Feldmarschall desto wichtiger, den König nicht wieder in den Besitz Sachsens gelangen zu lassen, da Sachsen sich bisher als eine der wichtigsten Hilfsquellen des Königs bewährt hatte.

Dem Prinzen Heinrich kam jetzt alles darauf an, Daun von Soltikof abzuhalten. Durch sein Vorrücken nach Sagan hatte er den Marsch desselben bereits aufgehalten. Nun warf er sich in Daun's Rücken, schnitt ihn von seinen Magazinen ab und zwang ihn dergestalt auf Bautzen zurückzugehen. Zugleich setzten die preußischen Generale Fink und Wunsch Sachsen neu in Gefahr, und so hielt es Daun für seine Aufgabe, sich auch diesem Lande zu nähern. Kaum aber hatte er die Lausitz verlassen, als Prinz Heinrich sich gegen das Corps des österreichischen Generals de Ville wendete, dieses nach Böhmen trieb und sich der österreichischen Magazine theils bemächtigte, theils sie zerstörte.

Dieser Meisterstreich war für Soltikof entscheidend. Er mußte nun entweder nach Daun's Willen nach Sachsen gehen, wo aber eben so wenig für ihn gesorgt war, oder sich durch einen Rückzug seinen Hilfsquellen nähern. In jedem Falle waren Berlin und die Mark Brandenburg gerettet.

Als Daun den Verlust seiner Magazine erfuhr, kehrte er sofort wieder nach der Lausitz um. Er hatte hier nichts mehr zu retten, wohl aber in Sachsen etwas zu verlieren. Sein Zug war daher eine neue Verkehrtheit, wie sie sich Prinz Heinrich nur eben gewünscht hatte.

Als Daun mit seinem Heere wieder bei Bautzen anlangte, stand Prinz Heinrich bei Görlitz. Daun rückte näher. Seine Absicht war, dem Prinzen eine Schlacht zu liefern und ihn nach Schlesien zurückzuwerfen, um der mit dem hadik'schen Corps verbundenen Reichsarmee in Sachsen freies Spiel zu machen.

Dem Prinzen lag an dieser Schlacht um so weniger, jemehr ihm darum zu thun war, nach Sachsen zu gelangen, das jetzt seiner nothwendiger bedurfte als Schlesien, welches sich nun voraussichtlich bald wieder unter Friedrich's Hand befinden mußte. Zuverlässige Kundschafter berichteten dem Prinzen, daß der Feldmarschall Daun den 24. September zur Schlacht bestimmt habe. Da läßt Heinrich seine Armee am 23. in nächtlicher Dunkelheit das Lager mit größter Stille abbrechen, führt sie über Rothenburg um Daun's linken Flügel, vernichtet durch Ueberfall ein Corps, welches unter

dem General von Wehla nach Hoyerswerda detachirt ist, macht nicht nur diesen General selbst, sondern auch einen großen Theil der Mannschaft gefangen, vernichtet daselbst ein österreichisches Magazin, und steht am anderen Tage auf sächsischer Seite, während Daun wider Willen und Erwarten auf schlesischer Seite steht. Als der Feldmarschall am Morgen des 24. September sein Heer zur Schlacht ordnete, kam allerseits von den Vorposten die Meldung, daß von dem Feinde, der geschlagen werden solle, nirgends eine Spur zu erblicken sei.

Anfangs war Daun höchst erfreut in der Meinung Prinz Heinrich habe sich nach Schlesien zurückgezogen. Allein die nach dieser Seite zur Verfolgung ausgesendete leichte Cavalerie kam mit der Versicherung zurück, daß nach Schlesien hin von der prinzlichen Armee kein Mann zu entdecken sei. Schon ahnte der Feldmarschall, daß er von dem Prinzen in den April geschickt worden, und am andern Tage wurde seine Ahnung zur Gewißheit. Er war getäuscht worden wie noch selten, Heinrich hatte ihn umgangen und jetzt eben, wo Daun erst Gewißheit erlangte, befindet sich der Prinz mit seiner Armee schon in Sachsen, wo er in Verbindung mit den Generalen Fink und Wunsch alle Errungenschaften des Reichsheeres mit einem Male vernichten und ganz Sachsen wieder in Besitz nehmen kann; denn Fink, Wunsch und Heinrich hatten vereinigt eine Stärke von 40,000 Mann.

Die Reichsarmee aus Sachsen zu vertreiben, war aber keineswegs der eigentliche Zweck des schnellen und künstlichen Zuges des Prinzen gewesen. Ein viel wichtigerer Zweck war, den Feldmarschall Daun nach Sachsen zu lenken, um dadurch dem Könige freie Bahn in Schlesien zu machen. Und diesen Zweck erreichte Heinrich vollkommen.

Daun, der Sachsen für das wichtigste aller Streitobjecte dieses Krieges hielt, dachte jetzt weder an Schlesien, noch an eine Vereinigung mit den Russen, die gerade jetzt den größten Erfolg hätte erlangen können, sondern eilte mit forcirten Märschen nach Dresden, damit dieses ja von dem Prinzen Heinrich nicht wieder genommen werde. Da der Prinz in Ermangelung eines Brückentrains bis nach Torgau hatte hinabgehen müssen, um die Elbe zu überschreiten, so rückte Daun bis Oschatz vor, ohne indessen eine Schlacht zu beabsichtigen, da die Armee Heinrich's nunmehr durch seine Vereinigung mit dem General Fink die respectable Stärke von 40,000 Mann erlangt hatte.

Indessen konnte Heinrich nicht damit zufrieden sein, hier auf der Schwelle Sachsens aufgehalten zu werden. Da er zu viel nicht aufs Spiel setzen mochte, so ersah er das österreichische Corps unter dem Herzog von Aremberg zu einem Schlage aus, und diesen erlitt es durch die Generale

Wunsch, Rabentisch und Fink in solcher Weise, daß dieses Corps für vernichtet angesehen werden konnte. Geschütze, Bagage und 1400 Mann mit 29 Offizieren und 1 General fielen in die Hände der Preußen, alles Uebrige fiel oder wurde versprengt.

Da nun die Reichsarmee bereits am 21. September durch den General Wunsch eine starke Niederlage erlitten hatte und jetzt die Nachricht einging, daß aus Schlesien bedeutende preußische Verstärkungen nahen, so konnte Daun in dieser weit vorgeschobenen Stellung nicht bleiben, ohne Dresden und seine Verbindung mit Böhmen auf's Spiel zu setzen. So viel war dennoch unleugbar gewiß, daß er auch diesem Feldzuge keine Frucht abgewonnen, wenngleich ungeheure Unglücksschläge die preußischen Waffen betroffen hatten.

37.

Fall der sächsischen Festungen.

Als der König Friedrich seinen Zug zu Anfang Augusts gegen die Russen unternahm, verstärkte er sein kleines Heer hauptsächlich durch die in Sachsen stehenden Truppen. Die Besatzungen von Leipzig, Torgau und Wittenberg schwächte er in solcher Weise, daß in diesen Plätzen nur wenige, dazu fast unbrauchbare Invaliden, Verwundete oder Kranke zurückblieben. Selbst die Besatzung von Dresden mußte eine Verminderung erleiden, und freilich zwang die Stärke des österreichisch-russischen Heeres unter Soltikow zu verzweifelten Maßregeln. Friedrich rechnete darauf, daß Sachsen unter diesen Umständen nur etwa ein Fang der Reichsarmee werde, und diese hoffte er, wenn er mit den Russen glücklich fertig geworden, leicht wieder zu verscheuchen.

Nachdem nun aber die Schlacht von Kunnersdorf einen so unglücklichen Ausgang gehabt, und erwartet werden mußte, daß Oesterreicher und Russen gegen die Erblande und Residenzen operiren würden, so hielt es der König für nöthig, Sachsen aufzugeben und alle Kräfte auf dem nördlichen Kriegsschauplatze zu concentriren. So sendete er in der Nacht des 12. August an die Commandanten von Leipzig, Torgau, Wittenberg und Dresden den Befehl, im Falle sie angegriffen würden und keine Aussicht hätten sich zu behaupten, ihm die Truppen, Cassen, Armatur und Vorräthe durch Capitulation zu retten.

Leipzig fiel zuerst. Gänzlich exponirt und, seit Prinz Heinrich nach Schlesien abberufen war, im Operationsgebiete der Reichsarmee liegend, konnte es schon vor der Schlacht von Kunnersdorf nicht mehr behauptet werden. Die Besatzung bestand aus Invaliden, Gefangenen, Leichtverwundeten und Sachsen. Seit die sächsischen Truppen es für ihre Aufgabe gehalten, den ihnen abgedrungenen Fahneneid für unverbindlich haltend, sich dem Könige durch Untreue gefährlich zu machen, hatte man sie in die Festungen gesteckt.

Aber hier waren sie unter Umständen, wie die eben eingetretenen, nicht weniger gefährlich, da man bei jedem Ausfalle von ihnen Verrath fürchten mußte. Daher konnte der General von Hauß gar nicht daran denken mit seinen 2 Bataillonen Leipzig ernstlich gegen 12,000 Mann Reichsvölker unter dem General Andrä zu vertheidigen. Es mußte ihn zufrieden stellen, daß der feindliche General sich leicht abspeisen ließ. Diesem lag viel mehr an scheinbaren, als an wirklichen Heldenthaten, und da sich von Hauß erbötig zeigte, gegen freien Abzug mit Truppen, Cassen, Vorräthen, Armatur und Lazarethen, den Platz zu übergeben, so war derselbe keine Minute in Zweifel, ob er diese Capitulation genehmigen solle. Die Besatzung von Leipzig ging nach Wittenberg, bis auch dieser Platz geräumt und seine Besatzung, die meist aus Gefangenen und Sachsen bestand, von dem Obersten von Horn nach Magdeburg abgeführt wurde.

Durch die Aufnahme der Besatzung von Leipzig hatte sich die von Torgau auf 5 Bataillone verstärkt. Der Platz war noch nach mittelalterlicher Weise befestigt. Von den mächtigen Werken, die ihn jetzt umgeben, war keins vorhanden. Wenn er eine Festung genannt wurde, so hatte er auf diese Bezeichnung nicht viel mehr Berechtigung als Leipzig, welches zu allen Zeiten alles eher hätte heißen können als Festung, wenngleich seine Pleißenburg sich das Ansehen einer Citadelle gab.

Bereits 2 Tage vor der Schlacht von Kunnersdorf langte die Reichsarmee vor Torgau an und umstellte den Platz. Die Belagerung wurde von dem Prinzen von Stolberg mit 12,000 Mann unternommen. Er schien es jedoch auf eine regelmäßige Belagerung durch Annäherungswerke nicht abzusehen, die Stadt vielmehr durch forcirte Angriffe von Abend zu Morgen nehmen zu wollen; oder er rechnete auf die Gutwilligkeit des Commandanten Obersten von Wolffersdorf.

Dieser indessen hielt es für unehrenhaft zu capituliren, bevor er seine Munition verbraucht hatte. Dies setzte den Prinzen von Stolberg so in Zorn, daß er dem Commandanten die Erklärung geben ließ, er werde durch

Einäscherung der Städte Halle, Quedlinburg und Halberstadt Rache nehmen, wenn man ihm vor Torgau Schwierigkeiten mache.

Oberst Wolffersdorf ließ sich dadurch keineswegs schrecken, und die Reichsarmee kam nun in die üble Lage, gegen Erwarten sieben Tage lang preußisches Pulver empfinden zu müssen, dessen Geruch ihr bei Roßbach und im gegenwärtigen Jahre bei Korbitz so verhaßt geworden war. Nur erst, nachdem dem Commandanten der Befehl zugegangen, Torgau aufzugeben und seine Truppen nach Potsdam zu führen, wo sie zur Vertheidigung des damals noch durch die Russen gefährdeten Berlins besser verwendet werden konnten, entschloß sich der Commandant zu capituliren.

Prinz Stolberg, der seine Eroberung gern zu einer bedeutsamen Heldenthat gemacht hätte, mühete sich vergebens um sogenannte glänzende Bedingungen, mußte aber schließlich genehmigen, was Wolffersdorf vorschrieb, um nur zur Hauptsache, dem Besitze des Platzes zu gelangen. In der Capitulation hatte der Oberst von Wolffersdorf ausdrücklich bestimmt, daß der Eroberer von der Besatzung keine Leute unter seine Fahne aufnehme. Diese Bedingung führte eine das damalige Kriegswesen characterisirende Collision herbei. Als nämlich die preußische Besatzung abzog, hielt Stolberg, von seinen Offizieren umgeben, am Wege und trug kein Bedenken die abziehenden Truppen aufzufordern, ihrer Pflicht gegen den Kaiser bewußt, sofort die preußischen Fahnen zu verlassen und sich um ihn zu schaaren.

Kaum hatte Wolffersdorf dies wahrgenommen, als er Halt und gegen den Prinzen Stolberg Fronte machen ließ. Darauf erklärte er seinen Mannschaften, an ihnen hinabreitend, daß er Jeden erschießen lasse, der auf des Feindes Verlockung seine Fahne verlasse, und da doch ein Mann zum Prinzen Stolberg übertreten wollte, so hieb er diesen nieder. Dann sprengte er vor den Prinzen, und mit der Behauptung, daß er die Capitulation gebrochen habe, erklärte er ihn für seinen Gefangenen. Alles Protestiren des Prinzen war vergeblich, er mußte sich in ein Schanzwerk sperren lassen, und dort so lange als Gefangener bleiben, bis die preußischen Truppen vollständig abgezogen waren.

Selten mochte es vorgekommen sein, daß der Sieger sich als Gefangener in der Gewalt des Besiegten befunden. Dem Könige gewährte dieses ungewöhnliche Ereigniß in seiner großen Traurigkeit einen heiteren Augenblick. Es war eins von denjenigen Ereignissen, über welche Friedrich nach der Schlacht bei Roßbach gesagt: „In der Tragikomödie des Krieges kommen oft burleske Abentheuer vor, die mit nichts in der Welt Aehnlichkeit haben; aber freilich werden sie theuer erkauft.“ Diese Aeußerung war bei Roßbach dadurch veranlaßt worden, daß er auf dem Schlachtfelde einen französischen

Offizier getroffen, der mit lautem Geschrei ein Lavement verlangt hatte. Er hatte dabei satyrisch bemerkt: „dies ist nicht die einzige Blöße, die sich heute die Franzosen gegeben.“ Nicht minder groß war die Blöße, die sich der Reichsgeneral Stolberg als gefangener Eroberer von Torgau gab.

Von größerer Bedeutung für den König, jedoch für die Reichsarmee und Oesterreicher um nichts ehrenvoller war die Eroberung von Dresden. Die Stadt wurde von 28,000 Mann eingeschossen. Den Oberbefehl führte der Generalissimus der Reichsarmee, Prinz von Zweibrücken. Unter ihm befehligten die österreichischen Generale Macquire, Brentano und Wohla. Der Feldmarschall Daun mit seinem großen Heere und der General Andrä mit 12,000 Mann deckten die Belagerung.

Die Besatzung war so schwach, daß eine Vertheidigung des ganzen Platzes nicht möglich war, und Graf Schmettau, der in Dresden befehligte, richtete sich nur für die Vertheidigung der Altstadt ein, welche auf dem rechten Elbufer liegt und der werthvollere Theil Dresdens ist. Die ersten Aufforderungen zur Uebergabe wurden von Schmettau mit eben so großer Entschiedenheit zurückgewiesen, als die ihnen folgenden Drohungen, mit denen der Prinz von Zweibrücken sich schrecklich zu machen suchte. Schmettau erwartete von dem Könige Hilfe. Er wußte, daß Dresden dem Könige viel galt. Was auch dem Könige durch die Russen begegnen mochte, sicher wußte Friedrich sein Geschick so zu leiten, daß er seinen Commandanten nicht im Stich ließ, und einige Zeit ließ sich ja wohl der Feind abwehren, zumal er zu einer regelmäßigen Belagerung wenig Lust zeigte.

Da erhielt der General von Schmettau am 25. August die Ordre des Königs, Dresden, wenn er es mit den unter seinem Befehle stehenden Truppen zu halten nicht vermöge, mit Capitulation dergestalt zu übergeben, daß Truppen, Cassen, Lazarethe, Depôts, Armatur und alles, was Kriegswerth habe, abgeführt werde. Ausdrücklich schrieb der König, daß er außer Stande sei, Dresden Hilfe zu bringen oder zu schicken.

Diese Ordre war unter dem ersten schrecklichen Eindrucke des Unglücks von Kunnersdorf gegeben. Die Ordre mußte sich ändern, sobald jener Eindruck verschwunden war und günstigere Zufälle neue Hoffnung erweckt hatten. General Schmettau konnte freilich nicht Ideenzusammenstellungen folgen, sondern mußte nach dem Buchstaben handeln, der ihm von des Königs Hand gekommen war. Zudem kannte er Friedrichs sichere Einsicht und Bestimmtheit. Zu glauben, daß Friedrich seine Ordre wiederrufen werde, hatte er dergestalt in der That keine Veranlassung.

So trat er nun mit dem Prinzen von Zweibrücken in Unterhandlung, die dieser auf so außerordentlich gefällige Weise förderte, daß man leicht

erkannte, es war ihm nur darum zu thun, Dresden auf gefahrlose Weise zu bekommen. Zweibrücken gestand nicht nur bereitwillig zu, daß Schmettau alles mit fortnehme, was gegenwärtig in seinem Besitze sei, sondern er machte sich sogar anheischig, die dazu nöthigen Transportfuhrwerke zu stellen. Dies erregte in der Folge Irrungen, die der Handlungsweise des Generals Schmettau den Schein der Incorrectheit verliehen und ihn um des Königs Gunst, deren er sich bisher so würdig gemacht hatte, brachten.

Die Belagerer betrieben den Abschluß der Capitulation mit desto größerem Eifer, je gewisser sie eine dem Könige günstige Wendung der Dinge aus der trotzigen Unthätigkeit der Russen hervorgehen sahen Die Bestätigung ihrer Befürchtung erfolgte nur zu schnell. Kaum hatten die Reichstruppen die Festungen Wittenberg und Torgau besetzt, als sie — noch vor Ablauf des Monats August — von den Preußen aus denselben wieder vertrieben wurden. Zwei preußische Corps, die von Wunsch und von Fink, kamen in Eilmärschen heran. Sicherlich wurde Dresden nie genommen, wenn es nicht eiligst genommen wurde. Darum durfte die Capitulation um keine Minute verzögert werden.

Dem General von Schmettau hätte die Eile des Feindes verdächtig erscheinen sollen. Sie mußte ihn veranlassen aufs Aeußerste zu zögern. Der Umstand, daß Wittenberg und Torgau von den Preußen wieder gewonnen und Wunsch und Fink eiligst heranzogen, mußte ihn überzeugen, daß die kriegerische Situation eine andere geworden als jene, Grund deren der König seine oben erwähnte Ordre erlassen. Aber entweder hatte Schmettau nicht rechtzeitig Nachricht über jene Ereignisse oder er hielt sich für bedingungslos an die königliche Ordre gebunden, genug, am 4. September, Abends 9 Uhr unterzeichnete er die Capitulation, und gestattete nun dem Feinde die Thore der Stadt und die Neustadt zu besetzen.

Da erhielt Schmettau früh am Morgen des folgenden Tages eine königliche Contreordre. In derselben hieß es: „er solle Dresden auf jeden Fall behaupten; thue er das, so leiste er dem Könige den größten Dienst.“

Gleichzeitig erhielt er von dem General von Fink die Nachricht, daß er in Kurzem Entsatz zu erwarten habe. Allein die Capitulation war einmal geschlossen, und Schmettau, der sich wahrlich nicht vor den Bomben der Reichsarmee fürchtete, scheint sich durch sein Wort gebunden erachtet zu haben.

Sobald der Inhalt der zweiten königlichen Zuschrift bekannt geworden, theilte sich die Meinung bei dem Offiziercorps der Besatzung. Die eine Partei hielt die Erfüllung der einmal abgeschlossenen Capitulation für Pflicht, die andere für nothwendig um jeden Preis des Königs Wunsch zu erfüllen.

Einen Vorwand, die Capitulation zu brechen, konnte man leicht den Umstande entnehmen, daß der Prinz von Zweibrücken das versprochene Transportfuhrwerk nicht stellte und die Oesterreicher die preußischen Pontonbrücken auszuliefern sich weigerten.

Die Collision der Meinungen war so groß, daß der Vicecommandant von Hoffmann von den Soldaten darum niedergeschossen wurde, weil er die österreichischen Posten von der Brücke zurückzutreiben forderte und die Soldaten, oder vielmehr ihren Hauptmann von Sydow der Verrätherei bezüchtigte. Graf von Schmettau suchte diesen Fall gröbster Indisciplin vor dem Könige dadurch zu entschuldigen, daß der Oberst von Hoffmann betrunken gewesen sei. Der König aber entgegnete, daß, wenn Hoffmann bei vernünftigen Einsicht betrunken gewesen, die ganze Garnison und Schmettau lieber an dieser Trunkenheit hätten Theil nehmen sollen. Schmettau, sonst ein Liebling Friedrich's, wurde des Dienstes entlassen. Wenn kein anderer Vorwurf ihn treffen konnte, so war es der, daß er Dresden verlassen hatte, ohne daß die Capitulationsbedingungen von dem Feinde genügend erfüllt waren.

Am 9. September befand sich Dresden in der Hand der Reichstruppen und Oesterreicher. Der Verlust war für Friedrich zwar groß, doch in der Folge zu seinem Nutzen. Denn sicher bewachte Daun Dresden wie einen Juwel, und versäumte dadurch auf dem schlesischen Schauplatze vieles und ganz besonders die Gemeinsamkeit in den Operationen mit den Russen.

Das übrige Sachsen kam sehr bald wieder in Friedrich's Hand. Wie wir wissen, hatte der General von Wunsch am 27. und 31. August bereits Wittenberg und Torgau wieder genommen. Eben stand er mit 4000 Mann vor Torgau unentschlossen, ob er sich gegen Dresden oder Leipzig wende, als von Leipzig her der General von Andrä mit einem Corps von 12,000 Mann heranrückte. Im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit schritt Andrä ohne genügende Ueberlegung zum Kampfe und erlitt durch Wunsch eine arge Niederlage.

Nun lag für Wunsch Leipzig offen und unbeschützt da. Der kühne Mann zögerte denn auch nicht, von den augenblicklichen Vortheilen Nutzen zu ziehen und, unterstützt von v. Fink, war er am 13. September Herr von Leipzig.

So hatte er die drei so schnell gefallenen sächsischen Plätze Wittenberg, Torgau und Leipzig eben so schnell wieder in Friedrich's Gewalt gebracht, und obschon Sachsen nach der Schlacht von Kunnersdorf verloren geschienen, vermißte Friedrich jetzt, einen Monat später, nichts weiter davon als Dresden.

38.

Friedrich's Zug nach Schlesien.

Der Feldzugsplan der Russen und Oesterreicher hatte durch den Prinzen Heinrich von Preußen eine gänzliche Veränderung erlitten. Alle Operationen derselben waren in Verwirrung gerathen. Soltikof konnte gegen Berlin nicht vorwärts, Daun war nach Sachsen gewürfelt, Laudon sah sich zwecklos an die Russen gefesselt, Schlesien hatte als Kriegsobject seinen Werth verloren, Sachsen an Werth gewonnen, was Schlesien verloren hatte, es war erobert, und doch wieder an Preußen verloren worden, weil die Vortheile der natürlichen Verbindung mit diesem Lande auf Preußens Seite lagen; durch die Hintansetzung Schlesiens und Hervorhebung Sachsens waren die Kriegszwecke Oesterreichs und Rußlands mehr als je von einander getrennt worden und die Alliance sah man in eine völlige Planlosigkeit versunken; das alles aber rettete Preußen, und das alles hatte der Prinz Heinrich durch seine Vernichtung der österreichischen Magazine in der Lausitz und durch seinen räthselhaften Zug nach Sachsen bewirkt, durch den Daun auf diesen Schauplatz herüber gezogen worden war.

Die Zerstörung der lausitz'schen Magazine machte sich nur zu schnell den Russen fühlbar. Die Neumark, leer an Menschen, Thieren und Vorräthen, konnte den großen Heeren Soltikof's und Laudon's durchaus nichts liefern. Hungersnoth drohete, und die Proviantzüge, denen man aus der Lausitz entgegen sah, ließen sich nur ein Mal sehen und kamen nicht wieder, denn aus dem fernen Böhmen das russische Lager mit Vorräthen zu versorgen, war bei Fouqué's und Heinrich's Thätigkeit gefährlich oder unmöglich; übrigens stand es in den böhmischen Magazinen so karg, daß Daun um seine eigene Armee Besorgniß zu hegen hatte.

Graf Soltikof erkannte darin eine absichtliche Vernachlässigung. Diese wäre bei seiner dauernden Unthätigkeit auch keinesweges unberechtigt gewesen; doch lag sicher mehr das Verhältniß der Umstände als Daun's böser Wille zu Grunde. Wie dem aber auch sei, Marschall Soltikof zürnte Daun auf's Aeußerste. Es war viel Zeit verflossen. Gegen Brandenburg zu gehen, hatte er nun theils wegen der späten Jahreszeit, theils aus Groll gegen Daun entschieden aufgegeben. Jetzt faßte er den Entschluß, sich gerades Weges nach Polen zurückzuziehen, wo ihn seine Magazine wenigstens vor Hunger schützten.

Dieses Abtreten eines Alliirten konnte für Oesterreich gefährlich werden.

Daun bedrängte daher den russischen Marschall von seinem Vorsatze abzustehen und, wenn er nicht vorwärts gehen wolle, wenigstens im Interesse des Krieges rückwärts zu gehen, nämlich nach Schlesien, wo ja jede Eroberung ein werthvolles Gewicht in der Kriegswagschale sei. Dazu war Soltikof entschlossen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Daun sich mit ihm vereinige und an der gefährlichen Arbeit redlich seinen Antheil nehme. Unverkennbar war Soltikof gegen Oesterreichs alte schlaue Gewohnheit, Andere für sich arbeiten zu lassen, erbittert und wollte zeigen, daß man an ihm keinen Dummen gefunden haben solle.

Nun fühlte aber Daun durchaus keine Neigung mit Soltikof vereinigt nach Schlesien zu gehen. Da Sachsen bereits wieder verloren war, mußte ihm Dresden den Vorwand leihen. Er legte dieser Stadt die größte Wichtigkeit bei und beharrte bei der Behauptung, daß deren Schutz seine Anwesenheit in Sachsen nothwendig mache. Um jedoch den russischen Marschall zu beschwichtigen versprach er, ihm nicht nur noch eine Verstärkung zu senden, sondern auch das laudon'sche Corps bei ihm zu lassen. Laudon's Anwesenheit hatte aber nicht so wohl Soltikof's Verstärkung als dessen Gängelung zum Zwecke. Daun wollte den mißlaunigen Russen nicht seinen eigenen Intentionen überlassen, und da Soltikof nun dennoch nichts that, so hatte Daun den großen Nachtheil, des starken laudon'schen Corps beraubt zu sein.

Soltikof's Unzufriedenheit zu beschwichtigen, gab sich der französische Militaircommissar bei der russischen Armee, der Herr von Montalembert, große Mühe, und ihm gelang es, den Marschall zu bewegen, seinem durch die Schlacht von Kunnersdorf so glänzenden Feldzuge durch Eroberung der Festung Großglogau in Schlesien eine noch glänzendere Krone aufzusetzen. Diese Lockung hatte für Soltikof wenig Reiz, doch beschloß er Glogau anzugreifen, weil es so bequem an seinem Heimwege lag.

Es war am 19. September als das russisch-österreichische Lager in der Mark abgebrochen wurde und Soltikof und Laudon ihren Marsch nach Schlesien antraten. Mit Freuden sah Friedrich diese rückgängige Bewegung der Russen. Schnell brach auch er sein Lager ab und marschirte ihnen zur Seite. Sie zogen zuerst südwärts, um Böhmen und Sachsen sich etwas zu nähern; allein der König behauptete stets den Vorsprung, um ihre Verbindung mit Daun unterbrochen zu halten. Als sie sich bei Guben lagerten, lagerte er sich bei Forste. Doch konnte Friedrich nicht hindern, daß bei Christianstadt einige Verstärkungen von Daun zu dem laudon'schen Corps stießen.

Da Soltikof nun sah, daß er wegen Friedrich's Stellung von Daun keine Zufuhr erhalten konnte, so wendete er sich rasch längs der Oder gegen

Großglogau. Kaum hatte Friedrich die ernste Absicht des Feindes erkannt, als er mit einem Doppelmarsche nach Sagan ging und mit einem Vorsprunge Beuthen erreichte. Hier wählte er eine vortheilhafte Schlachtstellung Er war entschlossen zu schlagen, was Soltikof, der noch mit Kummer an seinen Sieg bei Kunnersdorf dachte, entschieden nicht wollte.

Da begab sich Soltikof nahe vor Beuthen auf das rechte Oderufer, und destomehr war nun dem Könige der Vorsprung gesichert, mit welchem er Glogau zu erreichen beabsichtigte. Kaum daselbst angelangt, ging er ebenfalls auf das rechte Oderufer und nahm bei Zörbau zur Deckung Glogaus Stellung. Es schien Soltikof gar nicht unangenehm zu sein, daß der König dergestalt seinen Plan durchkreuzt und ihm eine Belagerung Glogau's unmöglich gemacht hatte. Er lagerte sich bei Bilawa, Laudon bei Kutlow. Als Soltikof bald darauf Stellung bei Gurau nahm, verlegte Friedrich sein Lager nach Sophienthal. Immer aber hielt er Glogau so gedeckt, daß Soltikof seine Absicht für vereitelt halten mußte.

Sehr bald riß aber auch hier im feindlichen Lager große Noth ein. Zudem ließ der October seine Unannehmlichkeiten empfinden und nun war Soltikof durch nichts mehr abzuhalten, seine Truppen nach Polen in die Winterquartiere zu führen. Er hielt sich für von den Oesterreichern betrogen und verließ Laudon in sehr unfreundlicher Weise.

Laudon sah sich nun förmlich abgeschnitten. Durch Schlesien nach Sachsen zu Daun zu gehen, würde nicht möglich gewesen sein, ohne eine Schlacht gegen den König zu bestehen, und diese zu wagen hatte er den Muth nicht. Er begleitete daher die Russen noch so weit, bis er Friedrich's Schwerte unerreichbar war und dann zog er auf einem ungeheuren Umwege über Krakau nach Mähren.

So waren Soltikof und Laudon ohne den mindesten Gewinn, wohl aber mit großem Verlust an Leuten vom Schauplatze abgetreten; erfolglos hatten sie die Schlacht von Kunnersdorf geschlagen; Friedrich besaß trotz aller Unglücksschläge Schlesien, und wollte er dem alten Sprichworte, daß in der Welt alles wechsele, trauen, so durfte er mit Zuversicht auf das nächste Jahr hinblicken; allein — das gegenwärtige Jahr war noch nicht zu Ende, und ein einziger Tag hat im Kriege eine größere Bedeutung, als im Frieden ein Jahrzehnt.

39.

Das Lager von Maxen.

Gemüthsbewegung und Strapazen hatten den König so angegriffen, daß er nach dem Abzuge der Russen und Oesterreicher aus Schlesien bedenklich erkrankte. Selbstverschuldet mangelhafte Pflege zog ihm die Fuß- und Armgicht zu, die ihn ungemein marterte, aber nicht abhalten konnte von der Theilnahme am Kriege, der in Sachsen noch in voller Bewegung war. Da nun der König, an einem Arm und beiden Füßen gelähmt, augenblicklich nicht nach Sachsen abgehen konnte, so schickte er den größten Theil des Heeres unter dem General von Hülsen dahin, denn nunmehr war weder von Soltikof, noch von Laudon etwas zu fürchten.

Zu derselben Zeit stand der Prinz Heinrich bei Torgau, wohin ihn Daun durch seine Stellungen zu drängen gesucht hatte. Aber er hatte nur die Vereinigung Heinrich's und Fink's bewirkt, wodurch sich eine Macht von 40,000 Mann vereinigt hatte. Diese bewies sich dem Feldmarschall ungesäumt, indem sie, wie schon oben erzählt worden, das detachirte österreichische Corps des Herzogs von Aremberg völlig zu Grunde richtete und den Feldmarschall dadurch zwang, eilig unter die Kanonen von Dresden zurück zu gehen.

Dieses Ereigniß, bei welchem die preußischen Generale von Fink, Wunsch und Rebentisch Außerordentliches thaten, fand zu Anfang des Monats October statt. Es flößte nicht nur Daun, sondern auch der Reichsarmee solche Furcht ein, daß beide sich zu keinem Angriffe mehr entschließen konnten, Heinrich in Sachsen freie Hand behielt und die schlesische Armee erwarten konnte.

Zu Ende Octobers war der König noch so krank, daß er sich von Glogau nach Köben in einer Sänfte tragen lassen mußte. Ueber diesen seinen Zustand durfte öffentlich nichts mitgetheilt werden, damit Daun sich nicht vor ihm sicher wisse. Am 18. October schrieb er in einem nach Berlin abgefertigten Briefe: „ich bin krank, aber das soll mich nicht abhalten, meine Schuldigkeit zu thun." Am 25. October schreibt er in einem Briefe an denselben Adressaten: „ich bin an allen Gliedern gelähmt; nur die rechte Hand kann ich noch gebrauchen. Ich bediene mich ihrer, Sie zu bitten, mich in Glogau zu besuchen und mir in meinem Elend Gesellschaft zu leisten. Das Podagra richtet mich zu Grunde, der Gram verzehrt mich, aber ich

hoffe mich in fünf bis sechs Tagen weiter transportiren lassen zu können." Am 27. October ließ er sich nach Köben tragen. Er fühlte jetzt das Nahen der Genesung und säumte nicht den General von Hülsen nach Sachsen zu senden, denn er hoffte, ihm bald nachfolgen zu können.

In den ersten Tagen des Novembers vereinigte sich Hülsen mit dem Prinzen Heinrich und nun war die preußische Macht in Sachsen so groß, daß Daun und Zweibrücken, von Besorgniß befallen, Vorbereitungen für den schlimmsten Fall, nämlich einen Rückzug, trafen. Um die preußische Macht vollständig zu machen, fehlte in der That nichts weiter als der König. Am 12. November schrieb er schon von Elsterwerda aus nach Berlin: „ich habe mich hierher schleppen lassen, und morgen werde ich wieder bei meiner Armee sein; ich hoffe, Daun und seine Oesterreicher werden es nicht merken, daß ich das Podagra habe." Am 13. November langte er nun wirklich in dem Lager von Hirschstein, wenige Meilen nördlich von Dresden, an. Der Jubel des Heeres war groß und die Zusammenkunft mit dem Prinzen Heinrich wahrhaft beglückend. Friedrich wußte, was er Heinrichen zu danken hatte. Derselbe war sein Retter gewesen und er bekannte das offen.

Kaum war der König eingetroffen, als die Meldung einging, daß die große daun'sche Armee sich über Wilsdruf nach Böhmen zurück zu ziehen beginne. Das sah dem kaiserlichen Feldmarschall zu ähnlich, als daß zu zweifeln Anlaß gewesen wäre. Den König ergötzte die Mittheilung so, daß er ausrief: „aha, sie riechen mich schon, aber nun soll Daun der Teufel holen."

Nachdem Friedrich die Armee besichtigt, rückte er dem abziehenden Daun eilend nach. Das geschah nicht nach dem Sinne des Prinzen Heinrich, der der Meinung war, sich an den Wiedereroberungen genügen zu lassen und jeden Tag nur dazu zu benutzen, die Armee für den nächsten Feldzug neu und umfänglicher zu organisiren.

Friedrich aber wurde durch ein schnelles Glück bei dem Dorfe Krögis, wo er Daun's Arrièregarde erreichte und zersprengte, in der Absicht bestärkt, den Feind hier zu Grunde zu richten und dann Dresden wieder zu nehmen. Das Gefühl der Rache, ihm sonst so fremd, hatte Einfluß gewonnen. Die Schlacht von Kunnersdorf stand ihm in lebendigster Erinnerung und das Bild seiner von den Russen, später auch den Oesterreichern gänzlich zu Grunde gerichteten Neumark blieb ihm stets eine brennende Mahnung in dem Herzen. Die österreichischen Truppen, welche zur Vereinigung mit den Russen nach der Mark gezogen waren, hatten den Befehl mit bekommen, nichts zurück zu lassen als Luft und Erde, und diesen Befehl hatten sie zum Jammer der unglücklichen Bewohner (freilich auch zu ihrem eigenen Verderben) treu=

lich genug befolgt. Diese Barbarei zu bestrafen, mußte natürlich für Friedrich großen Reiz haben.

Daun hatte bisher Dresden auf dessen westlicher Seite gegen den Prinzen Heinrich gedeckt. Jetzt aber ging er zurück, lagerte sich Dresden südlich bei Kesselsdorf in unangreifbarer Stellung, fühlte sich dennoch für noch nicht sicher genug und überschritt die Elbe, um sich auf der östlichen Seite ein Lager zu suchen, welches ihn nicht nur vor einem Angriffe, sondern auch seinen Rückzugsweg nach Böhmen, so wie seine Zufuhr daher sicherte. Dresden konnte er jetzt allerdings nicht im Stiche lassen, so lange die Preußen nicht in die Winterquartiere gezogen waren.

Da sie dazu wenig Lust zeigten, machte sich der Feldmarschall auf einen Winterfeldzug gefaßt und traf für denselben die nöthigen Anordnungen. Nach des Königs Willen sollte dieser dem Feinde sehr verderblich werden. Es galt vor allem dem Feinde die Zufuhr und den Rückzug abzuschneiden. Zu diesem Zwecke erhielt der Oberst von Kleist den Befehl über Dux in Böhmen einzudringen und daselbst die feindlichen Armeemagazine zu zerstören und selbst die größeren in Privathand befindlichen Vorräthe nicht zu schonen, damit „diese Wiedervergeltung den Feind veranlasse, künftig in seinen Staaten menschlicher zu verfahren." Kleist führte seinen Auftrag so gewissenhaft aus, daß die daun'sche Armee sich unmöglich noch lange hätte vor Dresden halten können.

Doch genügte das dem Könige noch nicht. Er wollte dem Feinde selbst den geraden Rückzug nach Böhmen verlegen und ihn zu einem Rückzug auf weiten Umwegen und durch Gegenden zwingen, die dessen Armee die ärgsten Drangsale bereitet haben würden. Und zu diesem Zwecke wiederum sollte ein Corps von 10,000 Mann Infanterie und 3500 Mann Cavalerie mit 76 Geschützen die Oesterreicher über Freiberg und Dipoldiswalde umgehen und sich bei dem Dorfe Maxen in ihrem Rücken lagern.

Dieses Corps ließ der König aus dem Lager von Kesselsdorf, das er, nachdem er Daun verlassen, bezogen hatte, wirklich abgehen. Es stand unter dem Befehle des Generals von Fink, der nur mit Widerstreben diese gefährliche Mission übernahm. Selbst Prinz Heinrich hatte eifrig widerrathen. So viel Scheu auch Daun gezeigt hatte, einen starken Feind, und namentlich den König, anzugreifen, so hatte er doch bewiesen, daß er sich gern an dem Schwächern reibe, wo dies namentlich ohne Gefahr, dabei von einem Dritten angegriffen zu werden, geschehen könne. Sein Heer, verbunden mit dem des Prinzen von Zweibrücken, war dem fink'schen Corps so ungeheuerlich überlegen, daß ein Angriff die geringste Besorgniß um so

weniger erregen konnte, da der König, durch weite Gebirgsgegenden von seinem Generale getrennt, demselben sicher nicht zu Hilfe eilen konnte.

Es konnte sich in der That auch weniger um einen Kampf, als um eine Einschließung und Gefangennehmung handeln, da Daun's Ueberlegenheit dazu mehr als ausreichte und Fink geradezu als abgeschnitten betrachtet werden durfte. Daun traf sofort Anstalt den leichten Fang, den ihm des Königs Kühnheit und Uebereilung verschafften, zu machen. Nachdem er selbst hinter dem plauen'schen Grunde sich unangreifbar gelagert, um vor dem Könige sicher zu sein, läßt er ein Corps unter dem General Sincere die Straße von Dippoldiswalde, ein Corps unter dem General Brentano die Straße von Pirna und das Reichsheer die Straße nach Böhmen besetzen. So umstanden nun vier Armeen den General Fink, von denen jede der Seinigen überlegen war; und doch hatte er den Angriff von allen vieren gleichzeitig zu erwarten. An ein Durchschlagen war auf diesem gebirgigen Terrain, zu welchem jene Straßen gleich wie Pässe führten, durchaus nicht zu denken, und die Hilfe des Königs konnte nichts mehr fruchten, da Fink bereits am 20. November völlig eingeschlossen war. Zwar hatte der König das kaum erst von Daun verlassene Lager von Wilsdruf bezogen und nur Ziethen bei Kesselsdorf gelassen, aber diese geringe Näherung hatte durchaus keinen Einfluß.

Sobald Daun die Reichsarmee und seine beiden detachirten Corps in der bestimmten Position weiß, rückte er rasch nach Reichardsgrimma vor, erobert die Position von Maxen, wodurch er die Flanke des Feindes gewinnt, und läßt gleichzeitig die Mitte desselben von dem Reichsheere angreifen. Sehr bald erkannten die Preußen, daß hier und unter solchen Umständen zu siegen ganz unmöglich war.

Zu allem Schlimmen kam noch der Mangel an Munition. General von Wunsch suchte sich mit der Cavalerie durchzuschlagen, aber der Versuch mißlang in Folge eines Irrthums. Genug, es war keine Aussicht auf Rettung vorhanden und unter solchen Umständen wurde nun am 21. November vom Feldmarschall Daun Capitulation gefordert, die denn auch vom General Fink, nachdem die Lage in einem längeren Kriegsrathe erwogen worden, zugestanden wurde, da nur die Wahl zwischen Vernichtung oder Ergebung war.

So geriethen mit einem Schlage 9 preußische Generale, 549 niedrigere Offiziere und 12,000 Soldaten in österreichische Gefangenschaft, und 71 Geschütze, 44 Wagen, 4 Pauken, 24 Standarten und 96 Fahnen wurden die Beute des Siegers. Unter den Generalen befand sich auch von Wunsch, der Held, der nächst dem Prinzen Heinrich zur Wiedereroberung Sachsens das Größte geleistet hatte.





HERZOG FERDINAND v. BRAUNSCHWEIG

Der König schrieb die Schuld dem General von Fink zu. Freilich hatte derselbe die Mission mit Widerstreben übernommen, und Friedrich hatte ihn erst mit den Worten: „Sie wissen, daß ich Difficultäten nicht leiden kann; machen Sie, daß Sie fort kommen!“ zu derselben treiben müssen; aber sicher hatte er absichtlich nichts versäumt das Unglück abzuwenden. Die Behauptung des Königs, er hätte die Reichsarmee über den Haufen werfen und sich mit Kleist zu vereinigen suchen müssen, wodurch freilich das daun'sche Heer zum Abzuge von Dresden gebieterisch aufgefordert worden wäre, enthielt eine Aufgabe, die kaum für den König selbst lösbar gewesen sein würde.

Wenn Friedrich auch jede Schuld von sich wies, so wußte er es doch, daß er sehr große Schuld trug; entweder hatte er Unmögliches oder von der Kraft des Beauftragten zu viel gefordert. Das Bewußtsein seiner Schuld machte ihm das erbitterte Unglück doppelt qualvoll. In einem Briefe schrieb er am Tage nach der Capitulation von Maxen: „von dem Unglück, das mir durch den General Fink widerfahren ist, bin ich noch ganz betäubt, so daß ich mich von der Bestürzung kaum erholen kann. Es werden durch dasselbe alle meine Entwürfe zerstört, und das geht mir an's Leben. Ich bin so erschöpft von allen Widerwärtigkeiten, daß ich mir tausend Mal den Tod wünsche und es von Tage zu Tage müder werde einen Körper zu bewohnen, der ermattet und zum Leiden verdammt ist. Wann werden meine Leiden enden!“

Aber es war das noch nicht Friedrich's letztes Unglück in dem bösen Jahre 1759. Nach seinem Siege bei Maxen, war Daun schnell vor Dresden zurückgekehrt. Hier stand auf dem rechten Elbufer ein preußisches Corps unter dem General Dierecke zur Beobachtung. Konnte es sich auch dem kaiserlichen Feldmarschall nicht eben sehr gefährlich machen, so war es doch zu sehr Daun's Gewohnheit, kleine Gegner anzugreifen. So erhielt denn der kaiserliche General von Beck, der sich bereits in Schlesien mehrfach ausgezeichnet hatte, den Auftrag, jenes preußische Corps durch einen Ueberfall zu vernichten.

Dierecke war jedoch unterrichtet. Da er aber nicht wissen konnte, in welcher Stärke der Feind herankomme, und seine Stellung auf dem Fürstenberge zwischen Meißen und Dresden nicht so sicher war, daß größeren Angriffen getrotzt werden konnte, so beschloß er auf das andere Elbufer zurückzugehen. Dies suchte er in der Nacht des 4. Decembers auszuführen. Hochwasser und Eisgang erschwerten sein Unternehmen sehr, und verursachten, daß am Morgen des 5. Decembers noch 1500 Mann am linken Ufer

waren, als Beck mit seiner Cavalerie herankam und wenigstens diese Mannschaft abschnitt und gefangen nahm.

Durch alle diese Unglücksfälle war das preußische Heer auf 24,000 Mann herabgesunken und zu schwach die Kaiserlichen aus ihrem Lager bei Dresden zu treiben; wohl aber genügte es in Friedrich's Hand, sie auf Dresden zu beschränken und das ganze übrige Sachsen zu behaupten. Sein Heer nahm zwischen Wilsdruff und Freiberg Stellung, also fast unmittelbar vor Daun, der es nicht anzugreifen wagte. Da aber Friedrich, durch den Ueberfall bei Hochkirch gewarnt, Daun's Neigung zur Unthätigkeit um so weniger trauen mochte, als das Gerücht, daß derselbe einen Winterfeldzug beabsichtige, immer neu auftauchte, so zog er den Erbprinzen von Braunschweig mit 12,000 Mann von dem französischen Kriegsschauplatze heran, wenngleich auf diesem völlige Ruhe noch nicht eingetreten war.

Die Anwesenheit dieses Corps, das ihm der Herzog Ferdinand bereits nach der Schlacht bei Kunnersdorf versprochen, benutzte Friedrich jetzt, um unter sicherem Schutze sein Heer zu reorganisiren. Ersatzmannschaften kamen auch rasch und reichzahlig, so daß das Corps des Erbprinzen schon nach einigen Wochen wieder entlassen werden konnte.

Dabei zeigte der König, daß es in seinem Schatze doch so ganz ärmlich noch nicht stehe, denn er beschenkte den Erbprinzen mit einem Ehrendegen, der von Brillanten strotzte und außerordentlich werthvoll war. Die Generale Gilse, Bose und Bock erhielten goldene Tabatièren mit des Königs Bilde geschmückt und äußerst reich mit Brillanten besetzt, und sonst noch streuete Friedrich bei diesem Corps, das in sehr verdienstlicher Weise gegen die Franzosen gefochten hatte, viele Geschenke aus.

Am 10. Januar 1758 war alles so geordnet, daß Friedrich die Armee in die Winterquartiere rücken lassen konnte. Er selbst nahm, wenig entfernt von Dresden, zu Freiberg, sein Quartier. Ueberblickte er den beendeten Feldzug, so sah er, daß bei beispiellosen Unglücksschlägen so viel wie nichts, von den weiten, seinem Schutze angehörenden Ländern nichts weiter verloren worden war als Dresden. Es hatte ein bedeutsames Etwas dazu gehört, räthselhafter Weise bei dem unerhörtesten Unglücke dieses Glück zu behaupten, und dieses Etwas lag in ihm.

40.

Feldzug des Herzogs Ferdinand 1759.

Konnte auch der Herzog Ferdinand von Braunschweig, da er mit den weit überlegenen Franzosen zu thun hatte, die Reichsarmee nicht von Sachsen abhalten, so waren doch seine Unternehmungen von großem Einflusse auf die des Königs. Wie im Jahre 1758 hatte Ferdinand auch in diesem den Krieg eröffnet. In der Eifersucht Frankreichs gegen England lag die Triebfeder dessen, was Frankreich gegen Preußen unternahm. Und da dadurch immer England getroffen werden sollte, so war Hannover ein wichtiges Object.

Im französischen Cabinete war die Eroberung und Besetzung Hannovers als Hauptzweck des diesmaligen Feldzugs hingestellt worden, und Ferdinand's Aufgabe war es nun, die Franzosen an der Erreichung dieses Zweckes zu hindern. In den Waffenwerkstätten Frankreichs hatte man mit größter Anstrengung arbeiten lassen. Die Rekruten waren vom Pfluge weggeholt worden. Es galt das ungeheuer geschwächte Heer auf eine ungewöhnliche Stärke zu bringen. Ganz Frankreich hallte von Waffentrubel wieder und der Ursprung und die Seele dieses ungeheueren Unheils war — die Madame Pompadour, die Buhlerin des Königs, die Dritte der drei Furien, welche Europa mit Blut und Noth überschütteten, um ihren niedrigsten Leidenschaften Genüge zu thun. Ein Satyriker der damaligen Zeit schrieb: „das Geschick wollte die Gleichheit im Geschlechte bezeichnen, indem es zwei herrschende Kaiserinnen und eine Buhlerin in einem Kleeblatte vereinigte,“ und in der That waren nie Menschen einsinniger als die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, Elisabeth von Rußland und die Frau von Pompadour in den Forderungen ihrer Leidenschaft, denen sich alles opfern mußte. Schwerlich auch hätten diese drei blutigen Frauen den schrecklichen Krieg mit sieben Jahren zu Ende gehen lassen, wenn nicht der Tod glücklicher Weise die eine (Elisabeth) aus dem Kleeblatte herausgerissen hätte. Denn erst dann fand der vom Könige Friedrich immer wiederholt angetragene und vom Könige Georg von England stets auf's Wärmste empfohlene Friede Gehör, als (wie jener erwähnte alte Satyriker sich ausdrückt) „die bedeutsame Zahl Drei des Furienbundes zerrissen war.“

Aber unvertilglich blieb freilich für Deutschland die Schmach, einem Weibe sich geopfert und für dieses sich zum Tummelplatze fremder Horden hergegeben zu haben. Welche Schmach auch schon der augusteïsche Kaiserstuhl der Habsburger über Deutschland gebracht, so groß war keine gewesen,

als die, die es jetzt durch Maria Theresia erfuhr, da sie es mit der ihrem schwachen Gemahl abgeborgten Kaiserwürde zu einem blutigen Sklavenstalle machte.

Diese Schmach zeigte aber schon ihr nahes Ende an, als Friedrich dem Großen von allen Edeln und Einsichtsvollen Ausdauer und Glück gewünscht wurde; denn er kämpfte für das Begräbniß des alten trostlosen schmachbedeckten, und für die Belebung eines neuen, fleckenlosen und freien Deutschlands, welches sich gewiß nie wieder herzugeben brauche zum Opfer eines Furienbundes. Niemand fühlte die Entwürdigung Deutschlands so tief als er, wofür seine herrliche „Ode an die Deutschen“, die er 1760 im Winterquartier zu Freiberg dichtete, ein lauter Beweis ist. Da heißt es*):

Ode an die Deutschen.

Unglücklich Volk, Du schwingst voll Raserei
Im Bürgerkrieg die blutgedrängten Fahnen,
Das Land ertönt von lautem Wehgeschrei —
Ach jeder Stein will an die Schmach Dich mahnen!
Die Fluren wandelt Ihr in wüste Oeden
Und Euer Blut laßt Ihr die Ströme röthen.
 Wie soll dem Vaterland nicht bangen?
 Ihr stürzet es in Barbarei,
 Aus der es durch die Väter frei
 Und ruhmbekränzt hervorgegangen.

Verräther**), fürchtet, daß einst aus dem Blut,
Das Ihr verspritzt, ein Rächer auferstehe,
Die Ihr in's eig'ne Haus in blinder Wuth
Das Ausland ruft zu Eurem eig'nen Wehe
Und reicht, den schwarzen Frevel zu vollenden,
Die deutsche Waffe fremden Räuberhänden!
 So hat der Fremde sich verschworen
 Mit Euch zur Höllenthat im Bund —
 Zusammenstürzt des Reiches Grund,
 Denn sein Gesetz ist ihm verloren.

Ihr trätet gern Borussia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß Euch Hilfe senden,
Den wilden Russen bietet Ihr's zum Raub;
Doch grabt Ihr Euer Grab mit eig'nen Händen.
Denn gebt Ihr hin das Land mit seinem Rechte,
Was bleibt Ihr mehr als des Tyrannen Knechte! —

---

*) Nach F. Förster's Uebersetzung im Bruchstück mit einigen Aenderungen wiedergegeben.

**) Die deutschen Fürsten der österreichischen Partei gemeint.

Zu spät einst werdet Ihr's beweinen,
Daß Ihr geschärft den fremden Speer,
Bewaffnet eines Fremdlings Heer —
Der Fremde wird's nicht dankbar meinen.

Bewaffnet Euch wie zu der Väter Zeit,
Und schlagt den Fremdling, dem zu sehr gelüstet,
Den Thronenräuber, der im Frevel heut'
Am Rhein und Donaustrom das Land verwüstet.
Was ruft Ihr Frankreich her bei Euch zu wohnen,
Das Euch die Freiheit raubt, das Land, die Kronen?
So schwinget Ihr die tolle Waffe wieder
Als einer Furie toller Sclavenschwarm,
Und überziehet Euren Mörderarm
Ach mit dem Blute Eurer Brüder.

Gedenkt der alten Zeit und jener Noth,
Und was dem Trotz des fünften Karl*) gelungen,
Wie dem zerrissenen Reiche er gebot,
Und Deutschland frech durch Spanien bezwungen,
Wie er in's Joch trieb Eure Anverwandten
Und Eure Fürsten mitgeschleppt in Banden**).
So rufen auch um Rache noch die Leichen,
Die Ferdinand's des Zweiten Höllenmacht
Zu Opfern blinder Glaubenswuth gemacht
Und hingemordet mit Despotenstreichen***).

Ich red' umsonst, sie hören mich nicht an!
Vergebens ruf ich — die Verräther schweigen!
Ach, um der Väter Tugend ist's gethan,
Nicht find' ich freie Männer unter Feigen.
Sie kriechen scheu zu der Tyrannin Füßen,
Zu ihrer Schmach die Spur der Schmach zu küssen.
So wollt Ihr nicht dem eig'nen Schimpfe wehren?
Wie elend seid Ihr, wie verzagt!
Und diese Ketten, die Ihr tragt,
Nehmt — Schmach, o Schmach! — Ihr noch für Ehren.

Wie klar auch — nach diesem Gedichte von ihm zu urtheilen — das Elend der deutschen Zustände vor Friedrich's Augen stand, er konnte nur hoffen, durch den Sieg über seine Feinde ein Pfand für Deutschlands bessere

---

*) Kaiser Karl V.
**) Den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Herzog Ernst von Braunschweig.
***) Im dreißigjährigen Kriege.

Zukunft zu gewinnen, und für den Sieg hatte sein treuer Freund Ferdinand von Braunschweig auch in diesem Jahre redlich gewirkt.

Mit größter Anstrengung hatte Frankreich sein Heer wieder auf 120,000 Mann gebracht. Die Artillerie desselben zählte nicht weniger als 300 Kanonen. Die ganze übrige Armatur und Ausrüstung war reich. Gegen dieses Heer konnte Ferdinand von Braunschweig freilich nur 75,000 Mann mit 200 Kanonen führen und diese stets nur vereinzelt verwenden, daher er immer auch darauf denken mußte, den Feind anzugreifen, wo er sich vereinzelt hatte.

Während des Winters hatte der Prinz Soubise Frankfurt a. M. mit List genommen und sein Corps, 35,000 Mann stark, stand im März des Jahres 1759 unter dem Commando des Marschalls von Broglio. Dieses Corps zuerst anzugreifen, mußte der Herzog für rathsam halten. Um aber nicht durch die Reichsarmee in Rücken oder Flanke bedroht zu werden, war es nöthig, diese aus den nächsten Kreisen zurück zu werfen.

Mit diesem Geschäfte beauftragte der Herzog seinen Neffen, den Erbprinzen Ferdinand, der wiederum mit dem Prinzen Heinrich sich für eine gemeinschaftliche Action besprach, worauf er mit 12 Bataillonen und 20 Schwadronen rasch nach Fulda vorrückte und die Reichsarmee in ihren Cantonirungen angriff. Er machte nicht nur 2000 Gefangene, sondern trieb auch die Reichstruppen so auseinander, daß sie nur mit Mühe und Zeitverlust wieder zusammen und in Ordnung gebracht werden konnten.

Nun rückte der Herzog Ferdinand mit 28,000 Mann rasch gegen Frankfurt, um von hier die Franzosen zurück zu werfen. Er fand sie in einer Frankfurt deckenden festen Stellung bei dem Städtchen Bergen, dessen Stadtmauer, Garten und Hecken für die Vertheidigung vorbereitet und mit 8 Bataillonen besetzt waren. 15 Bataillone standen in Reserve hinter Bergen. Diese Truppenmasse bildete unter dem Commando des Prinzen Camill von Lotharingen den äußersten rechten Flügel.

Das Centrum, welches eine Ebene einnahm, bestand aus 32 Schwadronen in drei Treffen und vertheidigte den in seinem Rücken stehenden Artilleriepark.

An das Terrain des Centrums schloß sich links eine auf einer steilen, die ganze Gegend beherrschenden Anhöhe liegende Burgruine an. Diese war mit einem Infanterieregimente besetzt worden, und hinter dieser Burg standen 12 Bataillone in Reserve.

Als linker Flügel folgten in der Schlachtordnung nun 12 Bataillone Sachsen, welche von dem General Dyhrrn befehligt wurden. Auf sie waren

16 Geschütze vertheilt, und 12 Schwadronen und einige Freischaaren deckten die Flanke.

Der Herzog Ferdinand rückte mit 27 Bataillonen und 43 Schwadronen hervor. Den rechten Flügel führte der Herzog von Holstein-Gottorp, das Centrum der Erbprinz Ferdinand und den linken Flügel der Prinz v. Ysenburg, die Avantgarde der Herzog selbst.

Der rechte und linke Flügel wurden gleicher Zeit von der getheilten Avantgarde angegriffen. Der rechte (das besetzte Bergen) wies den Angriff ab; doch wurde der linke zurückgeworfen. Vor 9 Uhr kam nun auch das Gros zum Kampf, den der Prinz von Ysenburg gegen Bergen begann und mit Glück fortsetzte, bis 11 französische Reservebataillone vorgezogen wurden und der Tod des Prinzen von Ysenburg den Fortschritt des Angriffs störte. Da in Folge dessen der linke Flügel von Ferdinand's Heere rasch zurückwich, drang der rechte französische Flügel eben so rasch nach.

Das benutzte der das Centrum befehligende Erbprinz, um diesem vorrückenden französischen Flügel in die linke Flanke zu dringen. Dies warf die Franzosen auf Bergen zurück, veranlaßte aber den Marschall Broglio, 4 neue Reservebataillone vorgehen und die Geschütze der Anhöhen hierher spielen zu lassen.

Dadurch wurde der Erbprinz genöthigt von seinem Angriffe abzustehen. Einige Bataillone, die ihn bei seinem Rückgange verfolgten, wurden von seiner Cavalerie niedergemacht.

Was wir bisher erfahren, zeigte, daß die Stellung des Feindes, außer durch Uebermacht, unangreiflich war. Der Herzog suchte daher die Franzosen herauszulocken, was ihm aber nicht gelang. Nun stellte er seine Truppen um und schritt zu einem zweiten Angriffe, mit welchem er gleichzeitig beide feindliche Flügel zu alteriren suchte. Allein es war nicht möglich, den Feind aus der mit größter Ueberlegung gewählten Position zu bringen: und darum brach Ferdinand den Kampf ab und ging, unverfolgt, auf Vindecken zurück. Er hatte 2500 Todte und Verwundete, 5 Kanonen und 2 Wagen verloren, der Feind noch nicht 2000 Mann.

Dieses geringe Glück auf französischer Seite, welches nur zu schnell vorüberging, wurde bei den Höfen von Wien und Paris als das außerordentlichste Kriegsereigniß durch kirchliche Dankfeste und Feierlichkeiten aller Art verherrlicht. Broglio erhielt die Ernennung zum Marschall und vom Kaiser Franz zum deutschen Reichsfürsten, welcher letztere Act natürlich von der Gegenpartei als eine wahre Verhöhnung der deutschen Nationalsache angesehen wurde.

Da nun der Herzog zur Deckung Münster's und Lippstadt's eine De-

fensivstellung an der Lippe nahm, ging das französische Heer in drei großen Colonnen unter den Marschällen Contades, Armentières und Broglio gegen Hessen, Westphalen und Hannover vor, und Ferdinand, der seine geringe Macht nicht theilen konnte, mußte dulden, daß Münster, Lippstadt und Minden von dem Feinde besetzt wurden.

Indessen wich er nicht, wie der Feind erwartet hatte, zurück, sondern ging zum Erstaunen desselben kühn gegen Minden heran. Hier standen der Marschall Contades mit 33,000 und der Marschall Broglio mit 12,000 Mann. Detachirt stand ein französisches Corps bei Kirchtenningen, welches den Hauptzufuhrweg zu decken hatte. Der Herzog von Brissac befehligte es.

Gegen dieses Corps sendete der Herzog den Erbprinzen, damit er ihm keine Diversion mache. Er selbst aber wendete sich gegen Contades und Broglio mit 36,000 Mann. Der Feind war ihm also um 9000 Mann überlegen.

Da die Stellung, in welcher sich derselbe zuerst befunden, unangreiflich war, maneuvrirte er dieselbe erst in die Ebene und begann dann am 1. August die Schlacht mit einer Attaque auf das Dorf Hahlen, von welchem aus die Franzosen seine Flanke bedrohten. Das Dorf wurde auf den dritten Angriff durch den Prinzen von Anhalt genommen, und gewährte nun dem rechten preußischen Flügel eine gute Stütze, wenngleich es bei dem Rückzuge des Feindes von diesem in Flammen gesetzt worden war.

Gleichzeitig hatte der preußische linke Flügel das Dorf Malbergen mit Eroberung mehrer Batterien genommen. Die Franzosen, welche hier von Broglio befehligt wurden, waren in die Flucht getrieben worden und hatten überhaupt solche Verluste erlitten, daß Broglio nicht wieder vorging und es bei einer Kanonade bewenden ließ, bis die Ereignisse im Centrum bald auch dieser ein Ende machten.

Das Centrum seiner Schlachtordnung hatte der Marschall Contades aus Cavalerie zu drei Treffen gebildet; Ferdinand dagegen in sein Centrum Infanterie, und nur in den Rücken Cavalerie als Reserve gestellt. Gleich nach Beginn der Schlgcht ging Ferdinand's Centrum, in dem sich mehre englische Regimenter durch Schönheit auszeichneten, zum Angriffe vor.

Der alteingewurzelte Franzosenhaß belebte diese Regimenter zu außerordentlicher Kampflust; wobei sie ihren englischen Gleichmuth dennoch behaupteten, denn sie gingen parademäßig gegen den Feind, durchschritten das Kreuzfeuer seiner Batterien und nahmen dann den Angriff der französischen Schwadronen um so lieber auf, da derselbe die französische Batterie außer Action setzte. Die französische Cavalerie wurde drei Mal in die Flucht geworfen.

Ein furchtbarer Kampf entsteht nun um das Dorf Neuland; aber von der Cavaleriereserve unterstützt, wird es genommen, nach wüthendem Kampfe werden die französischen Cavalerie- und Gensd'armerieregimenter über den Haufen geworfen. Die Brigade Condé und Aquitaine, frisch heranrückend, haben ein gleiches Schicksal, und die Sachsen, welche dem Unglück ihrer französischen Bundesgenossen ein Ziel setzen wollen, erleiden ein gleiches Schicksal.

Das französische Centrum ist nunmehr durchbrochen. Von Ferdinand schnell nachgezogene Batterieen schwerer Geschütze machen es den Franzosen unmöglich sich neu zu arrangiren. Um ihre Flucht zu vervollständigen, giebt Ferdinand dem Lord Sakville den Befehl, zur Verfolgung rasch vorzugehen. Allein dieser störrische Feigling ließ sich dazu nicht willig finden, und so blieb die französische Armee wenigstens vor einer gänzlichen Auflösung bewahrt.

Nach nur zweistündigem Kampfe befand sich das französische Heer auf einem fluchtartigen Rückzuge. Er verlor an Gefangenen, Todten und Blessirten 6 Generale, 438 Offiziere und 6642 Gemeine, dazu an Trophäen 10 Standarten, 7 Fahnen, 26 schwere und 4 leichte Feldstücke. Der diesseitige Verlust aber betrug nur 2611 Mann, wobei 151 Offiziere.

Diese glänzende Schlacht, die, wenn der Lord Sakville seine Pflicht gethan hätte, viel glänzender geworden wäre, erregte in England und Preußen die größte Freude. Der Herzog Ferdinand wurde vom Parlament und König Georg mit Orden, Ehrendegen und einem Ehrensold von 4000 Pf. St. jährlich beschenkt; die ausgezeichneten englischen Regimenter Nr. 12, 20, 23, 25, 37, 51 erhielten den Ehrenbeinamen „Minden", Lord Sakville dagegen seine Entlassung ohne Abschied.

Fast zu gleicher Stunde hatte der Erbprinz Ferdinand das brissac'sche Corps bei Gohfeld gänzlich über den Haufen geworfen, ihm die Artillerie und Bagage genommen, es zersprengt und in die wirrste Flucht getrieben. Das setzte dem Unglücke Contade's und Broglio's die Krone auf. Alle französischen Errungenschaften in Westphalen gingen binnen einigen Tagen wieder verloren.

Der diesjährige Feldzugsplan des französischen Cabinets zielte hauptsächlich auf Hannover, als die Besitzung des vorzugsweise angefeindeten Königs von England. Die französischen Heere sollten sich in diesem Lande festsetzen und es auf's Aeußerste ausbeuten. Wie nach Bestimmung des wiener Cabinets in der Mark, sollte nach Bestimmung des pariser Cabinets in Hannover nichts zurückgelassen werden als Erde und Himmel. Daß Frankreich solcher Pläne fähig war, hatte es unter Ludwig XIV. in der Pfalz bewiesen.

Dieser Absicht halber hatten für die französischen Heere in Westphalen große Magazine errichtet werden müssen, namentlich zu Minden, Bielefeld und Paderborn. Diese fielen nach dem Siege von Minden natürlich in die Hände des Herzogs Ferdinand.

Aber es konnten auch die Franzosen hier nirgends ihre Stellung behaupten. Die Besatzung von Minden capitulirte am Tage nach der Schlacht (2. August), der Marschall Armentières hatte so schnell Lippstadt nicht eingenommen, als er es jetzt in der Befürchtung, vom Herzog Ferdinand überfallen zu werden, unangegriffen verließ. Der edle Marquis eilte bis fast zum Rhein zurück und suchte sich wenigstens um Münster noch ein Verdienst zu erwerben, aber ohne irgend einen Erfolg.

Die geschlagenen Marschälle Contades und Broglio hatten sich über Hals und Kopf auf Kassel zurückgezogen. Hier meinten sie Stellung nehmen zu müssen, um ihre Niederlage nicht allzu schlimm erscheinen und den Jubel ihrer Pariser und den Triumph der Madame Pompadour über das Glück von Bergen nicht allzu sehr in's Lächerliche fallen zu lassen.

Denn Madame Pompadour, die allmächtige Geliebte des Königs Ludwig, die mehr als der König selbst galt, nahm den größten Antheil an dem, was auf dem Schlachtfelde vorging. Freute sie sich auch bisweilen im Stillen aus Uebermuth oder gemeiner Schadenlust, wenn die Heere ihres Liebhabers eine Schlappe erlitten, so mochte sie doch wegen ihrer guten Freundin, der Kaiserin Maria Theresia, nicht, daß denselben ein großes Unglück widerführ.

Der Minister Choiseul war ihre Creatur, und durch ihn hingen Wohl und Wehe der Feldherren von diesem Weibe ab. Sie durften daher deren Erwartungen und Wünsche nicht allzu sehr täuschen. Da nun aber der Herzog Ferdinand von Braunschweig nach der Madame Pompadour nicht fragte und den Herren von Contades und Broglio in den Rücken ging, um sie abzuschneiden, so waren diese gezwungen Kassel schnell wieder aufzugeben und hinter Fritzlar zurück zu gehen, ja selbst bald bis hinter Marburg.

Hier schlugen die Franzosen ein festes Lager und zogen von allen Seiten eine große Menge von Verstärkungen an sich. Es schien ein großer Schlag vorbereitet zu werden. Die Heerstraßen aus Oesterreich, Würtemberg, der Pfalz und Frankreich wimmelten von Soldaten, die eilend nach Marburg zogen. Im Lager traf der Marschall d'Etrées ein. Ordonnanzoffiziere der verbündeten süddeutschen Fürsten und Befehlshaber reisten her und hin; genug, eine große Begebenheit schien sich zu entwickeln.

Allein Herzog Ferdinand ließ sich nicht irren, griff den Feind bei Wet-

ter an, drohte sich ihm in den Rücken zu stellen, drängte ihn bis zum 7. September nach Gießen und besetzte nun selbst das von den Franzosen verlassene feste Lager bei Marburg, um zunächst nun den linken Flügel der Franzosen, der Münster noch besetzt hielt, zurück zu drängen, damit man ihm von dieser Seite nicht in den Rücken komme. Er forcirte dann die Belagerung von Münster durch seinen General Imhoff mit aller Kraft, wodurch freilich die Armee von Contades und Broglio Zeit gewann, sich in besseren Stand zu setzen.

Es war daher auch möglich den Marquis von Armentières zu verstärken und ihn zum Ersatze von Münster zurück zu lassen. Aber der Marquis erlitt eine bittere Niederlage, in deren Folge Münster am 10. November fiel. So standen die Verhältnisse schlecht genug, um den Uebermuth der Pariser und der Madame Pompadour auf das Maß der Bescheidenheit zurück zu führen.

Aber Broglio, der nun, — er wußte selbst nicht, welchem Verdienst er dies Glück zu verdanken hatte — als Oberbefehlshaber fungirte, sah sein sehr umfängliches Heer wieder in Vertrauen erweckendem Zustande, und dies electrisirte seine französische Phantasie zu jener nationalen Großsprecherei, durch die sich früher der Prinz Soubise so maßlos lächerlich gemacht hatte. Er meldete nämlich nach Paris, man habe bald Siegesbotschaft zu erwarten und Paris werde das Vergnügen haben, den Herzog Ferdinand von Braunschweig auf der Flucht und das französische Heer wieder im Besitz der unlängst aufgegebenen Theile des feindlichen Landes zu sehen.

Diese Versprechungen wahr zu machen, griff er den Herzog in seiner Stellung bei Korffdorf an der Lahn mit 10,000 Mann unter dem Befehl des Generals Condé an, während der regierende Herzog von Würtemberg mit 12,000 abgegangen war, den Herzog Ferdinand über Fulda zu umgehen und ihm den Rückzug abzuschneiden. Aber der Prinz Condé machte hier erst Schule und war einem Meister wie Ferdinand von Braunschweig auf keinen Fall gewachsen. Er wurde mit dem empfindlichsten Verluste dergestalt zurückgeworfen, daß dadurch das ganze Unternehmen Broglio's von vornherein zerstört wurde.

Nun konnte auch der Diversionszug des Herzogs Karl von Würtemberg keinen Eindruck mehr machen; aber er wurde sogar durch eine Niederlage des Herzogs in schlimmster Weise gekrönt. Der Herzog Ferdinand hatte nämlich den Erbprinzen, seinen Neffen, gegen den Herzog von Würtemberg geschickt. Der Prinz fand seinen Feind bei Fulda in sehr nachlässiger Stellung. Die Truppen waren auf keinen Angriff vorbereitet und der Herzog von Würtemberg dachte an einen solchen so wenig, daß er sich eben mit

dem Besuche eines Balles beschäftigte. Nun war zwar das Corps des Prinzen kaum 7000 Mann stark und hatte wenig Artillerie; doch war die Gelegenheit zum Angriffe so günstig, daß er denselben am 30. November unternahm. Eine doppelte Attaque, in Fronte und Flanke, entschied in sehr kurzer Zeit den Sieg, da die Würtemberger von ihrer Artillerie kaum einen geringen Gebrauch machen konnten. Ihre Armee gerieth sogleich in die ärgste Verwirrung und flüchtete nach der über den Fuldastrom führenden Brücke, wo natürlich die Niederlage am schlimmsten wurde und sehr viele Gefangene (1200) in des Siegers Hände fielen. Der Herzog von Würtemberg fand demnach hier keine Gelegenheit, den am 11. Februar desselben Jahres von ihm gestifteten Karlsorden zu vertheilen, durch welchen solche Offiziere geschmückt werden sollten, die sich in dem Kampfe gegen Preußen auszeichneten.

Jetzt waren die Umstände auffordernd für Herzog Ferdinand genug, die Franzosen über den Rhein zu treiben. Allein er hatte dem König Friedrich nach der Schlacht bei Kunnersdorf Hilfe zu schicken versprochen. Friedrich brauchte jetzt mehr als je eine Verstärkung. Da ließ Ferdinand seinen Neffen, den Erbprinzen Ferdinand, nach Sachsen abziehen, er selbst aber ging in die Stellung von Marburg zurück, worüber der Marschall Broglio erfreut war wie ein vom Alp Erlöster.

Nachdem die Franzosen noch in einem Treffen bei Dillenburg eine Niederlage erlitten, bezogen sie ihre Winterquartiere am Main und am linken Rheinufer. Der Herzog Ferdinand dagegen rastete in Hessen und Westphalen. Sein glänzender Feldzug glich viel von dem Unglücke aus, welches den König Friedrich betroffen hatte, und sicher wäre dieses Unglück Preußen sehr verderblich geworden, wenn nicht Ferdinand's Thaten ihm ein Gegengewicht breitet hätten.

41.

Vorbereitungen für den Feldzug 1760.

Wie nach jedem, auch dem unglücklichsten Feldzuge, bewies Friedrich nach diesem seine Friedensliebe. Er wollte nicht gewinnen, nur das Seinige behaupten, behalten. Sein Anspruch war das gerechteste Verlangen, von dem abzugehen er ohne diejenige Schwäche, die seinem Charakter nicht eigen war, nicht vermochte, am wenigsten wenn daraus eine Schmach für Deutsch-

land entstehen sollte. Die Abtretung deutscher Länder an Frankreich durch Oesterreich, hatte er stets als das schmerzliche geschichtliche Ereigniß und als einen ganz Deutschland entehrenden Beweis der kaiserlichen Unwürde beklagt. Wo in seinen Schriften er Deutschlands Lage betrachtet, da fällt auch stets sein Auge auf jene verlorenen Länder, und sie sind der Gegenstand seines Schmerzes wie seiner Erbitterung. Wie hätte er nun auf einen Frieden eingehen sollen, als dessen zweite Bedingung eine Abtretung seiner preußischen Provinzen an Rußland sicher vor Augen stand? Was er dem Kaiserhause als unverzeihliche Schuld vorwarf, hätte auch er begehen, deutsches Land in fremde, in russische Hand geben sollen? Fest entschlossen der Ehre und des Rechtes halber selbst von Schlesien nicht eine Scholle zu opfern, mußte es ihm vollkommen unmöglich sein, an Rußland sein West- und Ostpreußen, oder nur das letztere abzutreten, und doch war dies ein Verlangen Rußlands, von dem es sich schwerlich abbringen ließ, wie die vergeblichen Versuche bewiesen, die der König Georg von England für Preußen in mehrfachen Anträgen gemacht hatte.

Maria Theresia theilte den harten Sinn Elisabeth's. Obschon sie nun vier Feldzüge ohne irgend einen beachtenswerthen Lohn ausgeführt, obschon sie für das Leben einer viertel Million Menschen, die sie hingeopfert hatte, nichts gewonnen, so war sie doch weit entfernt zu glauben, daß dieser schwere Krieg fruchtlos zu Ende gehen könne. Die Verbindung mit den mächtigsten Reichen Europas flößte ihr Vertrauen ein, es schien ihr unmöglich, daß der kleine König sich gegen eine solche Macht, wie sie sich noch nie in Europa vereinigt gehabt, siegreich halte. Schon hatten sich im letzten Feldzuge seine Hilfsquellen sehr reducirt gezeigt, schweres Unglück hatte ihn geschwächt, es war nur zu glauben, daß dieses Unglück sich schnell wiederhole; genug, undenkbar schien es ihr, daß Friedrich nicht endlich falle und die Beute erreicht werden sollte, die der Preis dieses Krieges war.

Diese Ideen wurden von französischer Seite mit Eifer genährt. Jemehr Schmach sich Frankreich bei seiner Kriegführung auflud, desto kriegerischer sprach es. Bosheit gegen das in seiner Macht aufstrebende und in vieler Hinsicht Frankreich schon überglänzende England, die Hoffnung an dem deutschen Grund und Boden wieder einen neuen Erwerb zu machen, vielleicht auch der Drang des Volks, den Unmuth über seine Staatsverhältnisse auszutoben, vor allem aber der Wille der Madame Pompadour, der der Krieg mehr Gelegenheit gab mit dem Schicksale großer Männer zu spielen und darin ihre Allmacht zu zeigen, waren in Frankreich die feurigste Anregung gegen den Frieden.

Faßte man alles zusammen, so konnte man das Verhältniß mit den

wenigen Worten bezeichnen, das Maß der Rache der drei Europa beherrschenden Frauen war noch nicht gefüllt.

Unter diesen Umständen, von denen Friedrich noch jüngst dadurch einen Beweis erhalten, daß der französische Chefminister Choiseul seinen mit Friedensvorschlägen betrauten außerordentlichen Gesandten von Edelsheim hatte verhaften lassen, konnte Friedrich nur darauf denken, den Feinden den Frieden durch seine Siege oder durch politische Verlegenheiten auf zu nöthigen.

Die Hoffnung auf Siege konnte freilich nicht groß sein, da er kaum 90,000 Mann gegen die 200,000 Mann seiner Feinde aufzubringen im Stande war. Und zu diplomatischen Maneuvren fand sich auch nur eine sehr zweifelhafte Gelegenheit. Am 10. August 1759 war der König Ferdinand von Spanien im Wahnsinn gestorben. Da er keine Erben hatte, so bestieg sein Halbbruder, der König Carlos von Neapel den spanischen Thron. Nun hätte der Thron von Neapel an den Herzog von Parma kommen, Parma, Piacenza und Guastalla aber an Oesterreich zurückfallen müssen. Statt dessen ließ Carlos seinen achtjährigen Prinzen Ferdinand den Thron von Neapel besteigen, wodurch der Herzog von Parma in seinem Staate zu bleiben gezwungen, Oesterreich aber um den Besitz von dessen Ländern gebracht wurde.

Bei dieser politischen Machination wurde auch Sardinien um seine obenein im aachener Frieden verbrieften Rechte gekürzt. Friedrich hoffte, daß Oesterreich nun Veranlassung nehmen müsse, sein Schwert in Italien geltend zu machen. Allein es nahm das Unrecht mit Geduld hin, um seine gegen Preußen gerichtete Macht nicht zu schwächen.

Die Hoffnung auf einen italienischen Krieg, den Friedrich für seine Rettung hielt, konnte er so leicht nicht aufgeben, daß er nicht einen Versuch hätte machen sollen, die brennende Frage zur kriegerischen Bedeutung zu bringen. Er sendete also sowohl an den König Carl von Spanien, als an den von Sardinien einen Gesandten und ließ beiden Regierungen ein Bündniß gegen Oesterreich antragen, solcher Maßen, daß er den Krieg mit Oesterreich nicht eher enden wolle, als sie den Kampf für ihre Rechte zu einem befriedigenden Ende gebracht hätten. Besonders hoffte Friedrich von Sardinien eine günstige Zusage, das große Ursache, unzufrieden zu sein, hatte.

Allein bei beiden Höfen stieß Friedrich auf eine widerstrebende Meinung. In Madrid hinderte ein bourbonischer Familienvertrag die Genehmigung des preußischen Antrags und in Sardinien war die Furcht des Fürsten, gleichzeitig in einen Krieg mit Oesterreich und Frankreich verwickelt zu werden, zu groß. Der Monarch sagte: so lange Oesterreich und Frankreich mit einander verbunden seien, müsse er stets denken, daß sein Kopf

sich zwischen den beiden Griffen einer Zange befinde, die eben nur gedrückt zu werden brauche, um ihn zu Schanden zu machen.

Nachdem diese Hoffnung erloschen, erregte Friedrich den Versuch durch England einen Friedenscongreß ins Leben zu rufen. Von vielen Fürsten wurde dieser Gedanke um des Friedens willen mit Freude und Feuer ergriffen. Aber wie hätte ein allgemeiner Friedenscongreß zu Stande kommen können, da Maria Theresia, Elisabeth und Frau von Pompadour ihre Rache noch nicht gekühlt fühlten, und also die mächtigsten Reiche des Erdtheils sich im Voraus gegen denselben erklärten? So blieb auch dieser Versuch fruchtlos, und mit Recht sagte Friedrich davon: „Oesterreich, Rußland und Frankreich verwerfen den Frieden, sie wollen, daß Brand, Mord und Verheerung noch fortdauern: und so ruhet denn auch die Schuld des Blutes, welches vergossen wird, auf ihnen."

Aber die drei blutdürstigen Herrscherinnen waren noch nicht einmal damit zufrieden, den Congreß verhindert zu haben, sie bewirkten selbst mit Frankreich eine Erneuerung des am 22. Mai 1746 zu Petersburg zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossenen Bündnisses. Dieses unmittelbar nach dem dresdener Frieden geschlossene augenscheinlich gegen Preußen gerichtete Offensivbündniß war das Maximum politischer Heuchelei und Immoralität. Es war die Wurzel des schweren Kriegs, und, als am 30. December 1758 Frankreich demselben beitrat, der mächtigste Hebel desselben. Ein Chronist der damaligen Zeit schreibt im Jahre 1763:

„Es ist dieser Tractat einer der allermerkwürdigsten unserer Zeit, und verdient vor anderen einen Platz in der Geschichte der preußischen Monarchie. Wir wollen den kurzen Inhalt desselben, wie er in französischer Sprache geschrieben war, anziehen: Er besteht nämlich aus 18 Hauptartikeln. In dem ersten und anderen Artikel versprechen die beiden contrahirenden Potenzen, einander Hilfe zuzusenden. Diese Hilfe ist im dritten Artikel auf 20,000 Mann Infanterie und 10,000 Mann Cavalerie gesetzet, und zugleich reguliret, daß selbige drei Monate nach geschehener Requisition marschire; doch aber die russische Hilfe nicht in Italien, und die römisch-kaiserliche nicht in Persien gebraucht werden sollte. Artikel 4 wird festgesetzt, daß, wenn der hilfleistende Theil selbst angegriffen würde, er nach zwei Monaten seine Hilfsvölker zurückziehen könnte, auch von Sendung der Hilfe befreit sein sollte, im Falle er zur Zeit der Requisition selbst in Krieg verwickelt wäre. Artikel 5 wird regulieret, es sollte jedes Bataillon der russischen Hilfstruppen zwei Feldstücke nebst Munition führen, die Völker selbst rekrutirt werden, die Kaiserkönigin aber ihnen die Portiones und Rationes liefern lassen, nämlich dem Mann täglich 1 Pfund Fleisch und monatlich 60 Pfund

Brod oder Roggenmehl, 4 Pfund Grütz und 1 Pfund Salz, alles nach holländischem Gewicht. Die Rationes hingegen sollten nach Ausweisung der russischen Tabellen, jedoch nach holländischem Maß gereichet, auch den Hilfs- wie den andern Truppen gleich gute Quartiere angewiesen werden. Artikel 6 wird stipuliret, es solle diejenige Potenz, so die Hilfe verlangt, vor selbige den freien Durchmarsch durch fremde Lande auswirken, und sie bis an die Grenze defrayiren. Denn — Artikel 7 der Commandant der Hilfstruppen unter dem General en Chef des die Hilfe verlangenden Theiles stehen, doch aber selber bei wichtigen Unternehmungen mit zu Rathe gezogen, auch — Artikel 8 von dem requirirenden Theil der Rang des Generals en Chef bemerket werden. — Nach dem Artikel 9 sollen die Hilfstruppen ihr freies Religionsexercitium haben, und nach den Kriegsreglements und Artikeln ihres Landes gerichtet, bei entstehendem Streit zwischen den Offizieren und Soldaten der combinirten Armee aber eine gleiche Anzahl Commissarien von beiden Theilen zu dessen Untersuchung ernannt, und selbige nach den Reglements ihrer Souverains entschieden und bestraft werden. — Artikel 10. Die Auxiliartruppen sollten womöglich, in einem Corps beisammen bleiben, durch Märsche nicht ärger, als die anderen, defatigiret werden, und an der Beute sowohl, als an den Siegeszeichen vom Feinde, gleichen Antheil haben. — Artikel 11 und 12 wird beliebet, daß, wenn beide contrahirenden Potenzen ihren gemeinsamen Feind von beiden Seiten angreifen wollten, die Kriegsoperationes vorhero gemeinschaftlich verabredet, auch wenn eine größere Hilfe vonnöthen, die Stärke derselben ohne Zeitverlust reguliret und ausgemacht werden; kein Theil aber ohne des anderen Wissen und Einwilligung einen Frieden oder Waffenstillstand machen sollte. — Im 13. Artikel wird beliebet, es sollten denen Ministris beider contrahirender Potenzen an den auswärtigen Höfen Befehle zugesendet werden, in Affairen und Negotiationen, so ihre Höfe betreffen, einander kräftigst zu unterstützen und zu helfen. — Nach dem 14. Artikel soll kein rebellischer Unterthan, der einen Partei bei der anderen Sicherheit finden, sondern ausgeliefert, auch, wofern eine Conspiration entdeckt würde, davon dem andern Theil sogleich Nachricht gegeben werden. — Nach dem 15. und 16. Artikel sollen der König*) und die Republik Polen, und besonders auch der König von Großbritanien zum Beitritt dieses Allianzvertrags invitiret werden, und in Ansehung des Königs in Polen solches doch geschehen, wenngleich die Republik hierzu keine Lust bezeugte. — Im 17. und 18. Artikel endlich wird beliebet, daß dieser Allianztractat 25 Jahre dauern, und die Auswechselung der Ratificationen längstens in zween Monaten geschehen sollte."

*) Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen.

Dieser Tractat, dessen Mittheilung wir für diejenigen Leser, denen die Sprach- und Darstellungsweise der damaligen Zeit interessant ist, wörtlich wiedergegeben haben, konnte nur gegen den König von Preußen gerichtet sein und mußte diesen destomehr in Erstaunen setzen, da er durch den kaum erst abgeschlossenen Vertrag von Dresden für immer den Frieden errungen zu haben hoffte.

Jener Chronist sagt darüber weiter:

„Dieser Vertrag machte kein geringes Aufsehen im Publico. Die Welt sagte frei, daß es auf den König von Preußen gemünzet wäre. Dies ging so weit, daß die Kaiserinkönigin für nöthig erachtete, durch ein besonderes Patent dergleichen Gerüchte möglichst zu unterdrücken. Ich will es anführen, weil die Sache selber so wichtig ist, daß der gegenwärtige Krieg endlich daraus entstanden."

In der That war dieser Tractat die Grundlage des siebenjährigen Krieges, weil er die Grundlage des ungeheuren Machtbundes war, den Maria Theresia gegen Preußen ins Leben rief. Der aber in der Folge sich so unbeugbar bewiesen hat, daß jener Tractat wirklich nur gegen Preußen geschmiedet worden ist, so gewinnt das Patent der Kaiserin darum besonderes Interesse, weil sich in ihm die ganze Tiefe der Immoralität zeigt, mit welcher am kaiserlichen Hofe Politik getrieben wurde. Wir theilen auch dieses Patent Maria Theresia's mit, wie es unser Chronist mitgetheilt hat, um so mehr, da es als Stylcuriosität noch ein zweites Interesse hat:

„Demnach Ihro kais. königl. Majestät mittelst eines unterm Dato Wien, den 24. vorigen Monats anhero erlassenen und heute dato eingegangenen Rescriptes in höchsten Gnaden zu erkennen gegeben, wie nach bereits zu verschiedenen Malen zu vernehmen gewesen, daß mannigfaltig ganz ungegründete widrige Gerüchte von übelgesinnten Leuten, und höchst strafbarer Aufführung ihrer verdeckt haltenden boshaften Absichten hin und wieder ausgestreuet werden; wie denn erst jüngsthin in dem nach Nachod gehörigen Dorfe Porsitsch in Böhmen sich zugetragen hätte, daß ein daselbst sich angebender Offizier, blos allein zur Erpressung eines Botens, unter das Volk fälschlich ausgesprenget, wie man königl. preußischer Seits ihn mit Truppen in das Königreich Böhmen nachfolge. Wie nun durch derlei grundlose Sachen und aus boshaften Quellen herfließenden Erdichtungen, (ohnerachtet zwischen Ihro kaiserlichen königlichen Majestät und des Königs von Preußen Majestät durch die erfolgten verbindlichsten Friedensschlüsse eine aufrichtige, genaue und immerwährende Vereinigung hergestellet ist, auch dato die vollkommenste Einverständniß obwaltet,) gleichwohl unter den Unterthanen im Lande unnütze

Schrecken und Furcht erwecket, außerhalb aber hin und wieder zu verschiedenem Argwohn Gelegenheit gegeben, ja allerhand Mißtrauen und Feindschaft, sowohl bei des Königs von Preußen Majestät, als bei Ihro übrigen Alliirten, erwecket werden kann; also wäre Dero allergnädigster Befehl, daß Dero treugehorsamsten Unterthanen und Landeseinwohnern, solche ausgestreuete Irrungen vollkommen benommen, dergleichen grundlosen Erdichtnngen aber jetzt und künftighin keinen Glauben beizumessen, sondern und sofern derlei Gehäßlichkeiten gleichwohl in das Publikum auszustreuen sich Jemand gelüsten lassen würde, den Urheber hiervon als einen Störer der allgemeinen Ruhe auszuforschen keinen Fleiß und Mühe gesparet, sondern im Betretungsfalle solcher sogleich verwahrlich angehalten, und wider denselben mit empfindlicher Bestrafung verfahren, auch den Umständen nach, Ihro kaiserlich königliche Majestät selbst, zu noch schärferer Ahndung, angezeigt werden solle. Troppau, den 10. Dezember 1746."

Dieses seltsame Meisterstück politischer Heuchelei hatte den König Friedrich nicht einen Augenblick irre führen können. Er wußte, es war ein Bund gegen ihn geschlossen worden und den kaum beendeten zwei Kriegen sollte über kurz oder lang ein dritter folgen. Und dieser Bund wurde nun im Verein mit Frankreich, den Reichsstaaten und Schweden als Verkündigung des Feldzugs von 1760 erneuet und auf eine neue Dauer von 20 Jahren ausgedehnt. Da mußte freilich Friedrich jede Hoffnung auf Frieden aufgeben. Es gab für ihn nur noch ein Gebot, das Gebot sich zu rüsten, mächtig zu rüsten, denn seine Feinde waren mehr als je durch seine schweren Unglücksfälle ermuthigt; und waren sie auch durch die verwichenen Feldzüge sehr geschwächt, so war es Friedrich doch noch vielmehr, auch war es ihm viel weniger leicht, für die erschöpften Hilfsquellen sich andere zu verschaffen, als jene großen Staaten.

Vor allem mußte dem Könige daran liegen, sein Heer zu ergänzen, und das freilich war die schwerste Aufgabe, denn die jüngeren Classen des kriegsfähigen Volkes waren gänzlich gelichtet. Die Prinzessin von Mecklenburg hatte in ihrem oben angeführten Briefe nicht gelogen, wenn sie geschrieben: von jungen Männern ist höchstens nur noch ein Invalid in Dörfern nnd Städten zu erblicken.

Friedrich hatte gehofft durch Auswechselung der Gefangenen den alten tüchtigen Stamm seines Heeres wieder auszubessern. Allein seine Feinde gingen auf eine Auswechselung der Gefangenen diesmal nicht ein. Man erwog sehr wohl, daß ein Soldat der alten Schule in Friedrichs Hand mehr bedeute als die neue Mannschaft, die ungeübt und mit ebenso zweifelhafter Fähigkeit als zweifelhaftem Charakter unter die preußische Fahne trat, und

die nun den bei weitem größten Theil des preußischen Heeres ausmachte. Denn von alten zuverlässigen Mannschaften sah Friedrich kaum noch 24,000 um sich. Aus seinen Staaten konnte er nur wenig rekrutiren. Eben so wenig in Sachsen, und die von da gewonnenen Soldaten verdienten natürlich kein Vertrauen. Die verbündeten kleinen Staaten stellten ihre neuen Mannschaften, die auch einen sehr geringen Umfang hatten, zu dem Heere des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, welches ebenfalls der Verstärkung nur zu sehr bedurfte. Neue Regimenter, welche der König von England als Kurfürst von Hannover aus England sendete, wurden auch zu diesem Heere gewiesen, weil England alles daran lag, Frankreich nieder zu drücken; denn Friedrich's eigentlicher Kriegszweck galt begreiflicher Weise England nur als Nebensache. Die gefangenen Oesterreicher und Russen, welche Friedrich unter seine Fahnen zu zwingen genöthigt war, waren eine sehr gefährliche Art von Soldaten. Theils der Sprache unkundig, theils an ein ganz anderes Exercitium und andere Kriegssitte gewöhnt, theils auch körperlich und geistig schlecht befähigt (so namentlich die Russen), hauptsächlich aber von einer Gesinnung, die sie für preußische Zwecke sehr unbrauchbar erscheinen ließ, konnte Friedrich eher von ihnen eine Lähmung als eine Stärkung seiner Kriegskraft erwarten.

Und alle diese Mittel brachten das Heer noch nicht auf die erforderliche Stärke. Es mußte auch mit Werbung das Möglichste versucht werden, Friedrich gab dieses Geschäft dem Obersten Collignon in Entreprise, und dieser etablirte seine geheimen Werbebureaus hauptsächlich in den süddeutschen Ländern, den sogenannten Reichsstaaten, die eben gegen Friedrich im Kampfe standen.

Konnte man die junge Mannschaft dieser Länder wegnehmen, so wurde dadurch freilich ein doppelter Zweck erreicht: indem man Soldaten gewann und damit dem feindlichen Lande die so wichtige Arbeitskraft entzog, die bisher die Magazine und Depots der feindlichen Armeen gefüllt hatte. Allein der König konnte bei seinen beschränkten Geldmitteln nur wenig für die Werbung aufwenden. Der Rekrut erhielt 10 Thlr. Handgeld und der Oberst Collignon für die Werbung desselben 5 Thlr. Konnte auch der Entrepreneur seinen Lohn genügend finden, so doch nicht der Rekrut den Preis seines Lebens. Daher fanden sich nicht eben viele, die für 10 Thlr. sich den Mühen und Gefahren des Kriegerlebens verdingen mochten.

Mit allen Mitteln, die sich nur in Anwendung bringen ließen, hatte Friedrich endlich im März das Heer wieder auf 90,000 Mann gebracht, die er im Felde verwenden konnte. Der Feind stellte ihm 200,000 Mann entgegen. Und eben so schlimm stand es um das qualitative Verhältniß,

welches in vielleicht noch höherem Maße veranschlagt werden mußte. Denn was es mit Regimentern zu bedeuten habe, die aus gezwungenen Leuten, aus Gefangenen bestanden, das hatte sich bei Maxen gezeigt, wo die Gefangennahme des fink'schen Corps vorzüglich dadurch entstanden war, daß die aus österreichischen Gefangenen gebildeten Compagnien und Bataillone in wahrem Jubel zu dem Feinde überliefen.

Dieses Ereigniß mochte auch hauptsächlich bei Oesterreich und Rußland dazu beitragen, die von Friedrich beantragte Auswechselung der Gefangenen abzulehnen. Man wollte, daß Friedrich dazu genöthigt sei, seine Gefangenen zu Soldaten zu machen, weil man wußte, daß diese Maßregel ihm Unheil bringe.

Friedrich hatte selbst von der Armee, mit welcher er dem Feldzuge von 1760 entgegentrat, die übelste Meinung. „Der schlechte Zustand, in welchem sich die Truppen befanden," sagt er selbst in seinen Schriften, „nöthigte zu dem vorsichtigsten Gebrauche derselben. Die in dem Ereigniß bei Maxen und bei dem Elbübergange des Generals von Dierecke verloren gegangenen Regimenter waren zwar während des Winters wieder ersetzt worden; aber nicht mit alten Soldaten oder mit Truppen, die zu gebrauchen waren. Es waren nur Soldaten zur Schau; denn was konnte man von einem Haufen von Leuten fordern, der zur Hälfte aus gewaltsam weggenommenen sächsischen Bauern, zur Hälfte aus feindlichen Ueberläufern bestand und von Offizieren angeführt wurde, die man nur darum zu Offizieren gemacht hatte, weil bessere nicht vorhanden waren. Dazu aber fehlte es auch an Offizieren dergestalt, daß die meisten Regimenter nur 12 hatten, während sie nach dem Reglement doch 52 hätten haben sollen. Aber diese drückende Lage hinderte an der Thätigkeit um so weniger, je mehr diese von der Nothwendigkeit gefordert wurde. Statt daß man sich über den schlechten Zustand des Heeres beklagte, war man nur mit den Mitteln beschäftigt, dem Feinde mit größerem Nachdrucke zu begegnen als je zuvor. Die ungeheuren Rüstungen des Feindes ließen zwar fürchten, daß der diesjährige Feldzug übler enden werde, als die nächst vorher gegangenen; aber man that doch alles den Muth der Truppen zu heben und ihnen Vertrauen zu machen, indem man Diversionen ersann, die viel zu reden gaben, ohne etwas zu sein, und indem man prophetische Gerüchte im Volke ausstreuete und zu allen erlaubten Mitteln griff, eine täuschende Meinung hervor zu rufen."

Der Umstand, der gegenwärtig den Werth des preußischen Heeres so tief herabstellte, hatte übrigens schon in den Feldzügen von 1758 und 1759 eingewirkt, wenn natürlich auch in viel geringerem Maße. Die Schlachten von Prag und Kollin hatten, wie Friedrich sich selbst ausdrückt, die alten

Stützen und Säulen des preußischen Heeres vernichtet. Die alten Truppen waren bis auf einen geringen Rest dahin; mit ihnen hatte Friedrich allezeit gesiegt, sie hatten unmöglich Scheinendes zu vollbringen vermocht wie Napoleon's alte Garde; mit ihrem Verschwinden hatte sein Glück aufgehört; die neuen Truppen waren kein Mittel für seine genial gigantischen Unternehmungen; sie verstanden seinen Geist nicht und ihnen selbst fehlte der Geist, der jenen alten durch die preußische Disciplin verliehen worden war. Seit Friedrich mit solchen Truppen, wie die neu eingestellten, den Krieg führte, war sein Glück unzuverlässig, ja war geradezu das Unglück mit ihm und verließ ihn auch nicht völlig wieder.

Der Feldzugsplan des Feindes war in diesem Jahre ein wesentlich anderer. Während in den früheren Jahren die nördlichen Provinzen Preußens das Operationsobject der Russen gewesen waren, machten diese in diesem Jahre Schlesien dazu. Freilich waren jene preußischen Provinzen bereits gänzlich ausgesogen, Schlesien dagegen in seinem nördlichen Theile noch reich genug, den feindlichen Besuchern gute Lager und Quartiere zu versprechen.

Als vorzüglichen Zweck verbanden die Russen damit ihre Vereinigung mit dem österreichischen Corps unter Laudon, welches, 50,000 Mann stark, von Mähren herauf operiren, die südschlesischen Festungen nehmen und bis in die Mitte Schlesiens rücken sollte. Auf diese Weise sollte Schlesien von den Russen und Oesterreichern genommen werden, Sachsen aber das Hauptobject der großen österreichischen Armee unter Daun und der Reichsarmee sein. Nachdem Dresden den Preußen entrissen worden, hatte Sachsen für Daun und den Hofkriegsrath zu Wien eine vorragende Wichtigkeit gewonnen.

Diesem feindlichen Plan angemessen mußte Friedrich nun seine Disposition treffen. Wie immer nahm er auch hier die Hauptaufgabe, nämlich das Commando in Sachsen und also den Kampf gegen Daun und den Markgrafen Pfalz-Zweibrücken für sich. Seine Armee war kaum 40,000 Mann, während die Daun's auf 80,000, die Zweibrücken's auf 32,000 Mann veranschlagt wurde; wie stark indessen letztere in Sachsen aufzutreten im Stande sei, hing ganz davon ab, mit welchem Erfolge der Herzog Ferdinand von Braunschweig auf dem französisch-deutschen Kriegsschauplatze den Feldzug eröffnete.

Da nun für Schlesien viel darauf ankam, daß die Russen und das österreichische Corps unter Laudon sich nicht vereinigten, so war der König gezwungen, auch dort zwei Corps aufzustellen. Das gegen die Russen gestellte war 32,000 Mann stark und wurde vom Prinzen Heinrich geführt. Der Prinz hatte die schwere Aufgabe mit dieser geringen Macht das 80,000

Mann starke russische Heer abzuhalten. Viel hatte Heinrich bisher geleistet, aber mehr als alles war dies, und ihm selbst bangte so sehr vor dieser Aufgabe wie überhaupt vor dem Ende dieses Krieges, dessen Mißverhältnisse doch so ohne Beispiel waren, daß er, auf alle Ehren verzichtend, gern der Fahne Lebewohl gesagt hätte, wenn die Rücksicht auf seinen großen Bruder es ihm nicht verboten hätte.

Gegen das laudon'sche Corps endlich stellte Friedrich den General Fouqué, persönlichen Freund, mit einem Corps von 14,000 Mann. So standen hier 14,000 gegen 50,000. Fouqué war ein General von großem Talent; aber dieses Mißverhältniß auszugleichen war auch er schwerlich im Stande. Kriegswissenschaftliche Kritiker haben behauptet, Friedrich habe einen Fehler begangen, die Armeen Heinrich's und Fouqué's vereinzelt operiren zu lassen. Sollten beide indessen vereinigt sein, so waren dieselben kunst- und bewegungsvollen Operationen nöthig, mit welchen Friedrich in früheren Feldzügen den mehrseitigen Feinden Genüge gethan hatte. Dazu gehörte nicht nur Friedrichs große Genialität, sondern auch seine königliche Unverantwortlichkeit; Offensivmaneuvres gehörten unter solchen Umständen nur ihm; seinen Feldherren durfte er vernünftiger Weise nur Defensivoperationen zumuthen.

Endlich hatte er nun auch noch den Schweden eine Macht entgegen zu stellen. Sie waren den Winter hindurch im Besitze einiger kleiner Vortheile geblieben. Für diesen Kriegsschauplatz standen ihm aber nur 5000 Mann unter dem Prinzen von Würtemberg zu Gebote. Im Weiteren mußte er sich auf die Landmilizen verlassen, die, obschon den Linientruppen nicht zu vergleichen, doch bei Besatzungen, Eskorten und dergleichen einen schätzbaren Aushilfsdienst leisteten.

So war die Situation eine für Friedrich eben so wenig, als für den Feind eben so sehr hoffnungerregende. Man konnte begreifen, warum Oesterreich und Rußland durchaus jeden Friedensantrag, der von Friedrich durch den König von England an sie erging, abgelehnt hatten. Man mußte auch einsehen, daß Friedrich, den Frieden zu erwirken, sich fast gezwungen sah, und es war ihm jetzt gewiß eben so wenig Unehre dieser Nothwendigkeit nachzugeben, als es ihm früher nach siegreichen Feldzügen Ehre gewesen war, den Frieden ohne Anspruch auf Gewinn angeboten zu haben. Aber die höchste Ehre bestand darin, daß er in dieser schrecklichen Lage seinen Friedensanträgen die Bedingung beifügte, es dürfe nicht gefordert werden, daß er eine Hand breit Land von seinen Staaten opfere, was zu thun ihm die Pflicht gegen sein Volk verbiete, von welcher ihn nichts in der Welt entbinden könne.

Diese Pflicht hatte freilich zu allen Zeiten dem habsburg'schen Hause so wenig gegolten, daß Maria Theresia für die Unverletzlichkeit derselben keinen Begriff hatte und am Allerwenigsten im Glück der Waffen geneigt war, von ihrer Forderung auf Schlesien abzugehen. Ein Land zu opfern, gleichsam zu verscherzen, wie das Haus Habsburg einst dem deutschen Reiche die Schweiz, Burgund, Lotharingen, Elsaß und neuerdings sich selbst Mailand und Venetien verscherzt hat, dazu konnte ein Friedrich der Große unmöglich Kraft oder Schwäche genug gewinnen, dazu, möchte man sagen, war seine Dynastie zu sehr von den Intentionen ihrer nach deutscher Primairstellung strebenden Politik erfüllt.

42.

Das erste Ereigniß des Feldzugs 1760.

Der Anfang des Feldzugs schien Unlust auf beiden Seiten zu verrathen. Verhandlungen verschiedener Art wurden in einer Weise betrieben, als ob man eben Zeit genug dazu habe. Dem Könige konnte das österreichische „Immer langsam voran" nie gelegener sein als jetzt. Zu Bütow saß eine Commission von Preußen und Russen, die wegen der Auswechselung der Gefangenen unterhandelte, ohne sich einigen zu können.

Die kriegführenden Mächte schienen nur noch Aufmerksamkeit für den Ausgang dieser Commission zu haben, in der bald auch die Schweden eine interessante Rolle spielten. Graf von Hordt, ein Schwede, hatte nämlich ein preußisches Freicorps geführt und das Unglück gehabt in russische Gefangenschaft zu gerathen. Nun gelüstete es die Schweden das Schauspiel des Patkul zu erneuern. Allein Friedrich war nicht so nachgiebig als ehedem der Kurfürst von Sachsen. Er protestirte auf das Entschiedenste gegen die Auslieferung seines Generals von Hordt an sein rachsüchtiges Vaterland und drohete das Schicksal Hordt's an seinen russischen Gefangenen zu rächen.

Das war ein ernstes Wort, und man wußte, Friedrich war der Mann, selbst sein trotzigstes Wort wahr zu machen. Die russische Regierung verweigerte demgemäß der schwedischen die Auslieferung jenes Gefangenen. Die Verhandlungen in derartigen Angelegenheiten fristete der König absichtlich, wobei er natürlich einen anderen Zweck verfolgte, als den scheinbar eigentlichen. So ging auch die russisch-preußische Commission zu Bütow

auseinander, ohne etwas bewirkt zu haben, und doch war sie dem Könige sehr nützlich gewesen.

Im April hatte Friedrich Freiberg verlassen und seine Truppen in einem Lager bei Meißen zusammen gezogen, ohne indessen zu kriegerischen Unternehmungen Anstalt zu treffen. So verging der ganze Monat Mai in wahrer Friedensruhe, da Daun eine besondere Neigung dazu nicht empfand, den Vorwurf der Friedensstörung auf sich zu laden. Als nun aber im Juni die Nachricht einging, daß Laudon in Schlesien die Operationen begonnen habe, so hielt es der König für nöthig, seine Thätigkeit zu entfalten, damit Daun wenigstens in die Lage versetzt werde, Laudon nicht unterstützen zu können.

Wie wir wissen, hatte Laudon im vergangenen Herbste, nachdem er sich von Soltikof getrennt, auf weitem Umwege sein Winterquartier in Mähren suchen müssen. Bereits im März ließ er ein Corps seiner Armee aufbrechen und in Schlesien eindringen, um die Situation des Kriegsschauplatzes zu recognoskiren und gleichsam den Weg zu öffnen.

Laudon hatte über Jägerndorf nordwärts die Grenze überschritten, als er erfuhr, daß sich ein preußisches Detachement von einem Regiment und einer Schwadron noch zu Neustadt befinde. Das österreichische Corps bestand aus vier Cavalerieregimentern, nämlich einem Regiment Dragoner (Löwenstein), einem Regiment Kürassiere (Palfy), zwei Regimentern ungarischer Husaren und etwas Artillerie. Bei seiner sehr bedeutenden Ueberlegenheit mochte Laudon mit dem Versuche nicht zögern, jenes preußische Detachement in Neustadt aufzuheben. Die Unternehmung war um so wichtiger, da die Preußen ein großes Magazin nebst Feldbäckerei nach Neiße abzuführen hatten, und im Fall des Gelingens dies als Beute in die Hand der Oesterreicher fallen mußte. Nahe hinter Neustadt stellte Laudon seine Cavalerieregimenter, zum Angriff fertig, unter Deckung und erwartete nun den preußischen Transportzug. Er hoffte hier einen eben so glänzenden Streich zu führen, wie im vorigen Jahre bei Olmütz.

Der Oberst von der Golz, welcher das preußische Detachement führte, hatte ohne Frage seinen Weg nicht recognosciren lassen, oder war fest entschlossen, allem, was ihm auch begegne, Trotz zu bieten. Letzteres war wenigstens seinem Charakter so ähnlich, die dem seiner Pommern, aus dem das Regiment (Manteufel) bestand. Er war kaum eine Stunde von Neustadt entfernt, als er plötzlich auf beiden Seiten von der laudon'schen Cavalerie angegriffen wurde. So heftig dieser Anfall war, versetzte sich doch das preußische Regiment mit Ruhe und Sicherheit in Kampfstellung, warf den ersten Angriff ab und marschirte bei fortwährender Vertheidigung weiter.

Bald genug sah Laudon, daß es hier nicht mit einem leichten Kampfe abgethan sei. Er versuchte daher Unterhandlungen, die aber von dem Obersten Golz, der die Waffenstreckung forderte, auf das Entschiedenste zurückgewiesen wurden. Als nach neuen vergeblichen Angriffen wiederum ein Unterhändler vor Laudon erschien, der mit der Versicherung, daß das Regiment gänzlich umringt sei und zu Grunde gehen müsse, sofern es sich nicht ergebe, einen sofortigen Capitulationsabschluß forderte, so führte er diesen österreichischen Offizier vor die Fronte, damit er von der Mannschaft selbst den Bescheid erfahre. Dieser Bescheid war so unhöflich, derb und pommerisch gerade, daß er sich nicht dazu eignet, hier durch den Druck mitgetheilt zu werden, daher aber desto weniger von dem Generalfeldzeugmeister mißverstanden werden konnte.

Nun begannen die Angriffe der Oesterreicher mit erhöhter Kraft; wurden aber ein Mal wie das andere Mal mit Feuer und Bayonnet zurückgewiesen und dergestalt immer der Marsch streckenweise fortgesetzt, bis man mit Verlust von nur 23 Wagen, die wegen Beschädigung zurückgelassen werden mußten, Stockerau erreicht hatte, wo es möglich war, eine Vertheidigungsstellung zu nehmen, die Laudon nicht anzugreifen wagte.

So hatte sich das Regiment Manteufel mit dem geringen Verluste von 170 Mann auf eine großartig heldenhafte Weise durchgeschlagen, und den Transportzug von 100 Wagen gerettet. König Friedrich erkannte diese schöne Heldenthat, die großen Jubel beim preußischen Heere erregte, durch Vertheilung von zahlreichen Orden an. Er kargte in dieser Zeit mit Orden sehr; aber diese That war zu erhaben, daß sie nicht hätte glänzend belohnt werden sollen, schon darum, damit sie desto nachahmungswerther erschien.

Der Verlust Laudon's bei dieser Affaire war nicht unbeträchtlich und belief sich auf über 800 Mann an Todten und Verwundeten. Es schien als habe sich dabei die Ueberlegenheit der Infanterie gegen die Cavalerie Grund des durch das Bayonnet sehr vervollkommnetem Feuergewehrs zeigen wollen.

Thaten ähnlicher Art, die mehrfach im Beginn des Feldzugs vorkamen, belebten zwar den Muth der alten preußischen Truppen; die neugebildeten mochten aber durch dieselben wenig berührt werden, und wenigstens ereigneten sich sehr bald da, wo diese sich bewähren sollten, große Unfälle, die die Lage des Königs in neue größere Gefahr versetzten.

43.

Untergang des fouqué'schen Corps.

Der König Friedrich hielt den Posten von Landshut am Riesengebirge wegen der nach Böhmen führenden Gebirgspässe für so wichtig, daß er ihn bereits im vorigen Feldzuge fortdauernd durch den General von Fouqué bis zu dessen Uebernahme des Befehls im Lager von Schmottseifen hatte besetzt halten lassen. Auf diesem Posten stand Fouqué auch jetzt noch. Sein Corps nach Entlassung einiger Detachements betrug 10,680 Mann. Das Lager befand sich auf den Bergen, durch 10 beträchtliche Schanzwerke wohlbefestigt. In geringer Entfernung unter demselben lag die Stadt Landshut.

Der Posten Landshut war auf alle Fälle ein äußerst exponirter. Die südschlesischen Festungen konnten bei ihrer Ferne und schwachen Besatzung so wenig Hilfe gewähren als Breslau; mit der Armee des Prinzen Heinrich war aber kaum eine Verbindung zu bewerkstelligen möglich.

Nachdem Laudon sich von Neiße ab in das Glatz'sche gewendet, konnte Fouqué voraussehen, daß er jetzt der Gegenstand des Angriffs sein werde. Nach Erwägung aller Verhältnisse sah er sich bei Landshut in einer eben solchen Lage, wie General Fink bei Maxen, dessen Loos er um so weniger theilen mochte, als er dadurch dem Könige sein Corps so gut wie veruntreut haben würde.

Da nun Laudon's Absicht unzweifelhaft auf Breslau ging, so wich Fouqué von Landshut auf Schweidnitz zurück, um hier zwischen den Festungen, welche Breslau gegen Böhmen hin decken, Stellung zu nehmen. Das war unzweifelhaft klug, wenngleich es dem Generalfeldzeugmeister Laudon Veranlassung gab, eine Belagerung der Festung Glatz zu veranstalten.

Aber dies gerade schien den König Friedrich zu einer falschen Beurtheilung der Verhältnisse zu verleiten. Er hielt die Bewegung Fouqué's für einen großen strategischen Fehler und ließ diesem General Ordre zugehen, sofort seine frühere Stellung bei Landshut einzunehmen. Fouqué war überzeugt, daß er sich in die größte Gefahr begebe, aber das würde ihn nicht so sehr bewegt haben, als die kränkende Art der königlichen Ordre, die ein Beweis des leidenschaftlichen Zornes des Monarchen war. General Fouqué, obschon überzeugt das Schicksal Fink's zu haben, zögerte nicht einen Augenblick der Ordre Folge zu leisten; faßte aber sofort den Enschluß seinen Abschied zu nehmen.

So rückte nun das fouqué'sche Corps am 18. Juni wieder in das

exponirte Lager bei Landshut ein. Kaum aber war das geschehen, als der Generalfeldzeugmeister Laudon mit Zurücklassung der zur Belagerung von Glatz nöthigen Truppen durch das Böhmische nach Landshut aufbrach, wo er am 23. Juni mit 38,000 Mann während der Nacht eintraf und sofort zum Angriff schritt. Es galt hier zugleich eine Einschließung und einen Ueberfall auszuführen. Damit das preußische Corps keinen Rückzug habe, ließ er seine Cavalerie, die er ohnehin beim Angriff des Lagers nicht verwenden konnte, Stellung hinter der Stadt Landshut nehmen. Seine Infanterie führte er sodann in 5 Colonnen gegen das Lager und griff es mit der ersten zuerst auf der schwächsten Seite, nämlich dem linken Flügel, an, um den übrigen Colonnen den spätern Angriff zu erleichtern.

3/4 2 Uhr des Morgens, als eben der erste Schimmer des Tags sich am östlichen Himmel zeigte, fand der Angriff mit einer kurzen, aber furchtbaren Kanonade statt. Wie wachsam auch die Posten waren, vereinigten sich doch mit diesem Ueberfalle für die Preußen alle Nachtheile der Ueberraschung. Ehe sie noch recht zur Gegenwehr kamen, hatten die Oesterreicher schon das große Schanzwerk bei Vogelsdorf gewonnen und kehrten nun die Kanonen desselben gegen das Lager um, um ihre Artillerie dadurch zu verstärken.

Die Ueberraschung auf der einen und die fast vierfache Ueberlegenheit auf der andern Seite konnten nicht eine Minute ohne Wirkung bleiben. Sehr bald war das zweite Schanzwerk, die sogenannte Mummelschanze genommen. Die Preußen befanden sich nun im Kreuzfeuer ihrer eigenen Fortificationen, unter welchen es unmöglich war, die Bataillone in gehöriger Angriffsordnung und für einen geregelten Kampf in Stand zu bringen.

Unter diesen Umständen fielen rasch nach einander die nächsten Redouten in die Hände der Oesterreicher, die nun den Angriff auf drei Seiten gewonnen hatten und die Gegner nach der Seite hindrängten, wo ihre Cavalerie stand.

Auf der nächsten Höhe bei Landshut hatten sich inzwischen die Preußen in besseren Vertheidigungsstand gesetzt. Wenn sie auch keineswegs einen Sieg zu erringen im Stande waren, so machten sie doch ihre Niederlage den Oesterreichern sehr theuer; denn am Kirch-, Galgen- und Hohenberge verlor Laudon mehr Leute als auf dem ganzen übrigen Terrain.

Als General Fouqué sah, daß gegen diese Uebermacht unter solchen Umständen nichts zu retten war, entließ er seine ohnehin auf diesem Terrain gar nicht verwendbare Cavalerie mit dem Befehle sich durchzuschlagen. Auch hierbei stand ihm das Unglück von Maxen als besonderes Beispiel vor Augen, denn dort würde der General von Wunsch die Cavalerie unzweifelhaft gerettet haben, hätte ihn nicht unglücklicher Weise eine übereilte Contreordre in die mörderische Falle von Maxen zurückgezogen. So schlug sich

nun Fouqué's Cavalerie wirklich durch. Nur ein Theil ging durch Tod und Gefangenschaft verloren, leider auch der Commandeur derselben, der General von Malachowski.

Die Infanterie dagegen war gezwungen den Widerstand fortzusetzen oder sich zu ergeben. An Letzteres dachte wenigstens in der Nähe Fouqué's kein Mensch, obschon die österreichischen Geschütze das ganze Lager bestrichen und das Corps bereits auf ein paar Tausend Mann zusammen geschmolzen war.

General von Schenkendorf vertheidigte den Hohenberg mit seinen wenigen Bataillonen aufs Aeußerste, während andere Bataillone unter Fouqué's Augen auf dem Kirchberge mit unermeßlicher Bravour kämpften. Immer wiederholte Sturmangriffe der Oesterreicher wurden immer wieder abgeschlagen, und es schien als wollten die Preußen hier, wie einst die Schweizer, bis auf den letzten Mann kämpfen.

Endlich war gegen sieben Uhr Morgens alles auf dem Galgenberge dicht vor der Stadt zusammengedrängt, den die Oesterreicher nun von drei Seiten, von der Höhe aus mit Artillerie, von unten mit Infanterie, angriffen. Die Geschützkugeln bestreiften die ganze Oberfläche und die preußische Schaar mußte das Feuer zum bei weitem größten Theile ganz ohne Deckung aushalten. Die Sturmangriffe dauerten zwei Stunden lang ohne Unterbrechung fort. Immer wurden sie abgewiesen, und bei jedem Sturm ließen die Oesterreicher eine ungemein große Menge von Todten auf der Wahlstatt.

Da trat mit einem Male ein böser Umstand ein, den Fouqué bereits mit großer Sorge gefürchtet hatte. Die Munition ging nämlich denjenigen Truppen aus, die schon seit früh im Kampfe waren, und nur die, welche zuletzt in den Kampf gekommen waren, konnten das Feuer noch fortsetzen. Das war in dieser Lage zweifelsohne das Schlimmste, was nur vorkommen konnte.

Da beschloß Fouqué, die mit so schweren Opfern vertheidigte Position aufzugeben und seinen Rückzug auf Schweidnitz zu nehmen. Wirklich wurde nun der Rückzug angetreten, und zwar mit einer Ordnung, die bei so höchst unglücklichen Verhältnissen in der That bewunderungswürdig war. Graf Schenkendorf deckte ihn und setzte den Kampf im Lager fort. Glücklich erreichte Fouqué das andere Ufer des Boberflusses und wollte hier nun in Quarreformation aushalten, um den Boberübergang für die Arrieregarde unter Schenkendorf offen zu halten, bis diese nachkam.

Aber plötzlich sah er sich von der österreichischen Cavalerie angegriffen, die auf allen Seiten heranströmte. Der Mangel an Munition preußischer Seits machte es dem Feinde möglich, wo er nur angriff, einzuhauen. Selbst

der Gebrauch des Bayonnets war den Preußen bei der theils zu gedrängten, theils ungeordneten Stellung nicht möglich. Zudem war die Uebermacht so ungeheuer, daß es den Soldaten nur noch darauf ankam, ihr Leben möglichst theuer zu verkaufen.

Während des wüthensten Kampfes mit einem österreichischen Grenadirbataillone wurde Fouqué's Pferd erschossen. Verzweifelnd dringt nun der alte Held zu Fuße, den Säbel in der Hand, auf den nächsten feindlichen Reiter ein. Da sinkt er verwundet zu Boden. Man will ihm den Rest geben. Da wirft sich sein Reitknecht Trautschke auf ihn und fängt mit dem eigenen Körper dreizehn gegen den General gerichtete Säbelhiebe auf.

Herr und Knecht würden niedergemetzelt worden sein, wenn nicht zu beider Schutz der österreichische Oberst von Voit herangesprengt wäre und die wüthenden Soldaten zurückgewiesen hätte. Dergestalt war dem edeln alten Fouqué wenigstens das Leben gerettet; aber die Freiheit mußte er freilich opfern und an den Obersten von Voit seinen Degen abgeben.

Doch selbst in diesem Unglücke wurde ihm eine glänzende Ehrenerweisung zu Theil, indem Voit ihm sein prächtig geschmücktes Paradepferd übergiebt und auf Fouqué's Weigerung, es zu besteigen, bemerkt, es könne kein Pferd schön genug sein, einen solchen Held zu tragen.

Mit Fouqué's Fall und Gefangenschaft war der furchtbare Kriegsact auch so gut wie beendet. Nur die Arrieregarde unter Schenkendorf vertheidigte sich noch eine kurze Zeit mit dem Bayonnet, bis auch sie, zum größten Theil niedergemetzelt und gefangen, den Kampf einstellen mußte.

An Gefangenen waren gegen 4000 in österreichischer Hand. Einzelne nur waren dem Handgemenge glücklich entkommen, so daß außer der Reiterei, die sich durchgeschlagen hatte, das ganze fouqué'sche Corps zu Grunde gegangen war. Gegen 5000 Todte und Verwundete lagen auf der Wahlstatt, und 68 Geschütze, 34 Fahnen, 2 Standarten und 2 Pauken waren die Trophäen des furchtbar blutigen Sieges, den die Oesterreicher mit mehren Tausend Mann Verlust theuer genug hatten bezahlen müssen. Viel hatten sie gewonnen, nur Ehre nicht, denn Ehre konnte es nicht gewähren mit 38,000 Mann 10,600 Mann durch Ueberfall zu besiegen.

Kaum war das Unglück geschehen, als eine Contreordre des Königs für General Fouqué eintraf, in welcher Friedrich Landshut aufzugeben und zur Deckung Breslaus zurückzugehen, oder überhaupt zu handeln befahl, wie es dem General Fouqué seine eben so geprüfte wie bewährte Einsicht gebiete. Die Ordre kam zu spät. Das Unglück war geschehen und ließ sich nicht mehr gut machen. Friedrich's Uebereilung und seinem trotzigen Willen war das fouqué'sche Corps zum Opfer gefallen, und nie hat

den König ein Unglück so tief geschmerzt als dieses; doch nicht, weil es jetzt die ohnehin schlimme Lage verzehnfachte, sondern weil er sich selbst die ganze Schulde zuschreiben mußte.

Dies hemmte indessen Friedrich's Thätigkeit nicht. Und wenn er auch ein glückliches Ende seiner Sache kaum noch hoffte, so wollte er doch für dasselbe kämpfen, so lange nur noch ein Mittel zum Kampfe vorhanden war.

Nicht so fest in seinem Willen war der Prinz Heinrich. Wie sehr er auch an seinem großen Bruder hing, wie aufrichtig er auch der Sache desselben ein glückliches Ende wünschte, so konnten ihn doch die vielen Unfälle, die durch den eisernen Eigensinn Friedrich's veranlaßt wurden, nicht anders als schmerzlich verletzend berühren. Wie den General Fink betrachtete Heinrich den General Fouqué als ein verschuldetes Opfer, und um nicht vielleicht selbst ein solches zu werden, würde er gern aus dem Dienste zurückgetreten sein, wenn es ihm nicht zu schnöden geschienen hätte, den Bruder gerade in einem Augenblicke zu verlassen, wo sich das Unglück so ungeheuer aufgethürmt hatte.

44.

Das Bombardement von Dresden.

Ehe das Unglück von Landshut geschehen war, dessen Tragweite sich dann erst erkennbar machte, als Daun nach geschehener vandalischer Plünderung von Landshut die Belagerung von Glatz in Angriff nahm und alle Festungen Südschlesiens zum Fall zu bringen drohte, hatte Friedrich seine Operation gegen Dresden unternommen, an dessen Eroberung ihm darum besonders viel lag, weil diese Stadt dem Feinde einen Hauptanhalt in Sachsen gab.

Er glaubte aber desto mehr zu dieser Belagerung aufgefordert zu sein, weil Daun nach dem Streiche von Landshut ein starkes Corps von seinem Heere zu Laudon abgehen ließ. Dieser bedurfte einer solchen Verstärkung aus doppelten Gründen. Erstens wollte er die Festung Glatz aufs Schnellste zum Fallen bringen, damit das Unternehmen nicht Wechselfällen preisgegeben sei, und deshalb war es nothwendig, die Belagerung mit einer möglichst großen Macht zu betreiben. Es war aber auch, wenn selbst augenblicklich kein Feind die Belagerung bedrohte, nöthig, dieselbe dadurch zu decken, daß

die zum Rayon von Glatz führenden Gebirgspässe besetzt und gesperrt wurden. Daher umsomehr brauchte Laudon der daun'schen Verstärkung, weil der Plan, den König Friedrich, dessen Schnelligkeit man fürchtete, Sachsen zu beschränken und von Schlesien abzuhalten, die Aufstellung eines Corps bei Liegnitz nöthig machte, welches ebenfalls von der laudon'schen Armee gewonnen werden mußte.

Um nun den Feldmarschall Daun zu hindern, Verstärkungen für die Belagerung von Glatz an Laudon abzugeben oder, wenn dieselben bereits abgegangen wären, zum Rückgange zu nöthigen, mußte Friedrich Dresden mit Ernst angreifen, oder andern Falls mußte er selbst nach Schlesien aufbrechen, um Glatz zu entsetzen, da der Prinz Heinrich dies nicht konnte.

Dieser stand zu Landsberg an der Warte, den Russen den Eintritt in Schlesien wehrend. Nicht nur war dieser Posten von Glatz sehr entfernt, so daß es zweifelhaft gewesen sein würde, ob Heinrich rechtzeitig vor Glatz erscheinen konnte, er war auch sehr wichtig, weil die Entblößung desselben durch den Abmarsch nach Glatz den Russen für viele Wochen freies Spiel gemacht hätte.

Die große Entfernung der Posten von Landsberg und Landshut hatte auch zunächst Fouqué's Unglück verschuldet.

König Friedrich hatte sein Heer zu sehr getheilt. Er sah, daß es nicht gut war, alles vertheidigen zu wollen. Auch mußte er nun erkennen, daß er größer im Angriffs- als im Vertheidigungskriege war und daß sein altes System, mit concentrirter Macht in überraschender Schnelligkeit bald diesen, bald jenen Feind abzufertigen, seinem Naturell besser entsprach, als das System einer allseitigen Defensivstellung, mit welchem er sich der Zersplitterungsmethode des Feindes anfügte, die diesen bisher um jeden Erfolg gebracht hatte, obschon bei ihm die Größe der Truppenmasse die Gefahr dieses Systems minderte.

Die Absicht, seine Macht zu vereinigen, um dann nach seiner beliebteren Weise den Krieg fortzusetzen, schien alsbald auch die Oberhand zu gewinnen, als die Nachricht von der Vernichtung des fouqué'schen Corps und von der daraus hervorgegangenen Belagerung von Glatz eingegangen war. Da wollte der König sofort nach Schlesien, brach auch auf und ging bis zur Lausitz; allein der Grundfehler seines Feldzugsentwurfs ließ sich jetzt nicht mehr beseitigen. Vor ihm stand bei Liegnitz Laudon, ihm zur Seite marschirte Daun. Beide konnten ihm nicht nur einen ernsten Schlag beibringen, sondern schnitten ihn auch von Südschlesien ab, so daß Glatz zu Hilfe zu kommen, immer unmöglich blieb. So sah sich Friedrich zu seinem Herzleid nach Sachsen verbannt, und als das Beste in dieser verzweifelten Lage stellte

sich noch ein starker Angriff auf Dresden als Diversion zu Gunsten Glatzes dar.

Eins noch hätte in dieser Lage eine schnelle und entscheidende Hilfe gewähren können, das war eine siegreiche Schlacht gegen Daun. Und auch dieses Mittel ließ Friedrich nicht unversucht, wie überlegen auch Daun's Macht der seinigen war. Er bot alles auf, den Feldmarschall zum Schlagen zu bringen, aber nichts war schwerer wie das. Für Daun gab es nur eine Art des Sieges, nämlich die durch Ermüdung des Gegners. Bei dieser Kriegführung setzte er sich keiner zu großen Gefahr aus; und daß sie sehr kostspielig war und nicht bloß den Gegner, sondern auch den eigenen Staat ruinirte, kam wenig in Frage.

So oft der König den Feldmarschall gefaßt zu haben meinte, wußte dieser sich ihm zu entziehen, um durch Einnahme einer unangreifbaren Stellung die Schlacht unmöglich zu machen. So geschah es bei Horta und Bischofswerda. Keiner der damaligen Feldherren war so genau mit den Terrainverhältnissen des Kriegsschauplatzes bekannt, wie der Feldmarschall Daun; keiner verstand es so wie er die Vortheile der Situation zu seinem Schutze zu nützen, keiner auch besaß in gleichem Maße die Festigkeit, die dem Terrain zum eignen Schutz abgewonnenen Vortheile unbeirrt fest zu halten. Wie Friedrich selbst gesagt, gehörte es zu den Meisterstücken, den Feldmarschall Daun aus einer von ihm eingenommenen Stellung heraus zu bringen. Und unläugbar entsprach dieses System ganz dem Charakter seiner Truppen.

Unter beschriebenen Umständen kehrte Friedrich vor Dresden zurück und hoffte, durch eine schnelle und kräftige Operation nicht nur Daun, sondern selbst Laudon auf sich zu ziehen, dadurch die Belagerung von Glatz zu lähmen, die Vereinigung der Oesterreicher und Russen in die Ferne zu rücken, dem Prinzen Heinrich freie Hand, und Breslau und dem übrigen Schlesien eine wenigstens vorläufige Sicherheit zu verschaffen. Vor Dresden angelangt, wurde mit größtem Kraftaufwande vor dem dohna- und pirna'schen Thore die erste Belagerungsbatterie in Angriff genommen. Friedrich hatte bei der besonderen Lage der Stadt so viel Deckung, daß Annäherungsarbeiten, wie sie sonst bei Festungen selten vermieden werden können, sich fast überflüssig erwiesen. Bereits am 13. Juli waren die ersten Batterien fertig. Ehe zur Beschießung geschritten wurde, ließ Friedrich den österreichischen General Marquis von Macquire, der in Dresden als Commandant fungirte, zur Capitulation auffordern.

War nun auch Macquire keiner der kühnsten Helden, wie seine Thaten in Schlesien bewiesen hatten, so besaß er doch die den Oesterreichern eigene

Zähigkeit. Er wies die Aufforderung mit der Bemerkung ab: „er werde suchen sich so lange zu vertheidigen, als es gehe; wenn es nicht mehr gehe, werde er schon selbst die Capitulation antragen.“

Alsbald begann das Feuer von den dresdener Werken gegen die preußischen Pioniere; aber am 14. Juli erwiderten es die ersten preußischen Batterien mit großer Energie. Während dessen ließ Friedrich zwei neue Batterien bei Neudorf, dicht an der Elbe, errichten, welche bereits am 15. Juli ihre Action begannen. Noch größere Batterien wurden hinter Neustadt-Dresden bei den Scheunen errichtet.

Auch vor der Altstadt, wo der König selbst die Angriffsarbeiten leitete, mußte es allem Anschein nach bald zu einer ernsten Action kommen. Nichts hemmte die Thätigkeit der Preußen.

Die Reichstruppen, welche Daun bei seinem Abzuge zum Schutze Dresdens zurückgelassen, waren bei Friedrichs Annäherung furchtsam durch den plauen'schen Grund zurückgewichen und lauschten jetzt bei Dohna den Donnern von Dresden, ohne die geringste Neigung zu empfinden der Sache etwas näher zu treten. Daun stand noch zweifelnd, ob er sich nach Schlesien oder Sachsen wende, in der Lausitz.

Und so hatte Friedrich freie Hand. Jeder Widerstand, den er erfuhr, ging von der Stadt aus, welche bei einer Besatzung von 14,000 Oesterreichern trotz den mangelhaften Fortificationen eine durchaus nicht unbeträchtliche Potenz war. Friedrich hatte eigentlich nichts zu fürchten als die Ankunft Dauns, die gleichwohl doch auch in seiner Absicht lag.

Seine Belagerungsarmee auf Seite der Neustadt commandirte der Prinz von Holstein. Sie war mit allem versehen, daher ihre Operation sich in schnellem Fortschritte entwickelte. Der Armee des Königs dagegen auf jener Seite fehlte schweres Belagerungsgeschütz fast noch ganz. Es hatte erst Ordre nach Magdeburg gegeben werden müssen, solches eilig heran zu schicken.

Mit der täglichen Vermehrung der preußischen Batterien wurde die Kanonade natürlich heftiger. Da suchte der General Macquire, bereits benachrichtigt, daß Daun Dresden zu entsetzen beabsichtige, der schnellen Entwickelung der Belagerung durch einen Ausfall Einhalt zu thun. Dieser hatte aber einen so geringen Erfolg, daß der Gang der Belagerung dadurch durchaus nicht gestört wurde.

Die Kanonade nahm an Heftigkeit zu. Macquire fürchtete sich bis zum Eintreffen Dauns nicht halten zu können, wenn er nicht ein Mittel fände, dem Feinde energischer zu begegnen. Da sagte man ihm, daß mit einer Batterie, welche in der Kuppel des Thurmes der Kreuzkirche errichtet

würde, das ganze preußische Lager bestrichen werden könnte. Macquire genehmigte den Vorschlag, ohne zu bedenken, daß ein solcher Mißbrauch des Heiligthums im Könige Leidenschaft erwecken werde.

Am 17. Juli spieen bereits die österreichischen Kanonen von dem Thurme der Kreuzkirche ihr verderbliches Feuer auf das preußische Lager, und an demselben Tage schon erwiderte Friedrich dieses Feuer mit Bomben. Wollte man die Heiligthümer zu seinem Verderben mißbrauchen, so wollte er auch keine schonende Rücksicht mehr auf die Stadt wegen ihrer Heiligthümer und Schönheiten nehmen. Am 18. Juli arbeiten bereits zwei Mörserbatterien, und am 20. Juli werfen drei Batterien 1400 Stück Bomben, theils mit Spreng-, theils mit Zündsatz gefüllt, auf die Stadt. Allenthalben entstanden Feuersbrünste, die sich an einigen Stellen straßenlang fortwälzten und eine ungeheure Verheerung anrichteten.

Die Verwirrung stieg in Dresden auf's Aeußerste. Kein Mensch war seines Lebens sicher, der nicht Gelegenheit fand sich in einem unterirdischen Raume zu bergen. Von den überall ausbrechenden Feuersbrünsten getrieben, flüchteten die Bewohner bald da-, bald dorthin.

Kaum sahen die österreichischen Soldaten Häuser von ihren Bewohnern verlassen, als sie sich in dieselben stürzten und zu plündern begannen. Aber es blieb, als einmal die rohe Natur dieser Soldaten sich der Fesseln frei fühlte, nicht bei den verlassenen Häusern. Nun drangen sie auch in die bewohnten Häuser und wütheten da, als ob sie es mit Feinden zu thun hätten. Da erlitten die armen Dresdener von ihren Beschützern viel Schlimmeres als von den Feinden. Raub, Mord und Greuel aller Art wurden verübt, während Gefahr und Schrecken von Außen sich vermehrten.

Da eilten die geängstigten Einwohner zum General von Macquire, ihn zu beschwören, wenigstens seinen eigenen Soldaten Einhalt zu thun, und ihre Bitte fand gebührende Aufnahme. Macquire schickte nicht nur sofort starke Patrouillen durch die Stadt, die Plünderer zu ihren Compagnien zu treiben, sondern er schritt auch persönlich ein, und es wird berichtet, daß er mehre bei der brutalen Räuberei ertappte Soldaten unverzögert habe erhängen lassen.

Wenn dadurch nun auch dem Elend und der Verwirrung in der Stadt ein wenig abgeholfen wurde, so blieb doch die Gefahr, da das Bombardement durchaus nicht nachließ, und die Zerstörung rasch fortschritt. Die meisten der besonders hervorragenden Gebäude, Kirchen, Thürme, Palais rc. zeigten nur noch Trümmer. Die nach dem Muster der St. Peterskirche zu Rom gebaute Frauenkirche hatte durch die Bombenfestigkeit ihres Daches doch nicht gänzlich widerstehen können, die schöne Kreuzkirche aber ging in

Flammen auf und ihr Thurm, von welchem der Anlaß zu diesem furchtbaren Kriegsacte ausgegangen war, brach zusammen.

Macquire hätte fürchten müssen, zuletzt auf einem Schutthaufen zu commandiren, wenn dieses Bombardement nur noch einige Tage fortdauern sollte. Doch Daun war nunmehr nahe. Bereits am 21. Juli mußte Friedrich, da er kein genügend großes Corps zur Observation hatte, die Stellung vor der Altstadt-Dresden aufgeben, um nicht von außen angegriffen zu werden. Er ging auf das linke Elbufer, um da die Belagerungsarmee des Prinzen von Holstein zu verstärken. Einen Zweck hatte er bereits durch seinen Angriff auf Dresden erreicht, nämlich den, Daun von Schlesien abzuziehen. Jetzt war es den Versuch doppelt werth, Dresden zu überwältigen, da das die Wirkung jener Diversion vollkommen gemacht haben würde.

In der Nacht vom 20. zum 21. Juli langte Daun endlich an und rückte in die Stellung ein, die der König kaum erst inne gehabt hatte. Friedrich hatte erwartet, daß Daun sofort über die Elbe setzen und sich auf ihn stürzen werde, wogegen er bereits Anstalten getroffen hatte. Dies indessen that der Feldmarschall nicht, begnügte sich vielmehr zunächst nur damit, die Besatzung zu verstärken und den General Macquire in den Stand zu setzen, durch Ausfälle die Belagerung aufzuhalten, bis die Reichsarmee und das Corps des Generals Lascy, an die bereits die betreffenden Ordres erlassen waren, herangelangt sein würden. Es kam nun am 22. Juli zu einem großen Ausfalle, mit welchem der General Macquire die Ankunft seines Feldmarschalls ankündigte.

Der König stand schon so nahe, daß er zur Errichtung einer Breschebatterie Anstalt getroffen. Von dieser Batterie hatte Macquire bereits in den folgenden Tagen das Schlimmste zu erwarten. Darum richtete er seinen Ausfall gegen dieselbe. Durch eine nach der anderen Seite gerichteten starken Kanonade hatte er die Aufmerksamkeit der Preußen abgelenkt. Als nun die Oesterreicher plötzlich aus ihren Verschanzungen vordrangen, fanden sie die vorgeschobenen preußischen Posten unvorbereitet genug, sie aufheben und in die preußische Breschebatterie und die nächsten Tranchéen einbrechen zu können.

Das Regiment Anhalt-Bernburg, berühmt als das Regiment des bereits verstorbenen sogenannten alten Dessauers und zu Ehren dessen vielfach ausgezeichnet, hatte den Dienst. Da die Vorposten lautlos aufgehoben worden waren, wurden natürlich die Mannschaften in den Werken überrascht. Sie fochten daher anfänglich mit Nachtheil. Die Oesterreicher brachen in die Werke ein, um sie zu zerstören, fanden aber dazu nicht genügende Zeit, da der Widerstand, den die preußischen Grenadiere auch unter diesen Umständen leisteten, ein sehr kräftiger war.

Das Waffengetöse wurde bald ein Signal für die in Reserve stehenden Compagnien. Sie wurden eilend herangeführt, und es gelang sogar eine halbe österreichische Compagnie zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit fiel selbst ein österreichischer General (Nugent) in preußische Gefangenschaft.

Kaum aber war das geschehen, als die Oesterreicher aus ihren Schanzwerken mit solcher Uebermacht nachdrangen, daß sie das preußische Regiment Anhalt unzweifelhaft niedergemacht haben würden, wenn es nicht hätte weichen wollen. Hierbei gingen die Kanonen der preußischen Breschebatterie verloren. Zum Glück war es nicht so leicht dieselben abzuführen, und ehe das geschehen konnte, war von dem nächsten Waffenplatze eine Verstärkung von mehren Bataillonen herangelangt. Mit dieser ging nun das Grenadierregiment Anhalt im Sturmschritt wieder vor, warf die Oesterreicher aus den Tranchéen und der Batterie, nahm ihnen die kaum erst eroberten Geschütze ab und trieb sie in ihre Schanzwerke vor Dresden zurück.

Der Schade, den dieser Ausfall durch Zerstörung der Erdarbeiten und Vernagelung einiger Geschütze verursacht hatte, war zwar nicht erheblich, doch war König Friedrich auf das Regiment Anhalt wegen der Fahrlässigkeit seiner Vorposten äußerst erzürnt. Er konnte sich nicht enthalten, dasselbe, obschon es das älteste und berühmteste Grenadierregiment war (mit welchem der alte Dessauer in dem ersten und zweiten schlesischen Kriege seinen Namen verherrlicht hatte) auf das Empfindlichste zu strafen. Die soldatische Eitelkeit steht auf gleicher Höhe mit dem soldatischen Ehrgefühl, denn die Gegenstände der Eitelkeit sind die äußerlichen Verkünder der Ehre. Eine Klappe, eine Schnur, ein Knopf, eine Tresse hat so große Bedeutung wie das aus dem Knopfloch kaum ein wenig hervorblickende Ordensbändchen. In seinen Abzeichen bespiegelt sich der Soldat wie der Mann des Geistes in dem Ruhme seines Namens. Die Tresse verkündigt seine Thaten und seinen Werth, in ihr erkennt er sich erst als den Mann, der Achtung zu fordern berechtigt ist.

Das Regiment Anhalt galt für das schönste des preußischen Heeres. Echte Heldenthaten hatten ihm zahlreiche äußerliche Auszeichnungen eingebracht. Es galt für eine Ehre in ihm zu sein, und die „Anhalter", wie sich die Soldaten nannten, wähnten sich gegen die Soldaten anderer Regimenter mit Ausnahme derer des potsdamer Garderegiments, welches ihm an Ehren gleich stand, im Offiziersrange. Die sieben Knöpfe des Gemeinen auf der blauen Klappe, die Tresse an dem rothen Aufschlag und Kragen, der Säbel, den der Soldat auszeichnender Weise mit Hüftenbandelier tragen durfte und die ihm ganz allein gestattete Art des Trommelschlags beim Marsch, den man als etwas Besonderes den Grenadiermarsch nannte, das

war in den Augen der Soldaten und selbst der Offiziere (denn auch die Gebildeten bleiben von der Ansteckung nicht verschont) etwas Unschätzbares und Unersetzliches. Und diese kostbaren Ehrenzeichen mußte das Regiment jetzt auf Befehl des zürnenden Königs hergeben. Von den Czakos der Offiziere wurden die Tressen abgetrennt, von ihren Klappen die zwölf Knöpfe. Die Gemeinen verloren in gleicher Weise Tressen, Knöpfe und Seitengewehre, und die Tampours durften dem Regimente den Ehre verkündenden Grenadiermarsch nicht mehr vorschlagen.

Diese sehr harte Strafe würde die ganze Armee entmuthigt, vielleicht erbittert haben, wenn der kluge Friedrich nicht zugleich die Rückerstattung des Verlorenen in Aussicht gestellt hätte; denn sein Tagesbefehl sprach klar genug die Erwartung aus, das Regiment werde das Verlorene durch würdige Haltung wieder zu erwerben wissen.

Zu gleicher Zeit belohnte der König Diejenigen, welche die bereits verloren gewesenen Geschütze wieder erobert hatten, mit nicht unbeträchtlichen Geldgeschenken und setzte auf eroberte feindliche Geschütze, Fahnen und Standarten Preise von 100, 50 und 40 Ducaten. So eines Theils strafend, andern Theils belohnend, zeigte er seine Menschenkenntniß und stellte Berechnungen für die Zukunft auf, die, wie wir bald genug sehen werden, ihn nicht trogen.

Die Belagerung währte mit durchaus nicht verminderter Anstrengung fort bis zum 27. Juli. An diesem Tage aber erlitt die Situation eine Wendung, welche den König bewog, sich anderen Operationen zuzuwenden. Zuvörderst erhielt er Nachricht, daß ein Theil des von Magdeburg erwarteten Zuges schwerer Geschütze von Dauns schweifender Cavalerie abgefangen und genommen worden sei. Dieses Ereigniß rückte das Ziel der Belagerung in eine fernere Zeit, die bei den gegenwärtigen Umständen weit außerhalb Friedrichs Gesichtsbereiches lag.

Aber auch andere und größere Schwierigkeiten der Belagerung traten jetzt dichter heran. Die Reichsarmee, die sich bisher bei Dohna förmlich versteckt gehalten hatte, kam nach Daun's Eintreffen aus ihrem Schlupfwinkel hervor, um sich zur Verfügung desselben zu stellen. Das Corps des österreichischen Generals Lascy war mit der Reichsarmee verbunden, natürlich zu dem Zwecke, daß jene so sehr zu Scheu und Flucht geeignete, nicht weniger durch ungeschickte Führung ausgezeichnete Kriegermasse sich nicht selbst überlassen sei.

Wie wenig auch die Reichsarmee in Friedrichs Augen erringen mochte, so war sie mit Lascy's Corps verbunden und von Daun dirigirt, doch immer eine Potenz. Bereits war Dauns Cavalerie mit den zwei kleinen

Corps in Berührung gekommen, die Friedrich zur Deckung der Belagerungsarmee ausgestellt hatte. Erheblicher Schaden war dadurch nicht geschehen, aber gezeigt hatte sich, daß die Aufstellung eines Observationscorps nöthig war. Für dieses hatte Friedrich nicht Truppen genug. Nun traf am 26. Juli Daun Anstalt die Elbe zu überschreiten. Vereinigte er sich mit der Reichsarmee und Lascy, so stand der König zwischen zwei Feuern, von welchen jedes — da Macquire sehr verstärkt worden war — entschieden überlegen war.

So war die Situation schon ganz dazu angethan, den König zu einer Aufhebung der Belagerung zu veranlassen, als die Nachricht einging, daß sich in Schlesien das Geschick vollendet habe, nämlich Glatz gefallen sei und die Festung Neiße mit nicht geringerer Kraft angegriffen werde. Nun wußte Friedrich, worin er in seinem Feldzugsentwurfe gefehlt hatte. Das Unglück zeigte es ihm. Er hätte Sachsen opfern, und nur zum Schein vertheidigen, seine Hauptmacht aber, möglichst concentrirt, auf Schlesien werfen sollen. Der Fall der südschlesischen Festungen trat mit allen seinen Folgen vor seine Augen; er sah, daß er in diesem Jahre nach Schlesien, und nicht nach Sachsen gehöre, und daß Breslau ihn mehr gelten müsse als Dresden.

Kaum hatte der König den Fehler erkannt, so war er entschlossen nach Schlesien zu eilen, mit seinem Bruder Heinrich vereinigt, die Russen und Oesterreicher zu trennen und das Land bis zum Eintritt in die Winterquartiere frei zu erhalten. Alsbald erging nach allen Seiten hin die Ordre, sich ohne irgend welchen Verlust aus den Belagerungswerken in ein festes Lager bei Meißen zurück zu ziehen. Schon anderen Tags befanden sich die meisten Truppen bei Meißen. Um die letzten keiner Gefahr zu überlassen, verlegte Friedrich das Lager auf die Dresden nahe gelegenen Höhen von Kesselsdorf, und hier war die Armee am letzten Tage des Monats Juli vollständig versammelt.

Sein Plan war gefaßt. Er wollte nach Schlesien. Schon war ihm Kunde zugegangen, daß Laudon nicht blos Neiße cernirt habe, sondern mit dem größten Theile seiner Armee gegen Breslau ziehe. Es galt nun, nach Schlesien zu eilen und Daun so zu täuschen, daß er das nicht merke und verhindere. Eine solche Täuschung war freilich bei dem vorsichtigen Daun nicht leicht möglich.

Laudon und die Russen vor sich, Daun zur Seite, die Reichsarmee hinter sich, und Niemanden weiter zur Seite, auf den er rechnen konnte, als seinen Bruder Heinrich, mit einer Macht von 50,000 gegen 200,000, das war wahrlich keine beneidenswerthe Lage. Und in dieser befand sich Friedrich an dem Tage, an welchem er seinen Marsch nach Schlesien antrat, dem

1. August. An diesem selben Tage schrieb er in einem Briefe nach Berlin: „Die ganze Boutique geht zum Teufel! Ich sehe die schreckliche Lage, die mich erwartet und habe meinen Entschluß mit Festigkeit gefaßt.“

Aber trotz aller Mißgeschicke, trotz aller Drohung des Untergangs, wies Friedrich den Gedanken mit Abscheu zurück, den Frieden mit irgend einem Opfer an Ehre oder Land zu erkaufen. Der französische Chefminister Choiseul hatte den Frieden für Abtretung von Cleve und Geldern anbieten lassen. Cleve und Geldern waren gegen jene Länder, die das Kaiserhaus unter viel weniger ungünstigen Verhältnissen geopfert hatte, nur winzige Schollen; und doch wies Friedrich ein solches Ansinnen mit Abscheu zurück. An Voltaire, der damals den politischen Vermittler zwischen dem Könige und dem französischen Cabinete zu machen strebte, schrieb Friedrich:

„Was bildet sich Herr Choiseul ein? Ueber Kurz oder Lang wird er wohl zu besseren Begriffen kommen müssen. Zwischen hier und zwei Monaten ist diese europäische Scene gänzlich verändert. Dann erst werden Sie sehen, daß ich noch nicht am Ende meiner Hilfsmittel war und die Berechtigung hatte, Ihrem Herren von Choiseul mein Cleve abzuschlagen. Cleve gilt für wenig, für einen Thiergarten*). Doch wissen Sie, daß die Unterthanen der ersten Menschen, nämlich im Paradiese, nur Thiere waren; Sie wissen auch, daß die Thiere bei vielen Menschen großer Vorliebe genießen. Nun aber werden Sie zugeben, daß, wenn die gnädigen und erhabenen regierenden Majestäten diejenigen allergehorsamsten Unterthanen abtreten sollten, die dem Thierreiche mit ihrem Verstande etwas näher stehen als andere, sie die Abtretung ohne Frage bei ihren Höfen und bei dem Geschlechte beginnen müßte, welches zu nichts weiter Verstand hat, als tief unterthänigst zu schmeicheln. Ich meines Theils habe nicht mehr zu thun, als die große Probe meiner Politik und Kriegskunst zu bestehen, und ich werde dabei das Beispiel nützen, welches mir meine Feinde, diese Spitzbuben, gegeben haben. Der vom französischen Cabinet gewünschte Congreß zu Breda (Festung in den Niederlanden an der Maas) wird nicht stattfinden und ich werde die Waffen nur erst nach drei Feldzügen niederlegen. Diese Straßenbuben**) sollen erfahren, daß sie mein gutes Vertrauen mißbraucht haben, und der Friede soll nicht anders geschlossen werden, als durch den König von England zu Paris und durch mich zu Wien.“

---

*) Der französische Minister hatte in seinem Antrage angeführt, daß doch Cleve dem Könige wegen der Unbildung, die die Bewohner desselben dem Thierreiche sehr nahe stelle, nicht eben viel gelten könne.

**) Meint die gegnerischen Fürsten und Diplomaten.

Wenn in diesen Aeußerungen auch Friedrichs Phantasie ein wenig dem wilden durchgehenden Rosse glich, welches dicht am Abgrunde noch majestätisch aufbäumt, so bewiesen sie doch ein Selbstvertrauen, hinter welchem große Kräfte thätig waren.

Noch stärker hatte sich Friedrich in seinen früheren Briefen an Voltaire ausgedrückt, z. B.:

„Die französischen Friedensbedingungen, von denen Sie schreiben, sind so unsinnig, daß ich Diejenigen, von denen sie ausgehen, gern ins Haus der Verrückten schicken möchte, denn nur dort ist der Ort, wo sie die gewünschte Beantwortung finden können. Mögen Ihre Herren Minister darauf rechnen, daß ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigen und nie einen anderen Frieden annehmen werde, als welcher der Ehre meines Volkes keinerlei Abbruch thut. Man erklärt, ich könne ja Cleve gern abtreten, da es von dummen Leuten bewohnt werde. Ist das eine Folgerung! Was würde Ihr Minister dazu sagen, wenn er die Champagne abtreten sollte, weil ein Sprichwort von den Bewohnern dieser Provinz sagt: 99 Hammel und 1 Champagner machen 100 Stück Vieh. Wenn das französische Cabinet nicht von 10,000 österreichischen Teufeln besessen ist, so muß es Frieden machen ohne so lächerliche Projecte."

Wie also auch die Lage war, Friedrich wollte kein Opfer bringen, welches ihn als den Unterliegenden bezeichnete. Er wollte untergehen als Sieger oder doch als Unbesiegter, Unbeschädigter, das Volk sollte nicht von ihm sagen können, er habe ihm Ehre und Land veruntreut; er wollte für Staat und Ehre kämpfen bis auf den letzten Mann, als der er selbst den Untergang der Andern, wenn er nicht abzuwenden wäre, theilen wollte. Wo die Ehre endete, sah er die Schwelle der Schmach. Diese nimmer betreten zu müssen, führte er — jetzt ein Trostmittel — Gift in einem kleinen Fläschchen bei sich.

45.

Der Fall von Glatz.

Nachdem der Generalfeldzeugmeister Laudon im März mit einem Corps von 5000 Mann Cavalerie Schlesien betreten, der Oberst von der Golz aber sein Detachement von Neustadt in Oberschlesien abgeführt hatte, er=

wartete Laudon die Nachkunft seiner Armee. Dann ließ er Neustadt besetzen und übergab den Befehl daselbst dem General von Draskowitz.

Dieser Posten diente nur dazu, den Paß nach Mähren offen zu halten und auf dieser am wenigsten gefährdeten Seite eine etwa später unternommene Belagerung von Neiße zu decken. Vor Neiße ließ Laudon ein zweites Beobachtungscorps stehen. Es hatte etwaige Zugänge und Zufuhren für die Festung abzuhalten.

Von Neiße, dessen Angriff Laudon auf eine spätere Zeit bestimmte, war er in die Grafschaft Glatz gezogen, um die Festung Glatz, die schon damals für die stärkste und wichtigste Schlesiens gehalten wurde, vorläufig zu cerniren und ihre Belagerung vorzubereiten. Es war nicht gut möglich eine Belagerung der Festung Glatz zu unternehmen, so lange das preußische Corps unter Fouqué drohend in der Nähe stand. Gleichwohl auch konnte es nicht angegriffen werden, als es sich von Landshut unter die Kanonen von Schweidnitz zurückgezogen hatte. Aus dieser Verlegenheit befreite der König Friedrich selbst seinen Feind, indem er in Uebereilung befahl, Fouqué solle sofort in seine frühere Stellung bei Landshut zurückgehen.

Kaum war das geschehen, als Laudon dieses vereinzelte, und ihm so gefährliche preußische Corps zu beseitigen beschloß. Der Rest seiner Armee war unterdessen aus Mähren nachgerückt, so daß er über 50,000 Mann verfügte. Er war daher im Stande, dem General Grafen von Harsch die zu einer engen Einschließung nöthigen Truppen zu überlassen und sich mit einer Macht von 38,000 Mann gegen Fouqué bei Landshut zu wenden.

Wie das geschehen, ist bereits geschildert worden, und es bleibt nur noch zu erwähnen übrig, daß Laudons Soldaten ihren Sieg durch eine scheußliche, die Menschheit entehrende Plünderung der offenen Stadt Landshut feierten. Wie in Dresden während des Bombardements, legten die Sieger auch in Landshut ein haarsträubendes Zeugniß von der gänzlichen Vernachlässigung der Volkserziehung in Oesterreich ab. Ihre Natur zeigte sich so roh und thierisch wie die der Kosaken in den nördlichen Provinzen Preußens. Allenthalben brachen sie in die Häuser, Läden und Niederlagen ein. Was ihr Auge sah, hielt ihre Hand für Eigenthum. Gern hätten die Bewohner ihnen den Inhalt der Speisekammer überlassen. Aber es genügte den Wütherichen nicht, zu nehmen, was ihnen nützte, sie zerstörten auch, was ihnen nichts nützte, und dies betraf hauptsächlich die reichen Vorräthe an Leinwand und anderen Waaren, die den Reichthum dieser gewerbthätigen Stadt ausmachten. Der Frevel stieg bis zur Brandlegung, und jeder Widerstand zum Schutze des bedroheten Eigenthums rief nur Ausbrüche blutsüch-

tiger Rohheit hervor. So wurden 12 Bürger ermordet, 43 schwer verwundet und Hunderte auf die schmählichste Weise mißhandelt.

Es scheint, daß Laudon absichtlich sein Eintreffen verzögert habe, um seinen Soldaten den Genuß der Plünderung eine Zeit lang zu lassen. Als er nun endlich vom Galgenberge herunter kam, war der Greuel bereits zum größten Theil geschehen, und im Weiteren hatte sein Wort nicht mehr Kraft genug, die Wildheit seiner Truppen in die Zügel der Ordnung zurückzubringen.

Der Schade, der der Stadt bereitet war, wurde zwar vom Könige später mit 635,356 Thlr. redlich und hochsinnig vergütet, aber Vieles ließ sich nicht vergüten. Die Gewerbe, welche in den Werkstätten betrieben worden, waren auf viel längere Zeit zerstört als die Werkstätten selbst. Jahre vergingen, ehe die niedergeknickte Blühte des Handels und der Gewerbe von Landshut sich wieder aufrichten konnte.

Die Vernichtung des fouqué'schen Corps gab nun dem Generalfeldzeugmeister Laudon gegen die südschlesischen Festungen völlig freie Hand, da der Prinz Heinrich mit seiner Armee von den Russen fern im Norden festgehalten wurde, der König aber, wie es schien, Sachsen nicht verlassen konnte, wenigstens nicht, ohne mit Daun einen Kampf bestanden zu haben. Und dieser versprach den preußischen Waffen keinesweges Gutes.

Laudon zog nun wieder zurück vor Glatz. Ein Corps von Daun kam ihm, völlig zum Ueberfluß, noch zu Hilfe. Er benutzte es, die Gebirgspässe des Festungsrayons zu besetzen und ein Corps seiner Armee nach Liegnitz zu führen, um für den König, dessen Schnelligkeit er selbst bei so entschieden schlimmen Umständen fürchtete, abzuwehren.

Zu Anfang des Monats Juli eröffnete der General Harsch die Laufgräben. Oberstlieutenant d'O, ein Italiener, leitete die Vertheidigung. Obschon auf der militairischen Stufenleiter noch ziemlich tief, besaß d'O doch des Königs Vertrauen und galt für einen tüchtigen Soldaten. Allein durch katholische Geistliche wurde bei der Mannschaft ein verrätherischer Sinn erweckt, dem d'O, selbst Katholik, energisch entgegen zu treten nicht vermocht zu haben scheint.

Schon bei dem Feuer der Festung auf die feindlichen Annäherungsarbeiten verrieth sich ein Mangel an Energie, der auf eine zweideutige Gesinnung der Mannschaft schließen ließ. Am 24. Juli waren die Laufgräben mit ihren Batterien und Waffenplätzen fertig, und am 26. Juli wurde zum Hauptangriffe geschritten. Schon in der Zeit der Einschließung waren bei der Besatzung ungemein viel Desertionen vorgekommen. Die Bataillone bestanden zum großen Theil aus Sachsen und österreichischen Gefangenen,

auf deren Treue begreiflicher Weise nicht zu rechnen war. Der erste Sturmangriff führte bereits viele von diesen Leuten ins österreichische Lager hinüber. d'O besaß nicht die Energie der Ausreißerei seiner Leute Einhalt zu thun, und ob er nun wirklich fürchtete, daß dieses Uebel ihm in Kurzem die Vertheidigung unmöglich machen werde, oder ob er den Muth nicht hatte, ernste Angriffe, die nun erfolgen mußten, abzuwehren, genug, er trug die Capitulation an, die auch an demselben Tage noch vollzogen wurde. Die Festung mit allen ihren Vorräthen wurde übergeben und die Mannschaft überlieferte sich, wie es schien, mit Lust der Gefangenschaft.

Mit der Einnahme von Glatz war die südschlesische Festungslinie durchbrochen, und Schlesien lag nun gegen Böhmen offen genug da, um den Oesterreichern Operationen auf das Innere des Landes zu verstatten. Laudon war entschlossen, aus diesen Vortheilen sogleich Nutzen zu ziehen, nämlich Breslau zu nehmen, ein Vorhaben, welches desto ausführbarer schien, da er jetzt über das Festungsgeschütz von Glatz verfügte.

46.

Belagerung von Breslau.

Bei den österreichischen Feldherren scheint stets die Idee geherrscht zu haben, daß mit dem Gewinn von Breslau der Gewinn von ganz Schlesien erlangt sei. Schon Prinz Karl von Lotharingen hatte sich von dieser Meinung täuschen lassen; auch Laudon hegte sie. Nie hatte eine Eroberung von Breslau so leicht geschienen als jetzt. Die große Stadt war nur von 3000 Mann besetzt. Die Umfassungswerke waren so unbedeutend wie die Citadelle, so daß die Stadt kaum für mehr als eine offene gelten konnte, und daher ihre Vertheidigung mit einer so unbedeutenden Mannschaft höchst schwierig schien. 9000 Mann österreichischer Gefangener waren hier internirt. Ihre Bewachung vergrößerte die Schwierigkeit des Dienstes der Besatzung, und kaum konnte Laudon fürchten, daß sein Kunstgriff, die Soldaten durch Einwirkung der katholischen Geistlichen zu Untreue und Verrath zu verleiten, nicht auch hier einige Wirkung haben sollte. Von außen war die Belagerung durchaus nicht bedroht. Der König war fern und von Schlesien abgeschnitten, Prinz Heinrich war schwerlich im Stande, die Russen aufzuhalten, wenn sie zur gemeinschaftlichen Belagerung Breslaus heran ziehen

wollten, aber auch nicht im Stande, die Position vor ihnen zu verlassen, um sich gegen die Oesterreicher zu wenden; genug nie hatte eine Eroberung so gesichert geschienen.

Vier Tage nach der Einnahme von Glatz, also am 31. Juli lagerte sich Laudon mit 50,000 Mann vor Breslau. Seine Aufforderung zur Uebergabe wurde vom General Tauenzien auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Als sich nun Laudon vermaß, dem Commandanten sagen zu lassen, wenn er sich nicht zur Capitulation entschließe, so werde er (Laudon) plündern und selbst das Kind im Mutterleibe nicht schonen lassen, so hieß General Boguslaw von Tauenzien dem Herrn Generalfeldzeugmeister melden, daß „weder er (Tauenzien), noch auch seine Soldaten schwanger seien, und daher seine Drohung an eine falsche Adresse gekommen zu sein scheine.“

Nach derartigen Verhandlungen, welche den ersten Tag wegnahmen, eröffnete Laudon am 1. August die Laufgräben. Doch wiederholte er auch heute seine Aufforderung zur Uebergabe, weil er die Lage Tauenzien's für so verzweifelt hielt, daß er dessen ernste Absicht sich zu vertheidigen gar nicht begriff. Da forderte Tauenzien seinem Offiziercorps daß Ehrenwort ab, sich nicht zu ergeben, vielmehr Breslau zu vertheidigen bis zum Erliegen.

Kaum hatte Laudon davon Kunde und darin die feste Entschlossenheit des Commandanten erkannt, als er Eilboten an Soltikof schickte, der mit 70,000 Russen nur noch neun Stunden von Breslau entfernt stand. Die Russen sollten eilend zur Belagerung heran kommen.

Soltikof mochte meinen, daß Laudon doch wohl allein mit einem so leichten Werke fertig werden könne. Hätte er aber auch Neigung empfunden, dem österreichischen Feldherrn, dem er nicht eben freundlich gesinnt war, einen Triumph zu verschaffen, so verlangte doch die Vorsicht, sich dessen zu vergewissern, was Prinz Heinrich, der ihm mit mehr als 30,000 Mann in der Flanke stand, zu thun beabsichtige. Wollte der Prinz, was sehr zu fürchten war, etwa in Eilmärschen nach Polen vordringen und die in und bei Posen eingerichteten großen Magazine zerstören, so war das russische Heer wie im vorigen Jahre in größter Verlegenheit um seine Erhaltung, und für den diesjährigen Feldzug wiederum völlig gelähmt. Das hieß dem Feldmarschall Soltikof zögern, und, als Prinz Heinrich sich wirklich den Schein gab, nach Posen vorwärts zu wollen, selbst eine rückgängige Bewegung machen.

Laudon eröffnete nun am dritten Tage seine Batterie. Die Granaten fielen hageldicht. An verschiedenen Stellen gerieth die Stadt in Brand und besonders schien es auf den königlichen Palast abgesehen zu sein, der auch wirklich zu Grunde ging. Tauenzien hatte für alle Vorkommnisse Vorkeh=

rungen getroffen. Seine Löschanstalten verhinderten überall das Umsichgreifen des Feuers, und die junge Bürgerschaft erwarb sich hierbei das beste Verdienst. Gerade diese Classe der Bewohner hatte Laudon ausersehen für einen verrätherischen Anschlag. Allein Tauenzien wußte sie zu beschäftigen, daß sie für die Vor- und Anträge der Pfaffen, die als Vermittler eifrigst wirkten, keine Zeit übrig behielten.

So widerstand die kleine Besatzung mit wirklich glänzendem Erfolg, und am vierten Tage hatte Laudon noch eben nicht mehr gewonnen, als die Gewißheit, leichten Kaufes Breslau nicht zu erlangen. Mit Schmerzen erwartete er Soltikof mit seinen 70,000 Russen; daß aber statt der Russen wohl gar die Preußen des Prinzen Heinrich kommen könnten, das scheint er nicht geglaubt zu haben. Und doch geschah gerade das am wenigsten Erwartete.

Sobald nämlich Prinz Heinrich gewahrt, daß seine Bewegungen den Feldmarschall Soltikof um seine Magazine besorgt gemacht, und ihn selbst zu einem Rückmarsche bewogen hatten, ließ er denselben durch Scheinbewegungen eines detachirten Cavaleriecorps in seiner Täuschung bestärken, ging selbst in Eilmärschen um die russische Armee, und nahm mit imponirendster Entschlossenheit Stellung gegen Laudon.

Nun in der Gefahr, zwischen zwei Feuer zu gerathen, und entmuthigt durch das falsche (wahrscheinlich von preußischer Seite verbreitete) Gerücht, daß die Russen nach Polen zurückkehren, beschließt Laudon, sofort die Belagerung aufzuheben. Dies geschah am fünften Tage derselben bei nächtlicher Weile so eilig, daß am 5. August vor Breslau kein Oesterreicher mehr zu sehen war. Viele in den Annäherungswerken zurückgelassene Lagergeräthe gaben dem Abzuge das Ansehen der Unfreiwilligkeit.

Jetzt erschien auch Soltikof in der Nähe von Breslau. Daß die Oesterreicher sich vor Prinz Heinrich davon gemacht hatten, konnte er um so weniger begreifen, als sie bei ihrer Stärke gar keine Veranlassung gehabt hatten, auf ihn zu warten. Ihr schnelles Entweichen aber deutete er geflissentlich als Treulosigkeit, und obschon er unverkennbar höchst zufrieden mit den eingetretenen Verhältnissen war, gab er sich doch den Schein, dem Bundesgenossen bitter zu zürnen, als ob er von demselben hintergangen und in Gefahr verlockt worden sei. Er zog sich nun von Breslau zurück, da ihm an Eroberung dieser Stadt, die nur für Oesterreich Werth hatte, nichts lag. Wie sein Schatten folgte ihm der Prinz Heinrich, der indessen jetzt schon die Augen nach Westen gerichtet hielt, wo der König im Marsche gegen Schlesien begriffen war. Diesen Marsch hielt der Prinz mit bangem Herzen für den Todesgang seines großen Bruders.

47.

Prinz Heinrich.

Seit der Schlacht von Kunnersdorf hatte Prinz Heinrich seine frohe Hoffnung verloren. Das ungeheuere Mißverhältniß zwischen den schwachen Hilfsquellen des preußischen Staates und der Größe des Feindes war ihm erst seit dieser Zeit in seiner ganzen erschreckenden Gestalt vors Auge getreten und sein Glaube an ein glückliches Ende dieses Krieges war gänzlich erschüttert. Zwar hatte er nicht eine Minute in seinen Anstrengungen nachgelassen, aber das war geschehen im Pflichtgefühl der Ehre und Bruderliebe, nicht für ein Ziel der Hoffnung. Brachten ihm auch Augenblicke Frohsinn und schien es so, daß er besseren Gefühlen Raum lasse, so gingen doch diese Augenblicke zu schnell vorüber und der trübe Blick auf eine schlimme Zukunft befestigte sich nur mehr.

Das Commando gegen die Russen hatte er in diesem Jahre nicht mit Lust übernommen. Nicht ihre Ueberlegenheit schreckte ihn, wohl aber die widerwärtige Art dieses Sklavenvolkes, welches darum schwer zu besiegen war, weil es Leben wie Tod für nichts achtete. Die Schlacht von Kunnersdorf stand als ein abscheuliches Bild vor seinen Augen, und sein ganzer Abscheu hatte sich auf die verdienstlosen Sieger geheftet.

Die Ereignisse des Jahres 1760 waren in der That nicht beschaffen, die Mißstimmung des Prinzen überwinden zu helfen. Nach so vielem Unglück kam nun der Untergang des fouqué'schen Corps, welches Heinrich wie das fink'sche Corps als ein Opfer des königlichen Eigensinns betrauerte. Der Fall der südschlesischen Festungen war voraus zu sehen. Schlesien war gänzlich ohne Schutz. Heinrich sollte mit etwa 30,000 Mann 80,000 Russen Widerstand leisten. Der König stand, so gut wie abgeschnitten, in Sachsen einer Armee gegenüber, die jeden Tag Gelegenheit finden konnte ihn zu erreichen. Unter solchen Umständen, meinte Heinrich, sei jede Bemühung erfolglos und sogar gefährlich wegen der schweren Verantwortlichkeit, die durch das strenge Urtheil des Königs verdoppelt wurde.

Prinz Heinrich vermochte es nicht, seinen Wunsch, das Commando niederzulegen, zu verbergen. Wohl nichts hat den König je so sehr geschmerzt als das Verzagen seines Bruders Heinrich. Dieser Schmerz hätte mehr als alles andere seinen Muth brechen können. Aber er fühlte, daß, wenn alles sinke, er um seiner königlichen Pflicht willen doch aufrecht bleiben müsse, um auch die Andern wieder aufzurichten. So suchte Friedrich seinen Bru=

der, den ihm keiner seiner Generale hätte ersetzen können, zu ermuthigen. Vor allem machte er ihn frei von der Verantwortlichkeit, indem er die Operation gegen die Russen ganz seinem Ermessen überließ. Um ihn zu erfreuen, stellte er ihm am 1. Juli 100,000 Thaler für Belohnungen seiner Offiziere zur Verfügung. Keine Gelegenheit ließ Friedrich unbenutzt, den Bruder in eine bessere Stimmung zu versetzen.

Da traten das Mißlingen der Belagerung von Dresden und der Fall von Glatz ein. Das füllte beim Prinzen das Maß des Unmuthes. Schon lag sein die Entlassung forderndes Schreiben fertig. Da vernahm er, daß Laudon sich vor Breslau gelegt habe. Wie groß auch sein Verlangen nach dem Rücktritt war, der edle Mann hielt es für heilige Pflicht, in diesem Augenblicke der größten Gefahr die Sache des Bruders nicht zu verlassen. Da giebt er Marschordre, frei von jeder Rücksicht erhebt sich auch jetzt sein Genie wieder, seine Bewegungen, Meisterstücke der Strategik, retten Breslau und mit ihm Schlesien, und nun eben an dem Tage, an welchem er Breslau gerettet, sendet er sein Schreiben an den König, in welchem er dringend um seine Entlassung bittet.

Armeen hatte der König schon verloren, und sie waren ihm ersetzt worden. Heinrich konnte ihm nicht ersetzt werden. Er war fast die einzige Stütze noch, auf die er mit unbedingtem Vertrauen baute. Darum vermochte ers auch nicht, das Demissionsgesuch zu genehmigen; erwiederte es vielmehr mit folgendem Briefe:

„Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder, Männer zu finden, die in glücklichen Zeiten dem Staate dienen; aber gute Bürger sind nur die, welche sich dem Dienste des Staates im Unglücke nicht entziehen. Die Ehre erfordert es, auszuhalten auch im Unglücke, und je schlimmer es steht, desto ehrenvoller ist es auszuhalten. Stimmst Du bei, so kann Dein Brief nicht ernst gemeint sein. Niemand wird behaupten wollen, daß wir beide in der gegenwärtigen Lage für den Erfolg verantwortlich sind; wenn wir aber alles aufbieten, was in unsern Kräften steht, so werden unser Gewissen und das Urtheil der Welt uns gerechte Anerkennung nicht versagen. In Betreff der gegenwärtigen Umstände scheint es in wenigen Tagen zur Entscheidung kommen zu müssen. Wir schlagen uns für die Ehre und für das Vaterland, und Jeder thut zum Gelingen, was seine Kräfte vermögen. Die Uebermacht unserer Feinde kann mich nicht schrecken; doch kann ich freilich auch bei diesen Umständen für den Ausgang nicht gut sein.“

Dieser Brief, datirt vom 9. August aus dem Lager bei Hohendorf an der Katzbach, war es nicht allein, der dem Prinzen Heinrich seinen alten Muth wieder verlieh, sondern auch die nicht vermuthete Nähe des Königs

Friedrich auf der Schwelle von Schlesien. Es war nicht zu glauben gewesen, daß Daun ihn werde dahin gelangen lassen. Dem Feinde mußte ebenso viel daran liegen, die Armee des Königs sich nicht vereinigen zu lassen, als preußischer Seits an dem Auseinanderhalten des überall überlegenen Feindes alles gelegen war. Das vereinigte preußische Heer, sein König an der Spitze, war eine große, unter allen Umständen zu fürchtende Potenz, während die getrennten Corps desselben im Auge des Feindes nur nach ihrem Größenverhältniß beurtheilt und behandelt wurden.

Wir wissen, welche erschreckende Meinung Daun von Friedrich's Kriegskunst und persönlicher Einwirkung hatte. Diese Meinung theilte auch Soltikof. Die Persönlichkeit Friedrich's durfte daher auf dem Hauptschauplatze dieses Krieges nicht fehlen, wenn die preußische Macht nicht um ihren besten Theil geschwächt werden sollte. Nun war Friedrich im Begriff sich mit Heinrich zu vereinigen und den Umstand zu beseitigen, den Prinz Heinrich von vorn herein für einen verhängnißvollen Fehler gehalten hatte. Damit hatte er seine Zuversicht wieder gewonnen, er hielt nun die Sache Preußens noch der Anstrengung werth und nahm seinen Antrag auf Entlassung zurück. Die beste Stütze war dadurch dem König Friedrich gerettet.

48.

Des Königs Zug nach Schlesien.

Wenn König Friedrich schon im Anfange des Feldzugs die Nothwendigkeit der Vereinigung seiner Armee erkannt hatte, so überzeugte ihn davon das Unglück des fouqué'schen Corps, wovon er bei der Belagerung von Dresden Nachricht erhielt, in solcher Weise, daß er sofort nach Schlesien zu ziehen beschloß und ungesäumt die Belagerung von Dresden aufhob. Am 1. August führte Friedrich sein Heer bei Hirschstein über die Elbe und ging nun in starken Märschen auf Schlesien los. Der Zug war im höchsten Grade beschwerlich, da er einen Monat früher schon ein Mal unternommen worden war und daher die Gegend, durch welche der Marsch ging, ausgebeutet war.

Daun, dem alles daran lag, den König nicht nach Schlesien zu lassen, hatte bei eben dieser Gelegenheit nicht versäumt, jene Gegenden zu verheeren, so daß Friedrich nun für seine Truppen nichts weiter fand, als höchstens





FELDMARSCHALL KEITH.

Obdach, dessen sie in der gegenwärtigen Jahreszeit (August) am leichtesten entbehren konnten. Alles zur Erhaltung der Armee Nöthige mußte er mit sich führen. Seine Proviantcolonne war über 1000 Wagen stark und der Transport der Munition und des Lagergeräthes mochte dieses Fuhrwesen, welches bei beeilten Heerzügen stets ein großes Hinderniß ist, wenigstens verdoppeln. Friedrich wurde dadurch nicht nur aufgehalten, sondern er mußte zur Bedeckung des Trains auch eine sehr bedeutende Mannschaft aufwenden.

Daun hatte nicht so bald den Uebergang Friedrich's über die Elbe erfahren, als auch er aufbrach, um ihm den Weg nach Schlesien zu verlegen. Er ließ Dresden unter Obhut der Reichsarmee. Da keinerlei Gefahr drohte, stand diese auf angemessenem Posten. Mit Daun zog auch das Corps des Generals Lascy ab.

Obschon Daun selbst fast drei Mal so stark war als Friedrich, glaubte er doch der Hilfe Lascy's sich nicht entrathen zu können. Er marschirte südwärts dem Könige stets mit Vorsprung zur Seite so, daß ihm der Rückgang nach Sachsen nicht abgeschnitten, aber auch der Vorsprung nach Schlesien, auf den ihm vorzüglich viel ankam, nicht abgewonnen, noch auch seine Verbindung mit Laudon durch eine Wendung des Königs auf Schweidnitz durchbrochen werden konnte.

Oft waren beide Heere sich so nahe, daß zu einer Schlacht kaum noch ein Zeitaufwand erforderlich war. Die Patrouillen berührten sich, und beide Heere glichen zwei Kämpfern, die, sich festhaltend, zum Entscheidungsplatze gehen. Dem Könige lag freilich alles daran, dieser Kameradschaft zu entgehen, die ihn in eine tödtliche Falle führte, da er, Daun und Lascy zur Seite, dem 50,000 Mann starken Laudon gerade entgegen ging. Er mußte Daun zu entkommen und Laudon zu umgehen suchen oder schlagen, was er doch vor seiner Vereinigung mit Heinrich nicht wollte. Aber von einem eigentlichen Plane war wohl unter diesen Umständen die Rede gar nicht. Er wußte wonach er streben mußte; wie er dies aber thue, konnte nur der Zufall, nur der Augenblick entscheiden, dem seine Gunst abzuringen, seinem Genie überlassen blieb. Es durfte da an Scheinbewegungen und an Versuchen nicht fehlen, und Friedrich selbst schreibt, er habe auf diesem Zuge die Aufgabe eines Parteigängers lösen müssen.

So waren beide Heere mit einander in sechs Tagemärschen bis Schlesien vorgerückt. Jetzt, schon völlig in der Falle, sah Friedrich, daß er schlagen müsse oder verloren sei. Die Armeen von Laudon, Daun, Beck und Lascy bildeten einen Winkel, in welchem das kleine Preußenheer stand. Vergebens suchte der König Laudon zu umgehen, um eine der südlichen Festungen

— Schweidnitz — zu gewinnen; vergebens suchte er ein österreichisches Corps einzeln zu fassen — der Plan Dauns, den König einzuschließen und das ganze Heer desselben zur Waffenstreckung zu nöthigen, hatte eine solche Bestimmtheit, daß keiner der österreichischen Feldherren sich irre führen ließ.

Daun hatte bei seinem vom Papste geweiheten Hut und Degen geschworen, diesmal durch Gefangennahme des königlichen Heeres dem Kriege ein Ende zu machen, und allerdings war alles dazu angethan. Sein Heer, wie es hier in Fronte und Flanke vor Friedrich stand, war 90,000 Mann stark, das preußische nur 30,000; es war schon halb umschlossen. Gleichwohl meinte Daun den Beistand der Russen zu brauchen. Er fertigte daher Couriere an Soltikof mit der dringenden Aufforderung ab, ihm Beistand zu leisten.

Soltikof indessen war aufs Aeußerste gegen Daun erzürnt, weil er den König nicht längst schon in Sachsen geschlagen, vielmehr ihn so unbeschädigt hatte nach Schlesien kommen lassen, wo es ihm nun bei seiner großen Gewandtheit durchaus nicht unmöglich war, sich mit seinem Bruder Heinrich zu vereinigen und auf die Russen allein loszugehen. Soltikof zeigte die entschiedenste Furcht vor dem Könige, aber auch eine sehr richtige Beurtheilung desselben. Er wies nicht nur Dauns Verlangen, ihm ein Hilfscorps zu schicken, zurück, sondern zeigte sich sogar entschlossen nach Polen zurückzugehen und die Oesterreicher allein ihre Sache vollführen zu lassen.

Darauf läßt sich nun Daun geradezu zu Bitten und Entschuldigungen herab. Er habe, schreibt er dem Bundesgenossen, den König mit guter Berechnung in dieses Netz gehen lassen, welches nur durch den Beistand der Russen zugezogen zu werden brauche; denn bereits sei er auf drei Seiten umstellt. Hier sei seine Gefangennahme unzweifelhaft, während ein Sieg in Sachsen keinerlei Bürgschaft für sich gehabt haben würde. Friedrich sei 30,000 Mann stark. Er (Daun) stehe auf drei Seiten vor ihm mit 90,000 Mann; wolle nun Soltikof noch 30,000 Mann dazu geben, damit man den König etwa mit 120,000 Mann umzingele, so sei an seine Rettung gar nicht zu denken, und man könne sich eines Triumphes freuen, wie er selten genossen worden sei.

Man muß zugeben, daß Soltikof nicht Unrecht hatte, wenn er den österreichischen Feldmarschall mit Geringschätzung behandelte. Entwürfe, wie der von ihm hier ausgegangene, konnten ihn unmöglich in großes Ansehen setzen. Dreimal so stark als Friedrich, wagt er sich an diesen noch nicht, und fordert Hilfe. Soltikof, selbst kein Held, fand dieses Gebaren doch fast lächerlich und entschloß sich erst auf eine wirklich klägliche Bitte Daun's, ein Corps von 24,000 Mann unter seinem General Czerniczew abgehen zu lassen.

Friedrich war aufs Beste unterrichtet. Seine Stellung war in der That eine äußerst gefährliche, und da Daun sich nun gegen Hermsdorf wendete, aber bei Seichau dem Schlage, den Friedrich zu führen gedachte, auswich, um seinen Einschließungsplan zu sichern, so wich Friedrich schnell wieder auf Liegnitz zurück und besetzte dort die pfaffendorfer Höhen, um mit dieser Stellung den Plan des Feindes zu durchkreuzen. Das geschah am 13. August.

An demselben Tage schlug das russische Corps unter Czerniczew bei Auras eine Brücke über die Oder, um zu den Oesterreichern zu stoßen. Diese hatten ihre Stellung angemessen geändert und Friedrich's Lage war nun um nichts weniger gefahrvoll. In der That brauchten die Russen nur anzukommen und Laudon einige Meilen vorzurücken, um den Bannkreis, um den König zu schließen; und von Auras bis Liegnitz waren zwei starke Tagemärsche. So war die Entscheidung sehr nahe, und alle Unternehmungen gehörten schon der Vorbereitung der Schlacht an, die von Daun beabsichtigt wurde und als ein großer nächtlicher Totalüberfall ausgeführt werden sollte.

49.

Schlacht bei Liegnitz.

Die Besetzung der pfaffendorfer Höhen war nach Daun's Plane der Armee Laudons bestimmt gewesen. Daß Friedrich aber Laudon vorgegriffen hatte, änderte an dem Hauptplane nichts. Am 14. lagerte der König zwischen Liegnitz und Schimmelwitz vor der Katzbach und dem Schwarzwasser auf der sogenannten Wahlstatt, wo früher die Mongolen und später die Franzosen geschlagen worden sind. Das österreichische Heer stand in seiner rechten Seite so nahe, daß die Vorposten gesehen wurden.

Die Disposition bestimmte, daß der Angriff gleichzeitig auf vier Seiten geschehe, und zwar durch Daun mit der Hauptmacht in der rechten Flanke, durch das lascy'sche Corps von Waldau aus im Rücken, durch die 24,000 Russen, deren Ankunft am folgenden Tage zu erwarten war, und durch die beiden Corps von Beck und Ried in der Fronte und endlich durch Laudon mit 35,000 Mann in der linken Flanke des preußischen Heeres.

So war dem Könige die Flucht nach Groß-Glogau oder Breslau durch

Laudon und die Russen, der Rückzug nach Sachsen durch Lascy und der Ausweg auf Schweidnitz durch Daun abgeschnitten. Ein Entkommen schien den feindlichen Feldherren kaum möglich, die Waffenstreckung der Preußen unzweifelhaft, und man hoffte den Finkenfang, wie spöttisch die Gefangennahme des fink'schen Corps genannt wurde, hier als Schlußact des Krieges im Großen auszuführen.

Da nun Laudon noch auf der rechten Seite des preußischen Lagers stand, so mußte er einen Marsch längs der Fronte desselben bis über Bienowitz hinaus ausführen, um Daun's Plan zur Effectuirung zu bringen. Dieser Marsch erforderte die Nacht und die größte Stille um so mehr, als man über die Besetzung der pfaffendorfer Höhen durch den König noch keine volle Gewißheit hatte und die Besetzung derselben durch Laudon noch nicht gänzlich aus dem Plane gestrichen war.

Der König kannte seine Gefahr. Darum beobachtete er mit der größten Geistesruhe alles, was sich auf feindlicher Seite wahrnehmen ließ. Oft zeigten sich auf den Höhen jenseit der Katzbach Truppenveränderungen. Von früh an wurde wiederholt der Feldmarschall Daun mit seinem Generalstabe wahrgenommen. Friedrich konnte aus seinem Erscheinen bald hier bald dort auf seine Anordnung mit ziemlicher Gewißheit schließen. Wurden doch selbst seine Körperbewegungen und Fingerzeige durch das Fernrohr gesehen. Am Nachmittag sah der König, daß Truppen auf dem rechten österreichischen Flügel in einer Weise angeschoben wurden, die auf die Absicht eines Marsches schließen ließ. Patrouillen meldeten, daß ähnliche Truppenvorschiebungen sich auch auf dem linken österreichischen Flügel wahrnehmen lassen, und das Resultat aller Recognoscirungen war, daß Daun einen mehrseitigen großen Angriff beabsichtige.

Während Friedrich in dieser Weise das Geheimniß des Feindes zu lösen sich bemühete, wurde von den Husaren ein desertirter österreichischer Offizier, Namens von Wiese, ein geborener Irländer, eingebracht. Dieser Herr von Wiese hatte wegen der Absicht seine bisherigen Freunde, die Oesterreicher, zu verrathen, sein Gewissen dergestalt mit Spirituosen zu beschwichtigen sich bemüht, daß er kein vernünftiges Wort vorbringen konnte. Er schrie unaufhörlich, er habe dem Könige ein großes Geheimniß zu eröffnen, ohne indessen die zur Eröffnung nöthigen wenigen Worte in solchem Zusammenhange aussprechen zu können, daß ihr Sinn verständlich wurde.

Da nun bei der Gefahr der Umstände schon die geringste Mittheilung von der Absicht des Feindes von größter Bedeutung sein konnte, so mußte der Herr von Wiese sich gefallen lassen unter die Torturen der Feldapotheke und Aerzte gebracht zu werden. Brechmittel und kaltes Wasser machten den

Herrn nüchtern und nun erklärte er mit vollem Bewußtsein vor dem Könige, für den folgenden Tag (15. August) sei von Daun ein großer Angriff des preußischen Heeres beabsichtigt. Man erwarte die Russen. Daun werde die Preußen theils in der Fronte, hauptsächlich aber in ihrer rechten Flanke anfallen. Die Armee des Generals Lascy werde vorgeschoben um Fronte gegen den Rücken des königlichen Heeres zu nehmen. Welche Bewegung und Stellung dem Generalfeldzeugmeister Laudon vorgeschrieben seien, wisse er freilich nicht, doch sei anzunehmen, daß er zu einem Angriffe der Fronte des königlichen Heeres beordert sei.

Diese Aussage stimmte ganz mit Friedrichs Wahrnehmungen überein. Um sich noch mehr zu vergewissern, unternahm er noch eine umfassende Recognoscirung, wobei ihm der Herr von Wiese zur Seite ritt und so genaue Auskunft über die Stellung der feindlichen Truppen, namentlich die Hauptlagerplätze der verschiedenen Waffen gab, als ihm möglich war. Nach allem dem blieb über Dauns Absicht kein Zweifel.

Da Friedrich unmöglich zur Offensive greifen konnte, war es nöthig Daun's Plan zu durchkreuzen dadurch, daß man die Stellung, auf die er bei seinem Entwurfe gerechnet hatte, veränderte und ihn auf Verhältnisse gerathen ließ, die ihn überraschten. Dazu gehörte vor allem, daß der König ihm die rechte Flanke entzog und eine Fronte entgegen setzte; auch, daß er sich nordab zog, damit er ihn nicht an der Stelle fände, wo er ihn zu finden glaubte. Dies mußte Daun, der so ängstlicher Natur war, zuerst verdutzen. Ein Augenblick Zagens, die geringste Beirrung vernichtet bei solchen Naturen oft das größte Vorhaben. Friedrich berechnete seinen Gegner richtig.

Gegen Abend begannen auf preußischer Seite die vom Könige angeordneten Bewegungen seines Heeres. Der äußerste linke Flügel blieb zunächst in seiner Stellung, der rechte dagegen verließ sein Lager und rückte gegen den linken dergestalt zu, daß das ganze Heer concentrirter wurde. Dann aber machte der rechte Flügel eine Wendung dergestalt gegen Süden, daß er dem Feldmarschall Daun fast Fronte bot, während die Regimenter auf der äußersten Rechten sich wiederum etwas zurück gebogen stellten, um dem General Lascy, der den Rücken der Preußen angreifen sollte, nicht völlig die schwächste Seite preis zu geben. Den äußersten linken Flügel ließ Friedrich nur um weniges vorrücken, theils um der Stellung des ganzen Heeres mehr Uebereinstimmung zu geben, mehr noch um an der Katzbach einen Stützpunkt zu finden und Groß-Glogau, welches er im äußersten Falle als Zufluchtsort zu betrachten hatte, besser zu decken.

Das Heer bildete in seiner jetzigen Stellung einen stumpfen Winkel,

dessen einer Schenkel sich am äußersten Ende zurückbeugt, während der andere ebenso sich vorbeugt. Die Hauptpunkte der Stellung waren die Höhen von Humeln, Pfaffendorf und Panten. Von vorragender Bedeutung für die Vertheidigung war der Wolfsberg, der auf dem Terrain des linken Flügels lag. Diesen befehligte der König selbst.

Die Stärke desselben betrug 16 Bataillone und 30 Schwadronen, zusammen 14,000 Mann. Der andere Theil des Heeres, welcher auf den Höhen von Humeln, Pfaffendorf und Panten gegen die Katzbach und das sogenannte Schwarzwasser, und daher gegen Daun gewendet stand, wurde vom General von Ziethen commandirt. Seine Stärke betrug 17 Bataillone und 38 Schwadronen.

Es lag natürlich viel daran die Oesterreicher die Veränderung der Heeresstellung nicht gewahr werden zu lassen; namentlich mußte Daun in dem Glauben bleiben, daß er sich noch unmittelbar vor dem preußischen Lager befinde. Diese Täuschung zu bewirken hatte der König eine Anzahl Trommler und Trompeter in dem leeren Lager zurückgelassen, ihre Signale so zu geben, als wenn die Truppen, zu denen sie gehörten, anwesend wären. Die Wachtfeuer wurden von Bauern unterhalten und diese waren angewiesen, selbst den Anruf der ablösenden und abzulösenden Posten nachzuahmen und überhaupt so viel Lärmen zu machen als möglich.

Die österreichischen Patrouillen und Vorposten wurden dadurch wirklich auch getäuscht, so daß Daun von den auf preußischer Seite vor sich gegangenen Veränderungen nicht eher etwas erfuhr, als bis er am nächsten Morgen beim Angriffe zu seinem Erstaunen vor einem völlig leeren Lager stand und seinen mühselig ersonnenen Entwurf über den Haufen geworfen sah. Dem König gewährte diese Täuschung des schwerfälligen und so leicht aus der Fassung gebrachten Gegners viel Vergnügen. Mit innerem Behagen soll er geäußert haben: „Der Mann wird sich verwundern, wenn er das Nest leer findet, und in Verlegenheit sein, wo er nun die Vögel suchen soll.“

Friedrich befand sich beim linken Flügel. Das Commando über seine 14,000 Mann führte er selbst. Beim Haltmachen in später Nacht befanden sich die Truppen begreiflicher Weise nicht in ganz strenger Ordnung. Doch hatte dieser Umstand so große Bedeutung nicht, den müden Leuten den kurzen Augenblick der Ruhe durch pedantische Arrangements zu schmälern. Er ließ sie, die Fronte gegen die Katzbach gewendet, lagern. Aber nur die Hälfte der Mannschaft erhielt Erlaubniß zum Schlafen, doch auch nur in Montirung und Armatur. Zelte wurden nicht aufgeschlagen, weniger weil man einen Angriff erwartete, als weil es schon zu spät war. Friedrich selbst legte sich, in einen Feldmantel gewickelt, an den Erdboden bei

einem Wachtfeuer und schlummerte in Folge der Anstrengungen des Tages ein.

Eingedenk des Ueberfalls von Hochkirch hatte er mit größter Vorsicht die Artillerieparks in beste Bereitschaft gestellt. Die Mannschaften durften sich unterhalten, aber nicht singen und nichts thun, was größeres Geräusch verursachte. Wachtfeuer durften nur da gebrannt werden, wo Erderhöhungen, Wald oder andere hohe Gegenstände sie verbargen. Genug, der König hatte nichts versäumt einen nächtlichen Ueberfall zu verhindern. Zu etwas Anderem als einem solchen war Daun selten muthig genug; dem König Friedrich aber fehlte die Feigheit, die derartigen, mehr in das Geschäft der Banditen gehörenden Operationen zu Grunde liegt, und darum haßte er sie eben so sehr, als er sie von den Oesterreichern fürchtete.

Da Daun, die Russen in der Nähe wissend, seinen großen Angriff mit der ersten Morgendämmerung auszuführen beabsichtigte, so mußte Laudon mit seiner 35,000 Mann starken Armee schon um Mitternacht aufbrechen, um Stellung auf dem linken Flügel des preußischen Heeres zu gewinnen. Er ging von Jauer aus längs der Katzbach, die er endlich überschreiten mußte. Die Nacht war trotz dem sternenhellen Himmel finster, und Laudon war über Terrain und Wege schlecht unterrichtet. Daher tappten die Oesterreicher, wie man zu sagen pflegt, blind dahin, und meinten gute Distance mit der Fronte des preußischen Lagers zu halten, als sie fortwährend an den preußischen Vorposten hinstrichen.

Der König hatte den Husarenmajor von Hundt auf die Vedettenlinie zum Recognosciren beordert. Dieser kam nach zwei Uhr in der Nacht plötzlich mit der Meldung, daß der Feind in vollem Marsche kaum 400 Schritte entfernt sich befinde. Rapporte der Vorposten bestätigten diese Meldung und ergänzten sie durch die Mittheilung, daß Laudon in einfacher Marschcolonne und seltsamer Weise ohne Avantgarde und Seitenpatrouillen auf Bienowitz vorrücke. Diese Unvorsicht Laudon's, die freilich aus der Vorsicht hervorgegangen war, nicht zufällig auf feindliche Posten zu stoßen und dadurch seinen heimlichen Marsch zu verrathen, bot dem Könige den großen Vortheil, den Feind unmittelbar in einer für den Kampf ungeeigneten Stellung zu finden. Denn aus der Marschordnung in die Schlachtordnung auf unbekanntem Terrain bei nächtlicher Finsterniß so schnell über zu gehen, als es hier die Umstände erforderten, konnte dem Herrn Generalfeldzeugmeister Laudon desto weniger gelingen, da die Taktik der Oesterreicher eine äußerst schwerfällige war.

Nachdem der König sich von der Anwesenheit des Feindes, die ihm anfangs kaum glaubhaft hatte scheinen wollen, überzeugt und über die For=

mation desselben einigermaßen unterrichtet hatte, ließ er durch den General von Schenkendorf den Wolfsberg mit einer starken Batterie von schwerem Geschütz besetzen. Ein Theil der schenkendorf'schen Brigade mußte diese Batterie decken, der andere in die Angriffslinie eintreten. In diese führte der König die beiden Bataillone Rathenow und Nimschewski selbst ein und ließ dann seine übrige Infanterie links zu zwei Treffen aufmarschiren und einen Theil derselben auf der äußersten Linken Flankenstellung nehmen. Denn er mußte sich auf alles gefaßt halten, da die Nacht und die Ungewißheit über die Anstalten des Feindes die größte Vorsicht erheischten.

Inzwischen war neue Meldung vom Major von Hundt eingegangen. Der Feind, immer noch in Marschcolonne, sichtbar ohne Orientirung und in dem Wahne außerhalb des preußischen Lagerrayons sich zu befinden, hatte bereits die preußischen Vedetten zurückgeworfen und ging auf den Wolfsberg los. Diese Höhe wollte Laudon, wie es schien zuerst besetzen, und dann durch einen Aufmarsch rechts den ganzen sich nordwärts ausdehnenden Höhenzug einnehmen. Er glaubte ohne Frage sich hier auf dem Terrain vor der linken Flanke des königlichen Lagers zu befinden und sich für den morgenden großen Totalangriff arrangiren zu können. Denn daß der König sein Lager am Abende unbemerkt fast eine Meile weit sollte verrückt haben, konnte er nicht annehmen.

Als nun Laudon's vorderste Colonne den Fuß des Wolfsbergs erreicht hatte, erhielt sie plötzlich aus der auf demselben errichteten preußischen Batterie ein furchtbares Kartätschenfeuer und zugleich in die Flanke das Kleingewehrfeuer der schenkenberg'schen Grenadiere und der vom Könige selbst herangeführten beiden Bataillone. Die österreichische erste Colonne wird so nach äußerst kurzem Kampfe auf die zweite zurückgeworfen.

Noch glaubt Laudon nicht, daß er es hier mit mehr als höchstens einem Observationsdetachement des Königs zu thun habe. Doch sucht er sich durch einen Aufmarsch rechts in Schlachtordnung zu bringen. Allein das Terrain ist so beschränkt, daß er nur eine Fronte von fünf Bataillonen gewinnen kann und eine Menge Treffen formiren muß.

Um für dieses Arrangement Zeit zu gewinnen, schickte nun Laudon seine Cavalerie vor, den Feind zu werfen oder wenigstens zu beschäftigen. Diese Cavalerie, sehr rasch auf dem rechten österreichischen Flügel zum Angriff formirt, ging mit großem Ungestüm vor und traf durch Zufall auf das preußische Dragonerregiment von Krokow, welches nebst einem Küraſſierregimente vorgeschoben war, damit sich hinter ihm die Infanterie formire.

Die Ueberlegenheit der österreichischen Reiterei war so groß, daß das

Dragonerregiment den Kampf nur kurze Zeit bestehen konnte. Indessen gelang es den Kürassieren, welche vom Markgrafen Friedrich geführt wurden, den Feind so lange aufzuhalten, bis eine Infanterielinie von fünf Bataillonen, wobei das bei Dresden so streng bestrafte Regiment des alten Dessauers, zum Angriffe vorgehen konnte. Ein Bayonnetangriff dieser Infanterie warf sofort den Feind mit großem Verluste über den Haufen. Er ließ nicht nur an Pferden und Leuten viele Todte, sondern auch viele Gefangene zurück. Den Verlust an Gefangenen brachte ihm aber die preußische Cavalerie bei, welche 15 Schwadronen stark ihm plötzlich in die rechte Flanke fiel und ihn gänzlich zersprengte. Die Unbekanntschaft mit dem Terrain wurde der flüchtigen österreichischen Reiterei insbesondere dadurch verderblich, daß ein großer Theil derselben in die Moräste gerieth, die sich von der Katzbach ab ziemlich weit über das Dorf Schönborn hin ausbreiten und diesen Theil des linken Ufers der Katzbach, die, wie ersichtlich, die Oesterreicher bereits überschritten hatten, in einen wahren Bruch verwandeln.

Nachdem die österreichische Cavalerie geworfen, wurde die Schlachtordnung der Preußen völlig hergestellt. Sie entwickelten sich links. Ihr Anschluß an die unter Ziethen, mit ganz anderer Fronte stehende Heereshälfte ging dadurch verloren, so daß Laudon daraus wohl hätte Nutzen ziehen, nämlich das preußische Heer durchbrechen können. Allein ebenso unbekannt mit der Stellung des Feindes als dem Terrain im Allgemeinen, ließ er den rechten Augenblick vorübergehen, und später war der Zwischenraum durch Truppen von Ziethen's Armee ausgefüllt.

Nachdem Friedrich die Schlachtordnung hergestellt, sah er, daß ihm für eine Reserve nur einige Bataillone übrig blieben. Er ließ daher an den General Ziethen einen Ordonanzoffizier mit der Forderung abgehen, dem von Laudon engagirten linken Flügel nach Möglichkeit Verstärkungen zuführen zu lassen. Diese Verstärkungen kamen später gerade in dem Augenblicke an, als Friedrich ihrer nur zu sehr bedurfte.

Nachdem die österreichische Cavalerie geworfen war, mußte der König zu rapidem Angriffe schreiten, um dem Feinde keine Zeit für seine Instandsetzung zu lassen. Das erste Treffen der Oesterreicher, von keiner Reiterei unterstützt, widerstand kaum eine halbe Stunde lang. Laudon sah sich gezwungen neue Truppen vorzuschieben, was aber bei der Enge des Terrains nur Unordnung verursachte.

Indessen hielten die hintern Treffen doch die Flucht auf und fristeten den blutigen Kampf, dessen Nachtheile fort und fort auf Seite der Oesterreicher blieben. Sie wichen unausgesetzt unter großem Verluste, den ihnen vorzugsweise in ihrer rechten Flanke die preußische Cavalerie beibrachte.

So oft sie Stand zu fassen suchten — und fünf Mal war das der Fall — erfolgte von Seite der Preußen ein Bayonnetangriff, der, von der Artillerie und Cavalerie trefflich unterstützt, seine Wirkung nicht verfehlte.

Laudon mußte vor allem wünschen Terrain für seine Cavalerie zu gewinnen, die er hinter den Reserven sich hatte sammeln und neu ordnen lassen. Zu diesem Zwecke war es nöthig, den Druck des Kampfes, der bis jetzt auf seinem rechten Flügel gelastet hatte, auf seinen linken Flügel abzulenken. Dem gemäß schickte er eine starke Colonne auf das Dorf Panten. Diese besetzte nun zwar das Dorf, wagte sich aber nicht weiter vor.

Dadurch aber erhielt der General von Wedell Zeit mit vier Bataillonen die Verbindung zwischen Ziethen und dem Könige wieder herzustellen und Panten anzugreifen. Nach einem kurzen aber sehr heftigen Kampfe wurden die Oesterreicher herausgeworfen und in die Flucht getrieben, wobei wiederum eine Menge Gefangener gemacht wurde.

Laudon's Absicht, den Kampf auf seine linke Seite zu ziehen, ward dadurch ganz verfehlt. Im Gegentheil forcirte der König den Angriff auf den rechten Flügel der Oesterreicher immer mehr, obschon Laudon immer neue Truppen heranführte und sich gegen die Flucht mit aller Macht wehrte. Bereits hatte die Schlacht drei Stunden gewüthet. Nun bot der König alles für die Entscheidung auf. Die letzten Reserven mußten vor. Aber auch Laudon hatte die Infanterielinie sehr verstärkt. Der Kampf wüthete in arger Weise.

Da läßt der Generalfeldzeugmeister mit einem Male seine ganze Cavalerie gegen die linke Flanke der preußischen Schlachtordnung vorgehen. Dieser Angriff scheint den Oesterreichern zu glücken. Da aber kommt auf preußischer Seite, eben zur rechten Zeit, die Verstärkung, welche Friedrich vom General Ziethen hat fordern lassen, an. Es waren fünf Schwadronen und vier Infanteriebataillone. Diese Truppen führte Friedrich sofort gegen den Feind. Zu gleicher Zeit stürzt sich das mehr erwähnte Regiment des alten Dessauers zwischen die feindlichen Schwadronen, schneidet einen Theil derselben ab, zersprengt die andern uud treibt sie in eine wilde Flucht, wobei wiederum die preußische Cavalerie eine große Menge von Gefangenen macht.

Nun war Laudon nicht mehr im Stande Widerstand zu leisten. Seine Regimenter befanden sich in gänzlicher Verwirrung, bei weitem die meisten auf der Flucht. Sie neu zu ordnen war unmöglich, selbst unmöglich sie hier aufzuhalten und zu sammeln. Auch hätte dies in der That keine Hoffnung erwecken können, da fast die ganze Artillerie Laudon's, nämlich 82 Kanonen, in die Hand der Preußen gefallen war, und diese dadurch ihre Artillerie fast verdreifacht hatten.

Die Ueberschreitung der Katzbach machte das Unglück der Oesterreicher unheilbar, da die Verwirrung infolge des wüthenden Nachdrängens der Preußen entsetzlich wurde. Es war, als ob es den Preußen um eine große Rache ginge, und selbst den König scheint eine solche Leidenschaft belebt zu haben. Vielleicht war diese dadurch erregt worden, daß ihn eine Kugel, wenn auch nicht gefährlich, getroffen hatte.

Als der Kampf mit Laudon an der Katzbach ausgefochten war, befand sich in Friedrich's Hand eine Beute von 82 Kanonen und 23 Fahnen, dazu an Gefangenen 6000 Mann mit 86 Offizieren und 2 Generalen. An todt oder schwerverwundet Gefallenen zählte man 2500 so daß Laudon fast den dritten Theil seiner Armee eingebüßt hatte. Der preußische Verlust belief sich auf nur 1186 Mann einschließlich der Verwundeten.

Widriger Zufall, Nachlässigkeit und falsche Voraussetzung hatten den Oesterreichern einen sehr bösen Streich gespielt. Obschon nämlich Laudon nur eine Meile von Daun seinen harten Kampf zu bestehen hatte, so bewirkte doch der widrige Wind, daß Daun von dem furchtbaren Donnerwetter der Kanonen durchaus nichts vernahm.

Laudon aber hielt nichts für gewisser, als daß Daun das Toben der Schlacht vernehme und darnach seine Anordnungen treffe, nämlich selbst schnellstens zum Angriffe schreite. Daher sendete er ihm keine besondere Meldung, und Daun wiederum folgerte daraus, daß alles bestens nach Erwartung gehe, also durchaus nichts Widerwärtiges vorgefallen sei. Nun hatte Daun vorausgesetzt, daß Laudon von seinem Abmarsch an, bis zu seinem Anlangen auf dem bestimmten Angriffsterrain in der linken Flanke des preußischen Lagers etwa drei Stunden brauche. Nach dieser Zeit wollte er sich zu seinem Angriffe anschicken. Dem angemessen waren Lascy und die anderen Feldherren so instruirt, daß nach fünf Uhr alle Angriffe gleichzeitig stattfänden.

Vor fünf Uhr, als das Schicksal schon fast über Laudon entschieden hatte, begann Daun seine Unternehmung. Immer die Wachtfeuer des preußischen Lagers, die, wie wir wissen, von dazu angestellten Bauern unterhalten wurden, im Auge, und immer sein Ohr auf das Geräusch im preußischen Lager gerichtet, welches von einigen zurückgelassenen Trompetern und Trommlern erregt wurde, ging er gegen dieses mit größter Behutsamkeit vor, damit von den feindlichen Vorposten und Patrouillen sein Marsch ja nicht zu früh bemerkt werde. Nach längerem Marsche wurden preußische Vorposten auf den Höhen gesehen. Sie verschwanden und erschienen weiterhin wieder.

Dieses Verschwinden und Wiedererscheinen der feindlichen Posten schon hätte dem Führer der österreichischen Avantgarde auffallen müssen. Posten konnten unmöglich auf so große Distance von ihren Soutiens stehen, daß sie von Strecke zu Strecke als Posten neu erscheinen konnten. Und wollte man annehmen, daß mehre Chainen ausgestellt waren, so mußte es doch den Herren Führern, denen es schwerlich an einem guten Fernrohre fehlte, auffallen, daß immer dieselben Leute wieder auf Posten gesehen wurden. Doch entdeckten die Oesterreicher nicht, daß sie durch Scheinposten getäuscht wurden.

Gegen fünf Uhr stand Daun nur zwei Kanonenschüsse von dem vortägigen Lager der Preußen entfernt. Die Wachtfeuer loderten in demselben und warfen zahlreiche Feuerscheine in den Morgennebel, der die Katzbachniederung leicht bedeckte. Von Truppenbewegungen war nichts zu bemerken, wohl aber hörte man Anrufe und Signale. Es schien, daß das preußische Heer in bester Ruhe liege, und dem Feldmarschall schien nichts so gewiß, als das es hier zu einem Ueberfalle komme wie bei Hochkirch. Daun entwickelte die größte Thätigkeit. Sturmcolonnen wurden gebildet, die Angriffswege durch Patrouillen im Walde marquirt. Artillerie und Cavalerie waren aufs Angemessenste vertheilt, schon die Reserven geordnet und alles vorgesehen, damit der Colonnenangriff auf die Treffenordnung übertragen werden konnte. Schon ist der Befehl gegeben, auf noch kürzere Distance vorzurücken und dann rasch und gemeinsam zum Angriffe der preußischen Redouten zu schreiten, als der österreichische General von Ried, der sich zu schneller Recognoscirung vorgeschlichen hatte, jagend zum Feldmarschall heran kommt und die Meldung macht: „wir sind betrogen: das preußische Lager ist leer, die Wachtfeuer brennen, aber kein Soldat ist zu erblicken und die vernehmbaren Signale kamen von einzelnen Leuten, die entfernt im Gebüsch staken.“

Der Feldmarschall war kaum im Stande diese Meldung für wahr zu halten. Er hielt freilich den König für einen schlauen Feind; daß er ihn aber so sollte getäuscht haben, war um so weniger denkbar, da ja noch am vorhergehenden Abende im preußischen Lager nicht das Geringste von Translocationsanordnungen wahrgenommen worden war. Bestätigte sich das Unglaubliche, so war natürlich Daun's Schlachtplan in nichts zerfallen, denn er konnte ja nicht wissen, wo und in welcher Stellung er nun den Feind finde. Gleichwohl mußte er dem Feinde beizukommen suchen, da er eben so wenig wissen konnte, in welch' ein Engagement Laudon gerathen sei oder gerathe. Vor allem galt es die Sache zu untersuchen: und sehr bald überzeugte sich Daun von der Richtigkeit der Meldung des Generals Ried.

Die preußischen Redouten waren desarmirt und das hinter ihnen liegende große Lager bis zur Katzbach hin war leer.

Daun's Lage war in der That eine höchst ärgerliche und selbst gefährliche. Es galt nun über die Katzbach zu gehen und den Feind, wo man ihn finde, anzugreifen; denn daß jetzt von Ueberraschen und Ueberfallen die Rede nicht sein konnte, lehrten die Umstände unwiderleglich. Nach langem Ueberlegen, wiederholtem Recognosciren und Erlangung der Gewißheit, daß die Preußen sich jenseits der Katzbach auf den Höhenzügen in Schlachtordnung befinden, gab Daun den Befehl das Flüßchen an verschiedenen Stellen zu überbrücken.

Ziethen stand, wie wir wissen, gegen Daun und unter seinem Befehle die größere Hälfte der preußischen Armee. Durch seine Patrouillen und zurückgelassenen Scheinposten war er auf's Genaueste über die Bewegung Daun's unterrichtet und hatte diese sogar auf ihren letzten Stadien selbst beobachtet. Er wußte bereits, daß der König einen Sieg sicher in den Händen und schloß daraus, daß er nur einen einseitigen Angriff zu bestehen habe. Zwar hatte sein Lieutenant von Wolfrath ihm die Meldung gebracht, daß die Russen sich bereits bis auf eine Meile Liegnitz genähert haben, allein diese waren sicher nicht mehr zu fürchten, sobald das laudon'sche Corps vor ihrer Ankunft abgefertigt war und also ein gemeinsamer Angriff nicht mehr bewerkstelligt werden konnte. Er beurtheilte die Kriegsweise der Russen, denen strategische Operationen noch fremd oder wenigstens unbequem waren, ganz richtig.

Nachdem er genaue Kunde über die Orte erhalten, welche Daun zum Katzbachübergange ausersehen, und daraus die Art des vom Feinde beabsichtigten Angriffs gefolgert, stellte er mehre große Batterien von schwerem Geschütz auf und schickte seine Cavalerie dergestalt in eine vorgeschobene gedeckte Position, daß sie den über die Brücke gegangenen feindlichen Colonnen sofort in die Flanke dringen konnten.

Schon ging es auf sieben Uhr Morgens, und bereits war Laudon's Niederlage entschieden, als Daun's Truppen bei Liegnitz über den Fluß drangen. Kaum hatten sie die Preußen in Schlachtordnung erblickt, als sie Halt machten, deployirten und sich ungeachtet der viel zu großen Distance schlagfertig machten, woraus der große Nachtheil entstand, daß die nachrückenden Regimenter hinter der Katzbach aufgehalten wurden.

Die Oesterreicher eröffneten sofort ein heftiges Kanonenfeuer und achteten es wenig, daß ihre Kugeln auf der Hälfte der Entfernung liegen blieben. Ziethen ließ den Feind dieses Spiel ein Weilchen treiben und sich etwas verschießen, sogleich aber seine schweren Geschütze auf die aus dem Brücken-

defilée hervordrängenden tiefen Massen spielen, als er sah, daß der Feind vorrücke und eine umfänglichere Entwickelung zu gewinnen suche. Seine von der Höhe aus weittragenden Zwölfpfünder machten einen verwirrenden Eindruck, den die Cavalerie trefflich zu benützen verstand. Von mehren Seiten angegriffen, drängten nun die Oesterreicher über die Katzbach zurück. Wiederholte Versuche hatten keinen andern Erfolg, und nachdem eine beträchtliche Zahl an Todten und Gefangenen verloren, beschloß Graf Daun von einem Vorhaben abzustehen, das unter den unerwarteten Umständen und auf so ganz inpracticabelen Terrain nicht gelingen konnte.

Kaum hatte er diesen Beschluß gefaßt, jedoch mit der Absicht in einer beobachtenden Stellung zu verbleiben, als ihm die Nachricht von Laudon's Niederlage zuging. Nun blieb ihm nichts übrig als ins Lager zurückzugehen und Anstalten zum Schutze der Ueberreste der laudon'schen Armee zu treffen.

Zu gleicher Zeit mit Daun hatte auch Lascy seine Operationen auf den Rücken des preußischen Lagers unternommen. Er war angewiesen sich der Bagage zu bemächtigen, die man hier zu finden hoffte. Allein Graf Daun besaß zum Entwurfe seines Planes nicht genügende Terrainkenntniß und hatte das lascy'sche Corps auf Sümpfe geschickt, die der Cavalerie jede Bewegung unmöglich machten. Lascy ging lange rathlos an dem morastigen Ufer des Baches hin, der unter dem Namen „das schwarze Wasser" sich hinter Liegnitz in die Katzbach ergießt, und als er endlich ein passendes Terrain zum Uebergange gefunden hatte, war er über die ganz veränderte Stellung der Preußen, die ihm jetzt nicht mehr den Rücken, sondern den rechten Flügel mit zurückgebeugter Flanke zukehrten, eben so betroffen wie Daun. Ein kleiner Angriffsversuch wurde vom ersten preußischen Garderegimente mit solchem Nachdrucke zurückgewiesen, daß Lascy von neuem Versuche abstand und seine Mannschaften über das schwarze Wasser zurückzog, noch ehe ihm Ordonnanzen des Feldmarschalls das Schicksal des laudon'schen Corps gemeldet hatten.

So stand Friedrich wieder im Glanze eines Sieges da. Noch war ihm der Feind weit überlegen, noch war die Gefahr nicht überwunden, aber Zuversicht und Vertrauen waren gewonnen und das war schon viel; und viel galt es dem Könige besonders wegen seines Bruders Heinrich, dem in dem Chaos der Mißverhältnisse die gute Hoffnung gänzlich verloren gegangen war. Die Freude des Königs war groß. Er überschätzte keineswegs die ihm zu Theil gewordenen Glückspfänder, aber er wußte, daß sie bei der Art seiner Feinde einer nachhaltigen Ausbeute fähig waren.

Vor allem drängte es ihn, nach allen Seiten hin durch den Ausdruck

seiner Zufriedenheit zu lohnen. Sofort auf dem Schlachtfelde gab er dem Regimente Anhalt (Bernburg) die Ehrenzeichen wieder, deren es sich bei der Belagerung von Dresden verlustig gemacht hatte. Die Grenadiere wurden durch diese Gunst so dreist, daß sie sich herandrängten um ihr Verhalten bei Dresden zu erklären und zu rechtfertigen, und der Flügelmann erkühnte sich sogar dem Könige seinen Dank dafür auszusprechen, daß er (der König) gebührender Weise dem Regimente sein gutes Recht zurückgegeben habe. Anstatt diese gutherzige Unverschämtheit übelzunehmen, entschuldigte sich der König durch wohlmeinenden Zuspruch und machte den Flügelmann zum Sergeanten.

Zu allen Truppen, welche in der Schlacht mitgewirkt hatten, ritt der König, um ihnen Lob und Dank zu zollen, viele Offiziere wnrden mit Orden und Avancement belohnt, viele, und namentlich die Eroberer der feindlichen Geschütze, mit Geld beschenkt und endlich der Generallieutnant von Ziethen zum Commandirenden General (Corpscommandeur) erhoben.

Hatte Ziethen auch keine Schlacht geliefert, so hatte er doch die Hauptmacht der Oesterreicher am Schlagen dergestalt gehindert, daß dadurch Friedrich's Sieg über Laudon gesichert wurde. Seine Veranstaltungen bezeichneten ihn als einen vollendeten Heerführer. Hatte er sich als solchen früher schon bewiesen, so erscheint seine hier stattgefundene Auszeichnung etwas spät, doch war er stets durch sein sehr vertrautes Verhältniß zu Friedrich in würdigster Weise ausgezeichnet, so daß ihm auf eine äußerliche Belohnung seiner Verdienste wenig ankommen mochte.

Friedrich machte natürlich von seinem Siege bei Liegnitz größtmögliches Geräusch, um sowohl Daun als den Russen Schrecken einzujagen. Nicht hatten sie ihn, wohl aber er sie zu fürchten, und das rechtfertigte diesen Kunstgriff.

Besonders lag ihm daran die 24,000 Russen unter Czerniczew, die schon dicht vor ihm standen, zu entfernen. Auch dazu mußte eine List dienen. Der König sendete nämlich eine briefliche Ordre an den Prinzen Heinrich, dahin lautend, sich bereit zu halten sofort, mit ihm vereinigt, gegen das Hauptheer der Russen zu gehen, ehe sich die detachirte czerniczew'sche Armee demselben wieder angeschlossen habe. Der Brief mit dieser Ordre wurde einem einfältigen Bauer zur Besorgung übergeben. Der demselben vorgezeichnete Weg führte ihn gerade durch den Bereich der Russen. Natürlich wurde dieser Bote von den Posten angehalten und visitirt; des Königs Ordre aber kam in Czerniczews Hände. Das eben wollte ja Friedrich. Kaum hat Czerniczew den Brief gelesen, daraus Laudon's Niederlage und Friedrich's Absicht gegen Soltikof erfahren, als er zum Schrecken Dauns,

der ihn mit Sehnen erwartet, zum Rückzug blasen läßt, die Oder überschreitet und eilend zum Gros des Heeres zurückkehrt.

Nun hinderte Friedrichs Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich nichts. Der Weg war offen und er mußte sogleich betreten werden. Nun sollte zur Freude und Ermuthigung der Truppen auch das Siegesfest gefeiert werden, und das geschah unter Kanonendonner desselben Tages auf dem Schlachtfelde.

50.

Daun vor Schweidnitz.

Der Rückzug der Russen war ein neuer Strich durch Dauns Rechnung. Wie gewiß er auch, selbst nach seiner Vereinigung mit Czerniczew, den König nicht angegriffen haben würde, klagte er doch die Russen an, es durch ihren feigen Rückzug unmöglich gemacht zu haben, das Unglück Laudon's auszugleichen, und ihn in die Lage versetzt zu haben, selbst eine rückgängige Bewegung zu machen. Diese vollzog er unverweilt, indem er am Tage nach der Schlacht (16.), nachdem er alle detachirten Corps an sich gezogen, nach Striegau abzog, um sich der böhmischen Grenze zu nähern.

Die Vorwürfe, welche die Russen von Daun erlitten, konnten nicht verfehlen den russischen Marschall Soltikof zu erbittern. Dieser Herr war den Oesterreichern zu wenig gewogen und hatte in der That zu viel Veranlassung ihnen Vorwürfe wegen schlechter Kriegführung zu machen, daß er Vorwürfe von ihrer Seite hätte erträglich finden sollen. Sein Unwille ging so weit, daß er beschloß, jede Gemeinschaft mit ihnen aufzugeben, an ihren Operationen in keiner Weise Theil zu nehmen, vielmehr den Krieg gegen Preußen so zu führen, als ob er eigens eine Angelegenheit Rußlands sei. Schon traf er Anstalten, sich nach der polnischen Grenze hin zurückzuziehen, um einem Angriffe der vereinigten Armeen des Königs und Prinzen Heinrich auszuweichen und dergestalt die Oesterreicher diesem Angriffe preiszugeben, als Dauns wiederholte Vorstellungen ihn bewogen, wenigstens in seiner Stellung die fernere Gestaltung der Dinge zu erwarten.

Der König war über die Verhältnisse genau genug unterrichtet, zu wissen, daß er von den Russen weniger als von den Oesterreichern zu fürchten habe. Er beschloß daher um so mehr gegen diese zu operiren, da

durch sie die südschlesischen Festungen bedroht wurden. Vor allem aber wollte er die Vereinigung mit seinem Bruder Heinrich bewerkstelligen und ging deshalb, sobald er nun den Rückmarsch Dauns erfahren, mit einem Theile seines Heeres (19 Bataillonen und 40 Schwadronen) nach Parchwitz, um zwischen Russen und Oesterreichern den Vereinigungspunct zu sichern. Am folgenden Tage folgte ihm Ziethens Armee, die den rechten Flügel des Heeres gebildet hatte. Die ganze Macht bestand aus 36 Bataillonen und 78 Schwadronen. Die zahlreichen Gefangenen nahmen zum Theil Dienst. Zwei Rasttage in einem Lager bei Neumarkt, welches zwischen Liegnitz und Breslau liegt, reichten hin, das Heerwesen wieder so zu ordnen, daß zur Schlagfertigkeit nichts mangelte. Nun rückte Friedrich gegen Breslau vor. In gleichem Schritte wichen die Russen. Prinz Heinrich aber blieb denen an der Seite, bis er sich bei Winzig dem Könige so genähert hatte, daß beide sich ohne die mindeste Gefahr vereinigen konnten.

Der Feldmarschall Daun scheint wirklich geglaubt zu haben, daß der König nun die Russen fassen wolle. Da stets nur das österreichische Interesse bei ihm ins Gewicht fiel, der Bundesgenosse aber nur so weit in Betracht kam, als er sich für Oesterreich verwenden ließ, so berührte ihn auch der Gedanke, den Russen zur Hilfe zu eilen, durchaus nicht, wohl aber der, die Verwickelung der Preußen mit den Russen zu einer Wegnahme der südschlesischen Festungen zu benutzen.

Nachdem er sich nun auch des Einflusses des bei dem russischen Heere befindlichen französischen Militaircommissars Montalembert versichert und die Gewißheit erlangt hatte, daß dieser alles aufbieten werde, die Russen sich des Zusammentreffens mit den Preußen nicht entziehen zu lassen, nahm er mit größter Eile die Belagerung von Schweidnitz in Angriff und bot, um schnell und gewiß mit diesem Acte zu Ende zu kommen, sein ganzes Heer dazu auf.

Die eine Seite der Festung besetzte er mit mehren Observationscorps, während die andere Seite von dem Hauptlager seines Heeres, welches vom Zapfenberge bis Striegau reichte, umschlossen, der eigentliche Festungskrieg aber von einer getrennten Armee unter dem Befehle des Generals von Beck ausgeführt wurde. Schon waren die Belagerungsarbeiten bis in die zweite Parallele fertig und die Stadt hatte bereits der bittern Drangsale genug erlitten, als Friedrich, auf Soltikof's Unthätigkeit bauend, rasch zur Entsetzung von Schweidnitz abzog. Gegen die Russen ließ er nur ein kleines Beobachtungscorps zurück, dessen Befehlshaber den Befehl hatte, die geringe Stärke seines Corps durch geschickte Bewegungen zu verbergen und sich auf einen ernsten Kampf nicht einzulassen.

Das Heer Friedrichs war 50,000 Mann stark, das der Oesterreicher doppelt so stark. Klugheit und Verwegenheit mußten zu Hilfe kommen. Nachdem Friedrich sich genau über die Situation unterrichtet, umging er durch einen Nachtmarsch Schweidnitz und stellte sich am Zoptenberge mit erschreckender Kühnheit in Dauns Rücken, entschlossen unverweilt zum Angriffe zu schreiten und den Feind vor die Kanonen der Festung zu treiben.

Trotz ihrer Stärke war die Lage der Oesterreicher eine gefährliche. Daun glaubte durch eine andere Stellung seinen Plan zu sichern; aber auch in dieser wurde er vom Könige dergestalt umgangen und bedroht, daß dieselbe sofort wieder aufgegeben werden mußte. In diesen strategischen Operationen, bei denen Daun jeden Zusammenstoß vermeiden wollte, Friedrich aber um jeden Preis eine Schlacht suchte, müdeten sich beide Heere mehre Wochen lang ab. Wo der König irgend konnte, machte er dem Feinde seine Kampflust empfindbar, und mehre detachirte Corps erlitten von ihm bittere Niederlagen, was Dauns Scheu vor einem Zusammentreffen nur vergrößerte. Als Meister der Defensive wußte Daun stets Stellungen zu finden, die anzugreifen unmöglich war, so bei Freiburg, Reichenau und zuletzt bei Hohenfriedberg, wo ihm die durch die örtlichen Verhältnisse erlangte Ueberlegenheit fast den Muth gegeben hätte, das königliche Heer anzugreifen. Doch blieb es bei einem Artilleriegefecht, da Friedrich seine unvortheilhafte Stellung alsbald wieder veränderte.

Drohend standen sich nun beide Heere bei Dittersbach gegenüber, der König nur darauf bedacht, die geringste Wendung Dauns, der sich auf dem Gebirge bei Gottesberg befestigt hatte, zur Erzwingung einer Schlacht zu benutzen. Daun sah sich vollständig in dem Verhältniß eines Belagerten und war über seine Lage, die ihm keine Bewegung erlaubte, so verzweifelt, daß er den Hofkriegsrath zu Wien wie die Kaiserin beschwor, alles aufzubieten, um die Russen zu thätigem Beistande zu bewegen. So kam es nun zu einem Acte, der zu den scheußlichsten, verdammlichsten des siebenjährigen Krieges gehörte und sich dem attachirte, in welchem zwei Jahre früher die Franzosen als Räuber und Heiligthumsschänder die Hauptrolle gespielt hatten.

51.

Die Mark Brandenburg geplündert.

Wie gering die politische Bildung auch in jener Zeit bei den deutschen Volksstämmen war, die Ansicht war allen doch gemein, daß das frevel-

hafte Schalten fremdländischer Kriegsschaaren auf deutschem Boden den äußersten Abscheu verdiene. Nur das Kaiserhaus, gewöhnt mit den verschiedensten Nationen sein Würfelspiel zu treiben, theilte dieses Gefühl nicht und gefiel sich jetzt in dem Plane, die Russen zu einer Zerstörung Berlins und Potsdams anzureizen.

Bei der Abneigung Soltikofs gegen Daun war eine solche Diversion allerdings das, wozu die Russen am Sichersten zu gewinnen waren. Alle Mittel setzte Maria Theresia in Bewegung, und es gelang ihr, diesen scheußlichen Plan ins Leben zu setzen. Der französische Commissar Montalembert bot alles auf sich ein Verdienst um Maria Theresia zu erwerben, wie er denn stets beeifert war, seine Gehässigkeit gegen Preußen geltend zu machen. Einen gleichen Eifer entwickelten auch die französischen Militaircommissare im schwedischen und österreichischen Hauptquartiere, wie denn überhaupt der siebenjährige Krieg am eifrigsten von Frankreich geschürt worden ist, so daß Friedrich es mit Recht für albern halten konnte „weil es Kanada und Pondichery verloren gehen ließ, um den Kaiserinnen von Rußland und Oesterreich gefällig zu sein.“

Der Plan bestand in Folgendem. Die Russen sollten in drei Corps, voran die von Czerniczew und Tottleben, gegen die königlichen Residenzen Berlin und Potsdam gehen. Das Hauptcorps unter Fermor sollte folgen. Ein österreichisches Corps von 20,000 Mann unter Lascy hatte von Maria Theresia den Befehl, sich den Russen anzuschließen. Berlin, Potsdam und die Schlösser des Königs sollten erobert, geplündert und zerstört werden. Laudon war angewiesen mit 40,000 Mann zurückzubleiben und Schlesien besetzt zu halten, und wollte nun der König etwa seinen Hauptstädten zu Hilfe eilen, so sollte Daun ihm auf den Fersen folgen und ihn festzuhalten suchen, um die Zerstörung jener Städte zu sichern.

Bereits am 20. September traten 20,000 Russen als Avantgarde den Marsch an, indem sie bei Beuthen die Oder überschritten. Gleichzeitig auch setzte sich das österreichische Corps von der Lausitz aus in Bewegung und am 25. September folgte das russische Hauptheer, dessen Führung der General Fermor darum übernommen hatte, weil Soltikof erkrankt war.

Ob dessen Krankheit in Wahrheit beruhete, ist sehr zweifelhaft. Vielmehr läßt sich annehmen, daß der russische Marschall an dem Frevel des österreichischen Unternehmens nicht Theil nehmen mochte. War er durch den russischen Thronfolger Peter, der den König Friedrich bewunderte und verehrte, beeinflußt, oder folgte er dem Gebote seines eigenen Gefühls, jeden Falls ehrte es ihn mehr, an dem Vandalenwerke nicht Theil genommen zu haben.

Leider vermochte der König Friedrich nicht Glauben an die ernste Absicht solchen Greuels zu gewinnen, bis derselbe vollbracht war. Sicher hätte er sich früher von Daun abgewendet, um seinem Berlin zu Hilfe zu eilen. Noch am 7. October schrieb er in einem Briefe an den Marquis d'Argens in Berlin: „fürchten Sie nichts für meine gute Stadt Berlin; man hat für alles gesorgt und die Bürgerschaft soll in nichts belästigt werden."

Das arme Berlin gerieth indessen in die allerschlimmste Lage. Als bekannt wurde, was ihm zugedacht war, besaß es nur drei Bataillone Besatzung. Diese bestanden zum großen Theile aus Invaliden, und kaum konnte gehofft werden, mit dieser Mannschaft einem nur geringen Corps Widerstand zu leisten. Hilfe konnte nur vom schwedischen Schauplatze erwartet werden, wo 7000 Mann unter dem Befehle des Prinzen Eugen von Würtemberg standen.

Die Schweden bereiteten zu wenig Gefahr, als daß Prinz Eugen sie nicht hätte eine kurze Zeit aus den Augen lassen können. Aber die große Frage war, ob Eugen auch rechtzeitig anlangen werde.

Die Frage, ob die Stadt sich vertheidige oder eine Capitulation abschließen solle, war in Berlin selbst noch gar nicht entschieden. Ein Theil der Stimme führenden Männer entschied sich für Capitulation, während der andere die Vertheidigung unter allen Umständen verlangten. Zu denen gehörten besonders die hohen Militairs, welche hier wegen ihrer Function oder, wie Seidlitz und Knoblauch, wegen ihrer Genesung anwesend waren.

Da raffte sich selbst der alte General Lehwald, der schon am Rande des Grabes stand, auf, um dem König seine schönste Stadt und dieser die Ehre der Unbesiegtheit zu erhalten. Auch der Commandant von Rochow stimmte bei, und im Kriegsrathe, der wegen dieser Angelegenheit gehalten wurde, wurde nicht die Frage, ob man, sondern wie man Berlin vertheidigen solle, berathen. Man durfte auf die Ankunft eines preußischen Corps unter dem General von Hülsen hoffen, und wie schwach auch die eigentliche Besatzung der Stadt war, so glaubte man die ersten Angriffe unter Beistand der schnell gebildeten Bürgermilitz abzuweisen.

Allein die Männer, in deren Obhut sich die Stadt gegenwärtig befand, hatten durchaus keine Ahnung von der Stärke, in welcher der Feind vor den Thoren zu erscheinen beabsichtigte. Man glaubte, daß man es mit ein oder zwei Streifcorps zu thun haben werde, ähnlich jenem, mit welchem der Graf Hadik einst sein in Oesterreich als Großthat bewundertes Kunststück ausgeführt hatte. Kämen, meinte der General Seidlitz, Lascy und Czerniczew auch vier und fünf Mal stärker als einst Hadik mit seinen 4000 Croaten, so werde man bei drei Garnisonbataillonen und etwas gutem

Willen von Seiten der jüngeren Bürger mit ihnen, trotz mangelnder Fortificationen, wohl fertig werden.

Berlin war, wie noch heute, eine offene Stadt. Die alten Werke, mit denen frühere Jahrhunderte Berlin wie jede andere Stadt umgeben hatten, waren längst im Meer der Häuser verschwunden, und die schwache Mauer, welche die eine Hälfte der erweiterten Stadt umgab, sowie die stacketartige Reihe von Palisaden, welche bei der anderen Hälfte der Stadt die Stelle der Stadtmauer vertrat, war nur als Zollschranke, keineswegs aber als Fortification zu betrachten. Selbst die Thore waren nicht in solchem Zustande, daß sie als Werke zur Abwehr einer Heeresmacht hätten gebraucht werden können. Dabei bereitete die große Ausdehnung der Stadtmauer und andererseits der Palisadenlinie darum erhebliche Schwierigkeit für die Vertheidigung, weil sie die kleine Macht allzu sehr zu vertheilen nöthigte.

Trotz alledem wurde die Vertheidigung der Stadt beschlossen. Man warf schnell noch Redouten und Flechen auf; und das Arsenal enthielt ja 143 Kanonen, so daß eine Armirung der Werke, wenn auch nur eine dürftige, bewerkstelligt werden konnte.

Die Eilboten, welche man an den Gouverneur von Stettin, den Prinzen Eugen von Würtemberg gesendet, kamen mit befriedigender Antwort zurück. Der Prinz ließ melden, daß er nicht nur sofort seine ganze Cavalerie (7 Schwadronen) in Eilmärschen abgehen lasse, sondern auch mit seiner Infanterie ungesäumt nachfolgen werde.

So langte nun am frühen Morgen des 3. Octobers, als noch kein Feind vor Berlin stand, Eugen's Cavalerie an und flößte wenigstens Denen Muth ein, die ihn schon verloren hatten.

Aber nun erschien auch sehr bald, nämlich in der Mittagsstunde, der Feind. Es war das russische Corps von Tottleben, eines geborenen Deutschen, der aus Haß gegen Friedrich in russische Dienste getreten war, um, sich selbst zur Schmach, die Kannibalen obscurer Steppen zur Zerstörung in das Vaterland zu führen. General Tottleben glaubte, daß ihm der Handel so leicht werde, als einst dem österreichischen General Hadik. Und wohl wäre es für Berlin heilsamer gewesen, sogleich mit den Russen einen Vertrag auf Uebergabe zu schließen, denn dies würde die Oesterreicher zurück gehalten haben, die sich später, wenigstens zum Theil, als viel schlimmere Gäste erwiesen.

Begreiflicher Weise wurde der russische Parlementair, welchen der General Tottleben zur Stadt sendete, um von derselben Capitulation zu fordern, abgewiesen. Berlin hatte noch Streitkräfte zu erwarten und man

hoffte, daß die Angreifer eine viel größere Macht, als die nunmehr vor dem kottbusser Thore am linken Spreeufer stand, nicht entwickeln werden.

Da nun dem General von Tottleben viel daran lag, den Ruhm eines Eroberers von Berlin nicht mit einem Anderen zu theilen, so eilte er, seiner Forderung durch einen Gewaltact schnellen Nachdruck zu geben, stellte ohne irgend welche Vorsichtsmaßregel eine Batterie auf, und bereits zwei Stunden nach seiner Ankunft schlugen russische Granaten in den Straßen von Berlin nieder. Doch konnte ein derartiges Feuer natürlich keinen großen Eindruck machen. Die erste Beschießung dauerte vier Stunden. Da es von Seiten der Russen zunächst darauf abgesehen war Berlin zu schrecken, so wurde das Feuer drei Stunden lang während der Nacht fortgesetzt, ohne daß dadurch ein größerer Erfolg gewonnen worden wäre.

Der Morgen des folgenden Tages brachte den Berlinern neue Hoffnung. Mit klingendem Spiele zogen die neun Infanteriebataillone des Prinzen Eugen von Würtemberg ein. Schon dies beirrte den General von Tottleben. War ihm die Erfolglosigkeit seiner Beschießung ärgerlich, so war ihm die vorauszusehende Nothwendigkeit, einer starken Besatzung gegenüber zu regelmäßigen Belagerungsarbeiten schreiten und die Hoffnung auf eine leichte und augenblickliche Lösung der berliner Frage aufgeben zu müssen, im höchsten Grade unangenehm.

Nun aber langte auch ein ziemlich starkes preußisches Corps an, welches unter dem General von Hülsen in den letzten Monaten Sachsen gegen die Reichsarmee vertheidigt hatte, von Potsdam an, so daß Berlin bei einer Besatzung von 14,000 Mann stark genug war einen Angreifer wie Tottleben siegreich abzufertigen.

Dieser hatte in der That auch zu fürchten, selbst angegriffen zu werden. Er gab daher seine sanguinischen Hoffnungen auf und zog sich gegen Frankfurt hin, wo die russische Hauptarmee unter dem Grafen Fermor stand, bis Köpenick zurück. Um jeden Preis mußte vor dem kottbusser Thore von Berlin der General Tottleben angegriffen und geschlagen werden, was der 14,000 Mann starken Besatzung nicht schwer geworden sein würde. Dieses Ereigniß würde dieselbe Wirkung gehabt haben, wie Friedrichs Sieg bei Liegnitz. Der Feind würde dadurch verwirrt und Berlin in sofern gerettet worden sein, als der König Zeit gewonnen haben würde, heran zu gelangen. Denn eben der König fehlte; von seinen Generalen, wie wacker diese auch waren, konnte die Kühnheit Friedrichs nicht gefordert werden, weil zu dieser die königliche Unverantwortlichkeit gehörte.

Nun entfalteten die Russen eine größere Macht. Ein Corps (unter Czerniczew) sendete Fermor zur Verstärkung Tottlebens ab, und nach drei

Tagen waren die Russen im Stande Berlin von zwei Seiten mit ziemlichem Nachdruck anzugreifen. Nun aber hatte sich auch die Besatzung schlagfertig gemacht. Gegen Czerniczew, den mehr zu fürchtenden, stand auf dem rechten Ufer der Spree der Prinz Eugen von Würtemberg, und obschon seine Macht kaum den vierten Theil der des Gegners betrug, wies er doch diesen so zurück, so daß derselbe nicht ein Mal einen Waffenplatz zum Anfangen der Annäherungsarbeiten, die jetzt nothwendig erschienen, gewinnen konnte.

Nicht besser ging es dem General Tottleben. Er wurde vom General von Kleist (vom hülsen'schen Corps) mit allem Nachdrucke angegriffen, und da Hülsen mit dem Gros seines Corps nachrückte, so durfte Tottleben erwarten, um jeden Erfolg gebracht zu werden.

So stand es am 7. October. Die Hoffnung, Berlin zu retten, war noch groß. 20,000 Russen konnten bewältigt werden, das hatte sich bereits so gezeigt, daß selbst die beiden russischen Anführer in Zweifel geriethen, ob sie ein Unternehmen, das sich gleich beim Anfange so zweifelhaft erwiesen, fortsetzen sollten.

Da war es wieder der böse Geist, Marquis Montalembert, der, als Einflüsterer das russische Heer völlig beherrschend, die Fortsetzung der Belagerung bewirkte. Dieser Franzose hatte die Situation stets besser im Kopfe, als der Oberfeldherr, und wo dieser mit seinem Wissen und seiner Leidenschaft zu Ende war, da kam Montalembert mit seinem Ueberflusse. Die Leiden, welche Friedrichs Staaten von den Russen erfahren, hatten meist ihren Ursprung in Montalembert, und selbst die Zügellosigkeit, mit welcher die russischen Heere in Preußen gehaust, soll in diesem Manne der „civilisirten Nation" ihren Ursprung und ihren Fürsprecher gehabt haben.

Und freilich mochten die Franzosen in ihrer Frechheit und Zuchtlosigkeit gegen den Vorwurf der Welt nicht allein dastehen. Was unter Ludwig XIV. und nunmehr auch unter Ludwig XV., dem Vielgeliebten, oder wie die Welt ihn nannte, dem H....könige, geschehen war, war so beispiellos, daß selbst das Mittelalter Gleiches dagegen zu stellen kaum vermochte. Die französische Nation, die die gebildetste Europa's zu sein sich rühmte, fühlte die Schmach ihres eigenen Unsinns und es lag ihr freilich etwas daran, diese durch die überwiegende Rohheit anderer Nationen in Vergessenheit zu bringen. Wenn man die zermalmenden Schritte der Russen in Pommern und der Mark sähe, meinte Montalembert, dann werde man sicher die französischen Frevel in der Pfalz, Hannover, Hessen und Sachsen vergessen.

Allein der Mann irrte. Frankreich konnte nicht vergessen werden, was man Rußland in jener Zeit gerne vergab. Man hatte von Rußland erfahren, was man erwartet hatte; von Frankreich aber, was man von ihm

nimmermehr hatte erwarten können. Rußland konnte an seinem Ansehen nichts verlieren, Frankreich alles. Rußland hatte für sein Ansehen nichts, Frankreich aber einen großen Schein; freilich nur einen Schein; denn die Sitten, mit denen es der Welt hätte voranleuchten können, waren in der Ueberfülle des Glücks durch den Uebermuth knochenfraßig geworden, und erst ein Napoleon gehörte dazu, die Frevellust der alten zu sicher gewordenen Dynastie zu verschütten und die Nation der Civilisation auf die Grenzen der Civilisation zurückzubringen.

Montalemberts Zusicherung, daß binnen wenigen Stunden genügende Verstärkungen anlangen werden, um mit leichter Mühe den Besitz Berlins zu erzwingen, bewährte sich. Bereits am folgenden Tage zog ein russisches Corps von neun Bataillonen und fünf Schwadronen unter dem General Panin heran. Es vereinte sich mit Czerniczew. Und gleich darauf langten auch Lascy mit 20,000 Oesterreichern und Sachsen an, welche sich auf der Südseite Berlins mit den Russen unter Tottleben vereinigten.

Nun war freilich die Vertheidigung Berlins ein sehr fragliches Ding. Wäre Berlin eine concentrische Festung gewesen, so hätte die Frage leicht eine ganz andere Lösung gefunden. Allein eine offene Stadt von solcher Ausdehnung mit 14,000 gegen 42,000 Mann vertheidigen zu sollen, war eine zu große Aufgabe. War der Sieg nicht wahrscheinlich, so mußte um so mehr ins Auge gefaßt werden, daß erfolgloser Widerstand nur Plünderung und Brechung der Privatrechte hervorrief und also viele Millionen von Privateigenthum, zu geschweigen der Menschenleben, die unter dem Toben der entzügelnden Leidenschaften zu Grunde gehen konnten, aufs Spiel gesetzt wurden. Bei diesen Umständen hatte man nicht die geringste Zuversicht auf Beistand. Denn vom Könige wußte man nur, daß er den Feldmarschall Daun auf der böhmischen Grenze festhalte; Prinz Heinrich aber lag in Breslau krank und seine Ankunft konnte nicht erwartet werden.

In dieser Lage trat aufs Neue ein Kriegsrath zusammen. Selbst Seidlitz, der trotz seiner schweren Verwundung eine Batterie commandirte rieth zu einer ehrenvollen Capitulation, und ein anderer Herr von stark deutscher Natur meinte: „besser, als daß der Feind die Stadt durch Bomben zu Grunde richte, sei es, daß man sie ihm mit Capitulation übergebe, denn so wenig sie sich lange vertheidigen lasse, werde er sie lange besitzen, und — „fressen könne er sie nicht.“

So kam es nun nur noch auf die Capitulationsbedingungen an, die man so günstig als möglich zu gewinnen suchte. Aber eine Frage von großer Bedeutung war, mit wem man verhandeln solle, da Russen und Oesterreicher vor den Mauern der Stadt standen. Da herrschte die voll-

kommenste Stimmeneinhelligkeit darin, daß man Treue und Vernunft viel zuversichtlicher bei den rohen Russen, als bei den halbcivilisirten Oesterreichern finden werde. Und man hatte nicht so ganz geirrt.

Die Capitulation wurde also mit Tottleben geschlossen und am Morgen des 9. Octobers würde die Uebergabe erfolgt sein, wenn nicht die Russen und habsüchtigen Oesterreicher darüber in Streit, ja so gar in thätlichen Kampf gerathen wären, nach welchem Verhältniß die Beute vertheilt werden solle.

Diese Verzögerung führte einige Vortheile mit sich. Kassen, Archive und viele Schätze der königlichen Schlösser konnten noch abgeführt und die die Besatzungstruppen zurückgezogen werden. Diese marschirten nach Spandau und retteten sich also für den König. Unermeßliche Bemühung des dem Könige befreundeten Fabrikanten Gotzkowsky (Gorzkowski) brachte es dahin, daß den Instituten, Industrieetablissements und dem Privateigenthume Schutz zugesagt wurde, und auch in diesem Puncte hatte General Tottleben wieder Streit mit dem österreichischen Feldzeugmeister Lascy, dem eine Plünderung des reichen Berlins außerordentlich wünschenswerth war. Wahrscheinlich wollte er den seinen Panduren schuldigen Lohn durch dieselbe abzahlen.

Erst nachdem Tottleben zugestanden, daß Lascy von den 200,000 Thlrn. Douceurgeld 50,000 Thlr. erhalte und einen Theil der Stadt besetze, wickelte sich das peinliche Capitulationsgeschäft leichter ab. Das königliche und Regierungseigenthum blieb von dem Schutze ausgeschlossen, alle militairischen Personen, mit Ausnahme Verwundeter sollten Kriegsgefangene, die Civilbeamteten nicht beeinträchtigt und vier Millionen Thaler Contributionsgelder gezahlt werden.

Sobald die Besatzung abgezogen war, hielt die Uebergabe nichts mehr auf. Am Nachmittag war die Stadt in den Händen der Russen und Oesterreicher. General Lascy fühlte sich gekränkt, daß Berlin die Capitulation nicht mit ihm, sondern mit dem russischen General geschlossen hatte, und um die Verletzung seines Vorrangs zu rächen, suchte er nun thatsächlich zu zeigen, daß er sich an die Capitulationsbedingungen nicht gebunden erachte. Das geschah, indem er seinen Soldaten zu plündern erlaubte. Von dieser Erlaubniß machten diese natürlich den eifrigsten Gebrauch. Nicht nur, daß sie Niederlagen und Kaufläden aufsprengten, sondern sie drangen auch in die Privatwohnungen, um sich da anzueignen, was ihnen werthvoll schien, und alle die Frevel auszuüben, die der österreichische Soldat für mit einer Plünderung rechtlich verbunden hielt.

Ein Schrei des Entsetzens ging deshalb durch die ganze Stadt. Der Magistrat, und an seiner Spitze Gortzkowsky, wendeten sich sogleich an den

General von Tettenborn, um zu erfahren, ob dieser Bruch der Capitulation mit seiner Bewilligung geschehe.

Die russischen Oberbefehlshaber sahen in dem Verhalten der Oesterreicher ihre Ehre verletzt und machten sogleich bei Lascy die dringlichste Vorstellung; aber vergebens. Da nun im Gegentheil die Ausschweifungen der Oesterreicher noch größere Dimensionen annahmen, ließ Tettenborn, dem es jetzt für Ehrensache galt, ein starkes Commando in den von den Oesterreichern besetzten Stadttheil (Friedrichsstadt und Neustadt) einrücken, die Plünderer aus den Häusern treiben und ihnen ihre Beute abnehmen.

Es wäre darüber fast zu einer sehr gefährlichen Collision zwischen Lascy und den russischen Generalen gekommen, wie denn die Truppen wirklich handgemein mit einander wurden. Die Oesterreicher wurden gezwungen nachzugeben und von da ab die öffentliche Plünderung zu unterlassen; doch unterließen sie nicht, im Geheimen zu rauben, was nur fortzubringen war, während anderer Seits die Russen diejenige Ordnung und Mäßigung beobachteten, die die Capitulation ihnen vorschrieb. Alles bewegliche Regierungseigenthum ging freilich als Beute in ihren Besitz über, so z. B. 763,500 Thaler Cassengelder, 143 Geschütze, 179 Fahnen und Standarten, 1 Paar Pauken, 15 Munitionswagen, 24,000 Gewehre, 8080 Cavaleriepistole, 200 Centner Pulver, 14,000 Kisten mit Patronen, 23,567 Kanonenkugeln und Bomben, eine halbe Million Pfund Salpeter, ebenso viel Schwefel und ungeheure Massen von Montirungen, Reitgeschirren, Lagergeräthen, Metallen, Militairtuch, Leinwand und Nahrungsmitteln. Militairutensilien, welche nicht abgeführt werden konnten oder ihnen nicht nutzbar waren, wurden vernichtet. Auch die königlichen Bibliotheken und Sammlungen litten einigen Verlust, die Militairwerkstätten wurden zerstört und an den kostbaren Maschinen unersetzlicher Schaden angerichtet. Gefangen mußten sich alle militairische Personen und Beamteten geben, welche die Lieferungen besorgten oder überwachten. Selbst die Kinder des Kadettenhauses und die Invaliden wurden nicht ausgeschlossen. Mit ihnen betrug die Zahl der dergestalt gefangen nach Rußland Abgeführten 4499. Die Contributionssumme wurde indessen von vier auf zwei Millionen Thaler ermäßigt, und General Graf von Tottenborn ließ es sich sogar gefallen, daß diese Summe in der schlechten, kaum den dritten Theil des Werthes erreichenden Münze ausgezahlt wurde, die Friedrich hatte zur Abhilfe der Finanznoth schlagen lassen.

Zum Gouverneur von Berlin wurde ein Kurländer, Oberst von Bachmann, ernannt. Auch dieser Mann hielt mit Ernst darauf, den Vorwurf einer Capitulationsüberschreitung abzuwenden. Um ihn zu einer milden Gesinnung zu bewegen, ließ ihm die Stadt ein Geschenk von 10,000 Thalern

anbieten. Er wies es ab mit der Erklärung: man brauche das gute Betragen der Russen nicht mit Geld zu erkaufen, denn es sei Folge eines Befehls der Kaiserin. Und als man ihm vor seinem Abgange von Berlin dieselbe Summe als Dankgeschenk anbot, wies er sie mit dem Bemerken zurück: „die Ehre, drei Tage lang Gouverneur von Berlin gewesen zu sein, sei ihm schon Geschenkes genug.“

Während auf diese Weise Berlin von fremden Kriegerschaaren heimgesucht wurde, litten Potsdam, Charlottenburg und die königlichen Lustschlösser ein gleiches Schicksal. Gleich nach Angriff Berlins waren russische und österreichische Truppen gegen Potsdam vorgerückt. Beide rangen auch hier um das Vorrecht. Die Oesterreicher behaupteten es und besetzten die Stadt und das schöne königliche Schloß. Ihr Verhalten war dem in Berlin entgegengesetzt, was dem edleren Sinne ihres Oberbefehlshabers, des Fürsten Esterhazy gedankt werden mußte. Er begnügte sich mit einem Portrait und einer Flöte des Königs, die er als Andenken mitnahm. Seinen Truppen, die meist aus deutschen Regimentern des Erzherzogthums bestanden, war jede Unordnung aufs Strengste verboten, namentlich aber Plünderung mit Todesstrafe bedrohet. So hinterblieb denn auch den Oesterreichern in Potsdam ein glänzendes Lob, was freilich hauptsächlich ihrem Befehlshaber zufiel.

Während aber in Potsdam alles in bester, in Berlin alles wenigstens in erträglicher Ordnung zuging, tobte in Charlottenburg und Schönhausen (dem Schloß der Königin) und den nächst Berlin gelegenen Lustschlössern des Königs die Zügellosigkeit der Truppen in haarsträubender Weise. Nichts vom königlichen Eigenthum war zu schön oder zu heilig, daß es nicht ein Opfer der gemeinsten Raubsucht, Rache und Zerstörungswuth geworden wäre. Diener und Beamtete des Königs wurden auf die scheußlichste Weise mißhandelt. Die Leidenschaft verstieg sich fast bis zur Kannibalei, und die Tortur, die freilich bei den Oesterreichern noch in gutem Ansehen stand, nahm in der Hand des gemeinen Kriegers eine Grausenhaftigkeit an, die das Gefühl aufs Tiefste empörte. So wurden der Schloßverwalter von Schönhausen und dessen Frau nackt mit glühenden Eisen gebrannt, um von ihnen das Geständniß zu erzwingen, wohin die Schätze der geflüchteten Königin versteckt worden seien. Ein anderer Beamtete wurde über Feuer gehalten, andere mit Prügeln mißhandelt, und selbst Todtschläge mußten in die Liste dieser Greuelthaten eingetragen werden.

Was nicht geraubt werden konnte, wurde zertrümmert. Das Schloß von Charlottenburg, bis dahin wegen seiner kostbaren Kunstsammlung (der sogenannten polignacschen), wegen seiner wunderbar schönen Ausstattung mit Gemälden, Meubles und Decorationen aller Art der Gegenstand der Be-

wunderung von Europa, war nach dem Abzuge der kaiserlichen Truppen nur noch eine mit Gerüll gefüllte Ruine. Die Offiziere hatten alles preisgegeben und geschehen lassen. Sie handelten im Sinne des Grafen Lascy, eines Mannes von niedriger Denkweise, der wohl kaum die Beschämung empfand, welche er in den Augen der Welt durch das Verhalten des edelen Fürsten Esterhazy zu Potsdam erlitt.

Leider waren in Charlottenburg sächsische Truppen in die Frevel der Oesterreicher mit hineingezogen worden, und freilich muß man zugestehen, daß das Regiment des Grafen Brühl, welches die Schmach von Pirna mit erlitten und dann durch Desertion sich der preußischen Fahne entzogen hatte, von seinem Chef dergestalt mit dem Gifte des Hasses genährt war, daß ihm eine Mißbilligung der abscheulichen Handlungsweise der österreichischen Kameraden schwer werden mußte. Daß der König Friedrich in Sachsen alle Kunstschätze und das kurfürstliche Eigenthum mit Pietät behandelt und, wie streng sonst auch dies Land behandelt worden war, geschont hatte, war dem Soldaten nicht bekannt. Man hatte ihm nur gesagt, daß sein Vaterland von Preußen mißhandelt worden sei, und er glaubte nun in dem, was zu Charlottenburg geschah, eine gerechte Vergeltung erkennen zu müssen. Es zu verhindern konnte er keine Veranlassung finden, sich von der Betheiligung fern zu halten, war ein höherer Bildungsgrad erforderlich, als er in jener Zeit dem Soldaten eigen war. Und der Gedanke, daß der König bald genug in der Lage sein könne, das Böse mit Gleichem zu vergelten, gehörte zu sehr der Zukunft an, daß er im Augenblicke des Uebermuths und der tobenden Leidenschaft hätte zu entscheidender Bedeutung gelangen können.

Die Art und Weise, wie der Einfall in die Mark Brandenburg ausgeführt wurde, giebt diesem ohne Frage mehr den Charakter eines Rachezugs als einer strategischen Demonstration. Wenn auch Friedrich dadurch von Daun abgezogen wurde, so hat man doch nicht gesehen, daß Daun damit irgend einen großen Zweck beabsichtigt hatte. Sollte der König dadurch auf ein ihm ungünstiges Terrain gezogen werden, so widerspricht dem, daß der König in der Mark neue Vortheile, nämlich ein ihm wohlbekanntes Terrain, eine ergebene Bevölkerung und mehr Hilfsmittel zu finden hatte. Wollte man ihn dadurch zwischen die russischen und österreichischen Armeen bringen, um ihm sein Ende zu bereiten, wie es bei Liegnitz beabsichtigt war, so steht dem entgegen, daß dies in Schlesien viel näher geschehen konnte und daß bei seiner Annäherung die österreichischen und russischen Armeen sich sofort wieder trennten und jede auf einem besonderen Wege einen sicheren Rückzug suchte. Sollte also der Einfall in Brandenburg kein Racheact sein, und war er andrerseits keine strategische Demonstration, so müßte er in die

Classe der zwecklosen oder unverständigen Entwürfe gestellt werden. Rathlose Feldherren wie Daun, die sich auf die Defensive capriciren und selbst in dieser noch über das Sollen oder Nichtsollen in drückende Zweifel gerathen, sind zu solchen Entwürfen eben so sehr geneigt als Feldherren wie Soltikof, die zum Handeln keine Lust haben, weil aller Gewinn einem nicht geachteten Genossen zu Gute kommt.

Welchen Character aber auch der Einfall der Russen und Oesterreicher in die Mark Brandenburg haben sollte, unbestreitbar bleibt, daß er die Achtungswürdigkeit der Gegner Preußens nicht erhöhete, dem König Friedrich nicht schadete, sondern ihn nur persönlich verletzte, kränkte, und nur drei Tage dauerte. Denn kaum erhielten die Feldherren Kunde, daß der König in Eilmärschen gegen Berlin ziehe, die Frevler zu suchen, um ihnen eine offene und ehrenhafte Schlacht als würdige Zahlung für ihren unwürdigen Streich anzubieten, als diese sich über Hals und Kopf davon machten, wenig genirt, sich dadurch das Ansehen feiger Räuber zu geben. Ja die Russen, die sich in Berlin so viel Ehre erworben hatten, thaten auf dem Rückzuge alles, diese Ehre wieder zu vernichten. Die Dörfer wurden niedergebrannt und die Städte durch Contribution und Plünderung auf das Aergste mißhandelt. Die Städte bis Frankfurt waren die beklagenswerthesten Opfer des Vandalismus, und es schien als wollten die Russen nun die Feste nachholen, die die Oesterreicher in Charlottenburg gefeiert hatten.

Doch was auch verloren war; der König war nahe: Der Feind zog flüchtig ab, und die Bewohner des verwüsteten Landes athmeten nun auf wie Gerettete. Sie kannten des Königs Grundsätze. Sie wußten, er ersetzte jeden Kriegsschaden, und da er gleich nach dem stattgefundenen Unglücke von der kurmärkischen Kammer eine Berechnung aller Schäden forderte, die durch die Invasion der Russen und Oesterreicher entstanden waren, so waren die Bewohner aller Classen versichert genug der Rettung aus dem Ruin ihrer Verhältnisse. Da erschien wenige Tage nach dem Abzug der Feinde folgender Erlaß an die Bewohner der verwüsteten Länder durch die markbrandenburgische Kammer:

„Die kläglichen und betrübten Umstände der Residenzen und des umliegenden Landes, über welche Sr. Majestät des Königs durch die kurmärkische Kammer am 14. October Bericht erstattet worden ist, haben Höchstdemselben nicht anders als höchst leid thun und sein landesväterliches Mitleiden bewegen können. Höchstderselbe will inzwischen alles auf der Welt nur Mögliche thun, sowohl das Ruinirte wieder herstellen zu lassen, als den unglücklichen Unterthanen neu empor zu helfen. Er erwartet deshalb nur die von der Kammer geforderten Anschläge für das Nothwendigste. Für

das Weitere aber hofft er von seinen Unterthanen, daß sie Höchstdemselben soweit Zeit lassen, daß Se. Königliche Majestät sich deshalb nur erst besinnen und die nöthigen Arrangements treffen könne. Denn jetzt, im ersten Augenblicke, habe Se. Majestät mit den Kriegsoperationen so viel zu thun, daß sogleich über andere Dinge, wie aus dem Stegreif, zu disponiren doch unmöglich sei. Indessen hat Se. Majestät schon jetzt alles ins Auge gefaßt, um als rechtschaffener und treuer Landesvater alles auf der Welt nur Mögliche anzuordnen, seiner verunglückten Unterthanen ihnen durch die feindliche Invasion bereitete drückende Lage zu erleichtern."

Wie ernst es aber dem Könige war, den Krieg rein nur für seine Sache zu halten und die Unterthanen durch das fürstliche Vorrecht des Kriegs und Friedens durchaus keinen Schaden leiden zu lassen, das ging daraus hervor, daß er die von der Stadt Berlin bewilligte, und von der berliner Kaufmannschaft garantirte Contribution als seine persönliche Schuld betrachtete und sie trotz manchem entgegengesetzten Rathe selbst bezahlte. Wenn daher eine sächsische Ständeversammlung des Jahres 1867 nach so erhabenen Theorieen und Beispielen, wie sie der große Friedrich gegeben, darüber discutiren kann, ob wohl der Staat Kriegsschäden der Unterthanen zu vergüten verpflichtet sei, und schließlich entscheidet: der Staat habe keine Verpflichtung die durch die von ihm geführten Kriege den Unterthanen zugefügten Beschädigungen zu vergüten, und wenn es geschehe, so sei das nur ein Act der Billigkeit und des Mitleides, — wenn, sagen wir, eine deutsche Ständeversammlung 100 Jahre nach Friedrich eine solche Erklärung abzugeben im Stande war, so sind wir nahe daran zu behaupten, daß dem deutschen Volke der Trieb zum Rechtsbewußtsein und zur politischen Bildung in sehr beschränktem Maße zugetheilt sei.

Wie erwähnt, bezahlte der König, nachdem er den Beschluß, die den Russen gegebenen Wechsel nicht einlösen zu lassen, zurückgenommen, die berliner Contribution selbst. Politischer Verhältnisse halber lag ihm aber daran, daß diese Handlung seines bewunderungswürdigen Rechtssinnes nicht öffentlich bekannt werde. Seine darauf bezügliche Cabinetsordre an den Geheimen Rath Kircheisen ist zu interessant, daß sie nicht wörtlich mitgetheilt werden sollte. Auf Friedrichs Befehl mußte sie mit allen übrigen diesen Gegenstand betreffenden königlichen Schreiben versiegelt im Archive niedergelegt werden, und erst vor einigen Jahrzehnten sind diese Beweisstücke des erhabensten Fürstensinnes der Oeffentlichkeit überlassen worden. An Kircheisen schrieb Friedrich:*)

---

*) Nach Förster und Preuß.

„Ich sehe aus allen Umständen, daß die Sache wegen der an die Russen zu zahlenden Contribution von Berlin von allen denen, die bisher damit zu thun gehabt, ganz unrecht genommen und deshalb gegen meine Intention verkehrt angegriffen worden. Ich declamire daher gegen Euch, mit Einbindung des höchsten Secrets, wovor Ihr mir mit Eurer Ehre und Leben repondiren sollt, daß ich nicht haben will, daß die Einwohner oder Stadt das Geringste zu dieser Contribution geben, noch daß einige Anlagen auf sie deshalb gemacht werden sollen, als welches gewiß verursachen würde, daß ein beträchtlicher Theil der jetzigen Einwohner, sich von da wegbegeben dürften, sondern, daß ich vielmehr diese zwei Millionen auf mich nehme und selbst bezahlen will. Ich habe es auch vorhin schon dem Geheimrath Köppen bekannt gemacht und ihm bereits dermalen aufgegeben, daß er die erste Million deshalb sogleich, die zweite aber im bevorstehenden Monat Mai auszahlen soll, welche Ordre ich ihm jetzt schriftlich wiederhole. Wie Ihr aber selbst so vernünftig sein und begreifen werdet, daß bei jetzigen fortwährenden Kriegszeiten alles deshalb mit dem allergrößten Geheimniß so tractiret und alle mögliche Präcaution dergestalt genommen werden müsse, damit kein Mensch erfahre, noch einmal eigentlich penetriren könne, daß ich es sei, der diese Gelder bezahlen lasse, sondern daß vielmehr Jedermann glauben und persuadiret sein müsse, daß die Stadt Berlin mit meiner Genehmigung das Geld dazu auswärtig negotiiren müsse: so befehle ich auch, daß Ihr auf die wahrscheinlichste und eine imponirende Art ausbringen sollt, daß die Stadt auf meine Ordres das Capital in England oder Holland negotiiren müsse und daß inzwischen schon solche Mesures genommen worden, damit die Interessen davon aus einigen ostfriesischen Revenuen bezahlt würden. Es ist deshalb auch meine Ordre an Köppe beigefügt worden, daß er das Geld nicht direct von Magdeburg nach Berlin schicken oder assigniren soll, sondern daß Ihr deshalb gewisse Kaufleute von daher addressiren würdet. Ihr sollt daher einige ganz wenige der sichersten und verschwiegensten dortigen Kaufleute dazu nehmen und solche zuvörderst nochmals wegen Secrets auf den, von ihnen vorher schon abgelegten Eid verweisen, sodann aber mit ihnen convertiren, daß sie sich wegen der Gelder mit dem Köppen dahin verstehen müssen, um solche durch Umschläge und in aller Stille von ihm zu empfangen und darum solche an ihre Destination zu trassiren, damit es das Ansehen haben müßte, als ob solche aus England oder Holland gekommen wären. Alles Vorstehende müsset Ihr darnach mit vieler Vernunft und Vorsichtigkeit einrichten und nach meiner Intention ausführen, gestalt ich mich deshalb und wegen des unverbrüchlichen Secrets lediglich an Euch halten würde.

Damit aber auch nicht das Finanzdirectorium, so von dieser Sache nichts wissen und erfahren soll, Euch darum einige Hinderung nach Umständen machen möge, so befehle ich demselben durch eine expresse Ordre, daß sich solches nicht im Allermindesten von der ganzen russischen Contributionssache der Stadt Berlin meliren, noch einige Auflage deshalb machen, oder sich sonst damit befangen soll, wofern es nicht dazu eine expresse Ordre, von mir unterschrieben, zuvörderst erhalten würde."

In dieser Weise suchte Friedrich seinem Volke den Krieg erträglich zu machen, und wenn wir dies Humanität nennen, so war es die Humanität, oder vielmehr die Rückwirkung der Humanität, die es dem Könige möglich machte, diesen langen Krieg mit Europa siegreich zu bestehen. Denn was auch sein Scharfsinn, sein erfindungsreicher Geist dazu beitrug, ohne das Volk, wie es ihm seine Humanität gebildet hatte, würde er sein Ziel nicht erreicht haben. Man sah ihn dulden, und es duldete gern mit, man sah ihn das Aeußerste aufopfern, und man opferte gern mit. Seine Gerechtigkeit und Liebe riefen gleiche Gesinnung hervor, man fühlte mit dem Könige und für den König, weil es groß schien, seine Gefühle zu theilen. Man sah ihn ausgezeichnet unter den Fürsten, und darum wollte man ausgezeichnet unter den Völkern sein.

Und ein Triumph war es noch spät für Preußen dafür thatsächliche Beweise zu besitzen. So stand jeder der betheiligten Staaten nach dem siebenjährigen Kriege tief verschuldet da, nur der preußische nicht, der am meisten gelitten hatte. Städte und Dörfer erstanden durch des Königs Vermittelung und rühmten der vom genialen Fürsten geleiteten Regierung nach, alle Wunden geheilt zu haben. Die andern vom siebenjährigen Kriege betroffenen Völker krankten noch lange an den geschlagenen Wunden, und man weiß z. B. daß Leipzig noch zur Zeit der Napoleonischen Kriege an den Schulden litt, die ihm der siebenjährige Krieg auferlegt hatte.

Friedrich hatte zu spät den Einbruch der Oesterreicher und Russen in die kurbrandenburgischen Länder erfahren, um demselben zuvor zu kommen. Gleich nach erhaltener Kunde war er aufgebrochen und hatte bereits die Oder hinter Guben erreicht, als die Feinde, wie von ihrer Beute aufgescheuchte Raubvögel in verschiedenen Richtungen davonzogen, um einen Zusammenstoß mit dem Könige zu vermeiden.

Da Daun dem Könige auf den Fersen geblieben war, hätte man erwarten sollen, daß Jene dem Könige vereinigt entgegentreten würden. Allein die Russen gingen bis an die Warta und Netze zurück und die Oesterreicher, die sich nie stark genug sahen, suchten sich zunächst zu vereinigen. Deshalb wich Daun von Friedrichs Wege ab zur Elbe, längs deren er bis Torgau

hinab ging, wo das Corps Lascys, von Berlin und Potsdam kommend, sich mit ihm vereinigte.

Damit sich nun nicht die Reichsarmee, welche bei Wittenberg stand, mit den Oesterreichern vereinige, mußte sich der König durch Sachsen wenden und zwischen beide Feinde stellen, was zu thun er darum kein Bedenken trug, weil er wußte, daß die Russen bereits über die Oder gewichen und also seine Residenzen aus der Gefahr befreit waren. Nachdem er am 22. October Jessen erreicht hatte, war seine Verbindung mit den Truppen bewerkstelligt, die unter dem General von Hülsen und dem Prinzen Eugen von Würtemberg Berlin zu vertheidigen versucht hatten. Diese Verstärkung setzte ihn in den Stand, sogleich in kräftiger Offensive gegen den einen oder den andern Feind vorzugehen. Während nun Prinz Eugen und von Hülsen auf Ordre des Königs über Magdeburg sich elbaufwärts näherten, um damit zugleich einen zu Schiffe gehenden Proviantransport zu decken, rückte Friedrich rasch gegen Wittenberg, welches die Reichsarmee unter dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken in eiligster Hast verließ, um sich über die Elster nach Thüringen zu retten.

Gleichzeitig hatte sich der Prinz Eugen von Würtemberg gegen seinen Bruder, den regierenden Herzog von Würtemberg, gewendet, der mit seinen Würtembergern bei Dessau stand. So trat auch hier die Schmach des Bruderkampfes ins Leben, der die unglücklichen Verhältnisse des zerfetzten und vielbeherrschten Deutschlands so oft schon gekennzeichnet hatte. Zum Glück fiel dieser Kampf hier mehr ins Lächerliche als ins Schreckliche. Um nicht durch seinen Bruder eine ebenso schmähliche Niederlage zu erleiden, wie einst durch den Prinzen von Braunschweig, war der Herzog, der sich rühmte der größte Feind Preußens und des Königs Friedrich zu sein, zeitig genug zum Rückzuge geschritten.

Allein Prinz Eugen erwischte seine Arrièregarde noch, und trug, obschon sie aus guten Landsleuten bestand, kein Bedenken sie zusammen zu hauen. Bei dieser Affaire zeichnete sich der General von Kleist aufs Neue in hohem Maße aus.

Der Abzug der Reichsvölker und Würtemberger ging wie eine Flucht in solcher Weise von Statten, daß Friedrich wohl sah, daß von diesen Helden nicht das Mindeste zu fürchten war. Sie waren zum Schlagen nicht fähig und weit entfernt neue Gefahr aufzusuchen.

Daun täuschte sich daher, indem er von Torgau nach Eilenburg ging, um der Reichsarmee die Hand zur Vereinigung zu bieten. Diese, die Nähe Friedrichs durchaus nicht vertragen könnend, wich unausgesetzt nach Süden, und da nun Friedrich über die Elbe ging und sich mit Hülsen und

dem Prinzen Eugen vereinigte, ging Daun wieder nach Torgau und nahm im Schutze der Festung auf den Höhen von Süptitz ein festes Lager.

Hier fand ihn Friedrich am 2. November und zögerte nicht ihm die Schlacht anzubieten, wenngleich die Terrainverhältnisse und die Nähe des von Oesterreichern besetzten Torgaus dem Vorhaben sehr widerriethen. Doch fand die Schlacht statt, während die Reichstruppen weit hinter Leipzig lauschten, ob das Schicksal Dauns gestatten werde, wieder ein Stückchen hin zu avanciren.

Auch der regierende Herzog Karl von Würtemberg blieb lauschend an der Saale stehen, anstatt seinen Bundesgenossen zu Hilfe zu ziehen. Er war voll der Hoffnung, daß Friedrich bei Torgau seinen Untergang finde. Dann aber wollte er seine Rache an den gehaßten Preußen kühlen. Doch da seine Hoffnung getäuscht wurde, ging er gleich nach der Schlacht mit arger Erbitterung gegen Daun, dem er seine Siegesunfähigkeit zum bittersten Vorwurfe machte, in sein Land zurück, erklärend: er wolle mit solchen Bundesgenossen nichts mehr zu thun haben. Er war der unschädlichste Gegner Friedrichs gewesen und erntete von seiner sehr ins Lächerliche fallenden Kriegerrolle, die ihn zum Gegentheile seines wackern Bruders stempelte, nichts als den Spottnamen „König von Schwaben". Allein das gerechte Urtheil wird nicht unberücksichtigt lassen, daß er einer Partei beigetreten war, in deren Bunde selbst der achtbarste Mann leicht lächerlich werden konnte.

Wenig besser stand es um den Ruf des Herzogs von Zweibrücken, der sich ebenfalls nach der Schlacht von Torgau von der Kriegsbühne zurückzog und Daun grollend den Vorwurf machte, daß er den Krieg nicht verstehe, ohne zu bedenken, daß er von seiner eigenen Kriegsfertigkeit auch noch nicht die kleinste Probe gegeben hatte, und sich im Entferntesten mit dem in vieler Beziehung sehr tüchtigen Daun nicht vergleichen, viel weniger ihn kritisiren konnte. Nach seinem Abzuge wurde der Herzog durch den Grafen Karl von Stolberg ersetzt, der aber als Oberbefehlshaber des Reichsheeres ebenowenig im Stande war, sich einen ehrenvollen Namen zu machen.

51.

Die Schlacht bei Torgau.

Das Heer Friedrichs vor Torgau hatte die Stärke von 73 Bataillonen und 120 Schwadronen. Das Armeefuhrwerk war bei Eilenburg und Düben

zurück gelassen worden. Wie unwahrscheinlich auch die Annäherung der Reichsarmee und des Herzogs von Würtemberg war, so nöthigte doch dieser Feind eine Bedeckung von 11 Bataillonen und 32 Schwadronen bei dem Fuhrwerk zu lassen. Dergestalt führte Friedrich nur 62 Bataillone und 88 Schwadronen in der Stärke von 44,000 Mann in die Schlacht.

Die Stärke des österreichischen Heeres betrug 91 Bataillone und 22 Cavalerieregimenter oder 65,000 Mann. Der wichtigste Vortheil der Oesterreicher war aber der Besitz der Festung Torgau, die ihnen zur Stütze diente, wenn sie eine angemessene Stellung wählten dergestalt, daß die Festung in der Schlacht mitwirken konnte.

Daun war ein Meister in der Aufsuchung und Benutzung von Terrainvortheilen. Und hier war ihm ein Terrain gegeben, welches derjenigen Partei, der der Vorzug der Wahl zufiel, Außerordentliches darbot. Torgau liegt an dem linken Ufer der Elbe, da wo diese sich mit einem sehr stumpfen Winkel aus einer etwas westlich gehaltenen Richtung in eine nördliche wendet, und zwar nicht auf der Innen- sondern auf der Außenseite dieses Winkels. Die Stadt war mit Wällen und Bastionen umgeben. Auf dem andern Ufer des breiten Elbstromes lag eine Sternschanze als Brückenkopf. In geringer Entfernung von der Stadt ist dieselbe von einem zum Theil morastigen Bache umgeben, der südlich der Stadt fünf dicht aneinander liegende Teiche bildet, an welche sich westwärts ein majestätisch großer Teich, der Hunderte von Ackern Landes bedeckt, anschließt. Die Größe dieses Teiches wird durch die weit nach außen greifenden Moräste der schilfigen Ufer vermehrt. Diese Teiche decken die südliche Hälfte Torgaus, so daß Angriffstruppen nirgends für ihre Operationen geeignetes Terrain finden können.

Der zuvor erwähnte Torgau im Halbkreis umgebende Bach ist nun zwar weder für die Stadt ein wichtiges Annäherungshinderniß, noch für Schlachtbewegungen sehr in Betracht zu ziehen, da das innerhalb seines Laufes liegende Terrain ganz unter dem Feuerbereiche der Festung liegt; aber auch das westwärts außerhalb liegende große Terrain, welches einer Schlacht den nöthigen Raum gewährt, ist von einer Menge Bächen durchschnitten, welche meist aus Westen, einer von dem andern kaum ein Paar Hundert Schritte entfernt, zum Theil mit vielfacher Teichbildung heranfließen. Meist sind die Ufer dieser Bäche morastig, nicht selten die Flächen wischen ihnen bewaldet, so daß weder Infanterie noch Cavalerie ein gutes Angriffsfeld gegen denjenigen Feind findet, der so klug gewesen ist, die in diesem sehr durchschnittenen Terrain liegenden Höhenzüge zu seiner Position zu wählen, die sich theils als Hügelreihen, theils als Rücken parallel laufend

zwischen dem Dorfe Zinna dicht bei Torgau und dem entfernteren Dorfe Großwig ausdehnen.

Der wichtigste und höchste Höhenzug ist der von Süptitz, südwärts steil, nordwärts sanft abfallend. Auf dem entferntesten Punkte von Torgau erreicht er seine größte Höhe, von der aus Batterien weithin die Gegend beherrschen. Dieser Höhenzug beginnt dicht bei Torgau mit einem ziemlich weit gedehnten Rücken, der der Rathsweinberg genannt wird. Gerade der Raum, welchen die Hügel und Berge bedecken, ist die einzige offene Gegend. Sie liegt zwischen den Dörfern Döbern an der Elbe, Drögnitz und Neiden, Brückendorf, Weidenhain, Großwig und südwärts Süptitz.

Rings ist die offene Flur dieser Dörfer von dichtem Wald umgeben, der in den fruchtbaren Tiefen üppiges Laubholz, auf den Höhen aber Nadelholz enthält. Viele Partien dieses Waldes sind wegen der Moräste und durchschneidenden Bäche für Truppen schwer zu passiren, andere dagegen gut passirbar, wie besonders diejenigen, die der großen dommitscher Haide angehören, nördlich die offene, bereits beschriebene Gegend umsäumen. Diese Partie des Waldes enthält die namentlich für die Preußen denkwürdig gewordenen Dörfer Drögnitz, Neiden und Elsnig, zieht sich an der Flur des einsamen Gutes Vogelgesang hin und breitet sich dann weit über das kleine, aber historisch bedeutsame Städtchen Dommitsch hinüber auf dem Flachlande des linken Elbgestades aus.

Daun hatte die beschriebenen Höhenzüge zwischen Torgau und Großwig, auf deren Grundlinien die Dörfer Zinna und Süptitz liegen, zum Lager für seine Hauptarmee gewählt. Da er den König von Dommitsch her erwartete, hatte er die Fronte nordwärts gegen Neiden und Drögnitz angeordnet. Sein Rücken war dergestalt durch schroffe Abhänge und einen Bach und die Teiche, aus denen er bei Brückendorf entspringt, gedeckt. Nicht genug dessen, ließ Daun am Fuße des Bergzuges auch eine zusammenhängende Linie von Flechen herstellen, so daß sein Lager auf der Südseite als vollkommen fortificirt betrachtet werden konnte.

Seine Truppen lagerten in Schlachtordnung und zwar in zwei Treffen. Eine ungeheure Artillerie, die zum großen Theil aus torgauern Festungsgeschützen bestand, befand sich in Position. Der rechte Flügel Daun's stützte sich auf den vorher erwähnten, Torgau im weiten Halbkreise umgebenden starken Bach, der im Süden der Festung dicht an der Elbe fünf Teiche (Raub-, Ziegel-, Zippel-, Plan- und Kuhteich) durchströmt, nahe bei Torgau eine Mühle treibt und, an Berghängen hinziehend, eine halbe Stunde nördlich von Torgau in die Elbe fällt.

Dergestalt war Daun's äußerster rechter Flügel kaum eine halbe Stunde

von Torgau entfernt. Diesen Raum beherrschte ohne Frage die Festung und deckte Daun's rechte Flanke so, daß er von dieser Seite einen Angriff nicht fürchten durfte. Gleichwohl meinte Daun den Raum zwischen seinem rechten Flügel und Torgau vor feindlichen Zwecken sichern zu müssen, und stellte auf diesem Raume 22,000 Mann unter dem Commando des Grafen Lascy auf.

Dergestalt war die Festung, die bei einer Schlacht nichts für sich zu fürchten hatte, an der Mitwirkung gehindert und eine beträchtliche Truppenmasse zu einer nur halben Thätigkeit, wenn nicht gar zur Unthätigkeit verurtheilt. Ohne Zweifel war die aus allzu großer Vorsicht entsprossene Disposition Daun's ein großer Fehler. Daß sich die preußische Armee nicht zwischen die Festung und das österreichische Lager auf einen Raum von kaum 4000 Schritten werde hineindrängen wollen, durfte er sicher voraus annehmen und daher das lascy'sche Corps von 22,000 Mann anders verwenden.

Auch auf andern Seiten hatte er sich durch allzu große Aengstlichkeit geschwächt. So hatte er nordwärts dem Obersten Ferrari auf der dommitscher Straße eine ähnliche Stellung gegeben wie Lascy südwärts; weit westwärts, bei Weidenhain, daher auf viel zu große Distance, deckte der Oberst Normann mit Cavalerie den linken österreichischen Flügel. Diesem zur Seite, bei Mokrehna stand der General Ried mit einem starken Corps und auf der nach Leipzig führenden Straße weit vorgeschoben, zur Deckung einer Furth und der hier durchschneidenden nach Dommitsch führenden Straße die marasdiner Regimenter unter Oberst Tillier, die als Vor- oder Nachhut des lascy'schen Corps betrachtet werden mußten.

Bereits am 1. November erschien das preußische Heer im Gesichtsbereiche des Feindes und lagerten südlich Torgau's hinter Langenreichenbach und Grafendorf. Da Daun den König auf der entgegengesetzten Seite erwartet hatte, war er gezwungen seine Fronte zu ändern und seine Batterien anders zu arrangiren. Das war eine Uebereilung, da er noch gar nicht wissen konnte, welche Seite der König zum Angriffe wählen werde, und es ergab sich am folgenden Tage, daß diese Uebereilung um so unnützer gewesen war, da der König eben die Seite zum Hauptangriffe wählte, die Daun zuerst als Angriffsseite betrachtet hatte, daher dann im letzten Augenblicke vor der Schlacht abermals neue Translocationen vorgenommen werden mußten.

Nach seinem Eintreffen hielt Friedrich die umständlichsten Recognoscirungen. Es wurde ihm möglich, sich durch diese wie durch Kundschaft aufs Genaueste über Daun's Disposition zu unterrichten und darnach seinen Plan zu entwerfen. Friedrich verkannte die großen Vortheile der feindlichen Stellung nicht und verhehlte sich nicht, daß das Spiel um Sein oder Nichtsein

gehe. Allein so verzweifelt seine Lage, so verzweifelt war seine Kühnheit, die völlig der Ausdruck seines innern Wesens war. Vor drei Tagen hatte er einen Brief folgenden Inhalts an d'Argens in Berlin geschrieben:

„Nie wird es einen Augenblick geben, der mich entschlossen findet, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; keine Ueberredung und keine Wortkunst kann mich bethören mir Schaden zu bereiten. Entweder begrabe ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes, und sollte dieses Geschick meinen feindlichen Verfolgern zu sanft scheinen, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es sich nicht mehr ertragen läßt. Immer habe ich nach meiner inneren Ueberzeugung für die Ehre gehandelt. Sie hat alle meine Schritte geleitet und wird stets der Maßstab meiner Handlungen bleiben. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine reiferen Jahre dem Vaterlande geopfert, habe ich das Recht erlangt, über mein Alter zu verfügen. Ich wiederhole es: Nie wird meine Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen. Ich bin entschlossen in diesem Feldzuge alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden."

Diesen Geist athmete auch seine Anrede an die Generale vor der Schlacht. Da sagte er: Ich verlange Niemandes Meinung; und sage Ihnen, daß Daun morgen angegriffen wird. Ich weiß es, daß er sich in einer starken Position befindet; allein es gilt ihn zu schlagen, und gelingt das, so wird nach meiner Disposition seine Armee in die Elbe gesprengt oder gefangen und dadurch der Krieg, dessen wir alle nur zu überdrüssig sind, geendet."

Dergestalt war Friedrich entschlossen das Aeußerste und Letzte aufzubieten. Er wollte nicht nur siegen, sondern den Feind vernichten, oder untergehen. Vernichtung des Feindes war daher die Tendenz seines Schlachtentwurfs, der eben so oft bewundert als getadelt worden ist. Aber Tadel verdiente er höchstens nur darum, weil er so complicirt war, daß eine präcise Ausführung desselben höchst ungewiß war. Freilich hing von dieser Schlacht alles ab; denn die Russen und das Reichsheer lauerten nur auf den Ausgang derselben, um mit den Oesterreichern vereint sich auf den Kern des preußischen Staates zu werfen und dem Hause Hohenzollern den Todesstoß zu geben.

Der Schlachtplan des Königs bestand in Folgendem. Das österreichische Heer sollte gleichzeitig in Fronte und Rücken angegriffen werden. Zu diesem Zwecke wurde das preußische Heer in zwei Armeen getheilt, von denen die den rechten Flügel bildende aus 30 Bataillonen und 70 Schwadronen bestand und vom General Ziethen commandirt wurde. Ziethen, der einzige General, den der König in seinen Plan eingeweiht hatte, hatte die Weisung, von Langenreichenbach aus längs der leipziger Straße direct gegen den Feind

zu gehen, ihn aber nur dann erst anzugreifen, wenn der König ihn von der entgegengesetzten Seite her geworfen habe und es nur noch auf seine Vernichtung ankomme.

Der König führte die andere Armee selbst. Sie bestand aus 30 Bataillonen und 50 Schwadronen. Sie wurde in drei Corps getheilt, von denen das erste vom Markgrafen Karl, das zweite vom General von Hülsen, das dritte vom Prinzen von Holstein geführt wurde. Jedes derselben hatte auf einem besonderen Wege durch die Waldungen von Grafendorf, Wildenhain und Hohndorf das österreichische Lager zu umgehen dergestalt, daß ein schneller und natürlicher Aufmarsch zwischen Dobern und Elsnig stattfände. Schon diese Anordnung war eine gefährliche, weil nicht voraus zu wissen war, ob und wie lange eine oder die andere dieser Colonnen durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß aufgehalten wurde. Die Folge zeigte, daß dieses Bedenken nur zu gerechtfertigt war.

Indessen hoffte der König, der die Märsche auf die Minute berechnet hatte, daß alles glücklich von Statten gehen werde und ließ das Corps des Markgrafen, das den geringsten Umweg machen mußte, halb sieben Uhr früh am 3. November abgehen. Er selbst blieb bei dieser Colonne. Die anderen beiden Colonnen waren in angemessenen Zeiträumen schon vorher abgegangen, und Friedrich hatte es berechnet, daß eine nur eine Viertel-Stunde nach der andern in der Schlachtordnung vor Minden eintreffen sollte. Den größten Umweg hatte die Colonne des Prinzen von Holstein zu machen, und ihr zur Seite ging die Gepäckcolonne unter der Obhut von 25 Schwadronen und dem Commando des Obersten von Möhring. Sie war angewiesen, hinter Elsnig in der Tiefe der dommitscher Heide, und also hinter der beabsichtigten Schlachtordnung, Stand zu fassen.

Bei dem Marsche um das österreichische Lager, stießen zwei preußische Corps auf die weit vorgeschobenen österreichischen Posten. Diese wurden zwar schnell geworfen oder wichen selbst; immer aber raubte der Zusammenstoß eine Zeit, die in Friedrichs Berechnung nicht in Anschlag gebracht worden war, und selbst die Colonne des Markgrafen, bei welcher sich der König befand, erlitt auf dem Marsche einen Aufenthalt, der alle Vorherbestimmungen verunsicherte. Man stieß nämlich auf das feindliche Corps des Generals von Ried bei Mokrehna. Es bestand aus zwei Dragonerregimentern und drei Pandurenbataillons. Es zog sich schnell zurück; dennoch kam es zu einem heftigen Kugelwechsel.

Ernster war ein Zusammenstoß mit einem starken vorgeschobenen österreichischen Corps bei Wildenhain. Dieses stellte sich den preußischen Truppen, deren Stärke es anfänglich verkannt zu haben scheint, mit guter Kampf-

lust entgegen. Nicht nur ließ der Oberst Normann, der hier commandirte, auf die Preußen ein heftiges Geschützfeuer geben, sondern er warf ihnen auch ein leichtes Cavalerieregiment (St. Ignon) unbegreiflicher Weise in die linke Flanke. Dadurch, daß nun das Gros des preußischen Corps überraschend schnell nachrückte und Normann zu schleunigem Rückzuge gezwungen wurde, befand sich plötzlich das Cavalerieregiment St. Ignon so gut wie abgeschnitten. Jetzt hieben die preußischen Husaren auf dieses Regiment ein und trieben es in die Flucht. Allein es wurde sofort von dem aus Grenadieren bestehenden preußischen Vordertreffen aufgefangen mit einem vernichtenden Feuer. Ein großer Theil der St. Ignon-Chevauxlegers ergab sich schon hier. Der andere aber, der glücklich zu entkommen glaubte, gerieth auf die zweite und dritte Linie der preußischen Cavalerie und mußte sich gleichfalls ergeben. In Folge dieses Ereignisses kam dieses preußische Corps nicht, wie bestimmt, um ein sondern um zwei Uhr auf dem Schlachtfelde bei Neiden an, und selbst hier hatte es noch einen unvorherberechneten Zusammenstoß mit einem österreichischen Corps, welches Daun zur Sperrung des Defilées von Vogelgesang hinter Drögnitz aufgestellt hatte.

Der Zusammenstoß mit diesem feindlichen Corps, das sich natürlich eiligst zur Hauptarmee zurückzog, gab dem Feldmarschall Daun zeitig genug Kunde von dem Entwurfe des Königs. Er nahm nun wieder Fronte gegen Neiden und die erzählten Verzögerungen der preußischen Corps auf dem Marsche hatten es ihm möglich gemacht, zur Zeit des Angriffes mit seinen Anstalten fertig zu sein. Auch davon, daß eine preußische Armee (die unter Ziethen) auf der südlichen Seite von Torgau geblieben, erhielt er früh genug Kenntniß.

Es galt also auch einen Angriff auf seinen Rücken auszuhalten oder abzuwenden. Letzteres suchte er nun dadurch zu bewerkstelligen, daß er dem großen lascy'schen Corps eine andere und zwar solche Stellung gab, daß Ziethen das österreichische Hauptheer nicht angreifen konnte, ohne sofort von Lascy in der rechten Flanke gefaßt zu werden. Was indessen das Hauptheer anlangte, so mußte doch auch dieses auf den ziethen'schen Angriff gefaßt sein, daher Daun gezwungen war, demselben auch südwärts Fronte zu geben. Freilich konnte das nur durch vorgeschobene Detachements geschehen, da er seine zwei Treffen für den voraussichtlich stärkeren Angriff (den von Minden her durch den König) bereit halten mußte. Allein seine Reserve war stark genug, der gegen Ziethen gebildeten Fronte Halt zu geben.

Daun hatte ein schweres Spiel, der König ein gewagtes. Der Erste bedurfte ebensoviel Bravour und Besonnenheit als der Zweite Glück. Das Glück aber sollte nun darin bestehen, daß alle Anordnungen in pünctlichsten

Vollzug kamen. Dies vorausgesetzt, durfte Friedrich kaum an dem Siege zweifeln.

Für die Schlachtordnung hatte Friedrich folgende Disposition getroffen. Dieselbe sollte sich durch die nach einander eintreffenden Corps von der Linken nach der Rechten entwickeln und zwar der linke Flügel so weit zur Elbe vorrücken, daß er den sogenannten Rathsweinberg von Torgau zur Stütze und eine schräge Stellung gegen die österreichische Schlachtordnung gewönne. Der Rathsweinberg als treffliche Position einer großen Batterie war freilich von enormer Bedeutung; allein der beschriebene Aufenthalt beim Marsche und die Kürze des sehr trüben und regnerischen Wintertags, die zur Eile nöthigte, hinderten den so weit vorgeschobenen Punct zu erreichen.

In der That waltete dasselbe Mißgeschick wie in der Schlacht von Kollin, wo Friedrich Stellung zur Flanke des Feindes genommen zu haben glaubte und dann bei seinem Angriffe auf dessen volle Fronte stieß. Zehn Grenadierbataillone mit Unterstützung dreier Treffen, von denen das dritte aus Cavalerie zu bestehen hatte, sollten den Rathsweinberg nehmen, und die Obersten von Dieskau und Möller waren angewiesen diesen sogleich mit Wurfgeschützen und Kanonen des schwersten Kalibers zu besetzen. Die vier Treffen hier sollten nur 250 Schritte Distance geben, um sich schnell unterstützen zu können. Die Schlachtordnung im Weiteren nach dem rechten Flügel hin war von Friedrich auf zwei Treffen und die Reserve bestimmt. Die Truppenkörper sollten sich eng angeschlossen halten, die Cavalerie abtheilungsweise und in Echelons angreifen, um den ersten Eindruck auf der feindlichen Linie fortzupflanzen. Die Artillerie hatte die schwierigste Aufgabe, da über ihre Verwendung noch nichts bestimmt werden konnte und sie sich also gefaßt halten mußte ihre Maneuvres in fliegender Eile auszuführen. Friedrich fühlte, daß in der That genaue Vorschriften hier nicht möglich waren, und darum sagte er in seinem Armeebefehle, er müsse sich in Vielem, worin er sich sonst nur auf sich selbst zu stützen pflege, auf die Tüchtigkeit seiner Offiziere und auf die Bravheit seiner Soldaten verlassen und hoffen, daß Jeder gewiß alles aufbieten werde, ihm einen vollkommenen Sieg über den Feind erringen zu helfen.

Um ein Uhr hatte Friedrich's Avantgarde Elsnig erreicht. Sie ging nun in ruhigerem Marsche, um das Gros nachkommen zu lassen, auf Neiden vor, während Friedrich, von einem Husarendetachement begleitet, eilend ziemlich weithin das Angriffsfeld recognoscirte. Er fand das Terrain vor dem rechten österreichischen Flügel ungünstig genug, um von der Operation auf den Rathsweinberg abzustehen und die Hauptattaque gegen den österreichischen linken Flügel auszuführen. Dazu bewog besonders noch die auf dem Marsche

verlorene Zeit, denn es waren für den Tag nur noch drei kurze Stunden übrig. Aber diese Veränderung im Plane machte nun nöthig, daß der Aufmarsch der nachkommenden Corps nach links statt fand, was natürlich den Erfolg neuen Zufällen aussetzte.

Als ob alles Unglück zusammen kommen und den freilich nur zu kunstvoll angelegten Plan in Gefahr versetzen solle, hatte Friedrich bei der Recognoscirung ein sehr heftiges Kanonenfeuer fern hinter der Stellung der Oesterreicher vernommen. Da Ziethen den bestimmtesten Befehl hatte, den Erfolg des Königs abzuwarten, so konnte dieser nur glauben, daß derselbe von dem Feinde angegriffen worden sei. Wie weit diese Annahme mit der Wahrheit übereinstimme, ließ sich durch nichts erkunden. Längeres Nachlauschen dieses fernen Kanonengetöses schien die Gewißheit dessen zu bestätigen, was der König fürchtete und nunmehr fest glaubte.

Und doch war die Wahrnehmung eine Täuschung. Wohl war Ziethen mit einem österreichischen Corps zu einem heftigen Artilleriegefecht vor dem großen torgauer Teiche zusammen gerathen, dann aber hatte sich dieses auf sein Gros unter Lascy zurückgezogen und Ziethen war seiner Instruction gemäß unthätig stehen geblieben, um zu beobachten, welchen Erfolg auf jener Seite das Unternehmen des Königs haben werde, dergestalt hätte der König ruhig die Ankunft seiner Truppen abwarten, sie ordnen und mit voller Kraft zum Angriff führen können. Die täuschende Wahrnehmung aber trieb ihn jetzt, mit ungenügender Vorbereitung den Kampf zu unternehmen und dem vermeintlich schwer bedrängten General Ziethen Erleichterung zu schaffen.

Es standen dem Könige jetzt nur erst zehn Grenadierbataillone zu Gebote. Sie bildeten die Brigaden Syburg und Stutterheim. Mit diesen unternimmt er den ersten Angriff. Um die linke Flanke der Oesterreicher zu gewinnen, muß er halbrechts gewendet vorwärts marschiren und sich allen Gefahren aussetzen, die einen Flankenmarsch zu begleiten pflegen. Allein viel schlimmer wäre es geworden, geradeaus die Fronte des Feindes anzugreifen, weil er dann die eigene rechte Flanke preisgegeben haben würde, zu deren Deckung noch keine Cavalerie vorhanden war.

Ueber einen alten Verhau hin gingen nun die stutterheim'schen Bataillone zum Sturm auf diejenige der süptitzer Höhen, welche als die höchste und das Terrain am weitesten beherrschende, daher auch als die wichtigste von Daun um so mehr am Stärksten besetzt worden war, weil sie den Stützpunct seines linken Flügels bildete. An ihrem Fuße hatte Daun mehre Infanterieregimenter Flankenstellung, vor ihnen aber fünf Cavalerieregimenter Deckungsstellung nehmen lassen, die Höhe selbst aber mit der mächtigsten seiner Batterien besetzt. Dieselbe bestand aus torgauer Festungs-

geschütz von größtem Caliber und ihr zur Seite befanden sich mehre Flankirbatterien.

Kaum waren die Bataillone der stutterheim'schen Brigade aus dem Walde hervorgetreten und zum Sturm vorgegangen, als sich eine fürchterliche Fluth von Kartätschen über sie ausschüttete und sie decimirte. Da die Oesterreicher vermutheten, daß die Preußen bereits hinter dem Saume des Waldes aufmarschirt seien, so nahmen alle österreichische Batterien an der Kanonade Theil und es erhob sich ein Donnerwetter, von welchem Friedrich sagte, daß er etwas Furchtbareres nie erlebt habe. Das wollte viel sagen, denn die Schlachten von Leuthen und Kunnersdorf standen fast beispiellos wegen ihrer Artillerieoperation in der Kriegsgeschichte. Die Schlacht bei Torgau, in der 400 Kanonen, darunter eine große Anzahl von schweren Festungsgeschützen, allein nur auf feindlicher Seite wirkten, war allerdings eine noch großartigere Erscheinung.

Trotz des ersten schweren Verlustes ließen sich die stutterheim'schen Bataillone in ihrem Sturmlaufe nicht aufhalten. Sie wußten, daß das Auge des Königs sie begleitete, der im zweiten Treffen auf dem rechten Flügel der Brigade Syburg hielt. Schon fast haben die todesmuthigen Grenadiere den Fuß der Anhöhe erreicht, als sie das Kartätschenfeuer auf kaum 300 Schritt Distance in solcher Weise bekommen, daß eine Eroberung der Batterie undenkbar erscheint. Die Bataillone sind auf weniger als die Hälfte reducirt und jetzt sehen sie ihren Führer, den tapferen Stutterheim und gleich darnach auch den Obersten Grafen von Anhalt fallen. Da wichen sie, Anfangs mit Eile, um sich rasch dem Kleingewehrfeuer der Oesterreicher zu entziehen. Alsbald aber haut die österreichische Cavalerie auf die zerrissenen flüchtigen Bataillone ein und droht das Wenige, was die Kartätschen übrig gelassen, gefangen zu nehmen oder zu vernichten.

Da gebot Friedrich der Brigade Syburg eiligst vorzurücken und die feindliche Reiterei zu werfen. Aber sie konnte nun nicht auf halbem Wege stehen bleiben und mußte die Operationen aufnehmen, die die stutterheimschen Bataillone hatten fallen lassen müssen. Allein ihr Erfolg war kein besserer. Das österreichische Artilleriefeuer war nicht zu bestehen, um so weniger, da von preußischer Seite kaum einige leichte Batterien entgegen gestellt werden konnten.

Doch drangen die syburg'schen Bataillone eben so weit vor, als die stutterheim'schen vorgegangen waren, und erst da endete ihr kühnes Unternehmen, wo ihre Vernichtung zu beginnen schien.

Jetzt insbesondere wirkte auch die Infanterie des Feindes, die von beiden Seiten dem Angreifer beizukommen vermochte. Im heftigsten Kugelregen

fiel der General Syburg, obschon nur verwundet. Doch war der Eindruck auf die Mannschaft ein erschreckender.

Da sehen die immer noch muthig kämpfenden Grenadiere die feindliche Cavalerie sich zum Choc fertig machen und das läßt ihnen keine Wahl. So kehrt auch die syburg'sche Brigade, da sie nirgends Unterstützung kommen sieht, zum schleunigsten Rückzuge um. Um den Wald vor dem Angriffe der feindlichen Cavalerie zu gewinnen, steigert sich ihr Rückzug zur Flucht, geräth dennoch unter die Säbel der feindlichen Cavalerie und reißt im Wirbel des Kampfes selbst den König mit fort, der ihr bereits beim Angriffe mit außerordentlicher Todesverachtung gefolgt war.

Es war nun leicht zu erkennen, daß der König bessere Resultate nicht erlangen werde, so lange er seine Armee nicht beisammen habe und einen großen Angriff unternehmen könne, der die ganze österreichische Schlachtlinie beschäftige. Allein dieser Partialkampf konnte doch auch nicht mehr eingestellt werden. Denn als z. B. die syburg'sche Brigade flüchtend zurückkehrte, war es nöthig sie vor drei verfolgenden Infanterie- und fünf Cavalerieregimentern zu retten, und zu diesem Zwecke mußte dem Feinde eine neue Truppenmasse entgegen geworfen werden. Da nun aber die meisten Truppen noch fern auf dem Marsche waren, so traf das Loos die Brigaden Ramin und Gablentz. Sie waren nur erst eingetroffen; und Friedrich konnte ihnen kaum Zeit lassen sich zum Angriffe nothdürftig zu ordnen.

Das Eintreffen dieser beiden Brigaden ohne Cavalerie zeigte sogleich, daß der weite Marsch Unordnungen herbeigeführt hatte, auf welche der König nicht vorbereitet sein konnte. Nach seiner Absicht mußten im ersten Treffen nach der Reihe eintreffen und zur Schlachtordnung aufmarschiren: 1) Cavaleriebrigade von Aschersleben (10 Schwadronen), 2) Cavaleriebrigade von Meinecke (15 Schwadronen), und dann erst 3) die Infanteriebrigade von Ramin (5 Bataillone) und 4) die Infanteriebrigade von Gablentz (5 Bataillone). Statt dessen traf die Infanterie früher als die Cavalerie ein und vielfache Unordnungen machten sich, natürlich ganz gegen Friedrich's Willen und Erwarten, unheilvoll geltend. Da der Aufmarsch im Walde statt fand, blieb er auch nicht ohne Unordnung. So kamen bei einigen Regimentern das dritte Glied vor und die Flügel auf die falsche Seite, was, wo irgend Zeit dazu blieb, eine Umstellung veranlaßte, anderen Falles aber die Truppen in einer unpassenden und ungewöhnten Weise zum Kampfe zu führen nöthigte. Die damalige Taktik ließ es nicht gleichgiltig bleiben wie die heutige, welches Glied im Kampfe den Vortritt hatte, denn das dritte Glied hatte wegen der Art des damaligen Gebrauches der Musqueten eine andere, eigentlich dienende, Function.

Ein anderer Uebelstand im Aufmarsch war, daß die Bataillone sich hinter einander vorziehen mußten, um zum Deployement nach rechts zu gelangen; denn anders, als zu erst beabsichtigt, entwickelte der König jetzt die Schlachtordnung von links nach rechts, was, da er den Haupt- und ersten Angriff auf den linken Flügel des Feindes richtete, das Uebel hervorrief, die zuerst eintreffenden Brigaden in schräger Richtung zum Angriff gehen lassen zu müssen, bis endlich sich die Linie rechts hin durch die nachkommenden Mannschaften vervollständigt haben würde. Das alles waren unvorberechnete, aus dem weiten und getheilten Marsche hervorgegangene Uebelstände, wegen deren der König verzweifelnd in den Ausruf ausbrach: „Alles geht heute schlimm!"

Wir hatten eben begonnen, die Schlachtordnung, wie sie vom Könige bestimmt war, aufzuzeichnen. Wir wollen diese Aufzeichnung vervollständigen, da die Wichtigkeit der an sich schon so höchst lehrreichen Schlacht bei Torgau dies vollkommen rechtfertigt: Zum ersten Treffen hatten sich ferner an die Brigade von Gablentz zu schließen 5) die Brigade von Butzki (5 Bataillone), 6) die Brigade von Saldern (5 Bataillone), 7) Brigade von Zeuner (5 Bataillone), 8) als rechter Flügel die Cavaleriebrigade von Baudemer (15 Schwadronen) und 9) die Cavaleriebrigade von Schwerin (8 Schwadronen). Das Obercommando bei diesem ersten Treffen unter dem Könige hatte der Markgraf Karl. Den linken Flügel befehligte der Generallieutenant Prinz von Holstein, den rechten Flügel der Prinz Eugen von Würtemberg und das aus vier Infanteriebrigaden bestehende Centrum die Generallieutenants von Bülow und von Neuwied.

Zum zweiten Treffen hatten von links nach rechts aufzumarschiren: 1) 30 Schwadronen unter Generalmajor von Möring, 2) 10 Schwadronen unter Generalmajor von Meyer, 3) 10 Schwadronen unter Generalmajor von Spaen, 4) Infanteriebrigade von Queis (5 Bataillone), 5) Infanteriebrigade von Tettenborn (5 Bataillone), 6) als äußersten rechten Flügel die Cavaleriebrigade von Krockow (10 Schwadronen). Befehligt wurde dieses Treffen von den Generallieutenants von Finkenstein, von Canitz, von Forcade, von Platen.

Als drittes Treffen oder Reservelinie hatten ebenso aufzumarschiren: 1) unter Generalmajor von Kleist 2 Infanteriebataillone und 19 Schwadronen, 2) unter Generalmajor von Schlaberndorf 5 Schwadronen, 3) unter Generalmajor von Röbel 5 Bataillone; 4) unter von Kleist 4 Bataillone, 5) unter von Linden 4 Bataillone, 6) unter von Braun 5 Bataillone, 7) unter von Schlaberndorf die schorlemmer'sche Brigade (10 Schwadronen). Diese Linie wurde von dem Generallieutenant von Hülsen befehligt.

Es erscheint billig gleiche Aufmerksamkeit auch den österreichischen Anordnungen zu widmen. Daun hatte die Treffen von der Linken, also von den süptitzer Höhen zu dem Dorfe Zinna hin folgendermaßen formirt: 1) unter dem Generalfeldzeugmeister O'Donel 3 Regimenter (Darmstadt, Ferdinand, Zerbst), 2) unter Generalfeldzeugmeister von Sincere 4 Regimenter (Erzherzog Karl, Hildburghausen, Kolowrat, Durlach), 3) unter Feldzeugmeister Arenberg 5 Regimenter (Wied, Puebla, Gaisrug, Neuperg, Emper), 4) unter Generalfeldzeugmeister von Buccow als rechter Flügel 3 Regimenter (Daun, Erzherzog Leopold und Savoyen). Als Feldmarschalllieutenants befehligten dieses Treffen von Pellegrini, von Dombasle, von Angern, von Schallenberg.

Im zweiten Treffen standen: 1) unter Feldmarschalllieutenant Pellegrini und mit unter des Feldzeugmeisters O'Donell Befehl gehörend, 2 Regimenter (Portugal und O'Donel), 2) unter den Feldmarschalllieutenants von Herberstein und O'Kelli und unter dem Oberbefehle des Generalfeldzeugmeisters von Wied in den zwei Generalfeldwachtmeisterschaften von Brincken und von Broune 8 Regimenter (Harrach, Leopold Daun, Harsch, Sincere, Arenberg, Mera, Botta, Sorraine), 3) unter dem Feldzeugmeister von Buccow und dem Feldmarschalllieutenant von Berlichingen als rechter Flügel 2 Regimenter (Buccow, Bathyani).

Als separirtes Corps für detachirte Operationen waren aufgestellt unter dem Oberbefehle des Generalfeldwachtmeisters Agazasi und unter den Obersten von Normann und von Ferrari 1) 5 Schwadronen leichte Cavalerie, 2) 3 Bataillone Grenadiere, 3) 3 Bataillone Grenadiere, 4) 5 Cavalerieschwadronen.

In Reserve gestellt unter dem General der Cavalerie und dem Feldmarschalllieutenant von Stampa waren 7 leichte Cavalerieregimenter (Gioulay, Baireuth, Tillier, Carl Colloredo, Campach, Serbelloni und St. Ignon).

Endlich als detachirtes großes Armeecorps, zur Deckung Torgaus aufgestellt, ist endlich anzugeben: Generalfeldzeugmeister Graf Lascy mit den unter ihm befehlenden Feldmarschalllieutenants von Zeschwitz, von Meyern, von Buttler, von Zeschwitz und den Generalfeldwachtmeistern von Renard, von Gösnitz, von Pfuhl, von Ziegan, Prinz Lichtenstein und von Brentano als linker Flügel 3 Regimenter (Ulanen, Rudniks, Schiebel), als Centrum 14 Regimenter (Courland, Albert, Brühl, sächsische Carabinier, Haller, Betlehm, Thierheim, Wolffenburg, Vieux Colloredo, Lascy, Ligne, Heinrich Daun, Birkenfeld, Lichtenstein) und als rechter Flügel 4 Cavalerieregimenter (Stabs-Dragoner, Esterhazy, Husaren, Kaiserregiment).

Wir wenden uns nun wieder zur Schilderung der Schlachtbewegungen.

Als die Brigade Syburg zurückgeworfen war, wäre dem König nichts so erwünscht gewesen als die Cavaleriecorps von Aschersleben und von Meinecke, welche bereits eingetroffen hätten sein sollen, oder eine starke Artillerie zur Unterstützung eines neuen Infanterieangriffs. Als nun die zu der bereits geschlagenen Infanteriebrigade gehörende schwere Batterie nachkam, stellte sie Friedrich sogleich gegen den Feind auf. Aber noch hatte sie keinen Schuß gethan, als alle Batterien des österreichischen Vordertreffens gleicher Zeit auf sie ihr Feuer gaben. Dieses Feuer war so furchtbar, daß Friedrich nie etwas Gleiches erlebt zu haben versicherte, und es bedarf keiner überzeugenden Erklärung, wenn man erwägt, daß dem Feldmarschall Daun die Festung Torgau bei seinen Arrangements zu Gebote gestanden hatte. In wenigen Augenblicken waren die Paar preußischen Geschütze gänzlich demontirt. Pferde und Mannschaften lagen todt bei ihren Geschützen, und diese waren meist unbrauchbar geschossen.

Aber nun ging die Brigade Ramin mit dem größten Theile der zurückgeworfenen Grenadiere vor. Sie griff zuerst die österreichischen Regimenter Durlach, Wied und Puebla an, welche die preußischen Grenadiere zu verfolgen, in der Meinung den Sieg zu entscheiden, so toll gewesen waren die Schlachtordnung auf den süptitzer Höhen zu verlassen. Hätte der König Cavalerie zur Hand gehabt, um diese Regimenter abzuschneiden, so würde die Schlacht eine plötzliche Wendung genommen haben.

Indessen erfuhren diese feindlichen Regimenter schon durch die Brigade Ramin ein arge Niederlage, bei welcher sich die preußischen Regimenter Goltz, Manteufel und Alt-Stutterheim in hohem Grade auszeichneten. Diese Regimenter drangen sogar die süptitzer Höhen empor, und es wäre ihnen nicht unmöglich gewesen, in die Lücke, welche die österreichischen Regimenter Durlach, Wied und Puebla durch ihre Verfolgung geöffnet hatten, einzubrechen, wenn sie von genügender Cavalerie unterstützt worden wären. Allein zur Minute stand nur das Leibhusarenregiment (Ziethen) zur Verfügung, und zwar durch ein großes Detachement so geschwächt, daß nur 800 Mann beisammen waren. Es deckte zwar die eine Flanke der Brigade Ramin, konnte aber zur Attaque nicht mitwirken, da es von einer übermächtigen feindlichen Cavalerie bedroht wurde. Nun aber hatte sich auch die Brigade Gablentz formirt, und da Friedrich das Ringen der Brigade Ramin um die Entscheidung sah, schickte er die Brigade Gablentz eilend nach.

Allein Daun, immer groß im Defensivkampfe, machte den Fehler, den die Regimenter Durlach, Wied und Puebla durch ihre Verfolgungslust begangen hatten, bald dadurch gut, daß er die Reserveregimenter Tillier und Baireuth, die am Nächsten standen, in die Lücke schob und den Kampf der

bereits geworfenen Regimenter Durlach, Wied und Puebla durch die Kürassierregimenter Buccow und Benedict Daun, welche ebenfalls der Reserve angehörten und durch das erste Treffen gehen mußten, wieder herstellen ließ. Aber die Angriffe der österreichischen Kürassiere waren vergeblich. Ueberall wurden sie mit dem Bayonnet zurückgeworfen, und Daun schickte nun noch zwei Regimenter (Savoyen und Erzherzog Leopold) zum Kampfe.

Auch diese hätten nichts erreicht, wenn Cavalerie die andere preußische Flanke gedeckt hätte. Aber vergebens sah man sich nach dieser um. Die Cavalerie war noch nicht angekommen. Friedrich suchte sie durch die zu jener Infanteriebrigade gehörenden Batterien zu ersetzen und die feindliche Cavalerie durch seine Artillerie aus den Flanken seiner Brigade weg zu jagen. Allein kaum aufgefahren, waren diese Batterien der Zielpunct der gesammten österreichischen Artillerie und mußten zurückgehen, um nicht das Schicksal der Batterien der Brigade Stutterheim und Syburg zu haben.

Unter diesen Umständen konnten sich die Brigaden Ramin und Gablentz auf den eroberten süptitzer Höhen nicht behaupten. Obschon nicht flüchtend, sondern in guter Ordnung und stets ruhig und muthig sich vertheidigend, gingen sie doch zurück und faßten erst Stand vor dem Verhau hinter dem Saume des Waldes; aber nicht um hier auszuruhen wie nach einer beendeten Arbeit, sondern um sich zu einem neuen Angriffe fertig zu machen, zu welchem die Ankunft der Brigade Butzky sowohl Muth als auch Kraft verlieh.

Ueberhaupt folgte nun der Aufmarsch ziemlich schnell, da die Brigaden Saldern, Zeuner, Bandemer und Schwerin rasch nach einander eintrafen, und das zweite Treffen bereits ziemlich formirt war. Zudem wuchs der Muth, da man wußte, daß die Oesterreicher einen furchtbaren Verlust erlitten hatten und mehre Regimenter ganz unfähig geworden waren, nochmals ins Feuer zu rücken. Hätte man auch gewußt, daß der feindliche Feldmarschall Daun bei diesem Kampfe verwundet worden, so würde der Muth noch mehr gestiegen sein.

Mit großer Bravour unternahmen nun die Brigaden Butzky und Saldern mit dem Rest der ramin'schen und gablentz'schen Brigaden einen neuen großen Angriff 11 Bataillone stark. Die Bataillone gingen mit einer beispiellosen Kühnheit gegen den Feind, dessen ganze Artillerie mit einem Male wieder ihre monströse Thätigkeit begann.

Der König hielt mit seinem Adjutanten auf halber Distance und leitete selbst den Angriff, indem er mit der Hand nach den Punkten hinzeigte, wo der Anprall stattfinden mußte. Nichts sicherte ihn vor den Kugeln, als die natürliche Neigung der jenseitigen Truppen auf die großen anrückenden Massen, nicht aber auf die im Felde haltenden einzelnen, scheinbar unthätig





GENERAL LIEUTENANT v WINTERFELD.

haltenden kleinen Gruppen zu zielen. Allein das war eine sehr bedenkliche Sicherung, wie der König schon nach einigen Minute erfuhr, da ihn eine Flintenkugel traf. Die Erschütterung war so heftig, daß er ausrief: „Mein Tod," und bewußtlos vom Pferde in die Arme des Hauptmanns von Berenhorst sank. Aber er hatte nur eine heftige Contusion erlitten, da die Kugel nicht im Stande gewesen war den Pelz, Mantel, die sammtne Uniform und die starke wollene Unterkleidung, die das rauhe Herbstwetter anzulegen genöthigt hatte, zu durchdringen. Sie war zwischen Pelz und Uniform sitzen geblieben und ging daher nicht verloren, um als ein interessanter Gegenstand für künftige Zeiten in der Rüstkammer zu Berlin aufbewahrt zu werden. Schon nach wenigen Augenblicken erholte sich Friedrich von seiner Betäubung und blieb unbeirrt auf dem Posten, den er sich gewählt hatte.

Unterdessen waren die Brigaden an den Feind gerathen, und ein fürchterlicher Kampf tobte, bei dem nur die feindliche Artillerie etwas kleinlauter als vorher war, weil die eigenen Infanterieregimenter in den Schußbereich getreten waren. Nie hatten preußische Truppen größere Bravour entwickelt als hier, und diese gereichte dem Regimente Prinz Heinrich, welches, aus der Linie brechend, rücksichtslos vorging, sogar zum Verderben. Zwar warf es die feindliche Infanterie überall vor sich nieder, wurde dann aber plötzlich in der linken Flanke von feindlicher Cavalerie gefaßt, sehr bald gänzlich umzingelt und erlag nun bis auf einen geringen Rest. Dieselbe ungeheuer überlegene Cavalerie des Feindes griff alsbald die andern preußischen Regimenter an, die ohnehin schon genug mit der jenseitigen Infanterie zu thun hatten.

Als nun auch diese preußischen Regimenter von der Fortsetzung des Kampfes abstehen und sich in die Schlachtordnung geschlagen zurückziehen mußten, da kam endlich — es war gegen vier Uhr — der Generallieutenant Prinz von Holstein mit der lang ersehnten Cavalerie an. Kaum hat der König sie erblickt, als er dem Prinzen, der noch weiter nach links marschiren wollte, um den Flügel zu formiren, den Befehl zuschickte, schleunigst einhauen zu lassen. Sofort wird Halt gemacht und das zuletzt eingetroffene Kürassierregiment (Spaen) warf sich sogleich über die beiden österreichischen Regimenter Wied und Puebla, die in der Verfolgung zu weit vorgegangen waren, her, zersprengte sie und nahm von ihnen gefangen, was nicht niedergehauen werden konnte.

Das Regiment Markgraf Friedrich, ebenfalls zur Brigade Meinecke gehörig, war schnell genug gefolgt, um einen wuchtenden Angriff der österreichischen Cavalerieregimenter Buccow und Serbelloni zerschellen zu machen. Nicht nur wurden beide österreichische Cavalerieregimenter, sondern auch die

Infanterie, der sie zu Hilfe geeilt waren, in die Flucht getrieben. Und nun ging diese preußische Cavalerie, noch durch ein Dragonerregiment verstärkt, in die linke Flanke der feindlichen Schlachtordnung und warf mit einem Male vier feindliche Infanterieregimenter (Baireuth, Kaiser, Neuperg und Geisrug) dergestalt, daß ein großer Theil derselben sich ergeben mußte.

Zwei aus der Reserve hervorgezogene österreichische Cavalerieregimenter hemmten nun zwar die Fortschritte der preußischen Cavalerie, konnten ihr aber die gewonnene Position auf dem Terrain der österreichischen Schlachtordnung nicht wieder nehmen und Feldmarschallieutenant Pellegrini mußte Flankenstellung nehmen, um größrem Uebel vorzubeugen. Noch einige Angriffe der Truppen des österreichischen linken Flügels gegen die preußische Cavalerie mißglückten.

Während dessen hatte der Generallieutenant Prinz von Holstein mit drei Regimentern (Leibregiment, Schlaberndorf, Schmettau) durch den Wald die preußische Stellung im Rücken umritten und nahm mit seinen 15 Schwadronen Angriffsstellung gegen den österreichischen rechten Flügel. Aber Kartätschenfeuer und überlegene feindliche Cavalerie nöthigten den Prinzen sich zurückzuziehen, um alsbald, von fünf Infanteriebataillonen und einer Batterie verstärkt, gegen den Feind wieder vorzugehen. Nach kurzem Kugelwechsel wichen die Oesterreicher eilig und verließen selbst das Terrain ihrer Schlachtordnung so, daß die Preußen Stellung gegen die feindliche Flanke nehmen konnten.

Das ganze erste österreichische Treffen war nun aus seiner Position zurückgedrängt und stand auf dem südlichen Hange der süptitzer Berge. Einige Bataillone, welche ihre erste Position behauptet hatten, wurden noch bei einbrechender Abenddämmerung von den Regimentern Braunschweig und Schenkendorf zurückgetrieben. Die Preußen hatten nun, freilich mit ungeheuern Opfern, die vortheilhafte feindliche Position gewonnen. Aber der Feind stand noch fest und kampffertig, und Friedrich durfte nicht glauben gesiegt zu haben. Die gewonnenen Vortheile berechtigten ihn aber freilich zu dem Beschlusse, am folgenden Tage die Schlacht fortzusetzen und zu einer vollständigen Entscheidung zu bringen. Allein die Entscheidung war näher, und noch derselbe Tag sollte den Sieg sehen, den der König am andern — und zwar mit banger Besorgniß — zu gewinnen hoffte.

Bis jetzt war der König ganz ohne Nachricht vom General Ziethen geblieben, der die den rechten Flügel des Heeres bildende Armee führte. Ebenso erfuhr Ziethen vom Stande der Schlacht nichts, da beide Armeen durch das feindliche Lager getrennt waren. Nur aus der Art des Kanonengetöses konnte er einige sehr unsichere Schlüsse ziehen. Sein Auge war

auf den südlichen Hang der süptitzer Berge geheftet, und er hoffte auf diesen die Oesterreicher herabgedrängt zu sehen. Das sollte ihm, nach des Königs Willen, das Zeichen zum Angriffe sein.

Ziethen hatte Stellung zwischen dem großen Teiche von Torgau und den südlich von Süptitz gelegenen Bergen genommen. Er dehnte seine Armee in nur einem Treffen weit gegen Großwig hin aus so, daß seine Linie eine gleich lange Parallele zur österreichischen Armee bildete. Ohne Frage wollte Ziethen den Feldmarschall Daun über die Größe seiner Armee täuschen. Daun sollte dieselbe für weit größer halten, als sie war, damit er, besorgt wegen eines Angriffs von dieser Seite, die Streitkräfte seiner andern Fronte, gegen welche der König ging, schwächte.

Nach zwei Uhr war Ziethen arrangirt, und alsbald wurde er vom lascy'schen Corps heftig mit Kanonenfeuer tractirt. Aber Ziethen blieb die Antwort nicht schuldig, in Folge dessen Lascy seine Stellung änderte. Das war die Kanonade, welche der König vernommen und die ihn täuschend veranlaßt hatte zu dem übereilten Angriffe, der nachher die so ungemein unheilvolle Folge hatte, daß er seine Truppen einzeln gegen den Feind führen mußte.

Nach diesem Rencontre wurde Ziethen vom Feinde nicht wieder belästigt; und da seine Absicht durchaus nicht sein konnte, dem Feldzeugmeister Lascy seine Stellung vor Torgau, die Ziethen leicht als den größten Fehler Daun's erkannte, streitig zu machen, so schob er seine Schlachtordnung mehr und mehr links, um den Angriff auf Daun hinter Süptitz zu gewinnen, wodurch zugleich die Verbindung mit dem Könige gewonnen wurde.

Dieser Abmarsch zur Linken mußte natürlich dem Grafen Lascy verborgen bleiben. Einige Scheinbewegungen der Cavalerie, welche am großen Teiche stand, genügten, dies zu bewerkstelligen. Das Regiment Dierecke, welches beim Flankenmarsche voranging, erreichte gegen vier Uhr die Gegend von Süptitz und erstürmte sogleich eine Schanze, welche das Dorf schützte. Die Oesterreicher flüchteten in die Weinberge hinter Süptitz, und Ziethen suchte nun hier die süptitzer Höhen stürmend zu ersteigen. Allein das Terrain war vollkommen inpracticabel, da es die Bewegung einer nur einigermaßen wichtigen Colonne völlig unmöglich machte.

Der Marsch mußte daher fortgesetzt werden, um besseres Terrain zu gewinnen. Man gelangte nunmehr über den österreichischen westlichen Flügel hinaus, und mußte also rechts einbiegen, um auf den rechten Flügel des Königs zu treffen.

Aber auch hier schien das Terrain die Möglichkeit abzuschneiden an den Feind zu kommen, als eine Recognoscirung des Oberstlieutenants von

28*

Möllendorf einen unbesetzten Durchgang zwischen zwei bei einer Schäferei befindlichen Teichen entdecken ließ. Hinter den Teichen aber hatten die süptitzer Höhen einen ziemlich sanften Abfall, zu dem waren auf eben diesen Höhen nur wenige feindliche Truppen zu erblicken, da Daun weiter nach Torgau hin gedrängt worden war und daher diese wichtige Position, die sein Flügel inne gehabt, hatte entblößen müssen.

Wie dem aber auch war, Ziethen wollte den König auf jeden Fall unterstützen, und da die Dämmerung schon eintrat, mußte geeilt werden. Die Armee defilirte zwischen den beiden Teichen. Nun erstiegen mehre Bataillone, vom General Saldern geführt, die Höhe und bald folgte Ziethens ganze Armee, nachdem einige österreichische Bataillone, die dem äußersten linken österreichischen Flügel angehörten, zurückgeworfen worden waren.

Indessen erkannte der Feldzeugmeister O'Donel, der jetzt statt des verwundeten Daun commandirte, daß der Feind mit dieser beherrschenden Höhe die noch unentschiedene Schlacht auf das Vollständigste gewinne. Er suchte daher die ziethen'schen Truppen den Berg wieder hinab zu werfen. Aber alle Anstrengungen waren umsonst, da es Ziethen möglich geworden war, die im Dunkel in Verwirrung gerathenen Bataillone zu ordnen und mehre Batterien in Stellung zu bringen. Ein wüthender Kampf tobte bis gegen acht Uhr, in welchem man hier und da den Freund nicht erkannte und Kugeln versandte, die man gern zurückgerufen hätte.

Gegen vier Uhr hatte Lascy den Abzug der ziethen'schen Armee entdeckt. Sofort den Fehler begreifend, den er damit begangen, daß er sie nicht festgehalten, suchte er nun das Versäumte nachzuholen, indem er ihr ein großes Detachement nachschickte. Dieses hatte, um dem Feinde zuvorzukommen, dicht bei Süptitz die Höhen erstiegen und drang jetzt plötzlich in die Flanke der ziethen'schen Bataillone ein. Anfangs diese Feinde für Angehörige haltend, hatte man sie dicht herankommen lassen, und erlitt plötzlich durch ihr Feuer eine bittere Enttäuschung. Allein nie waren Krieger zur Rache aufgelegter als hier die Preußen, und furchtbar mußten Lascy's Bataillone ihren Pfiffkopfsstreich, wie Ziethen ihr Unternehmen nannte, empfinden. Auf mehr als die Hälfte reducirt, wurden sie theils den Berghang wieder hinabgeworfen, theils durch den Kugelregen, der von Feind und Freund auf sie fiel, nach allen Seiten hin versprengt. Denn die nächtliche Finsterniß ließ nichts unterscheiden und führte, wo die Bataillone sich nicht eng geschlossen hielten, blutige Irrungen herbei. Auch bei den Preußen kam es vor, daß zu einander gehörende Truppen, welche bei der Operation einander in verschiedener Richtung naheten, auf einander schossen.

Aber welche Mühe sich auch die Oesterreicher gaben, die ziethen'schen

Truppen von dem Plateau wieder zu verdrängen, es war ihnen unmöglich, desto mehr, als das Dorf Süptitz in Flammen aufging und den Schauplatz beleuchtete, wodurch es dem siegreichen General Ziethen möglich wurde, mit größrer Sicherheit zu operiren. Ueberall wurden die Oesterreicher zurückgetrieben und um acht Uhr war der ganze westliche Theil des süptitzer Bergzugs von ihnen frei, und auf demselben stand die ganze ziethen'sche Armee, nunmehr in Verbindung mit denjenigen Regimentern des Königs, welche einen Theil dieser beherrschenden und wichtigsten Position bereits am Tage erobert hatten.

Die preußische Armee stand nun mit der Fronte gegen Torgau in zwei Treffen, die von Neiden quer über das süptitzer Plateau bis Großwig reichten, mit dem Centrum aus der allergünstigsten Stellung von der Welt den zu höchst ungeschickter Stellung vor Zinna zusammengeschobenen Feind bedrohend. Auch die österreichischen Regimenter standen noch in zwei Treffen, aber im Thale von Süptitz standen sie flankenmäßig, ohne mit ihrem Centrum in Verbindung zu sein, und waren daher zur Unthätigkeit gezwungen oder dem preußischen linken Flügel preisgegeben, der von Ziethen's Nachhut gebildet, zwischen den oben erwähnten Schäfereiteichen und Großwig stand. Der rechte österreichische Flügel vor Wolsau war ganz zurückgedrängt und wurde bedroht durch die Regimenter des Prinzen von Holstein.

Diese Mißstellung, zu der sich nun noch eine namenlose Verwirrung in den Truppenkörpern gesellte, hätte es österreichischer Seits unmöglich gemacht am nächsten Tage die Schlacht zu erneuern. Viel günstiger waren die Verhältnisse bei den Preußen, in deren Truppen nach so schweren Verlusten und einem so hartnäckigen und wirren Kampfe freilich auch die Ordnung fehlte, deren Hauptstellung aber doch eine durchaus correcte war. Die Hauptposition des Schlachtterrains war nun von ihnen mit nicht weniger als 26 Bataillonen und einer sehr starken Artillerie besetzt, die den ganzen Höhenzug gegen Zinna hin bestrich.

Sie aus dieser Position wieder zu vertreiben durfte Daun mit Recht für unmöglich halten, daher, als man ihm gemeldet, daß die Preußen die hohen Berge hinter Süptitz genommen haben, er in den Ausruf ausgebrochen ist: „Nun ist die Schlacht verloren!“

Und damit sie das recht gründlich sei, benutzten die preußischen Offiziere die Nacht mit Unermüdlichkeit, um die besten Vorbereitungen für die nächsttägige Schlacht zu treffen. Das war auch um so nöthiger, da nach den verworrenen Operationen viele Truppenkörper in Unordnung gerathen waren. 10 Bataillone, die in der dommitscher Heide zerstreut lagerten und natürlich nicht wissen konnten, wohin sie gehörten, wurden glücklich an den gehörigen

Platz geführt. Leichter fand sich die Cavalerie zurecht, die meist auf freiem Terrain gestanden hatte.

Nie, versichern Augenzeugen und der König selbst, habe es eine Schlacht gegeben, nach der zu Folge der eigenthümlichen Umstände eine größere Verwirrung unter den beiderseitigen Truppen geherrscht habe. Das seltsame Arrangement zu einer zweiseitigen Schlacht, das Terrain mit Bergen, Ebenen und den seltsamsten Durchschnitten, die Verbindungslosigkeit und daher auf ungewisse Muthmaßungen gestütztes Agiren der beiden Angriffsarmeen; der Wald, der einen großen Theil des Schlachtfeldes bedeckte; die Nacht, welche die seltsamsten Täuschungen hervorrief und hier und da Zusammengehörige gegen einander führte oder vor einander fliehen ließ: das alles mit einander mußte freilich sehr ungewöhnliche Erscheinungen hervorbringen. Die dommitscher Heide glich dem Lager einer einzigen Armee, und doch lagen Oesterreicher und Preußen in seltsamster Weise unter einander, oft an einem Wachtfeuer. Da hatten sie Verträge mit einander geschlossen, sich während der Nacht nicht anzugreifen, da ja Allen die Ruhe nur zu erwünscht war; sich aber am Morgen zu ergeben, je nachdem sich die Schlacht entschieden haben würde.

Denn noch Niemand wußte wer der Sieger war. Doch zeigte sich auch schon in dieser nachtbedeckten Verwirrung, daß Friedrich für den Sieger zu halten sei, denn ganze österreichische Bataillone gaben sich in der dommitscher Heide kleinen preußischen Soldatentrupps gefangen. Die Husarenbedeckung des in der Kutsche nach Elsnig fahrenden Königs, obschon sie aus einer sehr kleinen Mannschaft bestand, nahm ein ganzes Croatenbataillon, das sich im Walde verirrt hatte und zwei Kanonen mit sich führte, gefangen. Weiterhin wurde von derselben kleinen Escorte noch ein Zug österreichischer Karabiniers gefangen genommen.

Doch auch Fälle von umgekehrter Art kamen vor. So gerieth der Oberstlieutenant von Möllendorf, der sich um die Einnahme der süptitzer Höhen durch Ziethen in so hohem Maße verdient gemacht hatte, durch Verirrung im Walde auf ein österreichisches ebenfalls verirrtes Bataillon, und wurde von diesem gefangen genommen.

Die stärksten Verwirrungen waren durch die letzten Kämpfe der ziethen'schen Armee entstanden, der der General Hülsen von der Reserve des königlichen Heeres, der eben die Infanterie hinter dem Striebache sammelte, zu Hilfe geeilt war, um den Feind in der Flanke fassen zu helfen. Dreiseitig angegriffen, hatten da viele österreichische Bataillone das Schlachtfeld geräumt, ohne die Richtung zu kennen, in der sie sich zurückzogen oder flüchteten.

Nach neun Uhr Abends lautete der österreichische Oberbefehl auf Rückzug von den süptitzer Höhen und Aufstellung vor Zinna. Auch diese Bewegung konnte nicht ohne Verwirrung ausgeführt werden, und viele österreichische Haufen gingen absichtlich oder unabsichtlich auf die dommitscher Heide ab, wo sie natürlich mit den preußischen Truppen zusammenstießen oder in seltsamster Weise auf einander trafen.

Der König, bereits durch eine Flintenkugel contusionirt, war später noch durch eine Kartätsche an der Brust ernstlich verwundet worden. Demungeachtet hatte er sich in der Gegend von Neiden bis nach neun Uhr aufgehalten, ohne indessen — da man in der Verwirrung nicht wußte, wo er sich befand — Rapport über den Stand des Kampfes zu erhalten. Als nach neun Uhr die Kanonade verstummte, fuhr er nach dem etwas rückwärts in der dommitscher Heide gelegenen Elsnig, noch immer ohne zu wissen, ob er Sieger war oder den Sieg erst erringen sollte. Zu Elsnig fand er die Stuben der dürftigen Bauernhütten von Verwundeten erfüllt, und mußte in der Kirche Quartier nehmen und die Nacht auf den Altarstufen verbringen. Er wußte nicht was Ziethen gethan und ob er sich in falscher Voraussetzung zu Sicherung der Magazine zu Düben und Eilenburg zurückgezogen habe. Seine Adjutanten erhielten den Auftrag den Oberbefehlshabern so schnell als möglich seinen Aufenthalt bekannt zu machen und ihm Rapport zu erstatten. Da aber in dieser verworrenen Nacht alles ins Unsichere gestellt war, sendet er sofort den Befehl nach allen Seiten nach, daß die Truppen während der Nacht so geordnet werden, daß man am folgenden Morgen mit dem früheſten sofort die Schlacht erneuern könne.

Allein seine Sache stand besser, als er dachte. Noch vor zehn Uhr hatte Daun Nachricht über den Stand der Dinge. Er erkannte sofort, daß das Spiel auf seiner Seite verloren war. Kannte er auch die Stellung der Preußen nicht, so kannte er doch seine eigene Stellung und wußte, daß sie nicht haltbar war. Selbst wenn er es auf eine Behauptung Torgau's ankommen lassen wollte, in welchem Falle er seine Armee über die Elbe hätte ziehen müssen, konnte er das Verlorene wieder zu gewinnen nicht hoffen, da die Entfernung von seinen böhmischen Magazinen nunmehr die Existenz seiner Armee in Gefahr brachte. Es galt also nur die Frage zu erledigen, ob am nächsten Tage die Preußen zurück zu werfen möglich sein werde oder nicht. Nach zehn Uhr ließ er seine Generale zusammen kommen, ihre Berichte zu empfangen. Diese versicherten, daß ihre meisten Regimenter kaum noch 200 Mann stark seien, da sie nicht nur vom blutigen Verluste furchtbar gelitten, sondern sich auch versprengt in der Umgegend, und namentlich nach dem Walde und der Elbe hin, verlaufen haben.

Uebereinstimmend versicherten sie, daß nur noch das lascy'sche Corps, welches fast gar nicht zum Schlagen gekommen, disponibel sei. Das ganze übrige Heer befinde sich in namenloser Verwirrnng, aus der es während der Nacht nicht gebracht werden könne. Dazu erblicke man überall die Preußen in compacten Massen vor sich. Es sei nicht zu zweifeln, daß diese mit dem Frühesten kampffertig sein werden, während sie (die Oesterreicher) auf keinen Fall eine Schlacht annehmen könnten.

Dieser Bericht bestimmte den Feldmarschall Daun sogleich Ordre zum Rückzuge zu geben. Dieser aber mußte mit größter Vorsicht so ausgeführt werden, daß die Preußen nichts davon merkten. Noch vor zwölf Uhr begannen die Oesterreicher zu räumen. Ihre Wachtfeuer wurden unterhalten, und während die Batterien abgefahren wurden, mußten die Bataillone singen und lärmen, damit das Rasseln der Räder von den Preußen nicht vernommen werde. Ebenso zogen die Schwadronen, zuletzt die Bataillone unbemerkt ab, und als immer noch die Wachtfeuer loderten, waren die, die sich an ihnen wärmen sollten, längst davon. Der Rückzug ging durch Torgau über drei Brücken, und selbst die Besatzung der Festung schloß sich dem Heere an. Um den Rückzug des Hauptheeres nicht zu verzögern, wurde Lascy Ordre ertheilt nicht mit über die Brücken hinter Torgau zu gehen, sondern sich auf dem linken Elbufer auf Dresden zurückzuziehen. Kurz vor Tagesanbruch, als bei den Preußen die größte Thätigkeit herrschte, sich für die neue Schlacht fertig zu machen, befand sich kein Oesterreicher mehr auf dem Schlachtfelde.

Noch in dem Dunkel kam der König zur Armee, um den Angriff anzuordnen. Als die Dämmerung hereinbrach, sah Friedrich das österreichische Lager vereinsamt. Der Feind hatte ihn durch seinen schleunigen Rückzug als Sieger anerkannt, und da der Feind bei einem solchen Bekenntniß gewiß keine Lüge beging, so durfte Friedrich sich umsomehr selbst für den Sieger halten. So war er nun gerettet aus einer der verzweifeltsten Lagen, in der er sich je befunden; denn, zwischen Russen, Oesterreichern und Reichsheer eingeklemmt, schien die letzte Stunde seiner Herrschaft geschlagen zu haben. Jetzt floh sein mächtigster Feind geschlagen vor ihm, und weder Reichsheer noch Russen konnten es nun wagen, sich ihm zu nähern.

So hatte sich am 3. November 1760 das Schicksal abermals zu seinem Gunsten entschieden. Der diesjährige Feldzug war dergestalt siegreich abgeschlossen, und die nahe lange Winterzeit gestattete glückliche Zwischenfälle für möglich zu halten.

Unter allen Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges war das von Torgau das grauenhafteste. Da der Kampf sich vor den süptitzer Höhen

concentrirt hatte, so lagen die Leichen und Schwerverwundeten daselbst hügelhoch. Die Oesterreicher hatten 8000 Mann Gefangene und 11,000 an Todten und Verwundeten. Die Preußen verloren an Gefangenen 4000 und an Todten und Verwundeten 9000 Mann. Unter Ersteren waren 2 Generale und 92 Offiziere, darunter auch der Oberstlieutenant von Möllendorf, der jedoch am folgenden Tage sammt den übrigen Offizieren ausgewechselt wurde. Unter den österreichischen Gefangenen befanden sich 4 Generale und 215 Offiziere. Unter den österreichischen Todten befanden sich 2 Generale und 9 Stabsoffiziere, unter den Verwundeten 4 Generale und 26 Stabsoffiziere, der Feldmarschall Daun selbst. Unter den preußischen Verwundeten befanden sich der König und 5 Generale. An Trophäen besaßen die Preußen 45 Kanonen, 29 Fahnen und eine Standarte, wogegen sie bei den ersten mißlungenen Angriffen 27 Fahnen verloren hatten.

Sobald Friedrich das Schlachtfeld geräumt sah, rückte er gegen Torgau, um zu hindern, daß der Feind sich darin arrangire; allein auch die Festung war geräumt, und der König ließ sie nun mit drei Bataillonen besetzen. Den ganzen Tag über hatte man nur zu thun die Truppen, die natürlich sehr in Verwirrung gerathen waren, zu ordnen und nach Möglichkeit durch Combination der Bataillone zu completiren. Die Artillerie, die einen großen Theil ihrer Pferde verloren hatte, wurde durch die Pferde gefangener Cavaleristen vervollständigt; die erbeuteten Geschütze, welche der Bespannung ermangelten, wurden in das Arsenal von Torgau gebracht; so war die Armee schon am 4. November Abends wieder marschfertig; doch ließ ihr Friedrich den 5. November zum Ruhetage, sowohl damit sie den Sieg feiere und sich erhole, als auch damit er, ehe er Weiteres thue, genaue Berichte über die Schritte seiner Feinde erhalte.

52.

Folgen der Schlacht bei Torgau und die Winterquartiere.

Nachdem diese letzte große Schlacht des siebenjährigen Krieges entschieden worden, hatte sich Daun mit seinem Hauptheere über seine drei Schiffsbrücken, die er zum größten Theile in den Händen der Preußen ließ, zurückgezogen und seinen Marsch nach Dresden eingeschlagen. Ihm parallel ging das lascy'sche Corps auf dem anderen Elbufer demselben Ziele zu.

Kaum hatte Friedrich darüber Versicherung erhalten, als er am 5. November Abends seinem Generale Neuwied Befehl ertheilte, dem Feinde auf den Fersen zu folgen. Bei Tagesanbruch des 6. Novembers folgte er seiner Avantgarde unter Neuwied mit dem Hauptheere; aber aus Vorsicht ließ er den Prinzen von Würtemberg auf dem andern Elbufer mit 8 Bataillonen und 23 Schwadronen bis Zschokau vorrücken. Am 8. November erreichte das preußische Heer Meißen.

Nachdem Friedrich sich vergewissert, daß Daun im plauen'schen Grunde ein unangreifliches Lager bezogen hatte und beeifert war, dies durch die sorgfältigsten Fortificationen noch unangreiflicher zu machen, so schlug er bei Meißen ein Lager auf und ließ zu gleichem Zwecke den General Ziethen bis Wilsdruff vorgehen. Das Lager der ziethen'schen Avantgarde sowohl als des Hauptheeres unter Friedrich wurden besserer Situation halber noch zwei Mal verändert, jedoch immer in derselben Gegend und zu dem Zwecke, sich gegen Daun etwas drohender zu stellen. Um eine sichere Communication mit dem anderen Ufer herzustellen, wurde bei Meißen auch eine Schiffsbrücke geschlagen und diese durch ein Corps unter dem General von Queis geschützt, welches jenseit der Elbe ein Lager beziehen mußte. Um so mehr war dieses Arrangement nöthig, da Daun sein beck'sches Corps auf jenem Ufer bis Neudorf vorgeschoben hatte.

Friedrich durfte durchaus nicht besorgt sein einen Ueberfall von Daun zu erleiden. Nicht nur hatte sich dieser so befestigt, daß man sah, in dieser tröstlichen Bettung wolle er den Winter verleben, sondern er hätte auch ein Terrain überschreiten müssen, welches für unpassirbar gehalten werden mußte.

Aber es lag dem König viel daran das Gebirge über sich vom Feinde frei zu wissen und also über die Stellung der Reichsarmee versichert zu sein. Diese war, wie wir wissen, von Wittenberg über Leipzig hinabgetrieben worden. Die Nähe des königlichen Heeres hatte sie noch weiter verscheucht, und sie war ihrer Heimath entgegen am Tage vor der Schlacht bei Torgau sogar bis Chemnitz hinabgerückt. Als nun die Kunde von dem Siege der Preußen bei Torgau eingegangen, hatte der Oberbefehlshaber, Herzog von Pfalz-Zweibrücken, dergestalt die Lust zum Kriegführen verloren, daß er den Oberbefehl an den bei ihm befindlichen österreichischen Feldmarschalllieutenant von Hadik übergeben und in seinem Lande die fromme und behagliche Ruhe des Familienlebens aufgesucht hatte.

Aber auch der Muth des Generals Hadik, der sich doch sonst stets in Kühnheit hervorgethan hatte, schien in der Atmosphäre der Reichstruppen gebrochen zu sein, und er zog dieselben nun sogar bis Zwickau zurück, als er am 20. November Kunde erhielt, daß Friedrich seine Generale von Hülsen

und von Linden durchs Erzgebirge gegen ihn abgeschickt habe. Und als nun wirklich die preußischen Uniformen sich zeigten, wichen die Tiger des Reichs, wie man sie mit chinesischem Ausdrucke spöttisch genannt hat, selbst bis zum Fuße des Fichtelgebirges zurück, wo es ihnen vergönnt wurde, sich in den behäbigen Schlafrock der Winterquartiere zu kleiden.

Die mit den Reichstruppen verbunden gewesenen kaiserlichen Truppen hatten sich inzwischen längs der böhmischen Grenze nach Dresden gezogen, wo sie Daun in seinem festen Lager aufnahm.

Als Friedrich das Erzgebirge von Feinden völlig frei wußte, schloß er zu Anfang Decembers die für die Sicherheit der Winterquartiere nöthige Convention und am 11. December war zwischen ihm und den Oesterreichern der Feldzug des Jahres 1760 als geschlossen zu betrachten. Friedrich, bereits ganz Sachsens, ja selbst der Hälfte seiner eigenen Staaten beraubt, war wieder im Besitze dieser sowohl als auch Sachsens, an dessen Vollständigkeit nichts weiter fehlte als Dresden. Das war der Erfolg der Schlacht von Torgau, und wenn man erwägt, wie wichtig ihm Sachsen wegen der Hilfsmittel für den nächsten Feldzug sein mußte, so gesteht man, daß der Erfolg dieser Schlacht sehr groß war.

Aber er war noch größer als hiermit angedeutet ist. Daß der regierende Herzog Karl von Würtemberg aus Verdruß über Friedrich's Sieg bei Torgau mit seiner Armee heimgekehrt war und dergestalt die Reichsarmee im Stiche gelassen hatte, haben wir früher schon erzählt. Nachdem Friedrich Meißen erreicht und sein Lager geschlagen, glaubte er einen Theil seiner Truppen auf einen anderen Kriegsschauplatz entlassen zu können.

Noch standen die Russen in des Königs Kurlanden, der Mark und Pommern. Ein kleines Corps unter dem General von Werner machte zwar hier und da die russischen Anschläge zu Schanden, aber es konnte doch den so ungeheuer überlegenen Feind in seine Heimath nicht zurücktreiben. Der König detachirte nun den Prinzen von Würtemberg mit einem Corps von 7 Bataillonen und 5 Schwadronen zur Verstärkung des Generals von Werner nach der Mark. Dies war die Veranlassung, daß die Russen, die bisher eigentlich keinen Feind gegen sich gehabt hatten, sich schleunigst zurückzogen, anstatt, wie sie beabsichtigt hatten, in Pommern und der Neumark zu überwintern. General von Tottleben, der sich Besieger von Berlin nannte, oder doch, wie die Zeitungen spöttisch meldeten, gerne so nennen hörte, wurde vom General Werner und dem Prinzen von Würtemberg mehre Male durch blutige Angriffe zur Eile gemahnt. Damit es indessen nicht den Schein gewinne, als ob die Russen aus des Königs Landen getrieben worden seien, motivirte der neue Oberbefehlshaber von Buturlin, der an

Soltikof's Stelle getreten war, den Rückzug mit der Erklärung, daß die preußischen Provinzen keine Nahrung für die russischen Heere haben.

Freilich hatten die Russen muthwillig vernichtet, was ihnen jetzt hätte nützlich sein können, und dergestalt sich durch ihre eigenen Unthaten geschlagen; aber sie sollten ja auch gar nicht von dem fremden Lande, sondern von ihren Magazinen leben, was ihnen niemand gewehrt haben würde, wenn nicht der Prinz von Würtemberg und der General von Werner durch Unterbrechung ihrer Verbindung mit ihrer Heimath dies gethan hätten. Genug, die Russen zogen sich eilig nach Polen zurück, und so waren nun Friedrich's Staaten auch von diesem Feinde befreit, der ihnen der furchtbarste geworden sein würde, wenn die Schlacht bei Torgau verloren gegangen wäre.

Durch die Zurücktreibung der Russen war natürlich auch der Rückzug der Schweden entschieden, und der Prinz von Würtemberg zögerte nicht, sofort Mecklenburg wieder zu nehmen, dessen Hilfsmittel dem Könige in der letzten Hälfte dieses Feldzuges verschlossen gewesen waren.

53.

Schluß des Feldzugs in Schlesien.

Als nach dem Einbruche der Russen und Oesterreicher in die Kurmark Brandenburg der König seiner bedrängten Residenz zu Hilfe eilen mußte, blieb Schlesien in den Händen Laudon's, den Daun daselbst mit einer Armee von über 40,000 Mann zurückließ. Laudon hatte keinen Feind gegen sich als die geschlossenen Städte und Festungen. Immer hatte den Oesterreichern viel an den südschlesischen Festungen gelegen. Eine bessere Gelegenheit sich ihrer zu bemächtigen hatte Laudon aber nie finden können. Er verrieth aber seine Absicht zu früh. So bitter nun auch dem Könige jede Schwächung seines Heeres ankam, so sah er sich doch gezwungen den General von Goltz mit einem Corps von 10,000 Mann gegen Laudon zurückzuschicken.

Sobald Friedrich seinen Zug nach Schlesien unternommen, hatte Laudon Anstalt zur Belagerung der Festung Kosel getroffen. Diese in dem äußersten südlichen Winkel Schlesiens liegende Festung hatte für ihn darum vorzügliche Wichtigkeit, weil er hier den mährischen Hilfsquellen am versichertsten war und weil es ihm vortheilhaft schien nach den Winterquartieren, die er

in Mähren zu halten pflegte, hier einen sicheren Eintritt in Schlesien zu haben.

Am 21. October schloß er Kosel rings ein. Die ersten Annäherungsarbeiten wurden bald aufgegeben, weil für die vorgerückte Jahreszeit eine regelmäßige Belagerung viel zu viel Zeit gekostet haben würde. Kosel sollte also mit Sturm genommen werden. Es schien aber als wären die Wälle und das Herz des Commandanten Generals von Lattorf sturmfest, wenigstens wurden die Oesterreicher in der Nacht des 25. Octobers und am Abend desselben Tages, als sie die Brückenwerke zu erstürmen suchten, mit so blutigen Köpfen heimgeschickt, daß ihnen die Lust zu einem zweiten Sturmversuche wohl hätte vergehen sollen.

Inzwischen machte Laudon einen Versuch die Besatzung, die meist aus österreichischen Gefangenen und Deserteurs bestand, zu Verrath zu bewegen. Aber auch dieser Operation verstand der General Lattorf den Erfolg zu wehren. Nun glaubte der Feldzeugmeister seinen Willen durch ein schweres Bombardement und einen darauf folgenden Sturm sicher durchzusetzen. Allein gegen Bombardement und Sturm stand die Festung fest, da der Commandant als Ehrenmann kugelfest war.

Indessen kam dem General von Lattorf doch eben zur rechten Zeit die Hilfe des preußischen Corps unter Goltz. Dieser war dicht vor Kosel bei Glogau eingetroffen und bedrohete nun die Belagerung. Jetzt gab Laudon sein Vorhaben auf und ließ seine Belagerungsgeschütze abführen. Beide Parteien maneuvrirten nun durch drohende Stellungen wie Schachspieler nach der böhmischen Grenze hin bis über Schweidnitz hinaus, und General Goltz durfte sich zu Ende des Monats November rühmen, den Feind vom schlesischen Boden herunter in sein Heimathland gedrängt zu haben. Nach abgeschlossener Convention bezogen beide Parteien Winterquartiere, Goltz zwischen Schweidnitz und der Grenze, Laudon in Böhmen.

So sah Friedrich trotz so vielem Unglücke dieses Feldzuges sein Schlesien frei und durfte mit einiger Zuversicht dem nächsten Feldzuge entgegen sehen, wenn ein solcher nicht durch diplomatische Maneuvre, welche dem Winter vorbehalten waren, abgewendet werden sollte.

54.

Feldzug der Schweden 1760.

Die Kriegsoperationen der Schweden waren stets gegen die großen Ereignisse der anderen Kriegsschauplätze so verschwindend gering gewesen, daß wir sie kaum einer Erwähnung werth gehalten haben. Auch in dem Jahre 1760 hatten sie ihren Charakter beibehalten, wenngleich die Unternehmungen der Russen, mit denen sie in enger Beziehung standen, ihnen größere Bedeutung geben zu wollen schienen.

Erst im Juli regte sich das schwedische Heer. Es war 17 Bataillone und 42 Schwadronen stark und an seiner Spitze als Oberbefehlshaber stand der General von Lantingshausen. Am 16. August ging die Armee von Greifswalde aus gegen die Trebel, die sie am 17. in drei Colonnen überschritt, wobei aber der beim schwedischen Heere angestellte Militaircommissar Marquis von Kaulincourt in preußische Gefangenschaft gerieth.

Nach einer Menge von bedeutungslosen Hin- und Herzügen und Neckereien, bei denen der Oberst Belling eine wahre Virtuosität entwickelte Gefangene zu machen, kam es am 3. September zu einem etwas ernsteren Zusammentreffen bei Prenzlow, wo der Major Kalkstein mit einer Compagnie abgeschnitten und gefangen genommen wurde, wofür Belling sofort aber dem Feinde wieder 186 Gefangene, dabei 6 Offiziere, nahm.

Da die Besatzung von Pasewalk, um der Stadt eine Beschießung zu ersparen, sich zurückzog, so vereinigten sich Belling und Oberstlieutenant von Goltz, um, von dem General von Stutterheim unterstützt, dem Feinde das weitere Eindringen in den Marken zu wehren. Indessen befestigten sich die Schweden in einem Lager bei Prenzlow ohne Miene zu weiteren Unternehmungen zu machen, und die wenigen preußischen Truppen unter Stutterheim, Belling und Goltz ließen die Ruhe, deren der weit überlegene Feind in dem Lager bei Prenzlau einen Monat lang pflegte, gern ungestört, bis sie nach der Entsetzung der Festung Kolberg durch den General von Werner Verstärkung erhielten.

Am 2. October langte Werner in Stettin an, nahm zwei Bataillone der Garnison zu seiner Avantgarde und rückte nach Pasewalk vor, wo ein schwedisches Corps unter dem General von Ehrenswärd stand. Hier hob er einen schwedischen Vorposten von 300 Mann mit 2 Kanonen nach heftigem Kampfe auf. Hierauf griff er das schwedische Lager selbst an, erstürmte alle Fortificationen, nahm 8 Kanonen und 623 Gefangene und würde auch

die Stadt angegriffen haben, um sie zu nehmen, wenn nicht die Schweden sie in Brand zu stecken gedroht und von diesem Entschlusse bereits bedauernswerthe Beweise gegeben hätten.

Unterdessen war der Prinz Eugen von Würtemberg angelangt, um den Oberbefehl über das stutterheim'sche Corps zu übernehmen. Seine Bewegungen nöthigten den Generalissimus von Lantingshausen die schwedische Hauptmacht von Prenzlow zurückzuziehen. Aber bald darauf mußte Prinz Eugen mit dem größten Theile seiner Truppen Berlin zu Hilfe eilen, und nun stand den Schweden die Uckermark wieder offen. Da eilte General Werner, das schwedische Pommern zu bedrohen, durch Mecklenburg über Treptow nach Malchin und nöthigte sie auf diese Weise über die Peene zurück, womit der schwedische Feldzug schloß und Mecklenburg wieder in preußische Gewalt gebracht wurde.

Wenn sonst an diesem schwedischen Feldzuge, der auf die großen politischen Verhältnisse, wie alle übrigen schwedischen Thaten in diesem Kriege, ohne Einfluß blieb, nichts denkwürdig war, so ist es doch der Zufall, daß in dem Gefechte bei Spantikow, am 21. August, Blücher von Wahlstatt, damals Fähnrich und ein obscurer schwedischer Edelknabe, in preußische Gefangenschaft fiel, was ihn später veranlaßte, in preußische Dienste zu treten. Der preußische Husar Landeck vom Regiment Belling, der ihn gefangen nahm, ahnte sicher nicht, daß er in dem vor ihm auf dem Pferde sitzenden Edelknaben Preußen seinen größten Feldmarschall zuführe.

55.

Die Belagerung Kolbergs.

Um die Operationen ihres Heeres zu unterstützen, beabsichtigten die Russen auch in diesem Feldzuge die Festung Kolberg wegzunehmen, und da dies bisher vom Lande aus sich nicht möglich erwiesen hatte, so sollte es dies Mal durch die Seemacht oder wenigstens durch Mitwirkung derselben geschehen. Freilich mußte den Russen an diesem Platze, der ihre Verbindung mit dem Vaterlande zur See vermitteln und sie vor Proviantmangel sichern konnte, viel gelegen sein.

Am 26. August erschien die große russische Flotte (20 Kriegsschiffe, mehre Fregatten, 3 Bombardirschiffe, mehre Brander und viele Transport-

schiffe), welche 8000 Mann Landtruppen nachführte, vor Kolberg. Drei Tage später wurde diese Flotte noch durch 6 schwedische Kriegsschiffe und 2 Fregatten verstärkt.

Unverzögert wurden die Landtruppen ausgeschifft, und sie nahmen unter der Anordnung der Generale Demidow und Schwaneberg die Annäherungsarbeiten sogleich in Angriff. In der Stadt commandirte der Major von Heiden, ein energischer Mann, den die Russen bereits kennen gelernt hatten.

Bald nach ihrer Ankunft eröffneten die Schiffe auf 3000 Schritte Entfernung ein gewaltiges Bombardement, in welches nach mehren Tagen auch die Geschütze der Landtruppen, deren Arbeiten rasch vorrückten, einstimmten, und in dieser Weise wurde die Stadt bis zum 13. September unsäglich bedrängt. Allein Bürgerschaft, Besatzung und die Batterie der Wälle leisteten Außerordentliches, der Stadt ihren alten Ruhm zu erhalten.

An diesem Tage ließ der russische Admiral Mischakow die Stadt zur Capitulation auffordern, erhielt aber die Antwort: „die Ehre eines preußischen Offiziers dulde eine Capitulation nicht, bevor es zum Aeußersten gekommen sei.“

In Folge dieser Antwort verstärkten die Russen ihr Feuer, und kaum würde die Stadt die Capitulation noch haben versagen können, wenn nicht am 25. September der General Werner mit zwei Grenadierbataillonen, zwei Freibataillonen und einem Husarenregimente der Stadt auf ausdrücklichen Befehl des Königs zu Hilfe geeilt wäre.

Von Großglogau aus war der General binnen drei und einer halben Woche mitten durch den Kriegsschauplatz der Russen marschirt, und man darf glauben, daß dazu ein guter Theil Scharfsinn nöthig gewesen war. Sein Marsch war auch so verborgen geblieben, daß, als er jetzt (von Stettin her noch verstärkt durch 4 Schwadronen, so daß er 4 Bataillone und 9 Schwadronen bei sich hatte) an das Defilée von Selnow, welches über die Persantebrücke zum Belagerungsrayon führt, kam, er den 300 Mann starken russischen Posten aufs Aeußerste überraschte. Seine Cavalerie griff diese Russen mit Benutzung ihrer Ueberraschung an, machte sie theils nieder, theils gefangen, und so war der Uebergang über die Brücke gewonnen, und am 18. October gelangte er in die Stadt, recognoscirte den Belagerer, fiel sogleich mit seiner Cavalerie aus und verjagte noch an demselben Tage dessen Cavalerie nach Köslin.

Dieses Ereigniß kam den Russen wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Die Offiziere flüchteten nach den Schiffen, und da die Russen vernommen hatten, daß sie am nächsten Morgen einen viel größeren Angriff zu erwarten haben, so verließen sie mit Einbruch des Abenddunkels ihre

Laufgräben und Batterien mit Zurücklassung ihrer Geschütze und Belagerungsgeräthe. Theils warfen sie sich auf die Schiffe, theils flüchteten sie in das Land, wo sie sich verliefen oder nach langem Irrsal zu dem tettenborn'schen Corps fanden.

Kolberg erwartete nun, daß die Flotte ihr Bombardement fortsetzen und die Stadt zusammenschießen werde. Allein am 23. hißte die stolze Meerbeherrscherin die Segel und zog sich, bald verschwindend, aus dem Bereiche der Sicht und des Spottes zurück. 9 Schwadronen und 4 Bataillone Preußen hatten auf diese Weise 8000 Mann russische Landtruppen und die stolzeste Flotte, die die Ostsee je getragen, in die Flucht geschlagen. Dieses seltene Ereigniß erregte das Staunen und theilweis den Jubel der Welt, und die Meinung, daß das preußische Volk durch Bravour und Kriegsfertigkeit vor anderen Völkern in hohem Maße ausgezeichnet sei, fand auf's Neue die lauteste Anerkennung (namentlich in England). Englische Zeitungen stritten sich, woher dieser seltsame Heldengeist komme, und nicht alle waren so historisch bewußt, ihn dem Verdienste der Regierung um die Volkserziehung zuzuschreiben. Man las Behauptungen als, der Sinn der alten Preußen (die bekanntlich in dem kleinsten und fernsten Winkel Preußens gesessen hatten) habe sich in dem Volke fortgepflanzt — oder, der slawische Charakter der alten Pommern (der keineswegs allzuheldenhaft gewesen) habe sich auf die Preußen übergepflanzt.

Was die Preußen Bewunderungsvolles zeigten, war in der That nicht mehr, als wessen alle deutsche Völker fähig sind, wenn ihr Patriotismus geweckt und ihr Ehrgeiz unter dem Eindrucke der altnationalen, der germanischen, Heldenneigung von den Regierungen gepflegt wird. Die Regierungen können die besten Völker verderben, nicht so leicht sie wieder aus der Verderbniß emporheben. Aber Deutschland hatte leider nur zu viele Regierungen, und das Gute ist seltener als das Schlimme.

Im Triumph wurden die verlassenen russischen Geschütze zur Stadt gebracht. Es waren 15 große Vierundzwanzigpfünder, 5 Haubitzen und 2 Mörser. Eine ganze Reihe von Wagen gehörte dazu die Munitionsdepots zu räumen und die zurückgelassenen Lagergeräthe zu transportiren. Es wurden auf die That des Generals von Werner und des Commandanten von Heiden Ehrenmedaillen geschlagen und sogar solche an die russischen Oberbefehlshaber gesendet.

Wie gerechtfertigt aber auch der Jubel war; der Spott war doch gefährlich, und als man sich in diesem ergehen ließ, dachte man nicht daran, daß Rußland dadurch gereizt werde, den Schandflecken unter Anwendung unbesieglich überlegener Hilfsmittel abzuwaschen.

56.

Der Feldzug gegen die Franzosen 1760.

Frankreich, immer aus Groll gegen England der eifrigste Gegner Friedrich's, hatte seine Armee für diesen Feldzug auf 125,000 Mann verstärkt und den Marschall Broglio an die Spitze gestellt. 30,000 Mann von dieser Armee sollten unter dem Befehle des Generallieutenants Grafen von St. Germain operiren und 15,000 Mann unter dem Commando des Prinzen Xaver von Kursachsen in Reserve gehalten werden.

Das Heer des Herzogs Ferdinand wurde in den Militairberichten zwar auf die Stärke von 94,000 Mann (50,000 Hannoveraner, 20,000 Engländer und 24,000 Braunschweiger, Hessen, Gothaer und Bückeburger) angegeben; aber dies geschah nur, um den Franzosen zu imponiren und sie in ihren Unternehmungen bedenklich zu machen. In der That erreichte das alliirte Heer kaum die Stärke von 70,000, und wenn ihm irgend eine Ueberlegenheit innewohnte, so war es die durch die Bravour und hohe Kriegstüchtigkeit, die es unter dem Herzog und dem trefflichen Prinzen von Braunschweig, beide Ferdinand geheißen, erlangt hatte.

Der Feldzug wurde von dem Herzog Ferdinand wieder sehr zeitig, aber unter größeren Schwierigkeiten, begonnen. Die Länder vor ihm mußten erobert werden, die Länder hinter ihm waren vom Kriege verwüstet und ausgebeutet. Selten waren Vorräthe zu finden, um Magazine anzulegen, und doch konnten ohne gesicherte Verpflegung die Operationen nicht wohl begonnen werden. Viel besser stand es um das französische Heer, dem der Ueberfluß der Niederlande, Frankreichs und des vom Kriege nicht berührten Süddeutschlands zu Gebote stand.

Unter diesen Umständen verzog sich der Kampf bis zum Ende Mai. Am 24. Mai warf der General Luckner die Franzosen aus Butzbach und erbeutete ihr Magazin; der Oberst von Wolf warf sie am 28. Mai aus Fulda, der Erbprinz Ferdinand lichtete am 5. Juni ein feindliches Husarenregiment (Berchini) durch einen prächtigen Ueberfall und bei Duisburg wurde gleicher Zeit den Reichstruppen durch den General von Fischer eine empfindliche Schlappe angehängt.

In der Mitte des Monats Juni ging nun aber die französische Armee rasch vor. Der Plan ihres Oberbefehlshabers war, sich den Durchgang durch Hessen zu erzwingen und Hannover zu nehmen, weil man sich dadurch England am Empfindlichsten machen konnte.

Sogleich ging der Herzog Ferdinand dem Feinde bis Neustadt entgegen und machte sich fertig ihn anzugreifen, nachdem er alle detachirten Corps an sich gezogen hatte. Aber inzwischen hatten die Franzosen Marburg mit leichter Mühe genommen und Broglio und Germain sich so in Verbindung gestellt, daß ihnen der Weg nach Münster nicht gesperrt werden konnte. Die Franzosen benutzten ihre Stellung, am 30. Juni Fritzlar zu überfallen, wo Ferdinand starke Waffen- und Proviantdepots hatte. Allein sie wurden aus der Stadt geworfen und zurückgetrieben.

Zu Anfang Juni schien es zu einer Schlacht kommen zu sollen und zu diesem Zwecke sich eigens die französische Hauptarmee vereinigt zu haben; allein es blieb beim Drohen und einigen Kanonenschüssen, bis am 9. Juni sich beide Heere bei Korbach begegneten. Beide täuschten sich in einander, indem sie glaubten, der Gegner stehe ihnen mit seiner Hauptmacht gegenüber, und so kam es zu einem Kampfe, der auf der einen Seite von denselbeu Rücksichten geformt wurde wie auf der anderen. Der Erfolg, wenn ein solcher angenommen werden konnte, gehörte den Franzosen, da 15 eroberte Geschütze in ihren Händen blieben. Doch waren sie zuletzt vom Erbprinzen Ferdinand zurückgetrieben worden, und Herzog Ferdinand blieb völlig in der Lage, seinen Feldzugsplan weiter zu verfolgen. Auf beiden Seiten betrug der Verlust etwa 900 Mann, und dies zeugte für die Geringfügigkeit des Ereignisses, welches von den französischen Zeitungen nach ihrer gewöhnlichen Weise zu einer wunderwürdigen Hauptschlacht gestempelt wurde, bis die Wahrheit, offenkundig geworden, den französischen Triumph in das Reich des Lächerlichen zurückwies.

Indessen glaubte doch der treffliche Erbprinz Ferdinand die lästige Großsprecherei der Franzosen baldigst strafen zu müssen und fand dazu schon am 16. Juni Gelegenheit bei Amöneburg (Emsdorf), wo er ein weit stärkeres feindliches Corps in Fronte, linker Flanke und Rücken angriff, mehre Bataillone gleich beim ersten Angriffe über den Haufen warf, ein Husarenregiment bis auf wenige geflüchtete Reste niederhieb, das ganze Corps in schmähliche Flucht trieb, es bei Niederklein in der Verfolgung wieder ereilte, wiederum furchtbar durch seine Cavalerie lichtete und einen großen Theil desselben zur Streckung des Gewehres nöthigte. Die Trophäen des Prinzen waren 5 Kanonen, 9 Fahnen und die ganze feindliche Bagage. An Gefangenen allein aber zählte man nicht weniger als 2663 und darunter befanden sich der Prinz von Anhalt-Köthen, der General Glaubitz von der Reichsarmee, der den Oberbefehl geführt hatte, und 179 Offiziere.

Doch rückte jetzt die Hauptmacht gegen Sachsenhausen vor, wo der Herzog Ferdinand stand. Zwar griff der Prinz Xaver Fritzlar vergebens

an, aber der französische Ritter du Muy, der an die Stelle des Generallieutenants St. Germain beordert worden war, nahm Stellung bei Volkmarsen. Nun vereinigten sich der hannöversche General von Spörken mit dem Herzog Ferdinand, nachdem er sich den Franzosen im Weichen noch durch Niedermetzelung einer nicht unbeträchtlichen Mannschaft empfindlich gemacht hatte. Der Herzog Ferdinand sah sich nun in den Winkel der Dimel und Weser zurückgedrängt, und es war nur noch ein Rückschritt nöthig, damit der Feind die Pforte von Hannover geöffnet finde. Am 30. stießen beide Heere vor der Dimel aufeinander, während der Prinz Xaver von Sachsen mit seinem Corps Kassel angriff.

Herzog Ferdinand bemerkte sofort in der Stellung des Feindes einen Fehler, der gute Ausbeute versprach. Das Hauptheer unter Broglio stand nämlich um einen Tagemarsch von der Armee des Ritters du Muy entfernt. Sogleich beschloß der Herzog diesen schwächeren Theil des Feindes anzugreifen und zu schlagen und sich dann erst auf die Hauptmacht desselben zu werfen. Indem er nun den Marschall Broglio durch Scheinbewegungen dergestalt täuschte, daß er des Glaubens blieb, Ferdinand's Heer unverändert vor sich zu haben, detachirte er seinen Neffen, den Erbprinzen, mit den zuverlässigsten Generalen und Truppen gegen die Armee Muy's, beabsichtigend im rechten Augenblicke selbst zu Hilfe zu eilen.

Am 31. Juli kam es nun zur Schlacht bei Warburg. Die Vortruppen hatten bereits sich blutige Köpfe geschlagen, als der Erbprinz und General Spörken mit ihrem Corps von 14 Bataillonen und 14 Schwadronen und 10 Bataillonen und 8 Schwadronen bei Warburg anlangten. Sogleich bemerkte Prinz Ferdinand, daß der Ritter Muy versäumte oder für überflüssig gehalten hatte, die Höhen von Meune und von Ossendorf zu besetzen, und daß ihm also trotz seiner Stärke von fast 30,000 Mann die Schlacht verloren gehen müsse.

Am 31. Juli früh Morgens ließ der Erbprinz zwei Colonnen unter der bergenden Decke eines dichten Waldes in die linke Flanke des Feindes gehen, vor dessen Fronte das von ihm besetzte Warburg lag, während der General Spörken mit einem großen Umwege Stellung im Rücken des Feindes nahm, worauf sogleich (Nachmittags halb zwei Uhr) der Angriff begann. Während des ersten Kampfes wurden die Höhen von Ossendorf besetzt, zu dessen Besetzung sich so eben eine ganze französische Brigade (Bourbonnois) anschickte.

Da Muy diese Brigade durch großen Nachschub unterstützte, so wurde der Kampf um den ossendorfer Berg äußerst hartnäckig und blutig; und er schwankte, bis eine Batterie von zehn Kanonen den Franzosen in die

Flanke geführt wurde und die hessische Garde zwei auf französischer Seite stehende schweizerische Miethregimenter über den Haufen warf. Von da ab entschied sich die Schlacht sichtbar zum Nachtheil der Franzosen.

Da nun die Colonne des Generals Zastrow mehr Platz gewann, neue Artillerie vom Grafen Lippe-Bückeburg aufgefahren wurde und ein Theil der englischen Gardecavalerie Raum zu Angriffsbewegungen fand, entzogen sich die Franzosen der Schlacht durch die Flucht über die Dimel, deren Brücke Muy zu seinem Heil noch im rechten Augenblicke mit zwei Brigaden besetzt und gesichert hatte. Allein die Brücke konnte nicht Truppen genug abführen, und von Cavalerie so wohl als Infanterie mußten viele Truppen schwimmend zu passiren suchen, was Todesopfer genug forderte. Das Corps des Reichsgenerals Fischer wurde furchtbar beschädigt. Um das Nachkommen desselben zu erleichtern, nahm Muy noch ein Mal jenseits der Dimel Stand.

Da aber erschien der Herzog Ferdinand, der mit 12 Bataillonen und 10 Schwadronen bereits auf die andere Seite des Flusses gegangen war, um dem Feinde den Rückzug verderblich zu machen. Die Schlacht hatte den Franzosen 12 Geschütze, 10 Fahnen, 5000 Mann und die Ehre gekostet, von der bei keinem Kriegerstande je so preisend gesprochen worden ist, als beim französischen. Ferdinand's Verlust betrug nur 1200 Mann.

An demselben Tage hatte aber Broglio Kassel genommen und damit Hessen in seine Gewalt gebracht, so daß die Schlacht von Warburg den Erfolg nicht haben konnte, den sie außerdem gehabt hätte, zumal sich am 10. August auch die Festung Ziegenhain in Hessen, die nur mit 800 Mann besetzt war, ergeben mußte.

Aber dies nützte den Feinden nichts, um Hannover zu gewinnen, da Ferdinand jetzt als Wächter bei Warburg Stellung nahm und Prinz Xaver durch die Schachzüge des bukner'schen Corps und dessen Ueberfall von Nordheim am Vordringen gehindert wurde. Es blieb nun beim kleinen Kriege, in welchem man den Gegner ohne eigenen Verlust zu beschädigen und Stellungen zu gewinnen suchte, die den Gegner in Verlegenheit brachten.

Doch blieb der Feldzug nicht ohne Thaten, die bewundert zu werden verdienen. Zu denen gehörte die Wegnahme des Städtchens Zierenberg unmittelbar vor der Fronte des großen französischen Lagers. Diesen glänzenden Streich führte der Erbprinz Ferdinand in der Nacht des 5. Septembers mit wenigen Truppen aus. Er nahm die ganze französische Besatzung von 700 Mann gefangen, ehe diese nur eine Ahnung hatte, daß sie sich in der Hand des Feindes befinde, und dicht dabei im französischen Lager erfuhr man das Geschehene erst, als Ferdinand längst wieder abgezogen war.

In ähnlicher Weise überfiel der Major Bülow Marburg. Die Fran-

zosen behielten dagegen in einem Gefechte bei Hallenberg den Vortheil, wogegen ein Angriff auf das Lager des Generals von Wangenheim bei Dransfeld, um deswillen ein Corps von 30,000 Mann unter dem Befehle des Prinzen Xaver in Bewegung gesetzt worden war, fehlschlug, oder doch keinen anderen Erfolg hatte, als daß Broglio einige Quadratmeilen Terrain gewann.

Doch benutzte der Marschall Broglio diesen kleinen Vortheil zu einem Versuche das Kurfürstenthum Hannover zu gewinnen. Da der Herzog Ferdinand nicht auf eine Hauptschlacht denken konnte, weil der Feind sicher ausgewichen wäre, um seine großen Massen zur Fatiquirung des Gegners sicherer zu verwenden, so schickte er (der Herzog) seinen Neffen, den Erbprinzen, mit einem sehr starken Corps fern in den Rücken des Feindes zu einer Belagerung von Wesel. Prinz Ferdinand führte den weiten Zug auf feindlichem Terrain mit vollkommener Genialität aus. In den letzten Tagen wurde die nur zum Schein unternommene Belagerung von Wesel mit größtmöglichem Geräusch begonnen und mit Energie fortgesetzt.

Kaum hatte der Marschall Broglio Kunde von diesem Unternehmen Ferdinand's, das seine Verbindung mit den Niederlanden, Frankreich und seinen wichtigsten Depotplätzen in Gefahr setzte, erhalten, als er seine Absichten auf Hannover aufgab, und eilend Anstalten traf Wesel zu entsetzen. Zu diesem Zwecke mußte er bedeutende Truppenmassen abschicken.

Das hatte ja der Herzog bewirken wollen, und der Erbprinz war der Mann, seinem Plane ganz zu dienen; denn weit entfernt sich eilend vor der sich sammelnden Uebermacht zurückzuziehen, blieb er dreist vor derselben stehen; imponirend durch den Schein viel größerer Macht, als er sie besaß, beschädigte er den Gegner wiederholt auf die empfindlichste Weise — so namentlich am 16. October, wo er ihm einen Verlust von 2500 Mann beibrachte.

Als er durch weitere Belagerungsoperationen seine Schwäche zu verrathen fürchten mußte, hob er am 18. October die Belagerung auf und ging über den Rhein zurück, blieb nun aber einen ganzen Monat so drohend stehen, daß der Marquis Castries von seiner Armee keinen Mann an den Marschall Broglio zurückgeben konnte.

Da dieser nun auch einen Angriff im Felde nicht wagte, so kam die ersehnte Zgit der Winterquartiere, die in den ersten Tagen des Decembers bezogen wurden. Aber der Zweck dieser Scheinbelagerung von Wesel und ihrer meisterhaften Ausführung war vollständig erreicht worden. Broglio mußte statt in Hannover, in Hessen seine Winterquartiere nehmen und durfte es noch für ein besonderes Glück halten, daß ihm Kassel für diesen

Winter (zu König Friedrichs Verdruß) in den Händen blieb. — Wenn Friedrich nun, wo auf allen Schlachtfeldern die Waffen ruheten, seine Lage überblickte, so durfte er mit Befriedigung sagen: „bei aller Gefahr ist es doch besser, als ich erwarten durfte.“ Sein Besitzstand war um nichts geschmälert gegen den vorjährigen und es schien, als wollte die Geschichte zeigen, daß ein genialer Fürst auch dem wildesten Schicksale gegenüber unerschöpflich und unvernichtbar ist.

57.

Feldzug 1761. Situation.

Wenn nun auch Friedrich am Ende des vorigen Feldzugs sagen konnte: „ich stehe noch unverletzt da,“ so konnte er doch nicht sagen: „ich stehe noch eben so stark da.“ Seine Hilfsquellen waren sehr seicht geworden, während seine Feinde in ihren weiten Reichen noch Mittel genug fanden, den Krieg fortzusetzen, sogar mit gesteigerter Kraft.

Die politische Seite der Scene hatte sich inzwischen etwas verändert, und zwar in einer Weise, die dem Könige die Besorgniß einflößen durfte auch seinen einzigen Bundesgenossen zu verlieren. Am 25. October war nämlich der König Georg II. von England, der sich als den größten Ehrenmann gegen Friedrich bewährt hatte, gestorben. Sein junger gleichnamiger Enkel bestieg den Thron. Die Unselbstständigkeit eines solchen Herrschers mußte die Parteien des Parlamentes ermuthigen sich geltend zu machen und ihren Principien die Herrschaft zu verschaffen. Zu welchem Resultate ein solcher fast naturmäßiger Parteienkampf aber führen werde, konnte Friedrich nicht voraussehen. Er mußte wünschen und hoffen, daß der große Minister Pitt, der Englands Macht so hoch gehoben, seines Einflusses nicht so bald verlustig gehe, und wenn dies geschehe, wenigstens ein Mann auf den Gipfel der englischen Herrschaft gestellt werde, der ihm ebenfalls Freund, wenigstens nicht Feind, sei. Bald nach Georgs II. Tode hatte Pitt im Namen Georgs III. das alte Bündniß mit Friedrich erneuert, und dieser war versichert auch in diesem Feldzuge die englischen Subsidiengelder und englische Bundestruppen zu behalten. Die Stimmung des Volkes schien ihm diese Pfänder zu sichern. Noch war in England die Bewunderung Friedrichs um nichts geringer geworden, und Friedrich mußte wünschen, daß der Einfluß des Volkes auf das Parlament ein beherrschender bleibe.

In Frankreich sah es für Friedrich fast tröstlich aus. Die Zeit war gekommen, wo das Volk zu dem Verständniß seiner Mißachtung, aus welcher 30 Jahre später die alles umstürzende Revolution hervorging, gelangte. Es begann die Gottlosigkeit, mit der seine Söhne auf fremder Erde, fremden Zwecken, ohne Ehre und Gewinn hingeopfert wurden, zu begreifen und die Schmach zu fühlen, die darin bestand, daß diese ungeheuern Blut- und Ehrenopfer, dem tändelhaften Eigensinn einer verächtlichen Beischläferin des Königs gebracht wurden. In diesen Opfern und in dieser Schmach hatte es den König, den man es den „Vielgeliebten" zu nennen hatte lehren wollen, kennen gelernt, und es begriff den Unsinn nicht, in dem es sich einem solchen Manne zu Leben und Tod verschworen haben sollte. Die Unzufriedenheit des französischen Volkes trat, nachdem die Erwartungen vom Könige wiederum getäuscht worden waren, drohend hervor, und die Forderung des Friedens zeigte sich so gebieterisch, daß das Cabinet sie nicht überhören durfte.

Demgemäß machte der französische Minister Friedensvorschläge. Sollten die nur zur Beruhigung des Volkes dienen oder waren sie ernst gemeint; — ernst gemeint war es aber nicht, wenn die Kaiserin Maria Theresia ihnen Gehör gab und sich entschlossen erklärte, die wüthende Verfolgung des Königs von Preußen einzustellen. Ja sie ging sogar soweit einen Friedenscongreß mit dem Sitz in Augsburg in Vorschlag bringen zu lassen.

Aber während dessen hatte schon ihr Bevollmächtigter in Petersburg den Auftrag den Sinn dieses Cabinets gegen den Frieden zu lenken. Friedrichs Blick war viel zu scharf, daß Maria Theresia ihn durch ihre Scheinmaneuvre hätte täuschen können. Just zu der Zeit, als Europa überzeugt war, daß es zum Frieden komme, schrieb er in einem nach Berlin gerichteten Briefe: „Alle Welt ruft nach Frieden, und wir hätten ihn gewiß; aber die Königin von Ungarn will ihn nicht."

Er unter Tausenden hatte richtig gesehen, und die Kaiserin konnte ihn nicht täuschen. Wie sollte auch diese Herrscherin zum Frieden geneigt sein, da ihr die weibliche Eigenthümlichkeit von ihrem Vater nicht so weit durch die besondere Erziehung hatte entzogen werden können, daß ihr nicht die Leidenschaft geblieben wäre, ihre Rachsucht bis zum fernsten Extrem auszudehnen? Ueberdem war sie jetzt ihrem Ziele näher als je. Sollte sie nun in fünf gefahrvollen langen Jahren so unermeßlich viel geopfert haben um, so nahe der glücklichen Entscheidung des Spiels, dasselbe abzubrechen und die eingesetzten Pfänder verloren gehen zu lassen?

In diesem Gefühle der Unversöhnlichkeit wurde Maria Theresia durch ihre Freundin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, bestärkt. Diese hohe

Dame rang schon seit geraumer Zeit mit dem Tode und mußte jeden Augenblick erwarten zur Rechenschaft vor den größeren Richter abberufen zu werden. Indessen mäßigte dieser Umstand ihre Rachsucht nicht; ja sollten die Maßregeln, welche in diesem Jahre gegen Preußen ergriffen wurden, zum Zeichen dienen, so war ihr Groll gegen den Feind nie größer als jetzt. Ihre Krankheit selbst mochte ihre Leidenschaftlichkeit steigern, und Friedrich hatte zu lange auf den Tod dieser Frau gehofft, daß nicht der Glaube, ihre Natur werde den Krieg überleben, diese Hoffnung hätte verderben sollen.

Die deutschen Reichsstaaten konnten nicht zu sehr in Betracht kommen. Wie groß auch ihre Macht aufzutreten vermochte, sie hatte sich noch in keinem Kampfe bewährt und war daher nicht zu fürchten; freilich aber darum weg zu wünschen, weil sie den König zu einer größern Zersplitterung seines Heeres nöthigte. Wie Friedrich die Reichsarmee gering achtete, ohne sie doch ganz aus den Augen zu setzen, zeigt eine Stelle in seinem derzeitigen Briefe, welche lautet:

„Wir haben einen kleinen Vortheil gegen die Reichsarmee gehabt; allein es lohnt nicht davon zu reden. So lange wir nicht so ein Stücker dreißigtausend niedermachen, sind alle unsere Vortheile eine wahre Lumperei.“

Noch geringere Beachtung verdienten die Schweden, obschon auch ihnen ein Gegengewicht gegeben werden mußte. Allein, neutralisirt durch von Stutterheim und von Belling, hatten sie sich in allen bisherigen Feldzügen so wenig geltend machen können, daß sie auch für dieses Jahr Besorgniß nicht einflößten.

Freilich, verglich Friedrich die Rüstungen seiner Gegner mit den seinigen, ihre numerische Größe mit der seinigen, so mochte das Vertrauen zu seinem Geschick nicht eben Stärkung gewinnen. Die französische Armeeliste wies 100,000 Mann nach, mit 60,000 Mann unter Laudon standen die Oesterreicher in Schlesien, mit 60,000 Mann unter Daun in Sachsen, die russische Armee, welche an der polnischen Grenze sich unter Buturlin sammelte, hatte 70,000 Mann, die Reichsarmee, bisher 32,000 Mann, trat wesentlich verstärkt auf und war angewiesen sich mit Daun zu vereinigen, und die Schweden betraten die Schaubühne des Kriegs in derselben Stärke wie im vorigen Jahre. Man konnte demnach den Feind auf 400,000 Mann schätzen und annehmen, daß er über 300,000 Mann wirklich aufs Schlachtfeld führe.

Gegen diese ungeheure Macht konnte Friedrich kaum ein Heer von 160,000 Mann stellen, einbegriffen die Armee des Herzogs Ferdinand von

Braunschweig, welche über 60,000 Mann stark, lediglich gegen die Franzosen gestellt war.

Aber das Mißverhältniß wurde durch Qualitätsumstände ungeheuerlich gesteigert. Die Armee, welche sich jetzt die preußische nannte, war die schlechteste, welche Preußen jemals besessen hatte, so schlecht, daß Friedrich selbst zweifelte, ob dieser Feldzug noch zu Ende gebracht werden könne. Der alte nationalpreußische Kern betrug kaum den zwölften Theil. Alles Uebrige bestand aus Gesindel aller Art, welches von Noth gedrungen unter die Fahne gekommen, und welches bei jeder passenden Gelegenheit zu Verrath und Desertion aufgelegt war, lieber plünderte als focht und soldatische Ordnung so wenig verstand, als es soldatischen Gehorsam ungern ertragen mochte. Sollten diese Truppen an Friedrichs Fahne gefesselt bleiben, so mußte man ihnen manches gestatten, was ganz gegen die Regeln der preußischen Militairordnung lief, wenn es nur eben nicht die Schlagfertigkeit schmälerte. Lange Kriege entzügeln den Ordnungssinn. Davon gab jetzt auch das sonst durch so strenge Disciplin zur Bewunderung selbst der Feinde ausgezeichnete preußische Heer einen Beweis, wenn auch nicht in der groben Weise wie einst die Schweden nach Gustav Adolphs Tode. Der Brief eines preußischen Generals aus jener Zeit giebt eine treue Schilderung. In demselben heißt es:

„Noch jetzt fürchte ich die Ueberlegenheit des Feindes weniger, als unsere innere Desorganisation. Der Soldat kann nicht leben, da er das Nothwendigste entbehrt; nun fängt er an zu stehlen; er erniedrigt sich zum ehrlosen Straßenräuber, und diese Ehrlosigkeit macht ihn zur feigen Memme. Dies lockert natürlich die Bande der Disciplin, jener wahren und fast einzigen Stütze der Armeen. Der Offizier befindet sich in demselben Falle und fast auf dem Puncte, daß er sein Ehrenwort und seinen Ruf vergißt. Er bestiehlt das Land und endigt damit, daß er den König betrügt. Selbst der Ehrenmann kann das nicht weiter verhindern, weil er die Unmöglichkeit einsieht anders zu subsistiren. Der Hauptmann ist gezwungen, für die Kleidung des Soldaten das Doppelte zu bezahlen, was ihm der König dafür gut thut. Woher soll er's bekommen? Natürlich auf unerlaubten Wegen, für welche man keine Grenzen zu setzen vermag. Leider vermehrt sich dieser Uebelstand von Tag zu Tage und man sieht keine Möglichkeit, demselben zu steuern. Das ist in wenigen Worten der Krater, über dem wir stehen*).

Bisher hatte eben die Disciplin das kleine preußische Heer den großen feindlichen Heeren überlegen gemacht. Jetzt war es an Zuchtlosigkeit den

*) S. Strähle II, 275.

feindlichen Heeren sehr ähnlich, und keine moralische Ueberlegenheit wog den numerischen Mangel auf. Wodurch sollte dieser Mangel ersetzt werden? Wenn ein Ersatz möglich war, so mußte er von Friedrichs persönlichem Einflusse erwartet werden.

Der König selbst in seiner Bescheidenheit war aber weit entfernt, so Großes von sich zu erwarten, und darum war seine Hoffnung sehr schwach. Das bewies sich in einem seiner Briefe, in dem es heißt:

„Es gehe nun, wie der Himmel will. Ich unternehme diesen Feldzug wie ein Mensch, der sich kopfüber in die Fluthen stürzt. Will man alles voraussehen, so ist man auf dem nächsten Wege ein Hypochonder zu werden; will man an gar nichts denken, so setzt man sich durch eigene Schuld der Gefahr aus überrascht zu werden. Ich sage mir selbst: alles Böse, was man fürchtet, und alles Gute, was man hofft, kommt anders, als man dachte. Allein bei der großen Anzahl meiner Feinde bleibt mir nichts weiter übrig, als die Augen offen zu halten und den Krieg von einem Tage zum andern hinzuziehen."

Man sieht daraus, daß Friedrich den verzweifelten Stand seines Machtverhältnisses genau kannte. Nichts schien retten zu können als Friede. Aber ein unehrenhafter Friede war nach alter Erfahrung nur dem wiener Cabinet möglich; dem großsinnigen Friedrich unmöglich; daher standen nur Sieg oder Untergang als die Endpuncte dieses furchtbaren Kriegs in Aussicht, aber zwischen Sieg und Untergang lag das ganze Gewicht der Wahrscheinlichkeit auf Letzterem.

Trotz dem wurde Friedrich nie kleinmüthig und schwach, was selbst die Vergeltung bewies, die er im Februar 1761 durch Ausräumung des Schlosses Hubertusburg an dem Kurfürsten von Sachsen dafür ausübte, daß dessen Truppen sein Schloß Charlottenburg vandalisch verheert und der Kurfürst darüber Freude geäußert hatte. So blieb er immer dem Grundsatze treu, seine Feinde durch Kraft, aber nicht durch Nachgiebigkeit und Ergebung milder zu stimmen, und diese Characterfestigkeit mußte ihm den Sieg endlich verschaffen, wie denn der moralische Sieg nie auch nur eine Minute von ihm gewichen war. Napoleon I., der die Geschichte Friedrichs mit seinem durchdringenden Verstande studirt hatte, erkannte in Friedrichs Characterfestigkeit das Element seines Sieges und drückte sein Urtheil in den Worten aus:

„Nicht das preußische Heer, sondern Friedrich der Große hat Preußen sieben Jahre lang gegen die drei mächtigsten Reiche Europas vertheidigt."

58.

Die Vertreibung der Franzosen aus den Winterquartieren.

Die Franzosen schienen für das Jahr 1761 große Absichten zu haben, da sie sich und ihren Gegnern fast gar keine Winterruhe gönnten. Sie hatten sich zwischen Werra und Fulda gelegt, breiteten sich über Mühlhausen, Langensalza und Gotha bis Erfurt aus, welches von den Reichsvölkern besetzt war und von wo ab die Winterquartiere dieser sich südwärts über das Land verbreiteten. Das Eichsfeld aber war von den Truppen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig besetzt, deren Position daher die Franzosen ernst genug bedrohete.

Allein mehr um die an Nahrungsmangel leidende Festung Erfurt zu verproviantiren, war es nöthig den Herzog Ferdinand aus seiner Stellung auf dem Eichsfelde zu vertreiben. Der Marschall Broglio ließ daher am 2. Januar ein Corps von 9 bis 10 Tausend Mann gegen Worbis anrücken. Ein Ueberfall gelang nicht, da sich die Besatzung, zeitig genug unterrichtet, bereits auf den Silberberg zurückgezogen hatte, um da die nächste Garnison mit sich zu vereinigen. Ein Angriff der Franzosen unter dem Grafen von Belsunce wurde von Ferdinands Truppen unter dem General Mansfeld aufs Entschiedenste abgewiesen, und eine Verstärkung von drei preußischen Bataillonen nöthigte die Franzosen sich eiligst wieder zurückzuziehen. Doch ließen sie in Worbis eine Besatzung von 600 Mann.

Nun rückten die Preußen unter Kielmannsegge', 5000 Mann stark, wieder vor, warfen die Franzosen aus Worbis, wobei sie drei Compagnien derselben gefangen nahmen, und befestigten sich in der vorgeschobenen Stellung so gut als möglich. Vergebens bemühete sich nun Marschall Broglio die preußischen Truppen aus Duderstadt zu vertreiben.

Nun suchte Broglio wenigstens das Magazin in Göttingen zu füllen, um von da aus bei passender Gelegenheit Erfurt und die sonstigen Standquartiere versorgen zu können. Und dies gelang ihm bei den größten Vorsichtsmaßregeln dergestalt, daß er am 14. Januar 5000 Säcke Mehl in Göttingen einführte.

Da er den Feldzug sehr zeitig beginnen und womöglich gleich von Anfang Hannover und Sachsen gewinnen wollte, mußte er noch größere Verpflegungsvorkehrungen treffen und die Vorräthe von Thüringen und Westphalen zu gewinnen suchen. Zu diesem Zwecke erhielt der Graf Stain=

ville Ordre, sich, verstärkt durch die Truppen des Prinzen Xaver von Kursachsen, in Thüringen vorzudrängen, der Ritter Meaupeau aber Ordre in Westphalen einzudringen. Graf Stainville operirte nicht ohne Glück. Das preußische Freibataillon von Wunsch ließ sich am 26. Januar in Ebeleben überfallen und aufheben, und die andre Garnison war so wenig unterrichtet und vorbereitet, daß sie sich zurückziehen mußte. Die Preußen verloren dabei an 500 Mann und die Vorräthe, welche sich in dieser Gegend befanden. Zwar eilten sie, nachdem sie sich ein wenig concentrirt und in Stand gebracht hatten, den eilig wieder zurückgehenden Franzosen und Sachsen nach, machten auch von letztern einen Theil gefangen, konnten aber doch dem Feinde die von ihm schnell genug gesicherte Beute nicht wieder abnehmen. General Luckner versäumte auch die Gelegenheit nicht, bei Westerode mit einem Angriffe des Grafen Belsunce eine kleine Rache auszuüben, ohne jedoch dadurch dem bevorstehenden Feldzuge irgend einen Vortheil zuwenden zu können.

Der Zug des französischen Ritters Meaupeau mißglückte gänzlich; aber die englischen Truppen zu Stadtbergen erlitten am 27. Januar durch einen Ueberfall einen Verlust von 200 Mann und ihr Befehlshaber, Major von Lune, der sich auf keinen Fall ergeben mochte, fiel.

Wo es nur immer ging, suchte Marschall Broglio seine Quartiere vorzuschieben, gelangte bis an die Unstrut, erreichte dadurch aber nichts weiter, als daß der Herzog Ferdinand von Braunschweig, wie gern er auch seinen Truppen Ruhe in den Quartieren gegönnt hätte, Revanchemaßregeln traf.

Herzog Ferdinand, so still er sich dabei auch verhielt, veranstaltete nun einen Ueberfall der Franzosen in ihren Quartieren. Die französischen Quartiere dehnten sich im rechten Flügel von Gotha über Mühlhausen bis an die Werra, im Centrum über Fritzlar bis Gießen und im linken Flügel bis zum Rhein aus. Die stärksten französischen Magazine befanden sich zu Fritzlar, Marburg, Gießen, Ziegenhain, Friedberg, Kassel und Göttingen.

Diesem französischen Winterlager gegenüber befand sich das der preußischen Bundesgenossen an der Dimel und Weser bis Osnabrück. Es war klüglicher Weise viel concentrirter als das französische, dessen Centrum und linker Flügel äußerst dünn waren.

In der ersten Woche des Februar ließ der Herzog seine Truppen in größter Stille zu drei Colonnen bei Lippstadt, an der Dimel und bei Duderstadt zusammenrücken. Die erste Colonne war dem Erbprinzen Ferdinand, die dritte dem General Spörken überwiesen, die mittele behielt der Herzog Ferdinand unter seinem Commando.

Der Erbprinz sollte das französische Lager durchbrechen, die französischen Magazine zerstören und einen Theil des französischen Heeres abschneiden. Zugleich wollte der Herzog den abgeschnittenen Theil in der Fronte angreifen und dadurch den Marschall Broglio hindern seinem linken Flügel zu Hilfe zu eilen. General Spörken aber hatte die Aufgabe, durch ein preußisches Detachement verstärkt, den rechten Flügel des französischen Lagers über die Werra zurückzudrängen.

Der Erbprinz überfiel nun Frankenberg, Rosenthal, Münchhausen, Ernsthausen, Rauschenberg, Kirchhain und Amöneburg, machte überall Gefangene und Beute, fand aber vor Marburg und Fritzlar energischen und überlegenen Widerstand. Während dessen war der Herzog gegen Kassel vor-General Spörken über Worbis hinausgerückt.

Marschall Broglio war indessen zeitig genug benachrichtigt worden, um die nöthigen Vorkehrungen treffen zu können. Er hatte seinen linken Flügel eiligst gegen die Unstrut vorrücken lassen. Ein Zusammenstoß der Franzosen und Sachsen bei Eichenrode mit dem luckner'schen Corps veranlaßte die erstern sich über Mühlhausen zurückzuziehen. Zugleich aber hatte Broglio die Besatzungen von Münden und Witzenhausen nach Kassel geworfen, um die Besatzung dieses wichtigsten Platzes zu verstärken, aber dem ganzen linken Flügel Ordre ertheilt, sich zurückzuziehen.

Inzwischen aber hatten sich Luckner und General Syburg, der mit einem preußischen Detachement von Weißenfels herkam, am 14. Februar bei Straußfurt vereinigt und dadurch ihr Corps auf 4000 Mann gebracht. Mit diesem griffen sie den Feind bei Merxleben an und drängten ihn zurück. Das sächsische Corps, welches in Abwesenheit des Prinzen Xaver jetzt unter dem Commando des Generals von Solms stand, mußte sich nach einem kurzen Widerstandsversuche bei Thomasbrück ebenfalls zurückziehen, setzte sich aber hinter Langensalza, wo es auch Verbindung mit dem Grafen Stainville gewann.

Allein Stainville marschirte ganz unvermuthet ab und die Sachsen mußten nun den Angriff allein aushalten. Sie verloren das Regiment Prinz Anton durch Gefangennahme, ebenso den größten Theil des Regimentes Kurprinz und andere Truppenkörper. Ihre Niederlage war sehr beträchtlich. Sie betrug nicht weniger als 83 Offiziere 1900 Gemeine, 1 Fahne und 5 Kanonen. Der Verlust der Angreifer betrug nur 300 Mann.

Nun rückten die Preußen und ihre Bundesgenossen rasch gegen Eisenach vor, vertrieben dort die Franzosen, und sehr bald sah man diese alle Quartierorte an der Werra flüchtends verlassen. Ihre Magazine wurden zum größten Theile eine Beute der Sieger. So stand es hier am 19. Februar.

Während dessen hatte der Erbprinz von Braunschweig am 15. Februar Fritzlar genommen. Marschall Broglio ward dadurch gezwungen, allenthalben auf der rechten Seite seine Regimenter zurückgehen und sie bei Hirschfeld und Friedewalde zu sich stoßen zu lassen. Aber auch von hier wich er schnell, und schon am 20. Februar befanden sich die Quartiere der Preußen und ihrer Bundesgenossen, die allenthalben gleichmäßig vorgerückt waren, bei Ziegenhain, Homburg und Vacha, so daß jetzt das französische Magazin in Fulda, welche Stadt noch frei war, sich in großer Gefahr befand.

Broglio traf auch sofort Anstalten Fulda zu vertheidigen; aber er hatte keine Zeit mehr gehörige Vorbereitungen zu treffen, und war daher gezwungen, seinen Rückzug schleunigst fortzusetzen. Da er das kostspielige große Magazin nicht retten konnte, mußte er es vernichten, damit es nicht, wie so viele andere seiner Magazine, eine Beute des Herzogs Ferdinand würde.

Da das Hauptheer der Franzosen unter Broglio im Rückzuge blieb, war auch der Marquis de Rouge, der das Corps vor Marburg befehligte, zum Rückzuge gezwungen und die Besatzung von Marburg sich selbst überlassen. Er wich bis Butzbach, wie Broglio über Frankfurt hinaus. Hier aber wollte er Widerstand leisten. Die Preußen und ihre Bundesgenossen waren nunmehr bis zur Ohm, Schwalm, Kitzingbach und Lahn vorgerückt.

Jetzt mußte Herzog Ferdinand wohl darauf denken, die in seinem Rücken gebliebenen noch von den Franzosen besetzten Festungen zu nehmen, ehe er seinen kühnen Zug fortsetzte. Er verstärkte deshalb den Grafen von Schaumburg-Lippe-Bückeburg, den er zur Cernirung Kassels zurückgelassen hatte, durch ein Belagerungscorps und gab ihm Ordre Kassel mit allem Ernst anzugreifen. Allein die höchst ungünstige Witterung, bodenlose Wege und Uebelstände anderer Art machten die Herbeischaffung des Belagerungsgeschützes fast unmöglich und erschwerten den Trancheenbau, während die starke Besatzung unter dem Grafen von Broglio, dem Bruder des Feldmarschalls, keine Stunde vergehen ließ die Fortifikationen zu vermehren und zu verbessern.

Zu gleicher Zeit ließ Herzog Ferdinand Ziegenhain und Marburg einschließen und nahm Stellung an der Ohm vor Grünberg über Schweinsberg bis zur Kitzing, um die drei Belagerungen gegen das französische Heer zu decken, welches zwischen Frankfurt, Gießen, der Lahn und dem Main zusammengepreßt war.

Am 10. März begann die Beschießung von Kassel. Fast zu gleicher Zeit fanden auch vor Ziegenhain und Marburg heftige Angriffe statt. Allein der Mangel an Belagerungsgeschütz sowie andere aus der Jahreszeit hervorgehende Mißstände verhinderten von vorn herein jeden Erfolg.

Als der Marschall Broglio aber in der ersten Woche des März bedeutende Verstärkungen von der französischen Armee am Niederrhein erhalten hatte, beschloß er von seiner sehr beträchtlichen Uebermacht in offensiven Bewegungen Gebrauch zu machen. Er machte eine Bewegung auf die Linie Assenheim, Butzbach, Wilstadt. Bis zum 18. März wurden diese Bewegungen der Franzosen immer entschiedner, und ihre Arrangements zeigten, daß Broglio nun zu ernsten Angriffen schreiten wollte.

Herzog Ferdinand mußte es daher für rathsam halten, die Belagerungen von Ziegenhain und Marburg aufzuheben und die dabei beschäftigten Truppen an sich zu ziehen. Broglio stellte seine Hauptmacht gegen den rechten Flügel des Herzogs Ferdinand, um dadurch Marburg in seine Operation zu ziehen. Dadurch hatte sich Broglio anderwärts geschwächt, und ein Theil seiner Armee wurde von dem Erbprinzen von Braunschweig und dem General Luckner wieder um etwas zurückgetrieben.

Sofort beschloß Broglio den Erbprinzen anzugreifen und über den Haufen zu werfen. Den Herzog Ferdinand zu beschäftigen, daß er dem Erbprinzen nicht beistehen könne, wurden die umständlichsten Anstalten getroffen. Der Hauptangriff sollte auf Grünberg, wo des Erbprinzen Stellung am Stärksten war, vom Grafen Stainville ausgeführt werden.

Als Broglio vor Grünberg recognoscirte, erfuhr er, daß der Angriff des Generals Luckner bei Laubach bereits mit Erfolg stattgefunden hatte.

Sofort wurde der Angriff auf den Erbprinzen unternommen, aber unkluger Weise nicht mit Cavalerie, die die gänzlich unvorbereiteten Preußen und preußischen Bundesgenossen ohne Zweifel in die ärgste Verwirrung gebracht haben würde, sondern mit Artilleriefeuer, welches natürlich dem Erbprinzen Zeit ließ, sich wenigstens noch einigermaßen in Stand zu setzen. Gleichwohl mußten seine Cavalerie und Infanterie mit beträchtlichem Verluste bis hinter den Wald von Alzenheim weichen. Hier aber ordnete Prinz Ferdinand seine Truppen, warf den Feind mehre Male wieder zurück; mußte sich demungeachtet aber über die Ohm nach Burgmünden zurückziehen, da er gleich im Anfange des Ueberfalls großen Verlust erlitten hatte. Sein ganzer Verlust betrug 2000 Mann, 10 Kanonen und 19 Fahnen.

Diese vom Erbprinzen erlittene Schlappe zwang den Herzog, sein ganzes Heer eine rückgängige Bewegung machen zu lassen. Er ließ es Stellung bei Ziegenhain nehmen. Die Franzosen folgten und gewannen in wiederholten kleinen Gefechten, wie sie bei jedem Rückzuge stattfinden, noch eine Anzahl Gefangene, namentlich Engländer wogegen der Erbprinz Ferdinand und General Luckner jede Beeinträchtigung ihres Rückzuges aufs Empfindlichste strafften.

Unter den dergestalt eingetretenen Verhältnissen ließ Herzog Ferdinand die Belagerung von Kassel aufheben und zog die Armee in die nach dem letzten Feldzuge genommenen Quartiere zurück. Er hatte dadurch anscheinend nichts, und in der That viel gewonnen, nämlich durch die Zerstörung oder Erbeutung der französischen Magazine.

Broglio war nun in seinen Unternehmungen auf lange gehindert, da er unweigerlich neue Magazine errichten mußte, ehe er es wagen konnte in dem gänzlich ausgesogenen Lande sich frei zu bewegen. Wie bedeutend das gewesen, was die Franzosen verloren hatten, geht daraus hervor, daß allein das zu Hirschfeld 80,000 Säcke Mehl, 50,000 Säcke Hafer und eine Million Rationen Fourage enthalten hatte. Um seine Magazine herzustellen brauchte Broglio mindestens zwei Monate, also bis Ende Juni Zeit, und diese Zeit war dem Herzog Ferdinand sehr wichtig, da er ihrer bedurfte, theils um sein Heer sich erholen zu lassen von dem vorjährigen Feldzuge, dessen Ende eigentlich jetzt erst erreicht war, theils um seine nur zu mangelhafte Armatur in Stand zu bringen.

59.

Vorbereitungen des Feldzugs unter Friedrich.

So früh brachen die Truppen in Sachsen, Schlesien und Pommern nicht auf. Aber sie hatten dazu auch keine Veranlassung, da der Feind ihnen Ruhe ließ. Der König beschäftigte sich damit seine Regimenter, Cassen und Magazine zu füllen. General Syburg, der zum Beistande des Herzogs Ferdinand detachirt worden war, hatte zugleich den Auftrag, in den Staaten der feindlichen Reichsfürsten und Thüringen Soldaten für den König zu werben oder zu pressen. Er, sowie General von Schenkendorf entledigte sich dieses Auftrags vortrefflich. Sie brachten nicht nur eine beträchtliche Rekrutenmasse zusammen, sondern trieben auch in jenen Ländern eine Million Thaler Contribution und starke Naturallieferungen ein. Besonders auch wurden in jenen Ländern die Pferde, die nur einiger Maßen brauchbar waren, für die Armee requirirt.

Nicht anders verfuhr Friedrich in Sachsen. Er erschwerte dadurch seinen Feinden die Kriegführung und setzte sich in den Stand, den Krieg

fortzusetzen, ohne seinem eignen Lande Kriegssteuern auferlegen zu müssen, was er auch während der sämmtlichen Feldzüge niemals gethan hat. Und freilich mußte er diejenigen Provinzen, welche bisher vom Kriege verschont geblieben waren, desto mehr schonen, da die andern Provinzen, die der Krieg betroffen hatte, so namentlich Pommern und die Marken, dergestalt verwüstet worden waren, daß sie voraussichtlich nach dem Kriege des Beistandes jener glücklichern Landestheile nur zu sehr bedurften.

Freilich konnte so nicht allenthalben verfahren werden, und es wurde sehr übel genommen und mit Revanche ausgeglichen, daß der Prinz von Bernburg in der Grafschaft Glatz, die von den Oesterreichern besetzt war, Rekruten ausgehoben hatte. Die für die Ruhe der Winterquartiere abgeschlossene Convention wurde nur darum nicht aufgehoben, weil die Oesterreicher noch nicht Lust hatten den Feldzug zu beginnen.

Im Mai, als der König die Truppen im sächsischen Winterlager inspicirte, war er so weit fertig, daß der Feldzug hätte beginnen können; doch mochte er ihn aus begreiflichen Gründen nicht provociren. Maria Theresia, ungeduldig nach so langen Anstrengungen noch nicht zum Ziele gekommen zu sein, war mit der bisherigen Kriegführung nicht zufrieden. Daun hatte Sachsen im letzten Feldzuge zum Hauptobjecte gemacht, wodurch die Streitkraft nur zersplittert worden war. Maria Theresia wollte, daß Schlesien in diesem Feldzuge für das eigentliche Object angesehen werde, weil es dies eigentlich war, und sie verlangte von Daun, daß dieses Land nunmehr genommen werde.

Um diesen Zweck zu erreichen, hatte sie bei Elisabeth von Rußland darauf dringen lassen, daß ihr Oberfeldherr angewiesen werde, nach Schlesien zu operiren und den König zu beschäftigen, womöglich zu schlagen, während die österreichische Armee die schlesischen Festungen zum Falle bringe. Damit aber nichts in diesem Plane zweifelhaft bleibe, sollte sich die russische Armee mit der österreichischen vereinigen. Der Scharfsinn Maria Theresia's läßt sich nicht verkennen, aber eben so wenig der Mangel an Kriegskenntniß. Pläne lassen sich in der behäbigen Stube leichter machen als auf dem Kriegsschauplatze ausführen.

Während Schlesien für Oesterreich erobert würde, sollte aber auch für Rußland etwas gewonnen werden, und man ersah dazu die pommer'sche Seefestung Kolberg. Sie war für die Russen strategisch ebenso wichtig als für den König. Wenn in diesem Jahre auch weniger Werth auf Sachsen gelegt wurde, so sollte doch eine Armee von 60,000 Mann unter dem Befehle des Feldmarschalls Daun, mit welchem Maria Theresia jetzt trotz seinem geweiheten Hute und Degen ziemlich unzufrieden war, bleiben.

Wie immer nahm Friedrich den Schauplatz der größten Gefahr, also Schlesien, für sich. Sachsen übergab er seinem Bruder Heinrich. Die Armee, an deren Spitze er sich stellte, konnte sich freilich mit der Daun's nicht vergleichen; aber Heinrich war ein genialer Feldherr, und Daun nicht der Mann, dessen Thatlust Besorgniß einflößte.

Freilich hatte Heinrich auch mit der Reichsarmee zu thun, der auch in diesem Feldzuge Sachsen zur Aufgabe gemacht worden war. Aber die Reichsarmee war diejenige Potenz des gegenwärtigen Krieges, die für wenig oder nichts zu halten war. Die Hauptaufgabe des Prinzen Heinrich war, den Feldmarschall Daun in Sachsen fest zu halten, oder doch kein Terrain gewinnen zu lassen, und ihm auf den Fersen zu folgen, wenn er sich nach Schlesien wenden wollte.

Der Prinz von Würtemberg wurde an die Spitze desjenigen Corps gestellt, welches Pommern und namentlich Kolberg schützen sollte — denn daß die Russen die Eroberung Kolbergs zu ihrer Hauptaufgabe gemacht hatten, war längst bekannt. Zur Deckung Kolbergs wurde auch bereits an einem befestigten Lager gearbeitet und das Mögliche gethan, diese wichtige Festung mit Proviant und Munition genügend zu versehen.

Ein Corps von 12,000 Mann wurde dem General von Golz übergeben mit der Aufgabe, damit die Russen von Schlesien ebenso wie von Pommern abzuhalten, aber sofort demjenigen Kriegsschauplatze zuzueilen, auf welchem die Russen eine einflußreiche Rolle zu spielen vielleicht beabsichtigen möchten.

Ehe in Sachsen und Schlesien sich der Feind rührte, machte sich zur drolligen Bewunderung Europa's schon die Reichsarmee bei Saalfeld bemerklich, indem sie bis Rudolstadt, Hof, Plauen und Saalfeld vorrückte. Sofort schickte Friedrich den General Syburg gegen dieselbe. Dieser vereinigte sich mit dem General von Schenkendorf. Beide Generale griffen nur mit einem Theile ihrer Truppen die Reichsarmee bei Saalfeld an, die hier von dem General von Rosenfeld befehligt wurde. Sie stießen zuerst auf die Löwen der Bischöfe von Trier und Köln, dann auf österreichische Kürassiere und Croaten.

Da dieser Feind beim ersten Anblicke der Preußen zurückging und die Brücke beim Dorfe Schwarze zerstörte, so setzten die preußischen Husaren durch eine Furth nach, warfen nicht nur die Kürassiere, sondern sprengten auch ein Quarrée, welches die Infanterie der Reichsvölker gebildet hatte. Diese Truppen waren die Avantgarde des Reichsheeres. Sie fielen meist in Gefangenschaft und ihre vier Kanonen und zwei Fahnen wurden eine Beute der preußischen Husaren unter dem feurigen Major von Prittwitz.

Gleicher Zeit war das Corps des Reichsheeres von der anderen Seite von dem preußischen Husarenmajor von Hund angegriffen worden. Und als nun beide preußische Husarenabtheilungen, jede von fünf Schwadronen, mit zufälliger Uebereinstimmung ihren Angriff machten, warfen sich die Reichstruppen in die Flucht, wurden aber bei Hohen-Eiche gänzlich zersprengt, meist gefangen genommen und verloren noch vier Kanonen und vier Fahnen, sammt dem Fuhrwerk. Das geschah am 2. April.

Am 5. April griffen nun Syburg und Schenkendorf ein anderes stärkeres, von Oesterreichern bedeutend unterstütztes Corps des Reichsheeres an. Der Major von Hund hieb mit einer einzigen Schwadron Husaren in ein Quarrée von zwei Bataillonen Baiern und Croaten ein, nahm vier Kanonen und machte 146 Mann und den Obersten Morawicki gefangen. Bei einem Versuche das Quarrée gänzlich zu sprengen, wobei der Major Hund als der Erste in die Glieder setzte, fiel dieser kühne Offizier von einer Kugel getroffen. Hierauf zogen sich diese feindlichen Truppen in guter Ordnung zurück. Ihnen folgten andere unter dem General Klefeld.

So waren Sachsen und das angrenzende Baiern von Reichsvölkern frei, und die Preußen ließen es sich nun angelegen sein, alle Vorräthe und Viehbestände wegzunehmen, um dem etwa wieder nachrückenden Feinde die Subsistenzmittel zu entziehen.

Eine ganz bedeutungslose Bewegung der preußischen Generale Syburg und Schenkendorf brachte die ganze Reichsarmee in Schrecken. Sie wurde sofort nach Bamberg zurückgezogen. Die Lächerlichkeit dieses Ereignisses scheint der Reichsarmee selbst Vergnügen gemacht zu haben, denn einer ihrer Offiziere schildert, nachdem er das Schwert mit der Feder vertauscht hatte, dieses Ereigniß mit sichtbarem Wohlgefallen.

Indessen mochte dem Herzog von Zweibrücken die Rolle, welche die Reichsarmee spielte, und die er mitzuspielen gezwungen war, doch nicht so ganz erfreulich sein, wie sie denn in der That einem ehrenhaften Krieger nicht achtbar erscheinen konnte; denn er zog sich jetzt zurück und überließ dem österreichischen Generalfeldzeugmeister Serbelloni das Glück, an der Spitze jener Löwenarmee zu stehen, die Deutschland in eine namenlose Schande gebracht haben würde, wenn Preußen und seine Bundesvölker es nicht gleichzeitig aus dieser Schande befreit hätten.

60.

Friedrich geht nach Schlesien.

Bereits am 18. April hatte der Generalfeldzeugmeister von Laudon dem preußischen General von Golz die Winterrastconvention aufgekündigt. Nach vier Mal vierundzwanzig Stunden durften also aufs Neue die Feindseligkeiten begonnen werden. Golz zog sofort alle exponirten Truppen auf sich zurück und stellte die ganze Armee unter den Schutz der Kanonen von Schweidnitz.

Das war bereits am 22. April geschehen, und Laudon wurde keinerlei Gelegenheit gelassen vereinzelte Truppen zu überfallen, wie im vorigen Jahre das Corps des Generals von Fouqué. Das ganze Corps bestand aus 34 Bataillonen Infanterie, 46 Schwadronen Cavalerie, 40 Geschützen oder 4 Batterien Artillerie und einem Train von einigen 20 blechernen Pontons, 300 Proviantwagen und einer Bäckerei von 20 eisernen Oefen.

Am 23. April rückte der General Laudon in Schlesien ein. Seine Armee bestand aus 74 Infanteriebataillonen und 58 Cavalerieschwadronen im Hauptcorps und in 2 Bataillonen und 40 Compagnien Infanterie und 8 Schwadronen in den gesonderten Grenadier- und Karabiniercorps unter dem Feldmarschalllieutenant von Ellrichshausen.

General von Golz nahm eine Stellung, daß er dem Grafen Laudon den Eintritt in die Ebene von Schweidnitz wehrte oder erschwerte. Laudon war noch ein Mal so stark wie Golz, dessen ganze Macht 18,000 Mann nicht überstieg; aber Golz hatte eine Stellung gewählt und gut befestigt, in der er nicht leicht angegriffen werden konnte.

Sobald Friedrich Meldung über die Aufkündigung der Waffenruhe in Schlesien erhalten, zog er diejenigen Truppen in Sachsen zusammen, mit denen er Schlesien zu Hilfe eilen wollte. Es waren 33 Infanteriebataillone, 63 Cavalerieschwadronen, 82 Geschütze verschiedener Art und ein starker Train, wobei 24 Pontons. Am 1. Mai brach diese Armee auf. General Ziethen führte die Avantgarde, die aus dem größten Theile der Cavalerie und etwas Infanterie bestand. Er hatte zunächst das Proviantrain von Torgau abzuholen. Nachdem das geschehen, ging Ziethen auf die Marschlinie des Hauptheeres, während die Proviantcolonne unter dem General von Schwarz zur Linken ihren eigenen Weg über Liebenwerda und Görlitz auf Naumburg am Queiß ging. Sie war durch die Hauptarmee gedeckt, welche unter dem Commando des Königs in drei Colonnen marschirte, gedeckt durch

eine Arrièregarde von Dragonern des Regimentes Baireuth. Nachdem die Elbe überschritten war, wurden die überflüssigen Pontons und die zur Deckung des Uebergangs auf dem linken Elbufer gebrauchten Truppen zur Armee des Prinzen Heinrich zurückgeschickt, welche sich noch in dem Lager bei Meißen befand.

Zur ersten Rast sammelte sich das Heer in einem Lager bei Quolsdorf an der Pülsnitz. Jeder Vorsicht war Rechnung getragen und die Armee lagerte so, daß sie bei etwa vorkommendem Angriffe sogleich in Schlachtordnung war. Das zweite Lager war bei Jauer. Gleiche Vorsicht war auch hier beobachtet. Das dritte Lager (7. Mai) befand sich bei Hochkirch und der König nahm Quartier zu Rodewitz, demselben Dorfe, in welchem sich bei jenem denkwürdigen Ueberfalle durch Daun und Laudon das Hauptquartier befunden hatte.

Die nächste Rast, am 8. Mai, war in und bei Görlitz. Daun hatte dem preußischen Heere eine Armee von zehn Regimentern Cavalerie unter dem Commando der Generale Sincere und Odonel folgen lassen. Aber sie hielten sich in ehrerbietiger Entfernung und beeinträchtigten den Marsch der Preußen nicht; ja die österreichischen Truppen bei Zittau wichen bei Annäherung des königlichen Heeres sogar scheu nach Böhmen zurück.

Nirgends wurde der König angegriffen. Bis Görlitz war ihm ein Detachement vom Corps des General Golz entgegen gekommen, und ebendaselbst blieb beim Abmarsche am 10. Mai noch ein Detachement zurück, um den Proviantzug nachzubringen. Auf dem Marsche nach Naumburg am Queiß wurde ein österreichisches Cavaleriedetachement von 300 Mann über den Haufen geworfen und theilweis gefangen genommen. Durch diejenigen, welche flüchtend entkamen, erhielt der Generalfeldzeugmeister Laudon Nachricht über die Nähe des Königs. Sofort zog Laudon mit seiner Armee durch die Grafschaft Glatz auf böhmischen Boden und befestigte sich mit großer Sorgfalt auf dem Gebirge bei Wernersdorf und dahinter.

Friedrich überschritt nun den Bober und rastete am 11. bei Blumenau, Poischwitz und Kolbnitz. Am 13. wurden Hohenfriedberg und Striegau erreicht und mit dem zehntägigen Marsche waren 31 Meilen zurückgelegt, was in jener Zeit für außerordentlich galt und in der That war. Denn man darf nicht glauben, daß schon so treffliche Heerstraßen bestanden wie gegenwärtig. Bei der Bewegung eines Heeres in mehren Colonnen kam zudem der bessere Weg immer nur einer Colonne zu Gute, während die anderen Colonnen sich auf engen und schlechten Communicationswegen von Dorf zu Dorf fortarbeiten mußten. Das Ganze wurde aber ganz vorzüglich durch die Verpflegungsanstalten gehemmt, die in jener Zeit ungleich

umfänglicher sein mußten, weil bei der viel schwächeren Bevölkerung und der Verarmung der Länder durchaus nicht darauf geachtet werden durfte, daß sich in den Ortschaften die für die Unterhaltung der Truppen nöthigen Vorräthe vorfinden werden.

Am 15. Mai hatte der König seine erste Zusammenkunft mit seinen Generalen Golz und Tauenzien. Letzterer wurde angewiesen die Vertheidigung Breslaus auch ferner zu behalten, Golz aber, mit einem Corps sich unter die Kanonen der Festung Groß-Glogau zu legen und dort die Russen zu beobachten. Nun rückte Friedrich in ein Lager vor Schweidnitz. Seine Schlachtordnung dabei war:

Erstes Treffen: unter Ziethen 20 Bataillone, 38 Schwadronen auf den linken Flügel vertheilt.

Zweites Treffen: unter dem König 16 Bataillone, 29 Schwadronen.

Drittes Treffen oder Reserve unter den Generalmajors v. Schenkendorf, Möllendorf und Saldern 16 Bataillone mit Einschluß zweier Freibataillone und 20 Schwadronen Husaren.

Alle Vorkehrungen gegen einen Ueberfall waren getroffen; denn Friedrich hielt Laudon für den unternehmendsten, tückischsten und gefährlichsten der feindlichen Feldherren. Daher besetzte er alle wichtigen Posten um das Lager sehr stark, und ein Cavalerieregiment (Malachowski) wurde zur Beobachtung gegen Zittau vorgeschoben bis Löwenberg. So postirt, konnte der König den Anfang der eigentlichen Operation in Ruhe erwarten.

Am 16. Mai war das golz'sche Corps, etwa 12,000 Mann stark, mit 34 Geschützen nach Groß-Glogau abgegangen, wo es am 20. Mai ein verschanztes Lager bezog; wogegen aber nun ein anderes und kleineres Corps unter dem General von Thadden diesen Posten verließ, um vereinigt mit dem Corps des Prinzen Eugen von Würtemberg in Pommern und der Mark ebenfalls Stellung gegen die Russen zu nehmen.

Alles, was dergestalt zur Vertheidigung Schlesiens übrig geblieben war, betrug 61 Infanteriebataillone, 2 Freibataillone, 1 Bataillon Jäger und 108 Schwadronen. Da indessen die Bataillone und Schwadronen nicht alle vollzählig waren, so belief sich die Gesammtstärke nur auf 57,720 Mann oder 41,600 Mann Infanterie, 15,000 Mann Cavalerie und 1000 Mann Artillerie in 14 Compagnien. Hierbei war natürlich das golz'sche Corps inbegriffen.

Man erwartete, daß der König mit dieser ansehnlichen Armee dem Grafen Laudon oder Buturlin zu Leibe gehen werde. Allein die Vorsicht nöthigte anders zu handeln. Ging ihm diese Armee zu Grunde, er hätte sie, wie die Verhältnisse jetzt standen, nicht ersetzen können, und der Feind

würde bei seiner Uebermacht leicht das erwünschte Ende erreicht haben. Friedrich mußte daher seine Achtung gebietende Macht zu erhalten suchen, um die Entwürfe des Feindes an ihrer Ausführung ohne einen Verlust zu hindern, d. h. er mußte die strengste Defensive beobachten und der Hoffnung Raum lassen, daß die günstigere Gestaltung der Zeit ihm ein anderes Verfahren anrathe.

Friedrich's Plan war nun: so lange als möglich die Mitte zwischen den Oesterreichern und den Russen zu halten, die Russen, die bei ihrer Schwerfälligkeit weniger gefährlicher schienen, nach Möglichkeit zu ignoriren, die Oesterreicher dagegen bei günstiger Gelegenheit anzugreifen und nach Böhmen zu treiben, wozu freilich gehörte, daß die Grafschaft Glatz zunächst vom Feinde befreit würde, ehe in jener Weise irgend wie offensiv verfahren werden könnte.

61.

Prinz Heinrich in Sachsen.

Die Armee, welche der Prinz Heinrich in Sachsen commandirte, war freilich mit der Dauns und der des Reichsheeres im Entferntesten nicht zu vergleichen. Sie lagerte in drei Treffen. Das erste bestand aus 22 Bataillonen Infanterie und 25 Schwadronen; das zweite aus 14 Bataillonen Infanterie und 33 Schwadronen: das dritte oder die Reserve aus 14 Bataillonen und 25 Schwadronen. Unter ihm commandirten die Generallieutenants Seidlitz, Hülsen, Forçade und Kanitz. Die ganze Armee des Prinzen betrug noch nicht 32,000 Mann, und von derselben mußte Heinrich noch mehre Bataillone abgeben, um Leipzig, Torgau und Wittenberg genügend zu sichern. Leipzig erhielt drei Bataillone und zwei Schwadronen. Wittenberg hatte nur ein Bataillon und Torgau zwei Bataillone Besatzung.

Viel beträchtlicher war die Macht des Feldmarschalls Daun. Sie betrug 23 Infanterieregimenter, 18 Cavalerieregimenter, 2 Pulks Ulanen und 6 Croatenbataillone. Die Generale Hadik, Lascy und Guasco commandirten gesonderte Corps, die aber mit Daun in Verbindung lagerten, und unter Serbellonis Befehlen befanden sich von der Reichsarmee 20,000 Mann im sächsischen Voigtlande, so daß die ganze Macht, die dem Prinzen Heinrich gegenüber stand, 52,000 Mann betrug.

Der Hauptzweck, den Prinz Heinrich verfolgte, war Berlin, oder viel-

mehr die von Truppen ganz entblößten Kernstaaten Preußens zu decken und daher den Feind in Sachsen kein Terrain mehr gewinnen zu lassen. Und das gelang ihm, ohne irgend einen großem Verluste unterworfene Waffenthat auszuführen, durch scharfsinnig gewählte Stellungen so vollkommen, daß sein Feldzug von 1761 als ein Muster der Defensive gerühmt worden ist.

Freilich war auch der Feind auf die Defensive angewiesen, wodurch dem Prinzen Heinrich viel Erleichterung in seinen Operationen verschafft wurde. Der Feldmarschall Daun war nämlich vom Hofkriegsrath in Wien angewiesen worden, in Sachsen ohne erhebliche Veränderung der Situation zu harren, bis das königliche Heer in Schlesien nach geschehener Vereinigung Laudons und Buturlins vernichtet sein würde. Sobald das geschehen, sollte die Armee des Prinzen Heinrich vernichtet und dann Preußen gänzlich besetzt und damit der Krieg beendet werden. In Wien glaubte man, wirklich schon so weit zu sein. Der Feldmarschall Daun war aber mit seiner Ordre, sich streng defensiv zu halten, nur zu sehr zufrieden, weil sie seinem Charakter trefflich zusagte.

62.

Vereinigung der Russen und Oesterreicher.

Unter allen Umständen mußte Friedrich abwarten, welche Absicht die Russen in ihren ersten Bewegungen kund thun würden. Während nun die leichten Truppen beider Heere gegen einander kleine Bravourstücke ausübten, bei denen man sich freute dem Gegner einige Hundert Mann niedergemacht oder weggenommen zu haben, pflog Laudon durch den General Caramelly mit größtem Eifer die Unterhandlungen mit Buturlin wegen einer Vereinigung des russischen Heeres mit dem österreichischen unter Laudon.

Am 24. Juni brachen die Russen von Posen auf, um in Schlesien einzurücken. Ihr Heer enthielt 6 Bataillone Grenadiere, 60 Bataillone Musquetiere, 11 Bataillone Artillerie, 95 Schwadronen Kürassiere, Dragoner, reitende Grenadiere und Husaren und 11 Regimenter Kosaken. Eingetheilt war dieses Heer in vier Divisionen, und die Stärke desselben betrug 53,000 Mann. Daher standen nunmehr dem Könige, der 57,000 Mann hatte (inclusive Golz), 113,000 Mann gegenüber.

Als die Russen sich in Bewegung setzten, hegte der General Golz die Absicht sie anzugreifen und sie auf dem sehr durchschnittenen und schwierigen

Terrain zwischen Posen und Breslau aufzuhalten. Er hatte darauf bezüglich einen sehr umsichtsvollen Plan ausgearbeitet, der um so mehr des Königs Beifall fand, als aus ihm diejenige Kühnheit sprach, die dem Charakter des Königs eigen war. Friedrich beschloß auch sofort das golz'sche Corps zu verstärken und ließ 11 Bataillone und 24 Schwadronen mit 34 Geschützen zur Verstärkung abgehen. Selbst das Husarenregiment Malachowski schickte er noch nach, so daß sich unter Golzes Befehle 20,000 Mann vereinigten. Man hätte von der Unternehmung dieser Armee wohl etwas erwarten dürfen; doch ehe sie ihre Operation begonnen, starb der General Golz (30. Juni) an einem Fieber; die anderen Generale waren aber in seinen Plan nicht eingeweiht.

Der König sendete nun den General von Ziethen diese Armee zu führen. Allein der ganze Plan war dadurch verspätet und die Ausführung desselben, so wie Golz beabsichtigt hatte, nicht mehr möglich. Zwar ging Ziethen vor, hängte den Russen einige Schlappen an und besetzte ihr Lager bei Kosten. Hier beobachteten sich beide Feinde und suchten an einander zu kommen; aber das Terrain war das ungünstigste von der Welt für beide Theile so, daß Ziethen in Rücksicht der numerischen Ueberlegenheit des Feindes und der gänzlichen Unkenntniß von dessen Disposition, namentlich aber in der Gewißheit, daß man sich in den Voraussetzungen geirrt habe, sich nach Glogau zurückzuziehen beschloß.

Gleich darauf aber erhielt Ziethen vom Könige Befehl, sich bei Breslau zu lagern, damit auf unsicherem Terrain und unter ganz zweifelhaften Verhältnissen die Truppen nicht einer Gefahr ausgesetzt würden wie einst das Corps Wedell's in derselben Gegend (bei Züllichau). Am 18. wurde das Lager bei Breslau geschlagen, die Armee aber gab ein Corps zur Deckung Briegs ab, welches strategisch nicht viel weniger wichtig war als Breslau.

Die Trennung der ziethen'schen Armee war, wie sich später ergab, aber freilich jetzt noch gar nicht einsehen ließ, ein Fehler, weil, wenn die Preußen einen ernsten Angriff unternommen hätten, die Russen, nach der späteren Aussage eines russischen Generals, sich sofort nach Polen zurückgezogen haben würden. Denn beim russischen Cabinete hatte die Gesinnung des Thronfolgers Peter, der ein Freund und Bewunderer Friedrich's war, desto mehr Einfluß gewonnen, je sichtbarer der Tod der Kaiserin Elisabeth herantrat.

Während dessen war beim Könige nichts Erhebliches vorgefallen, weil Laudon vom Hofkriegsrathe den ausdrücklichen Befehl hatte, nichts vorzunehmen, so lange die Vereinigung mit den Russen nicht stattgefunden habe. Der Hofkriegsrath war überzeugt, daß Friedrich von den vereinigten Russen und Oesterreichern sofort gänzlich niedergeschlagen werde; und freilich wollte

das das Massenverhältniß, 130,000 zu 50,000, unzweifelhaft erscheinen lassen.

Aus den Bewegungen der Russen zu schließen, mußte ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zwischen Breslau und Neiße stattfinden. Laudon richtete darnach seine Bewegungen ein, der König aber nahm bei Pülzen Lager, um dadurch den Entwurf des Feindes zu zerstören.

Am 17. Juli hatte Laudon seine Armee durch Heranziehung aller detachirten Corps vereinigt, und am 19. marschirte er durch das Glatzische dem Bundesgenossen entgegen. Nun ging auch die Meldung bei Buturlin ein, daß die Vereinigung durch nichts mehr gehindert werde, wenn nicht durch den König Friedrich. Darum gingen die Oesterreicher in Eilmärschen auf Frankenstein.

Sofort brach nun Friedrich mit 41 Bataillonen und 63 Schwadronen (35,000 Mann) auf und nahm am Abend ein Lager zwischen Peterkau und Kurschwitz nach einem Marsche von vier und einer halben Meile. Laudon stand bei Stolz und war ganz erstaunt zu erfahren, daß der König von Preußen hier dicht vor ihm stehe und es allem Anschein nach auf eine Schlacht absehe.

Diese wollte Laudon um jeden Preis vermeiden, weil seine Stellung eben so ungünstig war als die des Königs vortheilhaft. Um nicht von Neiße abgeschnitten zu werden, suchte Friedrich das Lager bei Karlowitz vor Laudon zu gewinnen. Hinter Kloster-Heinrichau geriethen die Plänkler beider Armeen an einander, bei Groß-Nossen aber kam es zu einem ernsten Zusammenstoße, der viele Gefangene und österreichische Packwagen in die Hand der Preußen brachte. Ohne Weilen ging Friedrich aber mit staunenswerther Kühnheit noch weiter vorwärts und bezog ein Lager bei Stephansdorf.

Durch diesen mit Recht bewunderten Schachzug des Königs war die Vereinigung Laudon's mit den Russen in Oberschlesien, wo schon alles darauf vorbereitet war, verhindert. Laudon mußte dieses Vorhaben nun gänzlich aufgeben, ging in ein Lager bei Ober-Pomsdorf und fertigte dem russischen Oberfeldherrn einen Entwurf zu einer anderen Vereinigung zu. Laudon war geneigt den Russen die Schuld aufzubürden, weil ihre Bewegungen zu langsam gewesen waren. Allein er beging diese Ungerechtigkeit nur, um seinen eigenen Fehler zu bemänteln. Die Russen, weit von ihren Magazinen entfernt, hatten eine sehr schwierige und gehemmte Verpflegung; zudem blieben ihnen die preußischen Corps der Generale von Ziethen und von Knobloch immer zur Seite und legten ihnen, wo es nur ging, Hemmnisse in den Weg.

Allerdings waren die russischen Bewegungen äußerst schwerfällig. In

Namslau lag Buturlin mehre Tage, um sein Proviantfuhrwerk zu erwarten. Und da dies nicht so schnell kam, als das Subsistenzbedürfniß des Heeres es erforderte, ließ er sein Heer sogar am 24. Juli wieder nach Wartenberg zurückgehen.

Die Russen hatten sich indessen den Marsch selbst erschwert. Wie in den vorhergehenden Jahren in den nördlichen Provinzen Preußens und der Mark waren auch hier die leichten Truppen, die Kosaken, dem Heere voraus und zur Seite gegangen und hatten die Gegenden so total ausgeplündert und verheert, daß das nachziehende Heer für seine Erhaltung nichts vorfand.

Als die Russen bei Ohlau über die Oder zu gehen Miene machten, wohl mehr, um eine nahrhaftere Gegend zu erlangen, als um sich mit den Oesterreichern zu vereinigen, machten die preußischen Generale Ziethen und Knobloch sofort divergirende Bewegungen, und die Oesterreicher und Russen wurden aus Oppeln hinausgeworfen, was alles die Russen so beirrte, daß sie ganz und gar in Zweifel geriethen, ob sie dem zwischen ihnen und Laudon verabredeten Plane noch weiter folgen sollten.

Nun ließ der Generalfeldzeugmeister Laudon seinen detachirten General Bethlem Bewegungen machen, die den König glauben machen sollten, daß er seine Vereinigung mit den Russen in Oberschlesien mit Gewalt durchzusetzen beabsichtige. Um aber den König desto mehr zu beirren, führte er die Hauptarmee nach Frankenstein zurück.

Indessen durchschauete Friedrich Laudon's Scharfsinn. Da jedoch Bethlem, der jetzt 6000 Mann führte, nicht nur die Gelegenheit benutzen konnte, sich den Russen anzuschließen und deren Operation nach Laudons Sinne zu beschleunigen, sondern auch die oberschlesischen Magazine der Oesterreicher so deckte, daß Laudon für diese kaum eine Besorgniß zu hegen brauchte, so beschloß Friedrich das Corps Bethlems zu vernichten und traf dazu die besten Anstalten. Allein Bethlem war gut unterrichtet und zog sich zeitig genug zurück, um keinen Schaden zu erleiden.

Unterdessen hatte Laudon Scheinoperationen begonnen, die den Russen freie Bahn nördlich machen sollten dergestalt, daß sie, die linke Flanke der Preußen umgehend, mit einem Marsche über Liegnitz und Jauer sich mit der Hauptarmee der Oesterreicher unter Laudon vereinigen konnten.

So schwierig indessen die Beobachtung des Feindes wegen der großen Menge leichter und irregulären Cavalerie war, die sein Lager umschwärmte, so entging dem Könige doch keine seiner Bewegungen. Und wenn er schließlich doch die Vereinigung der Russen und Oesterreicher nicht hindern konnte, so lag das mehr daran, daß die Menge seiner Truppen für eine zweiseitige Verwendung ungenügend war, als daß er getäuscht wurde.

Wie hätte er auch getäuscht werden können, da die Russen wieder zurückgegangen waren und ihre Absicht, die Oder nordwärts von Breslau zu überschreiten, so wenig verbargen, daß sie sich selbst eines ganz zweck-, nutz- und erfolglosen Angriffs auf Breslau nicht enthielten? Auch eine nochmalige Scheinbewegung des Feindes, die auf die Absicht der Russen, die Oder bei Ohlau zu überschreiten, hindeuten sollte, konnte den König nicht täuschen, doch machte er sich auf alles gefaßt, also auch darauf, daß dieser Plan des Feindes ernst gemeint sei. Friedrich ging demnach nach Giesmannsdorf, Ziethen nach Oppersdorf.

Jetzt aber faßte Friedrich die Absicht, den Feind bei seinen Scheinoperationen festzuhalten und ihm eine Schlacht zu liefern. Dem entsprechend traf er denn auch seine Anstalten. Die Armee ging nun in fliegender Eile sechs und eine halbe Meile bis Schönbrunn vor. Am folgenden Tage (5. August) marschierte die Armee auf Strehlen ab, wo Friedrich mit Laudon zusammmen zu treffen hoffte. Allein Laudon war nach Kloster Leubus zurückgewichen und nach sicherer Mittheilung machte Buturlin nicht sowohl Anstalt die Oder zu überschreiten, als vielmehr Breslau noch ein Mal und ernster anzugreifen, weshalb Friedrich den General von Knobloch nach Breslau detachirte, den Russen ihr Vorhaben zu erschweren. In der That hatten die Russen die Berennung Breslaus begonnen Kaum aber trat ihnen das kleine knobloch'sche Corps entgegen, als sie sich zurückzogen und begnügten, ihrer Rache durch Niederbrennung einiger Dörfer Genüge zu thun (6. August).

Mehre Tage lang blieb nun Friedrich ohne irgend eine sichere Nachricht sowohl von der russischen als österreichischen Armee, und er wußte in der That nicht, welche Maßnahmen zu treffen seien. Immer wiederholte Recognoscirungen strengten die leichte Cavalerie ungemein an, ohne ein genügendes Resultat zu liefern. Endlich am 10. August erlangte der König gewisse Kenntniß, daß Laudon ihn im Rücken zu umgehen beabsichtige und bereits bis Bögendorf, unfern Schweidnitz, gelangt, auch das österreichische Corps unter Beck, welches bisher bei Zittau gestanden hatte, bei Liegnitz Stellung genommen habe. Die Russen waren unterdessen nördlich von Auras und über Wohlau nach Leubus gerückt, wo sie nun ernstliche Anstalten trafen die Oder zu überschreiten.

Nun mußte der König rückwärts gehen, und, wenn es irgend möglich wäre, den Feldzeugmeister Laudon fassen und schlagen. Zu diesem Zwecke zog er die Armee zusammen und führte sie in vier Colonnen auf Schimmelwitz. Hier glaubte Friedrich dem Gegner so zu Leibe gelangt zu sein, daß er sich dem Bescheide nicht entziehen könne. Nur eine Ueberwältigung Laudons, die ihn nach Böhmen hineintreiben mußte, konnte die Vereinigung

der beiden Feinde noch verhindern. Allein Laudon war nicht zu erfassen. Was man vom Feinde entdeckte, waren nur Detachements, die zur Täuschung exponirt worden waren.

Inzwischen ging vom General von Schenkendorf die Meldung ein, daß die ganze russische Armee sich links der Oder und ein vorausgesendetes Corps bereits bei Polnisch-Schildern (unfern Liegnitz) befinde. Nun machte Friedrich Bewegungen gegen die Russen, aber nur um Laudon um das Schicksal der Russen besorgt zu machen und ihn dadurch aus seiner festen Stellung im Gebirge heraus zu zwingen.

„Allein," schreibt ein Augenzeuge, „dieser blieb ein kaltblütiger Zuschauer, überließ seinen Bundesgenossen seinem Schicksal und schien den Befehl des Hofkriegsraths, vor der Vereinigung mit den Russen nichts unternehmen zu sollen, buchstäblich erfüllen zu wollen."

Friedrich wurde durch die fortdauernde Unkenntniß von den Unternehmungen des Feindes zu wiederholten Bewegungen gezwungen, bis er endlich am 15. August durch einen Zusammenstoß mit den Vortruppen der Russen bei Klein- und Großwandriß genauere Einsicht in die Situation gewann. Der preußische General von Platen führte dem Feinde fünf Bataillone entgegen. Dieser Infanterie ließ Friedrich nach dem ersten Angriffe eine angemessene Cavalerie nachgehen und von den nikolstädter Bergen dem Feinde in die Flanke operiren.

Es zeigte sich sehr bald, daß hier bei Liegnitz und Parchwitz bereits eine beträchtliche russische Truppenmasse concentrirt sein müsse. Gegen 4000 Kosaken griffen das Husarenregiment Ziethen an, wurden aber zurückgeworfen. Alsbald aber marschirte ein beträchtliches russisches Cavaleriecorps auf. Doch vermehrte preußische Truppen warfen den Feind und besetzten die Berge. Aus allem war zu erkennen, daß die Russen und Oesterreicher hier auf dem Puncte waren sich zu vereinigen, denn nun zeigte sich auch Laudon's Cavalerie. Hinter den Anhöhen von Strachwitz stießen die preußischen Husaren auf zwei österreichische Kürassierregimenter, die aber sofort geworfen wurden. Gleich darauf erschienen fünf Schwadronen österreichische reitende Grenadiere. Auch diese wurden geworfen. Dagegen verwickelten sich preußische Dragoner in österreichische und russische Cavalerie und konnten nur mit beträchtlichem Verlust zurückgelangen. Erst das Vorrücken der preußischen Artillerie, welches auf des Königs Befehl geschah, konnte hier die feindliche Cavalerie zurückwerfen.

Demungeachtet vereinigten sich hier unter Friedrich's Augen 4 österreichische Cavalerieregimenter, 15 reitende Karabinier- und Grenadiercompagnien und noch mehre Gattungen, zusammen 40 Schwadronen, mit den

Russen. Der König nahm nun zwar in höchst kühner Weise ein Lager auf den Höhen von Wahlstadt mit 24 Bataillonen und 15 Schwadronen, konnte aber die völlige Vereinigung der Russen und österreichischen Cavalerie nun nicht mehr hindern. Diese fand eigentlich am folgenden Tage statt, denn jetzt waren von der russischen Infanterie erst 10,000 Mann eingetroffen, die übrigen Truppen folgten am nächsten Tage.

Das war ein Umstand, den Friedrich nicht unbenutzt gelassen hätte, wenn er darüber unterrichtet gewesen wäre. Noch in derselben Nacht kamen Buturlin und Laudon zusammen, ohne indessen sich über ihre Pläne verständigen zu können. Wenn nichts weiter, das aber verrieth sich in ihren Besprechungen, daß einer so viel Furcht vor dem Könige hatte wie der andere, und namentlich Buturlin weder angreifen, noch angegriffen werden mochte.

Vor allem verlangte Buturlin, daß sich nicht ein Theil der österreichischen Cavalerie, sondern das ganze österreichische Heer, wie es unter Laudon stand, mit ihm vereinige. Laudon suchte sich dieser Aufgabe mit dem Vorgeben zu entziehen, daß er das Gebirge nicht verlassen könne, ohne das strategische Interesse Oesterreichs zu verletzen. Buturlin, der sich dergestalt gewissermaßen im Stich gelassen und geopfert sah, gewann nun dieselbe Meinung über die Eigennützigkeit der Oesterreicher, die Soltikof schon gehegt, und die seiner Kriegführung zum Nutzen Preußens Fesseln angelegt hatte. Nun verlangte aber Buturlin, der auf einem Rückzuge über die Oder vom Könige angegriffen zu werden fürchtete, aufs aller Entschiedenste eine vollständige Vereinigung des österreichischen Heeres mit dem seinigen, und da Laudon die Anklage nicht riskiren konnte, eine solche böswillig verhindert zu haben, so geschah endlich die verlangte Vereinigung am 19. August bei Neudorf und Liegnitz.

Der König hatte zwar mancherlei Diversionen dagegen gemacht, da seine Armee aber allzu schwach war und ihm fortwährend genaue Kunde über die Absichten und Bewegungen des Feindes mangelte, so war diese Vereinigung zu verhindern nicht möglich gewesen.

Nun machte Friedrich neue Bewegungen, die keinen andern Zweck hatten, als die Oesterreicher von ihren böhmischen Magazinen abzuschneiden, aus denen auch das russische Heer verpflegt werden mußte. Gelang ihm das, so waren die Russen über die Oder, die Oesterreicher nach dem Gebirge zurückzugehen und also sich wieder zu trennen, gezwungen. Allein Laudon besetzte die Höhen von Kunzendorf (20. August), und das durchstrich den Plan Friedrichs. Der Feind behielt nun freie Hand gegen Schweidnitz, Breslau und andre wichtige Plätze. Zu vielfachen Angriffsoperationen war ihm

die vortrefflichste Gelegenheit gegeben. Friedrich aber mußte erwarten, was die Zukunft brachte, und sich womöglich auf alles gefaßt halten.

Bei solchen Umständen schien nichts vortheilhafter als das Beziehen eines festen Lagers bei Bunzelwitz, von welchem aus die südlichen Festungen ebenso wie Breslau gedeckt, und der Rückzug der Russen zu ihrem Oderübergange bedroht werden konnte. In dieses berühmte Lager, welches nicht mit Unrecht Hungerlager genannt worden ist, rückte Friedrich gegen Ende Augusts ein. In sein Rayon gehörten die Dörfer, Bunzelwitz, Neudorf, Würben, Jauernik, Zedlitz, Puschkau und Tschesсhen.

63.

Lager von Bunzelwitz.

Nachdem die Armee in ihre Stellung bei Bunzelwitz eingerückt war, ließ der König mit Eile zum Bau der Feldbefestigungen schreiten. Er selbst gab die Puncte für die Werke, und hier und da selbst ihre Anlage an. Seine Genieoffiziere waren verwundert, den König auch in diesem Theile der Kriegskunst so gründlich unterrichtet zu sehen. Die Werke waren Flechen, gedeckte Batterien für schwere Geschütze und ein starkes, hinten geschlossenes Schanzwerk bei Würben. Die Stärke der Werke betrug an der Krönung acht Fuß. Durchgehend waren sie hinten offen. Sie correspondirten in solcher Weise mit einander, daß allenthalben ein bestreichendens Kreuzfeuer erzeugt wurde. Die Batterien waren nicht crenelirt, damit die Geschütze die Gegend nach allen Seiten beherrschten.

Das Terrain war mit großer Einsicht gewählt und mit nicht geringerem Scharfsinn benutzt. Das Außenterrain war für den Feind meist ganz impracticabel theils wegen Sümpfen und Abhängen, theils wegen Durchschnittshindernissen; und auf den wenigen Puncten, wo das Terrain für den Angriff noch am Geeignetsten schien, wurde es wieder von den Batterien des Königs so beherrscht, daß die Annäherung der Feinde ungeheure Menschenmassen gekostet haben würde. Es konnten eigentlich nur zwei Angriffsfelder aufgefunden werden, das eine auf der Flanke bei Jauernik und Bunzelwitz, das andere im Rücken bei Neudorf; auf beiden konnten sich die preußischen Kartätschen sehr furchtbar machen.





WILHELM I.

Das Innere des Lagers war die Ebene eines hohen Plateaus, auf dem sich die Armee in jeder Weise ohne Hinderniß formiren konnte. Die Fortifikationslinie parallelisirte mit dem Rande des Plateaus. Die Stärke des Lagers ging aus der klugen Benutzung des Terrains und der zweckmäßigen Vertheilung der Truppen und Geschütze hervor. Zwischen Jauernick und dem zedlitzer Walde lagen 4 Bataillone mit 14 Zwölfpfündern und 3 Haubitzen. Eine detachirte Batterie von 4 Haubitzen hatte den Zweck dem Feinde bei einem Angriffe unvermuthet in den Rücken zu feuern. Bei Wickersdorf befand sich eine Schanze von 13 schweren Geschützen mit Flatterminen, Wolfsgruben und spanischen Reutern versehen und besetzt von einem Freicorps mit einigen regulären Truppen. Auf der Linie Jauernick, Tunkendorf und Bunzelwitz standen fünf große Batterien schwerer Geschütze. Auf dieser höchst wichtigen Position zählte die Besatzung 10 Bataillone und 80 Schwadronen. Da das Angriffsfeld auf dieser Linie hauptsächlich der Cavalerie günstig war, so hatte der König die größte Masse seiner Cavalerie hierher verlegt. Die Strecke zwischen Würben und Tscheschen war mit 11 Bataillonen, die Strecke zwischen Würben und Neudorf dagegen mit mehr als 30 Geschützen, einer detachirten Batterie von 4 Geschützen und Infanterie und Cavalerie besetzt. Das Außenterrain hier war aber auch mit Wolfsgruben und Verhauen durchschnitten worden. Auf allen vorspringenden Puncten befanden sich Batterien, und wo man der Infanterie nicht hatte die wünschenswerthe Stärke geben können, da waren in das Außenterrain Flatterminen gelegt.

Nachdem die Oesterreicher sich contractlich verpflichtet hatten, die Russen zu verpflegen, marschirten diese von Hochkirch nach Jauer und am 25. August nach Hohenfriedberg. Friedrich glaubte, nun einen Angriff von Stanowitz und Puschkau her erwarten zu müssen, und richtete sich darauf ein.

Bald gingen die Oesterreicher aus ihrem festen Lager im Gebirge bis Zirlau und Bögendorf vor, der König dagegen besetzte sogleich das Terrain von Wickendorf. Gleich darauf aber erhielt er den Rapport, daß die Oesterreicher sich auch im Rücken des Lagers zeigen. Nun glaubte Friedrich bestimmt angegriffen zu werden. Vielleicht war dies auch Laudons ernste Absicht; allein Buturlin zeigte sich nicht geneigt Theil zu nehmen, und hielt es für sehr genügende Gefälligkeit, wenn er bis Strigau und Teichau gegen das königliche Lager vorrücke.

Da Laudon dennoch das preußische Lager angreifen wollte, so ließ Buturlin, der durchaus gegen ein solches Unternehmen war, einen Kriegsrath am 29. August zusammentreten, dem auch Laudon beiwohnte. Dieser Kriegsrath erklärte, daß eine Schlacht gegen die Preußen in so sicherer

Position höchst gewagt sei und große Gefahr für das von seiner Grenze so weit entfernte russische Heer zur Folge haben könne; man solle lieber die Preußen von ihren Hilfsquellen abschneiden und eine Belagerung von Schweidnitz unternehmen. Was Laudon auch dagegen sagte, alles war vergeblich; das Erbieten Buturlins dagegen, die Oesterreicher, wenn sie durchaus einen Angriff auf das königliche Lager unternehmen wollten, mit dem detachirten Corps seines Generals Czerniczew zu unterstützen, genügte dem Feldzeugmeister Laudon nicht.

Doch hoffte Laudon bei seinem Bundesgenossen endlich durchzudringen, machte den Entwurf zu einer großen Schlacht, die am 3. September geschlagen werden sollte, und begab sich am 2. September zu Buturlin, um bei diesem die Theilnahme des gesammten russischen Heeres auszuwirken. Allein kein Ueberredungsmittel konnte Buturlin zur Zustimmung bewegen. Im Falle eines unglücklichen Ausgangs, sagte er, sei zwar das österreichische Heer dem das nahe Böhmen offen stehe, außer Gefahr; nicht so das russische, dessen Rückzugsweg nicht nach Wien führe. Er könne und dürfe bei seiner vollständig abgeschnittenen Stellung sein Heer in keine Gefahr versetzen. Und selbst wenn er den Feldzeugmeister Laudon mit einem detachirten Corps zu unterstützen sich nicht weigern wolle, müsse er immer noch die Bedingung stellen, daß Laudon nicht angreife und dadurch die Gefahr provocire, sondern angegriffen zu werden erwarte.

Dieses Verhalten Buturlins, welches zum Theil aus der anmaßlichen Weise Laudons hervorging, nöthigte diesen zur Unthätigkeit. So wurde der König nicht angegriffen, und am 10. September zog Buturlin mit Zurücklassung nur des czerniczew'schen Corps ab. Da nun Laudon nicht zu fürchten war, war Friedrich aus der größten Gefahr befreit.

Nach dem Abzuge des russischen Heeres blieb Friedrich noch bis zum 25. September im Lager von Bunzelwitz. Die Bewegungen Laudons gegen das Gebirge hin, machten es gefahrlos es zu verlassen; der nunmehr eintretende Mangel an Nahrungsmitteln aber nöthigte dazu. Friedrich näherte sich mit ein Paar Märschen Neisse, dessen reichgefüllte Magazine die Verpflegung der Armee erleichterten. Laudon dagegen, der der Meinung war, daß Friedrich eine Diversion nach Mähren beabsichtigte, ließ durch ein detachirtes Corps die Pässe vor Glatz besetzen und machte selbst eine rückgängige Bewegung nach der böhmischen Grenze.

64.

Treffen bei Villinghausen.

Es lag dem französischen Cabinete unendlich viel daran, in diesem Feldzuge zum Siege zu gelangen. Der Minister von Choiseul schrieb an den Marschall von Broglio, wir haben mit der Größe unserer Armee so geprunkt und solche Verheißungen in die Welt verkündigt, daß unsere Ehre auf immer beschädigt wird, wenn wir in diesem Feldzuge nicht diejenige Ueberlegenheit über den Feind erringen, die der überwiegenden Größe unserer Armee entspricht. Der König wünscht, daß etwas Entscheidendes geschehe, und seine Ehre macht dies erforderlich.

Wie ernst es dem französischen Hofe damit sei, zeigten die großartigen Anstalten, die er in diesem Jahre traf. Zwei Armeen sollten operiren, von denen jede der des Herzogs Ferdinand überlegen wäre. Die größere, jetzt am Niederrhein, sollte auf 100,000 Mann gebracht werden und aus 112 Bataillonen, 119 Schwadronen und 5000 Mann leichter Truppen bestehen. Das Commando über dieselbe wurde dem Prinzen von Soubise, der bei allen Verkehrtheiten, die er schon als Heerführer begangen hatte, durch die Huld der Madame Pompadour in Ehre und Bevorzugung erhalten worden war, übergeben.

Die Armee des Marschalls von Broglio, die größten Theils in Hessen lag, sollte auf 70,000 Mann in 87 Bataillonen und 78 Schwadronen mit 5000 Mann leichter Truppen verstärkt werden.

Daß der Prinz Soubise, der bei keinem Verständigen in großer Achtung stand, an die Spitze der Hauptarmee gestellt wurde, konnte den Marschall Broglio nicht eben angenehm berühren; doch suchte er seine Verletzung zu verbergen.

Diesmal nahm sich das französische Ministerium, und selbst der König, des Feldzugs mit größtem Interesse an. Der König selbst entwarf den Feldzugsplan, veränderte ihn mehre Male auf Einwendung Broglios oder Soubises, die Minister legten Pläne vor, Broglio wurde nicht müde, umfängliche schriftliche Entwürfe einzuschicken, auch Soubise spielte nach Möglichkeit den Klugen: und so wurde zu der Zeit, als schon kräftig gehandelt werden sollte, noch mit der Feder gestritten, wie man die Operationen wohl angreifen müsse, um zum Siege zu gelangen.

Ein wichtiger Streitpunct war, ob beide Heere getrennt oder vereinigt agiren sollten. Broglio war mit Recht der Meinung, daß eine Vereinigung

von 170,000 Mann gegen die 70,000 Mann des Herzogs von Braunschweig von vornherein die Bürgschaft des Sieges in sich trage. Soubise, des Vorrangs versichert, hoffte daß in solchem Falle die Ehre des Sieges ihm zufalle, und stimmte gern bei. Der König dagegen, um sich gegen den Marschall Broglio nicht eine Zurücksetzung zu Schulden kommen lassen zu müssen, drang darauf, daß beide Heere streng gesondert operirten und einander nur durch Diversionen unterstützten. Doch verlangten der König und sein Minister Choiseul, daß man eile und dem Herzog Ferdinand zuvorkomme, und zwar sollte die große Armee unter Soubise den Anfang mit der Belagerung von Münster und Lippstadt machen und damit am 12. Mai beginnen. Broglio aber sollte zu diesem Zwecke den Herzog Ferdinand beschäftigen.

Allein Broglio wies nach, daß die Truppenkörper noch gar nicht complet seien, ihnen zum Theil auch die Armatur noch fehle und zum Beispiel, von der ihm eigens anvertrauten Armee nur 12 Bataillone so weit in Ordnung seien, daß sie ins Feld geführt werden könnten. Mit dem Heere des Prinzen Soubise aber stehe es noch schlimmer, und wenn man alles ins Auge fasse, so ergebe sich, daß vor dem 20. Juni Operationen durchaus nicht unternommen werden könnten.

Der König Ludwig fügte sich in diesen Einwurf, und so ging dem Feldzuge eine schöne Zeit verloren. Der schriftliche Meinungsaustausch um die Art der Operationen drohete schließlich mit noch größerm Zeitverluste. Da schrieb der Minister Choiseul, um mit einem Male allem Streite ein Ende zu machen, an den Marschall Broglio:

„Die Hauptabsicht des Königs in dem bevorstehenden Feldzuge geht dahin: 1) den Feind aus Westphalen zu treiben und sich zum Meister von Münster und Lippstadt zu machen, 2) einen haltbaren Posten an der Weser zu bekommen und sich zu diesem Zwecke Hamelns zu bemächtigen, gleichviel, durch welche der beiden Armeen das geschieht. Das sind die beiden einzigen Puncte, auf welche die Operationen hinzielen müssen. Der König befiehlt indessen, daß beide Armeen schlechterdings von einander unabhängig bleiben und lediglich abwechselnd durch Diversionen ihre wechselseitigen Operationen unterstützen."

Auf diese Weisung hin ließ Soubise seine Truppen am 10. über den Rhein und in ein Lager bei Dortmund gehen. Acht Tage später setzte auch Broglio seine Truppen in Bewegung, um sie bei Kassel zu vereinigen. Zugleich forderte er — was gegen König Ludwigs Instruction war — den Prinzen auf, auf eine Vereinigung beider Heere hinzuwirken, damit man nicht einen Schlag vom Feinde erleide, dessen Folge ohne Frage doch ein

bitterer Vorwurf des Cabinets sein werde, selbst wenn dieses die gefährliche Trennung beider Heere vorgeschrieben habe. Prinz Soubise stimmte bei, und beide Heere suchten sich nun zu begegnen.

Natürlich legten die beiden Feldherren ihren Beschluß dem Cabinet vor, und der Minister Choiseul erwiederte: „Der König ist mit der Einigkeit seiner beiden Feldherren ungemein zufrieden. Er wünscht, daß die Umstände es erlauben möchten, mit der einen Armee schon am 28. Juni über die Dimel zu gehen. Sollte dies geschehen können, so würde eine freie Gemeinschaft zwischen den beiden Armeen des Königs gewonnen sein.“

Vergleicht man die frühere Anordnung des Königs mit dieser, den Widerspruch in allen Beschlüssen, den Mangel an Ueberzeugung von dem, was geschehen mußte, die gänzliche Unbestimmtheit in allem, was man wollte, so begreift man leicht wie eine so überlegene Macht, wie die französische hier, in allen bisherigen Feldzügen im steten Unterliegen hatte bleiben können.

Seltsamer Weise gab König Ludwig bei aller Verworrenheit der Maßnahmen stets die dreistesten Beweise, daß er sich allein für die Triebfeder seiner Kriegsmaschine hielt. So endet das Schreiben Choiseuls, in welchem der König auf seine früheren Anordnungen ganz verzichtet mit der Bemerkung: „wird der Herzog Ferdinand vertrieben und genöthigt, sein Lippstadt und Münster der Gewalt unserer Heere zu überlassen, so wird der König seinen Generalen die Befehle wissen lassen, wie die Belagerung dieser Festungen vorgenommen werden soll.“ So handelte der gute König Ludwig XV. immer in einer Zukunft, deren Erreichung ihm unverbürgt war, und verschuldete dadurch zum Theil die Lächerlichkeit der französischen Waffen. Hier ordnet er die Belagerung von Münster und Lippstadt an, die in seinem ersten Plane gelegen hat, ohne zu erwägen, daß sein erster Plan längst über den Haufen gefallen ist.

Nachdem sich nun die französischen Truppen in Bewegung gesetzt hatten, thaten es auch die des Herzogs Ferdinand. Der Erbprinz ging in die Gegend von Hamm, der Herzog rückte nach Söst vor und das Corps des Generals von Spörken nahm Stellung gegen den Marschall von Broglio. Zu Ende des Monats (Juni) stand der Herzog Ferdinand so dicht vor dem Prinzen Soubise, daß er ihn anzugreifen beschloß. Allein er fand die feindliche Stellung in der Fronte so ungemein vortheilhaft, daß er seinen Angriff auf den Rücken des Feindes richten mußte, zu welchem Zwecke das Lager desselben auf dem linken Flügel mit weitem Umwege auf Dortmund umgangen werden mußte.

Der Angriff war auf den 3. Juli bestimmt. Kaum waren die Heere

des Herzogs an ihrem Bestimmungsorte angekommen, als der Prinz Soubise Nachricht von der veränderten Situation und die Gewißheit erhielt, daß er angegriffen werden sollte. Sofort brach er sein Lager ab und wich über Hemmerde. Nur ein starker Reservepoſten wurde bei Schwerte noch zurückgelassen und vom Major Scheiter mit einer sehr kleinen Mannschaft angegriffen.

Der Vorsprung, den er gewann, hielt nun zwar den Prinzen Soubise anfangs außer Verfolgung. Allein am 4. Juli verwirrte sich sein Heer so beim Abmarsch, daß dieser stundenlang verzögert wurde und der Herzog Ferdinand nachgelangte. Er zögerte nicht mit dem Angriffe, und der Prinz Soubise hätte eine schwere Prüfung zu bestehen gehabt, wenn nicht ein altes deutsches Schutzwerk, ein hoher Damm, die sogenannte Landeswehr, zu Hilfe gewesen wäre. Dieses alte meilenlange Schanzwerk hatte vielleicht seinen Erbauern so guten Dienst nicht geleistet wie hier dem Prinzen Soubise. Derselbe zögerte nicht, seine ganze Armee hinter dasselbe zu werfen. Nun war er freilich nicht gut mehr anzugreifen und Ferdinand mußte darauf denken den Prinzen aus seiner Stellung zu locken.

Während dessen marschirte das Heer des Marschalls Broglio, um sich mit dem des Prinzen Soubise zu vereinigen. Es wurde auf Tritt und Schritt von dem Corps des Generals von Spörken begleitet und beschädigt, wogegen aber auch Spörken manche Revanche erlitt. So wurden seiner Arriéregarde auf der Straße nach Hameln 10 Geschütze abgenommen. Am 8. Juli vereinigten sich die beiden französischen Heere bei Paradies und Söst. Sie waren vollständig beisammen bis auf das Corps des Prinzen Xaver von Sachsen und das des Ritters Muy, welche dem General Luckner gegenüber bei Paderborn geblieben waren.

Die französischen Feldherren meinten, daß sich der Herzog Ferdinand gewiß zurückziehen werde. Allein sie irrten. Trotz der ungeheuerlichen Uebermacht war er entschlossen, nicht einen Schritt zu weichen, nahm vielmehr nun eine andere Stellung und besetzte die Höhen bei Villinghausen, woraus sein kühner Entschluß genügend ersichtlich wurde. Soubise und Broglio konnten sich in der That das Verhältniß nicht besser wünschen. Sie standen dem Feinde gegenüber in einer Verfassung, wie nur wünschenswerth. Ihr König verlangte, daß sie den Feind schlügen. Hier hatten sie ihn, wie sie ihn nie besser haben konnten. Das französische Heer war hier 110,000 Mann stark, das des Herzogs Ferdinand 60,000 Mann.

Und doch waren die französischen Feldherren gänzlich ohne Entschluß. Broglio machte wieder einen riesenhaften schriftlichen Entwurf und Tage lang wurde berathen, in welcher Weise der Angriff in sicherster und wirkungs-

vollster Weise auszuführen sei. Selbst darüber war man noch nicht völlig ins Reine, ob man angriffs- oder vertheidigungsweise verfahren und den Angriff vom Feinde erwarten solle.

Als man zur Noth einig war, machte der Marschall Broglio einen schriftlichen Entwurf zur Schlacht, die am 13. geschlagen werden sollte. Allein die Berathung dieses Entwurfs nahm aufs Neue Zeit weg, und ein neuer Entwurf, den Broglio mit Soubise, dem Prinzen Condé und den Generalen Stainville, Castries und Bourcet berieth, verschob den Angriff auf den 15. ließ ihm auch nur den Zweck, die Stellung der Deutschen genau kennen zu lernen, damit man sich überzeuge, ob es gerathener sei, sich in einem Lager gut zu befestigen oder sich zurückzuziehen, wenn der Herzog Ferdinand durch den Angriff nicht bewogen werden sollte, — gewissermaßen gutwillig — über die Lippe zurückzugehen. So war man französischer Seits darüber durchaus noch nicht verständigt, was man zu thun habe.

In nichts sowie darin zeigte sich das geistige und moralische Uebergewicht, welches man dem Herzog Ferdinand von Braunschweig zuerkannte. Indessen fühlte man endlich doch, daß hier etwas zu unternehmen eine Ehrenaufgabe sei und daß man den letzten Entwurf ohne Säumen ins Werk zu stellen suchen müsse. So rückte nun Broglios Heer aus dem Lager bis Hultrup vor, und das Corps des Ritters Muy wurde eilig herangezogen, während die ganze Armee Soubises eine dem Plane entsprechende drohende Stellung einnahm. Mehre Corps wurden auf die Flanke gestellt, eine Umgehung zu verhindern, und 12 Bataillone und 14 Schwadronen unter dem General Voyer detachirt, dem Feinde in den Rücken zu dringen.

Der Tag schien ohne That verstreichen zu sollen, als gegen sechs Uhr Abends der rechte Flügel der Franzosen zum Angriffe heranrückte und den Wald von Villinghausen mit Sturm forcirte. Hier stand ein Theil des englischen Corps unter Lord Granby. Granby leistete verzweifelten Widerstand, mußte aber, da die Franzosen immer mehr Verstärkungen erhielten, in das Dorf Villinghausen zurück weichen, bis er vom General Wutgenau Hilfe erhielt und den Feind wieder zurückwarf. Aber auch die Franzosen wurden neu verstärkt, und so dauerte der Kampf in sehr mörderischer Weise bis in die Nacht fort, für welche die Engländer aus Besorgniß eines Ueberfalls auf den Bergen hinter Villinghausen Stellung nahmen. Die Franzosen nahmen zugleich Besitz von dem Dorfe.

Während der Nacht verstärkte Ferdinand seinen linken Flügel um zwei Brigaden und eine beträchtliche Artillerie, die mit Tagesanbruch ihr Feuer auf Villinghausen entlud. Nach mehrstündigem Feuer ging Ferdinand zum Angriff über, erstürmte Villinghausen, trieb die Franzosen durch den Wald,

machte in demselben ein ganzes Regiment mit allen Geschützen und Fahnen gefangen und würde den Feind in eine entschiedene Flucht getrieben haben, wenn er die Verfolgung wegen der zur Seite stehenden soubisi'schen Armee nach Gefallen hätte ausdehnen können.

Gegen neun Uhr Morgens begann auch diese Armee einen Angriff zu versuchen, nämlich auf Scheidingen. Aber nach den ersten Bewegungen erhielt Soubise Meldung, daß der rechte Flügel sich geschlagen zurückziehe, und nun war auch bei ihm die Rede nur vom Rückzug. Dieser wurde alsbald angetreten und ohne Unterbrechung bis ins alte Lager bei Paradies fortgesetzt. Die Franzosen hatten an 6000 Mann, einige Geschütze und Trophäen verloren; der Verlust Ferdinands betrug aber noch nicht 2000 Mann.

Zu derselben Zeit geschah den Franzosen auch anderwärts sehr empfindlicher Schaden. Nicht nur wurde das chabot'sche Corps durch den General Luckner über die Lippe geworfen, sondern der Oberst von Freitag und Rittmeister von Kampen richteten auch eine furchtbare Verheerung an den Magazinen und Transporten an, die der Marschall Broglio bei seinem Vorrücken bis Kassel hinter sich gelassen hatte. 400 Proviantwagen wurden bei Westtufeln verbrannt, über 30 mit Lebensmitteln beladene Flußfahrzeuge weggenommen, eine Menge Mehlschiffe wurden auf der Fulda verbrannt, desgleichen über 100 mit Mehl beladene Wagen auf der kasseler Straße. Anderwärts wurden auf der Fulda 19 mit Proviant und Munition beladene Fahrzeuge zerstört und ein Fouragemagazin in Hirschfeld vernichtet. Dieser Materialverlust konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf die weitere Operation der Franzosen bleiben.

65.

Die ferneren Operationen der Franzosen.

Die Niederlage bei Villinghausen rief natürlich beim pariser Cabinet großen Verdruß hervor, noch mehr aber die immermehr sich zeigende Unlust der beiden Marschälle zu energischem Handeln. Marschall Broglio suchte mit Eifer das Unwetter durch neue Vorschläge, Pläne, Memoires und Betrachtungen, die stets zugleich an Soubise (damit dessen Beistimmung gewonnen werde) und den König geschickt wurden, zu zerstreuen. Hatte das erste Schreiben in zahlreichen Paragraphen bewiesen, daß es nicht anders habe

kommen können, so folgte diesem auf dem Fuße ein zweites mit dem umfänglichsten Entwurfe eines großen Unternehmens und dem umständlichsten Beweise des Gelingens, wenn vorausgesetzt werden dürfe, daß das oder jenes sei oder geschehe. Kaum hatte der König, dem nun doch an der Rettung der französischen Ehre etwas lag, den kühnen Entwurf mit Freuden genehmigt, hoffend, daß der Marschall sogleich zum Handeln schreite, als ein drittes Schreiben einging, in welchem auseinandergesetzt wurde, welche Mittel sich dem Feinde etwa bieten könnten, dem Entwurfe zuvorzukommen, und was man, wenn er von einem dieser Mittel Gebrauch mache, für einen andern Entwurf an die Stelle des ersten zu setzen haben werde.

Genug, Broglio spielte vollkommen die Rolle des Professors einer Militairacademie, nicht aber eines Feldherrn. Er suchte, wie man im gemeinen Leben sagt, den König mit Redensarten trunken zu machen und Thaten, deren Ruhm mehr dem Prinzen Soubise zufallen mußten, zu hindern. Ebenso suchte er zweifelsohne die Arrangements auf dem Schlachtfelde zu verwirren, indem er bald die Vereinigung beider Armeen, bald wieder die gefährlichste Schwächung der einen zu Gunsten der anderen, die nach seinem Vorgeben zu Hauptthaten bestimmt war, verlangte, bald wieder die Ehrensache, welcher von beiden Marschällen die Führung der großen Armee übernehmen solle, zum Gegenstande weitläufiger Erklärungen machte.

Von allem aber, was dergestalt vorgeschlagen wurde, zielte nichts ab auf die Hauptforderung des Königs, eine siegreiche Entscheidungsschlacht zu liefern oder die Festungen Hameln, Münster und Lippstadt zu erobern, wodurch natürlich dem Feinde die Behauptung Westphalens unmöglich geworden wäre. Da nun beide Feldherren Ansprüche an einander machten, die ihnen unbequem waren, so kam es zwischen ihnen zu Mißstimmung und selbst Vorwürfen, die vor ihrem Cabinet verhandelt wurden, und bei allem dem verging die edle Zeit so weit, daß der König Ludwig, noch ehe irgend etwas geschehen war, auf alle seine Entwürfe verzichten mußte.

Trotz aller Unzufriedenheit des Königs wurde dem Marschall Broglio doch stets der Wille gethan. So hatte man ihm von der soubisischen Armee eine Verstärkung von 30,000 Mann gegeben und erwartete nun, daß er etwas Großes unternehmen werde. Allein er ließ es bei einigen Hin- und Herzügen bewenden und forderte eine neue Verstärkung von 10,000 Mann, die aber der für sich besorgte Prinz Soubise durchaus nicht hergeben mochte.

In diese nutzlosen Federstreitigkeiten mischte der König, um die Sache womöglich noch wirrer zu machen, seine Befehle, Rathschläge, Vorwürfe oder Belobungen. So schrieb Choiseul einmal:

„Der König zieht eine Schlacht allen Maneuvren, den Feind zu ver-

treiben, vor, und zwar aus folgenden Gründen: 1) weil er glaubt, daß Prinz Ferdinand viel geschickter im Maneuvriren sei und seine wegen ihrer geringern Zahl viel beweglicheren Truppen besser zu verwenden zu verstehe; 2) weil, wenn auch die französischen Armeen geschlagen werden, sie doch eine solche Ueberlegenheit behalten, daß es ihnen gelingen muß, den Feind durch geschickte Maneuvre aus seiner Stellung zu verdrängen."

Selbst in diesem kurzen Rathschlage findet man einen Widerspruch, der ganz den unkriegerischen Geist Ludwig's kennzeichnet. Uebrigens hatte er mehr als einmal ausgesprochen, daß ihm daran, wie gesiegt werde, weniger liege, als daß gesiegt werde, und dies spricht Choiseul in den Worten aus:

„Das Glück der Waffen ist ungewiß; der Wille des Königs aber ist klar und bestimmt, und wenn die Generale des Königs alles thun, was von ihnen abhängt und in ihren Kräften steht, so verspricht der König, sie wegen des Erfolges auf keine Weise zur Verantwortung zu ziehen."

Diese ungeheure Schwäche des Monarchen mußte natürlich ein Opfer des Mißbrauchs werden, und Friedrich der Große durfte es wohl für sein größtes Glück halten, daß seine Feinde ihm so unähnlich waren.

Nach aller Discussion kam man immer wieder auf die Frage zurück, ob eine Schlacht oder die Eroberung von Hameln, Lippstadt und Münster vorzuziehen sei, und eben schien die zweite Frage zur günstigen Entscheidung zu kommen, als sich der Herzog Ferdinand aufmachte und bei Büren zur Deckung Hamelns, Münsters und Lippstadts ein Lager bezog und also den vielbesprochenen französischen Entwurf durchstrich.

Ferdinand zögerte auch nicht den so sehr überlegenen Feind anzugreifen und warf ihn am 4. August bei Stadtbergen zurück, wobei derselbe die Position und 400 Mann verlor, während Ferdinand kaum 100 Mann einbüßte. Hiernach forderte Broglio nachdrücklichst die vielbesprochene Verstärkung von noch 10,000 Mann, die nun Soubise auch abgehen ließ, da er keinen anderen Feind gegen sich hatte als den Erbprinzen Ferdinand, den er durch gute Stellungen ab-, und durch kleine Ueberfälle in Respect zu erhalten hoffte.

Soubise glaubte nun zu Broglio's Gunsten eine starke Diversion machen zu müssen und ging aus dem Lager von Herdringen in die Ebene von Dortmund, um Münster zu bedrohen. Da brach der Herzog Ferdinand so schnell als heimlich auf, und stand zu Soubise's Erstaunen am 13. August ebenfalls bei Dortmund und zwar so, daß die Verbindung Soubise's und Broglio's aufgehoben war und weder der Eine etwas gegen Hameln, noch der Andere etwas gegen Münster unternehmen konnte.

Nun versuchte sich Broglio dennoch freie Hand zu verschaffen, wurde

aber durch ein Detachement des Herzogs beim Städtchen Horn blutig zurückgewiesen (14. August) und gleich darnach von Lichtenau aus vom Erbprinzen im Rücken bedroht. Besorgt um seine Verbindung mit Hessen, beschloß er auf das rechte Weserufer zu gehen.

Unterdessen hatte der Herzog auch eine Diversion bei Hameln veranstaltet. General Luckner war damit betraut. Er warf am 14. die Avantgarde des Corps von Belsunce über den Haufen, verfolgte das weichende Corps bis Dassel und von da bis Uslar. Hier stellte sich ihm Belsunce ernst entgegen. Allein Luckner's treffliche Dispositionen entschieden im Voraus die Niederlage der Franzosen, die allein an Gefangenen 1 Obersten, 12 Capitains, 18 Subalternoffiziere und 400 Gemeine verloren.

Die weiteren Operationen Luckner's zielten darauf hin, das Corps Belsunces nicht zu Broglio's Heere zurückgelangen zu lassen; und zu diesem Zwecke eilte er nach Höxter, um daselbst die über die Weser führende Schiffsbrücke zu zerstören. Dies zu verhindern detachirte Broglio das sächsische Corps. Es bildete die Avantgarde der broglio'schen Armee, welche am 18. und die folgenden Tage bei Höxter über die Weser ging, was Luckner mit seinem schwachen Corps natürlich nicht hindern konnte.

Indem Broglio auf das rechte Weserufer ging, beabsichtigte er den Herzog Ferdinand zu zwingen ihm zu folgen und Westphalen bloß zu geben. Auf diesen Fall mußte das Cabinet von dem Prinzen Soubise erwarten, daß er die Belagerung von Münster und Lippstadt in Angriff nehme. Wenn aber Soubise dies nicht wagen würde, so mußte natürlich jeder Tadel auf ihn, jedes Lob dagegen auf Broglio fallen, selbst wenn sich mit seinem Diversionszuge keinerlei Eroberung verband.

Um diesen Preis, meinte Broglio sich bei seinen nun folgenden Operationen den Schein großen Ernstes geben zu müssen. Er ließ durch ein Streifcorps Nordhausen überfallen, um zu zeigen, wie weit zu greifen ihm jetzt Gelegenheit gegeben sei. Allein Herzog Ferdinand wußte, daß er mit einer Durchbrechung der Verbindung Broglio's mit Hessen, wo sich seine Magazine befanden, diesen sogleich zum Rückzug zwingen konnte. Er detachirte nur einige Corps über die Weser, denen es oblag, durch einen geschickten kleinen Krieg Broglio in seinen Unternehmungen zu hemmen, er selbst aber maneuvrirte nach Hessen und zwar Kassel.

Dadurch wurde Broglio sofort bewogen einen großen Theil seines Heeres schnellstens nach Hessen zurückzuführen. Da er aber wußte, daß der Herzog durch Detachirung des Erbprinzen Ferdinand gegen den Prinzen Soubise und mehre andere beträchtliche Detachements sich sehr geschwächt

hatte, so überließ er den Befehl in Hessen dem General Stainville und begab sich wieder zu der Hauptarmee.

Es kam nun auf verschiedenen Schauplätzen zu einer Menge von kleinen Zusammenstößen, von denen keiner nur im Entferntesten etwas zur Entscheidung des Feldzugs beitragen konnte. Am 7. September überfiel der französische General Belsunce den Obersten Freitag bei Osterrode; vorher bereits hatte der Erbprinz Ferdinand den französischen Prinzen Condé von Ham vertrieben, das er belagern wollte; wenige Tage darnach überfiel der Erbprinz Dorsten, machte die ganze Besatzung gefangen und erbeutete ein Fourage- und Proviantmagazin. Noch mehre feindliche Depots wurden aufgehoben und Soubise, der sehr nahe bei Münster lag durch förmliche Streifzüge der in einer Art von Uebermuth ausfallenden Besatzung beunruhigt und beschädigt. Soubise fand wohl auch eine Gelegenheit sich zu revanchiren.

Broglio rückte nun in Hannover vor und wollte die einzelnen Corps angreifen; allein Luckner war eben so rasch wie Wutgenau. Beide verschwanden ihm vor der Hand, um an einer passenden Stelle wieder zu erscheinen.

Ueber diese Art der Kriegführung, die unmöglich zu einem ehrenvollen Ziele führte, war der französische Hof im höchsten Grade erbittert. Der König schrieb an Broglio: „alles, was Sie gethan haben, ist von dem, was Sie thun konnten, das Schlechteste, denn wenn Sie keine Schlacht liefern wollen, so ist der Feldzug verloren. Jetzt sind wir gezwungen Defensivoperationen vorzuschreiben, weil unsere Anführer trotz der großen Ueberlegenheit einen Angriffskrieg entweder nicht führen wollen oder können.“ Doch wußte Broglio, der gewaltiger in der Feder als im Schwerte war, den König dahin zu bringen, daß er seinem Plane, den er kaum mit Entrüstung verworfen hatte, mit großem Lobe beistimmte.

So gingen denn die nichtssagenden Raufereien fort. Bei Höxter fuhren Graf Caraman und General Mansberg gegen einander, ohne sich viel zu thun; der Herzog Ferdinand setzte sich wieder gegen Kassel in Bewegung; der Erbprinz vertrieb die Franzosen aus Fritzlar und erbeutete ein Magazin; der Herzog bedrohete nun Broglio's Verbindung mit Kassel und zwang diesen abermals einen großen Theil seines Heeres zurückzuschicken; daraus hervorgehend mißglückte dem Marschall der Angriff auf Wolfenbüttel; schon wollte Broglio an die Weser zurück, doch wußte er, wie man zu sagen pflegt, nicht woran er war; der Erbprinz und der Herzog rückten einander in Hessen so nahe, daß sie eine gesicherte Verbindung hatten; Broglio suchte diese Verbindung durch Ueberfälle von Schwarzfels, Oldendorf und anderen obscuren Plätzen zu trennen; Wolfenbüttel, eine offene Stadt, wurde vom

Prinzen Xaver belagert und natürlich eingenommen; zu gleicher Zeit drang Soubise, der jetzt freies Feld hatte, nach Ostfriesland vor, nahm das nichtssagende Fort Meppen, und Wurmser, der Reichsgeneral, ging gegen Bremen; Wurmser wurde mit blutigem Kopfe zurückgewiesen; der Erbprinz eilte Soubisen nach und rächte alle Streiche dessen; der Herzog Ferdinand ging mit seiner Armee aber in die Gegend von Hameln.

Während dessen hatte der Prinz Xaver die Belagerung von Braunschweig in Angriff genommen und bereits eine Batterie errichtet. Er hoffte sein Werk so schnell zu vollführen als bei Wolfenbüttel. Allein plötzlich erschienen, vom Herzog detachirt, der Prinz Friedrich von Braunschweig und der General Luckner, machten das Belagerungscorps großen Theils nieder und trieben es in die Flucht. Dadurch wurde natürlich auch Wolfenbüttel frei und Prinz Xaver erreichte am 16. October das französische Hauptheer flüchtend bei Gandersheim. Würde man Braunschweig genommen haben, so wäre der König von Frankreich ganz zufrieden gewesen; aber auch diesen kleinen Triumph vermochten seine Marschälle ihm nicht zu verschaffen.

Zu derselben Zeit erklärte der Prinz von Soubise dem Cabinet, daß es bereits zu spät im Jahre sei, nur irgend etwas noch zu unternehmen. Er ging denn auch am 11. November jenseit des Rheins in die Winterquartiere. Broglio, gegen den nun auch der Erbprinz Ferdinand freie Hand hatte, mußte sich eben so sehr das Ende des Feldzuges wünschen, zog seine Truppen auf die Plätze der vorjährigen Winterquartiere zurück und freute sich am 6. December die nutzlose Arbeit dieses Jahres, die in der That für Frankreich eine arge Beschämung war, überstanden zu haben.

Groß in der That war der Triumph Ferdinand's. Wie dem Könige in Schlesien mußte auch ihm alles nur darauf ankommen, seine kleine Macht vor der großen Uebermacht unbeschädigt zu erhalten, damit Friedrich zur Zeit besserer politischer Conjuncturen nicht als Hilfe flehende, sondern in Ansehung seiner unzerstörten Macht als willensfreie Partei dastände.

66.

Eroberung der russischen Wagenburg.

Prinz Heinrich, der an der Spitze der preußischen Armee in Sachsen stand, befand sich in einer ähnlichen Lage wie der Herzog Ferdinand von

Braunschweig. Ihm gegenüber stand eine fast dreifache Uebermacht, nämlich die daun'sche Armee und die Reichsarmee unter dem österreichischen Feldmarschall Serbelloni. Fehlte bei den Franzosen von obenherein das Geschick einen Feldzug der Heeresgröße angemessen in's Leben zu setzen, so schienen dem Prinzen Heinrich gegenüber einerseits Unlust, andererseits Feigheit das Ihre zu thun, nichts Erhebliches geschehen zu lassen. Heinrich kannte seine Gegner. Und da es ihm darauf ankam, dem Könige den Bestand seiner Macht zu erhalten, so konnte es ihm nicht einfallen, so ungeheuerlicher Uebermacht gegenüber es zu Sieg und Entscheidung treiben zu wollen. Alle seine Unternehmungen waren daher nur Scheinmaneuvres, den Feind im Respect zu erhalten und von dem Verlangen nach Terrainerweiterung abzuhalten. Dies hat er denn auch durch viele kleine prächtige Bewegungen, welche den Feind stets in Schrecken und Besorgniß versetzten, erreicht, ohne daß er einen nennenswerthen Verlust an Mannschaft oder Armatur erlitten hätte. Vom sächsischen Schauplatze waren daher keinerlei Großthaten zu berichten; anders verhielt es sich mit dem schlesischen.

Die Trennung der Russen und Oesterreicher vor dem Lager von Bunzelwitz konnte vom Könige noch keinesweges für eine vollständige Befreiung von diesen Feinden gehalten werden. Hatte er auch das Schlimmste, ihren vereinten Angriff nicht mehr zu fürchten, so war doch zu fürchten, daß die Russen auf dem Terrain, das ihnen angenehmer war, in den nördlichen Provinzen Preußens, sich die Lorbeeren zu holen suchen werden, die sie in Schlesien nicht gefunden und vielleicht nicht hatten finden wollen, weil die Oesterreicher davon die Hälfte in Anspruch genommen haben würden; d. h. es war immer noch ein Einfall der Russen in die Neu- und Kurmark, der von ihrer Armee in Pommern leicht unterstützt werden konnte, zu fürchten.

Daher mußte vom Könige sehr gewünscht werden, die Russen bald wieder nach Polen in Winterquartiere zurückkehren zu sehen. Da erst der September begann, veranlaßte freilich die Zeit zu ihrer Rückkehr noch nicht, wohl aber konnte diese veranlaßt werden, wenn ihnen die Subsistenzmittel durch Zerstörung ihrer Magazine entzogen wurden. Dies zu bewerkstelligen mußte ein Versuch gemacht werden. Ein besonderer zweiter Grund war der Nahrungsmangel im Lager von Bunzelwitz. Zur Vertheidigung hatte der König Truppen mehr als genug, zur Verpflegung aber viel zu viel. Er beschloß also ein Corps von 14 Bataillonen und 25 Schwadronen mit 22 Geschützen zu entlassen.

Dieses Corps wurde dem zuverlässigen Generallieutenant von Plathen anvertraut. Der Auftrag desselben war, in den Rücken der russischen Armee zu gehen und alle russischen Magazine bis nach Polen hinein zu zerstören.

Es war eine gefahrdrohende Aufgabe, und doch wurde sie mit einem Glanze ausgeführt, in dem sich wieder die geniale Bravour des preußischen Militairstandes, wie er in den ersten schlesischen Kriegen gewesen, zeigte.

General Plathen rückte am 10. September aus dem Lager. Die Märsche mußten eben so schnell als geheim ausgeführt werden, damit Buturlin nicht zu früh Kunde erhalte. Am nächsten Tage befand sich Plathen schon hinter Breslau. Auf dem Marsche nach Posen fielen mehre Magazine in seine Hand. Zu Kreba erhielt er die Mittheilung, daß die Russen ein großes transportables Magazin von 500 Wagen bei dem Kloster Gostin aufgestellt haben, auf welches hauptsächlich die Verpflegung der großen Armee gestützt sei. Ohne Säumen brach Plathen mit der Avantgarde dahin auf, während der General Knobloch das Gros des Corps nachführte. Mit Tagesanbruch war von Plathen in der Gegend von Gostin. Er stieß zuerst auf einen exponirten Haufen russischer Reiterei von 600 Mann, der sich beim ersten Angriffe der plathen'schen Cavalerie flüchtend nach Gostin zurückzog. Die preußische Cavalerie ging verfolgend nach und fand hinter dem Kloster, was sie gesucht hatte, nämlich das Magazin. Es befand sich auf einem Berge. Die Wagen waren im Quarrée zu einer Burg zusammengefahren. Das Quarrée hatte nur eine Oeffnung und diese war mit drei Geschützen besetzt. Die ganze russische Bedeckung befand sich innerhalb der Wagenburg.

Sobald das Gros des Corps angelangt war, bildete Plathen aus vier Bataillonen eine Sturmcolonne, deren Flanken er durch Cavalerie deckte. Die anderen Truppen des Corps erhielten den Befehl, den Angriff auf der anderen Seite dann auszuführen, wenn die Sturmcolonne ihre Aufgabe gelöst haben würde.

Nun führte der General Knobloch die Sturmcolonne gegen die Wagenburg. Es durfte nur vom Bayonnet Gebrauch gemacht werden. Auf dem Wege theilte sich die Colonne, um von zwei Seiten zugleich anzugreifen. Das Feuer der Russen blieb ohne Eindruck. Mit Siegesgeschrei erstiegen zwei Bataillone die Wagenburg und wütheten nun gegen den Feind im Innern derselben.

Während dessen suchte das Bataillon Fink durch die Oeffnung einzudringen, erlitt dabei aber durch eine Kartätschensalve einen Verlust von 100 Mann. Desto stürmischer drang das Bataillon nun ein, bemächtigte sich der Kanonen und rächte die Gefallenen mit ungeheurer Wuth.

Jetzt schlugen die Russen die Wagenburg an einigen Stellen durch, um durch die Flucht zu entkommen. Diese gelang aber nur einem Theile ihrer Cavalerie. Die russische Infanterie fiel der preußischen Cavalerie in die Hand und mußte sich ergeben. Selbst ein Theil der russischen Cavalerie

ging durch die schnelleren preußischen Husaren noch zu Grunde. Besonders war das Gemetzel im Innern der Wagenburg furchtbar. Man hatte den Russen von früher viel zu vergelten und man schien sich hier mit einem Male abfinden zu wollen, daher anfänglich auch Pardon gar nicht gegeben wurde.

Die Russen verloren gegen 2400 Mann, wovon 1 Brigadier, 48 Offiziere und 1458 Mann gefangen und 5 Offiziere und 140 Mann schwer verwundet. Der Verlust der Preußen betrug nur 300 Mann. Ihre Beute bestand außer vielen Armaturstücken in 500 mit Mehl beladenen Wagen, mehren Munitionswagen und einer Kriegskasse. Letztere erhielt die Sturmcolonne zur Belohnung. Alles Andere wurde durch Feuer vernichtet. Als dem Könige die Meldung des Geschehenen überbracht wurde, sagte er, das sei eine der schönsten Actionen dieses Krieges.

Plathen wendete sich nun nach Pommern, wo seine Hilfe sehr nöthig war. Noch stieß er mit einem Corps des buturlin'schen Heeres zusammen und mußte sich den Uebergang über die Warte bei Landsberg erzwingen. Durch die Vernichtung des Magazins von Gostin war dem russischen Hauptheere ein Streich gespielt, der es zwang, nunmehr den diesjährigen Feldzug zu schließen.

Ein größerer Dienst hätte in der That dem Könige Friedrich nicht geleistet werden können. So wurde allem Anschein nach auch dieser mit den schlimmsten Befürchtungen begonnene Feldzug glücklich geschlossen, und auf der sichtbaren Ermüdung und Verdrossenheit der Feinde durfte schon eine gute Hoffnung errichtet werden.

67.

Die Belagerung von Kolberg.

Die vorjährige Belagerung Kolbergs zu Wasser und Land hatte trotz der großen Zurüstungen ein so klägliches Ende genommen, daß es für das Jahr 1761 eine russische Ehrensache geworden war, die kleine preußische Seefestung, die bisher die Operationen in Pommern so benachtheilt hatte, zu überwältigen. Als fester Seeplatz hätte Kolberg für die Russen unendlichen Werth gehabt und namentlich ihr Ueberwintern in Pommern möglich gemacht und ihre Verpflegung erleichtert und gesichert. Bisher hatten sie

auf ihrem Kriegsterrain keinen sicheren Ort für Niederlagen gehabt. Er sollte um so mehr nun gewonnen werden, da Oesterreich in diesem Jahre mit größter Bestimmtheit auf die Erwerbung Schlesiens rechnete und Rußland mit seinen Avantagen doch nicht nachbleiben wollte.

Friedrich war über die Absicht der Russen genau unterrichtet und bestimmte daher ein Corps von 16 Bataillonen und 20 Schwadronen oder 12,114 Mann unter dem Commando des tapferen Prinzen Eugen von Würtemberg zum Schutze von Kolberg. Bereits am 18. Mai brach Prinz Eugen aus dem Winterlager in Hinterpommern auf und erreichte am 4. Juni Kolberg. Gegen die Schweden, die in diesem Jahre fast weniger Besorgniß einflößten als in den früheren, hatte er den Obersten Belling mit einem angemessenen Cavaleriecorps zurückgelassen.

Bei Kolberg schlug Eugen ein Lager, dessen Fortificirung, vom General Thadden entworfen und geleitet, ein Meisterstück genannt worden ist. Es bestand aus Batterien, Flechen und Redouten, die den Rand einer Hochebene krönten. Der rechte Flügel stieß an den Persantefluß, der nach Kolberg hinabrinnt, aber weithin das Ufer in ungangbares Sumpfland verwandelt. Der linke Flügel endete im Batterieenbereiche der Festung und unter Deckung eines Sees. An dessen Ende schloß sich eine neue Fortificationslinie an, die zunächst wieder ein Plateau einrahmte, dann sich aber durch die Ebene bis zur Ostsee hinzog, wo sie mit einem sehr starken Schanzwerke endete.

Dergestalt war Kolberg auf der Ostsee von der Persante bis zur See vollständig von der Fortificationslinie umschlossen und in einem zuverlässig scheinenden Schutze. Die beherrschenden Höhen im Innern der Fortificationslinie waren durchgehend mit starken Batterien besetzt, und die Batterie des der See nähergelegenen Wolfsbergs hatte eine veränderliche Fronte, die Hauptfronte aber nach der See, und war daher vorzüglich gegen die feindliche Flotte berechnet, die dies Mal in einer beispiellosen Stärke erscheinen sollte. Vom Wolfsberg bis zur Mündung der Persante zog sich eine Reihe gegen die See gerichteter Batterieen.

Wenngleich auf der westlichen Seite Kolbergs kaum ein Angriff zu besorgen war, so mußte doch angenommen werden, daß einem etwa von der schwedischen Flotte mitgebrachten schwedischen Belagerungscorps dieses Terrain zugetheilt sein werde. War hier auch jeder Angriff schwieriger, so nöthigte derselbe doch zu einer Theilung der Vertheidigungskräfte des Belagerten. Der Prinz Eugen ließ daher auch auf dieser Seite die wichtigsten Punkte befestigen, so z. B. den Saum eines Waldes, der die Maikuhle heißt, weiterhin einige Vorsprünge des Strandes, und nordwärts die Plateaus von Selnow, Prättin und andere beherrschende Puncte.

Dergestalt war Kolberg auch auf der andern Seite von Vertheidigungswerken umgeben. Konnten diese nicht Forts genannt werden, so genügten sie doch, den Feind auf dem höchst ungünstigen Terrain so lange abzuhalten, bis eine engere Linie mit genügenden Werken besetzt sein konnte.

Die Werke des Hauptlagers waren durch Linien mit einander verbunden, die mit Traversen versehen waren. Man hatte Einrichtung getroffen, das Wasser der Brüche und Bäche aufzustauen und das Terrain an vielen Stellen unter Wasser zu setzen. Hier und da waren Retranchements angebracht. Die Werke ohne Unterschied hatten 16 Fuß Stärke auf dem Horizonte. Die Gräben vor ihnen hatte man palisadirt und vor dieselben drei Reihen von Wolfsgruben und Flatterminen gelegt. Bei Anlegung derselben waren alle Lehren benutzt worden, die aus den früheren Belagerungen des Platzes gezogen werden konnten.

Noch war man mit dem Bau der Fortificationen nicht fertig, als das russische Belagerungscorps unter dem General Romanzow bei Köslin anlangte. Die Stärke desselben schien 10,000 Mann zu betragen und Prinz Eugen war fest entschlossen, es im Felde anzugreifen und zu schlagen, weil, wie er sagte, der preußische Soldat lieber frei angreift, als sich hinter dem Walle vertheidigt.

Noch war die russische Flotte, die das Belagerungsgeschütz und zahlreiche Landtruppen nachführen sollte, fern und also Zeit den kühnen aber Glück versprechenden Streich auszuführen. Allein ohne des Königs Genehmigung durfte es füglich doch nicht geschehen. Leider aber brachte der Courier die erwünschte Genehmigung vom König nicht. Friedrich wollte, daß durchaus nichts aufs Spiel gesetzt werde, darum hatte auch er sich in Schlesien so streng defensiv verhalten, darum auch dem Prinzen Heinrich gleiches Verhalten vorgeschrieben. An dem Unmuth und der Ermüdung seiner Feinde erkannte er, daß sich das große Trauerspiel zum Ende und zum Frieden neige und bei einem solchen wollte er sich im Besitze möglichst großer Macht befinden, damit man nicht wage, ihm übermüthige Zumuthungen zu machen. Genug, der König gebot durch streng defensives Verhalten jede Gefahr zu vermindern.

General Romanzow blieb nun ruhig bei Köslin und erwartete verschiedene Verstärkungen und die Flotte. Sehr bald langten auch 15 neuerrichtete Bataillone an, wodurch sein Corps auf 14,000 Mann anwuchs. Am 30. Juli erschien die russische Flotte bei Rügenwalde. Hier mußte sie liegen bleiben um eine Anzahl von Schiffen zu erwarten, die durch den Sturm verschlagen worden waren. Bald langten diese an und man eilte nun die Belagerungsartillerie und die Landtruppen auszuschiffen, was die

Zeit bis zur Mitte August in Anspruch nahm. — Romanzow war nunmehr 24,000 Mann stark. Er rückte gegen Kolberg vor, und der Prinz von Würtemberg zog seine exponirten Posten zurück und traf die letzten Vorbereitungen zur Vertheidigung, wozu auch die Befestigung einer beherrschenden Höhe vor dem Terrain von Wobberow und Necknin gehörte. Hier vorzugsweise mußte die Annäherung des Feindes erwartet werden.

Am 22. August rückte Romanzow bis Steikow und Quetzin vor. Der rechte Flügel stützte sich auf Quetzin, der linke deckte sich durch Degow. So stand die Hauptarmee. Die Reserve befand sich an der Küste unter dem Schutze einer Abtheilung der Flotte.

Am 24. August fuhr die russische Flotte, 42 Fahrzeuge stark, vor dem Platze auf und wurde nach einigen Tagen noch durch eine schwedische Flotte verstärkt, welche den rechten Flügel bildete. Das Feuer der Flotte, so furchtbar es schien, hatte keinesweges die gefürchtete Wirkung. Die Bomben flogen meist zu kurz. Dagegen erlitt die Flotte aus der Strandbatterie wiederholt ansehnlichen Schaden, wenigstens die erste Linie derselben.

Am 4. September stand das Belagerungsheer zwischen Buggentin und dem Walde von Steikow, in welchem sich der Flügel noch beträchtlich vertiefte. Es parallelisirte daher die Fortificationslinie der Preußen auf der Hälfte ihrer Länge und in der Distance von einer halben Meile. Gleichzeitig war das detachirte Corps am Strande vorgerückt und stand bei Bodenhagen.

Bereits am folgenden Tage beschoß Romanzow den Belagerten vom Dorfe Tramp aus aus zwei Batterien. Gleichzeitig wurden drei Batterien bei Wobberow erbaut und am nächsten Tage in Thätigkeit gesetzt. Aber die preußischen Werke gaben gewissenhafte Revanche und der Flotte wurde während eines nächtlichen Bombardements durch die Strandbatterie ein Fahrzeug zu Grunde gerichtet.

Während dessen schweiften die Kosaken nach ihrer Gewohnheit in der Gegend umher und verkündeten durch Unfug aller Art, namentlich Raub, ihre Sitten. Das Dorf Necknin, welches vor den preußischen Fortificationen lag, wurde von ihnen niedergebrant. Nicht selten kamen ihnen indessen preußische Cavalerieposten auf den Hals und gaben eine blutige Bezahlung.

Da dem General Romanzow die Belagerung zu langsam fortschritt, wollte er sie durch eine Diversion auf dem linken Ufer der Persante unterstützen. Allein der Prinz von Würtemberg war unterrichtet und ließ das detachirte russische Corps bei Garrin vom General von Werner überfallen und mit beträchtlichem Verluste zurücktreiben.

Bei allen bisherigen Unternehmungen war es dem Grafen Romanzow

hauptsächlich darauf angekommen, sich über die Anlage der preußischen Fortificationen genaue Kenntniß zu verschaffen. Es konnte da ein großes Werk nicht unbemerkt bleiben, welches, von dem großen steikower Walde verdeckt, weit vorgeschoben auf einem beherrschenden Plateau lag und das in die Ebene von Kolberg führende Defilée vollständig sperrte. Dieses vorgeschobene Werk, welches sich rechts an den Zingelsee lehnte, war leicht als der Schlüssel der preußischen Fortificationslinie zu erkennen. War dies überwältigt, so war die Durchbrechung der Fortificationslinie keine schwere Aufgabe mehr. Die Gegend, in wecher die Anhöhe sich befand, hieß der Bollenwinkel.

Dahin suchte Romanzow nun mit Laufgräben vorzugehen. Sobald er damit begonnen, legte er noch eine zweite Trancheenlinie längs des Waldes seewärts an, um dadurch das Angriffsfeld auf die schwächere Fortificationslinie zwischen Strand und Bollenwinkel zu gewinnen.

Dieser Belagerungsplan der Russen, der ins Besondere noch die Mitwirkung der Flotte begünstigte, setzte in der That den Prinzen von Würtemberg in Verlegenheit. Er glaubte den Feldmarschall Romanzow durch eine Diversion von seinem Plane abzuziehen und beauftragte mit dieser den General Werner. Dieser rückte nun am 11. September mit etwas über 2000 Mann nach Treptow aus. Aber sein Zug war zu wenig verborgen geblieben. Der Oberste Bibikow überfiel ihn mit einem viel stärkeren Corps in dem Quartiere. Obschon schnell gesammelt, wurde doch die Infanterie umringt und zum Theil gefangen genommen. Selbst ein kleiner Theil der Cavalerie, die sich durchschlug, und selbst der General Werner, fielen in Gefangenschaft.

Inzwischen aber hatten sich neun preußische Dragonerschwadronen gesammelt und griffen sofort das ganze russische Corps, und zwar sieben Schwadronen in der Fronte und zwei Schwadronen in rechter Flanke und Rücken, an. Nach einem furchtbaren Gemetzel wurde das russische Corps gänzlich zersprengt und großen Theils bei Kletkow in den Regafluß und in die Moräste geworfen.

Wie groß auch der Verlust der Russen war und ob selbst ihr Graf Wittgenstein mit fünf Offizieren in die Hand der Preußen fiel, so blieb doch die Diversion wegen des schweren Verlustes, den die Preußen selbst bei ihr erlitten hatten, ohne Bedeutung für die Belagerung.

Je eifriger Romanzow an seinen Annäherungswerken arbeitete, desto mehr verstärkte der Prinz Eugen seine Vertheidigungswerke. Dabei ging kein Tag ohne Kämpfe der exponirten Posten vorüber, die der einen, wie der anderen Partei Verluste zufügten, ohne doch etwas in der Lage der

Dinge zu ändern. Hauptsächlich lag Romanzow daran, ein oder einige Werke der Fortificationslinie durch nächtlichen Ueberfall zu gewinnen, und freilich würde er dadurch sein Ziel schnell und mit geringem Verlust erreicht haben. Mehre Male überfielen auch die Russen preußische Redouten, wurden aber stets wieder heraus geworfen. Der größte derartige Ueberfall fand in der Nacht vom 18. zum 19. Statt. Er galt den drei der Ostseeküste am Nächsten gelegenen Schanzwerken, hauptsächlich dem mittleren, welches wegen des grünen Berges, auf dem es lag, die grüne Schanze genannt wurde.

Dieses Schanzwerk zu nehmen, gelang wirklich den russischen Hauptmann Popow, und die ganze Besatzung des noch nicht fertigen Werkes ging verloren. Die Russen säumten nicht, dem Werke im Rücken einen Wall zu geben und die eroberte Position zu behaupten.

Kaum aber hatte Prinz Eugen Meldung, als er dem Obersten Kleist befahl das Werk mit drei Infanteriebataillonen zurück zu erobern. Kleist ließ nun den Hauptmann Below eine Compagnie als Avantgarde voranführen. Am Fuße des Berges angekommen, stellt Below seine Leute in den Busch, schleicht sich selbst bis zum Rayon der Schanze empor, sieht, daß die Russen keine Sicherheitsposten ausgestellt haben und nur beschäftigt sind, die Schanzenkehle durch einen Wall zu schließen. Nun schleicht er schnell hinab, führt seine Leute ohne das geringste Geräusch den Berg wieder hinauf und stürzt sich plötzlich auf die Eroberer des Werkes, die dann ohne Erbarmen nieder gemacht werden, wenn es ihnen nicht gelingt, über die Brustwehr zu entkommen. Nun kam das Gros unter Kleist nach und die Position wurde stark besetzt.

Wüthend über den Verlust des kaum gewonnenen Werkes, wollte Romanzow bei Anbruch des Tages die Rückeroberung durch zwei ganze Infanterieregimenter erzwingen. Allein der Tag ist solchen Unternehmungen nicht günstig. Als die beiden Regimenter zum Sturm anrückten, eröffnete sich gleichzeitig gegen sie das kreuzende Feuer der drei sich zunächst liegenden preußischen Schanzen. Die kleist'schen Bataillone leisteten mit ihrem Kleingewehrfeuer kaum weniger als die Geschütze. Als nach dreimaligem Sturmversuche die beiden Regimenter gegen 3000 Mann verloren hatten, konnte Romanzow nicht zögern von seinem Verlangen abzustehen und seine Truppen zurückzuziehen. Der Verlust preußischer Seits an Todten betrug 73, an Verwundeten und Gefangenen aber 534 Mann.

Nun sah Romanzow, daß er von freien Sturmangriffen nicht viel zu hoffen habe und betrieb seine Annäherungsarbeiten mit desto größerem Eifer. Auch die Preußen säumten nicht ihre Verhältnisse zu verbessern. Bald hofften sie von der Qual dieses Belagerungskrieges befreit zu sein. Sie

wußten, daß der Erstürmer der russischen Wagenburg bei Kloster Gostin (General Plathen) nahe. Konnte er sie nicht gerade entsetzen, so war doch seine Hilfe jeden Vertrauens werth. Wirklich traf auch Plathen am 30. September einige Stunden vor Kolberg bei Körlin ein. Er jagte sofort die russische Besatzung aus der Stadt und eroberte die dabei angelegte Schanze mit Gefangennehmung der gesammten Mannschaft.

Gleicher Zeit erhielt General Plathen ein Schreiben vom Prinzen von Würtemberg, er solle sich doch so schnell als möglich mit ihm in Kolberg zu vereinigen suchen, denn schon mangeln ihm Mannschaften für die sehr vermehrten Schanzwerke, viel mehr aber noch Schießbedarf.

Obschon nun der russische Feldmarschall alles aufbot, den General Plathen durch ein starkes russisches Corps unter dem Fürsten Dolkorucky zurücktreiben zu lassen, so erzwang sich Plathen doch den Weg und stand am 2. October bei Pretmin und folglich im Rayon der Festung. Durch diese Verstärkung war die Macht des Prinzen wieder auf 16,000 Mann angewachsen und man durfte hoffen dem Feinde außerhalb Widerstand zu leisten, wenn nur der schlimmste innere Feind, nämlich Nahrungsmangel, sich nicht einstelle. Aber selbst Munitionsmangel war zu fürchten. Beiden mußte vorgebeugt werden; wie? hatte der Scharfsinn zu beantworten.

Nun wußte man ja, daß die Russen auch schon Mangel litten. Die Jahreszeit war so spät, daß von der Flotte Zufuhren nicht mehr erwartet werden konnten. Da schien es als werde es schließlich darauf ankommen, wer den Hunger am längsten aushalten könne, die Russen oder die Preußen. Da der König mitgetheilt hatte, daß sich die russische Hauptarmee unter Buturlin in die Winterquartiere zurückgezogen habe, so konnte man einen anderen Fall nicht voraussetzen.

Es kam nun alles darauf an, eine beträchtliche Zufuhr von Golnow, wo die stettiner Schiffe ausluden, zu bewerkstelligen. Alles wurde dazu vorbereitet, und alles schien glücklich zu gehen, denn am 10. segelte die russische Flotte ab, nachdem bereits die schwedische aus der See verschwunden war.

Allein am 13. October trieb das Corps des Generals Berg den von Golnow erwarteten preußischen Proviantzug zurück. Nun ging der General Plathen ab, den Proviantzug frei zu machen und einzubringen. Aber er fand die Gegenden von Russen erfüllt, und es war kaum zu bezweifeln, daß große russische Verstärkungen angekommen sein mußten. Woher sie gekommen sein sollten, war freilich kaum zu begreifen. Am 20. October ging General Romanzow über die Persante und legte sich auf die andere Seite Kolbergs. Auch das war kaum zu begreifen.

Zu derselben Zeit gerieth der General in die ärgste Bedrängniß. Immer vermehrte russische Truppen, deren Dasein er kaum begreifen konnte, rückten ihm auf den Hals. Doch schlug er sich glücklich nach Golnow durch und vereinigte sich dort mit dem kleist'schen Detachement. Hier fand er denn auch einen großen Transport von Lebensmitteln, der für Kolberg bestimmt war, im Walde versteckt. Schon waren Anstalten zur Weiterfuhr desselben getroffen, als am 22. October Golnow von zwei russischen Corps unter Berg und Fermor angegriffen wurde.

Wies nun Plathen auch den weit überlegenen Feind zurück, so konnte er doch gar nicht mehr hoffen den Transport nach Kolberg durchzubringen, selbst nicht sich selbst dahin durchzuschlagen. Unter diesen Umständen mußte er sich entschließen, den Transport nach Stettin zurückgehen zu lassen, und auf Damm abzuziehen.

Unter dessen hatten sich die Russen in solcher Masse in der Gegend von Kolberg angesammelt, daß sie alles außerhalb der Fortificationen mit Zuversicht unternehmen konnten. So umschlossen und bombardirten sie die kleine offene Stadt Treptow drei Tage lang und zwangen den tapfern General Knobloch sich mit seinen 2000 Mann gefangen zu geben. Das that er natürlich erst, als er keine einzige Patrone mehr zu verschießen hatte.

Alle Hoffnung auf Zufuhr von Lebensmitteln mußte nun aufgegeben werden. Man sah, wenn Buturlin mit der großen russischen Armee auch nicht selbst vor Kolberg angekommen war, so hatte er doch einen großen Theil derselben dahin geschickt. Die ganze Umgegend war von Russen angefüllt. Plathen konnte unmöglich durchkommen, viel weniger einen Transport durchbringen. Doch hatten schon die Rationen geschmälert werden müssen und das gänzliche Ende des Proviants und der Fourage wurde binnen einigen Tagen erreicht.

In dieser grenzenlosen Noth, die Romanzow sehr genau kannte, erblickt plötzlich die Besatzung der Strandbatterien ein Kauffahrteischiff in der See. Da weder russische noch schwedische Schiffe anwesend waren, läßt der Prinz von Würtemberg sofort mehre Kähne bemannen und jenes Schiff aufhalten und einbringen. Es enthielt 60 Lasten Roggen. Der Prinz kaufte sie und verscheuchte dadurch von seinem Heere den Hunger wenigstens auf 14 Tage. Die Lage blieb demungeachtet sehr schlimm, doch trotzdem wies der Prinz jede Aufforderung zur Capitulation mit Entschiedenheit zurück.

Was man preußischer Seits kaum hatte glauben können, Buturlin war wirklich mit seiner großen Armee bei Kolberg eingetroffen die Belagerung zu unterstützen, weil ihm der Fall Kolbergs den Ruhm bringen mußte, in diesem Feldzuge doch wenigstens etwas gethan zu haben. Nun aber konnte

er nicht länger weilen. Die russischen Schiffe waren längst abgesegelt. Das Land war verwüstet. Der Winter begann. Wie wollte er seine Armee erhalten. So zog er denn am 2. November nach Polen ab, indeß Romanzow die Belagerung fortsetzte.

Bald waren die Vorräthe der Armee des Prinzen bis auf die Neige aufgezehrt. Nur die Besatzung der Stadt unter dem Oberst Heyden hatte noch für ganz kurze Zeit Nahrung. Wollte der Prinz bleiben, so war dieser Vorrath binnen wenigen Tagen aufgezehrt und es blieb keine Rettung, als Kolberg zu übergeben. Der Prinz beschloß daher mit seiner Armee abzumarschiren und hoffte, daß Heyden dann im Stande sein werde, die Stadt noch so lange zu behaupten, bis die Russen das Lagerleben im Freien wegen des Winters nicht mehr würden ertragen können.

Diesen Vorsatz führte der Prinz den 14. November aus. Längs des Strandes verließ er in der Nacht das Rayon von Kolberg mit unsäglichen Mühseligkeiten, schlug sich durch die leichten russischen Corps und vereinigte sich am 17. November mit dem plathen'schen Corps bei Greifenberg, was der russische General Berg um jeden Preis hatte hindern sollen.

Nun war die Armee des Prinzen wieder 10,000 Mann stark. Sogleich faßt derselbe den Entschluß, trotz der Ermattung seiner Truppen dem General Romanzow eine Demonstration zu machen, vielleicht selbst einen Proviant-transport nach Kolberg zu führen. Und dieses letzte Vorhaben wurde wirklich in Angriff genommen. Der Schnee lag ellenhoch und die Kälte war so grimmig, daß einzelne Soldaten im Gehen erstarrten und umfielen. Die Beschwerden des Transportes und der Truppenbewegungen waren daher unbeschreiblich. Doch drang man am 12. December in die Stellung der russischen Belagerungsarmee ein, eroberte selbst das große Schanzwerk beim Dorfe Spie, bereitete der 500 Mann starken Besatzung eine schreckliche Niederlage und machte an 300 Mann gefangen.

Aber nun stellten Romanzow und Berg eine so ungeheure Artillerie entgegen, daß nach Kolberg durchzukommen geradezu unmöglich war. Unter diesen Umständen sah sich der Prinz gezwungen zurückzugehen, da im Freien zu campiren unmöglich war.

Da blieb dem bei den früheren Belagerungen Kolbergs so berühmt gewordenen Commandanten, Obersten von Heyden, nichts übrig als sich mit der Besatzung zu ergeben. Die letzten Vorräthe waren aufgezehrt und es galt, nur noch die Bürger und Soldaten wenigstens vom Hungertode zu retten. So ging am 16. December Kolberg in die Hände der Russen über. Diese Errungenschaft hatte ihnen Tausende von Menschen gekostet, und doch sollte dieselbe schon nach drei Wochen in nichts zerfließen.

68.

Eroberung von Schweidnitz.

Jemehr sich der Krieg seinem Ende zuneigte, desto seltener wurden die großen und entscheidenden Ereignisse. Friedrich suchte sie zu vermeiden und hatte dazu nur zu gute Gründe, und seine Feinde schienen sie nicht zu wagen, weil sie den Erfolg für zu zweifelhaft hielten. So sollten denn die Eroberung von Kolberg und die Wegnahme von Schweidnitz die beiden Hauptereignisse des Feldzugs von 1761 sein.

Nachdem die Russen sich von den Oesterreichern getrennt hatten (jedoch blieb das czerniczew'sche Corps noch mit ihnen vereinigt), hoffte Friedrich, daß Laudon sich weiterhin gegen Böhmen zurückziehen werde; und Daun würde das allerdings gethan haben; nicht so leicht Laudon. Vergebens wartete Friedrich auf Rapporte über die Bewegungen Laudons, die mit seinen Gedanken im Einklang standen.

Da beschloß er eine das Glatzische bedrohende Stellung zu nehmen, um Laudon so wohl für dieses Gebiet als für Mähren besorgt zu machen und ihn dadurch aus Schlesien weg zu maneuvriren. Am 26. September verließ die Armee das Lager von Bunzelwitz und ging über Pülzen nach Groß-Nossen. Die Marschordnung enthielt gewissermaßen die Schlachtordnung, so daß die drei Colonnen als drei Treffen zu betrachten waren. Am 29. wurde Groß-Nossen erreicht, wo man das Lager mit Sorgfalt fortificirte.

Anstatt nun dem Könige zu folgen, wie dieser gehofft, sann Laudon darauf, des Königs Entfernung zu benutzen, um mit einem raschen Handstreiche Schweidnitz zu nehmen. Das war ein Unternehmen, welches Friedrich aus mehrfachen Gründen für nicht denkbar hielt, daher er sich auch in der Täuschung, daß Laudon seinen Bewegungen folgen werde, vollkommen fixirte. Die mangelhaften und zum Theil widersprechenden Nachrichten vom Feinde trugen noch mehr dazu bei.

Am 30. September ließ Laudon die Festung Schweidnitz von Kroaten cerniren, jedoch in so weitem Umfange, daß in der Festung nichts davon wahrgenommen werden konnte. Bei Kuntzendorf war der Sammelplatz der zu dem Unternehmen ausersehenen Truppen und der Heerd der Anstalten. Hier wurden Hunderte von Leitern, Breter und Geräthen, die zu einem Grabenübergange und einer Wallersteigung erforderlich sind, zusammengebracht.

Der Plan des Feldzeugmeisters bestand in Folgendem. Vier Sturm-

colonnen sollten gleichzeitig die vier Hauptforts der Festung (das Galgen-, jauernicker-, Garten- und Bögenfort durch Ueberraschung nehmen). Jede Sturmcolonne sollte aus fünf bis sechs Bataillonen formirt werden. Die Grenadiere hatten den Vortritt, und ein Detachement vom russischen Hilfscorps und eine Schwadron Dragoner sollten jeder Colonne beigegeben werden, desgleichen eine Batterie von Haubitzen und Kanonen. Auch 20 Artilleristen wurden jeder Colonne beigegeben, damit sogleich von den Geschützen der eroberten Werke Gebrauch gemacht werden könne. 6 Sappeurs, 16 Pionniers, 40 Zimmerleute, 100 Arbeiter und 140 Leiterträger bei jeder Colonne zeigten, daß Laudon nichts versäumt hatte, was derartige Unternehmen erfordern. Die vier Colonnen wurden geführt vom Obersten Grafen von Wallis, dem Major von Linck, dem Oberstlieutenant von Kalwell und dem Oberstlieutenant de Vins. Jedem Colonnencommandeur war ein Stabsoffizier vom Geniewesen beigegeben. Der einheitliche- oder Hauptbefehl der vier Sturmcolonnen ging vom General Amadei aus. Den Oberbefehl über die attachirte Cavalerie, welche Ordre hatte sich nach der Erstürmung sofort in die Stadt zu werfen, führte der General Graf von Lichtenstein.

Für die Art der Ausführung hatte Laudon die genaueste Vorschrift gegeben und namentlich befohlen die Schußwaffe nicht zu gebrauchen, damit die Belagerten auf das ihnen bevorstehende nicht aufmerksam gemacht würden. Bei diesen Anordnungen Laudons ist der Befehl, nicht zu plündern, wahrzunehmen und mit gebührendem Lob anzuerkennen.

Dieses Vorhaben Laudons war dem preußischen Festungscommandanten General von Zastrow ganz unbekannt geblieben. Daß im österreichischen Lager etwas vorbereitet werde, hatte sich zwar aus Mittheilungen der Dorfbewohner und der Patrouillen schließen lassen, und dies hatte den Commandanten sogar veranlaßt seine Patrouillen sehr zu verstärken, aber alles, was er vermuthen konnte, war doch immer nur eine regelmäßige Belagerung oder ein Bombardement; ein Ueberfall schien in der That nicht denkbar.

Die Besatzung bestand aus 3800 Mann. Sie genügte, die Werke kräftig zu besetzen und immer noch eine Reserve von 1436 Mann hinter dem Walle zu halten. Die Mannschaft würde daher vollkommen genügt haben den Feind abzuweisen, wenn sie sich auf einen Ueberfall vorbereitet gehalten hätte. Allein an einen solchen hatte Niemand denken mögen, daher waren auch nicht ein Mal darauf bezügliche Instructionen ertheilt worden, und die natürliche Folge davon war, daß Laudons Unternehmen auf desto weniger Schwierigkeiten stieß.

Kurz nach zwei Uhr Nachts bei tiefer Finsterniß waren die österreichischen Sturmcolonnen so nahe an die Stadt gelangt, daß sie von den exponirten

Wachtposten und Patrouillen entdeckt wurden, und zwar hatten sich die vier feindlichen Sturmcolonnen in ziemlich gleichem Maße den betreffenden Hauptwerken genähert. Auf die eingehende Meldung warfen nun die Commandanten der Forts Leuchtkugeln empor und erblickten bei deren Lichte zu ihrem nicht geringen Staunen und Schrecken den Feind schon auf dem Glacis und so nahe, daß er nicht mehr gehindert werden konnte, sich in den bedeckten Weg zu werfen, wo er vor dem Geschütz- und Gewehrfeuer der Werke gedeckt war und leicht zu den Eingängen der Forts gelangen konnte. Der bedeckte Weg hatte eine schwache Vertheidigung, in jedem der Forts dagegen standen 200 Mann und diese leisteten schon einen kräftigen Widerstand, so daß z. B. am Bögenfort der Feind trotz seiner ungeheuren Uebermacht zwei Mal zurückgeworfen wurde. Ravelin und Enveloppe waren vom Feinde angefüllt und der Tumult des Kampfes war entsetzlich, als plötzlich in der Kehle des Forts das Pulvermagazin aufflog und 400 Menschen in die Luft schleuderte, von denen nicht wenige Preußen waren.

Nicht schwerer wurde den Oesterreichern die Erstürmung des Gartenforts, an welches sie noch näher unbemerkt gelangt waren und wo sie die Besatzung daher noch weniger vorbereitet fanden. Und nicht viel anders war es beim jauernicker- und dem Galgenfort. Bei beiden befand sich der Feind schon im Besitze des bedeckten Weges, als man beim Lichte der Leuchtkugeln von seiner Anwesenheit Kunde erlangte. War der Feind im Besitze des bedeckten Wegs, so war natürlich auch das Fort in seiner Hand, da dasselbe nicht bloß von der Kehle aus mit unverhältnißmäßiger Uebermacht angegriffen, sondern auch vom Graben aus mit Leitern erstiegen und daher die Besatzung dergestalt umschlossen wurde, daß sie sich bei der größten Bravour doch der Gefangennahme nicht entwinden konnte.

Die kräftigste Vertheidigung fand beim Galgenfort statt, wo die österreichischen Bataillone wiederholt zurückgeworfen wurden. Auch ergab sich hier die Besatzung nicht. Die meisten der 200 Mann fielen, der kleine übrig gebliebene Haufe aber zog sich mit steter Vertheidigung nach dem Hauptwalle zurück, der nun sofort auch vom Feinde angegriffen wurde.

Obschon über 20 Bataillone diesen Angriff unternahmen und daher eine so ausgedehnte Vertheidigung nöthig wurde, daß die vorhandene Besatzung bei weitem nicht ausreichte, so würde sich der Angreifer doch vielleicht an diesem Hauptwerke, wie man zu sagen pflegt, den Kopf eingestoßen, und die Stadt ungeachtet des Besitzes der äußeren Werke noch lange nicht bekommen haben, wenn ihm nicht Verrath zur größten Ueberraschung der Besatzung begünstigt hätte. In den Kasematten von Schweidnitz befand sich nämlich eine große Menge österreichischer Kriegsgefangener. Sobald

diese bei Anbruch des Tages vom Stande der Dinge Kenntniß, oder wenigstens Ahnung gewonnen, brachen sie aus, stürmten durch die Stadt, sprengten die Thore auf und ließen die Croaten ein. Die Besatzung auf dem Walle im Kampfe beschäftigt, hatte dies nicht hindern können.

Nun war natürlich das Schicksal des Platzes entschieden und die Besatzung verloren. In Zeit von einer Viertel Stunde war die ganze Stadt von Croaten, Panduren und Russen erfüllt. Die Besatzung, von vorn und hinten angegriffen, konnte sich nicht länger vertheidigen, und General von Zastrow ging mit 10 Stabsoffizieren, 97 Subalterneoffiziere und 3240 Mann in Gefangenschaft. Die Festung mit ihren reichen Magazinen, Depots und einer trefflichen Armatur fiel in österreichische Hand. Die Stadt wurde von den Croaten und den befreiten österreichischen Kriegsgefangenen aufs Schändlichste geplündert, bis nach mehren Stunden diesem Unwesen durch die lichtenstein'sche Cavalerie auf Laudons Befehl Einhalt gethan wurde.

Schweidnitz war nun in der Hand Laudons. Es war alles, was er in diesem Jahre errungen hatte. Es hatte ihm 1500 Mann gekostet. Der Werth des Platzes im Beginn des Feldzugs wäre natürlich viel größer gewesen. Jetzt, wo sich nichts weiter gegen Breslau oder Schlesien unternehmen ließ, beschränkte er sich auf ein kleines Maß. Immerhin war es ein Gewinn, ins Besondere, da der Muth der österreichischen Soldaten einer Hebung bedurfte. Die österreichische Fahne bedurfte neuen Glanzes. Laudon hatte ihr den durch die Eroberung von Schweidnitz gegeben. Allein er hatte von den weißköpfigen Herren des Hofkriegsrathes zu Wien keine Ordre dazu, und das stellte ihn jetzt eher in die Classe der Verbrecher als der verdienstvollen Männer. Gern hätte Maria Theresia ihn glänzend belohnt; allein ihre Hofkriegsräthe würden dadurch an ihrer Autorität beschädigt worden sein, und das durfte nicht geschehen. Demzufolge wurde dem Feldzeugmeister Laudon eine Anerkennung zu Theil, die vielmehr kränkend als erhebend war, und ihn für den Rest des Krieges zu gerechter Theilnahmlosigkeit veranlaßte. Daun, erbittert darüber sich von Laudon überglänzt zu sehen, mochte durch seine Freunde in Wien Genügendes beigetragen haben, dem tüchtigen Laudon eine ungeeignete Vergeltung zu verschaffen.

Hätte Laudon, auf den Besitz von Schweidnitz gestützt, nun weitere seinem Character entsprechende Operationen unternommen, so hätte er wohl den König Friedrich in eine peinliche Lage versetzen können. Allein es gehörte sich den wiener Undank zu vergelten: und so legte er seine Truppen in die Winterquartiere und ließ dem Könige Zeit, das Unglück durch neue Arrangements auszugleichen.

Friedrich bezog nun ein Lager bei Strehlen, in welchem er Breslau sowohl wie Neisse schützte. Hier erwartete und wünschte er von seinem doppelt so starken Feinde angegriffen zu werden. Das geschah aber nicht, weil Laudon dazu mit Recht keine Lust hatte; und Friedrich würde damit sehr zufrieden gewesen sein, wenn sein Blick in die nahe Zukunft einzudringen vermocht hätte. Gegen Ende Novembers bezog auch sein Heer die Winterquartiere und so ruhete wiederum der Krieg.

Im Lager von Strehlen drohete dem Könige ein schändlicher Verrath. Ein reicher Gutsbesitzer, Baron Heinrich Gottlob von Warkotsch, und ein katholischer Geistlicher, Namens Franz Schmidt, hatten nämlich einen Plan entworfen, den König an den Feind zu verrathen, und zwar ihn durch den österreichischen Hauptmann von Wallis in seinem fast ganz unbewachten Quartiere gefangen nehmen zu lassen. Allein der Diener des Barons, Namens Mathias Kappel, der als Vertrauter seines Herrn aufs Genaueste unterrichtet war, theilte sein Wissen nebst einem Briefe seines Herrn, der zum Belege diente, dem lutherischen Prediger Gerlach mit, der nun dem Könige solche Mittheilung machte, daß der Meuchelei vorgebeugt wurde. Baron Warkotsch und Pater Schmidt wurden von dem ordentlichen Gericht zum Tode der Viertheilung auf dem Schaffot verdammt. Da sie aber geflüchtet waren, konnte das Urtel nur an ihren Bildern vollstreckt werden. Als Friedrich das Urtel, welches also dahin lautete, ihre Bilder vom Henker in vier Theile zerreißen zu lassen, unterschrieb, machte er die Beibemerkung: „hoffentlich sind die Bilder so schlecht als die Originale."

Wenn auch Maria Theresia den Baron Warkotsch in Wien äußerlich ungnädig aufnahm und ihm befahl Wien zu verlassen, wenn auch von den österreichischen Generalen jedes Mitwissen in Abrede gestellt wurde, so ist doch bis zur Ueberzeugung nachgewiesen worden, daß dieser meuchlerische Anschlag, an dem ein Offizier des kaiserlichen Heeres mit einem Commando betheiligt war, nicht ohne höhere Genehmigung stattgefunden haben könne.

Eine andere Lebensgefahr, in der sich Friedrich befunden, wurde ihm von einem auf Vorposten stehenden Panduren bereitet. Dieser schlug auf den König, der zu weit vorgeritten war, an, setzte aber sogleich ab und flüchtete, als der König seinen Stock gegen ihn erhob und ihm zurief: „Du, Du!"

Als der Feldzug zu Ende war, stand es um Friedrichs Sache in der That nicht schlimmer als früher. Er hatte zwei Festungen verloren, aber sich seine Macht erhalten und Letzteres war von weit überwiegender Bedeutung. Beim Beginn des Feldzugs hatte er, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, eine miserabele Armee, in der die alten braven preußischen Truppen

nur einen verschwindend kleinen Theil ausmachten. Allein diese erbärmliche Armee war nun geschult. Die unter die Fahne gepreßten Gefangenen, die gewaltsam Ausgehobenen und die geworbenen Landstreicher hatten sich an militairische Ordnung gewöhnt, sie waren geschult und schrieben sich den Ruhm der preußischen Fahne mit zu. Die miserabele Armee war eine gute Armee geworden, sie war nicht von dem Feldzuge verschlungen, nicht vernichtet worden; sie war noch vorhanden, und Friedrich durfte hoffen mit ihr im künftigen Jahre offensiv verfahren zu können, umsomehr, als er hoffen durfte sie während dieses Winters auf eine beträchtliche Stärke zu bringen.

Freilich hatte sich die Politik Englands sehr geändert. Der kleine Sohn (Georg III.) des großen Vaters (Georgs II.) hatte einem kurzsichtigen Manne, der keine Empfindung für Friedrichs Größe und gerechte Sache hatte, das Staatsruder in die Hand gegeben, und Friedrich mußte nun Subsidien und die hannöversche Bundesgenossenschaft verlieren. Allein, wie die Verhältnisse waren, durfte er auch diesen Verlust zu ersetzen hoffen.

Da zeigte sich ja auch im Osten ein freundlicher Stern. Die Türkei machte Miene Rußland oder Oesterreich oder beide zu beunruhigen, und zog schon an der Grenze eine Armee von 100,000 Mann zusammen. Friedrich durfte auf eine solche Diversion wohl einigen Werth legen.

Doch nicht genug dessen, der Tatarenfürst Kerim Gherai sendete seinen Bartputzer als Gesandten und ließ dem großen Könige sagen, im künftigen Jahre wolle er sein Alliirter sein und ihm eine Armee von 16,000 mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Reitern schicken. Wenn ein solches Anerbieten dem Könige nur den Eindruck einer Curiosität machen konnte, so zeigte sie ihm doch, wie weit die Bewunderung seiner persönlichen Vorzüge gedrungen war, und dies mußte seinen Muth, der eigentlich niemals gesunken war, befestigen.

In der That sah Friedrich bei seinen Feinden bessere Verhältnisse nicht als bei sich. In Schweden war man des nutzlosen Kriegs gänzlich müde. Die deutschen Reichsfürsten wurden zwar durch Oesterreichs eifriges Zureden noch immer bei der Fahne gehalten, allein der von ihnen erworbene Kriegsruhm war so sehr zweifelhaft, daß sie jedenfalls mit dem ungewöhnten Schwerte zu spielen gar keine Lust mehr hatten.

Selbst der Herzog Karl von Würtemberg, der allein Preußen zu Oesterreichs Füßen hatte legen wollen, war sehr bescheiden geworden und gar nicht mehr für das Oesterreich begeistert, über dessen Feldherren er sich so sehr geärgert hatte.

In Frankreich sah man bei Hofe, daß England in Hannover nicht zu

Grunde gerichtet werden könne, und da das schuldenbeladene Volk großes Geschrei gegen diesen ruhmlosen und dumm geführten Krieg ausstieß, so war man sehr zum Frieden geneigt.

Allein, Maria Theresia war noch voll Kriegseifer. Ihre Fahnen hatten durch Schweidnitz neue Glorie gewonnen, und konnte sie sich nur die Bundesgenossen erhalten, so war es kaum zweifelhaft, daß sie das Ziel erreichen werde, dem sie so unermeßliche Opfer gebracht hatte. Freilich ihr bester Bundesgenosse, Rußland, flößte schwere Besorgniß ein, denn die treue Freundin Elisabeth lag — im Sterben.

69.

Situation des Feldzugs 1762.

Wenn auch das Ermatten, das Nachlassen auf allen Seiten, die Lage des Königs weniger hoffnungslos als am Schluß der letzten beiden Feldzüge erscheinen ließ, so war doch die gegenwärtige Situation eine keineswegs erfreuliche. Laudon, auf Schweidnitz gestützt, hatte einen Theil Schlesiens, Romanzow, auf Kolberg gestützt, Pommern und die Neumark in seiner Gewalt.

Die Hilfsquellen Friedrich's wurden dadurch sehr geschmälert. Seine ganze Armee betrug jetzt 60,000 Mann. Obschon Frankreich in dem neuen Feldzuge nicht stärker, sondern schwächer auftrat und Oesterreich 20,000 Mann weniger ins Feld führen konnte, so mußte Friedrich sein Heer doch mindestens verdoppeln, und das war bei der starken Entvölkerung und Schmälerung seines Gebietes eine gewiß schwere Aufgabe, ja eine so schwere Aufgabe, daß ihm selbst seine Lage trostlos genug erschien, besonders weil ihm sein bester Bundesgenosse, England, verloren gegangen war.

Da gab mit einem Male der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland zu einem schnellen Umschwunge der Dinge Anlaß. Diese Dame starb am 5. Januar 1762 und ihren Thron bestieg ihr Neffe, der Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, der Sohn ihrer Schwester Anna, als Kaiser Peter III.

Dieser Thronwechsel war für Preußen ein Wechsel von Extremen. Denn wie Elisabeth von tödtlichem Haß gegen den König von Preußen erfüllt gewesen, so war Kaiser Peter III. der glühendste Verehrer des genialen

und großen Friedrich, zu dessen Gunsten er schon manchmal bei der Kriegführung der Russen seinen Einfluß geltend gemacht hatte, so weit es hatte im Geheimen geschehen können. An Peters Thronbesteigung durfte Friedrich die größte Hoffnung knüpfen, wie er sie denn wirklich in der Folge für seine Rettung hielt. Natürlich fühlte man in Wien und Frankreich die ganze Bedeutung dieses Ereignisses, und namentlich in Wien schien man darüber den Kopf zu verlieren.

Friedrich zögerte nicht, nach dem Glückspfande zu greifen. Ein herzliches Glückwunschschreiben vom Könige war der erste Gruß, den Peter auf seinem Throne empfing, und gewiß war von allen eingehenden Glückwünschen keiner so wahr und warm als dieser.

Gleich darauf erschien der russische Oberst von Gudowitz beim Könige, um ihm des Kaisers Dank und die Versicherung zu überbringen, daß dem Kaiser die tiefe Verehrung und wahrhafte Liebe, von denen er seit Jahren für den König erfüllt gewesen sei, auch auf den Thron begleitet habe.

Das Verhältniß der Freundschaft machte sich sehr bald aus den Banden des Geheimnisses los, denn Kaiser Peter war ein Mann von geradem, festem und trotzigem Sinne. Er verabscheute in diesem Kriege die schändliche Niedertretung unbestreitbarer, nämlich durch zwei Friedensschlüsse verbriefter Rechte Preußens auf Schlesien. Er wollte, daß dieses Unrecht, und also der Krieg geendet werde. Da schrieb er am 23. Februar an die Rußland verbündeten Regierungen: „er sei entschlossen die Eroberungen der russischen Heere auf preußischem Gebiete, die er ebenso wenig wie die anderen für gerecht halte, ohne Weiteres auf- und zurück zu geben, und hoffe, daß die verbündeten Regierungen Gleiches thun, und dadurch der weiteren Vergießung von Menschenblut, die sich nicht rechtfertigen lasse, vorbeugen werden.

Und da nun das wiener Cabinet über den Friedensvorschlag des russischen Kaisers eine Erklärung forderte, so gab dieser sie am 16. März dadurch, daß er sein czerniczew'sches Corps, welches in Oesterreich überwintert hatte, von der laudon'schen Armee abberief. Dasselbe ging mitten durch die preußische Armee, allenthalben freundschaftlich begrüßt, nach Polen zurück.

Aber nicht genug dessen, schloß Peter am 6. Mai mit Friedrich zu Petersburg Frieden, worin er alle Eroberungen ohne irgend einen Ersatz zurückgab. Der König aber machte den großsinnigen Freund zum Ritter des preußischen schwarzen Adlerordens und zum Ehrenchef des schönsten preußischen Infanterieregimentes (Syburg).

Aber auch dabei ließ es Kaiser Peter noch nicht, sondern schloß selbst mit Friedrich ein Trutzbündniß und stellte sein czerniczew'sches Corps unter Friedrich's Befehl.

Nun war Schweden in einer schlimmen Lage. Hatte es bisher schon nichts ausrichten können, so mußte es jetzt fürchten vom Continent vertrieben zu werden und sein Hinterpommern zu verlieren. Es eilte daher am 22. Mai mit Preußen Frieden zu schließen.

Wegen alles dessen befanden sich Maria Theresia und ihre Rathgeber in der größten Bestürzung. Geldmangel hatte sie genöthigt, die Armee um 20,000 Mann zu vermindern; jetzt verlor sie auch den Beistand des russischen Heeres; ja dieses trat jetzt auf die Seite des Gegners. Zu gleicher Zeit nahm die Türkei eine drohende Haltung gegen sie an. Leicht konnte ihr Oesterreich in die schreckliche Lage kommen, in die sie Preußen versetzt gehabt hatte; und wie hätte Oesterreich wohl in einer solchen Lage dauern können, da es mit Schulden beladen, gänzlich ausgesogen und entvölkert war und keinen genialen Kriegführer wie Friedrich hatte, dagegen dieser ihm mit mächtig gesteigerter Kraft gegenüber stand? Schon war man über das Heeresarrangement in Verlegenheit und mußte Regimenter aus Sachsen zur Verstärkung nach Schlesien schicken. Zwar ersetzte man diese Lücke durch Reichstruppen, allein man wußte wie wenig diese werth waren; und dazu schienen auch die Reichsfürsten jetzt schwankend zu werden.

Friedrich dagegen traf in Schlesien die besten Rüstungen. Seine sämmtlichen Truppen aus Pommern und den Marken konnte er nun heranziehen, und es war gewiß von großer Wichtigkeit, daß er nun die bewährten Generale Prinzen Eugen von Würtemberg, den Herzog v. Bevern und v. Werner bei sich haben konnte. Auch waren tüchtige Generale und starke Mannschaften aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt. Denn gleich nach Peters Thronbesteigung hatte Friedrich zum Zeichen seines Vertrauens seine russischen Gefangenen freigegeben und beschenkt in ihr Vaterland zurückgeschickt; und Kaiser Peter hatte Gleiches seinen preußischen Gefangenen gethan.

Wie sehr nun auch unter diesen Umständen die Hoffnung Oesterreichs reducirt war, so schien dieser Staat dennoch entschlossen, den Krieg fortzusetzen. Noch standen ihm Frankreich und die Reichsfürsten, wenn auch beide mit sehr gesunkenem Muthe zur Seite. England, jetzt vom Grafen Bute, einem unwissenden und charakterlosen Menschen geleitet, neigte sich den österreichischen Interessen zu; genug die Situation war so, daß Oesterreich wohl noch einen Feldzug riskiren konnte, und schon die Ehre schien zu gebieten, wegen des Abfalls von Rußland nicht sogleich das Schwert einzustecken, als ob der große Kaiserstaat nur durch fremden Beistand Krieg zu führen im Stande gewesen sei. Genug, am 9. Mai traf Daun in Schlesien ein und man erwartete, daß seine nur 80,000 Mann starke Armee eine desto größere Kühnheit entwickeln werde.

So standen die Verhältnisse voller Spannung, als, ganz unerwartet, eine neue Wandelung zu Oesterreichs Gunsten eintreten zu sollen schien. Eine Palastrevolution in Petersburg, an deren Spitze die Kaiserin Katharina stand, hatte nämlich im Juli den Kaiser Peter vom Throne herabgestürzt und ihm nach sechstägiger Einkerkerung am 17. Juli die Ermordung zugezogen.

Damit hatte Friedrich plötzlich seinen sichersten und mächtigsten Freund verloren, und wer konnte wissen, welche Politik nun die durch ihre Liebhaber auf den Thron erhobene Kaiserin Katharina II. einschlagen werde? Allein das Unglück wurde nicht so groß, als Friedrich gefürchtet. Katharina hob zwar das zwischen Peter und Preußen geschlossene Trutzbündniß auf und zog das czerniczew'sche Corps von Friedrichs Armee zurück; aber sie erklärte Rußland neutral, nachdem sie sich aus den Briefschaften ihres ermordeten Gemahls überzeugt, daß König Friedrich in ihrem ehelichen Zwiste zu ihren Gunsten freundschaftlich und versöhnend einzuwirken sich bemüht gehabt habe.

Dergestalt blieb die Situation ziemlich dieselbe: nämlich Preußen ohne England und Rußland stand gegen Oesterreich, Frankreich und die Reichsfürsten.

70.

Erstürmung der Berge von Burkersdorf (21. Juli).

Der ganze Feldzug in Schlesien drehete sich um Schweidnitz, welches mit 11,000 Mann unter dem General von Guasco besetzt und von 80,000 Mann unter dem Feldmarschall Daun beschützt war. So lange Schweidnitz in Oesterreichs Händen, waren dem Könige die Hände gebunden für entscheidende Unternehmungen. Ihm aber mußte an entscheidenden Unternehmungen desto mehr liegen, je sorglicher sie Daun zu verhindern suchte.

Diesem Helden lag immer nur daran zu behaupten, was er hatte; und hätte sich dadurch der Krieg auf ein halbes Jahrhundert verlängert, so würde dies seine Geduld nicht erschöpft haben. Schweidnitz in Oesterreichs Hand war ein Strich durch jede preußische Feldzugsberechnung in Schlesien und diesen Vortheil sich zu erhalten, schien Daun's ganzer Zweck zu sein. Darum nahm er in dem eine Stunde von Schweidnitz anhebenden, gegen Böhmen hin ausgebreiteten Gebirge eine Schutzstellung, in der angegriffen zu werden er für unmöglich hielt. Friedrich's Aufgabe aber war, ihn aus

dieser Stellung zu vertreiben, um sodann Schweidnitz anzugreifen und zurückerobern zu können.

Die erste Truppenstellung, aus welcher Friedrich seine Operation entwickelte, bestand in Folgendem: Die Armee stand von Lissa bis Schönborn, also in einer Ausdehnung von zwei Meilen; ein Haupttheil aber zwischen dem schweidnitzer Wasser und der Lohe. Bei Oltaschin und Gäbischen waren die Hauptsammelplätze dieser 18 Bataillone. Andere 18 Bataillone standen bei Gabitz, 13 Bataillone bei Oltaschin, 2 Freibataillone und 63 Schwadronen längs des schweidnitzer Wassers bis Gniechwitz und Wietschau, ein detachirtes Corps bei Grotkau.

Sehr nahe vor den Preußen stand die 80,000 Mann starke österreichische Armee. Die beiderseitigen Vorposten waren nur eine halbe Meile von einander entfernt, und die Patrouillen wurden fast jede Nacht handgemein. So standen beide Heere einander drohend gegenüber, ohne doch, wie es scheinen wollte, den Muth zum Angriffe zu haben. Daun mochte nichts riskiren, Friedrich dagegen wollte den Erfolg der diplomatischen Verhandlungen erwarten, die von seinem Gesandten und Flügeladjutanten, Grafen Schwerin, gepflogen wurden. Das war die Ursache, welche seine Thätigkeit in den ersten Wochen des Feldzugs beschränkte.

Da ging am 20. Mai die Meldung von dem mit Rußland glücklich abgeschlossenen Frieden und von dem Befehle Kaiser Peters an seinen General Czerniczew ein, daß dieser sein 20,000 Mann starkes Corps ungesäumt dem Könige Friedrich zur Verfügung stelle. Diese Nachricht erzeugte natürlich auf preußischer Seite eben so viel Freude als auf österreichischer Schrecken. War auch gewiß die russische Bundesgenossenschaft nicht nach Friedrich's Herzen, so mußte es ihn doch freuen, nun Oesterreich desselben Mittel fühlen zu lassen, durch welches es sich bisher ihm verderblich zu machen gesucht hatte.

Nun entstand eine größere Thätigkeit auf preußischer Seite. Doch war alles nur noch Vorspiel und darauf abgesehen, dem Feinde eine Schlacht beizubringen, die seine Verbindung mit Schweidnitz aufhob und preußischer Seits eine Belagerung dieses Platzes möglich machte. Da die kleinen Kämpfe, bei denen es sich immer nur um einige Hundert Mann Verlust auf dieser oder jener Seite handelte, zu keinem entsprechenden Ergebniß führen konnten, beschloß der König den Feldmarschall Daun durch starke Diversionen zu großen Detachirungen oder zum Aufgeben seiner Stellung bei Schweidnitz zu zwingen, um ihn dann angriffsrecht zu bekommen. Demgemäß detachirte Friedrich ein Corps unter dem General von Werner nach Kosel, Mähren zu bedrohen.

Hierdurch wurde Daun gezwungen, ebenfalls ein Corps zu detachiren. Dieses, 9000 Mann stark, nahm unter dem General Beck bei Jägerndorf Lager. Beide Corps fatigirten einander durch Bewegungen, bei welchen sich wohl zeigte, daß die Oesterreicher für Mähren Ernstliches fürchteten, da sie immer darauf Bedacht nahmen, die Oder zur Deckung zu gewinnen und mehr sich südwärts auf Oderberg hinzogen. Bald indessen gerieth Beck in ernste Verlegenheit, als er erfuhr, daß sich am 15. Juni das preußische Corps des Herzogs von Bevern mit dem des Generals von Werner vereinigt habe. Mehre harte Zusammenstöße der Vorposten und Detachements überzeugten ihn davon.

Indessen vermochten doch die Züge des Generals von Werner den Feldmarschall Daun nicht, seine Stellung bei Schweidnitz zu ändern, und wenn er dadurch auch gezwungen wurde, von seiner Armee einen Theil abgehen zu lassen, so war diese Schwächung doch nicht so beträchtlich, daß der König zur Ausführung seines Planes hätte schreiten können.

Indessen langten nun am 1. Juli die Russen unter Czerniczew an und man durfte hoffen, daß auf preußischer Seite große Unternehmungen beginnen werden, wenn Daun sich dazu bringen lasse, einen ernsten Kampf anzunehmen. Das schien aber durchaus nicht so, denn er zog seine Armee in der unangreiflichen Gebirgsstellung nur enger zusammen, verschanzte jeden Posten, jede Bergspitze und schien in der That sich auf nichts als die Beschirmung von Schweidnitz einlassen zu wollen.

Die vereinigte preußisch-russische Armee bestand nun aus 59 preußischen und 23 russischen Bataillonen, 119 preußischen und 16 russischen Schwadronen. Außer den gewöhnlichen Bataillonskanonen führte diese Armee 40 Haubitzen und 110 Kanonen von verschiedenem Kaliber.

In gesonderter Stellung befand sich aber noch eine kleine Armee unter dem Generallieutenant von Neu-Wied. Diese enthielt im ersten Treffen 10, desgleichen im zweiten Treffen 10 Bataillone und in der Reserve 3 Linienbataillone, 2 Freibataillone nnd 26 Schwadronen Cavalerie mit 40 Geschützen verschiedenen Kalibers. Das ganze preußische Heer war mit 50 Haubitzen, 120 zwölfpfündigen, 10 schweren sechspfündigen, 10 Stück leichten sechspfündigen Kanonen (bei der reitenden Artillerie), 108 Stück leichten sechs- und dreipfündigen Bataillonsgeschützen und 8 siebenpfündigen Haubitzen versehen. Und zu diesen bedeutenden Artilleriemassen waren nun noch durch die Russen 16 schwere Haubitzen, oder, wie sie in Rußland genannt werden, Einhörner gekommen.

Das Lager Daun's war gänzlich auf's Gebirge zurückgezogen. Es lehnte sich mit dem rechten Flügel auf Bögendorf, mit dem linken auf

Polsnitz, die Fronte gegen Freiburg gerichtet. Es hielt dergestalt Schweidnitz gedeckt und die Verbindung mit Böhmen gesichert. Um dieser willen bildete ein Corps unter dem General Brentano bei Burkersdorf einen äußersten rechten Flügel, an welchen sich noch das zu einer Postenkette aufgelöste hadik'sche Corps anschloß, so daß es kaum möglich schien das österreichische Heer auf seinem rechten Flügel zu umgehen und es von Böhmen oder seinen böhmischen Magazinen abzuschneiden. Die Gebirge, auf denen der rechte Flügel stand, waren ungangbar und die Stellung auf der ganzen Fronte so, daß sie unangreifbar genannt werden durfte.

Und dennoch mußte Daun aus dieser Stellung gebracht werden. Der König machte den Entwurf, den Feind im Rücken vom Corps des Generals Neuwied umgehen und ihn von seinem großen Magazine in Braunau abschneiden zu lassen, selbst ihm in die linke Flanke zu gehen und seiner Hauptarmee unter Ziethen ihm in der Fronte die Stirn bieten zu lassen.

Die Ausführung dieses Plans wurde am 5. Juli in Angriff genommen. Unter heftigen Gefechten rückten die Preußen auf allen Seiten vorwärts. Der österreichische General Elrichshausen mußte seine unangreifbare Stellung dennoch aufgeben und sich auf die Höhen von Fürstenstein zurückziehen, das österreichische Corps unter Brentano aber verstärkt werden und sich eiligst rechts abziehen nach Friedland, damit es vor dem neuwied'schen Corps der Preußen die Verbindung mit Braunau rette, wo zwar das große Magazin schon abgefahren, dagegen aber ein wichtiges strategisches Pfand zu retten war.

Nun war auch Daun genöthigt, mit dem Gros des Heeres sein Lager zu verändern, und er wich in die Stellung von Dittmannsdorf zurück, wo jeder Zoll Terrain natürlich oder künstlich befestigt war. Um dieses Lager völlig unangreiflich zu machen, ließ Daun am 7. Juli die steilen beherrschenden Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf durch den General Okelli mit zehn Bataillonen besetzen und dadurch die Verbindung mit Schweidnitz retten.

Auf allen Punkten ließ Friedrich nun nachrücken, um das Terrain des Feindes zu schmälern. Er selbst drang mit seinem Corps, das er vom russischen General Czerniczew führen ließ, gegen die seitendorfer Höhen an, während General Neuwied mit dem österreichischen Feldzeugmeister Brentano um den Vorsprung gegen Braunau hin rang. Da nun General Neuwied durch eine Schlacht sein Ziel zu erreichen suchte, entwich ihm Brentano unter der Hand durch eiligen Rückzug bis hinter Rupperdorf. Nun suchte Neuwied der brentano'schen Armee in die linke Flanke und den Rücken zu gelangen; allein die Vereinigung Brentano's mit Hadik brachte gegen Neuwied eine solche Ueberlegenheit hervor, daß dieser abstand.

Nun suchte Friedrich den Feind durch einen Einfall in Böhmen aus seiner festen Stellung in dem schlesischen Gebirge zu zwingen. So brach nun das neuwied'sche Corps, bedeutend verstärkt und von den kühnsten Generalen geführt, in Böhmen ein, und wenn es sich hier durch gewaltige Brandschatzung und selbst Plünderung so lästig als möglich zu machen suchte, so mußte das ebenso um des Zweckes willen entschuldigt, als als eine Revanche für Berlin und Charlottenburg gerechtfertigt werden. Dieser Einfall wurde bis Königsgrätz ausgedehnt, ja der Oberst von Reitzenstein traf sogar Anstalt bis Prag vorzudringen.

Dadurch wurde Daun auf's Neue gezwungen sich durch Detachirung einer beträchtlichen Truppenmasse zu schwächen, dennoch konnte ihn nichts bewegen mit der Hauptarmee die feste Stellung von Schweidnitz zu verlassen. Da beschloß Friedrich ihn mit Gewalt aus derselben zu vertreiben und deshalb die Bergbefestigungen von Burkersdorf und Leutmannsdorf zu erstürmen. Zu diesem Zwecke mußte das neuwied'sche Corps aus Böhmen wieder herangezogen werden. Doch mußte es so geschehen, daß Daun davon nichts wahrnahm, damit nicht auch er seine detachirten Corps heranzöge.

Eben hatte der König seine Dispositionen getroffen, als ein Courier die Meldung aus Petersburg überbrachte, daß der Kaiser Peter von seiner Gemahlin Kathrina entthront worden sei und diese mit Beistimmung des Senates den Thron bestiegen habe. Damit war eine Ordre an Czerniczew verbunden, sich von den Preußen zu trennen und nach Polen zurück zu gehen. Was dieses freilich beklagenswerthe Ereigniß auch in seinem Schooße barg, Friedrich wurde dadurch nicht außer Fassung gebracht. Der Ruhm, gegen Riesenmächte den Krieg ohne Beistand zum Ende geführt zu haben, hatte für ihn viel zu großen Reiz, daß er den Verlust seines einzigen Bundesgenossen allzu sehr hätte beklagen sollen. Alles, was er wünschte, war, daß sich Rußland nur nicht auf's Neue gegen ihn stelle und daß das eingetretene Ereigniß den Oesterreichern noch drei Tage verborgen bleibe.

Zu diesem Zwecke bat er den commandirenden General Czerniczew seinen Abmarsch noch drei Tage zu verzögern und sich wenigstens den Schein zu geben, als ob in dem bisherigen Verhältniß keine Aenderung eingetreten sei. Czerniczew versprach des Königs Wunsch zu erfüllen, und dieser eilte nun sein Werk zu vollbringen, nämlich mit Gewalt den Feldmarschall Daun aus seiner Stellung zu werfen. Das mußte, wie schon gesagt, dadurch geschehen, daß der Schlüssel zur österreichischen Stellung, nämlich die Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf, erobert wurde. Friedrich verlegte deshalb sein Hauptquartier am 19. Juli nach Bögendorf.

Dem Corps von Neuwied war die Hauptaufgabe bestimmt. Es wurde

durch die Brigade Möllendorf verstärkt. Der König selbst führte fünf Bataillone und sechs Schwadronen hinzu. Am Abend des 20. wurde auch die Artillerie vollzählig. Sie bestand aus 55 Geschützen.

Die Höhen von Burkersdorf haben steile kaum ersteigliche Abhänge. Die Gipfel waren fortificirt, die Gräben der Redouten mit Palisaden besetzt. Annäherungshindernisse waren in sehr kleinen Distancen angebracht, besonders Gräben und Verhaue. Der Aufgang war gleich unten im tiefen Grunde, wo die Weißeritz reißend fließt, durch stark armirte Redouten gesperrt. Die leutmannsdorfer äußerst steilen Höhen waren mit zwei starken Schanzwerken gekrönt. General Okelli hielt diese Position mit fünf Regimentern und einem Grenadierbataillon besetzt. Dennoch sendete Daun noch drei Bataillone und ein Dragonerregiment zu Hilfe; ja selbst Brentano erhielt Ordre mit seinem Corps eilig nach den burkersdorfer Höhen aufzubrechen.

König Friedrich mußte eilen, diesen Anstalten zuvorzukommen. Da Daun das Herrnhaus von Burkersdorf, welches schloßartig gebaut ist, hatte besetzen lassen, König Friedrich aber vor diesem Gebäude eine Haubitzbatterie aufzustellen für nothwendig hielt, um durch sie die Höhen mit Hohlgeschossen zu bewerfen, so mußte das Herrenhaus genommen werden; und da dies bei der Kürze der Zeit in eilender Weise zu vollbringen war, so kam es auf eine Erstürmung an. Die Besatzung des Herrnhauses bestand aus 1 Offizier und 32 Mann. Das Gebäude war mit einem Wassergraben umgeben, über welchen eine Zugbrücke führte.

Nun erhielten die Lieutenants von Naumann und von Sydow Befehl diese kleine Festung mit einer Compagnie und 150 Mann Unterstützung zu erstürmen. Der Schloßhof war mit Croaten besetzt und mußte zuerst erstürmt werden. Auch dieser war von Mauer und Graben umgeben.

Am Abend begann die Action. Leicht waren die Croaten aus dem Dorfe vertrieben. Aber nun ging es an den Schloßhof. Da haut Lieutenant von Naumann selbst die Taue durch, die die Zugbrücke emporhalten. Nun stürmt man über den Graben an die Thore. Die Croaten unterhalten über die Mauer hin ein wüthendes Feuer, allein die Stürmenden lassen sich nicht aufhalten. Die Thore werden gesprengt, man dringt unter heftigem Gemetzel in den Hof, die Croaten flüchten auf der anderen Seite über die Mauer und fallen zum Theil dem kleinen Deckungsdetachement, welches aus 100 Grenadieren besteht, in die Hand.

Nun ging man an das Schloß selbst. Auch hier wurde die Zugbrücke niedergeworfen und nach hartem Kampfe, wobei 26 Mann todt und verwundet fielen, drang man durch Thür und Fenster ein und machte die ganze Besatzung gefangen. Sofort nahm Friedrich das ganze Dorf in Besitz und

traf seine Angriffsanstalten. Gegen Morgen standen hier 45 Haubitzen, welche die Höhen von Burkersdorf bewerfen sollten, und vor dem Dorfe 10 schwere Kanonen in Batterie, deren Mündungen auf das Defilée der Weißeritz gerichtet waren, welches die von Daun etwa zu Hilfe geschickten Verstärkungen passiren mußten.

Damit nun die einzelnen Theile des österreichischen Heeres sich gegenseitig nicht Beistand leisten könnten, so detachirte Friedrich den Prinzen Eugen von Würtemberg mit starker Cavalerie gegen den österreichischen General Botta, der bei Silberberg stand. Das Gros der Armee mußte zwischen Hohengiersdorf, Seitendorf und Trautlibersdorf den Feldmarschall Daun mit starken Scheinangriffen beschäftigen. General Neuwied aber hatte die Aufgabe, die beiden Schanzen auf den steilen Höhen von Leutmannsdorf zu erstürmen, während gleichzeitig der General von Möllendorf die Höhen von Burkersdorf nehmen sollte. Doch änderte Friedrich den letzteren Befehl aus guten Gründen dahin, daß der General Neuwied zuerst die Position von Leutmannsorf stürmen und dann erst Möllendorf seine Action beginnen solle, weil ihn Neuwied dann durch seine Artillerie unterstützen konnte.

Der Tag grauete nur erst, als Friedrich am 21. Juli bei den Truppen der Hauptaction erschien. Die Situation hatte sich ein wenig zum Nachtheil der Preußen verändert in sofern, als während der Nacht das ganze brentano'sche Corps angelangt war und die entfernteren Höhen besetzt hatte, die zwar die anzugreifenden beherrschten, aber doch zu entfernt und durch zu scharfe Thaleinschnitte getrennt waren, als daß von ihnen aus ein wirksamer Widerstand geleistet werden konnte.

In der leutmannsdorfer Position standen die beiden feindlichen Flügel auf fast unersteiglichen Höhen, das Centrum aber in einer Einsenkung, welche durch eine tiefe Schlucht gedeckt war. Durch eine eben solche Schlucht war auch der linke Flügel gedeckt. General Okelli hatte sechs Bataillone in Bereitschaft gestellt, den Angreifer in Flanke und Rücken zu umgehen.

General Neuwied formirte zwei Angriffscolonnen und eine Colonne zur Deckung des Flügels. Die Cavalerie mußte die Reserve bilden. Kaum war das geschehen, als der Prinz von Bernburg Leutmannsdorf angreifen und wie im Fluge nehmen ließ. Die Croaten, die es besetzt gehalten, flüchteten wie kletternde Katzen den Berg empor, um sich zum Gros zu sammeln. Allein das Regiment Bernburg blieb ihnen auf den Fersen und griff sofort die sechs Bataillone an, mit denen sich die Croaten auf halber Bergeshöhe vereinigten.

Eben hatte der Kampf begonnen, als zwei Bataillone, vom General Neuwied gesendet, zu Hilfe kamen. Und nun wurde der Feind mit wahrer

Vehemenz geworfen und dergestalt in die Flucht getrieben, daß er erst bei Michelsdorf Ruhe fand.

Während dessen hatte General Neuwied die ersten Bergabsätze erkämpft und auf denselben seine Artillerie aufgepflanzt. Mit derselben beschoß er die beiden großen Schanzwerke auf den Höhen und die Verhaue. Es war eine wüthende Kanonade, der sehr bald der Bayonnetangriff folgen sollte.

Während dessen führte der Oberst von Lottum ein Regiment in eine Schlucht, die sich um den Berg schlängelt und im Rücken desselben zum Gipfel emporsteigt. Ein Regiment und zwei Bataillone aber ließ er in der Fronte des Feindes, um gleichzeitig auch von dieser Seite die Höhe zu ersteigen. Diese Operationen fanden während des wüthendsten Artilleriefeuers statt. Gleichzeitig umging Lottum in seiner Schlucht den linken Flügel des Feindes und erschien plötzlich im Rücken desselben auf der Höhe des Berges und unmittelbar vor der Schanze, die nun ungesäumt mit stürmender Hand angegriffen wurde. Und bereits war Lottum in dieselbe eingedrungen, als vier preußische Bataillone auch in der Fronte die Höhe erklommen hatten und sich stürmend heranstürzten.

Jetzt konnte bei der österreichischen Besatzung des Werkes an Widerstand nicht mehr gedacht werden. Flüchtend setzte sie über Wall, Pallisaden und Graben. Jeder pries sich glücklich, dem Gemetzel zu entkommen. Alles wurde im Stich gelassen, Geschütz, Gewehre, Gepäck, Vorräthe, Wagen und Geschirr.

Während dessen hatte unter Leitung des Prinzen von Bernburg auch der Angriff des anderen Berges bei Leutmannsdorf stattgefunden. Ein zur Deckung aufgestelltes österreichisches Corps wurde mit solcher Energie angegriffen, daß es nach kaum stündigem Kampfe auseinanderstob und sich in wirrer Flucht verlor.

Der Berg war in der Fronte des Schanzwerks fast gar nicht zu ersteigen. Da fand sich auch hier eine Schlucht durch welche man zum Gipfel empor gelangen und des Feindes Rücken gewinnen konnte. Durch sie wurde auch hier die Höhe erreicht, und während man eben die Schanze stürmend angriff, rückte der Oberst Lottum, der mit der Erstürmung des andern Berges fertig war, eilend heran, um hier das Werk vollenden zu helfen.

Die österreichische Besatzung (Bataillon Baden) hatte sich bis jetzt sehr wacker gewehrt; nun aber mußte es dem Widerstande entsagen und sich durch schleunigen Rückzug vor Gefangenschaft bewahren. Auch hier konnte nichts gerettet werden als höchstens die Montirung auf dem Leibe und das Leben.

So war Friedrich durch die außerordentliche Bravour seiner Truppen zur Hälfte in den Besitz der Position gesetzt, auf der die Festigkeit der daun'schen Stellung beruhete. Aber er sollte seinen Zweck ganz erreichen. Um vier Uhr Morgens hatte der König das Artilleriefeuer bei Burkersdorf beginnen lassen. 45 Haubitzen und 10 Kanonen spielten zugleich. Die österreichische Cavalerie, welche im Thale Stellung hatte, erhielt einige Salven und stob darauf wie Spreu auseinander, eine entferntere gedeckte Stellung zu suchen.

Während dieses grimmigen Feuers rückte der General von Möllendorf mit vier Bataillonen gegen die Höhen bei Ludwigsdorf vor, auf denen der rechte Flügel des okelli'schen Corps stand. Da die Besatzung von Schweidnitz jetzt Miene machte, den Preußen eine Diversion zu bereiten, so stellte der König einige Detachements zum Schein gegen sie auf und der Commandant Guasco von Schweidnitz ließ sich dadurch dergestalt täuschen, daß er seinen Ausfall unterließ.

In gleicher Weise wurden Okelli und Daun durch Scheinangriffe auf ihre Fronte, die ihre ganze Artillerie in Bewegung setzten, ohne doch den Preußen das Geringste zu schaden, getäuscht. Und während dessen stieg nun General Möllendorf den Berg mit seinen vier Bataillonen empor. Sein erster Kampf war gegen die zur Deckung aufgestellten österreichischen Truppen gerichtet. Sie wurden rasch geworfen und verloren sich im Gebirge, ohne noch weitere Versuche gegen die preußischen Operationen zu machen. Der Berghang war so steil, daß die Kanonen von den Soldaten emporgezogen werden mußten.

Dergestalt wurde mit größter Anstrengung eine Terrasse erreicht, welche auf der Hälfte der Höhe eine ziemlich geräumige Bergstufe bildet. Hier ließ er seine Artillerie aufstellen und nun gegen die feindlichen Werke auf den Höhen kanoniren, während General Möllendorf den Marsch aufwärts, möglichst gedeckt fortsetzte und nach einiger Zeit an den vor den feidlichen Werken befindlichen Verhau gelangte. Derselbe wurde forcirt. Man stieß auf eine Brigade, die vom Prinzen von Ligne commandirt wurde. Kaum hatte diese den ersten Angriff empfangen, als sie sich schnell auf Daun zurückzog.

Nun stürmte Möllendorf auf die Redoute auf dem Berggipfel. Der Kampf war grimmig. Nach einiger Zeit gerieth der um sie gezogene Verhau in Brand. Jetzt wollte die Besatzung flüchten. Allein schon standen preußische Mannschaften im Rücken und es blieb den Oesterreichern nichts übrig, als sich zu ergeben.

So war auch diese wichtige beherrschende Position von den Preußen

genommen, und da der General Manteufel die linke Flanke und den Rücken des okelli'schen Corps bedrohete, so sah sich der Feldmarschall Daun gezwungen sein Lager vor Schweidnitz aufzugeben und Stellung bei Giersdorf zu nehmen. Das geschah am 22. Juli.

Friedrich rückte ihm sofort nach und schlug ein Lager bei Dittmannsdorf, während er die zur Belagerung von Schweidnitz bestimmte Armee sich bei Bögendorf sammeln ließ. Er war nun wiederum ganz auf sich selbst angewiesen, denn gleich nach seiner Eroberung von Burkersdorf und Leitmannsdorf verließen ihn die Russen.

So hatte Friedrich durch die außerordentlichste Bravour seiner Truppen den Feind aus einer Stellung geworfen, in der er für völlig unangreifbar gehalten worden war. Er hatte sich dadurch die Belagerung von Schweidnitz erzwungen und dem Feldmarschall Daun bewiesen, daß er sich auf seine Kunst, sich in gewissen Stellungen unangreifbar zu machen, durchaus nicht verlassen dürfe.

Die Oesterreicher hatten 2200 Mann und 14 Geschütze verloren. Diese Beute konnte natürlich kein Maßstab für die Größe des Heldenwerkes sein, das ohne Frage zu den größten des ganzen Krieges gehörte.

71.

Die Eroberung von Schweidnitz.

Nachdem die Russen abgezogen, konnte Friedrich anfänglich auf die Belagerung von Schweidnitz nicht mehr verwenden als 22 Bataillone und 20 Schwadronen, etwa 12,000 Mann, denn er mußte die Belagerung vor der mächtigen Armee Dauns decken und brauchte daher die bei weitem größte Masse seines Heeres im Felde. Zwei Corps unter dem Herzog von Bevern und dem General Werner mußten aber zum Schutze von Kosel und Neisse detachirt bleiben. Später jedoch zog der König den General Werner an sich.

Am 1. August trafen die ersten Belagerungsgeschütze vor Schweidnitz ein. Alles Erforderliche wurde von Breslau und den andern Festungen ohne Mühe herangebracht. Es mußte vorzüglich auf die Sicherung der Convoys durch genügende Bedeckung gedacht werden.

Am 4. August war Schweidnitz vollständig cernirt von vier Brigaden, nämlich Gablentz, Prinz von Bernburg, von Thadden, von Flanz. Den Oberbefehl über diese Armee ertheilte der König dem General von Tauenzien, der durch seine heldenmüthige Vertheidigung von Breslau ein Liebling des Königs geworden war. Dem Major von Fevre wurde die Direction des Geniewesens, dem Obersten von Dieskau die Direction des Geschützwesens, dem Major von Signoret die Leitung des Minenbaues anvertraut.

In der Festung commandirte, wie schon erwähnt, General Guasco, unter ihm die Generale Giannini und Gribeauval. Die Besatzung, 11,000 Mann stark, bestand aus den besten Leuten des österreichischen Heeres, die für die Vertheidigung von Schweidnitz eigens ausgesucht waren. Man sieht daraus, welchen Werth der Hofkriegsrath zu Wien auf den Besitz dieser Festung legte, für deren Gewinn dem Feldzeugmeister Laudon aus eitler Formsucht nicht einmal Dank bekundet worden war.

Die Festung bestand aus vier Hauptforts (Sternschanzen) und dazwischen liegenden vier Lunetten, einem Hornwerk und mehren Redouten, die unter einander durch einen hohen Wall verbunden waren. Die innere Stadt war von einem tiefen Graben und bastionirten Mauern umschlossen, wie sie ihr die Städtebefestigungsweise des Mittelalters gegeben hatte.

In der Nacht des 8. August wurde die Einschneidung der Laufgräben begonnen. Einige auf dem Belagerungsterrain liegende Gebäude wurden abgebrannt, und unter den Händen von 4100 Mann nahmen die Erdarbeiten einen raschen Fortgang. Die Arbeiter in 82 Brigaden zu 50 Mann eingetheilt, begannen zu gleicher Zeit rings um die Stadt die ersten Parallele in ziemlich geringer Distance. Sie wurden durch Grenadierbataillone bedeckt, und überhaupt zeugten alle Anordnungen von Einsicht und Kenntniß des Festungskriegs. Nichts durfte unternommen werden, was dem Könige nicht zuvor zur Genehmigung mitgetheilt worden war.

Die Arbeit ging fast ohne Störung von statten. Zwar gingen zwei Deserteure zum Belagerten über und verriethen den Parallelenbau; allein das Artilleriefeuer, welches der Commandant auf die Arbeiter geben ließ, blieb gänzlich ohne Wirkung und tödtete nur einen einzigen Mann.

Am Morgen war der größte Theil der ersten Parallele fertig und man begann den Bau der ersten fünf Batterien für Haubitzen und Mörser.

Dieses erstaunlich rasche Arbeiten auf preußischer Seite veranlaßte den Commandanten von Guasco, desselben Tages einen großen Ausfall mit 2630 Soldaten und 300 Arbeitern, welche angewiesen waren, die Parallele wieder zuzuwerfen, zu unternehmen. Auf einen so starken Ausfall mitten am Tage war man preußischer Seits nicht genügend vorbereitet, daher

drangen die Oesterreicher über die Parallele hinaus und ihre Arbeiter behielten Zeit, etwa 100 Ellen derselben wieder zuzuwerfen. Glücklicher Weise wurden die Oesterreicher nach Eintreffen einiger Bataillone und Schwadronen so schnell wieder in die Festung getrieben, daß größerer Nachtheil nicht geschehen konnte. Der preußische Verlust an Mannschaft betrug noch nicht 200 Mann. Genug schon, den König zu umfänglicheren Schutzmaßregeln zu veranlassen.

Schon in der Nacht des 9. August wurden die Belagerungsgeschütze in Position gebracht und bei anbrechendem Morgen begannen sie ihr Feuer, während sofort zwei neue Batterien in Angriff genommen und ein altes Schanzwerk armirt wurde, welches ganz geeignet war, durch sein Feuer Ausfälle aus dem Bögenfort zu verhindern. Gleich das Feuer vom 9. August zündete und äscherte eine ganze Reihe Häuser ein.

Während nun das Feuer auf beiden Seiten aufs Lebhafteste unterhalten wurde, schritten die Annäherungsarbeiten außerordentlich schnell vorwärts, und am 10. August schon wurden drei neue Batterien (Nr. 8, 9 und 10) angelegt, die letzte auf einer Anhöhe bei dem Dorfe Schönbrunn in einer Distance von 1500 Schritten. Am 11. August wurde die 11. Batterie gebaut und schon näherte man sich mit den Trancheen dem Glacis der Festung auf 200 Schritte.

Die tägliche Kanonade hatte bereits eine große Furchtbarkeit erreicht. Meist standen Mörser und Vierundzwanzigpfünder in Batterie. Da Schweidnitz nicht kasemattirt war, so litt jetzt schon die Besatzung sehr. Gleichwohl arbeitete sie mit größtem Eifer an der Verstärkung der Festungswerke, ermüdete auch nicht in nächtlichen Ausfällen, die jedoch meist ganz ohne Erfolg blieben, während die Beschießung von Außen stets sehr nachhaltige Wirkung hatte, und am 13. selbst das Munitionsmagazin der jauernicker Schanze in die Luft sprengte. Diese Schanze wurde in den folgenden Tagen so mit Bomben beworfen, daß die Besatzung derselben nicht aushalten konnte und das Werk den bezeichnenden Namen Schlachtbank erhielt.

Ein großer Doppelausfall in der Nacht des 14. August mißglückte, da er nichts weiter zur Folge hatte als die Demolirung einer kurzen Trancheenstrecke; dagegen fügten sich die Belagerten durch denselben einen empfindlichen Schaden insofern zu, als der Oberst Calwel, einer der tüchtigsten österreichischen Offiziere schwer verwundet fiel.

Am 15. August hatten die Preußen bereits vom Glacis eine Distance von 250 Schritten erreicht und in dieser legten sie die zweite Parallele an.

Aber jetzt trat ein Ereigniß ein, welches die Belagerung in Gefahr versetzte, oder doch wenigstens darauf berechnet war nämlich:

Das Treffen bei Reichenbach.

Das Fortschreiten der Belagerung hatte natürlich den Feldmarschall Daun in große Unruhe versetzt. Mit mächtiger Armee hatte er seine Schutzstellung vor Schweidnitz nicht zu behaupten vermocht. Jetzt hatte der König wegen der Belagerung seine Kräfte getheilt — wie hätte ihm nun der Hofkriegsrath vergeben sollen, wenn er jene Schaarte nicht auszuwetzen, Schweidnitz nicht zu entsetzen gesucht hätte? War er doch an Macht dem Könige, nachdem dieser die russische Bundesgenossenschaft verloren hatte, so sehr überlegen! Was sollte die Welt von ihm denken, was die katholische Christenheit, die auf seinen vom Papste geweiheten Hut und Degen das größte Vertrauen gesetzt hatte?

Am 9. August war bereits dem Könige die Kunde zugegangen, daß der Feldmarschall Daun die Hauptmasse seines Heeres bei Silberberg zusammen zu ziehen suche. Daraus durfte geschlossen werden, daß Daun entweder gegen das detachirte Corps des Herzogs von Bevern oder gegen den rechten Flügel der königlichen Beobachtungsarmee einen Angriff zu unternehmen beabsichtige. Sofort ließ der König an den Herzog von Bevern die Ordre abgehen, sich näher heranzuziehen, damit er (der König) entweder dem Herzog, oder der Herzog dem Könige, wenn nöthig, Beistand leiste.

So ging nun Bevern bis Reichenbach, das ziemlich nahe südöstlich von Schweidnitz liegt, wo er am 13. eintraf. Am folgenden Tage kam der König an, um sich von der Lage der Sache zu überzeugen. Man erfuhr, daß Laudon große Streitkräfte gegen ihn zusammen gezogen habe. Ferne Staubwolken hatten den Herzog veranlaßt ein kleines Detachement zur Recognoscirung in die Berge gehen zu lassen. Der König aber schickte gleich ein ganzes Regiment Husaren nach, und diese Vorsicht bewährte sich, indem es gute Beute und 100 Gefangene, darunter einen Oberstlieutenant, einbrachte.

Man überzeugte sich aber auch, daß dem österreichischen Corps des Generals Beck große Truppenmassen zur Seite standen. Da man nun alles aufbieten mußte, Daun nicht in die schweidnitzer Ebene herabgelangen zu lassen, so besetzte Bevern die Höhen von Ober-Peile und fügte dadurch dem Feinde einen großen Nachtheil zu. Die bevern'sche Armee, welche jetzt diese wichtige Position inne hatte, war 11 Bataillone und 25 Schwadronen stark. Zu der gewöhnlichen Bataillonsartillerie hatte der König noch 20 schwere Geschütze gefügt.

Da nun Daun sah, daß ihm der Herzog von Bevern durch seine Stellung den Zugang zu der rechten Flanke des königlichen Heeres, auf die er es abgesehen hatte, wehrte, so beschloß er das bevern'sche Corps über den Haufen zu werfen oder zu durchbrechen. Zu diesem Zwecke hatte er den größten Theil seiner Armee vereinigt und beschloß das Vorhaben auszuführen, ehe etwa der König weitere Vorkehrungen treffe.

Am 16. August früh am Morgen ging das beck'sche Corps zum Angriff vor. Ziemlich gleichzeitig folgten auf andern Wegen die Corps der Feldzeugmeister Brentano und Lascy. Die preußischen Vorposten zogen sich zurück, und wo sie energischen Widerstand leisteten, wie das Freibataillon Hordt, wurden sie natürlich von der Uebermacht zurückgedrängt.

Im Laufe des Vormittags zeigte sich dem Herzog von Bevern mehr und mehr, daß Daun einen furchtbaren Plan entworfen habe, der nichts weniger bezwecke, als ihn zu vernichten oder gefangen zu nehmen. Denn der General Beck setzte sich dem Herzog mit 15 Bataillonen und 5 Cavalerieregimentern in die linke Flanke und den Rücken, General Brentano mit 3 Bataillonen und 4 Cavalerieregimentern in die rechte Flanke, General Lascy mit 10 Bataillonen in die Fronte, und der General Odonell rückte mit 5 Regimentern in die Ebene herab, um Stellung zu nehmen, wo etwa die Umschließung noch eine Lücke biete.

In der That hatte Daun sich auch in seiner Ordre so ausgesprochen, daß man erkannte, er wollte einen Tag von Landshut oder Maxen feiern und rechnete auf die Gefangennahme des ganzen bevern'schen Corps — allein er hatte die Nähe des Königs nicht hoch genug in Anschlag gebracht.

Es war gegen drei Uhr, als der Feind sich zum Angriffe in Bewegung setzte. General Lascy mit einem starken Cavaleriecorps und General Brentano mit einem Infanteriecorps rückten fast gleichzeitig in die Ebene herab, umgingen den Herzog und stellten sich auf der Linie von Hebendorf und Nieder-Peile in Schlachtordnung. General Odonell schloß sich mit seiner Cavalerie an. Gleichzeitig rückte von der andern Seite der General Beck auf Ober-Peile vor. Unter ihm befehligte der Cavaleriegeneral St. Ignon das zweite Treffen.

Gegen vier Uhr nahm die Schlacht ihren Anfang mit einem heftigen Artilleriefeuer, welches zwischen Bevern und den Generalen Beck und Lascy gewechselt wurde. Dann aber folgte ein heftiger Angriff der preußischen Reiterei, der dem österreichischen Regimente Erzherzog Joseph bedeutenden Schaden that und die ganze österreichische Reiterei diesserseits auf ihre Infanterielinie warf.

Indessen nöthigte die österreichische Artillerie die preußische Reiterei

zurückzugehen. Nun suchte sich die österreichische Cavalerie zu revanchiren, wurde aber mehre Male abgewiesen und mußte endlich das Gefecht meiden, da sie von ihrer Infanterie, die wie verzagt dastand, gänzlich ohne Unterstützung gelassen wurde.

Ebenso verhielt sich das ignon'sche Corps dem bevernschen linken Flügel gegenüber. Ueberall hat man bemerkt, daß die österreichischen Generale eine unüberwindliche Scheu vor dem Könige Friedrich hatten, und dessen Nähe mochte hier vielleicht auf sie schüchternd einwirken. Freilich hatten sie ihn im Rücken und mußten jede Minute sein Eintreffen fürchten. Genug sie wagten durchaus nichts weiter als eine grimmige Kanonade auf sehr ungefährliche Distance und täuschten daher gänzlich Dauns Erwartung. Dieser durfte ihnen freilich keinen Vorwurf machen, denn überall hatte er selbst eine gleiche Scheu vor dem Könige bewiesen, dessen geistige Ueberlegenheit er freilich nur zu oft schrecklich hatte empfinden müssen.

Dieses Verhalten der Herren Generale Lascy, Odonell, Brentano und Ignon erschwerte dem General Beck, der es mit der Sache ernster nahm, seine Aufgabe sehr. Beck suchte nach vier Uhr den Herzog von Bevern im Rücken seines linken Flügels anzugreifen, hoffend, daß Brentano diesen schon aus der Flanke derangirt habe. Aber kaum hatte Bevern die Absicht Becks bemerkt, als er den Berg bei Girlsdorf besetzen und den Feind äußerst heiß empfangen ließ. Doch gelang es Beck mit Aufwand weit überlegner Massen, das preußische Bataillon von dem Berge herabzudrängen. Nun besetzte Beck diese Höhe mit einer Batterie, die er sofort die bevern'sche Hauptstellung, die Höhen von Ober-Peile (Fischerberge), bewerfen ließ. Allein hier hatte Bevern seine große Batterie (24 Geschütze) und richtete sogleich einen Theil derselben gegen diesen Feind im Rücken.

Nun griff Beck die oberpeiler Berge selbst an. Allein Bevern wies ihn in dem tiefen morastigen Grunde (Schobergrund) durch Infanterie und Cavalerie auf das Entschiedenste zurück. Da nun Beck hier nicht ankommen konnte, so wendete er sich mit einem zweistündigen, sehr beschwerlichen Marsche nach der andern Seite und erschien plötzlich im Rücken des rechten Flügels des bevern'schen Corps, welches, da Ignon auf der andern Seite stehen geblieben war, nun völlig vom Feinde umschlossen war.

Die ganze Gefahr seiner Lage erkennend, warf sich Bevern selbst mit nur anderthalb Bataillonen dem General Beck entgegen, trieb dessen Avantgarde in den Wald zurück und brachte dessen ganzes Corps in eine so arge Verwirrung, daß es zu dem gemeinsamen Angriffe, auf welchen der ganze Act berechnet war, gar nicht kommen konnte, wenn auch jetzt die vom König gesendete Hilfe nicht angelangt wäre.

Es war gegen sieben Uhr, als die Husarenschwadronen des Generals Werner unter Führung des Obersten Loschow heransprengten und sich, wie blindlings, auf die Cavalerie des Feindes warfen und diese zurücktrieben. Sofort hieb auch die bevern'sche Cavalerie mit erneuetem Muthe ein, und noch tobte der Kampf, als der Prinz Eugen von Würtemberg mit mehren Dragoner- Kürassier- und Husarenregimentern, gefolgt von einer reitenden Batterie, unter dem Grafen von Anhalt herantobte und das Werk vollendete. Bis zum Sonnenuntergang waren die österreichischen Truppen gänzlich durch einander getrieben und flüchteten theilweise in tollster Verwirrung in das Gebirge. Nur Beck und Lascy zogen sich in erträglicher Ordnung zurück, und zwar letzerer nach dem Lager von Habendorf.

Bis sieben Uhr hatte sich der Herzog von Bevern mit 11 Bataillonen und 25 Schwadronen gegen 33 Bataillone und 14 Infanterieregimenter behauptet. Der Verlust der Preußen betrug 1010 Mann an Todten und Verwundeten, der der Oesterreicher an Todten und Verwundeten 1200, an Gefangenen 1500 Mann und als Trophäen ließen sie in preußischer Hand 7 Standarten.

Nun war die Belagerung von Schweidnitz zu Friedrichs Gunsten entschieden. Daun konnte schwerlich noch etwas wagen; und konnte er es, so that er's doch nicht, da sein Muth gänzlich gebrochen war. Er hatte mit so vielem Unglück operirt daß er den Krieg herzlich satt hatte; und hätte man ihm gesagt, daß diese so groß angelegte und so kläglich ausgeführte That seine letzte in diesem Kriege sei, er würde sich durchaus nicht gegrämt haben. Er wich weiter und weiter in das Gebirge böhmischer Seits zurück und überließ die

Fortsetzung der Belagerung von Schweidnitz

dem Könige und Schicksale.

Das Treffen bei Reichenbach hatte durchaus keinen Verzug bei den Belagerungsarbeiten hervorgerufen. Nach einigen Tagen, als sich Daun auf eine beträchtliche Entfernung zurückgezogen hatte, konnten sie mit desto mehr Sicherheit und Kraft fortgesetzt werden. Am 17. August war die zweite Parallele schon in beträchtlicher Länge eingeschnitten, eine kleine Mörserbatterie errichtet und die Sappirung angesetzt.

In der Festung hatte man auf Entsatz gehofft. Jetzt sah man die Annäherungsarbeiten mit frohem Eifer betreiben und am 17. Mittags das königliche Heer auf dem Belagerungsterrain Victoria schießen zum Beweise, daß Daun geschlagen worden sei. Es ist begreiflich, daß dies auf die Belagerten einen sehr entmuthigenden Eindruck hervorbringen mußte.

Doch verlor die Besatzung den Muth nicht ganz, that in den nächsten Tagen einige, freilich erfolglose Ausfälle, vertheidigte aber die jauernicker Schanze, welche überrumpelt werden sollte, mit Bravour und unterhielt ein energisches Artillerie- und Kleingewehrfeuer.

Ein gleicher Angriff auf die jauernicker Schanze wurde nach einigen Tagen wiederholt, hatte aber keinen bessern Erfolg, da an dem verwegenen Unternehmen nur 300 Freiwillige Theil nahmen. Doch machten diese unmittelbaren Sturmversuche auf die Besatzung einen niederdrückenden Eindruck. Wurden sie mit größerer Kraft wiederholt, so war auf jeden Fall ihr Erfolg zu fürchten.

Da trug am 22. August der Commandant Guasco Capitulation an. Allein Schweidnitz war dem Könige viel zu gewiß, als daß er hätte, wie gefordert, freien Abzug und Abführung der Armatur, Cassen und Depots bewilligen mögen. So nahm nun die Belagerung ihren Fortgang, und da man mit den Sappen bereits das Glacis erreicht und beim letzten Sturmangriffe vor der jauernicker Schanze ein Logement eingeschlagen hatte, so begannen nun die Minierarbeiten, und bereits am folgenden Tage (23. August) wurde die Einschneidung der dritten Parallele unternommen. Dieselbe verband beide Sappen und war nur 150 Schritte vom bedeckten Wege entfernt. Die Batterien wurden vermehrt und namentlich Vorkehrungen getroffen, daß die Besatzung sich nicht etwa zu Daun durchschlage.

Am 25. August waren alle Gänge mit einander in Verbindung gesetzt und die Minengalerie bedeutend vorgerückt. Der Kampf wurde immer beschwerlicher, heftiger, die Ausfälle wiederholten sich täglich. Doch hatten sie für die Besatzung so wenig Erfolg, daß General Guasco, den Fall der Festung vor Augen sehend, aufs Neue am 28. August Capitulation antrug. Er erbot sich alles zu übergeben und forderte nur freien Abzug ohne Waffen. Doch auch darauf ging der König nicht ein. Er forderte, daß sich die Besatzung gefangen gebe.

So ging denn der Krieg fort. In der Nacht des 29. August wurde bei einem Ausfalle der Mineneingang zerstört, was aber nichts weiter zur Folge hatte als daß er wieder hergestellt werden mußte. Die Arbeit wurde mit Eifer fortgesetzt und am 1. September und den folgenden Tagen die Mine mit 50 Centner Pulver geladen. Während dessen hatten aber die Belagerten ihre Gegenminen vom jauernicker Fort aus verlängert und man durfte glauben, daß es alsbald zu ernstem Minenkriege kommen werde.

Schon in der Nacht des 2. September lud die Mine aus und schlug einen Trichter von 13 Ellen Tiefe und 47 Ellen Durchmesser, der sogleich auf der Festungsseite gekrönt zum Logement hergestellt auch zum Ein-

gang einer neuen Minengalerie eingerichtet wurde. Eine Gegenmine der Belagerten, mit welcher die neue Minengalerie der Preußen über den Haufen geworfen werden sollte, lud am 4. September Morgens 10 Uhr aus. Da sie aber nur mit anderthalb Centner Pulver geladen und zu kurz berechnet war, so verpuffte sie nutzlos oder vielmehr zum Schaden ihrer Erbauer, denn sie zerstörte 34 Fuß lang die eigne Galerie.

Während dieses Kriegs unter der Erde, hatte auch der Krieg über derselben seinen feurigen Fortgang. Beide Theile wetteiferten mit der Erbauung neuer Redouten, Flechen, Sappen, Traversen, Batterien rc. und gleichzeitig natürlich mit der Zerstörung derselben. Während dessen wütheten mit jedem Tage Kanonade und Bombardement, und namentlich tödtete die Bewerfung der nahen Werke aus kleinen Steinmörsern viele Menschen.

Am 8. September gelang es den Batterien des Königs die Batterien der Festung durch ihre Ueberlegenheit zum Schweigen zu bringen, und am 10. wurde durch eine Bombe das Munitionsmagazin des jauernicker Forts in die Luft gesprengt, nachdem kaum zuvor eine Mine der Belagerer nutzlos verpufft hatte. Aber am folgenden Tage stießen die Mineurs in einer andern Galerie auf einander und den Oesterreichern gelang es zuvorkommend zu laden und 60 Fuß der preußischen Galerie niederzuwerfen, so daß eine viertägige Arbeit der preußischen Mineurs nutzlos wurde.

Am 12. waren sich die beiderseitigen Mineurs wieder so nahe, daß sie einander hören konnten und am 14. September ließen die Oesterreicher zwei Minenöfen springen, aber ohne Wirkung. Desselben Tags trug der Commandant wiederum Capitulation an, und zwar auf die Bedingung, daß sich die Besatzung gefangen gebe — jedoch mit zuvor erst eingeholter Bewilligung des Feldmarschalls Daun. Allein die Einholung der Bewilligung Dauns durch einen von Guasco abzusendenden Offizier gestattete der König schlechterdings nicht, und gewiß mit Recht; denn er mußte fürchten, daß die Correspondenz Guascos eine List bezwecke.

Der Kampf ging indessen immer fort. Die Preußen machten sich die Trichter der österreichischen Minen zu Nutzen und am 16. früh fünf Uhr ließen sie eine Mine von furchtbarer Wirkung springen, die ihnen, nur vier Ruthen von den Palissaden entfernt, ein treffliches Logement verschaffte und einen großen Theil der nächsten feindlichen Minengalerie verschüttete. Am 17. wurden zwei Minentrichter vereinigt, durch eine Traverse geschützt und mit der Sappe verbunden.

Ein neuer Capitulationsantrag Guascos ging am 17. ein, wurde aber abgewiesen, da er wenig von dem frühern verschieden war und auf Zeitgewinn berechnet zu sein schien. Man wurde preußischer Seits desto trotziger,

da die Belagerung schon so viel Mühe gekostet hatte und nun so weit vorgeschritten war, daß sich der Fall der Festung sicher voraussehen ließ. Der Kampf wurde daher nur energischer fortgesetzt. Am 18. sprang wieder eine österreichische Mine und that an den preußischen Arbeiten einigen Schaden, aber der gleichzeitige Ausfall der Besatzung wurde von den wachsamen Preußen blutig zurückgewiesen, und nun setzten diese im letzten Trichter eine neue Mine an, mit welcher sie unter die Palissaden zu gelangen und diese in die Luft zu werfen hofften.

Indessen waren alle Minenbaue für die königlichen Truppen äußerst schwierig, da das Minensystem der Festung längst vorher auf das Beste eingerichtet gewesen war und daher die Arbeit der Belagerer immer wieder durch die schwächsten Flatterminen zu Grunde gerichtet werden konnte, oder vielmehr wurde. Doch wurde auf Befehl des Königs und nach dessen eigner Angabe unermüdet fortgearbeitet und in der Nacht des 22. an dem schweidnitzer Wasser, also auf der andern Seite der Festung eine starke Batterie angelegt. Diese belästigte das Bögenfort ungemein und setzte die Besatzung in um so größere Verlegenheit, als ihr die, wenn auch falsche, Kunde zugegangen war, daß der Belagerer auch gegen das striegauer Fort Minengänge treibe. Das nöthigte den General Guasco seine Kräfte zu theilen und machte ihn irre in dem bisher befolgten Vertheidigungsplane. Guasco machte wiederum am 22. Vorschläge, aber auch diese schienen auf Zeitgewinn berechnet zu sein.

Während dessen ließ der König vor dem striegauer Thore eine Ricochettbatterie aufstellen und neue Minen anlegen. Er besichtigte selbst die Werke und ließ wieder am 24. eine Wurfbatterie anlegen. Nun ordnete der König, da der Major Le Febre zu langweilig und verzagt arbeitete, selbst eine starke Mine an, ließ sie am 25. September springen und schlug unmittelbar vor den Palissaden einen ungeheuern Trichter aus. Der Kampf wurde grimmig, und die Festung litt ungeheuer.

Da schickte Guasco wieder einen Parlamentair. „Er begriffe nicht" sagte sein Schreiben „daß man ihm nicht gestatten wolle, wegen Bewilligung der Uebergabe einen Offizier an den Feldmarschall Daun zu schicken, da er auf Ehre versichere, daß damit keine verrätherische Absicht verbunden sei."

Aber Tauenzien erwiederte: „Man belagere nicht Daun und habe daher auch mit Daun nichts zu schaffen. Werde es aber Herr von Guasco noch weiter treiben, so werde die Folge davon sein, daß ihm der König gar keine Capitulation zugestehe."

Trotz dieser Drohung unternahm Guasco am 27. September nach stattgefundener Ausladung zweier Minen einen großen Ausfall, durch den

ein beträchtlicher Theil der preußischen Minenanlagen zerstört wurde. Indessen konnte dies nur die Belagerung verlängern, und trotz der Zerstörung saßen die Belagerer doch am zweiten Tage wieder in den Minentrichtern.

Das Feuer wüthete unausgesetzt fort, aber von der Festung her wurde es gegen Ende des Monats immer schwächer und es zeigte sich, daß die schweren Geschütze der Forts meist unbrauchbar geworden waren. Zugleich wurden die Minen der Oesterreicher immer wirkungsloser, da die Minen der Preußen nun viel tiefer angelegt wurden und selbst unter denen durchgingen. Zum größten Nachtheil zündete eine preußische Granate ein Pulvermagazin des angegriffenen Forts an. Die Explosion warf zwei Compagnien Grenadiere in die Luft und schlug in Palissaden und Wall eine große Bresche. Gleich darauf sprengten die Königlichen eine tiefe Mine mit 50 Centnern Pulver und warfen dadurch auf einer Länge von sechs Ruthen die Palissadenreihen und den bedeckten Weg in die Luft.

So blieb in der That nur der Sturm noch übrig und es war für den General von Guasco die höchste Zeit die Capitulation zu erlangen. Sie wurde am 9. October abgeschlossen und am 10. die Festung an den König mit 171 Kanonen, 2 Haubitzen, 190 Mörsern, 48,000 Vollkugeln, 104 Granaten, 5558 Bomben, 1856 Handgranaten, 1017 Centner Pulver, 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback und 21,000 Portionen Brod übergeben. Am Nachmittag stellte sich die Besatzung zur Gefangenschaft. Sie bestand aus dem Commandanten, 2 Generals, 2 Obersten, 14 anderen Stabsoffizieren, 218 Offizieren und 8784 Mann ohne die Verwundeten, von denen die Spitäler der Stadt erfüllt waren. An Todten und Verwundeten hatten die Oesterreicher verloren 2947 Mann mit 86 Offizieren; die Preußen, welche natürlich größere Gefahren zu bestehen gehabt hatten, 3228 Mann.

So war Friedrich wieder im vollen Besitze seines Schlesiens, denn von dem daun'schen Heere hatte er sicher nichts zu fürchten. Wohl aber fürchtete Daun destomehr den König, und da er ohnehin des Kriegs, der jetzt seine früher erworbene Ehre immer mehr schmälerte, herzlich müde war, durfte man erwarten, daß er das Terrain ohne großen Widerstand räumen werde. Indessen hatte Friedrich jetzt sein Augenmerk auf Sachsen zu richten, dessen Wichtigkeit sich vergrößerte, nachdem Schlesien und die nordpreußischen Provinzen wieder in seine Gewalt gelangt waren.

72.

Die Schlacht bei Freiberg.

Seit Beginn des Feldzugs hatte sich Prinz Heinrich als Befehlshaber der preußischen Armee in Sachsen in einer sehr bedrängten Lage befunden. Ihm gegenüber stand eine österreichische- und der größte Theil der Reichs-Armee. Mindestens vierfach war der Gegner ihm überlegen, und wenn er seine Schwäche noch so gut zu verbergen gesucht hatte, war es doch nicht zu vermeiden gewesen, dem Gegner manchen Vortheil zu überlassen. Der Zweck seines Kampfes hatte nur sein können sich zu behaupten, und selbst diesen zu erreichen, kostete große Mühe. Nun aber, nach der Eroberung von Schweidnitz, erhielt Prinz Heinrich vom König die Nachricht, daß der General Neuwied mit 20 Bataillonen und 55 Schwadronen zu seiner Verstärkung abgegangen sei, auch der König bald selbst nachfolgen werde. Aber durch den guten Fortgang der Sachen in Schlesien war der Muth bereits so geweckt, daß Prinz Heinrich nicht einmal Lust hatte die Verstärkungen zu erwarten, obschon er wußte, daß auch Hadik von Daun Verstärkung erwartete.

Die Oesterreicher und Reichsarmee standen auf dem Gebirge, Freiberg im Rücken, ihr linker Flügel außer Zusammenhang mit dem Centrum; und dies war Anregung für den Prinzen genug, sogleich die Schlacht zu unternehmen. Er hatte 29 Bataillone und 60 Schwadronen in's Gefecht zu führen. Der Feind konnte freilich 49 Bataillone und 68 Schwadronen dagegeu stellen; allein eine solche Differenz ließ sich durch Genie wohl ausgleichen. Der Prinz traf sofort seine Disposition. General Kleist sollte die Avantgarde, den rechten Flügel General Seidlitz, den linken Flügel General Alt-Stutterheim, die Reserve der General Forçade führen. In der Nacht des 29. Octobers brach die Armee auf, damit sie mit Tagesgrauen vor dem feindlichen Lager stünde, und wirklich rückten beim ersten Tagesschimmer die Preußen zum Kampfe vor. Prinz Heinrich befand sich auf dem äußersten rechten Flügel und also am Orte der Entscheidung.

Während nun Kleist mit der Avantgarde im Trabe mit Rechtshaltung vorwärts ging, drang der General Belling in den Struthwald, und der General ¦Alt-Stutterheim ging bis Klein-Waltersdorf vor und setzte sich dem rechten Flügel der Reichsarmee, welche hier in gesonderter Stellung den linken Flügel des ganzen feindlichen Heeres ausmachte, in die rechte Flanke.

Während dessen hatte Prinz Heinrich Ober-Schöna erreicht und drang in den Spittelwald, jagte den Feind heraus und nahm ein Bataillon desselben

gefangen. Nun umging er das Reichstruppencorps unter dem General Meyer, um die linke Flanke der Hauptarmee des Prinzen Stolberg bei den Kuhbergen zu gewinnen. Und während er den General Meyer durch den Obersten von Diringshof vexiren ließ, drang er mehr und mehr in die Flanke des Reichsheeres.

Prinz Stolberg war jetzt ganz in Verzweiflung und wußte sich nicht anders zu helfen als dadurch, daß er seine Schlachtordnung weiter links ausdehnte, um den Prinzen nicht in seine Seite kommen zu lassen; allein dadurch gerade derangirte er seine Armee und raubte ihr die sichere Stellung. Das Reichsheer stand mit der Linken bis an Freibergsdorf.

General Seidlitz, der, dem Prinzen Heinrich folgend, sich ebenfalls rechts gezogen hatte, griff nun diese Stellung mit Vehemenz an, während weiterhin die Generale Kleist und Manstein ihn unterstützten.

Während dessen hatte der General Jung-Stutterheim den Spittelwald angegriffen, die Redouten bei Klein-Schirma und Klein-Waltersdorf erobert und die Reichstruppen in den Wald geworfen, wo sie, hinter Bäumen versteckt, sich durch ihr Musketenfeuer fürchterlich zu machen suchten. Allein sie wurden über ein Verhau hinausgeworfen und konnten nun nichts weiter anfangen.

Nun ging General Alt-Stutterheim mit Infanterie und Cavalerie durch Klein-Waltersdorf, ließ aufmarschiren und griff den rechten Flügel der Armee des Grafen Stolberg an, der dann sehr bald zum Weichen gebracht wurde. Ein Cavalerieangriff folgte auf den andern, die österreichischen Regimenter Esterhazi und Giulay wurden größtentheils gefangen, die Regimenter Wied, Salm und Roth-Würzburg über den Haufen geworfen und der ganze Flügel in die Flucht getrieben.

Der linke Flügel Stolberg's hatte kein besseres Schicksal. Seine Cavalerie wich schon dem preußischen Kanonenfeuer, und als Prinz Heinrich und Seidlitz ernste Angriffe unternahmen, folgte sehr bald die Infanterie dem Beispiele der Cavalerie und suchte in der Flucht ihr Heil. Die Truppen aus dem Spittelwalde folgten, wie um den Rückzug zu decken, und drei Stunden nach dem ersten Angriffe stand die ganze vom Prinzen Stolberg commandirte Reichsarmee geschlagen jenseit der Mulde.

Der Verlust des Feindes betrug 79 Offiziere und 4333 Mann an Gefangenen, 3000 Mann an Todten und Verwundeten, 28 Kanonen und 9 Fahnen, wogegen die Preußen nur 1400 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatten.

Prinz Stolberg eilte in seiner Angst bis Frauenstein zurück, und würde noch weiter gewichen sein, wenn ihm nicht General Hadik eine Verstärkung

von sechs Regimentern geschickt hätte. Die Generale Kleist und Belling hatten den Prinzen Stolberg verfolgt; da aber am 1. November das Corps des Generals Neuwied eintraf, wurde derselbe auch sehr leicht aus seiner Stellung bei Frauenstein vertrieben. Kleist aber fiel nun in Böhmen ein, um daselbst die Magazine, aus welchen der Feind seinen Unterhalt bezog, zu Grunde zu richten. Dies glückte ihm auch so, daß er dem überraschendsten Erfolge nicht einen Mann opferte.

Als der König am 6. in Sachsen anlangte, ließ er sogleich den General Hadik aus dem plauen'schen Grunde treiben, und das preußische Hauptlager wurde bei Freiberg aufgeschlagen, von wo aus Sachsen ziemlich vollständig beherrscht werden konnte. So war Friedrich wieder im vollen Besitze seiner Staaten und Sachsens mit Ausnahme Dresdens. Seine Feinde hatten geglaubt seinen Untergang schon vollendet zu haben, und jetzt stand er wieder in voller Kraft da, während sie selbst ganz derangirt waren. Das österreichische Kaiserhaus mußte jetzt fürchten, daß sich die ganze Gefahr auf dasselbe zurückwende, und nun zum ersten Male glaubte Friedrich an Maria Theresia's Friedensneigung.

73.

Der Feldzug gegen die Franzosen 1762.

Wenn nichts weiter, so war es der Ehrgeiz, der die kriegsmüden Franzosen anregte, noch ein Mal alle Macht aufzubieten, um endlich in Deutschland den Sieg zu erringen. Es wurden eine Armee von 80,000 und eine zweite von 30,000 Mann in's Feld geschickt. Eine dritte aber von etwa 12,000 Mann diente als Reserve. Der Frau von Pompadour zu Gefallen erhielt der Prinz Soubise den Oberbefehl, und an die Stelle des Herzogs von Broglio wurde der Marschall d'Etrées gestellt, das Reservecorps aber dem Prinzen von Condé übergeben. Die Tendenz dieses Feldzuges sollte sein, das Kurfürstenthum Hannover zu erobern.

Aber der Erbprinz Ferdinand leitete von vornherein die Operation so ein, daß es den Franzosen wenigstens gewiß nicht leicht werden sollte, weiter in Deutschland vorzudringen. Am 18. April eroberte er Ahrensberg und nahm die ganze Besatzung gefangen. Zu Anfang Mai überfiel er die französischen Quartiere im Elberfeld'schen und fatigirte das Corps des Prinzen Condé durch verschiedene Züge.

Während dessen standen die Hauptarmeen ruhig vor einander, und da die Franzosen keine Lust zu haben schienen, sich zu bewegen, so machte der Herzog Ferdinand in der Mitte des Juni den Anfang. Am 18. zog er alle Corps im Lager von Brakel zusammen. Am 21. gingen die leichten Truppen über die Dimel und nahmen das Schloß Sababurg, und wenige Tage danach folgte die ganze Armee in sieben Colonnen. Sie wendete sich sogleich gegen das französische Lager, in welchem man gar keine Ahnung von der drohenden Gefahr zu haben schien.

Als die Avantgarde unter dem General Spörken bei Karlsburg anlangte, stieß sie auf ein vorgeschobenes französisches Detachement, gegen welches sofort aufmarschirt wurde, nachdem Spörken die Höhen vor Hombreksen mit seiner Artillerie besetzt hatte. Die Kanonade weckte das französische Lager, in dem keine Vorbereitung für einen Angriff getroffen war. Indessen trösteten sich die französischen Feldherren, denn es schien, daß der ganze Lärmen nur von einem kleinen feindlichen Corps ausgehe.

Nun aber erschienen die zweite, dritte, vierte und fünfte Colonne der Armee des Herzogs, warfen das französische Detachement zurück und rückten, bereits durch die sechste und siebente Colonne verstärkt, auf die französische Hauptarmee an, deren linkem Flügel sie sehr bald in linker Flanke und Rücken standen, während ihre Hauptmassen der französischen Fronte die Stirn zeigten. Es kam schnell zum Kampfe, und während das französische Corps von Stainville, welches aus Grenadieren und Schweizern bestand und vorzugsweise im Ruhm der Tapferkeit stand, vom Lord Granby hart angegriffen und geworfen wurde, rückte der Herzog Ferdinand immer vorwärts und gewann mit seinem rechten Flügel die Höhen von Kalle, die in dem Rücken des stainville'schen Corps sich befanden. Nun ließ Ferdinand allerseits unter den größten Vortheilen eine mit ausgezeichneter Einsicht gewählte Stellung angreifen, und nach einem harten, aber kurzem Kampfe waren sechs französische Regimenter gänzlich über den Haufen geworfen, großen Theils gefangen, das ganze Corps Stainville's aus dem Felde geschlagen und die ganze französische Armee zu schleunigem Rückzuge gezwungen. Dieses

Treffen bei Wilhelmsthal

kostete den Franzosen an Gefangenen 2529 Mann und an Todten und Verwundeten ebenso viel. An Trophäen aber ließen sie in Ferdinand's Hand 12 Kanonen, 7 Fahnen und 1 Standarte. Dieser dagegen büßte an Todten und Verwundeten nicht mehr als 683 Mann ein.

Das französische Hauptheer wich nun über die Felder zurück und war

durch die eingenommene Stellung bei Lutternberg auf die Defensive angewiesen. Herzog Ferdinand aber rückte nach und setzte sich unfern Kassel. Am 11. Juli ließ Herzog Ferdinand das Schloß Waldeck nehmen. Nach einer Reihe drohender Bewegungen beschloß er wieder einen tüchtigen Schlag auszuführen, um den Feind noch weiter von Kassel, auf welches er es ganz besonders absah, zu verdrängen.

Um nichts zu riskiren faßte er zu diesem Zwecke das Corps des Prinzen Xaver von Sachsen in's Auge, welches in großer Dehnung zwischen Münden und Lutternberg stand. Wie immer rasch zum Handeln, gab Ferdinand den Generalen Zastrow, Bock, Gilsa und Waldhausen den Befehl, den Prinzen Xaver anzugreifen. Am 23. Juli Abends brachen die Truppen, gedeckt durch den Obersten von Schlieben, nach der Werra auf. Bei Tagesanbruch gingen sie über diesen Fluß und desselben Tages (24. Juli) fand das

Treffen bei Lutternberg

statt. Nun erzwangen sich Zastrow und Bock den Uebergang über die Fulda gegen die sächsischen Grenadiere. Alsbald wurden vom General Waldhausen die Höhen erstiegen. Augenblicklich auch fand der Angriff statt. Die sächsischen Truppen waren sehr ungenügend vorbereitet. Kaum eine Stunde lang konnten sie in der übel geleiteten Vertheidigung dauern. Die Infanterie wich, zum Theil in großer Unordnung, und die Cavalerie sah sich selbst zu schleuniger Flucht gezwungen, als Oberst Schlieben ihr in den Rücken drang. Eine Verstärkung, welche der Marschall dem Prinzen Xaver schickte, kam viel zu spät die verlorenen 13 Kanonen, 5 Fahnen, 3 Standarten und 1200 Gefangenen zurück zu erobern.

Derartige Angriffe drängten die Franzosen, die gänzlich den Muth zum Handeln verloren zu haben schienen, immer mehr zurück. Vom 8. bis 10. August besetzte Herzog Ferdinand sogar einen Theil des anderen Fuldaufers, und nun befand sich das französische Heer in seinem befestigten Lager förmlich bloquirt, so daß die Marschälle beschlossen, auch das Corps des Prinzen von Condé hervorzuziehen, um sich mit Gewalt aus dieser widerwärtigen Lage zu befreien.

Die Vereinigung Condé's mit dem großen französischen Heere zu verhindern machte der Erbprinz Ferdinand am 25. Juli bei Gießen einen Versuch, stieß aber nicht, wie gehofft, auf Condé's Arrièregarde, sondern auf dessen ganzes Corps und mußte sehr bald den Kampf abbrechen. Indessen gab Prinz Ferdinand seinen Versuch nicht auf, sondern griff am 1. September den Prinzen Condé bei

Friedeberg

an, vertrieb ihn vom Johannisberge und nahm Stellung auf demselben. Allein Condé hatte die Marschälle Soubise und Etrées bereits benachrichtigt, und diese sendeten ihm durch den General Stainville dergestalt Hilfe, daß er dem Erbprinzen Ferdinand ungeheuer überlegen war. So sah sich Ferdinand plötzlich in beiden Flanken gefaßt und selbst im Rücken bedroht. Unter diesen Umständen mußte er mit Verlust von 10 Kanonen und 1500 Mann weichen und die Vereinigung des condé'schen Corps mit der französischen Hauptarmee zulassen. Er selbst war schwer verwundet und mußte sich von der Armee entfernen.

Während dieser Kämpfe hatte der Herzog Ferdinand durch seinen Neffen, den Prinzen Friedrich von Braunschweig, die

Belagerung von Kassel

beginnen lassen. Das französische Heer war von Kassel abgeschnitten. Kassel zu entsetzen mußte das Heer des Herzogs umgangen werden. Wirklich setzte sich Soubise in Marsch. Allein der Herzog merkte sofort die Absicht, kam dem Prinzen zuvor und vertrat ihm den Weg. Welche Anstrengungen nun auch von Soubise, Etrées, Condé und Xaver gemacht wurden, das Terrain von Kassel zu gewinnen, überall begegnete ihnen der Herzog, und wo er ihnen nicht begegnen wollte, da traten ihnen Ströme und ähnliche Hindernisse entgegen. Die Unkunde des Terrains that hier ohne Frage den Franzosen großen Schaden. Wie hätte man aber auch von diesen Feldherren fordern können, daß sie die Geographie Deutschlands studirt hätten.

Da nun die Umgehung des rechten Flügels des preußischen Bundesheeres sich völlig unmöglich erwies, wollten die Marschälle den linken Flügel zu umgehen versuchen. Dies zu erreichen mußte das Heer bei Amöneburg über die Ohm gehen, und also Amöneburg genommen werden. Ein großartiger Versuch die Brücke zu nehmen wurde nun freilich am 21. September gemacht. Allein die wüthendste Kanonade hatte keinen andern Erfolg, als den Verlust vieler Menschen auf beiden Seiten.

Als nun die Franzosen sahen, daß es ihnen unmöglich war, sich den Uebergang über die Ohm zu erzwingen, stürzten sie sich, um doch etwas Glorreiches zu thun, gegen das alte Schloß Amöneburg, schossen in die wandelbare Mauer eine große Bresche und nöthigten dadurch den Hauptmann Kruse sich mit seiner kleinen Mannschaft zu ergeben. Dieser vergebliche Durchbruchsversuch kostete dem Feinde 1100 Mann, und es ist leicht zu glauben, daß der Verlust des Herzogs nicht viel geringer gewesen sei.

Nachdem die Franzosen dergestalt abgewiesen waren, und sicher angenommen werden konnte, daß sie nichts weiter zum Entsatz Kassels versuchen werden, verstärkte der Herzog am 16. October das Belagerungscorps, und nach vierzehntägiger Beschießung sah sich der Commandant, Reichsgeneral von Diesbach, gezwungen, diesen für die Franzosen so wichtigen Platz, ohne den sie unmöglich so tief in Deutschland wieder überwintern konnten, zu übergeben.

So endete dieser Feldzug für die Franzosen mit einer vollständigeren Schmach als irgend ein früherer. Und diese Schmach, in welcher Prinz Soubise vor die angebetete Madame Pompadour nun treten mußte, konnte auch nicht mehr getilgt werden, denn schon war der Frieden zwischen England und Frankreich fertig, schon waren die Couriere auf dem Wege, welche den Marschällen den Befehl überbrachten, das mehr mit Schaam als Blut geröthete Schwert vor der Welt in der Scheide zu verbergen und — heim zu kehren.

Nur einen Triumph hatte das hämische Frankreich errungen: es hatte Deutschland die gänzliche Zerrüttung seiner politischen und moralischen Zustände gezeigt, es hatte ihm in nackter schrecklicher Wahrheit das Uebel gezeigt, gegen welches — König Friedrich kämpfte, indem er den Götzenaltar des mittelalterlichen Kaiserthrons mit seinem charakter- und verstandlosen Vasallenthume in Trümmer zu schlagen suchte.

74.

Heerzug des Generals Kleist.

Hatten gleich England und Frankreich einen ganz einseitigen Frieden geschlossen und der englische Minister Bute Preußen in diesem Frieden mit unkluger Aufopferung aller eigenen Ansprüche und Vortheile förmlich verrathen, so war doch Friedrich thatsächlich eingeschlossen, sobald die anderen Staaten mit Preußen Frieden schlossen und Frankreich dadurch noch vereinzelt, jeder Kriegsursache entbehrend, dastand.

Zudem war Frankreich so kriegsmüde wie die anderen feindlichen Staaten, denn auf allen Seiten war der Muth gebrochen, seitdem sich Friedrich ganz wieder auf den Hochpunct seiner Macht geschwungen hatte. Indessen

wünschte Friedrich den Frieden selbst zu sehr, daß er die Neigung zu demselben in Maria Theresia nicht hätte fördern sollen, und zwar um so schneller, damit das so schwer Errungene nicht Wechselfällen ausgesetzt werde.

Maria Theresia hatte nun genügend gesehen, daß kein Glück mit ihrem Schwerte verbunden sei. Hatte es sie beschämend gedünkt, sich von eitelen Ansprüchen zu trennen, so zählte sie jetzt die Menge ihrer beschämenden Niederlagen und erwog die neuen Beschämungen, die ihr ein mit Unglück fortgesetzter Krieg bringen könne. Genug sie fühlte, daß sie Frieden schließen müsse, und wenn es ihr schwer wurde, dies zu bekennen, so, meinte Friedrich, sei es nöthig sie zu dem Bekenntniß zu nöthigen.

Das konnte am Sichersten dadurch geschehen, daß die deutschen Reichsfürsten, die sie nach den alten Vorurtheilen ihres Hauses für Vasallen hielt, von ihr losgerissen wurden. Zu diesem Zwecke veranstaltete der König einen Heerzug in die deutschen Reichsländer und beauftragte mit demselben den kühnen Cavaleriegeneral Kleist. Damit aber dieser Zug durch Oesterreich nicht gehindert werde, mußte erst mit diesem Staate die gewöhnliche Convention für die Ruhe der Winterquartiere geschlossen werden.

In dieser Convention, die vom 24. November datirt, ließ Oesterreich seine deutschen Bundesgenossen unbeachtet und gab sie also dem preußischen Schwerte preis. Das geschah ohne Frage absichtlich. Denn hatte Maria Theresia die Absicht Frieden zu schließen, so mußte sie wünschen, daß ihre deutschen Bundesgenossen sich zuvor zu Separatfriedensschlüssen mit dem Feinde bewegen ließen, weil ihnen dadurch der Anspruch auf die Kriegsentschädigung, die ihnen Maria Theresia versprochen hatte, verloren ging. Wie hätte auch das schwache und verarmte Oesterreich seine Versprechungen erfüllen sollen? War es so oft auf Untreue nicht angekommen, so durfte es am Wenigsten jetzt darauf ankommen, wo Treue zu halten, sich geradezu als unmöglich erwies!

Nachdem Kleist in Sachsen aufgebrochen, wendete er sich gerade in die Reichsländer. Am 20. traf er in Bamberg ein und schickte nun Detachements nach verschiedenen Seiten aus. Allenthalben gab man sich als einen Vortrupp aus und versicherte, daß ein Corps von 15,000 Mann folge. Man forderte gewaltige Contributionen und Lieferungen zur Entschädigung Preußens und versicherte, daß sich Preußen nunmehr oft zu seiner Schadloshaltung an die Reichsstaaten wenden werde, wenn es diesen nicht gefallen sollte, das Schwert einzustecken und sich mindestens zu einer strengen Neutralität zu bequemen.

Die erschrockenen Reichsstände wagten nicht den geringsten Widerstand; nur Windschein ließ sich in Sturm einnehmen und zahlte dann erst 100,000

Thaler Contribution. Rothenburg zahlte 30,000 Thlr., Nürnberg 1,500,000 Thlr., Würzburg, Erlangen, Fürth, Eichstädt und viele andere Städte hatten nach Verhältniß ihrer Größe gleiche Opfer zu bringen, und wenn sie nicht sogleich zahlen konnten, Geißeln zu geben. Die preußischen Husaren gingen bis vor Regensburg hinab, wo der Reichstag noch immer beisammen saß und jetzt bei dem preußischen Gesandten von Plotho Schutz vor den schrecklichen Husaren suchte. Hier fand man auch alle preußischen Geißeln (in Hemau), die natürlich sofort befreit wurden.

Die Reichsfürsten zu Regensburg waren in Todesschrecken über diesen Einfall Preußens in ihre Staaten, und in der Befürchtung furchtbarer Vergeltung gelobten sofort mehre derselben Neutralität und baten den Gesandten von Plotho um das Zugeständniß des Friedens. Die Vorgänger dieser Erschrockenen waren gerade die geistlichen Kurfürsten (Bischöfe) von Bamberg, Würzburg ꝛc. Auch Baiern, Würtemberg, Pfalz und Mecklenburg säumten nicht, um Frieden zu bitten, und binnen wenigen Wochen waren sämmtliche Reichsfürsten von Maria Theresia abgefallen. Wie sie in der Convention von Oesterreich verlassen worden, verließen sie jetzt Oesterreich und legten sich Preußen zu Füßen, dessen Uebermacht anerkennend (1866 war dies gänzlich vergessen, und doch geschah ganz Gleiches). Nun sah sich der Kaiser Franz gezwungen, der Form halber die Reichsarmee für entlassen zu erklären, damit es nicht den Schein gewinne, als habe sie sich freiwillig von ihm getrennt. Auf Preußens Forderung aber löste sie sich am 11. Februar factisch auf.

So war Preußen auch von diesem Feinde befreit, den es immer mehr beklagt als gehaßt hatte. Noch standen ihm Sachsen und Oesterreich gegenüber. Aber auch diese hatten bereits das Schwert halb in die Scheide versenkt und forderten mit Verzicht auf alle früheren Ansprüche Frieden. Bereits im November hatte sich der sächsische Geheime-Rath Fritsch dem Könige in Meißen vorstellen lassen und ihm die Friedensneigung seines Kurfürsten kund gethan. Gleich darauf wiederholte Fritsch diese Kundgebung vor dem Könige in Leipzig mit verständigenden Auseinandersetzungen.

Zu gleicher Zeit trug der Kurprinz von Sachsen den Frieden von Seiten Oesterreichs an und auf den Vorschlag Oesterreichs trat nun ein Friedenscongreß auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertusburg am 30. December zusammen, der bis zum 15. Februar über einer Million von Leichen als Mausoleum den Tempel des Friedens errichtete.

(Schluß des ersten Bandes.)

Inhalt des I. Bandes.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.





GRAF BISMARCK.

Die Kriege

Preußens gegen Oesterreich

von 1740 bis 1866,

und zwar

der Erste und Zweite Schlesische, der Siebenjährige

und

Siebentägige Krieg.

In ihrem natürlichen Zusammenhange volksthümlich geschildert

von

C. Göhring

Verfasser von „Columbus" 4. Aufl., „Deutschlands Schlachtfelder" 3. Aufl. u. a. W.

Mit 20 naturgetreuen Portraits der Fürsten, Feldherren und Staatsmänner

Zweiter Band.

Leipzig.
Carl Minde.

1.

Gestaltung durch den Frieden.

Indem wir mit diesem zweiten Bande auf die Neuzeit übergehen, werfen wir noch einen Blick über jene großen Thaten, durch welche Preußen sich den Weg für die deutsche Mission geöffnet hatte. Denn wenn auch der erste und zweite schlesische und der siebenjährige Krieg den speciellen Interessen Preußens gedient und nur die Besitzerhaltung von Schlesien bezweckt zu haben scheinen, so verband sich doch damit unwillkürlich und aus der Lage der Verhältnisse hervortretend die andere Tendenz, welche zweifelsohne für die weit wichtigere gehalten werden darf.

Der Krieg war verstummt, aber die Folgen desselben wurden nun erst im ganzen Umfange sichtbar, und der Friede brachte mit der Zeit der Ruhe auch die Zeit des Nachdenkens und der Betrachtung. Das Vaterland war zerrüttet, verarmt, entvölkert, entehrt. Wodurch, mußte man sich fragen, sind dieses Elend und diese unermeßliche Schmach über das herrliche Reich der Deutschen gekommen?

Wie kindisch, albern und unreif auch das nur zu sehr an das Gängelband und gedankenlose Folgsamkeit gewöhnte Volk noch war, der Gebildeten, Einsichtsvollen gab es dennoch genug, welche über die Antwort nicht in Zweifel waren und mit schmerzlichem Vorwurf den alten, zeitungemäßen, von habsburg'scher Anmaßung gewaltsam erhaltenen und zur Ungebühr mißbrauchten Kaiserthron anklagten, der die Zerrissenheit, die hundertfache Zerklüftung und Entkräftung des großen Reichs verschuldet hatte und dieses Uebel mit gieriger Eifersucht zu erhalten strebte, weil er nur auf der Schulter von sclavensinnigen Schwächlingen sicher zu stehen wußte; denn der Starke und frei Bewußte entzog sich sicher der Schmach, ihm eine Karyatide abzugeben, — das hatte ihm jetzt das physisch und geistig lebensreich aufstrebende Preußen in hochgewaltiger Weise bewiesen.

Wenn nun, wie gesagt, nicht bestritten werden kann, daß Deutschland sich durch die schlesischen Kriege in einer jämmerlichen Lage gezeigt, so kann doch die Doppelseitigkeit dieses Deutschlands nicht unbemerkt bleiben, und zum Troste des Patrioten erblickt man in der anderen Hälfte dieses Doppelbildes das vollkommene Extrem. Dort Elend, Unordnung, Herrschsucht, Sclavensinn, liederliche Gesinnung, Untreue, Ringen nach Schein und Formenwesen, nach Finsterniß, religiöser Narrheit, Widerspruch gegen das Naturgesetz der Welt, den Fortschritt, und physische Schwäche, das war das Bild jenes Deutschlands, welches das altkaiserliche Wappen trug, und in welchem der allgemeine Zustand eben so traurig, als das deutsche Reich, welches vor dem alten bösen Götzen noch gläubig und gehorsam knieten, sich lächerlich darstellte. Hier dagegen sah man das Bild der vollsten Lebenskraft, Ordnung, Freiheitssinn, sittliches Bewußtsein, Rechtsgefühl, religiöse Freiheit, Intelligenz, Sinn für Fortschritt und Zeitmäßigkeit, Treue, Ehrliebe, Nationalstolz, Heldenhaftigkeit, Kraft; das war das Bild, welches das Deutschland des preußischen Lagers darstellte, und welches das Reich vor dem Vorwurf schützte in die Schmach bis zur Wegwürfigkeit versunken zu sein.

Zeigte sich Deutschland dort so erbärmlich und lebensunfähig, wo es unter dem Mißbrauche sein hohes deutsches Bewußtsein verloren hatte, so zeigte es sich hier in dem Glanze eines Heldenthums und einer Lebensfülle, welcher zu nationalem Stolze emporhob, und bewies, daß Deutschland jenem herrlichen Germanien nicht entartet sei, welches Tacitus begeistert rühmt, daß es noch nicht am Ende seiner Tage, am Untergange stehe, sondern sich nur einer abgelebten Schaale entwinde, um sich neu und seiner würdig zu gestalten. Dieses doppelseitige Deutschland glich einem alten sterbenden Baumstamme, aus dessen Wurzel ein neuer und stattlicher Schoß üppig und mächtig emporsteigt und dem man gern wünscht, daß er dem alten dürren Stamme, den letzten Tropfen Saftes entziehe, damit desto schneller sein längst der Zeit widersprechendes Dasein ende.

Das war das Bild, in welchem Deutschland nach dem schlesischen Kriege vor des Beobachters Auge erschien, und dieser Krieg war die letzte mächtige Zuckung, mit welcher der veraltete Kaiserthron sich wie ein Greis zum erschöpfenden Todeskampfe, zum Ausspielen seiner Rolle, Preußen sich aber zu der Mission, das deutsche Reich für eine neue große Zeit neu zu gestalten, anschickte. Wie nie zuvor fühlte Preußen jetzt seinen Beruf, und nicht Zufall dürfen wir es nennen, daß ein Genius an Preußens Spitze stand, wie er selten einem Volke geschenkt worden ist. Eine Nation ist eine heilige Stiftung aus Gottes Hand, und über der Nation schwebt ihr Gott, der sie vor dem Untergange zu schützen weiß, wenn er sie des Lebens werth

hält. Nationen sind nicht Schöpfungen des blinden Zufalls, und Genien wie Friedrich der Große werden nicht vom Zufalle in den Lebensgang einer Nation gewürfelt. Friedrich der Große, der Bannerträger einer neuen großen Zeit, der Zeit des Geistes und der Freiheit, war berufen, Preußen zum Grundelemente eines neuen Deutschlands zu machen und seiner Dynastie eine Politik vorzuschreiben, der sich bis zur Vollendung des Werkes keiner seiner Nachkommen entziehen konnte.

Aber wir haben Friedrich jetzt weniger als Staatsschöpfer, als als genialen Feldherrn kennen gelernt. Wenn wir aber behaupten, daß er Preußen zu einem Musterstaate der neuen Zeit geschaffen, dem es zukommen mußte bei der zeitgemäßen Neugestaltung Deutschlands den Grund zu bilden, so sind wir es dem Leser wohl schuldig ihm ein Bild von dem großen Könige als Staatsmann zu geben; doch lassen wir den Ausspruch des gerühmten Nationalhistorikers Dr. Wolfgang Menzel für den unsrigen eintreten. Dieser Geschichtschreiber sagt:*)

„Friedrich war die Seele seiner Zeit, ihr größter Mann, das Ideal und Muster, nachdem alles sich richtete. Mit Recht hat man ihn den Einzigen genannt, denn er war anders als alle Könige der Welt, ein genialer Sonderling, ein Philosoph und Dichter, und doch zugleich der größte Held und Staatsmann. Er verachtete die Despoten, und war selbst der unumschränkteste König. Er verachtete die Deutschen, und war selbst der größte Deutsche seiner Zeit. . . . Er hatte die kriegerische Kraft und Ehre der Nation plötzlich neu verjüngt und in der Brust des Deutschen ein stolzes Gefühl neu geweckt. Ganz Europa sah auf Friedrich's Thaten; es hatte seit Cäsar keinen größeren Feldherrn gesehen. Das preußische Heer wurde für das tapferste und musterhafteste der Welt gehalten, und in seiner Schule bildeten sich die Krieger aller Nationen. Nachdem die Schweizer, Spanier, Schweden, Franzosen seit Jahrhunderten den Deutschen ihren Kriegsruhm streitig gemacht, war endlich wieder ein deutsches Heer das geehrteste und gefürchtetste geworden. . . . Den Wohlstand seines Landes beförderte der große König auf alle Weise. Hierin war er allen europäischen Königen ein unerreichbares Muster. Trotz der großen Anstrengungen und Leiden während des Kriegs kam Preußen in kurzer Zeit zum höchsten Flor. Friedrich empfing von seinem Vater 2,200,000 Unterthanen und einen Schatz von höchstens 10,000,000 Thalern, und seinem Nachfolger hinterließ er eine Bevölkerung von 6,000,000 und einen Schatz von 70,000,000 Thalern. Er regierte nach dem sogenannten physiokratischen System, dessen höchster Zweck

*) Geschichte der Deutschen III. Bd. S. 298.

das äußere Wohlsein und Gedeihen des Volkes war. Dahin gehörte Vermehrung der Bevölkerung, Verbesserung des Ackerbaues und aller Gewerbe, Verschönerung des Landes, Bereicherung des Volkes; war aber dieses zahlreich und wohlhabend, so gewann wieder der König dadurch tüchtige und viele Soldaten und eine stets gefüllte Schatzkammer. Für diesen Zweck griff in Friedrich's Staaten alles in einander, wie in einer Maschine. Friedrich unterstützte die Armen, trieb überall zu Arbeit und Gewerbfleiß an, öffnete der Industrie alle Wege, und war für den Wohlstand auch des Geringsten seiner Unterthanen besorgt. Zugleich hielt er auf strenge Justiz und öffnete Jedermann den Zutritt zu seiner Person, so daß Jeder bei ihm klagen und Hilfe suchen konnte. Dies und der große Ruhm des Königs bewirkten, daß ihn das Volk bis zur Anbetung liebte. Wenn er aber dem Volke alles gewährte, dessen es zu bedürfen schien, so verlangte er selbst hinwiederum vom Volke den strengsten Gehorsam und regierte völlig unumschränkt. Er machte den ganzen Staat zu einer leicht beweglichen Maschine, in der er selbst der bewegende Mittelpunkt war. Er dehnte den Wirkungskreis der Regierung bis auf die geringsten Angelegenheiten der Unterthanen aus und regelte denselben durch eine wohlorganisirte, fächerartig gegliederte Staatsdienerschaft. Er selbst stand an der Spitze des Ganzen, alles überblickend, alles leitend. Das Volk, die Gemeinden, die Stände hatten nichts mehr zu sagen, alle wurden von obenher durch die königlichen Beamteten regiert. Auch herrschte kein Minister, kein Kanzler wie in den meisten anderen Staaten. Der König, an Staatsklugheit und Geisteskraft allen überlegen, herrschte ganz allein und bekümmerte sich um alles selbst. Seine rastlose Thätigkeit, seine Umsicht und Geschicklichkeit in allen Geschäften und sein guter Wille sicherten den regelmäßigen Gang dieser Staatsmaschine. Die Nation war nie pünctlicher, gerechter, nie besser zu ihrem eigenen Vortheile regiert worden. Sie befand sich wohl dabei, sie fühlte sich glücklich und stolz unter dem preußischen Adler. Der Selbstherrscher erlaubte sich nur gegen einige wenige Personen, und nicht ohne Grund, willkürliche Gewaltthaten, namentlich gegen den Major Trenk, den er unverhörter Sache viele Jahre lang im Gefängniß schmachten ließ. Das waren aber nur ein Paar kleine Tropfen Wermuth in dem Strome von Milch und Honig, der damals durch Preußen floß. Friedrich's großes Beispiel wirkte mächtig auf alle Regenten Europas, Fürsten und Minister — — aber das vergaßen sie, daß man, um eine Staatsmaschine, wie die Friedrich's, zu lenken, auch Friedrich's Geist bedürfe" 2c.

So stand Preußen ausgezeichnet in jeder Hinsicht unter allen Staaten Europas, vielmehr nach Deutschlands, dessen Regierungen, von oben durch den Kaiserstuhl, von innen durch Mangel an moralischem und physischem

Fond gehemmt, wohl aber durch den Beruf zum Herrschen zu Anmaßung und Auflehnung gegen den Reichsorganismus fortgerissen, in den Zustand völliger Desorganisation oder gänzlicher Versumpfung gerathen waren. Preußen, der Retter der deutschen Ehre, stand als ein Muster für alle da, freilich als ein Muster, welches von diesen schwerlich je erreicht werden konnte, und wohl am wenigsten von Oesterreich, welches mit seiner Menge der verschiedensten und feindlichsten Nationalitäten nie die innere Einheit gewinnen konnte, die zu derjenigen Gesundheit der Staatsorganisation nothwendig war, deren es bedurfte, um aus den desoluten Ruinen des deutschen Reichs ein neues lebenskräftiges Reich zu erbauen. Sprachen schon die beklagenswerthen Data der Geschichte und der Mangel an deutscher Nationalität und nationaler Einheit Oesterreich diese Berufung ab, so noch mehr seine Desorganisation, in welcher es dem von Gesundheit strotzenden nationalitätsreinen Preußen gegenüber wie eine zusammenbrechende Ruine, wie ein contracter Greis, dessen Herkommen und Rechte Niemand zu entdecken vermag, erschien. Das war die Folge davon, daß Oesterreich stets nach dem Schein, nie nach der Wahrheit, immer nach der Weltherrschaft, nicht aber nach einem deutschen Reiche gestrebt hatte. Im Kampfe um Ungarn, Böhmen, Spanien, Italien und einer Menge obscurer slawischer Länder hatte es des deutschen Reichs vergessen und es zu Gruude gehen lassen oder eigentlich zu Grunde gerichtet. Was es in Jahrhunderten versäumt und verbrochen, wollte Joseph II. wieder gut machen, allein dazu würden nicht ein Mal die Kräfte eines Genius wie Friedrich, vielweniger die eines nachahmenden Talentes zugereicht haben.

Genug, der Vorsprung, den Preußen auf der Bahn zur Reichsreconstruction gewonnen hatte, konnte ihm sicher nie wieder abgewonnen werden, nicht von Oesterreich, noch weniger von Sachsen, welches durch sein Anlehnen an den zusammenbrechenden Bau des alten Kaiserhauses die falscheste Politik gewählt hatte, die es nur hätte wählen können.

Dergestalt hatte Friedrich für Preußen eine kaum noch bestrittene Anerkennung des Vorrangs und Vortrittes unter den deutschen Staaten gewonnen. Oesterreich konnte nicht mehr hoffen Preußen niederzuhalten, wie früher und wie noch immer die anderen deutschen Staaten; diese aber sahen sich gegen Preußen auf eine Stufe gestellt, die ihnen den Muth, als Nebenbuhler aufzutreten, wohl nehmen mußte.

Friedrich, der durchdringendste Geist seiner Zeit, kannte die für Preußen nun gewonnene Stellung durch und durch, und darum schützte er die Würde seines Staates auch in den geringsten Aeußerlichkeiten. So bestimmte er nicht nur strict, daß der Friede von Breslau und Dresden vollständigst und

ohne das geringste Opfer an Land oder Rechten wieder hergestellt, sondern derselbe auch vom 1. Januar bis 15. Februar zum Abschluß vollständig gebracht werde. Oesterreich fügte sich und erkannte auch damit Preußens Vorrang an. Am 15. Februar war der Friede zu Hubertusburg geschlossen.

Frankreich zeigte nicht geringere Furcht, da es, ehe noch zwischen ihm und Preußen eine Convention eingeleitet war, sofort die noch besetzten preußischen Gebiete (das Clevesche) aufgab, als Friedrich eine drohende Truppenbewegung anordnete. Frankreich wie England wichen von dem Schauplatze des siebenjährigen Krieges ohne die geringste Entschädigung, und hätten am Allerwenigsten gewagt, eine solche von Preußen zu fordern; die deutschen Staaten aber, wiederum gemißbraucht und betrogen, fügten sich darein, auf die von Oesterreich versprochene Entschädigung zu verzichten, und waren froh, daß Preußen sie bei ihrem früheren Besitzstande ließ. Es mochte ihnen die Untreue Oesterreichs, wenngleich sie nothgedrungen war, hart und bitter ankommen, denn sie bedurften in der That einer Entschädigung nur zu sehr, da sie unsäglich gelitten hatten, am Meisten unter allen, Sachsen. Und doch fing bei vielen jetzt noch größeres Leiden an. So sagt der König Friedrich in einem Briefe, den er 14 Tage nach Abschluß des hubertusburger Friedens an den Marquis d'Argens in Berlin schrieb:*)

„Der Friede macht also den Berlinern Freude! Hier bei den Sachsen ist es ganz anders. Kaum verlassen wir die Städte und räumen das Land, so erscheint sogleich die sächsische Execution: Bezahlt, bezahlt, heißt es, der König von Polen braucht Geld. Das Volk fühlt die Unmenschlichkeit in diesem Verfahren; es ist im Elend, und man vergrößert nun sein Elend noch, anstatt ihm Erleichterung zu verschaffen. Hierin, mein Lieber, haben Sie ein Gemälde von Sachsen, das nach der Natur gezeichnet ist. Alle diese Executionen sehe ich für meinen Theil als gleichgiltiger Zuschauer an; aber als Weltbürger kann ich sie nicht billigen. In den Augen der Sachsen ist die Rückkehr ihres Königs (Kurfürsten) ein allgemeines Unglück, eine noch grausamere Landplage als Krieg und Hungersnoth. Aber was bekümmern Sie und mich Sachsen, sein König, Minister und die ganze Bande?! Ich strebe nach Beruhigung meines Geistes, um über mich selbst nachzudenken, in dem Innern meiner Seele verschlossen zu sein, und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird.“

Sachsen hatte grausig gelitten; denn nicht nur hatte es 90,000 Menschen, sondern auch 70 Millionen Thaler an Lieferungen und 31 und eine halbe

---

*) S. Preuß, Bd. II. S. 344.

Million an Contributionen verloren. Handel und Gewerbe waren zerrüttet und der Ackerbau lag begreiflicher Weise gänzlich darnieder; aber am Grausigsten war es in der That, daß die brühl'sche Mißregierung sich durchaus nicht bestrebte, den unglücklichen Staat aus seinem Elende neu aufzurichten — denn wenn endlich Sachsen sich wieder erholte und kräftig aufschwang, so hatte es das industrielle, strebsame und intelligente Volk durchaus nur sich selbst zu danken.

Ein nicht erfreulicheres Bild gewährten die anderen deutschen Staaten, die zum größten Theile ebenso durch Mißregierungen litten. Ganz anders in Preußen: König Friedrich hatte während des ganzen Kriegs seinem Volke nie eine Kriegssteuer aufgebürdet, wohl aber verschiedenen Provinzen die Steuern erlassen. Er hatte außer bei einigen Domstiften seines Landes, keinerlei Schulden gemacht, wohl aber alle Kostbarkeiten seines Hauses, Silber und Goldgeräthe, Brillanten und Schätze anderer Art verkaufen lassen und sich durch persönliche Opfer aller Art in den Stand gesetzt, seinem Volke helfend beizutreten. So entschädigte er nicht nur viele Millionen Thaler Brandschatzung und Kriegsbeschädigung, sondern er ließ, um die niedergetretene Landwirthschaft und Gewerbe neu zu beleben, oder auch der Noth abzuhelfen, 25,000 Scheffel Korn und Mehl, 17,000 Scheffel Hafer, 35,000 Militairpferde, desgleichen alle überflüssigen Gelder schenkungsweise an die Provinzen, die der Hilfe bedurften, vertheilen, so daß z. B. Schlesien drei Millionen Thaler erhielt, und einen großen Theil des Heeres entließ er, um der Landwirthschaft die mangelnde Hilfe zuzuführen.

So griff Friedrich in jeder Weise ein, um seinen Staat emporzurichten, und längst waren in Preußen alle Spuren des Kriegs verwischt, der Wohlstand in voller Blühte, der Staat in ganzer Ordnung und Festigkeit, als man sich in dem übrigen Deutschland noch keineswegs aus dem Elende und der Verwirrung herausgefunden hatte. Der Vergleich war zu augenfrei, daß er hätte unterbleiben können, und er mußte selbst bei denjenigen Volksstämmen, die am Eifrigsten gegen Preußen gekämpft hatten, das Ansehen Preußens vermehren und es vernünftig erscheinen lassen, sich dem desoluten Kaiserhause nach Möglichkeit zu entziehen, um unter die Aegide Preußens zu treten. — Die Erfolge des Krieges selbst waren zu erstaunlich, daß ihr Eindruck sobald hätte verloren gehen können. Preußens Feinde zählten einen Verlust von 513,000 Mann und zwar Rußland 120,000, Oesterreich 140,000, Frankreich 200,000, Schweden 25,000 und die Reichsstaaten 28,000 Mann. Preußen dagegen hatte sie siegreich bekämpft mit einem Verluste von nur 340,000 Mann, wovon auf das rein preußische Heer 180,000, auf das gemischte Heer des Herzogs Ferdinand 160,000 Mann kommen.

So hatte Frankreich sich in eine Schuldenlast von 2000 Millionen Livre gestürzt, Oesterreich sich eine Schuld von 500 Millionen Gulden, und die andern Staaten mit Ausnahme Rußlands sich in gleichem Maße Lasten von Schulden aufgeladen; Preußen aber, auf dessen Gebiete der Krieg vorzugsweise getobt hatte, war ohne Schulden geblieben. Dieser Heroismus der Intelligenz und des Patriotismus einerseits und diese Umsicht, Gewissenhaftigkeit und Ordnung in der Verwaltung andrerseits, konnten nicht unbewundert bleiben und ihr moralischer Eindruck verschaffte dem Staate weit außer seinen Grenzen das Ansehen, auf welches sich seine Mission stützen mußte und durch welches erst die Politik gesichert wurde, die Friedrich der Große seinem Hause vorschrieb und durch unvernichtbare Principe einpflanzte.

2.

Preußen und Oesterreich bei der polnischen Theilung.

Es ist eine neue, gewiß darum nicht ungereimte Behauptung, daß die Politik Kursachsens in seinen deutschen Angelegenheiten den Untergang Polens verschuldet habe.

Hatte sich Polen auch während der schlesischen Kriege gänzlich thatlos verhalten, so hatten doch Rußland, Preußen und Oesterreich gleich sehr erkennen müssen, daß Polen sich zu einer sehr bedeutsamen Potenz hätte erheben können. Mochte es Oesterreich als einen guten Schirm und Schild schätzen und begünstigen, Rußland mußte es fortwünschen, da es jede natürliche Anlage besaß, sich ihm unter entsprechenden Verhältnissen als ein sehr unangenehmes Hinderniß zu erweisen.

Für Preußen aber hatte Polen eine noch viel größere Bedeutung; es konnte sich ihm selbst gefährlich machen und — in der Hand eines Kurfürsten von Sachsen — die hohe deutsche Mission Preußens geradezu vernichten. Wer bürgte dafür, daß Polen, der Zeitnothwendigkeit folgend, wie andere europäische Staaten eine andere Verfassung annehme und durch Erblichkeit seines Thrones in der sächsischen Dynastie ein mächtiges Schwert in der Hand des berufensten deutschen Nebenbuhlers der Hohenzollern werde? Wollte Friedrich Preußens deutsche Mission sichern, so durfte er auf keinen Fall eine so gefährliche Macht dem sächsischen Hause zuwachsen lassen.

Das war der Grundsatz, nach welchem Friedrich sein Verhalten in der polnischen Frage einrichtete, die schon im Jahre 1763 durch den Tod des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der als König von Polen, den Namen August III. führte, hervorgerufen wurde. Rußland, jetzt mehr als je darnach strebend, in dem europäischen Staatenvereine eine seiner Größe und Macht entsprechende Rolle zu spielen, mußte ebenso sehr darauf bedacht sein die alte Macht Polens nicht wieder erstehen zu lassen, wenn auch die Dynastie, welche dieses Reich beherrschen sollte, für Rußland weniger eine Frage ersten Ranges war als für Preußen.

Während des Kriegs hatte sich Polen so jämmerlich schwach verhalten, daß Rußland bereits vor dem Tode Friedrich Augusts die Feilheit dieses Staates durch muthwillige Gewaltgriffe in Kurland erprobte. Kurland war ein polnischer Lehnsstaat und der sächsische Kurprinz Karl war als polnischer Prinz zum Herzog eingesetzt worden. Rußland aber wies ihn aus dem Lande, erhob den aus Sibirien zurückgekehrten Biron zum Herzog von Kurland und erklärte diesen Staat für ein russisches Lehn. Obschon Friedrich August sich darüber tief empört zeigte, so ließ sich Polen doch diese Gewaltthat gefallen, und so konnte die Kaiserin Katharina II. freilich sagen, in Polen könne man alles aufheben, wenn man sich nur bücke. Sie hatte sich nun ebenso wie Friedrich der Große überzeugt, daß dieser Staat, der unter veränderten Umständen so gefährlich werden konnte, leicht zu beseitigen sei; und mindestens mußte er verhindert werden, je seine ehemalige Macht wieder zu gewinnen, am Wenigsten aber (in Preußens Interesse nämlich) diese Macht in der Hand eines sächsischen Fürsten zu befestigen.

Der kleinste Schritt, der für diesen Zweck gethan werden konnte, war daß nach Friedrich August's Tode die neue Wahl eines polnischen Königs vom sächsischen Kurhause abwendet und auf eine Person gewendet wurde, die am Wenigsten geeignet war Polen den beiden Nachbarstaaten furchtbar zu machen. So kamen Rußland und Preußen überein, darauf zu dringen, daß die Verfassung Polens, die sichtbar genug auf den Ruin hinführte, nicht verändert, der Thron erblich gemacht, aber auch zum Könige kein Anderer als ein Eingeborner gewählt werden dürfe. Rußland übernahm es, diese höchst anmaßenden Grundsätze zur Geltung zu bringen, und Preußen war wegen seiner Suprematie in Deutschland gezwungen, sie zuzugestehen.

Sachsen war nächst dem Kaiserstaate Preußens gefährlichster Nebenbuhler, es war die mächtigste Stütze Oesterreichs, es hatte im siebenjährigen Kriege gezeigt, wie gefährlich es sich durch den Besitz Polens machen könne, selbst wenn Polen direct unbetheiligt blieb, man konnte ermessen wie gefährlich es sich machen konnte, wenn sein Kurfürst als König in Polen

eine freiere Macht gewinne, und Sachsen mußte Polen verlieren, wenn Preußen fortbestehen und die Bahn seiner Politik sichern wollte. So geschah es nun ganz folgerichtig, daß Friedrich mit dem Gewaltschritte Rußlands einverstanden war, durch welchen im Jahre 1764 Polen gezwungen wurde, statt des kursächsischen Erben den eingeborenen Grafen Stanislaw August Poniatowski zum Könige zu wählen. Dieser König, der ein willenloses Werkzeug Rußlands war, war das Mittel zu Polens Theilung und Polens Untergange. Hätte der Kurfürst von Sachsen im siebenjährigen Kriege an Friedrichs Seite gestanden, hätte er, persönlich durch Polen gesichert, sich als Bundesgenosse Oesterreichs nicht Preußen so gefährlich gemacht: nie wäre die polnische Krone von seinem Hause fortgekommen: und so ist die Politik Sachsens die Ursache zu Polens Untergange gewesen.

Das gleiche Interesse in Polen schloß natürlich Preußen und Rußland aneinander. Ein Schutzbündniß vereinigte beide zunächst auf acht Jahre aufs Engste (1764), und da Polen nur allmälig aufgelöst werden konnte, so waren die längere Dauer dieses Bündnisses und in der Folge das stete Zusammengehen beider Staaten natürlich.

Mit Schrecken sah die Kaiserin Maria Theresia die russisch-preußische Alliance, deren Tragweite gar nicht zu verkennen war. Der beste deutsche Bundesgenosse Oesterreichs, Sachsen, war dadurch um seine Macht gebracht, Oesterreich hatte für immer nicht nur auch seinen mächtigsten Bundesgenossen, das gewaltige Rußland, verloren, sondern diesen Bundesgenossen hatte sein Feind und gefährlichster Nebenbuhler, Preußen, gewonnen.

Natürlicher Weise suchte sich nun Oesterreich in die polnische Sache einzudrängen, um nicht alle Vortheile, auf die es bei diesem Staate hatte rechnen können, verloren gehen zu lassen. Man hatte Polen aus sächsischer Hand gebracht, man hatte es zu einem Mittel Preußens und Rußlands gemacht, und Oesterreich, um einen recht sichern Vortheil zu gewinnen, griff sogleich den Besitzstand Polens an, und nahm die züpser Grafschaft weg. Diesen Schritt motivirte es durch die Erklärung, daß ihm in Polen gleiche Rechte mit Rußland zustehen und Rußland ja ebenso Kurland weggenommen habe.

Aber dieser Schritt Oesterreichs, durch welchen es gleichwiegende Vortheile mit Rußland und Preußen gewinnen wollte, führte zur ersten Theilung Polens, da Rußland und Preußen, im factischen Nachtheile zu bleiben glauben mußten. So kam es im Jahre 1773 zwischen den drei Staaten zu einem Vertrage, nach welchem Rußland 1700, Oesterreich 1500, Preußen 586 Quadratmeilen von Polen wegnahmen.

Die drei Staaten hatten sich nach richtigem Maßstabe vergrößert, aber

das eifersüchtige Oesterreich hatte dabei nicht gewonnen, sondern verloren, denn sein Feind hatte sich in gleichem Maße vergrößert und doch war ihm ein natürlicher Bundesgenosse verloren gegangen, der ihm bei kluger Politik in der Folge eine mächtige Stütze hätte werden müssen. Friedrich's Vortheil lag in der Beseitigung Polens, das ja nach jeder Voraussetzung nur in der Hand seiner Feinde sein konnte.

Dieselbe Politik, welche die erste Theilung Polens veranlaßt hatte, rief auch die zweite und dritte hervor und als Polen aus der Reihe der europäischen Mächte gestrichen war, durfte Preußen seine politische Lage für unendlich verbessert halten. Sein Gewinn an fremden Volke galt ihm nie für einen Nutzen, aber seine Stellung Oesterreich gegenüber war nunmehr eine viel freiere und mächtigere geworden, und sein Nebenbuhler Sachsen war auf immer in die beschränkten Grenzen seines deutschen Gebietes und auf eine gewisse Unschädlichkeit zurückgewiesen.

3.

Preußen hindert den Raub Baierns.

Hatte Preußen es gern geschehen lassen, daß auch Oesterreich sich an Polen vergrößerte, da sein Hauptinteresse in der gänzlichen Beseitigung dieses Staates beruhete, so war doch eine Vergrößerung Oesterreichs im Innern Deutschlands von viel größerer Bedeutung. Am 30. Januar 1777 war der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern kinderlos gestorben und das Land mußte an seinen ebenfalls kinderlosen Vetter, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, von diesem aber an das Haus Zweibrücken fallen.

Mit Groll und Neid hatte Oesterreich auf die großen Vortheile geblickt, die Rußland und Preußen an Polen, Preußen aber besonders durch seine Kriege in Deutschland, gewonnen hatten. Der Wunsch Oesterreichs, seine dergestalt benachtheiligte Macht wieder zu erhöhen und den Verlust zu ersetzen, war sehr natürlich, und die Behandlung, welche Polen erfahren, ließ eine gleiche Behandlung Baierns durch Oesterreich ungefährlich erscheinen, genug, Oesterreich, dessen Politik jetzt vom Mitregenten der Kaiserin Maria Theresia, ihrem Sohne Joseph, geleitet wurde, beabsichtigte ganz Baiern einzuziehen und hatte bereits mit dem Erben Baierns, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, eine Uebereinkunft getroffen, nach

welcher dieser auf den Besitz Baierns für sich und seine Erben zu Gunsten Oesterreichs verzichtete. Karl Theodor hatte aber weder ein Recht Baiern als ein Privatbesitzthum zu behandeln und seinen Nachkommen Rechte, die ihm nur vorübergehend, seinem Hause aber für ewig gehörten, zu veruntreuen; noch hatte Oesterreich, obschon es alte historische Befugnisse vorschob, irgend ein Recht für eine solche Besitzergreifung von fremden Eigenthum, am Allerwenigsten zu einer Zeit, wo rechtmäßige Erben noch vorhanden waren. Endlich aber konnte Preußen mit einer solchen Gebietserweiterung Oesterreichs durchaus nicht einverstanden sein.

War das alte unzeitgemäße Kaiserhaus der große Krebsschade des deutschen Reiches, so würde dieser dadurch nur neue Kraft und größere Dauer gewonnen haben, Preußen aber in seiner so unbestreitbaren Berufung zur Neugestaltung des deutschen Reichswesens weit zurückgedrängt worden sein; mit einem Worte, Preußens politisches Dogma konnte ein solches Ereigniß nicht zugestehen.

Friedrich der Große war der Mann nicht, der sich von Oesterreichs Vorspiegelungen blenden ließ, und wenn Oesterreich endlich darauf pochte, daß der Kaiserthron das so oft zur Anwendung gekommene Recht besitze, erledigte Lehen einzuziehen, so mußte ihm das geradezu lächerlich erscheinen. Erstens waren noch rechtmäßige Erben Baierns vorhanden und also das Lehen gar nicht erledigt, zweitens konnte von Lehen nicht mehr die Rede sein, da seit dem westphälischen Frieden die deutschen Staaten souverain und Oesterreich gleichberechtigt waren, drittens waren die alten Kaiserrechte eben darum in nichts zerflossen, daher durch sie eine so omnipotente Handlung, wie die Wegnahme Baierns war, gar nicht motivirt werden konnte, und endlich viertens hatte Friedrich die alten Rechte des Kaiserthrones nie anerkannt, weil man nicht mehr in der alten Zeit lebte und sie ohne Unsinn und Verderben auf die neue Zeit nicht anwenden konnte. Daraus gingen ja eben das Verderben Oesterreichs und der Aufschwung Preußens hervor und darin eben unterschied sich ihre Politik, daß Oesterreich bei alten unanwendbaren Satzungen störrisch beharrte, Preußen aber, diesen Unsinn strafend, im vollsten Maße der Zeit Rechnung trug.

Was Kaiser Joseph aber auch von Preußen voraussehen konnte und mußte, er verfolgte mit seltsamer Dreistigkeit seine Politik. Nachdem er eine Entsagungsacte vom Erben Baierns, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, erhalten, ließ er ein Heer in Baiern einrücken und nahm von dem Lande Besitz. Er meinte, daß Friedrich zum Schweigen gezwungen sei, weil er selbst keinerlei Rechte auf Baiern habe. Aber er erwog nicht, daß Friedrich wohl einzusprechen das Recht hatte, sobald ein Verletzter

seinen Beistand erbat. Und dieser Verletzte war der Herzog Karl August Christian von Zweibrücken.

Friedrich, immer fest und rasch zum Handeln, wo es seine Politik zu fördern oder zu sichern galt, sagte sofort dem Herzog von Zweibrücken zum Schutz seiner gefährdeten Rechte Preußens Schwert zu, und, so wohlgestützt, erhob nun der Herzog feierlich Protest gegen Oesterreichs unrechtmäßige Besitznahme von Baiern.

Hiernach zögerte Friedrich keinen Augenblick öffentlich der Sache beizutreten und als Sachwalter Zweibrückens Baierns rechtmäßige Vererbung zu fordern. Maria Theresia berief sich auf erkünstelte historische Rechte, ganz besonders aber auf die Rechte des Kaiserthrones, erledigte Lehen einzuziehen. Wie sie den großen Friedrich kannte, hätte sie freilich bessere Motive aufsuchen sollen. Als sie sah, daß derartige längst verjährte Rechte keine Anerkennung fanden, so griff sie zu ihren alten Manipulationen und suchte für ihre Sache den Beistand des Auslandes zu gewinnen. Da zeigte sich die ganze Größe des Ansehens, welches Preußen gewonnen; denn weder Rußland noch Frankreich — beide eingedenk dessen, was sie von Preußen im siebenjährigen Kriege erlitten hatten — ließen sich von Maria Theresia gewinnen.

Auch die deutschen Reichsfürsten weigerten sich an Oesterreichs Seite zu treten, und freilich mit Recht, denn hätten sie dem Kaiserthrone das Recht zugestanden erledigte Lehen einzuziehen wie im Mittelalter, so würde dadurch ihre durch den westphälischen Frieden erhaltene Souverainetät vernichtet worden sein.

Dergestalt sah sich Oesterreich gezwungen allein Preußen gegenüber zu treten. Vier Mal an Macht überlegen, schien es dem jungen Kaiser Joseph durchaus nicht gefährlich diesen Waffengang zu unternehmen. Er hielt sich für ein Genie und für geistig dem großen Preußenkönige ebenbürtig; daher die Einrede der warnenden Maria Theresia, die durch so bittere Erfahrungen die Macht des kleinen, aber intelligenten Preußen kennen gelernt hatte, keinen Eindruck bei ihm machte. So rüstete nun Oesterreich noch im Jahre 1777 mit großem Geräusch gegen Preußen, und Kaiser Joseph mochte glauben schon durch diese Drohung Preußen zu Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein in ihm arbeitete noch die Phantasie eines unerfahrenen Menschen. Preußen blieb fest bei seiner Forderung, ohne jedoch Gegenrüstungen zu unternehmen; Letzteres natürlich aus dem Grunde, weil sein Heer sich stets in dem Stande der Schlagfertigkeit befand und ohnehin der Winter einen schnellen Ausbruch des Krieges verhinderte. Kaiser Joseph dagegen meinte, daß Preußen zu diesem Kriege um eine fremde Sache weder Muth noch

Lust habe, auf den Erfolg der Diplomatie sicher rechne und darum das Schwert nicht rühre.

Als indessen das Frühjahr nahete und die Verhandlungen keinen Erfolg gewannen, rührte auch in Preußen sich das Heer. Nun bot Maria Theresia ihre ganze Kraft auf, ihren Sohn von dem kühnen Spiele abzuhalten, und ihr Einfluß ging so weit, daß der Kaiser Joseph in einem eigenhändigen Briefe an den König Friedrich den Vorschlag machte: Friedrich solle dem Kaiserhause die Besitznahme Baierns zugestehen; und dafür wolle das Kaiserhaus mit kaiserlicher Machtvollkommenheit dem Könige das Erbrecht auf Ansbach und Baireuth verbriefen.

Aber wiederum verkannte Joseph den großen König. Friedrich mochte ja eben die kaiserliche, durch den westphälischen Frieden zerbrochene Machtvollkommenheit nicht anerkennen. Hatte er kein Recht auf Ansbach und Baireuth, so konnte es ihm, nach seiner Meinung, auch Kaiser Joseph nicht geben; hatte er eins, so brauchte er Kaiser Joseph nicht dazu; endlich aber war seine Gesinnung nicht fähig um einen Judaslohn das gute Recht eines vertrauensvollen Bundesgenossen zu verrathen, und die hohe Einsicht seines Geistes nicht dazu, durch eine absurde Lockspeise die Consequenz der Politik seines Hauses zu verletzen. Der König forderte also mit aller Entschiedenheit die Zurückziehung der österreichischen Truppen aus Baiern, und da dessen Joseph sich weigerte, so standen binnen zwei Wochen, zum größten Erstaunen und Schrecken der Oesterreicher, drei preußische Heere an der böhmischen Grenze und rückten, als Kaiser Joseph auch jetzt noch nicht von seinen Ansprüchen abstand, rasch in das Land ein und vor das kaiserliche Heer, welches, obschon Oesterreich bereits im Herbst zu rüsten begonnen hatte, noch nicht ein Mal kriegsfertig war.

Das größte der preußischen Heere führte der König selbst, das zweite Prinz Heinrich, das dritte der General Werner. Die preußische Stellung bei Welsdorf, Nimes und Neustadt war sehr drohend. Die österreichischen Generale Lascy, Laudon und Botta, welche die Schärfe von Friedrich's Schwerte so oft empfunden, warnten auf das Dringlichste eine Schlacht anzunehmen, und Kaiser Joseph, wie sehr er auch Anfangs in seiner jugendlichen Ueberschätzung seiner Kräfte gewünscht hatte, sich mit dem Könige zu messen, der als der größte Feldherr aller Zeiten gefeiert wurde, fühlte sich bald von der Furcht seiner Feldherren angesteckt.

Diese Angst vor einem Kriege mit Preußen durchdrang ganz Oesterreich. Man petitionirte, man sendete Deputationen an die Regierung, welche ersuchen mußten das Verhängniß nicht weiter über den Staat hereinzuziehen, und da die Minister nichts zu sagen wagten, so wendete man sich an die

Kaiserin Maria Theresia. Diese durch Preußen so schwer geprüfte Frau hatte immer sich bemüht es zum Kampfe nicht kommen zu lassen, und jetzt, von der Hitze ihres jungen Sohnes das Schlimmste fürchtend, trat sie schnell mit Unterhandlungen ein, um den verhängnißvollen ersten Schritt der Kriegsparteien aufzuhalten und abzuwenden.

Wie groß auch als Kriegsheld, hatte sich König Friedrich nicht minder groß als Freund des Friedens gezeigt; wie hätte er jetzt, zehn Jahre älter, nicht geneigt sein sollen, auch das Geringste zu beachten, was den Krieg abzuwenden geschickt schien? Er genehmigte daher auch diese späteren Unterhandlungen des kaiserlichen Cabinets, deren Seele die Kaiserin Maria Theresia war, und die natürlich dem kriegerischen Drange des jungen Kaisers Joseph Halt geboten.

Da nun der Kaiserin Maria Theresia alles daran lag, das gefürchtete Preußen von ihrem Oesterreich abzuwenden, so fand sich denn auch bald eine alte Urkunde, welche nachweisen mußte, daß sich das Kaiserhaus in seinen historischen Annahmen geirrt habe, und also die Ursache des Kriegs wegfalle. Diese Urkunde wurde von dem Freiherrn Renat Leopold von Senkenberg in Darmstadt veröffentlicht. Sie wies nach, daß der Herzog Albrecht von Oesterreich im Jahre 1429 seinen Rechten auf Baiern feierlich entsagt habe. War dies nun durch die zur rechten Zeit aufgefundene Urkunde erwiesen, so durfte Oesterreich freilich ohne Schmälerung seiner Ehre bekennen, daß es in irrthümlicher Voraussetzung Baiern zu besitzen verlangt habe, und nun von diesem Verlangen abstehen.

Maria Theresia, froh diesen glücklichen Ausweg gefunden zu haben, hätte gern sofort dem ganzen Streite ein Ende gemacht; allein ihre Räthe glaubten vor der Welt den Schein bewahren zu müssen und dehnten die Verhandlungen aus, um einen geschickten Ausgang zu finden. König Friedrich war indessen kein Freund der österreichischen Methode. Seine Geduld reichte nicht zu weit. Er mußte wieder das Schwert drohend regen, und so kam es endlich im Spätherbste dahin, daß Oesterreich seine Verpflichtung Baiern zu räumen ohne Rückhalt anerkannte. Der Friede wurde im März vollzogen und Preußen zog nun seine Heere zurück, nachdem Friedrich alles erreicht, was er gefordert hatte, wozu namentlich die Anerkennung der Rechte Preußens auf Ansbach und Baireuth und die Befreiung der mecklenburgischen Gerichte von dem Patrimonium des deutschen Kaiserstuhls gehörten. In Letzterem zeigte sich wiederum, wie eifrig Preußen bemüht war, sein politisches System zu fördern.

Auch in diesem Kriege, der, da er ohne große Thaten geblieben, scherzweise der Kartoffelkrieg genannt worden ist, hatte Preußen ebenso sehr an

Ansehen gewonnen als Oesterreich verloren. Oesterreichs Politik hatte sich wie die jeder herrschsüchtigen Dynastie in Immoralität, Oesterreichs Macht sich muthlos und schwach; Preußen sich als mächtiger Schützer des Rechts und der deutschen Freiheit gezeigt; es hatte seine Autorität befestigt und gesteigert; und Rußlands und Frankreichs entschiedene Erklärung für Preußen bewies ebenso von außen wie Sachsens Alliance von innen Preußens hervorragende Bedeutung.

4.

Der Fürstenbund.

Obschon die baierische Frage vollständig beseitigt schien, so war sie doch keineswegs vom Programm des österreichischen Cabinets gestrichen. Mehr als irgend einer seiner Vorgänger hatte sich der Kaiser Joseph Klarheit über die Ursachen verschafft, die seinen Staat allmälig in eine so rückgängige Bewegung und mißliche Lage gebracht hatten. Erfüllt von dem glühenden Verlangen, Oesterreich in seinem Rückgange aufzuhalten, es zu retten, hatte er sich auch vollständig den Plan entworfen und die Mittel gewählt, durch welche er die rettende Heilung ausführen wollte. Preußen hatte ihm selbst das Beispiel gegeben; Preußen hatte sich dadurch, daß es der Nationalität, der Intelligenz, der Freiheit und fortschrittlichen Entwickelung Rechnung getragen, so mächtig emporgehoben; und das, meinte er, müsse in gleicher Weise auch bei seinem Oesterreich wirken. Allein er erwog nicht, daß ein alter Körper einer andern Behandlung bedarf als ein junger; daß oft die Offenhaltung einer Wunde das Leben fristet, während die Heilung derselben den Organismus erstickt und den Tod herbeiführt; er erwog nicht, daß die Gewohnheit mächtige Rechte habe und daß in einem alten Staate selbst Uebel zu einer Gewohnheit geworden sein können, deren Beseitigung das Ganze in Gefahr versetzt; er erwog nicht, daß blindes Nachahmen oft einen ganz umgekehrten Erfolg hat; — ob aber auch seine aus bester Absicht hervorgegangenen Ideen in der Folge sich bewährt oder nicht bewährt hatten, der Zweck ganz, theilweis oder nicht erreicht, oder gar das Gegentheil bewirkt war; diese Ideen hatten sich ihm so innig verbunden, daß er sich durchaus nicht von ihnen trennen mochte und am Wenigsten

dann, als durch den Tod seiner großen Mutter Maria Theresia (29. November 1780) seine Handlungen frei geworden waren.

Zu dieser unentfremdbaren Idee gehörte die Kräftigung Oesterreichs in der deutschen Nationalität und daher die Acquisition Baierns, die nach des Kaisers Begriffe durch Preußens Widerspruch nicht beseitigt, sondern nur verschoben worden war. Er hielt sich von der Ausführbarkeit überzeugt, und nur darin gestand er dem Widerspruche seiner verstorbenen Mutter Berechtigung zu, daß das Schwert des großen Schützers der deutschen Rechte, das Schwert Preußens durchaus nicht herausgefordert werden dürfe.

Dieser Bedingung halber leitete Kaiser Joseph sein Vorhaben vorsichtig, schlau und heimlich ein. Vor allem suchte er sich mit Rußland und Frankreich auf besten Fuß zu stellen und das gelang ihm in solchem Maße, daß er wegen seiner Absicht auf Baiern zunächst diese Mächte in sein Vertrauen ziehen konnte. Dieselben versagten ihre Zustimmung nicht. Allein es war nur eine geheime Zustimmung. Wie sie sich aber äußern würden, wenn die Angelegenheit zur öffentlichen Frage gereift war, das war freilich ganz unentschieden; doch hegte Kaiser Joseph die Hoffnung, daß man ihm Consequenz bewahren werde.

Da nun die Vergangenheit bewiesen, daß Preußen, wo es sich um ein deutsches oder preußisches Recht handele, keine Macht fürchte, wie groß sie auch sei, so mußte in dieser bedenklichen Frage das Factum so formulirt werden, daß eine Verletzung deutscher Fürstenrechte nicht vorlag und Preußen seine Stimme geltend zu machen keine Veranlassung erhielt. Von einem Pochen auf richtige Erb- oder kaiserliche Oberhoheitsrechte, von einer einseitigen Wegnahme Baierns konnte also die Rede nicht sein; ein ganz anderes Verhältniß aber gewann die Angelegenheit durch einen Ländertausch. Denn da nach dem Begriffe der damaligen Zeit das Land Eigenthum des Fürsten war, so konnte der Fürst auch nicht wohl gehindert werden, sein Land mit einem andern zu vertauschen.

Der Kurfürst Karl Theodor war eben so leicht zu einer Vertauschung seines Baierns gegen die Niederlande als früher zu einer Verzichtleistung auf seine Erbrechte gewonnen. Die Frage um Vortheil oder Schaden berührte ihn nicht. Dennoch hatte das kaiserliche Cabinet gesucht dem Vorwurfe des Eigennutzes einigermaßen vorzubeugen. Oesterreich bot nämlich für Baiern die Niederlande, die ihm längst eine große Last gewesen waren, dazu den Titel eines Königreichs von Burgund. Nun erreichten zwar die Niederlande noch nicht ein Mal die Hälfte des Flächeninhaltes von Baiern, allein beide Bevölkerungen hatten eine fast gleiche Stärke, und jene Differenz

sollte durch drei Millionen Gulden und vorerwähnten Königstitel ausgeglichen werden.

Es wäre gegen dieses Project kaum etwas einzuwenden gewesen, wenn einerseits das Eindrängen Oesterreichs in Deutschland mit allen Uebeln verjährter Vorurtheile und Mißrechte nicht gänzlich Preußens Interesse und Mission alterirt hätte und andererseits der barbarische Grundsatz, daß Volk und Land willenlose Besitzgegenstände des Fürsten seien, bei Friedrich's Begriffen und Moral Billigung gefunden hätten. Allein dieser Grundsatz vor allem durfte nicht zur Geltung gelassen werden. Es würde den schmählichen Länderschacher, der die schrecklichste Zeit des deutschen Reichs, die Zeit des Interims, kennzeichnet, und später von dem Hause Habsburg mit vieler Freiheit gehandhabt worden ist, in die politische Praxis der Zukunft eingeführt, anscheinend zwar die fürstlichen Rechte erweitert, in der That sie aber durch Erschütterung der Anstammungs- und Erbrechte gefährdet haben. Da nun von Preußens Seite gegen das österreichische Project nicht direct eingeschritten werden konnte, so trat wie früher der Herzog von Zweibrücken mit einem Proteste, in welchem er nach Friedrich's Grundsätzen das Recht der Fürsten, mit ihren Ländern rücksichtslos zu schalten, bestritt, auf und rief Preußen zum Schutze seiner gefährdeten Rechte an.

Wenngleich nun Preußen seinen Schutz umso mehr mit Vertrauen zusagen konnte, da Rußland und Frankreich jetzt von der österreichischen Partei zurückzutreten suchten, und wenngleich Kaiser Joseph Angesichts solcher Gestaltung von seinem Vorhaben abstand, so hatte sich doch deutlicher als je gezeigt, bis zu welcher Höhe widerrechtlicher Anmaßung sich der Kaiserthron zu versteigen wage, um sein hinsterbendes Leben zu fristen.

Solcher Gefahr gegenüber, die die Existenz der deutschen Fürsten und Staaten völlig in Frage stellte, gründete Friedrich der Große nun einen deutschen Fürstenbund — es war das letzte seiner großen Werke. In denselben traten Preußen, Sachsen, Hannover, Zweibrücken, Mecklenburg, Braunschweig, Gotha, Weimar, Anspach, Baden, Hessen-Kassel, Anhalt und die Bisthümer Mainz und Osnabrück. Zum Zwecke des Bundes wurde vor allem der Schutz der deutschen Nationalität und Freiheit gemacht. Man wollte mit gemeinsamer Kraft jeden fremden Einfluß so wohl wie jede Vergewaltigung von Seiten des Kaiserhauses abwehren und Besitz und Rechte schützen.

In diesem Bunde hatte sich der größte Theil Deutschlands Preußen angeschlossen und Friedrich durch denselben die Mission seines Hauses und ein künftiges anderes Deutschland gesichert. Er stand am Rande des Grabes. Er konnte mit der Beruhigung scheiden, daß durch diese Stiftung sein Nach-

folger, wenn ja er wanke, in eine bestimmte Bahn versetzt sei, in die des Bundes, als dessen Lenker und Leiter Preußen zuversichtlich für immer seine Geltung behalten mußte. Behauptete sich dieser Bund, so war die deutsche Nationalsache gesichert und das alte zeitungemäße Reichsgebäude mußte ohne Unheil zu stiften bald gänzlich zusammensinken. „„Es war kein Leben mehr in diesem Reichskörper, er war schon längst eine Leiche, die man nur noch zu begraben brauchte — Ehre dem großen Todten; aber was sollen Mumien im Kreise der Lebendigen?““*)

5.

Zwischenzeit.

Nach dem Tode des Königs Friedrich II., des Schöpfers Preußens als europäischer Macht und deutscher Vormacht, wurde der Kampf der österreichischen und preußischen Interessen auf lange zum Schweigen gezwungen. Friedrich starb am 17. August 1786, also zu einer Zeit, wo Kaiser Joseph sich noch in einem Alter befand, welches seine Ideen und Entwürfe gefährlich erscheinen ließ.

Aber bereits hatte Joseph die bittersten und entmuthigendsten Folgen seiner reformatorischen Bestrebungen erfahren müssen. Der Undank seiner Völker, die seine guten Absichten nicht verstanden, hatte ihn auf's Tiefste verletzt und ihm sein Streben verleidet. Revolutionen bewegten allenthalben seinen Staat, und Verwickelungen mit dem Auslande versetzten ihn in eine Fluth von Sorgen, in der er wohl froh war den Streit mit Preußen ruhen lassen zu können.

Und ehe Joseph daran denken konnte, in seiner deutschen Politik einen neuen Schritt zu thun, ereilte, wenige Jahre nach Friedrich, auch ihn der Tod, und zwar zu einer Zeit (1790), wo die französische Revolution und die Gefahr, die dem gesammten Deutschland drohete, Fragen in den Vordergrund schoben, bei welchen Oesterreich und Preußen in gleicher Weise interessirt waren.

Freilich blieben auch hierbei die Sonderinteressen nicht ganz unwirksam, ja man könnte behaupten, daß sie das unglückliche Geschick verschuldeten,

*) Menzel III, 312.

welches Deutschland durch Frankreich in einer 25jährigen Kriegszeit erlitt. Die Mißhandlung der uralten Autorität des Monarchenthums, die freilich der Thron durch Mißregierung ärgster Art verschuldet hatte, hatte in Frankreich bereits 1791 einen Umfang gewonnen, daß benachbarte Monarchen unmöglich dazu schweigen konnten, wenn sie wollten, daß nicht auch ihre Völker in diesen Taumel gefährlicher zügelloser Freiheit gerathen sollten. Man hatte den König seiner Würdenmacht gänzlich entkleidet und behandelte ihn nur noch als den Gegenstand politischer Experimente.

Die Königin war eine Tochter Maria Theresia's, und daher das österreichische Kaiserhaus empfindlich durch das Ergehen des französischen Königshauses berührt. Kaiser Leopold lag alles daran, Frankreich zur Ordnung zu bringen und den König Ludwig wieder empor zu heben. Für keinen Zweck konnte Preußen so einträchtig mit Oesterreich gehen als für diesen. Es schloß mit Oesterreich bereits 1791 im August zu Pilnitz ein Bündniß und nahm nun an den Kriegen Oesterreichs gegen Frankreich mit Vertrauen und wahrhafter Opferfreude Theil. Preußen bewährte auch jetzt seinen alten Ruhm, schlug die Franzosen allenthalben, bei Pirmasens und drei Mal bei Kaiserslautern. Aber alle diese Siege waren nutzlos, da die österreichische Politik vielweniger darnach trachtete in Frankreich Ordnung zu stiften, als den deutschen Nebenbuhler, der sich jetzt gutmüthiger Weise zum Bundesgenossen hergegeben hatte, sich entkräften zu lassen. Man gönnte den Preußen keinen Sieg, und darum ließ Oesterreich sie allenthalben im Stich. Aber die Folge davon war, daß Preußen sehr bald müde wurde, sich einem falschen Bundesgenossen zu opfern, und mit Frankreich Frieden schloß (1795).

Bereits hatte Preußen Ursache genug gehabt, über den Bund mit einem an Kriegstüchtigkeit ganz ungleichen Genossen gegangen zu sein; denn so viel die Preußen gesiegt hatten, waren die Oesterreicher geschlagen worden. Nun aber kam Oesterreich seine unlautere Politik in Folge seiner Kriegsunfertigkeit schwer heim. Der Hilfe Preußens entbehrend, wurde es immer wiederholt geschlagen und mußte unter den ungünstigsten Verhältnissen 1797 mit großem Länderverluste Frieden schließen. Es hatte gehofft ohne Preußen desto mehr für seine Macht zu gewinnen und erlitt, wie fast vorausgesehen werden konnte, das Gegentheil. Hätte es Oesterreich vermocht, sich eben so treu und vertrauensvoll an Preußen zu schließen, als Preußen sich an Oesterreich geschlossen hatte, hätte sich unter beider Staaten Banner die Gesammtmacht des deutschen Reiches zum Selbstschutz vereinigt und Eintracht die Einheit der Leitung geschirmt, nie würde Deutschland so große Schmach erlitten haben. Die Selbstsucht Oesterreichs war die Brücke, welche Frankreich hereinführte, damit das alte zerspaltene Reich unter seinen Füßen zertreten werde.

Oesterreich zog indessen 1799 das Schwert abermals und hatte sich mit Rußland, England und anderen Mächten verbunden, auch wiederum Preußen zur Alliance aufgefordert. Allein Friedrich Wilhelm III., der kaum erst den Thron bestiegen, hatte Oesterreichs Politik zu gut studirt, und trug Bedenken, seinen Staat zum Gegenstande des Mißbrauchs herzugeben. Bei dem besonderen Verhalten Oesterreichs würde er sicher das Obsiegen Deutschlands nicht haben bewirken können; seine Neutralität, die ihm freilich später nachtheilig wurde, schützte ihn jetzt wenigstens davor, an der Niederlage des Kaiserstaates, die dieser 1800 und 1805 erlitt, Theil zu nehmen.

Was Preußen später auch durch Frankreich erfuhr, jetzt wurde es in seiner auf Deutschland bezüglichen Politik, die es freilich viel später erst wieder geltend machen konnte, mächtig gefördert, dadurch nämlich, daß Napoleon die deutschen Mittelstaaten, um sie wegen seiner Wegnahme deutscher Landestheile zu beruhigen, durch die deutschen Kleinstaaten vergrößerte. Die Reichsstädte, reichsunmittelbaren Stifte, Grafschaften u. s. w. wurden mit dem nächsten größeren Staate vereinigt und dadurch das deutsche Staatenwesen sehr vereinfacht. Das war ein Streich, den Napoleon gegen Oesterreich, oder vielmehr gegen den deutschen Kaiserthron führte, und er kam in viel späterer Zeit Preußen im höchsten Maße zu Nutzen.

Aber noch vielmehr geschah in dieser Weise. Napoleon hatte sich 1804 die Kaiserkrone aufgesetzt. Damit diese seine Krone die höchste irdische Würde vertrete, mußte der Glanz der römisch-deutschen Krone, der Krone des Augustus und Karls des Großen mit ihr verbunden werden, die ein Zeichen der Weltherrschaft war, und dieses Zweckes halber die alte Reichsverfassung zerstört werden. Nichts war leichter als dies, nachdem Oesterreich 1805 durch die Niederlagen bei Ulm und Austerlitz in die Schmach gänzlicher Unterwürfigkeit versetzt worden war. Napoleon vereinigte also im Juli 1806 sechzehn deutsche Staaten in dem sogenannten Rheinbunde, welche sich vom deutschen Reiche lossagen und die Oberhoheit des französischen Kaiserthrones anerkennen mußten. Dadurch war das deutsche Reich factisch zerrissen, zerstört und der römisch-deutsche Kaiserthron, der Stolz des Hauses Habsburg und das Mittel unsäglichen Mißbrauchs der Nation und des Landes in nichts zerfallen.

Um doch die Kaiserwürde zu retten, nahm Franz II. den Titel Kaiser von Oesterreich an. Das deutsche Reich aber hatte, wie Napoleon am 1. August verkündete, aufgehört. War es begreiflich, daß das Reich in seiner alten Form und daher der alte römisch-deutsche Thron der Habsburger nicht wieder erstehen konnte, so begreift man, wie sehr Preußens innig mit den Zeitforderungen verbundene deutsche Berufung durch diese Gestaltung

gefördert worden ist. — Freilich warf der unglückliche Feldzug von 1806 Preußen auf seiner Bahn weit zurück. Aber was es verloren, konnte und mußte wieder errungen werden, während das von Oesterreich Verlorene, nämlich die alte kaiserliche Würde des Reichsoberhauptes, nicht leicht je wieder gewonnen werden konnte, weil sie schon vor ihrer Zerstörung durch die Zeit unmöglich geworden war. Sowohl das Unglück Oesterreichs in den früheren Kriegen und denen von 1809, als das Unglück Preußens 1806 beweisen die Folge der Zerrissenheit des Reichs, und hieraus entsprang das glühende Verlangen einer völligen Vereinigung desselben, welches in der Folge der Gegenstand der höchsten politischen Wünsche der Nation wurde, die höchstens nur in den unteren Schichten der kleineren Staaten, wo politische Bildung mangelt, unempfunden blieben.

Es war für Preußen eine traurige Zeit die von 1806 bis 1812. Alle Pfänder, die es für die Zukunft gewonnen, schienen verloren zu sein. Kaum dachte noch ein deutscher Staat daran, sich an dieses Palladium der deutschen Freiheit anzulehnen. Schrecken hatte die ganze Nation ergriffen. Hatte man nie zu Oesterreichs Schild und Schutz Vertrauen gehabt und wegen seiner hinterlistigen Nebenabsichten haben mögen, so hatte man auf das ruhmreiche Preußen desto dreister gebaut; und jetzt lag es gestürzt in einer Tiefe, die man gar nicht für möglich gehalten hatte. Staaten, die ihm verbündet gewesen und treu auch ferner zu ihm halten wollten, mußten das Unglück mit ihm theilen. Andere Staaten hatten sich äußerlich dadurch erhalten, daß sie sich dem Sieger sclavisch zu Füßen geworfen hatten, aber moralisch desto entschiedener zu Grunde gerichtet; wieder andere, sich vom Reiche getrennt. Und diese bekämpften es sogar schmählich unter der Fahne des Fremdlings. Oesterreichs Kriegsunfertigkeit trug die Schuld am Sturze des Thrones, mit ihm hatte auch das Reich stürzen und diesem Preußen folgen müssen.

So schlimme Katastrophen Deutschland auch schon erlebt, eine schlimmere nie. Es war die Katastrophe der vollständigen Vernichtung seines äußeren Wesens. Ob es sich von diesem Falle wieder zu erheben vermöge, hing davon ab, ob in seinem inneren geistigen Wesen noch gesunde Elemente verblieben waren. Solche befanden sich in der That am Wenigsten in den Mittel- und Kleinstaaten. In vielen derselben ließ sich eine nationale Indifferenz, eine Entartung wahrnehmen, die das Volk jeder Wiedererhebung unwerth erscheinen ließ. Ihre Fürsten, ohne Empfindung für Nation und Vaterland, fühlten sich ganz beglückt durch die Huld des Unterjochers, durch die von ihm erhaltenen Titel und die Verschwägerung mit seinem Hause.

Ganz Anderes erblickte man in Preußen: den tiefsten Schmerz um

den Verlust des alten Ruhmes, Verzweiflung wegen der Zerstörung der großen deutschen Nationalsache, wüthenden Durst nach Rache für den Raub der Pfänder, die man mit Strömen Blutes für das gesunde Wiedererstehen der Nation erworben hatte. Da zeigte sich wohl, daß Deutschland noch nicht untergegangen war; die geistigen Elemente waren nicht allenthalben erstorben. Preußen hatte sie bewahrt, und sie bürgten für das Erstehen der großen Nationalsache, die Napoleon für immer in das Grab geworfen zu haben glaubte.

Aber auch Oesterreich muß man die Ehre bekennen, sein Sclavenjoch nicht willig getragen, sondern mit glühendem Eifer an der Wiederherstellung seiner Ehre gearbeitet zu haben. Galt auch dort die Erbitterung mehr der Verletzung der sonderlich österreichischen, als der der deutschen Interessen, so konnte Oesterreichs Ringen nach Wiederherstellung seines Wesens doch der deutschen Sache, die jetzt vorzugsweise von Preußen vertreten wurde, nur heilsam werden.

Im Jahre 1809 erhob Oesterreich abermals das Schwert zum Befreiungskampfe. Von Preußen konnte kein Beistand erwartet werden. Es hatte die Kraft noch nicht gewonnen, die Fesseln, in denen es lag, zu sprengen, und je undeutscher die nachbarlichen Fürsten handelten, an welche Preußen, wie namentlich an den zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen, große Theile seines Gebietes hatte abtreten müssen, desto mehr Zeit bedurfte es, um sich zu einem Kampfe vorzubereiten, der, wenn er nicht zu völliger Vernichtung führen sollte, die besten Pfänder des Sieges in sich tragen mußte. Indessen fand Oesterreich an Rußland einen tüchtigen Bundesgenossen.

Rußland hatte alles zu fürchten, wenn Deutschland vollständig unterjocht war, und zum eigenen Schutze mußte es sich der deutschen Sache annehmen. Kaiser Alexander war nicht der Thor, der sich durch die Vorspiegelung einer Weltherrschaftstheilung zwischen Rußland und Frankreich blenden ließ. Mit ernstem Eifer trat er an Oesterreichs Seite; allein dieselben Fehler, wie in den früheren Feldzügen, wurden auch in diesem begangen. Man eröffnete nämlich den Kampf, ehe die Streitkräfte gehörig vereinigt und geordnet waren. So war 1806 Preußen erlegen, weil es die Ankunft des russischen Bundesgenossen nicht erwartet hatte, so unterlag auch Oesterreich 1809 aus ganz gleichem Grunde, und nun erfuhr das zertrümmerte Reich das höchste Maß der Schmach, die Schmach der Fahne des Unterjochers gegen das befreundete Rußland folgen zu müssen.

Aber während draußen die Heere, an die Ferse des Tyrannen gekettet, den Weg der Schmach gingen, bereiteten sich daheim die deutschen Völker

für den Weg der Rache vor; leider freilich nicht alle. So, anstatt an die Wiederaufrichtung des deutschen Vaterlandes zu denken, vergossen die Baiern in Tyrol Ströme deutschen Bruderblutes, um das Schmachgeschenk des Tyrannen, Tyrol, in ihren Besitz zu bringen; und leider bot auch Sachsen alles auf, die Sache des fremden Eroberers gegen die Sache Deutschlands zu fördern, damit ihm das napoleonische Geschenk für die Dauer bleibe. Ob dabei Deutschland zu Grunde ging, schien gar nichts zu gelten. Es war ihm von Napoleon ganz Südpreußen und der kotbusser Kreis zugetheilt worden und man hatte sich dieses Geschenk, welches zu den stärksten Beweisen der deutschen Erniedrigung und Schmach gehörte, äußerst wohlgefallen lassen. Daher macht es einen seltsamen Eindruck, noch jetzt in Sachsen darum Preußen schmähen zu hören, daß es nach Niederwerfung des Tyrannen Vergeltungsrecht geübt, Sachsen geschmälert und damit einen undeutsch gesinnten Nachbar sich minder gefährlich gemacht hat. War diese Vergeltung eine Ungerechtigkeit, warum ließ Sachsen sich die Ungerechtigkeit der napoleonischen Schenkung so wohlgefallen? Gefühl für Gerechtigkeit ist Beweis der Bildung. Wie hart auch die Wahrheit: desto edler, sie sich selbst rückhaltlos zu sagen. Die Wahrheit anerkennen ist die echte Umkehr zur Wahrheit und zum Guten.

Das Jahr 1812 entschied über Napoleon. Der Ruf der Rache wurde nun laut in Deutschland. Die gute deutsche Gesinnung durfte sich ohne Scheu wieder zeigen. Frohe Hoffnung belebte den Freund des deutschen Vaterlandes. Die Fürsten, die der persönlichen Habsucht die heiligen Pflichten des Patriotismus geopfert und die Sache ihrer Nation verrathen hatten, erzitterten und kehrten, sei es wiederum aus Habsucht oder aus Erkenntniß ihres Unrechtes, zur guten Sache zurück. Andere beharrten in ihrer Hingebung an den Feind des Vaterlandes und erfuhren die Macht der Nemesis.

Diese Epoche des Erwachens, des Wiedererstehens, der Befreiung, der Herstellung des Vaterlandes war der Morgen eines großen Tages, dessen blutiges aber prangendes Roth eine neue große Zeit beleuchtete. Und in dieser Epoche stand wiederum Preußen als der echte Repräsentant der guten Sache, als die Flammensäule des Rechts, als der unwandelbar vorkämpfende Ritter des Reiches und der Nationalfreiheit da. Im Stillen hatte es unter tausend Hindernissen und Gefahren alle Kräfte aufgeboten, sich tüchtig zu machen für die heilige Pflicht, die zu erfüllen nun die Zeit gekommen war. Es hatte sich gewaffnet vom Jüngling bis zum Greise, vom Niedrigsten bis zum Könige. Alles war durchdrungen vom Gefühl der Rache, vom Gefühl für die Ehre und Freiheit Deutschlands. Noch dachte kein anderer Staat daran die Kette zu brechen, Preußen war es, welches den ersten Ruf erschallen

ließ, der, zum Troste der Patrioten, in den von ihren feilen Fürsten verrathenen Staaten ein lautes Echo fand.

Und man durfte Preußen vertrauen. Es hatte sich nicht wie Oesterreich von der Leidenschaft zu wiederholten Kämpfen hinreißen lassen, sondern geduldig und besonnen in dem langen Zeitraume von sieben Jahren gekräftigt; jetzt stand es auf zu dem riesigen Kampfe im Gefühle der Kraft; freilich darum nicht ohne große Gefahr; denn die deutschen Rheinbundfürsten beharrten, selbst gegen den Willen ihrer Völker, hartnäckig bei ihrem Verrathe; Würtemberg kämpfte wie wüthend, jeder nationalen Pflicht vergessend, gegen die Befreier des Vaterlandes; Gleiches ließ der König von Baiern sein Heer thun, und der König von Sachsen förderte die napoleonische Gewaltherrschaft, als ob dies dem Glück und der Ehre Deutschlands Dienst hätte leisten können.

Ja selbst Oesterreich war noch weit entfernt der deutschen Sache zu dienen und gestattete widerrechtlich sogar napoleonischen Schaaren den Durchmarsch gegen die Preußen und Russen. Endlich als Preußen und Rußland auf den Schlachtfeldern von Lützen, Bautzen, Hoyerswerda, Luckau und Halberstadt Pfänder einer baldigen guten Entscheidung eingesetzt, entschloß sich Oesterreich an dem Kampfe für Deutschlands Befreiung theilzunehmen.

So war es Preußen, dem Deutschland seine Befreiung von der schmählichsten Sclaverei verdankte; denn den Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten (Rheinbund) lag alles daran, die französische Herrschaft zu erhalten, und Oesterreich, wie schon erwähnt, konnte sich nur schwer entschließen gegen Napoleon, der jetzt Schwiegersohn des Kaisers Franz war, das Schwert zu ziehen. Ohne Preußen würde Deutschland spät oder nie wieder zu seiner Freiheit gelangt sein, es würde vielleicht das Schicksal Polens erlitten haben.

Doch Trostes genug! Preußen und Oesterreich gingen mit einander; und fehlten nun auch noch viele deutsche Staaten zu dem Befreiungsbunde, so zeigten doch schon die raschen und glänzenden Siege bei Vellahn, Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Kulm, Dennewitz, an der Görde und endlich bei Leipzig, wessen das deutsche Reich bei vereinten Kräften fähig sei. Die zweimalige Einnahme von Paris und das Loos des gefangenen Tyrannen auf der wüsten Insel Helena waren Deutschlands glänzendste Genugthuung.

Aber wie hoch auch die Umkehr der österreichischen Politik und Oesterreichs Waffendienste geschätzt werden mußten, Preußen gebührte der Ruhm, Deutschland zur Sprengung seiner Ketten aufgerufen und das Größte selbst dabei gethan zu haben. Es hatte sich als den treuesten, eifrigsten, würdigsten und berufensten Vertreter und Schützer der deutschen Nationalsache bewiesen, und als solcher wurde es von allen deutschen Staaten — natürlich

außer Oesterreich — anerkannt, bis endlich die Erinnerung an seine Verdienste im Laufe schleichender Friedensjahre mehr und mehr erstarb und das Geräusch verdienstloser eitler Fürsten die Stimme der Geschichte erstickte, wodurch Preußen endlich in die Lage versetzt wurde seine Berufung wieder durch Thaten geltend zu machen.

6.

Die deutschen Großmächte als Reichsrepräsentanten.

Der wiener Congreß (1814 und 1815) schloß die lange Kriegsperiode. Sein Zweck war die von Napoleon gänzlich umgeworfenen Staatenverhältnisse Europas nach Friedensgrundsätzen umzuordnen. Man war weit entfernt, das deutsche Reich als solches wieder herzustellen. Selbst Oesterreich bekannte, daß das alte Kaiserreich des Grabes würdig sei, in welches Napoleon, wenn auch mit frevelhafter Unberufenheit, es versenkt hatte. Aber ein neues besseres Reich zu gründen, wozu in der That die furchtbaren Schicksale aufriefen, die die jämmerliche Verfassung des alten Reichs verursacht hatte, konnte man sich um so weniger entschließen, weil man, für Religiosität, Eintracht und Frieden mehr als je begeistert, Bedenken trug, auch die geringsten Rechte zu verletzen.

So blieb denn die Menge der Fürsten und Staaten, und die Reichseinheit wurde durch einen Bund hergestellt, in welchem alle Fürsten wie die polnischen Edelleute auf ihren berüchtigten Reichstagen gleich berechtigt waren. Das alte Uebel war höchstens seiner Form, keinesweges seinem Wesen nach beseitigt; ja die Einheit, welche die Patrioten forderten, jetzt nur mehr verloren, da das österreichische Präsidium auf dem Bundestage keinesweges für eine Repräsentation der Einheit gehalten werden konnte, vielmehr die Staaten nur noch einen Verein bildeten, in welchem es ganz gleich war, von welchem derselben auf dem Bundestage präsidirt wurde, ob von Oesterreich oder von Liechtenstein.

Wenn man Oesterreich das Präsidium gelassen hatte, so war das freiwillig und aus Pietät gegen die ehemalige kaiserliche Würde des Hauses Habsburg geschehen, aber keinesweges darum, daß Oesterreich irgendwie Vorrechte und Vorrang vor den anderen Staaten gehabt hätte, und in der That hätte solches nur durch eben jene Würde motivirt werden können, welche so

vollständig und unter allgemeiner Anerkennung annullirt worden war. Das Machtverhältniß, soweit es eben aus Deutschland hervorging und auf Deutschland Bezug haben konnte, berechtigte Oesterreich zu einem Vorrange durchaus nicht.

Wenn es immer für einen Vaterlandsverrath gegolten hatte, das Ausland zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu berufen, wenn der Kaiser ausdrücklich sich eidlich hatte verpflichten müssen nie ausländische Kriegsschaaren, wenn selbst sie ihm eigens angehörten, auf deutschen Boden zu führen, so konnte auch Oesterreichs Voranstellung im deutschen Staatenvereine nicht durch seinen außerdeutschen Besitz motivirt werden, und der Umstand, daß gerade Oesterreich so oft jenes Verbrechen des Vaterlandsverrathes begangen, hätte nur eben gegen seine Berufung zum Vortritt im deutschen Staatenbunde entscheiden können. Als deutsche Macht stand es jetzt höchstens nur in zweiter Reihe, etwa an Baierns Seite; denn was es durch den Frieden gewonnen, war meist außerdeutsch, als z. B. das lombardisch-venetianische Königreich, das illyrische Königreich, Dalmatien, Galizien, und die italienischen Herzogthümer Toscana, Modena, Parma und Piacenza. Diese Acquisitionen behagten Oesterreich ganz wohl, denn sie standen im besten Einklang mit der Idee von der Weltherrschaft, die stets das Kaiserhaus begeistert hatte und für welche das deutsche Reich nur mißbräuchlicher Weise hatte den Namen hergeben müssen. Aber es war fast natürlich, daß diese Entdeutschung Oesterreichs später große Folgen haben mußte, da gerade durch die Kriege, deren Ende Oesterreich den großen Länderzuwachs brachte, die Begeisterung für das Nationalwesen mächtiger geweckt wurde als je.

Von größter Bedeutung umgekehrt war es, daß Preußen sich eben nur im Innern Deutschlands vergrößert und verstärkt hatte. Es hatte — und mit Recht; denn ihm vorzugsweise mußte die Befreiung Deutschlands verdankt und vergolten werden — sich durch halb Sachsen, Posen, Schwedisch-Pommern, den größten Theil Westphalens und den Niederrhein fast verdoppelt, und Oesterreich hatte dies geschehen lassen, da es sich durch seine außerdeutschen Acquisitionen vollständigst befriedigt fühlte; aber es hatte nicht erwogen, daß in Bezug auf die in Deutschland zu spielende Rolle zwischen der Eroberung von deutschem Land und der von nichtdeutschem Land eine unermeßliche Werthdifferenz lag. Kaiser Joseph hatte diese Wahrheit besser erkannt, wie sein widerrechtliches Ringen nach dem Besitze Baierns zur Genüge bewies; das Cabinet des Kaisers Franz dagegen schien wieder zu den alten habsburgischen Ideen zurückgekehrt oder mit dem Gedanken versöhnt zu sein, einst eine außer deutsche oder in Deutschland eine unter-

geordnete Stellung einzunehmen. Preußen kannte den Werth seines Erwerbes vollständig. Es war jetzt die erste Macht Deutschlands. Hatte es 1806 geschienen, daß es auf dem Wege seiner deutschen Mission gänzlich zurückgeworfen sei, so war es doch nicht weiter zurückgeworfen als Oesterreich durch Zertrümmerung des deutschen Kaiserthrones; jetzt aber sah sich Preußen auf diesem Wege mächtig gefördert, ohne daß Oesterreich eine gleiche Förderung gewonnen hatte, und dadurch verdoppelte sich der Werth seines Gewinnes; doch war es, wie bereits gesagt, dieser Förderung würdig, denn es hatte sich in der Zeit des allgemeinen deutschen Unglücks zu einer Höhe moralischer und physischer Kraft und nationaler Opferfertigkeit emporgeschwungen, wie kein einziger der anderen deutschen Staaten.

Wiewohl auch Preußen die Unmöglichkeit des Fortbestehens Deutschlands in diesem unfertigen Zustande kannte, wie sehr es sich auch der mächtigen Steigerung seiner nationalen Berufung bewußt war, so mochte es doch in den nächstfolgenden Friedensjahren das Recht dieser Berufung zur Neugestaltung Deutschlands nicht zur Geltung bringen. Die Staaten betrachteten sich als Leidensgefährten, und man hatte zu viel gelitten, als daß man sich gegenseitig hätte Wehe thun sollen. Es mußte eine Zeit kommen, wo andere Fürsten auf den Thronen saßen, Fürsten, denen die Gefühle der Leidensgenossenschaft fremd waren und die die Kraft besaßen, die persönliche Rücksicht der politischen Pflicht unterzuordnen. Bis dahin galt es Preußen, die Stellung zu behaupten, die es hatte, und seine Bedeutung um nichts sich mindern zu lassen, in keiner nationalen Frage zu schweigen oder zum Schweigen sich bringen zu lassen, und bei keiner nationalen Handlung unbetheiligt zu bleiben oder sich den Antheil abschneiden zu lassen, vielmehr für jede gute Nationalangelegenheit voranzugehen und sie durchzusetzen, wenn und wie auch unberechtigte Rangsucht Widerspruch erhob. Ein lautes Zeugniß dieses Mühens war der deutsche Zollverein, den Oesterreich zu hindern suchte, nur, weil er Preußens Autorität erhöhete. Oesterreich blieb demselben fremd und arbeitete dadurch gegen sich, weil es selbst dadurch Deutschland fremder wurde.

So rang Preußen stets darnach als erster Repräsentant Deutschlands volle Anerkennung zu gewinnen. Wenn Friedrich Wilhelm III. stets die freundschaftlichsten persönlichen Beziehungen zum Kaiserhause erhielt, weil, wie er sich in seinem Testamente („An meinen lieben Fritz“) ausdrückte, innige und dauernde Verbindung mit Rußland und Oesterreich Europa den Frieden verbürgte, so ging das Cabinet doch stets seinen eigenen von der Mission des Staates vorgezeichneten Weg.

Aber auch in der Repräsentation Deutschlands nach außen, war

Preußen stets beeifert voranzutreten und darin seine natürliche Stellung zu bekunden. Das that es besonders in der niederländischen Angelegenheit 1831 und noch mehr, als Frankreich unter Ludwig Philipp durch den bekannten Thiers mit dem alten habsüchtigen Traume vom linken Rheinufer erfüllt war. Ueberall zeigte sich zwar Oesterreichs Eifersucht, doch nirgends war deren Maske so undurchsichtig, daß sie Preußens wachsender Autorität hätte Nachtheil bringen können.

Ließ Preußen nach außen nichts mangeln seine Bedeutung zu zeigen, so beeiferte sich auch die Regierung das eigene Volk mehr und mehr mit ihrem großen Zwecke vertraut zu machen und den fast fremd gewordenen Begriff Deutschland in dessen Interesse einzuführen. Selbst der König versäumte hierin nichts, und in Staats-Schriften und Reden desselben fand man, wo irgend Gelegenheit gegeben war, als Preußens Zweck Deutschland hingestellt. So sagte Friedrich Wilhelm IV. in seiner Rede nach der Huldigung 1840: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern. Aus diesem Geist entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten." Hunderte von Stellen lassen sich anführen, wo vom Throne wie aus dem Cabinet noch unverhohlener und entschiedener auf Deutschland Bezug genommen wird.

Dergestalt drang die Anerkennung Preußens als deutscher Vormacht in das Volk, und zwar nicht das preußische bloß, sondern das deutsche. Das bewies sich deutlich genug im Jahre 1848, wo von einer Versammlung von Männern verschiedener deutscher Staaten dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone zuerkannt wurde. Die Art, in der dies geschah, hinderte leider den König die Krone zu genehmigen. Er würde dadurch einen Bund mit der Revolution eingegangen sein, und Niemand konnte voraussagen, welche Consequenzen dem entspringen würden. Ludwig XVI. hatte sein Bündniß mit der Revolution mit dem Blute bezahlen müssen, und wer möchte leugnen, daß die deutsche Revolution völlig den Weg betreten hatte, den ehedem die französische zum Schrecken der Welt gegangen war.

Immerhin war das Anerbieten der Kaiserkrone eine Anerkennung von Seite der deutschen Volksvertretung, die der preußischen Regierung zeigte, wie weit sie sich in ihrer Mission wagen dürfe. Oesterreich hätte darin erkennen können, daß es seine Rolle in Deutschland ausgespielt habe und daß man in Deutschland nicht gewillt sei, sich nochmals ein halbes Jahrtausend lang seinen fremden Zwecken, seinen Weltherrschaftsinteressen, seinen türkischen, italienischen und französischen Kriegen zu opfern. Hatte man vor der Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser einen seiner Erz-

herzöge (Johann) zum interimistischen Reichsverweser erkoren, so war dies für nichts als ein Abfindungszugeständniß zu halten gewesen.

Die bewegungsreiche Zeit der Revolution von 1848 brachte überhaupt für Preußen viel Gelegenheit, Zeugniß seines politischen Programmes abzulegen, namentlich forderten Schleswigs-Holsteins Verhältnisse den Schützer der deutschen Interessen zur Bestätigung seines Berufes heraus.

1448 hatte Dänemark den Herzog von Holstein und Schleswig zu seinem König erwählt, um dadurch eine Verstärkung zu gewinnen, die freilich dem kleinen Staate wegen der feindseligen Hansa wünschenswerth sein mußte. Die Herzogthümer konnten dagegen nichts einwenden, wahrten aber ihre Freiheit ausdrücklich durch die Bedingungen, daß sie ewig ungetheilt beisammen bleiben, nie mit Dänemark vereinigt würden, sondern in jeder Hinsicht ihre Selbstständigkeit behielten und daß die Thronfolge ihrerseits wie seit alter Zeit fortbestehe, nämlich direct in männlicher Linie.

Diese Bedingungen hatten sämmtliche dänische Könige vom Jahre 1448 an bei ihrer Thronbesteigung feierlich beschwören müssen, und wenngleich Dänemark oft Versuche gemacht hatte, die Personalunion in eine Realunion zu verwandeln, so war doch diese an dem festen Widerspruche der Herzogthümer gescheitert. Holstein war stets zum deutschen Reiche gerechnet worden und die Könige von Dänemark zählten darum zu den Vasallen des deutschen Kaisers, wie bekanntlich die letzteren wegen Holsteins Mitglieder des deutschen Bundes waren.

Ueber das Verhältniß Schleswigs hatten vor 1448 Zweifel geherrscht, daher das Herzogthum oft der Zankapfel zwischen den Königen von Dänemark und den regierenden Grafen von Holstein gewesen war. Allein jeder Krieg hatte zum Nachtheil Dänemarks geendet und Schleswig seine Selbstständigkeit bewahrt, bis unter einem und demselben Fürsten die innige Verbindung mit Holstein vollbracht worden war und später (1448) durch ein gemeinsames Staatsgrundgesetz die Sendung und Unabhängigkeit beider Herzogthümer, ihre ewige Vereinigung, besondere Verwaltung und Erbfolge durch die obenerwähnte Throncapitulation gesichert und dadurch dem Verlangen Dänemarks Schleswig sich einzuverleiben Einhalt gethan worden war.

Das vierhundertjährige Verhältniß wurde in sehr überraschender Weise im Jahre 1846 alterirt. Die königlich dänische Dynastie ging nämlich sichtbar ihrem Aussterben entgegen. Wenn nun auch die beiden Herzogthümer stets ihre Sonderung behauptet hatten, so hatte doch durch die Gemeinschaftlichkeit des Fürsten ein natürlicher Bund bestanden, aus welchem Dänemark hundertfachen Nutzen geschöpft hatte. Es fürchtete ohne die beiden Herzogthümer, die dem Königreiche an Größe ziemlich gleich kamen, nicht existiren

zu können und hatte doch den Verlust derselben zu fürchten, wenn das Königshaus ausstarb und die Herrschaft nach dänischer Thronfolgeordnung auf die weibliche Linie überging, die nach dem schleswig-holsteinischen Erbgesetze, also in den Herzogthümern, keine Geltung hatte.

Um einen solchen, freilich das Königreich Dänemark sehr gefährdenden Fall abzuwenden, verfügte der König Christian VIII. 1846 in einem offenen Briefe die ewige Verbindung der Herzogthümer mit dem Königreich, d. h. er warf einseitig und aus eigener Machtvollkommenheit das alte, bei jedem Thronwechsel neu beschworene schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz über den Haufen und zwang die beiden Herzogthümer sclavisch in eine unberechtigte Lage, wobei natürlich auch die Rechte Deutschlands alterirt wurden, da mindestens Holstein unbestritten dem deutschen Reiche angehörte, Deutschland nun aber auch zu Folge der schleswig-holsteinischen Realunion gleiches Recht auf Schleswig gewann. König Christian VIII. hätte mindestens bei seinem Spiele den deutschen Bund unfreiwillig mitspielen lassen sollen. Mußte er auch Preußens entschiedensten Widerspruch fürchten, so konnte er doch gewiß sein, bei kluger Manipulation die Stimmenmehrheit und dadurch einen guten Anhalt zu gewinnen. Aber in der von ihm gewählten Weise mußte nothwendig der einhellige Widerspruch des deutschen Bundes hervorgerufen werden.

Wenn nun auch König Christian mancherlei Gewalt ausüben konnte gegen die Herzogthümer, so konnte er doch unbezweifelt ihr Staatsgrundgesetz nicht nach seinem Belieben über Bord werfen. Daher konnte sein „offener Brief“ für nicht mehr als eine Indiscretion, ein voreiliges und sehr unkluges Veröffentlichen seiner Absichten gelten, deren Ausführbarkeit noch durch nichts gesichert war, ja deren Ausführbarkeit gerade dadurch verunsichert wurde, daß er vorzeitig gegen seinen Plan Feinde herausrief.

So lange nun König Christian zur Realisirung seiner Absicht sich nicht thätliche Eingriffe in die Verhältnisse der beiden Herzogthümer erlaubte, war auch keine Veranlassung vorhanden, gegen ihn thätlich einzuschreiten. Die Sache konnte nur der Gegenstand eines Schrift- und Meinungsstreites, nicht aber eines Krieges sein. Ein solcher schien nur dann erst eintreten zu können, wenn nach dem Tode des kinderlosen Thronfolgers, der wenig später als Friedrich VII. die Herrschaft erlangte, die Absicht Christian's, die eigentlich nur die Politik des dänischen Cabinets war, gewaltsam und im Widerspruch mit den Ständen der Herzogthümer ausgeführt werden sollte.

Allein das Jahr 1848 war nicht geeignet, billige und vernünftige Grundsätze Maß geben zu lassen. Der offene Brief König Christian's hatte gleich nach seinem Erscheinen den bittersten Unwillen hervorgerufen. Das

deutsche Volk, obschon 1846 und 1847 noch keineswegs in der Aufregung, in der es 1848 unbesonnen tobte, nahm die dänische Idee schon für eine vollendete Thatsache, schrie Fluch und Wehe und war sehr geneigt sogleich mit Spieß und Stange gegen Dänemark loszubrechen, wobei natürlich das junge Geschlecht im Turnerhabit sich gewaltig hervorhob.

Indessen verstand der Bundestag, den der Patriotismus nicht in so hohen Wellenschlag versetzen konnte, zu temporisiren, bis ihn der Revolutionssturm des Jahres 1848 über den Haufen warf und das deutsche Volk nun, dieses treuen Hemmschuhs ledig, wie eine Lawine gegen das „freche" Dänemark rollte. Offenbar war dieser Act viel zu früh und daher unberechtigt; allein der Reichsverweser mußte mit dem Volke gehen und das Volk wollte sofort die Sache abgethan wissen. Schleswig-Holstein, nicht minder vom Leidenschaftssturme der Zeit ergriffen als andere Länder um anderer Interessen willen, bildete sofort eine Nationalarmee und aus Deutschland strömte alles nach Schleswig und Holstein, was begeistert war und kein Brod hatte. Es galt Deutschlands Ehre und Rechte zu vertheidigen, und wenn auch durchaus noch kein Recht zu einem Kampfe vorhanden war, so mußte doch die Begeisterung für eine deutsche Sache als die mächtige Kundgebung, erwachten Nationalgefühls, freudig begrüßt werden.

Sollte aber nun die Frage nach dem Erwecker dieser nationalen Empfindung aufgeworfen werden, so wird man — wer möchte das Gegentheil beweisen? — vor Allen Preußen, vielleicht ausschließlich Preußen nennen müssen. Und darum konnte sich auch das preußische Cabinet dieser nationalen Strömung nicht fern halten. Es mußte sich in dieselbe mit hineinwerfen, um seines eigenen Volkes gewissermaßen Herr zu bleiben und die Richtung der Strömung dergestalt zu bestimmen, daß sie nicht verderblich wurde. So oft auch die Cabinete in dieser wirren Revolutionszeit wechselten, alle erkannten dieselbe politische Instruction an.

Der Krieg hatte begonnen, die Reichsverweserschaft suchte ihn, von Oesterreich beeinflußt, mit den Mittelstaaten, welche sich stets gern das Ansehen gaben, Deutschland zu repräsentiren, zu führen; Preußen aber trat rasch mit einem Armeecorps ein und führte leicht zu Ende, was die kleinen Mächte schwer, darum allerdings nicht minder rühmlich, begonnen hatten. In wahrem Siegesfluge stiegen die Preußen, und mit ihnen einige vaterländische Bundesgenossen nach Jütland empor.

Ueberall geschlagen, hätte der König von Dänemark nun wohl die Pflicht anerkennen müssen, das schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz zu respectiren. Allein im Hintergrunde agirte Oesterreich, das den Gedanken, daß Preußen sich als Befreier Schleswig-Holsteins beim deutschen Volke populär

mache, nicht ertragen konnte. Das dänische Cabinet pochte auf die Schwäche der deutschen Vielherrschaft und auf den intriguanten Einfluß Oesterreichs und trotzte dem mächtigen Reiche ins Angesicht. Oesterreich trat nun ziemlich unverhohlen als Schützer Dänemarks heraus. Preußen sah sich außer Stande von Dänemark einen das deutsche Volk befriedigenden Frieden zu erzwingen, und mußte es für gerathen halten, das gute Werk ins Verderben fallen zu lassen, damit es später Gelegenheit erhalte, abermals zum Schutze Schleswig-Holsteins aufzutreten und durchzusetzen, was Oesterreich jetzt aus Neid und Furcht vor einer Vergrößerung Preußens mit Opferung des deutschen Interesses zerstört hatte.

So ging der erste schleswig-holsteinische Krieg unter Siegen kläglich zu Ende. Dänemark sah sich als Gewaltherr Schleswig-Holsteins gesicherter als vorher, Preußen mußte auf die Frucht aller Siege verzichten für sich, wie für Deutschland, Preußen mußte sein eigenes Werk abbrechen, seine Armee zurückziehen, Preußen stand da in dem Schein des Verräthers der guten Sache, es schien Deutschland um heilige Kleinodien gebracht zu haben, es mußte den Vorwurf des Reichsbetrugs hinnehmen, es mußte den Ruhm, der Schützer Deutschlands zu sein, es mußte die so schwer errungenen Sympathien Deutschlands verloren oder wenigstens in starken Zweifel gebracht sehen, und doch war das hämische Oesterreich, welches sich hinter den Schein guter Absichten versteckte, die Ursache dieser schmählichen Gestaltung.

Die londoner Conferenz setzte der Sache die Krone auf. Um Schleswig-Holstein auf ewig bei Dänemark zu erhalten, bestimmten England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark, daß, um Schleswig-Holstein jeden Vorwand zur Trennung zu entziehen, die dänische Thronfolge auf den Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg übergehen solle. Auf diese Weise war Deutschland um den Zuwachs der beiden schönen Länder gebracht. Oesterreich, in dem Würfelspiel mit Ländern so wohl geübt, hatte dieses vaterlandsverrätherische Werk zu Stande gebracht, und es war nun beruhigt in der Zuversicht, daß jene Länder doch nicht in die Hand Preußens fallen oder ihm sonst nützlich werden konnten.

Leider blieb die wahre Sachlage noch geraume Zeit dem Auge des deutschen Volkes verschlossen und Preußen mußte sich als Schuldigen nennen hören, während Oesterreich sich in den Schleier der Unschuld heuchlerisch hüllte. Dennoch war Preußen der klügere Theil gewesen, indem es dahin gewirkt, daß das londoner Protokoll weder dem deutschen Bunde, noch den Ständen von Schleswig und Holstein zur Unterzeichnung vorgelegt wurde. Dergestalt hatten die allernächsten Interessenten ihre Genehmigung nicht gegeben und das Thor blieb also für die Zukunft immer noch offen, durch

welches zu einer vollgiltigen Beendigung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit gelangt werden mußte, weil die Sache selbst noch nicht giltig beendet war.

In dieser Weise zeigte sich Oesterreich stets als den erbittertsten Rivalen Preußens. Es fühlte, daß es seine Berechtigung in Deutschland verloren habe und mochte nun wenigstens Preußen nicht zum Genuß seines natürlichen Rechtes gelangen lassen. Ob dabei die große Nationalsache in Vernichtungsgefahr gerathe, kümmerte das Oesterreich nicht, welches bereits ein Zehntel Deutschlands muthwillig und frevelhaft veruntreut hatte, und welches darüber in wunderlicher Dreistigkeit triumphirte, daß das dumme Volk ihm die Verscherzung der Schweiz, Burgunds, der Niederlande und anderer Länder nicht zürnender gedachte, vielmehr dem Hause, welches Reich und Thron in jämmerliche Nichtigkeit versenkt hatte, immer noch eine gewisse Pietät bewahrte.

Bei jeglichem Vorkommniß blieb Oesterreich seiner Methode treu. Noch ist der Streit um die Rechtsverhältnisse des von der ärgsten Mißregierung bedrückten hessischen Volkes in frischer Erinnerung. Preußen mußte sich berufen fühlen dem Rechte beizutreten, Oesterreich aber fühlte sich berufen gegen Preußen zu treten, damit dessen Einfluß in Deutschland nicht wachse. Wie immer fand Oesterreich auch hier für seine Sache am Bundestage und Baiern feile Bundesgenossen. Schon schien es, als wolle Preußen diesen ewigen Hemmschuh, der allenthalben in die gesunde Entwickelung der deutschen Verhältnisse dämonisch eingriff, zertrümmern. Das preußische Heer stand dem Vaterlandsfeinde schlagfertig bei Bronnzell gegenüber (1850); allein das Vergießen von Bruderblut war von Oesterreich und Baiern als ein erschreckender Begriff auf die Tagesordnung gebracht worden und das gute Volk gedachte nicht, wie einst Baiern die Tyroler so fröhlich niedergemordet hatte. Genug, Preußen hatte die Sympathien des deutschen Volkes zu riskiren und ließ das österreichische Auskunftsmittel gelten, durch welches die hessische Frage in diejenige Unentschiedenheit versetzt wurde, mit welcher es Oesterreich zu allen Zeiten so gern gehalten hatte.

Wie nun Oesterreich allenthalben den Vortheilen Preußens entgegen zu kämpfen suchte, so forderte es doch andererseits mit seltsamer Dreistigkeit von Preußen in seinen Interessen gefördert zu werden, just als ob Preußen ihm ein dienstfertiger Vasall zu sein habe. Freilich mochte es Oesterreich schwer werden seinen deutschen Kaisertraum auszuträumen, allein der deutsche Tag war nun so weit heraufgezogen, daß Oesterreich seine Irrthümer bei Lichte besehen konnte.

Es träumte auch 1854 und 1855 noch fort, als es forderte, daß

Preußen an seiner Politik in der orientalischen Frage theilnehme. Wie immer spielte es auch hier die Rolle des Fischers am trüben Wasser. Es wollte Früchte nehmen, wo Andere (Frankreich, England, Sardinien) die Mühe des Schnitters hatten. Die Besetzung der Wallachei von Seite Oesterreichs hatte blühende Hintergedanken, bei denen es sich schlimmer Weise nur darum handelte, wie weit England und Frankreich einverstanden waren. Oesterreich machte aber wie gewöhnlich die Rechnung ohne den Wirth, und indem es sich nach jeder Seite freundschaftlich zu stellen suchte, war doch seine Politik allzu sichtbar sowohl gegen die Türkei als gegen Rußland gerichtet; es meinte die Türkei könne von den Westmächten nur betrogen, Rußland aber nur klein gemacht werden; und bei diesen Acten mußte sich wohl etwas gewinnen lassen. Die schneidende Undankbarkeit gegen Rußland, welches ihm kaum erst sein Ungarn gerettet hatte, beirrte den Ideengang des Cabinets durchaus nicht, und nur wünschenswerth war es, daß Preußen seiner Politik beitrete, damit der große Act des orientalischen Länderraubes gefahrlos verlaufe.

Aber jeder Versuch Preußen zur Theilnahme an dieser diabolischen Politik zu gewinnen, war vergebens. Es wäre in Bezug auf die deutschen Verhältnisse zwar nicht eben gefährlich gewesen, Oesterreich reüssiren zu lassen, wohl aber wäre es schmählich gewesen, Rußland, den treuen Genossen im Bunde gegen das Uebergewicht des westlichen Europa, der einst Deutschland so treue Dienste geleistet hatte, verrätherisch fallen zu lassen. Wenn Rußland wirklich in Gefahr gewesen, so gebührt Preußen der Ruhm, es durch seine Haltung gerettet zu haben.

So ruhmlos Oesterreich in die Donaufürstenthümer eingerückt war, so ruhmlos mußte es sie nach dem pariser Frieden (1856) wieder verlassen und 1859 erhielt es von Frankreich und Sardinien den eclatantesten Beweis, daß man ihm für die unberufene Rolle durchaus keinen Dank wisse. Kein politisches Princip konnte Oesterreich gefährlicher werden, als das von Napoleon III. aufgestellte, nach welchem die Völker das Recht haben sollen sich nach ihrem Nationalitätsumfange staatlich einzurichten und abzuschließen. Nach diesem Principe, welches Napoleon erhob, um dadurch die Beschlüsse des wiener Congresses von 1814, die ihn selbst eigentlich unmöglich machten, außer Kraft zu setzen, forderte Italien seine Vereinigung und von Oesterreich die Abtretung seiner italienischen Besitzungen. Der Krieg, für welchen Oesterreich den ersten Schritt that, entbrannte, und mit wenigen Schlachten hatten die Franzosen und Sardinier die Oesterreicher bis in ihr Festungsviereck (Mantua, Verona, Legniago, Pesciera) zurückgeworfen.

Die Welt glaubte, hier werde nun von Seite Oesterreichs der groß=

artigste Widerstand erhoben; und das mußte man von einem wehrhaften Staate, ins Besondere aber von einem solchen erwarten, der sich mit dem Attribute der Weltherrschaft brüstete. Als Napoleon I. einst vor Moskau stand, meinte er, Rußland müsse sich nun wohl in einen ihm vorgeschriebenen nicht zu harten Frieden fügen. Auf seinen Antrag wurde ihm erwidert: „der Kaiser von Frankreich irre, wenn er das Ende seines Krieges erreicht zu haben glaube. Rußland seinerseits gedenke jetzt erst den Krieg ernstlich zu beginnen.“ Die Folge dieses Verhaltens war bekanntlich Napoleon's Vernichtung.

Als nun 1859 die Oesterreicher unter den Wällen von Mantua und Pesciera standen, waren sie in derselben Lage wie einst Rußland, und man mußte erwarten, daß der Friedensantrag Napoleons III. hier eben so von den Oesterreichern beschieden werde, wie einst der Friedensantrag Napoleons I. vor Moskau von den Russen. Allein zum Staunen der Welt wurde im Fluge weniger Minuten Friede geschlossen (Villa franca) und Oesterreich gab uneingedenk der Ströme Blutes, die die Erwerbung gekostet, mit einer Leichtfertigkeit ohne Beispiel seine ganzen italienischen Besitzungen bis auf Venetien, das es noch besetzt hielt, auf. Das deutsche Volk aber verglich gewiß nicht ohne Nachdenken jenes kleine Preußen, welches sieben Jahre lang fast bis zur Erschöpfung um sein gutes Recht auf Schlesien gekämpft hatte, mit dem großen Kaiserstaate, der die Kühnheit der Schwäche besaß, binnen fünf Wochen Italien zu verlieren.

Seltsam aber mußte es erscheinen, daß dieses große Oesterreich nun mit dem bittersten Vorwurfe gegen Preußen darum hervortrat, daß es ihm nicht thätig beigestanden habe. Forderte Oesterreich das in dem Wahne, daß Preußen Vasallenpflichten zu erfüllen habe? und moralische Pflichten hatte es ihm nicht auferlegt, Anspruch auf Dank sich in keiner Weise erworben!

Die Haltung Preußens bei dem hier erwähnten italienischen Kriege war eine durchaus consequente und taktvolle. Preußen hatte keinerlei Veranlassung als Schützer Oesterreichs einzutreten, wohl aber als Schützer des deutschen Reichs. Demgemäß machte Preußen drei seiner Armeecorps mobil und forderte von Frankreich und Sardinien, daß die deutschen Bundesländer, die durchaus mit der österreichischen Sache nichts zu schaffen haben sollten, als neutraler Staat respectirt würden.

Es war Oesterreich ohne Frage sehr bitter, Preußen so ganz in die Rolle des Schützers von Deutschland eintreten zu sehen. Doch erwuchs Oesterreich daraus ohne Preußens Absicht der Vortheil des schnellen Friedens. Denn hätte das sardinisch-französische Heer das bekannte Festungsviereck

nördlich umgehen können, ohne deutsches Bundesgebiet zu betreten, so würde sich schwerlich das von Siegen berauschte Frankreich mit Verzicht auf Venetien zum Frieden schon entschlossen haben.

Die politische und kriegerische Schwäche, in welcher der italienische Krieg Oesterreich gezeigt, konnte unmöglich im berliner Cabinet unbetrachtet bleiben. In Preußen hatten eben im königlichen Hause wichtige Veränderungen stattgefunden. Der König Wilhelm, ein Mann von großem Charakter, nicht minder von energischer Empfindung für Preußen gleich sehr wie Deutschland und vom tiefsten Verständniß der Politik seines Hauses, hatte die volle Regierungsgewalt als Prinz-Regent aus der Hand des Königs Friedrich Wilhelm IV. übernommen, dessen Lebensende einer jahrelangen Krankheit am 2. Januar 1861 folgte.

Neben den König Wilhelm stellte sich in dem Minister von Bismark-Schönhausen ein Mann, von dem der Lord Stanley im englischen Parlemente gesagt hat, daß noch selten einem Staate ein so großer Minister geschenkt war als Preußen in dem Baron von Bismark. Seinen Scharfsinn entzog sich auch die kleinste Schwäche der Politik fremder Staaten nicht, so wie umgekehrt noch nie ein Minister die Tragweite der Vorzüge des preußischen Staatswesens so gründlich ermessen hat. Im Vorgefühl der Rolle, die zu spielen er berufen worden, hatte er sich eine durchdringende Kenntniß der Verhältnisse der großen Nachbarstaaten, namentlich aber Oesterreichs erworben, und gewiß mit Recht ist behauptet worden, daß er diesen Staat besser kenne, als dessen eigene Minister. Leidenschaftliche Neigung für außerordentliche Unternehmungen bei vollkommenster Umsicht und Besonnenheit, riesiger Muth, vereint mit kluger Geduld und eiserner Ausdauer, wunderbare Klugheit in der Benutzung eigener Vortheile und fremder Mängel, glühendes Gefühl für das Wünschenswerthe ohne Verkennung des rechtlich Nothwendigen, reiche Phantasie im Prüfen des Möglichen ohne Schwärmerei und Selbstverkennung, so war Bismark in der That der Minister, dessen Preußen bedurfte, um seine eben so edle als große und kühne deutsche Mission in der wichtigsten und gefährlichsten Epoche mit Vollendung zu krönen.

Hatte König Wilhelm in der Wahl seines Ministers eine außerordentliche Menschenkenntniß bewiesen, so hatte er doch darin auch gezeigt, wer er selbst war und wohin er dachte und wollte. Der König hatte den Mann gesucht und gewählt, den er brauchte. Der Plan gehörte ihm, die Ausführung theilte er mit seinem Minister; aber der Glanz der Ausführung zeigte, daß Fürst und Minister in seltener Vollkommenheit für einander berufen waren. Es galt Preußen zu seiner höchsten Würde zu erheben, es galt den

Beruf desselben zu vollenden, es galt durch Preußen Deutschland zu retten, welches bei der hämischen Rivalität Oesterreichs, bei dem Bestreben dieses Staates die politische Verwirrung des deutschen Reichs zu erhalten, um auf dem geduldigen Rücken der allgemeinen Schwäche der Reichsstaaten seine Herrscherrolle weiter zu spielen, nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen.

War es doch bereits völlig zu Grunde gegangen, durch Napoleon I. so in Nichts verwandelt, daß dieser ohne der Wahrheit Wehe zu thun, nach seiner beliebten Weise hatte erklären können: „Dentschland hat aufgehört."

War nun auch Deutschland noch ein Mal unter dem Walten günstiger Zufälle gerettet worden, so hatte sich doch gezeigt, wozu das Reich reif geworden war, und keineswegs hatten sich die Verhältnisse verändert, welche die Vernichtung desselben möglich gemacht hatten. Noch herrschte jene jämmerliche Zersplitterung. Der wiener Congreß hatte sie fortbestehen lassen, ja die Souverainetät der Miniaturfürsten in thörichter Vertauschung der Humanität mit der politischen Nothwendigkeit nur mehr befestigt; mit einem Worte Deutschland war zum Untergange so reif wie ehedem, ja noch reifer, denn durch den Bundestag, der nur ein Haufe von Köpfen, aber kein Kopf, am allerwenigsten ein Kopf mit Gehirn war, wurde die Einheit des Reichs weit schlechter repräsentirt als früher durch die veraltete Kaiserwürde.

In diesem trüben Gemisch widersprechender Elemente, von Machtwahn und Schwäche, von Streben und Widerspruch, von Redlichkeit und Habsucht, von Einsicht und Unverstand, von Nationalgefühl und Verrath, in diesem Wirrwarr, in welchem Gutes und Böses Grund der souverainen Gleichheit der Mitglieder mit gleicher Berechtigung gegen einander auftraten, in welchem die Maus zum Löwen sagen durfte, geh mir aus dem Wege, weil die Unvernunft der Verfassung dem Löwen gebot keine größere Rolle zu spielen als die Maus, in diesem trüben Wasser lächerlicher Naturwidrigkeit wühlte Oesterreichs Politik, um seiner ebenso unnatürlichen Stellung von Zeit zu Zeit ein lebenfristendes Fischchen zu ziehen. Ihm mußte daran liegen, diesen Wirrwarr zu erhalten; aber die Aufgabe des preußischen Berufes war es diesen Wirrwarr zu zerstören, weil er alle Elemente der Zerstörung des Reichs in sich trug und diese Zerstörung desto gewisser war, da Oesterreich jene schlimmen Elemente in steter Wirksamkeit erhielt.

So jung die neue Mißverfassung Deutschlands war, so hatte sie sich doch — weil Unnatürliches nie lange dauern kann — bereits binnen fünfzig Jahren überlebt. Schon war der Bundestag ein Spott des Volkes geworden, schon hatte die Nation in tausendfacher Weise, und namentlich in der Verpönung der deutschen Erkennungszeichen, in der Niederdrückung des Bewußtseins der nationalen Zusammengehörigkeit der Volksstämme erkannt,

daß von dieser Verfassung nur die Vernichtung des deutschen Vaterlandes erwartet werden könne. Die Nation forderte Einheit, weil Eintracht, wenn nicht unmöglich war, doch durch Oesterreich unmöglich gemacht wurde. Alle Blicke mußten sich auf Preußen wenden, dessen Beruf mindestens von den Verständigen schon verstanden wurde und welches vor wenigen Jahren kaum erst von der Nation würdig gehalten worden war (Antrag der Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV.) an der Spitze Deutschlands zu stehen, Deutschland — und wäre es durch Gewaltacte — zu einen, es zu retten.

Dergestalt hatte die öffentliche Meinung vorgearbeitet und die Bahn getreten. Das Werk war dadurch leichter, aber auch die Pflicht gebieterischer geworden. Gegen sich sah Preußen nur die von Oesterreich verführten Regierungen und die Volksschichten des Unverstandes stehen; freilich auf dieser antinationalen, oder die Existenz der Nation frevlerisch aufs Spiel setzenden Seite Oesterreich mit.

Wie desolut sich auch immer Oesterreichs Machtverhältnisse gezeigt hatten, immerhin war es eine Macht, die nicht leichtfertig in Rechnung gebracht werden durfte; eine Macht zwar am wenigsten durch sich selbst, wohl aber durch sein Ansehen beim Auslande, den an der Rettung des deutschen Nationalwesens eben auch nichts gelegen sein konnte. Vorsicht, Klugheit und Kraft mußten auf Preußens Seite Hand in Hand gehen. Die Kraft, konnte man glauben, war schon mit Preußen. Vorsicht und Klugheit mußten der König und sein Minister dazu bringen. Doch gewiß stand man am Beginn des großen Werkes. König und Minister fühlten und wußten das, keiner so wie sie, denn Alle fühlten sich überrascht von dem, was die Zukunft brachte.

Aber König und Minister, wie sehr auch an Geist Alle überragend, wußten doch nicht in welcher Weise das Werk seinen Gang nehmen werde. Eins nur konnten sie wissen, oder doch vermuthen, nämlich daß Schleswig-Holstein den Aufruf, den Anlaß bringen werde. So viele Flüche waren schon über die Miniaturfürsten hingeschollen! das Volk konnte nicht wünschen, daß das Geschlecht derselben sich mehre. Schleswig-Holstein durfte nicht in fremde Hand kommen, es durfte auch nicht in eine Hand kommen, in der es das Verderben Deutschlands mehrte, es mußte zu Deutschlands Rettung gereichen, mit kurzem Wort, es konnte nur mit Preußen sich verbinden, um Deutschland seiner Einheit entgegen wachsen zu machen. Die Lage, die Natürlichkeit der Verhältnisse, alles sprach dafür; doch war nichts so bestimmt voraus zu sehen als der Widerstand Oesterreichs, und hier mußte das nicht schleswig-holsteinische, sondern das *deutsche Werk* beginnen.

7.

Die Wehrkraft der Parteien.

Wenn Preußen gewiß sein mußte, großen Widerstand zu erfahren, die Möglichkeit aber durchaus nicht ausgeschlossen war, daß dieser Widerstand einen Umfang gewinnen könne, der weit über die aus den eben bestehenden Verhältnissen hervorgehenden Voraussetzungen hinausgehe, so war es eine Pflicht vor allem die eigene Kraft und ihre Ausdehnungsfähigkeit zu erwägen und mit der Kraft derjenigen Staaten zu vergleichen, die auf feindlicher Seite erwartet werden mußten. Das Unglück Preußens hatte in den Jahren 1807 bis 1813 die Idee hervorgerufen, das ganze Volk wehrhaft zu machen, damit nicht bloß einer schwachen Alterklasse der Schutz der großen Güter des Vaterlandes anvertraut sei.

In den meisten Staaten, und auch in Preußen hatten bis dahin die Heere größtentheils aus Söldnern bestanden, denen der Waffendienst Lebensberuf war. Dieses Verhältniß mußte geändert werden, wo es galt eine Kraft zu entwickeln, die dem Weltherrn Napoleon I. gewachsen war. Um die ganze Nation wehrhaft zu machen war es nothwendig die Wehrpflicht allgemein zu machen, und dies geschah, anfangs aus innerem Triebe des patriotischen Volkes, später durch Regierungsmaßregeln, die von dem Volke selbst hervorgerufen waren und daher die Sanction dessen hatten. Der Grundsatz wurde aufgestellt, daß Jeder dienen müsse, wer er auch sei, und desto mehr der Reiche, weil er für seine Güter größeren Schutzes bedarf als der Arme.

Bei der allgemeinen Wehrpflicht durfte aber die Dienstzeit eine nur kurze sein, damit die Größe des Heeres nicht das Land zu sehr belaste. Wurde dergestalt die active Dienstzeit abgekürzt, so durfte man andererseits die Zeit der Dienstpflicht verlängern. Indem nun die active Dienstzeit mit dem zwanzigsten Jahre begann und mit dem vierzigsten endete, befand sich jeder waffenfähige Staatsangehörige während einer Dauer von zwanzig Jahren im Stande der Kriegspflichtigkeit und diese Einrichtung befreiete Preußen nicht nur von den unzuverlässigen Söldnern, sondern sie schuf ihm auch ein treues und patriotisches Heer, ein echtes Volksheer von ganz außerordentlicher Stärke.

Nach der Zählung von 1858 besaß Preußen an militairpflichtigen Einwohnern 2,728,586*), wovon 778,454 dem stehenden Heere, 1,077,958 der

---

*) S. Kolb's Handbuch der vergleichenden Statistik 157.

Reserve und dem ersten Aufgebote der Landwehr (also bis zum 32. Lebensjahre), 872,174 dem zweiten Aufgebote der Landwehr (bis zum 40. Jahre) angehörten. Aus diesen Zahlen läßt sich die erstaunlich große Wehrkraft des preußischen Staates erkennen. Kein einziger Staat Europas hat ein solches Resultat erlangt, wie Preußen durch die Art seiner Militaireinrichtung.

Wenn nun auch eine so ungeheure Armee nie vollständig auf die Füße gebracht, viel weniger im Felde erhalten werden kann, so macht sich doch zu jeder Minute die Aufstellung eines ungewöhnlich großen Heeres möglich und gewährt einen fast unerschöpflichen Ersatz. Grund dieser Einrichtung war Preußen den größten Staaten Europas an Militairkraft überlegen. Kritikaster nannten den Militairstand in Hinsicht der Größe des Staates unverhältnißmäßig. Aber er war sehr verhältnißmäßig zur Größe der politischen Aufgabe dieses Staates, und dabei war wohl zu berücksichtigen, daß trotz dieser Größe des Militairstandes Preußen doch nur ein kleines Heer auf den Füßen zu haben brauchte und hatte, eben weil Jedermann waffentüchtig und kriegsfertig war.

Die Institution Preußens hatte dergestalt das ganze Volk zum Kriegerstande gezogen, ohne dadurch dem Gewerbstande und der Steuerkraft Abbruch zu thun. An wirklich waffengeübten Leuten können sofort 600,000 Mann in vollständiger Ausrüstung aufgestellt werden, ein Heer dessen es wohl kaum je bedarf.

Die Stärke dieses Heeres, von der im Frieden nur 129,117 Mann Linie mit 30,545 Pferden, und 4123 Mann in Landwehrstämmen mit 348 Pferden im Dienste waren, vervielfachte sich aber durch seinen Geist, die Intelligenz, welche durch Gebildete in dem ganzen Wehrstande ausgebreitet wurde, das politische Verständniß und die patriotische Energie, die aus der Art der Volkserziehung, aus dem Besitze einer ruhmvollen Geschichte und aus der nationalen Einheit hervorging, wie sie außer den Franzosen nur wenige Völker besitzen.

Das preußische Heer zählte an Infanterie zur Garde 4, zur Gardereserve 1, zur Gardelandwehr 4, zu Gardejägern 2, zur Linieninfanterie 32, zur Linienreserve 8, zur Landwehr 32 Regimenter, zum Ersatz 36 Bataillone, ferner 8 Jägerbataillone, dazu 10 Ersatzcompagnien und 8 Landwehrersatzbataillone. Zur Cavalerie gehörten Gardekürassiere 2, leichte Gardereiterei 2, Gardeuhlanen 2, Gardelandwehr 2, Linienkürassiere 8, schwere Landwehrreiterei 8, Dragoner 4, Landwehrdragoner 4, Linienhusaren 12, Landwehrhusaren 12, Linienuhlanen 8, Landwehruhlanen 8 Regimenter, dazu 8 Land-

wehr-Reserve-Schwadronen. Eingetheilt war dieses Heer in 9 Armeecorps. Zu jedem gehörte 1 Artillerieregiment. Die gesammte Artillerie umfaßte 36,000 Mann mit 864 Geschützen, Geniewesen 7860 und der Train 45,000 Mann. Jedes Armeecorps war in 2 Divisionen, jede Division in 2 Brigaden, jede Brigade in 2 Regimenter, jedes Regiment in 3 Bataillone, jedes Bataillon in 4 Compagnien getheilt. Die technische Gliederung und Taktik waren mit solcher Sorgfalt ausgebildet, daß durch gleiche Mittel kaum noch ein höherer Grad von Leistungsfähigkeit hätte erreicht werden können.

Dieses vortreffliche Heer, in einer Stärke von über 580,000 Mann (Kriegsfuß) zu jeder Minute verfügbar, konnte, wie oben erwähnt, auf einen weit größeren Umfang gebracht werden. Wie groß auch die politische Aufgabe Preußens war, ein solches Heer, meint man, müsse den König und Minister völlig befriedigt haben. Doch war das nicht der Fall. Man wollte auf den denkbar größten Widerstand vorbereitet, gegen die denkbar äußersten politischen Conjuncturen gerüstet, man wollte eines schnellen und entscheidenden Sieges vollkommen versichert sein, das große Object, mit welchem Preußen die größte, erhabenste Aufgabe zu lösen und sich die glänzendste Geschichte zu erwerben hatte, die je einem Volke von dem Weltenlenker überwiesen worden ist, auch im Entferntesten nicht in Zweifel gesetzt sehen. Es galt Deutschland, die Welt des Deutschthums, den Tempel des uralten Volkes zu retten, aus den Trümmern seines schmählichen Zerfalles wieder empor zu richten in zeitgemäßer Form für eine ewige unvergängliche Zukunft, und um ein solches Object wollten mit Recht der König und sein Minister nicht leichtfertig manipuliren. Sie hatten sich nicht bloß Oesterreich und die deutschen Mittelstaaten als Feinde vorzustellen. Man hatte die Kunst Oesterreichs, die Welt in seine Pläne zu ziehen und auszubeuten, kennen gelernt und im siebenjährigen Kriege bitter empfunden. Es galt daher die Wehrkraft der Nation, das Heer, auf das Maximum der Leistungsfähigkeit zu bringen, das Ausland und insbesondere Frankreich durch kluge, nicht minder würdevolle — denn nur solche duldete die eigene Würde und die Würde des großen Zweckes — Unterhandlungen zu neutralisiren; den riesigen Plan mit einer heiligen Discretion zu bedecken, damit er nicht, unverstanden, die Welt in Schrecken und sich selbst in Gefahr setze, und es galt endlich das Werk mit ebenso großer Sicherheit als Schnelligkeit auszuführen, damit den Feinden kein Chancenspiel bleibe — das also war die Aufgabe des Königs Wilhelm und des Ministers Bismark-Schönhausen, eine Aufgabe, geschaffen das Maximum politischer Meisterschaft zu prüfen und zu zeigen, aber auch geschaffen, bei unbefähigter Behandlung in eine große Donquixoterie umzuschlagen.

In der Voraussicht der zukünftigen Dinge hatte es der Umsicht der Regierung Preußens nothwendig, und wenigstens sehr wünschenswerth erscheinen müssen, auch zur See eigenen Schutzes gewiß zu sein. 1848 hatte das deutsche Volk mit patriotischen Opfern eine Flotte geschaffen. Der durch Oesterreichs Bemühung neu eingesetzte Bundestag debütirte mit der Schmachhandlung, dieses kaum errungene Machtmittel des Vaterlandes zu veruntreuen, die Flotte zu verkaufen. Oesterreich hatte dies wünschen müssen, denn es lag ihm daran der einzige seemächtige Staat Deutschlands zu sein, um dadurch ein entschiedenes Uebergewicht über die andern, und namentlich Preußen zu behaupten, zugleich aber auch, um Deutschland unentbehrlich zu sein.

Auch Preußen konnte an der Erhaltung der Flotte nichts liegen, da der Bundestag, eine bloß berathende Corporation, weder über die Mittel verfügte, diese Flotte zu erhalten, noch die Eigenschaft und Befugniß besaß von derselben Gebrauch zu machen. Dagegen konnte diese Flotte leicht ein Werkzeug Oesterreichs gegen Preußen werden, weil Oesterreich sich die Stimmenmehrheit im Bundestage durch seine sorgfältig erhaltene Verbindung mit den Kleinstaaten gewahrt hatte. Was sollte auch eine deutsche Flotte zu einer Zeit, da es noch kein Deutschland gab, und selbst die Lichtensteiner sich fürchten mußten ihr drei Meilen großes Fürstenthum für ihren Patriotismus zu klein zu finden?

Desto mehr hatte es nun Preußen für nöthig halten müssen, eine Seemacht zu errichten theils zum eigenen Schutze, theils um im Schutze Deutschlands auch hierin Oesterreich nicht nach zu stehen. Bereits unter Friedrich Wilhelm IV. waren die ersten Schritte geschehen. Man hatte, um die Fahrt um Jütland herum vermeiden zu können von Oldenburg die Jahdemündung gekauft (23. November 1855) und dadurch einen Kriegs- und Handelshafen an der Nordsee gewonnen. Wie angespannt auch die Finanzkräfte Preußens durch die immer fortdauernden Verbesserungen des Kriegswesens waren, so hatten doch die strenge Ordnung und vorzüglichen Einrichtungen in der Staatsverwaltung es möglich gemacht, die unermeßlichen Kosten für den riesigen Hafenbau und die fast plötzliche Herstellung einer Flotte zu tragen. (Wie schwer war es Oesterreich einige Jahre früher geworden den Bau nur einer einzigen Fregatte — Kosten halber! — zu bewerkstelligen!) Als König Wilhelm die Regierung übernahm, fand er 2 Segelfregatten von 48 und 38 Kanonen, 2 Schraubencorvetten von 28 Kanonen, 1 Dampf- und 1 Segelcorvette jede von 12 Kanonen, 1 Wachtschiff von 9, 1 Transportschiff von 6, 3 Schooner von je 2, 1 Bugsir-Dampfer, 36 Kanonenschaluppen von je 2 und 6 Jöllen von je 1 Kanone,

zusammen also 55 Fahrzeuge mit 265 Geschützen und einer Bevölkerung von 1200 Mann im Friedens- und 3200 im Kriegsfuß.

Konnte sich nun auch diese Flotte, das Werk einiger Jahre, mit der österreichischen, die aus 1 Schraubenlinienschiff, 4 Segelfregatten, 3 Propellerfregatten, 5 Segel- und 2 Propellercorvetten, 5 Segelbriggs, 13 Raddampfern, 3 Propellerschoonern, 3 Segelschoonern, 4 Briggschoonern, 12 Kanonenschaluppen und 12 Penichen (135 Fahrzeuge) bestand, mit 8700 Mann bevölkert und 852 Kanonen armirt war, nicht messen, so war sie doch immer ein Achtung gebietender Anfang, der sich bei der raschen Handlungsweise der preußischen Regierung sehr bald zu etwas Großem entwickeln konnte.

Wie musterhaft auch alles im preußischen Wehrwesen gefunden werden mochte, wie große Zuversicht auch dieses große und treffliche Heer erregte, die Männer, welche die Politik leiteten, mußten es nöthig erachten, die Kraft des Gegners einer gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen. Oesterreich besaß 62 Linien-Infanterie-Regimenter (je zu 6 Bataillonen und 6868 Mann im Kriege, 14 Grenz-Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillonen und 3487 Mann, 1 tyroler Jägerregiment zu 7 Bataillonen (6865 Mann), 30 Jägerbataillonen je circa 1000 Mann, Sanitätstruppen circa 3000 Mann. Die Infanterie hatte daher eine Friedensstärke von 250,321, eine Kriegsstärke von 522,509 Mann. Die Cavalerie umfaßte 8 Kürassier-, 8 Dragoner-, 12 Husaren- und 12 Uhlanenregimenter, zusammen 56,120 Mann im Frieden, 70,912 im Kriege. Die Stärke der Artillerie betrug 12 Feldregimenter, 1 Küsten- und 1 Raketenregiment, zusammen 27,953 Mann im Frieden, 54,503 im Kriege. Die Genietruppen beliefen sich auf 6936 Mann Friedens-, 11,232 Mann Kriegsstärke, die Pionniere auf 2473 Friedens-, 10,000 Mann Kriegsstärke und Train und Gensd'armerie auf 18,985 Mann Friedens- und eben so viel Kriegsstärke. Dergestalt befand sich das österreichische Heer in dem Achtung gebietenden Umfange von 362,788 Mann im Frieden und 685,247 Mann im Kriege.

Allein diese Zahl hatte nur auf dem Papiere Bedeutung. Man hatte die Methode der österreichischen Berechnung im siebenjährigen Kriege und zuletzt 1805 und 1809 kennen gelernt. Im erstern Jahre bezeichnete der Militäretat eine Heeresstärke von 250,000, im spätern Jahre von 630,000 Mann während in jenem in Wahrheit doch nur 220,000 in diesem Jahre nur 270,000 Mann unter der Fahne standen. Im Kriege 1859 wiesen die österreichischen Militärlisten 800,000 Mann nach, während die Wahrheit kaum 200,000 erblicken ließ.

Und nächst dem Gaukelspiel der Unwahrheit war es von Wichtigkeit

zu wissen, daß die österreichische Armee einer Verstärkung nicht fähig war, da die Waffenpflicht nur auf acht Activedienst- und zwei Reservejahre reichte, daher fast sämmtliche dienstpflichtige Mannschaften sich bei der Fahne befanden.

Zu den Mängeln mußte ferner eine sehr ungeschickte Eintheilung, schwerfällige Taktik und höchst mangelhafte Verpflegung gerechnet werden. Lieferanten, Beamtete und Militärchefs betrogen den Staat und Soldaten. Der Feldzug von 1859 förderte darin ein Grauen erregendes Beispiel zu Tage. Bei dem ungarischen Feldzug 1849 waren über 30,000 Mann durch Verpflegungsmangel umgekommen, ehe ein Schuß abgefeuert war.

Die Demoralisation, noch gefördert durch die Exemtion der Vornehmen und das Recht der Reichen sich loszukaufen, mußte daher in großem Umfange vorhanden sein und der Mangel an Intelligenz stand ihr sicher würdig an der Seite, wie sich aus der Art der Volkserziehung folgern ließ. Die Schulen stehen gänzlich unter der Geistlichkeit und es befanden sich z. B. 1856 an den Gymnasien mehr geistliche (1530), als weltliche (1511) Lehrer. Die Elementarschulen sind fast durchgehend Mönchen anvertraut und die Art ihres Wirkens zeigt sich leider nur zu traurig im Volke. Von den im Jahre 1857 ausgehobenen Rekruten konnte noch bei Weitem die Hälfte nicht lesen, von 928 aus Dalmatien sogar nur 9, während die Kenntniß in andern Fächern des Wissens sich, wie leicht zu begreifen, auf nichts beschränkte. Und diese Unwissenheit dehnte sich weit über den Stand der Gemeinen hinaus in das Offiziercorps, dessen Diplome viel mehr auf Abkunft und Protection, als auf Prüfungen beruheten.

Diese Krebsschäden zerstörten die Leistungsfähigkeit des österreichischen Wehrwesens nicht allein; der größte Krebsschaden war endlich der Mangel an Nationaleinheit. Wie sollte es möglich sein, daß Czechen, Mähren, Polen, Dalmatier, Italiener, Ungarn, Serbier, Croaten, Slavonier, Siebenbürgen, Illyrier nur die mindeste Sympathie für die Zwecke einer deutschen Regierung hatten? Welches geistige Interesse konnte sie treiben ihrer Regierung, die sie als eine Gewaltherrschaft haßten, einen Sieg zu erringen? Mehr war von diesen Völkern schwerlich zu fürchten, als daß sie der Fahne folgen würden, weil sie mußten; und dann war eben nicht das Schlimmste von ihnen zu fürchten.

Angesichts solcher Zustände im österreichischen Wehrwesen, durfte Preußen nicht zurückschrecken vor dem unvermeidlichen Kampfe. Eine Frage nur durfte noch Besorgniß erregen, nämlich die, welche Bundesgenossenschaft Oesterreich sich zu erwerben vermöge. Ihm aber den Spielraum so weit als möglich abzuschneiden, das war der Kunst der Diplomatie zugetheilt.

8.

Ereignisse in Schleswig-Holstein.

Wie deutlich nun auch die Bahn vor Augen lag, welche Preußen in seinem, wie in Deutschlands Interesse gehen mußte, so lagen doch alle politischen Verhältnisse, und namentlich die deutschen, unter der Hand des deutschen Bundes in solcher Verwirrung, daß kaum zu erkennen war, wie und wo der nöthige Anstoß eintreten werde. Ein guter Posten stand auf der Wacht, nämlich der Minister Bismark-Schönhausen. Aber wie scharf auch sein staatsmännisches Auge, gewiß hatten auch für ihn die zukünftigen Dinge jetzt keine volle Klarheit, da ihre Entwickelung noch so wenig Gestalt oder, eine so arge Mißgestalt gewonnen hatten. Er mußte sie eben erwarten, wie sie kamen, beruhigt mit einem sehr bestimmten Programme sich ausgerüstet zu haben. So viel aber ließ sich erkennen, oder mindestens erkannte es der Herr von Bismark, daß Schleswig-Holstein, wo Preußens und Oesterreichs Interessen unzweifelhaft collidirend an einander geriethen, den Anstoß bringen werde.

Da nun Schleswig-Holsteins Angelegenheiten jetzt eilend auf den unvermeidlichen Conflict der Herzogthümer und Dänemarks hindrängten, so eilte auch Bismark Preußen für sein größeres Werk fertig zu machen, nämlich die Wehrkraft des Staates auf das Maximum zu steigern. Dazu fand der König Wilhelm, dem der Plan dieser Verbesserung anzugehören scheint, eine veränderte Eintheilung, eine Vermehrung der Linienregimenter gegen eine Reduction der Landwehr und eine beträchtliche Verstärkung der Artillerie zweckmäßig. Das Artillerieregiment eines jeden Armeecorps z. B. sollte 12 Feldbatterien (6 zwölfpfündige-, 3 Haubitz- und 3 reitende Batterien) erhalten und dergestalt die Artilleriestärke von 864 Geschützen auf 1056 gebracht werden.

Diese Einrichtung bedurfte nun zwar der Zustimmung der preußischen Stände nicht, wohl aber der durch sie entstehende beträchtliche Aufwand. Die Stände aber, von der Meinung ausgehend, daß kein Krieg zu befürchten sei und man daher eher auf Ersparung und Verminderung des Heeres als Erhöhung desselben denken solle, verweigerten jedes Geldopfer auf das Entschiedenste. Jede Bemühung war vergeblich. Und dieser erbittertste Parlamentskampf, der je in Preußen stattgefunden; konnte nur damit geendet werden, daß der Minister mit kühnem Muthe erklärte, die Regierung werde auch ohne die Geldbewilligung der Stände ihr Vorhaben ausführen.





MOLTKE IN SEINEM ARBEITSCABINET.

Das rief ein allgemeines Verdammungsurtel gegen den Minister hervor. Man erkannte in ihm einen Gewaltherrn, einen Despoten. Man schmähete ihn als das Werkzeug zum Verfassungsbruch, als den Zertümmerer der Volksfreiheit, als den Vorkämpfer der frechsten Adelsherrschaft; man begriff den König nicht, daß er einen solchen Mann schätzte, daß er das Bewußtsein des Rechts und die Liebe seines Volkes einem solchen Minister opferte, der die Stirn besaß, mit seinem einseitigen Willen der weisen Einsicht der Stände Trotz zu bieten. Ließen sich die Verwünschungen, welche über den Minister Bismark ergingen, nach Pfunden messen, man hätte sämmtliche Trainfuhrwerke des preußischen Heeres damit vollladen können.

Und doch war hier der Punct, auf welchem Herrn von Bismarks Character seinen höchsten Glanz erreichte. Sollte das große Werk gelingen, so mußten die Motive seiner Forderung vor den Ständen mit heiliger Discretion bedeckt bleiben. Er durfte nicht mittheilen, welchem Zwecke die beabsichtigte Veränderung des Heerwesens galt, denn die Politik des Auslandes würde sofort erschienen sein, um den großen Plan Preußens zu zerstören. So mußte er also den Muth besitzen das Werk im Trotz gegen die Stände durchzusetzen, und die Kraft haben als schwer Verkannter die maßlosesten Verwünschungen und Verunglimpfungen zu tragen, bis die Zeit ihn rechtfertigen und ihm die gebührende Würde geben würde. Alles, wodurch er seinem Herzen Erleichterung zu geben sich erlaubte, waren die Worte: „es wird eine Zeit kommen, in der ich populair sein werde.“ Dem Scharfsichtigen mochte hier der Strahl eines verborgnen Lichtes in's Auge fallen; schwerlich aber gab es der Scharfsichtigen viele; denn Bismark blieb noch lange verkannt, ohne jedoch sich dadurch irren zu lassen in der Verfolgung seiner Bahn.

Inzwischen waren die Dinge in Schleswig-Holstein mehr und mehr dem erwarteten Verhältniß entgegen gereift. Wie wir wissen, hatte die londoner Confernz 1852 den schleswig-holsteinischen Kampf durch eine sehr seltsame Vermittelungsart zu regeln gewußt. Sie hatte den Schwiegersohn der eigentlichen dänischen Thronerbin, der Prinzessin Louise von Hessen, den Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg zum Nachfolger Friedrich's VII. sowohl in Dänemark als in Schleswig und Holstein bestimmt und damit das Recht des Königreichs wie der Herzogthümer umgangen. Allein der Wunsch des Königreichs, mit den Herzogthümern verbunden zu bleiben, war dadurch erfüllt worden. Dagegen hatte Dänemark den Herzogthümern Untrennbarkeit, vollkommne Selbstständigkeit, gesonderte und eigene Verwaltung, beschließende ständische Vertretung zugestehen und für Holstein und Lauenburg die Oberhoheit des deutschen Bundes anerkennen müssen.

Kaum aber war Dänemark wieder in Besitz der Herzogthümer gesetzt worden, als es zu zeigen sich mühete, daß es, auf die gute Freundschaft Rußlands, Englands und Frankreichs gestützt, den deutschen Bund, oder vielmehr Deutschland für nichts achte und durchaus kein Bedenken trage Schleswig-Holstein ganz nach seinem Belieben wie eine Sclavencolonie zu behandeln. Zunächst wurde die Armee Schleswig-Holsteins der dänischen einverleibt, Rendsburg wurde mit Dänen besetzt, die Kriegsschiffe der Herzogthümer, sowie das ganze Seematerial in Beschlag genommen und nach Dänemark geschafft, Hunderte von Männern, welche sich dem Rechte der Herzogthümer angenommen, wurden vertrieben, manche selbst um ihr Hab und Gut gebracht, Beamtete verloren ihre Stellen, in dieselben wurden die rohesten Werkzeuge der feindseligen dänischen Partei gesetzt, die Beschlußfähigkeit der schleswig-holsteinischen Stände fand in nichts Anerkennung und wurde mit dem gemeinsten Hohne zur Nichtigkeit zurückgewiesen, und das Deutschthum, welches sich in den Herzogthümern in großer Reinheit und Urkraft erhalten hatte, wurde als das feindliche Element, welches am Meisten die gründliche Vereinigung der Herzogthümer mit dem Inselkönigreich hinderte, mit einer Roheit und Frechheit bekämpft, bedrängt und vernichtet, die in der Geschichte der Völker kaum ihres Gleichen hat. Man betrachtete jeden deutsch Sprechenden als einen Feind, man setzte in den deutschen Schulen dänische Lehrer ein und verfügte in dänischer Sprache zu lehren, unbekümmert, ob die Schüler sie verstanden oder nicht; man machte die dänische Sprache zur Amtssprache, unbekümmert, ob sie verstanden wurde oder nicht, man nahm Actenstücke in deutscher Sprache selbst nicht einmal an; man machte die dänische Sprache selbst zur Kanzelsprache, gleichviel ob die Gemeinden sie verstanden oder nicht, kurz Dänemark übte in seinen Gewaltmaßregeln eine Rohheit, eine Pöbelhaftigkeit aus, wie sie noch nie ein Volk, nicht einmal das unglückliche polnische zur Zeit des russischen Gesandten Repnin erfahren hatte.

Die Staaten, welche sich im Streite um Schleswig-Holstein als Dänemarks Protectoren girirt hatten, mochten durch dieses schamlose Treiben ihres Schützlings zwar verletzt sein, allein sie hatten keine Veranlassung, vielleicht selbst keine Befugniß, dagegen einzuschreiten. Die deutsche Bundesversammlung, der natürliche Schützer Schleswig-Holsteins und Lauenburgs, sah aber, treu seinem Character, diesem Spiele gleichgiltig zu, bis endlich das theilnehmende deutsche Volk Fluch, Wehe und Rache über den Bedränger der deutschen Bruderstämme schrie; und selbst dann suchte der Bundestag mehr zur Beschwichtigung dessen, als zur Zügelung Dänemarks zu thun.

Wiederholt gingen die Schleswig-Holsteiner den deutschen Bund um Schutz und Hilfe an, aber immer vergebens, bis endlich ein Gegenstand in Bewegung kam, der viel zu wichtig war, als daß er die Lethargie des deutschen Bundes nicht hätte stören sollen. Dänemark hatte im londoner Protocoll den Herzogthümern vollkommne Selbstständigkeit und seinen Ständen Beschlußkraft zugestehen müssen. Jetzt suchte Dänemark den Herzogthümern eine Verfassung aufzuzwingen, wodurch nicht nur die Beschlußfähigkeit der Stände, sondern auch die Selbstständigkeit der Herzogthümer vernichtet werden mußte. Man hatte nämlich im Cabinet zu Kopenhagen eine Gesammtstaatsverfassung entworfen, die den Herzogthümern aufzuzwingen nun dänischer Seits zur Aufgabe erhoben wurde. Hätten Schleswig-Holsteins Stände diese genehmigt, so wäre freilich ihre Verbindung mit dem kleinen Inselkönigreich und damit der glühendste Wunsch dessen gewonnen gewesen. Allein die Stände nahmen sie nicht an.

Bezeichnend war wieder, daß Oesterreich einige deutsche Regierungen vorschob, das dänische Werk durch Zustimmung fördern zu lassen. Es lag Oesterreich nur daran, zu verhindern, daß Schleswig und Holstein etwa in die Hand Preußens käme. Selbst mochte es für diesen Zweck nicht auftreten, um seine preußenfeindliche Gesinnung zu verstecken und nicht den letzten Rest seiner Popularität beim deutschen Volke zu verlieren. Allein das finstere Werk scheiterte an dem strengen Sinne der schleswig-holsteinischen Stände, die zwar Gewalt und Mißhandlung nicht von sich abwehren konnten, aber doch kein Recht fahren ließen, vielmehr jeder ungerechten Zumuthung fest ihre Zustimmung versagten, und sich mit Protesten und Beschwerden wehrten so gut sie nur konnten.

Nachdem der deutsche Bund unter Oesterreichs Einflusse lange diesem schändlichen Treiben müßig zugesehen und die Klagen der Schleswig-Holsteiner unbeachtet gelassen, wurde er endlich durch die Stände der Herzogthümer dazu gedrängt, sich ihrer anzunehmen. Das that er aber durch ein „Ersuchen an das dänische Cabinet, in den Herzogthümern auf den vom londoner Protocoll vorgezeichneten Rechtsboden zurückzutreten," in so kläglich schwacher Weise, daß Dänemark sich dadurch in seinem Treiben auch nicht im Mindesten irren ließ, sondern vielmehr zum Hohne Deutschlands nur größern Eifer entwickelte. Zwar wurde gefälliger Weise wohl versprochen, aber nur um durch strikte Nichterfüllung die Nichtigkeit des deutschen Bundes an das Licht zu stellen. Selbst als der Bund, durch diese Verachtung, wie es schien, gereizt, mit einer Execution drohete, war Dänemarks Antwort nichts weiter als ein vexirendes Compliment, dem auf dem Fuße dänische Rüstungen, nämlich die Armirung des Danewerks und der Verschanzungen

von Düppel folgte. Diese höhnische Provocation von Seite des elenden Miniaturkönigreichs war eine wahre Schmach für Deutschland.

Indessen rührte sich Oesterreich absichtlich nicht, und Preußen hielt die Dinge noch nicht für reif. Doch wollte es sich schon für den Schauplatz künftiger Ereignisse anmelden, und geschehe es nur um zu zeigen, daß es mit dem deutschen Bunde nicht verwechselt werden dürfe, und auf den Fall vorzubereiten, daß es etwa statt des deutschen Bundes zum Schutze der deutschen Rechte und Ehre schließlich eintrete. Das that es durch eine Circulardepesche, in der es erklärte, daß Dänemark durch seine rohe Verletzung der Verträge wie der Humanität jeden Anspruch auf Glauben und Achtung verloren und sich außerhalb jedes moralischen Schutzes gestellt habe.

Diese Depesche ließ die kriegerische Lösung der Herzogthümerfrage (nicht durch den deutschen Bund, sondern durch Preußen) voraussehen. Doch blieben die Dänen in ihrem tollen Gebahren blind. Nur insofern änderten sie ihr System, als sie Holstein als eine gesonderte Besitzung behandelten, um dann Schleswig, in welchem ihrer Meinung nach Deutschland keinerlei Recht geltend zu machen habe, desto bequemer ihrem kleinen Inselkönigreiche einverleiben zu können. Zu diesem Zwecke erließ der König von Dänemark im Frühjahre 1863 ein Patent, nach welchem Holstein in jeder Hinsicht, Verwaltung, Kriegswesen und Verfassung von Schleswig gänzlich getrennt wurde und die holsteinischen Staatseinkünfte an Dänemark ausgeliefert werden sollten.

Dieses Patent stellte Holstein völlig in den Rang einer dänischen Provinz und ließ ihr von dem Character eines deutschen Bundeslandes so viel wie nichts. Vergebens forderte der deutsche Bund Zurücknahme des Patentes und drohete mit Execution. Im Gegentheil, Dänemark brachte jetzt eine neue Staatsverfassung auf die Tagesordnung, durch welche die Einverleibung Schleswigs in's Königreich endgiltig vollzogen werden sollte, und obschon der deutsche Bund auf's Neue (1. October 1863) mit Execution drohete und wirklich 5000 Mann hannöverscher und 5000 Mann sächsischer Truppen unter dem sächsischen General von Hake in Bewegung brachte, so setzte Dänemark doch als Krone seines Hohnes die neue dänisch-schleswigsche Verfassung in Vollzug, da die Bundesexecutionstruppen *nur Holstein besetzen, nicht aber Schleswig betreten sollten.*

Daß diese lächerlich schwache Execution die Frechheit der Dänen nicht zügeln und ihre Pläne nicht aufhalten werde, sah man voraus und das preußische Cabinet hielt sich nun bereit eine thätige Rolle zu spielen. Seinen Zwecken war es sehr zuträglich, daß der deutsche Bund sich bis zur tiefsten Unwürde machtlos und elend gezeigt hatte, und man darf wohl vermuthen,

daß es absichtlich in einer andern Richtung auf denselben nicht eingewirkt habe.

Wenn nun aber Preußen jetzt mit seinen Waffen für die Rechte der Herzogthümer eintrat, so konnte der beste Erfolg immer nur der sein, daß die Herzogthümer in den Genuß ihrer Rechte versetzt wurden. Der ganze Gewinn für Preußen war daher nur ein moralischer.

Da trat plötzlich und höchst unerwartet der Tod des Königs Friedrich von Dänemark ein (Mitte November). Das war ein großes Ereigniß. Jetzt handelte es sich nicht mehr um die Rechte der beiden Herzogthümer, sondern um die Herzogthümer selbst, denn nach der Ansicht des preußischen Cabinets hatte Dänemark dadurch, daß es alle Pflichten gegen das londoner Protocoll unerfüllt gelassen, auch jede Berufung auf dasselbe verwirkt. Dänemark hatte den Contract gebrochen, und es durfte von Preußen nicht wie vom deutschen Bunde erwarten, daß es ihm gestatte, denselben Contract zu seinem Schutze anwenden zu dürfen.

Vorsichtig forderte indessen das preußische Cabinet zunächst nur die Zurücknahme der dänischen Einverleibungsverfügung, ohne noch der schleswig'schen Erbfolge zu erwähnen. Oesterreich schloß sich diesem Schritte Preußens an, um auf keinen Fall Preußen in einer so großer Entwickelung fähigen Sache allein wirken zu lassen. Preußen erwartete die weitere Gestaltung der Verhältnisse.

Aber es hatte nicht lange zu warten. Der Knoten schürzte sich eilend. Die Verfassungsfrage trat zurück und die Erbfolgefrage wurde durch den durch das londoner Protocoll in seinem Erbrecht verletzten, in Schleswig-Holstein allein erbberechtigten Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg neu in's Leben gerufen. Zwar hatte Dänemark seinem Vater die Verzichtleistung auf das Erbrecht in den Herzogthümern für drei Millionen Thaler abgekauft; allein dieser Handel konnte unmöglich von den spätern Erbberechtigten anerkannt werden. Vielmehr trat der Herzog Friedrich jetzt mit seinen Ansprüchen auf. Das Land begrüßte ihn freudig, und mehre deutsche Mittelstaaten, angestachelt von Oesterreich, damit Preußen nicht etwa Schleswig-Holstein gewinne, schenkten ihm sogleich ihre Anerkennung, indem sie das londoner Protocoll — und dies mit Recht — für von Dänemark selbst vernichtet erklärten.

Für Preußen hatte die Frage freilich eine ganz andere Gestalt; für Preußen konnte es sich weder um den König Christian, noch um den Herzog Friedrich handeln; für Preußen mußte es sich um die politische Vernunft handeln, um die Herstellung des deutschen Reichs. Das Volk war der Schmach müde, man hatte Preußen den Kaiserthron errichten wollen

millionenstimmig war deutsche Einheit gefordert worden, von allen Vernünftigen und Patrioten war die Vielherrschaft als der Grund des deutschen Unglücks verwünscht worden; sollte nun das Uebel vergrößert, die Zahl der großmündigen und kleinmächtigen Fürsten vermehrt, ein neuer ohnmächtiger eigenen Schutzes unfähiger Staat gebildet werden? Forderte Deutschland Preußens Schutz, mußte es ihm auch die Macht gönnen. Deutschland bedurfte des Seeschutzes; Preußen hatte die große Aufgabe übernommen, eine Marine herzustellen, und darum mußte ihm der Besitz Schleswig-Holsteins von höchster Bedeutung sein. Wer konnte verletzt werden? der Herzog von Augustenburg? Er hatte so lange nicht geherrscht und war — darf man glauben — glücklich gewesen, was konnte diesem Herrn so viel um die Herrschaft zu thun sein, für die er vielleicht nicht ein Mal Befähigung hatte, andere Leute lebten auch, ohne — zu herrschen. Und konnte ein kleines Herrscherrecht gegen das Wohl eines großen Reiches, gegen die Rettung einer Nation in Frage kommen?

So etwa lagen jetzt die Dinge vor dem Urtheile des preußischen Cabinetes, und demgemäß schenkte Preußen dem Herzog von Augustenburg die Anerkennung nicht, wirkte aber auch dahin, daß dem Könige Christian von Dänemark die Anerkennung als Herzoge von Schleswig-Holstein und Lauenburg um so mehr versagt wurde, als er kein Bedenken getragen, bei seinem Regierungsantritte die widerrechtliche dänisch-schleswig'sche Verfassung, welche das ganze londoner Protokoll über den Haufen warf, zu genehmigen und in Ausführung zu bringen.

Preußen kannte seine gegenwärtige Aufgabe sehr genau, und um der politischen Nothwendigkeit mit vollkommenster Sicherheit zu folgen, hatte es sich, wie sich bald erkennen ließ, schon jetzt mit dem Kaiser Napoleon in Vernehmen gesetzt und die Gewißheit erlangt, daß das französische Cabinet dem preußischen Programme zunächst bezüglich der schleswig-holsteinischen Verhältnisse nicht entgegen stehe. Dieses Zugeständniß ließ sich sehr bald in der Erwiederung erkennen, welche der Herzog von Augustenburg auf seine Bitte um Schutz seiner Rechte vom Kaiser Napoleon erhielt.

Nachdem Preußen sich der französischen Sympathie versichert, auch im englischen und russischen Cabinet eine wenigstens nicht abneigende Stimmung gefunden, trat es rasch vorwärts. Es forderte zunächst, daß der Scherz der Bundesexecution in einen kriegerischen Ernst verwandelt werde. Um Deutschland auf seine Seite zu nöthigen, mußten indessen die ersten Schritte unter der Autorität des deutschen Bundes gethan werden, und Preußen forderte un von dem Bunde, daß er mit stremgem Ernst von Dänemark die Zurück-

nahme der unrechtmäßigen Verfassung fordere und im Weigerungsfalle mit dem Kriege drohe. Preußen stellte dem Bunde sein Heer zur Verfügung.

Dieser Schritt Preußens war Oesterreich höchst unangenehm, denn es selbst hatte bisher das theilnahmlose unwirksame Verhalten des Bundes in der schleswig-holsteinischen Sache bewirkt. Allein Preußen ließ sich nicht mehr aufhalten, und so war es freilich am Klügsten, selbst an Preußens Politik Theil zu nehmen, um das Recht der Mitverfügung über den Erfolg nicht zu verlieren. So nahm denn Oesterreich wider Willen an dem Antrage Theil, allein im Geheimen machte es noch einen Versuch Preußen aufzuhalten, indem es die Mehrzahl der Regierungen für Verwerfung des preußischen Antrags zu gewinnen wußte. So fiel der preußische Antrag in der Bundestagssitzung vom 14. Januar 1864 durch. Aber der Minister Bismark, sicher darauf vorbereitet, war der Mann nicht, sich durch derartige oft erfahrene Intriguen irren zu lassen. Sofort erklärte er, daß, wenn der Bund die Sache der Herzogthümer, die eine Sache Deutschlands sei, verlasse, Preußen nun in der Eigenschaft einer europäischen Großmacht und eines Mitgaranten des londoner Protokolls Dänemark gegenübertreten werde.

Wie überrascht dadurch auch das wiener Cabinet sein mochte, so mußte es, um nicht im Nachtheil zu bleiben, nun auch an diesem Schritte Theil nehmen, und so stellten nun der preußische und österreichische Gesandte in Kopenhagen die viel erwähnte Forderung mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß, wenn ihnen binnen 24 Stunden ein befriedigender Bescheid nicht zu Theil geworden sein würde, sie annehmen und sich demgemäß verhalten müßten, daß Dänemark die Frage der Entscheidung des Schwertes zu überlassen gedenke.

Dänemarks Selbstüberschätzung oder Verblendung in dem Vertrauen auf seine großmächtlichen Protectoren, deren Sympathie es längst verloren hatte, ging so weit dieser schweren Kriegsdrohung zu trotzen. Es verwarf die preußisch-österreichische Forderung mit übermüthiger Entschiedenheit, und sein Cabinet erließ sofort nach allen Seiten Befehl zu kriegerischen Rüstungen. Somit war der Kriegszustand factisch eingetreten.

9.

Wegnahme des Danewerks.

Der Krieg Preußens und Oesterreichs gegen Dänemark berührt nur entfernt die Tendenz unserer Schrift. Wir dürfen seine Schilderung daher kurz fassen, dem ungeachtet jedoch wollen wir die wichtigsten Ereignisse desselben einzeln hervorheben, weil sich in ihnen die Eigenschaften namentlich des preußischen Heeres zeigten, über welches sich in Folge fünfzigjähriger Friedensruhe ein sehr widersprechendes Urtheil gebildet hatte; denn der erste schleswig-holsteinische Krieg, durch die Diplomatie Oesterreichs auf ein klägliches Ende hinausgedrängt, war nicht geeignet gewesen, ein über den Widerspruch des Vorurtheils oder bösen Willens erhobenes Zeugniß für Preußens Heerwesen auszustellen.

Oesterreich, von Neid und Mißtrauen bewogen, hatte sich Preußen zum Bundesgenossen aufgedrängt. Es wollte den Secundanten spielen, damit der gefürchtete Nebenbuhler in seinen Erfolgen nicht zu weit gehe und die Früchte allein pflücke. Diese Bundesgenossenschaft, formell natürlich, moralisch ganz unnatürlich, konnte Preußen nur lieb sein, denn sie wendete die Einmischung der anderen europäischen Großmächte ab, die sich schwerlich so ganz stumm verhalten haben würden, wenn Preußen allein gegen Dänemark vorgegangen wäre.

Das gegen Dänemark aufzuwendende Heer war auf 75,000 Mann (25,000 Oesterreicher und 50,000 Preußen) bestimmt worden. Davon standen 65,000 Mann schon Ende Januars 1864 an der Eider. Die Action war so überraschend schnell, daß die Mittelstaaten, welche wahrscheinlich auf Oesterreichs geheime Anregung sich als Vertreter des Bundes und der deutschen Sache einzudrängen suchten, in allem zu spät kamen, und ihre Protestation gehörte in das Gebiet des Lächerlichen, wie namentlich auch das Gebaren Oldenburgs (welches bei Eutin die Schlagbäume schloß) gegen den Durchzug der preußischen Truppen.

Die Armee der Verbündeten hatte dergestalt Position genommen, daß die Oesterreicher das Centrum, die Preußen beide Flügel bildeten. Den linken commandirte der Generallieutenant von der Mülbe, den rechten der Prinz Friedrich Karl, ein General, von dessen Tüchtigkeit die Truppen eine große Meinung hatten. Die Oesterreicher wurden von dem Feldmarschalllieutenant von Gablenz, einen Mann von gutem Rufe, geführt.

Dänemark hatte nicht das Mindeste gethan, dem Kriegsgewitter würdig

zu begegnen. Seine Selbstüberschätzung hatte ihm besondere Anstrengung unnöthig erscheinen lassen. Vielleicht auch hoffte es auf England, Frankreich und Rußland. Allein diese Staaten hatten weder Lust, noch Zeit, noch Muth in einer Angelegenheit einzutreten, für die zwei Großmächte sich verbündet hatten und leicht noch die anderen deutschen Staaten hervorgezogen werden konnten. Gewiß aber hielt sich Dänemark vom Danewerk ab für unüberwindlich. Dies ist eine Verschanzung, welche eine Art chinesischer Mauer bildet und durch eine verhältnißmäßig sehr schwache Armee siegreich gegen eine große Macht vertheidigt werden kann. Das Danewerk und die düppeler Schanzenlinien waren daher reich armirt und sehr gut besetzt.

Für Feldoperationen blieb dänischerseits freilich wenig übrig, denn das ganze Heer der Dänen belief sich nur auf 50,000 Mann, bestand jedoch aus kernfesten Leuten, indem überhaupt die Dänen die körperliche Natur ihrer Urältern, die sich bekanntlich als wildes Seeräubervolk Europa furchtbar machten, treu bewahrt haben. Allein flezhafte Rauflust ist keine Heldentugend, und nicht mit dem Ehrgefühl und Patriotismus eines Heeres von gebildeten und intelligenten Männern in eine Rubrik zu stellen.

Das dänische Heer wurde von dem General de Meza, einem 73jährigen Mann geführt, dessen militairische Geschichte nicht eben imponirte. Auf Seite der Verbündeten commandirte Feldmarschall von Wrangel in höchster Stelle. An dessen Seite befand sich wiederholt der Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Da nun General von Meza die preußische Aufforderung, das Herzogthum Schleswig zu räumen mit der Behauptung zurückwies, daß Schleswig zum Königreich Dänemark, keinesweges zum deutschen Bundesgebiet gehöre, der Feind aber durchaus kein Recht habe dänisches Territorium zu betreten, so ertheilte Wrangel den Befehl, sofort in Schleswig einzurücken, und das geschah am 1. Februar. Die dänischen Grenzposten zogen sich eilend zurück, und Preußen und Oesterreicher folgten rasch gegen das Danewerk hin, welches von dem linken Flugel und Centrum in der Fronte angegriffen und von dem rechten Flügel umgangen und im Rücken gefaßt werden sollte.

Schon am folgenden Tage wurde ein Angriff unternommen; aber man wollte dadurch nur die Stärke der Besatzung und Armirung der bei Missunde liegenden Werke kennen lernen, und brach daher den Kampf ab, als die Absicht erreicht war. Ein zweiter und wichtiger Zweck war aber auch, zu erfahren, ob ein Uebergang über die Schlei bei Missunde ohne allzu große Opfer möglich zu machen sei. Es hatte sich das Gegentheil ergeben.

Durch Erkundigungen erfuhr aber fast zu gleicher Zeit Prinz Karl, daß sich zwischen Arnis und Kappeln ein für den Uebergang viel geeigneterer

Punct befinde, der sich besonders dadurch dem Unternehmen empfehle, weil die am jenseitigen Gestade befindlichen Schanzwerke noch nicht vollendet und daher auch wahrscheinlich noch nicht, oder nur theilweise besetzt seien. Erneute Recognoscirungen bestätigten die Sache.

Da man aber kluger Weise das Schlimmste voraussetzte, so wurde beschlossen einen starken Angriff mit dem Centrum und linken Flügel auf die vor dem Danewerk im Felde stehende Abtheilung der dänischen Armee zu unternehmen, damit dadurch die dänischen Truppen von dem linken Flügel der Danewerkstellung weggezogen würden. Der Angriff fand bei Lottorf, Jagel und Oeverselk mit ganz vorzüglichem Erfolge statt. Nun war es von großem Vortheil den Schleiübergang zu beschleunigen, und er wurde bereits in der Nacht des 5. Februar bei unerträglichem Mißwetter so ausgeführt, daß bei Tagesgrauen das Corps des Prinzen Karl vollständig im Rücken des Danewerkes stand.

Es war beschlossen das mächtige uralte Festungswerk zugleich in Fronte und Rücken stürmend anzugreifen, und bereits waren die nöthigen Anstalten dazu getroffen, als sich erwies, daß die Werke in der Nacht von den Dänen verlassen worden waren. Bequemer war wohl nie eine Festung genommen worden. Man fand die ganze Armatur des zwei Meilen langen Fortifikationswerkes, große Depots und Heergeräthe aller Art in größter Masse. Kaum war dieser freiwillige fluchtartige Rückzug der Dänen, durch den sie das ganze Object, Schleswig, ungezwungen und mit einem Male dem Feinde übergaben, zu erklären! —

Da es nun aber viel weniger darauf ankam, Holstein und Schleswig in Gewalt zu bekommen, als Dänemark zum Frieden und damit zur Entsagung seiner unrechtlichen Ansprüche zu zwingen, also es vertheidigungsunfähig zu machen, seine Armee zu vernichten, so schritt man zur eiligsten Verfolgung, und es gelang, den Feind einzuholen und seiner Arrièregarde noch durch die aus Oesterreichern gebildete Avantgarde eine starke Schlappe anzuhängen. Der Kampf war bedeutend und die Dänen bewiesen, namentlich im Beginn desselben, den Oesterreichern und ins Besondere den Liechtenstein-Husaren einen sehr kräftigen Arm. Aber das Ende des Kampfes war dennoch für sie entschieden ungünstig und sie mußten ihre Absicht, sich bei Oeversee zu setzen, aufgeben und ihren Rückzug fortsetzen.

Dieser theilte sich und nahm einerseits seine Richtung auf Düppel, dessen mächtige Schanzwerke die über die Inseln Alsen und Fünen in das Herz des kleinen Königreichs führende Straße deckten. Der andere Theil der Armee warf sich auf die Straße nach der jütländischen Festung Fredericia und trat bereits am 19. Februar vom schleswig'schen Territorium ab.

Die Frage drängte sich dem Beobachter auf, warum die dänische Armee so willig das Danewerk und (ganz im Widerspruche mit den bisherigen Ansprüchen des dänischen Cabinetes) das Herzogthum Schleswig aufgegeben habe? Sollte dadurch, daß das Kriegsobject aufgegeben wurde, dem Kriege Stillstand auferlegt und den anderen Großmächten Veranlassung gegeben werden, sich diplomatisch geltend zu machen? Meinte man, daß, wenn der Feind über die Grenze des Objectes hinaus auf den außerhalb der Streitfrage liegenden Boden des Königreichs träte, der energische Schutz Frankreichs, Englands und Rußlands beginnen müsse? Ein solcher Ideenplan war nicht entworfen, denn der alte General de Meza wurde wegen Aufgabe des Danewerks und Rückzugs aus Schleswig mit Entziehung des Oberbefehls bestraft, auch erregte das Verhalten des Heeres in Kopenhagen solchen Unwillen, daß dem Könige der schwerste Vorwurf gemacht und die Regierung mit einer Revolution bedroht wurde. So scheinen die Ereignisse aus Feigheit der Armee und Planlosigkeit des Cabinets hervorgegangen zu sein. Dänemark hatte, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne dem Wirth gemacht. Desto mehr mußte ihm nun am Dazwischentritte der Großmächte gelegen sein, und es fragte sich nur, ob es in seiner nothgedrungenen Hoffnung auf diese nicht abermals die Rechnung ohne den Wirth machen werde.

10.

Erstürmung der düppeler Fortificationslinien.

Die geheime Politik Oesterreichs machte sich Preußen jetzt nach Möglichkeit schwierig. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten mußten im Bunde revoltiren, und mit der Anklage, daß die beiden Großmächte durch ihr einseitiges Vorgehen gegen Dänemark die Bundesrechte verletzen, ihr Zetergeschrei, bei welchem Minister von Beust Vorsänger war, selbst bis zu den auswärtigen Großmächten dringen lassen. Oesterreich hatte in Schleswig und Holstein nichts zu gewinnen. Ihm lag alles daran den Erfolg durch den Bund und die auswärtigen Mächte zertrümmern zu lassen, dabei aber den Schein zu bewahren, Preußens Mitleidender zu sein.

Aber Oesterreich war bei aller Uebung in List und Kniff doch bei Weitem nicht gewitzt und fein genug das Auge eines Staatsmannes, wie Bismark-Schönhausen zu täuschen. Aus dem berliner Cabinet ging immer

wiederholt Befehl in das preußische Heerlager, sich durch nichts, was es auch sei, irren zu lassen und auf der Bahn der Waffen bis zu dem imponirendsten Erfolge vorwärts zu schreiten. So schritt Bismark selbst, sich der Kraft Preußens bewußt, mit dem ganzen Muthe des Kraftbewußtseins vorwärts, und als die mittel- und kleinstaatlichen Schreier, von dem tückischen Oesterreich mißbraucht, durch den Bund auf ihre Executionsvollmacht in Holstein pochend den Truppenbewegungen des preußischen Operationsheeres Schwierigkeiten machten, ließ Bismark sofort die holsteinischen Etappenstationen mit preußischen Truppen besetzen, worüber natürlich die Miniaturstaaten, Oesterreich zu Liebe, unter Melodieführung des Herrn v. Beust sofort wieder ein racheforderndes Wehegeschrei erschallen ließen.

Das Ministerium Bismark ließ von dem Anschreien dieses Neides seinen Glanz nicht trüben. Wie der oldenburg'sche Schlagbaum bei Eutin weggesägt worden war, wurden die Chikane des deutschen Bundes, in welchem die Flöhe den Löwen überwältigen wollten, auf den holsteinischen Etappenplätzen durch eine Anzahl preußischer Soldaten, despectirlich genug zurückgewiesen. Die armen Kleinstaaten hätten jetzt schon die Unnatur ihrer Stellung und ihr späteres Schicksal ahnen können; allein der sächsische Minister von Beust stützte sie und riskirte sogar seine Ehre noch so weit, für den Glanz der Kleinstaaten und die Schmach Deutschlands vor dem Kaiser Napoleon von Frankreich ein gutes Wort einzulegen, das besser einem anderen Zwecke gegolten hätte.

Inzwischen rückten die preußischen Corps in stürmischer Schnelle vorwärts. Die Dänen fanden nirgends Gelegenheit sich zu setzen als in der gewaltigen Stellung der düppeler Fortificationen. Und Oesterreich konnte nun seine Truppen nicht zurückhalten. Es mußte Schritt mit Preußen halten, wenn Preußen nicht allein die Beute gewinnen sollte. Oesterreich hatte, wie der Volksmund spricht, a gesagt und war jetzt wohl wieder Willen gezwungen b zu sagen.

„Unbeirrt vorwärts und eilend glänzende Waffenerfolge," war die Ordre des preußischen Cabinets an das Heer. Eine solche Ordre konnte Niemandem angenehmer sein als dem Prinzen Karl, der den rechten Flügel führte und daher Düppel und die Straße nach Kopenhagen in seiner Aufgabe als Hauptobject sah.

Nun hatte man aber die Mittheilung erhalten, daß die bei weitem größere Hälfte des dänischen Heeres den Weg nach Jütland eingeschlagen habe. Mußte nun, der Theilung der dänischen Armee angemessen, die Bundesarmee getheilt werden, so mußte auch die angemessen größere Hälfte derselben nach Jütland dirigirt werden, und das nöthigte, das Corps des

Prinzen in einer Weise zu schwächen, daß, wie sich später ergab, ihm der Feind numerisch überlegen war. Allein der Prinz rechnete auf den Geist seiner Preußen, auf das Zündnadelgewehr und auf die preußischen Verbesserungen des Geschützwesens und — er hatte sich nicht verrechnet.

Das größere Heer, wobei die Oesterreicher, ging nun unter dem Commando des alten Feldmarschalls von Wrangel gegen die Festung Fredericia in Jütland, das kleinere unter dem Prinzen Karl gegen Düppel. Die Schnelligkeit, mit welcher Prinz Karl vor Düppel erschien, mochte den Dänen ganz wunderbar vorkommen. Ungeachtet seiner Schwächung schritt er sofort zum Angriffe bei Stavegard und der sogenannten Büffelkoppel. Es galt nur zu recognosciren, um zu sehen, welche Wirkung die auf der Seeflanke errichteten Strandbatterien ausüben würden und namentlich ihre Stellung kennen zu lernen. Da sich nun zeigte, daß die düppeler Fortificationslinien unter rechtem Winkel auf die über die Insel Alsen führende kopenhagener Hauptheerstraße gestellt waren, so blieb die Halbinsel Sundewitt in der Flanke der Fortificationen liegen, und eine Angriffsposition auf derselben mußte von entscheidender Wirkung sein.

Was der militairische Verstand des dänischen Generalstabes minus gehabt, gereichte natürlich dem militairischen Verstande des Prinzen Karl zum plus, und er hätte kein preußischer General sein müssen, nicht sofort die Wichtigkeit von Sundewitt zu erkennen. Die Dänen meinten, daß ihre Flotte die Halbinsel Sundewitt neutralisiren werde; und allerdings lagen zwei dänische Panzerschiffe, „Rolf Krake“ und „Monitor“ drohend an der südlichen Spitze derselben. Aber auch die gezogenen Kanonen der preußischen Strandbatterien, die unverweilt zum Schutz eines Brückenübergangs über den flensburger Meerbusen errichtet wurden, glaubten ein Wort mitsprechen zu dürfen.

Damit nun die Dänen an der Stelle, wo die Brücke ausmünden sollte, auf der Halbinsel Sundewitt nicht zu große Mannschaften aufstellten, wurde ein Angriff bei Rackebüll unternommen. Dieses Gefecht, in welchem das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre seine zauberhafte Thätigkeit zeigte, wurde preußischer Seits sehr ernst behandelt und war von großem Erfolg. Es warf die Dänen aus der wichtigsten Position vor den düppeler Fortificationen und machte es den Preußen möglich einen unmittelbaren Angriff auf diese zu unternehmen.

Zu gleicher Zeit hatten die Pontoniers die Schlagung der Brücke über den genannten Meerbusen begonnen. Kaum gesehen, legten sich ihnen die dänischen Panzerschiffe entgegen. Allein ihre Granaten wurden von den preußischen Strandbatterien mit gewichtigeren Vollkugeln vergolten, und diese

setzten den „Monitor“ bald in so miserabelen Zustand, daß er aus Sicht weichen und sein als Schrecken der dänischen Armee geschilderter Kamerad Rolf-Krake ihm eilend folgen mußte. Jetzt konnte die Pionniere und Pontoniere nichts mehr aufhalten.

Nachdem ein Theil der Truppen Position auf Sundewitt genommen, begannen unverweilt die Angriffe auf die düppeler Werke, wobei sichtbar das Bestreben des preußischen Commandos dahin ging, einen Theil der Streitkräfte in den Sonderburg gegenüber gelegenen Strandwinkel zu schieben, als ob es darauf abgesehen wäre, die Dänen abzuschneiden.

Die düppeler Fortificationen bestanden aus zehn fortartigen mit einander verbunden, mit aller Hilfe der Fortificationskunst ausgestatteten, sehr mächtigen Schanzwerken. Es waren nicht mehr die düppeler Schanzen des früheren schleswig-holsteinischen Krieges. Jede dieser Schanzen war eine kleine, und das durch sie abgeschlossene Vertheidigungsobject eine riesige Festung. Die Armatur war reich, und die Besatzung angemessen, fast stark. Alle vortheilhaften Punkte des vorliegenden Terrains hatte man in das Fortificationssystem hineingezogen und z. B. Ortschaften wie Rackebüll, Düppel, Kirch- und Osterdüppel in Forts verwandelt und besetzt, mit besonderer Sorgfalt auch den einen großen Theil des Terrains beherrschenden Mühlberg bei Düppel fortifizirt. Prinz Karl ordnete einen regelmäßigen Belagerungskrieg an. Die Laufgräben rückten rasch vor. Verstärkungen waren von der anderen Heeresabtheilung aus Jütland zurückbeordert und aus Süden nahete das schwere Belagerungsgeschütz. Ende März spieen 13 Belagerungsbatterien ihr furchtbares Feuer aus und zerstörten die dänischen Werke in einer so rapiden Weise, daß an eine Wiederherstellung kaum gedacht werden konnte. Aber im Verlaufe von 14 Tagen hatten sich die 13 Batterien auf 33 vermehrt ungerechnet der Feldbatterien, deren Zahl nicht geringer war. Als zum Sturm geschritten wurde, waren 83 große Belagerungsgeschütze in Position.

Ende März war bereits die Stadt Sonderburg, die jenseit der Meerenge auf der Insel Alsen liegt, wo sich die Depots der Dänen befanden, durch ein Bombardement zertrümmert. Und Mitte April hatten die Dänen nicht nur alles Außenterrain der düppeler Fortificationslinien verloren, sondern ihre Werke waren auch in einen bedenklich hohem Grade durch die preußischen Geschütze zerstört, wie denn auch die Besatzung durch die mörderische Wirkung des Zündnadelgewehrs gewaltig geschwächt war.

Am 15. April waren die Laufgräben nur noch 150 Schritte von den feindlichen Werken entfernt. Feldmarschall Wrangel und der Kronprinz

trafen ein. Der Sturm wurde angeordnet. Die Mannschaften der Sturmcolonnen nahmen das Abendmahl; doch war der gute Muth bei ihnen so groß, daß Niemand an den Tod dachte. Sechs Sturmcolonnen wurden gegen sechs Schanzen gestellt. Die übrigen vier Schanzen und die zweite und dritte Fortificationslinie sollten durch die nachdringenden Mannschaften genommen werden. Alle Anordnungen gingen vom Prinzen Karl aus; Niemand wagte sich einzumischen.

Morgens drei Uhr am 18. begannen von preußischer Seite Bombardement und Kanonade in einer Weise, die die Dänen merken lassen mußte, daß dies die Einleitung des letzten Angriffsactes sei. Der Geschützdonner fand keine Unterbrechung und setzte die Erde wie ein Erdbeben in dauernde Erschütterung. Die Hinterladungseinrichtung erzeugte ein solches Schnellfeuer, daß auf die Secunde über 20 Schuß fielen und die Erwiderung der Dänen sich zu gehöriger Stärke nicht entwickeln konnte. Besonders wurde den Dänen die Vertheidigung auf dem linken Flügel ihrer Fortificationslinie erschwert, weil die Geschütze der auf Sundewitt postirten Batterien in das Rückenterrain der daselbst liegenden Schanzen einschlugen. Von hieraus wurden gleichzeitig seewärts auch die dänischen Panzerschiffe in Unthätigkeit gesetzt.

Nachdem die Kanonade bis Morgens 10 Uhr gedauert, verstummte sie plötzlich, und nun brachen die Sturmcolonnen vor, und in weniger als einer Viertelstunde waren sämmtliche sechs angegriffene Schanzen genommen. Die nächsten, nun im Rücken angegriffenen, fielen eine nach der andern viel leichter, so daß nach 22 Minuten die ganze erste und stärkste düppeler Fortificationslinie genommen war.

Ohne Besinnen ging es gegen die zweite Fortificationslinie vor. Der Kampf um diese war wüthend aber leichter. Der Mühlberg wurde erstürmt. Schon dringen die Truppen in die dritte Fortificationslinie und nehmen sie, wo die Sundewitt-Batterien sie unterstützen, leicht. Die Dänen müssen jetzt fürchten abgeschnitten und gefangen zu werden. Alles flüchtet der Insel Alsen zu. Die den Rückzug deckenden Truppen kämpfen schlecht, wodurch die Flucht wirr und sehr verderblich wird. Die dänischen Panzerschiffe suchen zwar die preußischen Verfolger zu flankiren; aber die Strandbatterien werfen ihnen einen solchen Kugelhagel auf den Leib, daß sie in eine Entfernung zurückgehen müssen, aus der sie den Ihrigen keinen Dienst mehr leisten können, und so gelingt es den Preußen, selbst den düppeler Brückenkopf an der alsener Meerenge zu nehmen und den größten Theil der dänischen Nachhut abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

Um zwei Uhr Nachmittags war der Sieg vollständig errungen. Alle

Werke von Düppel befanden sich in preußischer Hand. Die letzte Schutzwehr Dänemarks war gefallen. Binnen vier Stunden hatten die Preußen 43 Fahnen und 118 Geschütze durch fortgesetzte Erstürmungen erobert. Es war wahrlich eine große That; nur Schade, daß ihr das geringe Ansehen Dänemarks einen Theil ihres Werthes raubte.

Wie dem auch, es war viel gewonnen! der Weg nach Kopenhagen stand offen, wenn man sich einen Weg über das Meer zu bahnen vermochte. Letzteres wurde in Kopenhagen für nicht, in Berlin aber für sehr möglich gehalten. Preußen besaß ein musterhaftes Pontonwesen und schon recht hübsche maritime Hilfsmittel. Das hatte ja auch Dänemark bereits am 17. März empfunden, als bei der Insel Rügen drei preußische Schiffe sieben dänischen vollkommenen Widerstand geleistet hatten.

11.

Diplomatisches Zwischenspiel.

Je übeler sich die Verhältnisse für Dänemark auf der Bühne des Krieges gestalteten, desto übler wurde die Stimmung der Cabinete, auf welche Dänemark bis jetzt mit thörichter Zuversicht gebaut hatte. Mit der Eroberung von Düppel war Dänemarks Kriegskraft gebrochen. Denn auch von jener Hälfte der Armee, welche sich nach Jütland hinaufgezogen hatte, war kein Umschwung der Dinge zu erwarten, da sie sich überall, bei Kolding, Gudsoe, Viuf, Veile und anderwärts aus dem Felde hatte schlagen lassen. Man konnte Dänemark nur noch für einen lächerlichen kleinen Gernegroß halten, den in Schutz zu nehmen sich kaum mit der Würde achtbarer Großstaaten vertrug. Das ungezogene kleine Volk verdiente eben eine Züchtigung, und wer mochte sich da bemühen, es zu hindern. England, das so viel von bewaffnetem Beistand gesprochen, erklärte jetzt, daß es sich höchstens herbeilassen könne, sich auf einer Conferenz der dänischen Sache, so weit diese noch nicht den Großmächten Preußen und Oesterreich gegenüber verwirkt sei, anzunehmen. Preußen hatte sich zu groß gezeigt, um dessen Freundschaft weg zu werfen, und Dänemark zu klein, um seine Freundschaft zu suchen.

Nach England richtete sich Schweden. Es hatte Beistand versprochen, aber es war ihm eben nicht Ernst damit, denn es riskirte, mehr zu verlieren

als ihm Dänemark ersetzen konnte. Napoleon behandelte die dänische Sache als einen Gegenstand, der der Billigkeit der Sieger anheim gestellt werden könne. Preußens bewunderungswürdige Leistung vor Düppel hatte ihm imponirt und er war aufrichtig Preußen hingegeben, wie mehrere seiner schriftlichen Aussprüche bezeugten, in denen er Preußen das ebenbürtige Brudervolk Frankreichs nennt und Frankreich in Preußens Kriegsglanze abspiegelt. Der sächsische Minister von Beust würde wohlgethan haben, diese Ansicht und Neigung Napoleons auf die Wage der Einsicht zu legen.

Inzwischen hatte England doch eine Conferenz zusammengebracht. Das war aber mehr aus Rivalität gegen Napoleon geschehen, der bisher alle Conferenzvorschläge Englauds, als mit der Sache nicht in würdigem Verhältniß stehend, abgewendet hatte. Jetzt war es der deutsche Bund (und im Hintergrunde Oesterreich) der das englische Conferenzproject zur Ausführung brachte.

Von Seite des deutschen Bundes, der hier zum letzten Male eine europäische Rolle spielte, wurde der sächsische Minister von Beust abgesendet. Er war der rechte Mann für Oesterreichs preußenfeindliche Tendenz. Indessen muß zugestanden werden, daß Beust in Bezug auf Schleswig-Holstein das forderte, was von Seite des deutschen Volks für Recht gehalten werden durfte. Leider aber wohnte seiner Forderung eine durchaus preußenfeindliche Gesinnung inne, und während er gern Schleswig-Holstein für Deutschland gerettet hätte, hätte er mit Vergnügen Preußen um die Früchte seiner Anstrengungen gebracht und es am liebsten aus Deutschland hinausgeworfen. Mindestens bot er alles auf den Herzog von Augustenburg zum Eigenthümer der von Preußen mit blutigen Mühen errungenen Früchte zu machen, und darum war er auch ganz der Mann Oesterreichs; aber Herr von Beust überschätzte sich und konnte gar nicht glauben, daß er für den preußischen Minister Bismark doch nur eine kleine Potenz war oder ein Mann, der da der Erste zu sein glaubt, wo Andere längst gewesen waren. So konnte er denn auch in der Conferenz durchaus mit seinen preußenfeindlichen Ideen nicht ankommen. Allenthalben trat ihm hohe Achtung vor Preußeu entgegen, und anstatt England, Frankreich und Rußland zum Einschreiten gegen das selbstmächtig vorschreitende Preußen zu bewegen, mußte er vernehmen, daß man einen Kampf gegen Preußen für einen Kampf gegen Deutschland halten müsse und ein solcher keinerlei Berechtigung habe auch nicht wohl riskirt werden könne. In Bezug auf Dänemark sagte man ihm deutlich genug, daß es der Theilnahme nicht werth sei und in Bezug auf ihn selbst gab man ihm auch nicht ganz undeutlich zu verstehen, daß er nicht wohl gethan habe, sich zum Träger der schon gekannten Intriguen Oesterreichs herzugeben,

und was schließlich den deutschen Bund betraf, so ließ man ihn merken, daß ihm Ehre genug geschehe, wenn er als geduldeter Gast behandelt werde. Von dem allen scheint Herr von Beust's Scharfsinn nichts gemerkt und verstanden zu haben, da sein Eifer ungeschwächt blieb und er den Muth behielt, seine in Sachsen berühmte, anderwärts belächelte Reise zum Kaiser Napoleon zu unternehmen.

Da mit einem Male ging eine Depesche Bismarks ein, groß und würdig des Heldenvolks, das er vertrat. Kurz und bündig war in derselben gesagt: Preußen werde mit seinem Bundesgenossen in seinen Eroberungen stehen bleiben, und erwarten, ob es Jemand aus derselben zu vertreiben den Muth habe. Das hieß soviel als Preußen im Bunde mit Oesterreich werde mit Dänemark allein verhandeln und fremde Einmischung nicht dulden.

Frankreich, England und Rußland schwiegen zu dieser Erklärung, d. h. sie erkannten die Berechtigung derselben an, und Herrn von Beust blieb nun nichts übrig als heimzukehren und zu erzählen, daß Preußen doch in größerer Achtung stehe als die kleinen deutschen Liliputstaaten im Bunde und Herr von Bismark als er selbst. Beruhigt indessen war er noch nicht, und außer seiner Reise sah man ihn in der Folge noch mehre überkühne Griffe thun.

Alles, was die londoner Conferenz bewirkt, waren eine kurze Waffenruhe und die Gewißheit, daß Preußen das londoner Protocoll von 1852, nach welchem Schleswig-Holstein mit Dänemark in Personalunion bleiben sollte, nicht anerkenne. Da aber Dänemark hartnäckig fortfuhr eben dieses Protocoll gegen seinen Feind geltend zu machen, so mußte begreiflicher Weisen der Krieg seinen Fortgang haben.

12.

Die Eroberung der Insel Alsen.

Die fruchtlose Conferenz zu London, welcher Minister Bismark mit seiner kernhaften Erklärung so freimüthig ihre Nutzlosigkeit bewies, hatte die Bewegung auf der Kriegsbühne nicht weiter aufhalten können, als durch den kurzen Waffenstillstand, den sie als einziges Resultat erwirkte. Das „Vorwärts" Blüchers blieb immer die Losung Preußens. Kaum waren die

Fortifikation von Düppel erobert und die Dänen hier von dem Festlande vertrieben, als man sich fertig machte, auf dem nördlichen Schauplatze die Festung Fredericia und auf dem südlichen die Insel Alsen zu erobern.

Letzteres hatte das dänische Cabinet fürchten zu müssen durchaus nicht geglaubt. Hatte dieses Cabinet, welches aus der patriotischen Partei, den sogenannten Eider=Dänen bestand, deren Führer ein schwärmerischer Schriftsteller, Namens Orla Lehmann, war, bisher immer nach thörichten Voraussetzungen gehandelt, so mußte man staunend zu sehen, daß dieses Cabinet auch jetzt noch bei seiner beispiellosen Thorheit beharrte, wo furchtbare Thatsachen ihm die Wahrheit der Dinge zeigten. Jetzt versenkte sich dieses Cabinet in die Ueberzeugung, daß die Kriegsthätigkeit der feindlichen Verbündeten nothwendig an der Meeresküste enden müsse. Schleswig, Holstein und Jütland könne Preußen wohl in Besitz nehmen, aber weiter nichts, und mit dieser festländischen Errungenschaft habe es durchaus die Gewalt noch nicht erlangt, Dänemark, das auf seinen Inseln sehr sicher sitze, irgend ein Zugeständniß abzuzwingen. Daß der Feind doch auch über einige maritime Hilfsmittel verfüge, mochten die kopenhagener Politiker, in deren Gewalt sich der König Christian gänzlich befand, durchaus nicht zugeben, obschon zwei Seekämpfe (am 17. März und 9. Mai) bewiesen hatten, daß man die österreichischen und jungen preußischen Kriegsschiffe nicht durch Unterschätzung beleidigen dürfe.

Die Ernennung des Helden von Düppel, Prinzen Karl, zum Oberbefehlshaber an der Stelle des mehr als achtzigjährigen Feldmarschalls von Wrangel war eine Aenderung in den Verhältnissen, die eigentlich keine Bedeutung hatte, weil der alte einsichtsvolle und brave Wrangel in nichts dem Ermessen des jungen geistvollen Prinzen Fesseln angelegt hatte. Dennoch rief dieser Wechsel im Oberbefehl Besorgniß in Kopenhagen hervor. Man erschrak darüber, als ob nun erst Gefahr eintrete, und während man vorher gar nicht geglaubt, daß der Feind auf die Inseln überzugehen wagen werde, nahm man das nun für eine gewisse Sache an.

Plötzlich sah man Tausende von Händen am Gestade der Insel Alsen Schanzen aufwerfen, Durchschnitte anlegen, Verhaue, Batterien errichten ꝛc. Man fürchtete unzweifelhaft den Uebertritt der Preußen auf die Inseln, und weil man angefangen hatte diesen zu fürchten, so zögerte Prinz Karl nicht diesen auszuführen, ehe der Feind zu große Vorkehrungen gegen denselben getroffen habe.

Die Insel Alsen, vier Quadratmeilen umfassend, hat auf der westlichen Seite steile Ufer, Seeinschnitte und große Vertheidigungsvortheile andrer Art. Diese benutzten die Dänen mit großer Einsicht für Fortifizirungen.

Die Frage war nur ob sie die neuen Schanzen auch besser vertheidigen würden, als die alten vor Düppel.

Prinz Karl aber fragte nach dem allen nicht. Er wollte Alsen haben und mußte es haben. 160 Boote waren genügend mit einem Male eine Truppenmasse hinüber zu schaffen, unter deren Schutze dann eine Pontonbrücke angesetzt werden konnte, die bis in die Mitte der Meerenge (Alsensund) hereinreichte und also den Hauptübergangsweg um die Hälfte abkürzte. Auf zwei andern Stellen sollten die Truppen mit Booten übergesetzt werden.

Mit Tagesanbruch am 29. Juni wurde das Unternehmen angegriffen. Aeußerste Stille war streng anbefohlen. Leichte Seenebel verhüllten die Bewegung der Preußen. Am düppeler Gestade herrschte die Geschäftigkeit eines aufgestörten Ameisennestes. Am alsener Gestade lagen die dänischen Soldaten in göttlichem Schlafe. Sie vertrauten dem Schutze der Meerenge.

Indessen waren die dänischen Posten doch wachsam, und kaum hatten die preußischen Uebersetzboote die Mitte des Alsensundes erreicht, als die dänischen Allarmkanonen längs dem alsener Gestade ihren Weckruf ertönen ließen. Noch hatten die preußischen Truppen nicht gelandet, als das Feuer der dänischen Batterien anhob. Sofort aber begann auch das Feuer der preußischen Batterien auf der düppeler Seite zum Schutze der Uebergangstruppen. Die gezogenen preußischen Geschütze, mit einer geringen Elevation feuernd, spotteten der Entfernung, und die Zündnadelgewehre der überschiffenden Truppen verjagten die am Strande ausgestellten Posten.

Zu gleicher Zeit hatten die Preußen auf der alsener Küste zwei Landungspuncte gewonnen und durch ihr wüthendes Kleingewehrfeuer von jeder Anfechtung befreit, namentlich ging bei Arnkiels, wo die größten Schwierigkeiten erwartet worden waren, die Landung bequem von Statten. Hier häufte sich schnell eine sehr beträchtliche Truppenmasse. Sofort schritt diese zum Angriffe, überwältigte eine Strandbatterie nach der andern und machte bis zum Morgen das ganze alsener Seeufer so frei, daß der preußische Uebergang nun in vergrößertem Maße bewerkstelligt werden konnte. Zwar feuerten die Dänen aus den Batterien von Sonderburg mit großem Eifer, das Panzerschiff Rolf Krake machte sich alle Augenblicke sichtbar, allein die Batterien trafen nur das Wasser und Rolf Krake kam nicht heran.

Sobald eine beträchtliche preußische Truppenmasse sich gesammelt hatte, drang dieselbe ohne Rücksicht auf ihre Stärke oder Schwäche vor, das Landungsterrain frei zu machen. Artillerie war noch nicht vorhanden und das Zündnadelgewehr mußte sie ersetzen. Sobald die Landungspuncte gesichert waren, verstärkte sich der Nachzug außerordentlich schnell, und gegen sechs Uhr Morgens konnte sich schon Artillerie geltend machen. Nun be-

gannen die ersten geordneten größeren Angriffe. Die Schanzen und Batterien von Rönhoff wurden zunächst und bald darnach die Fortification von Kjäz, Baag und Moose, zuletzt die von Ulkebüll und Sundsmark erstürmt.

Die Operationsrapidität der Preußen ging über alle Begriffe der Dänen. Hörup-Kirch und Hörup-Haff waren durch Umgehung verloren, ehe man nur den Angriff dieser Puncte recht gemerkt hatte; schon vorher war auch Sonderburg in preußische Hand gefallen. Nirgends konnten die Dänen einen Posten behaupten, und bis gegen neun Uhr Morgens war die ganze dänische Heeresmasse bei Kekeius zusammengekeilt und ihre Rettung auf schleunige Ueberschiffung nach der Insel Fünen angewiesen. Man stürzte sich wie wahnsinnig in die Transportschiffe. An Ordnung war nicht zu denken. Viele Leute gingen bei der Einschiffung zu Grunde.

Solche Ueberstürzung war gar nicht nöthig, da die Preußen, mit Arrangements beschäftigt, von Verfolgung absahen. Allein der Schrecken stak in den dänischen Truppen, und in jedem Baumstumpfe, Baumpfahle oder Schatten glaubten sie einen Preußen zu erkennen. Um drei Uhr Nachmittags des 29. Juni war die Insel Alsen vollständig erobert. 26 Fahnen und 99 Geschütze befanden sich in der Hand der Sieger, zugleich aber auch — und das war von besonderer Wichtigkeit — eine große Menge von Strandschiffen, so daß mit Alsen zugleich die Mittel zum Uebergange nach der Insel Fünen gewonnen waren, und zu diesem ließ Prinz Karl zum Schrecken der regierenden Herren in Kopenhagen sogleich Anstalt treffen.

Gleicher Zeit hatten der preußische General v. d. Mülbe und der österreichische General von Gablenz die Belagerung der jütländischen Festung Fredericia in Angriff genommen. Prinz Karl hatte ihnen dazu das ihm nach der Eroberung von Düppel überflüssig gewordene Belagerungsgeschütz überlassen. Schon waren Vorbereitungen zur ersten Beschießung getroffen, als die auffällige Ruhe in der Festung verrieth, daß die Besatzung abgezogen sei. Erkundigungen bestätigten es. Man fürchtete eine List. Allein die Dänen waren ehrlich geflüchtet, nämlich ohne die Stadt zu unterminiren, die Brunnen zu vergiften, oder dergleichen. Ehrliche Feigheit hatte sie bewogen dem Feinde die Festung mit einer Armatur von fast 300 Geschützen zu überlassen. Ihre Absicht war, sich auf einem nördlichen Einschiffungspuncte nach der Insel Fünen zu retten, wohin nun bereits die andere Hälfte der dänischen Armee geflüchtet war.

Die Verbündeten rückten nun eilend nordwärts, überwältigten rasch die verschiedenen kleinern Festungen, zuletzt Frederikshavn, und waren am 20. Juli im Besitze des gesammten dänischen Festlandes, der frisischen Inseln, Alsens und einer dänischen Küstenflottille, die unter den frisischen Inseln

durch die Batterien abgeschnitten wurde. Es bedurfte nur noch einiger Wochen, um mit der Eroberung von Fünen und Seeland dem übermüthigen Inselkönigreiche ein Ende gemacht zu haben.

13.

Ende des schleswig-holstein'schen Kriegs.

So sehr auch die sogenannte Patriotenpartei das dänische Volk fanatisirt hatte, mußte nach solchen Erfahrungen nun doch die Einsicht zurückkehren, daß Trotz ohne Macht nur Wehe bereiten könne. Nie hatte man eine politische Partei so gefeiert, als die Orla Lehmanns, die patriotische, die mit frechem Uebermuthe den Thron und das Cabinet Jahre lang beherrscht und Deutschland gekränkt hatte. Jetzt stand der Staat am Rande des Verderbens und dahin hatte ihn diese Partei geführt. Man fühlte sich getäuscht, betrogen, und hatte man sie früher gefeiert, so machte man sich selbst nun wegen dieser Verblendung Vorwurf und fühlte sich von Zorn erfüllt.

So war die Lage der Dinge in Kopenhagen, die die patriotische Partei nun nöthigte von der Regierungsgewalt zurück zu treten. Der König, den jene Partei ebenso wie das ganze Land terrorisirt hatte, berief ein anderes Ministerium, und dieses, aus einsichtsvollen Männern bestehend, that sogleich dem Fortschreiten des Verderbens durch den Antrag eines Waffenstillstandes und des Friedens Einhalt. Am 20. Juli war der Waffenstillstand vereinbart und in den folgenden Tagen von Dänemark die feste Zusage gewonnen, daß es den Forderungen Deutschlands gerecht werde und auf Unterhandlungen wegen Abtretung Schleswigs, Holsteins, Lauenburgs und der frisischen Inseln eingehen werde.

So war das Wichtigste erreicht und die Finanzfrage wurde so billig gestellt, daß Dänemark darin der Friede durchaus nicht erschwert wurde. Aber freilich von altgewöhnten Ränken, Berufung auf fremde Mächte, den deutschen Bund, Conferenzen und dergleichen mußte Dänemark ganz absehen. Minister Bismark sagte dem Cabinet von Kopenhagen zum großen Verdruß des sächsischen Ministers von Beust, daß es durchaus mit Niemand etwas zu schaffen habe als mit den Mächten, gegen die es Krieg geführt habe; man werde jede fremde Einmischung verwerfen, namentlich auch die der kleinen deutschen Staaten, und sofort den Krieg fortsetzen, wenn Dänemark nun nicht rasch offen und ehrlich das Friedenswerk fördere.

Wien wurde zum Conferenzplatze bestimmt und am 30. October war zwischen den Bevollmächtigten der drei Staaten Oesterreich, Preußen und Dänemark der Friede dergestalt abgeschlossen, daß „„Sr. Majestät der König von Dänemark allen seinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten Ihrer Majestäten des Kaisers von Oesterreich und Königs von Preußen entsagte, und sich verpflichtete, die Dispositionen anzuerkennen, die diese Majestäten in Bezug auf diese Herzogthümer treffen würden.““

So war nun der Streit um Schleswig-Holstein beendet so weit er Dänemark betraf; allein nun erst sollte der Streit zwischen den deutschen Mächten beginnen.

14.

Streit wegen der Entscheidung über Schleswig-Holstein.

Als die Frage über Schleswig-Holstein zwischen Dänemark einerseits und Preußen und Oesterreich andrerseits entschieden war, mußte sie auch zwischen diesen beiden Großmächten und dem deutschen Bunde entschieden werden. Dem Beobachter kann es nicht entgehen, daß Oesterreich dabei die Rolle des gekränkten Freundes spielte, offen als Genosse an Preußens Seite stand und im Verborgenen durch den Bund feindselig agitirte. Der deutsche Bund und Herr von Beust waren eben nur Gegenstände österreichischen Mißbrauchs, sie waren Mittel der österreichischen Politik.

Als aber der deutsche Bund, der doch die Aufgabe hatte Einigung zu bewirken, sich für Oesterreich zum Mittel der Entzweiung unwürdig hergab, dachte er nicht daran, daß seine Rechte ganz unverbürgt waren und daß Herr von Bismark auf den Gedanken kommen müsse, eine so schwach berechtigte, überflüssige und doch gefährliche Potenz zu zerstören. Alles was der deutsche Bund wünschen und fordern konnte, nämlich daß Schleswig-Holstein sicher und fest zu Deutschland gelange, war erreicht. Ob das unter preußischem, augustenburgischem, oldenburgischem oder sonst einem dem deutschen Bunde angehörenden Namen geschah, konnte dem Bunde ganz gleich sein.

Oesterreich freilich hatte andere Interessen, ihm mußte die Verstärkung Preußens unlieb sein, wo es sich nicht selbst mit verstärken konnte. Dem

deutschen Bunde aber kam es nicht zu, sich zum Packträger dieser fremden Interessen herzugeben.

Nachdem der Friede mit Dänemark geschlossen war, blieb die Frage zu entscheiden, wer nächst dem deutschen Bunde Schleswig-Holstein besitzen solle. Bei dieser Frage aber sprach das preußische Interesse mächtig mit. Preußen mußte daran liegen, daß das mit so vielem Blut errungene Schleswig-Holstein ihm und Deutschland zum Nutzen gereiche. Sollte es das im größten Maße, so mußte es mit Preußen, sei es durch Vertrag, sei es durch Einverleibung, auf's Innigste verbunden werden. Einverleibung sicherte diese Verbindung natürlich am besten.

Indessen wollte Preußen sich auch durch einen Vertrag befriedigt finden, und hierin zeigte sich die Politik des Ministers von Bismark ebenso vernunftmäßig als edel deutsch und preußisch uneigennützig; denn was Preußen von Schleswig-Holstein gewinnen wollte, mußte viel mehr Deutschland als sonderlich Preußen zu Gute gereichen. Dabei hätte der deutsche Bund sich seiner hohen Aufgabe, Deutschland zu einigen und zu stärken, bewußt und vollkommen zufrieden sein müssen; doch konnte freilich Oesterreich damit nicht zufrieden sein, da es in Preußen seinen natürlichen Feind und in der Schwäche und Zersplitterung Deutschlands seinen besten Halt sah.

Da nun Preußen die Herzogthümer mit dem Rechte der durch den wiener Frieden erlangten provisorischen Souverainetät militärisch noch in Besitz hielt, so that natürlich Oesterreich, stets der eifrige Wächter Preußens, Gleiches; aber im Geheimen stachelte es, wie es schon früher gethan, die Stimmenführer des Bundestages an, die Anerkennung des Herzogs Friedrich von Augustenburg als souverainen Erben und Herrn von Schleswig-Holstein anzuerkennen, damit dadurch Preußen die Frucht seiner schweren Blutopfer entzogen werde. Allein Oesterreich erwog nicht, daß der Minister von Bismark ihm geistig weit überlegen war, und sowohl die Schwächen des Herrn von Mensdorff, der die Politik Oesterreichs leitete, als die des Herrn von Beust, der als tirallirender Pfiffkopf die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, gründlich beurtheilte.

Bereits während des Kriegs hatten die vom deutschen Bunde in Holstein eingesetzten Commissare gegen das Interesse Preußens die Sache des Herzogs von Augustenburg in Blühte zu treiben gesucht, indem sie die Annahme der Bevölkerung, daß er ihr Landesherr sei oder werden müsse, durch Begünstigung ihrer Huldigungen bestärkt hatten. Jetzt arbeiteten diese Commissare in dieser Weise noch eifriger, und Oesterreich trat nun aus seinem Versteck so weit hervor, selbst den Antrag zu stellen, daß man die souveraine Gewalt, die es mit Preußen in Gemeinschaft übe, nun dem Herzog von

Augustenburg übertrage und ihn allerseits als den Besitzer des befreiten Schleswig-Holsteins anerkenne.

Nun sprach auch Preußen freier. Es hatte vorzugsweise mit Oesterreich als seinem wahren Gegner zu thun. Den Bund, der ja nur der Gliedermann Oesterreichs war, durfte es schon mehr übersehen, und die Galoppade des Herrn von Beust nach Paris für beiläufige Draperie halten. So erklärte nun der Minister von Bismark im Namen Preußens: Preußen sei es sehr gleichgiltig wer als Herr in Schleswig und Holstein sitze, wohl aber müsse es darauf dringen, daß die der Befreiung und dem Gewinne dieser Länder gebrachten Opfer, für Preußen im engern und Deutschland im weitern Verhältniß gebührende und entsprechende Entgeltung fänden. Preußen fechte also die Erbfolgeansprüche des Herzogs von Augustenburg und die des Großherzogs Peter von Oldenburg nicht an, wolle aber auch seine eigenen Erbansprüche nicht unbeachtet sehen. Welche zweite Person aber auch als Souverain in den Herzogthümern eingesetzt werde, fordern müsse es 1) daß Schleswig-Holstein sich durch ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen vereinige, 2) die preußische Marine in Schleswig-Holstein aller Vortheile genieße, die sie als wichtiges Schutzmittel Deutschland von einem deutschen Staate, der selbst ihren Schutz genieße, vernünftiger Weise zu fordern berechtigt sei, 3) Schleswig-Holstein in Militärconvention mit Preußen trete, die Kosten für seinen Armeeantheil trage und den preußischen Truppenbewegungen innerhalb seiner Grenzen keine Hemmnisse bereite, 4) Schleswig-Holstein sich hinsichtlich erforderlicher Fortificationen der preußischen Militärdirection anschicke, 5) Holstein sein Bundescontingent der preußisch-schleswig-holsteinischen Armee nach Disposition der preußischen Direction stelle, 6) Rendsburg in eine Bundesfestung verwandelt werde, 7) auf den Fortificationsplätzen Preußen das volle Verfügungsrecht überlassen werde, 8) Preußen das Recht zugestanden werde einen Kanal in Holstein zu bauen, der die Ostsee mit der Nordsee verbinde und endlich 9) Schleswig-Holstein in den preußisch-deutschen Zollverein als Mitglied eintrete."

Man muß gestehen, daß alle diese Forderungen gerecht waren und nicht sowohl Preußens als Deutschlands Kräftigung bezweckten. Nur Neid und Bosheit konnten dies verleugnen. Von Oesterreich freilich durfte nicht erwartet werden, daß es Preußen so erhebliche Vortheile willig zugestehen werde, und Minister von Bismark war ohne Zweifel auf die Einwendungen gefaßt, die er durch eine Note vom 5. März 1865 von dieser Seite erhielt. In derselben erklärte Oesterreich, daß ein Herzog von Schleswig-Holstein, der solche Verpflichtungen gegen Preußen übernommen habe, der Würde ermangele, im Bundestage unter den souverainen Fürsten Deutschlands zu

sitzen. Oesterreich müsse sich für berufen halten, die Souverainetätsrechte und die ihn den andern Bundesfürsten gleichstellende Würde des künftigen Herzogs von Schleswig-Holstein zu schützen. Preußen bezwecke mit seinen Bedingungen Sondervortheile, die Schleswig-Holstein außer Stande setzen werden, Oesterreich und dem deutschen Bunde Gleiches zu leisten; und beide hätten ja doch das Recht aus Schleswig-Holstein einen ebenso großen Nutzen zu ziehen wie Preußen, da Preußen doch in keiner Weise vorberechtigt sei. Daß Rendsburg in eine deutsche Bundesfestung umgeschaffen werde, daß Preußen aus Kiel einen deutschen Hafenplatz mache, daß Preußen einen Kanal in Holstein baue, der die Nord- und Ostsee verbinde, daß auch Schleswig-Holstein in den preußischen Zollverein eintrete, dagegen wolle Oesterreich nichts haben; aber die anderen Bedingungen könne es nicht zugestehen, müsse vielmehr fordern, daß die Erbfrage zunächst entschieden und ein Herzog in dem Lande ohne beschränkende Bedingungen eingesetzt werde. Sei das geschehen, so sei die Zeit für Detailverhandlungen, wie sie Preußen jetzt schon verlange, gekommen, und es sei dann Sache des Herzogs zu genehmigen oder zu verwerfen nach seinem Ermessen. Oesterreich wünsche also vor allem den Fürstenstuhl des Landes besetzt zu sehen und Verhandlungen abzubrechen, zu denen man keine Berechtigung habe, und in denen doch schwerlich je eine Einigung zwischen Oesterreich und Preußen zu Stande kommen werde.

Man muß gestehen, daß Oesterreich sich jetzt in seiner Mißgunst wenigstens recht frei und ehrlich offen zeigte. Wäre es noch ein Geheimniß gewesen, so kannte doch nun Herr von Bismark seinen eigentlichen Gegner, wußte von wem alle feindseligen Pläne gegen Preußen ausgingen und gegen wen er sich zu wenden habe. Oesterreich war Preußens Bundesgenosse, um als Feind desto sicherer wirken zu können, und jetzt hielt Oesterreich es nicht ein Mal mehr für nothwendig, das zu bemänteln.

Kaum hatte Oesterreich jene Erklärung gegeben, durch welche Preußen um jede gute Frucht seiner schweren Opfer gebracht und die deutsche Kleinstaaterei, in der ja Oesterreich seine beste Stütze fand, vergrößert werden sollte, als es die Vertreter Sachsens, Baierns und Hessen-Darmstadts beim deutschen Bunde darauf dringen ließ, daß dem Herzog von Augustenburg das befreiete Schleswig-Holstein als dem rechtmäßigen Landesherrn übergeben und zur Berathung mitgetheilt werde, welche Vereinbarung zwischen den beiden Großmächten wegen des Herzogthums Lauenburg stattgefunden habe. Denn auch Lauenburg, auf welches der Herzog Friedrich kein Erbrecht beziehen konnte, hatte von Dänemark abgetreten werden müssen.

Dieser Antrag, welchen der sächsische Minister von Beust am 27. März

eingebracht, wurde von der Bundesversammlung, über deren Stimmenmehrheit Oesterreich durch die Kleinstaaten verfügte, angenommen, und es schien als sollte Oesterreichs Politik zum Siege gelangen. Wie am Bunde drängte es auch in den befreiten Herzogthümern zu der seinem Plane angemessenen Entscheidung hin, indem es die Anerkennung des Herzogs Friedrich von Seiten des Volks dadurch förderte, daß es die schwärmerischen Huldigungen desselben, nicht bloß zuließ, sondern eifrig begünstigte. Allenthalben wurde demnach Friedrich von Augustenburg zum Landesherrn ausgerufen. Man sendete Deputationen, bereitete ihm feierliche Empfänge und vieles dergleichen. Der Herzog Friedrich andrerseits erhielt dadurch eine gewisse Gewalt im Lande, zog schon eine Art Ministerium an seine Seite, erließ Verfügungen, Bestätigungen ꝛc.

Natürlich wurden dadurch die Pläne Preußens, welches in seiner Verwaltung der Herzogthümer auf eine enge Verbindung derselben mit sich hinwirkte, ganz erschwert. Die Verwaltung wurde von einem preußischen und einem österreichischen Civilcommissar ausgeübt. Der österreichische (von Halbhuber) wirkte in allem den Maßnahmen des preußischen (von Zedtlitz) entgegen. Mit ihm stand der Herzog Friedrich, der nun ganz offen von Oesterreich unterstützt wurde, in enger Verbindung, und die Bevölkerung, für jegliche Art von Widerstand immer leicht zu gewinnen, nahm an dem dem preußischen Wirken widerstrebenden Verhalten in ziemlich maßloser Weise theil.

Hieraus mußten natürlich mancherlei Conflicte entstehen. Der preußische Civilcommissar wurde nicht fertig Beschwerden an das Ministerium einzusenden und dieses, endlich der Chikane müde, trug kein Bedenken, die Hindernisse, welche dem freien Handeln seines Commissars entgegengestellt wurden, durch Anwendung von Gewalt zu beseitigen. So wurden einige Personen verhaftet oder ausgewiesen (May, Freese) und ein Theil der preußischen Flotte im Hafen von Kiel, woselbst der Herzog von Augustenburg residirte, stationirt.

Aber was nun auch Preußen that, seinem Plane zu folgen, überall wurde ihm feindselig begegnet und entgegen gewirkt und es mußte endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß um Freiheit des Handelns zu gewinnen, Oesterreich aus den Herzogthümern entfernt, oder wenigstens die Befugniß desselben in feste Schranken gebracht werden müsse. Der preußische Minister von Bismark bezweifelte sicherlich nicht, daß es schließlich doch wohl auf einen Krieg ankomme. Indessen sollte der Weg des Friedens nicht unversucht bleiben, und namentlich lag dies im Wunsche des Königs Wilhelm, der einer Verständigung mit Oesterreich nicht allen Glauben versagte und sie selbst zu bewirken suchte.

15.

Der Vertrag von Gastein.

Im August desselben Jahres besuchte König Wilhelm von Preußen das Bad Gastein. Ebendaselbst traf auch der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich ein. Auch er wünschte die schleswig-holsteinische Frage baldigst und freundlicher gelöst zu sehen, als das von seinem Cabinete erwartet werden konnte. Der Meinungsaustausch beider Monarchen führte denn auch zu einer gewissen Verständigung, durch welche die provisorischen Verhältnisse in Schleswig-Holstein besser geordnet und die bisherigen Reibungen zwischen den drei Parteien beseitigt werden sollten. Nachdem dergestalt Mißstimmung und Mißverhältniß beseitigt sein würde, wolle man zu einer definitiven Lösung der Herzogthümerfrage schreiten.

Die Verständigung, zu welcher die beiden Monarchen, von persönlichem Wohlwollen geleitet, gelangten, ist unter dem Namen „Gasteiner Vertrag" bekannt geworden. Derselbe wurde am 14. August 1865 abgeschlossen und am 20. August ratifizirt. Die in ihm enthaltenen Bestimmungen bestehen in Folgendem:

1. Beide Mächte, Preußen und Oesterreich, reserviren sich die gemeinschaftliche Souverainetät über die Herzogthümer Schleswig und Holstein, die Verwaltung von Holstein übernimmt aber provisorisch Oesterreich, die Verwaltung von Schleswig übernimmt Preußen.
2. Preußen und Oesterreich werden beantragen, daß eine deutsche Flotte hergestellt und Kiel zum Bundeshafen erklärt werde. Bis die betreffenden Beschlüsse des deutschen Bundes zur Ausführung gekommen, benutzt die Marine von Preußen und Oesterreich den kieler Hafen; Preußen führt aber in diesem Hafen das Commando, übt dort die Polizei und alle Territorialrechte aus, die ihm zur Sicherung dieses Hafens nothwendig überlassen werden müssen.
3. Oesterreich und Preußen werden beim deutschen Bunde beantragen, daß Rendsburg zur deutschen Bundesfestung erklärt werde. Bis die Eigenschaft Rendsburgs als Bundesfestung anerkannt ist, wird dieser Platz gemeinschaftlich von Preußen und Oesterreich besetzt.
4. So lange die Theilung der Verwaltung Schleswigs und Holsteins zwischen Preußen und Oesterreich dauert, behält Preußen zwei Etappenstraßen durch Holstein, die eine von Lübeck auf Kiel, die andere von Hamburg auf Rendsburg; besondere Conventionen bestimmen das Nähere.

5. Preußen verfügt auf seine Weise über einen Telegraphendraht und eine Postlinie nach Kiel und Rendsburg; für die Ausführung einer directen Eisenbahn von Lübeck über Kiel durch Holstein tritt Preußen ein, ohne deshalb Ansprüche auf Hoheitsrechte über die Bahnlinie zu erheben.
6. Schleswig-Holstein soll schließlich dem Zollverein beitreten. Oesterreich erklärt sich geneigt, auf Grund besonderer Verhandlungen diesen Beitritt auch schon während der Dauer des durch diesen Vertrag festgestellten Provisoriums zu begünstigen.
7. Die Ausführung des Nord-Ostsee-Kanals mit dem daraus natürlich erfließenden Rechte wird Preußen überlassen.
8. Betreffs der finanziellen Leistungen, welche durch den wiener Frieden vom 30. October 1864 festgestellt sind, bleibt alles beim Alten. Nur soll das Herzogthum Lauenburg keinen Beitrag zu den Kriegskosten liefern und die Beiträge Holsteins und Schleswigs sollen auf diese nach dem Maße der Bevölkerung vertheilt werden.
9. Das Herzogthum Lauenburg überläßt der Kaiser von Oesterreich mit vollen Rechten, wie sie im wiener Vertrage erworben, an den König von Preußen, welcher dafür zwei und eine halbe Million dänische Thaler in preußischem Silbergelde vier Wochen nach Ratification dieses Vertrags bezahlt.

Man erkennt wohl, daß bei aller wohlwollenden Gesinnung der beiden Monarchen gegen einander der gasteiner Vertrag das Resultat eines diplomatischen Kampfes war. Oesterreich hatte nur mit Mühe der Einsicht Folge gegeben, daß es selbst bei der schleswig-holsteinischen Frage auf einen directen Gewinn nicht speculiren könne, und daß das, was Preußen gewinne, nicht nur ein naturgemäßes Ergebniß der Verhältnisse sei, sondern auch Deutschland und durch dieses wieder Oesterreich zu Gute komme. Es hatte Preußen Vortheile gegönnt, aber nur kleine und mit Ueberwindung, mit zitternder Hand, mit angstvoller Sorge, selbst dabei zu verlieren, und sichtbar mit dem mißgünstigen Herzensdrang, doch diesen Gewinn lieber selbst an sich zu bringen — was aber freilich der Natur der Sache nach nicht ging. Der gasteiner Vertrag war das Resultat eines diplomatischen Kampfes. Er befriedigte gewisse Siegerrechte nur zum Theil, er brachte auch etwas Ordnung in die schleswig-holsteinischen Verwaltungsverhältnisse, bessere Sicherheit in die Functionsbefugnisse der beiderseitigen Regentschaften (Commissariate); aber es fehlte die Vollendung, die Vollkommenheit in der neuen Ordnung, es war etwas Halbes, das, um die nothwendige Vollendung zu erlangen, noch eines mächtigen Impulses, vielleicht eines Krieges bedurfte. Der aus dem gasteiner Vertrage hervorgegangene halbe, oder schiefseitige Zustand,

konnte auf die Dauer etwas Befriedigendes nicht schaffen. Waren durch ihn Uebelstände beseitigt, so mußten ihm Uebelstände in anderer Form neu entspringen. Oesterreichs Mißgunst hatte es nur so, und nicht anders zugelassen, und wer nur irgend eines klaren politischen Auges sich erfreute, konnte leicht voraussagen, daß Oesterreich einem Kriege die beste Unterlage gegeben, neue Reibungen geflissentlich begründet, sich selbst in große Gefahr versetzt und durch seine falsche Politik einer Nemesis bloß gegeben haben.

Oesterreich glaubte nun aber mit dem gasteiner Vertrage noch viel zu große Vortheile in die Hand des gehaßten Nebenbuhlers gegeben zu haben. Die Nachgiebigkeit des Kaisers wurde von dem stürmischen Cabinet nicht gebilligt. Was der Kaiser, wie man meinte, verloren, wollte das Cabinet zurück gewinnen und es trieb nun wieder seine packträgerischen Plänkler, nämlich einige kleine deutsche Staaten und selbst einen sonst so gehaßten politischen Verein, zum Vorkampfe heraus.

Da erhob sich ein wahres Zetergeschrei über die Unrechtmäßigkeit des gasteiner Vertrags. Man bestritt die Befugniß des Kaisers, Preußen die Besitznahme von Lauenburg zuzugestehen (als ob Sieg und Eroberung nicht ihr Recht hätten); der Nationalverein forderte wenig verblümt eine Art Volksgericht wegen des Schachers mit deutschen Ländern (als ob Lauenburg in Preußens Hand sein Deutschthum verloren haben würde); die kleinen Monarchen von Thüringen gingen an den deutschen Bund und forderten ein Austrägalgericht (als ob ihnen dabei etwas hätte genützt werden können), genug das preußenfeindliche Toben, das sogar das französische und englische Cabinet veranlaßte, der Sache seine Aufmerksamkeit zu widmen, erreichte eine Höhe, daß der König Wilhelm von Preußen, der immer noch gehofft hatte auf dem Wege des Friedens sein — doch nur der Sicherheit Deutschlands gewidmetes — Ziel zu erreichen, nun endlich die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß es ohne einen Krieg nicht abgemacht sein werde. Oesterreich war eine sehr gefährliche Partei: was der Kaiser genehmigte, verwarf das Cabinet, und was das Cabinet genehmigte, war oft nur zum Schein genehmigt und wurde von demselben Cabinet gleich nach der Genehmigung wieder mittelbar bekämpft und zerstört. Mit einem solchen Gegner und seinen Verbündeten konnte man nur fertig werden, wenn man ihn — gänzlich beseitigte.

Preußen konnte nun zwar nicht ahnen, welche Verdrießlichkeiten ihm sein Gegner noch bereiten werde, allein es war auf alles gefaßt und ging mit der imponirendsten Festigkeit seinen Weg. Der gasteiner Vertrag war abgeschlossen und Preußen hielt sich nun zunächst an denselben. Der König selbst zahlte aus seinen Privatmitteln für Lauenburg die zwei und eine halbe

Million Thaler an Oesterreich, und das Cabinet dieses Staates mußte nun wenigstens in dieser Sache den Mund halten, als der Kaiser das Geld in der Tasche hatte.

Die aus dem gasteiner Vertrage hervorgehenden Arrangements wurden unverweilt getroffen. Die preußischen Truppen mußten Holstein verlassen und also den Oesterreichern Rang und Raum geben. Ein Theil derselben ging in das nunmehr Preußen einverleibte Herzogthum Lauenburg, der andere in das Herzogthum Schleswig, wo durch Einsetzung des Generals v. Manteuffel (als Militairgouverneurs) und des Herrn v. Zedlitz (Civilgouverneurs) eine feste Regierung eingesetzt und eine sichere Verwaltung hergestellt wurde.

Die Unhaltbarkeit des neuen Zustandes lag aber auf der Hand, und wohl Niemand so gut als Herr von Bismark wußte, daß es dabei nicht lange bleiben könne. Die Oesterreicher in Holstein hatten längst gefühlt, daß sie hierher nicht gehörten. Von einer Behauptung für die Dauer konnte gar nicht die Rede sein. Holstein würde für die Dauer die unangenehmste Last für Oesterreich geworden sein. Blieb es in Holstein, so geschah es eben nur, um die Beute des Krieges zu beherrschen, und sie dem gehaßten Bundesgenossen, dem sie freilich von der Natur der Verhältnisse zugewiesen war, nicht zukommen zu lassen.

War nun Oesterreich seine Besetzung Holsteins unangenehm, so trachtete es natürlich darnach, diesem Zustande bald ein Ende zu machen und das Ziel zu erreichen, welches es sich in seiner politischen Phantasie vormalte. Und für diesen Zweck mußten aufs Neue die Hebel in Bewegung gebracht werden, die bereits bei der gemeinschaftlich österreichisch-preußischen Verwaltung der Herzogthümer ihre Rolle unter österreichischer Leitung gespielt hatten.

Hatte man in Schleswig die Gewalt verloren, so übte man sie doppelt so stark in Holstein. Mehr und mehr erhob man die Souverainetätsrechte des Herzogs von Augustenburg zu factischer Wahrheit. Man ließ das Volk ihm huldigen, ihn das Ansehen des Landesherrn gewinnen und als solchen Rechte ausüben, während man in Frankfurt am Main im Geheimen Umtriebe (Abgeordnetentag) unterstützte, die die Negirung des gasteiner Vertrags bezweckten. War dem Augustenburger erst in Holstein fester Boden gegeben, so, meinte man, könne Preußen nicht anstehen, ihm das von seinem Territorium so fern abgeschnittene Schleswig zu überlassen. Man speculirte klug, aber man operirte nicht richtig. So plump mußte man gegen Preußen nicht Politik treiben, als man es that.

Frankfurt war immer der beliebteste Heerd von Oesterreichs politischer Küche, auch hätte nie ein Herr willigere Köche haben können, als Oesterreich hier. Die Herren Chefminister von Sachsen, Baiern und Hessen-Darmstadt

wurden gar nicht müde mit österreich-freundlichen Anträgen; die Oesterreich freilich immer noch verläugnete, denn noch hatte der Zustand nicht geendet, bei dem es zu dem guten Spiel eine böse Miene machen mußte. Jetzt stellten jene Herren wieder den eilenden Antrag, eine holsteinische Ständeversammlung wegen formeller Anerkennung des Herzogs von Augustenburg von Seite des Volkes zu berufen, danach aber durch Holstein Schleswig in den deutschen Bund aufzunehmen und dessen ewige Vereinigung mit Holstein zu bewirken. Preußen verwarf natürlich sofort diesen Antrag und Oesterreich, in dem gasteiner Vertrage verfangen, mußte nun zur Strafe daran Theil nehmen; indessen war es ja längst vorher mit den Herren von Beust, von der Pfordten und v. Dalwigk verständigt. Preußen hatte ein Jahrhundert lang die Rivalitäten Oesterreichs ertragen; jetzt, wo dieselben so plump auftraten, und sich so unbemäntelt zeigten, daß auch auf eine Zerstörung Deutschlands nichts ankomme, mußte es dieser Marter wohl müde sein. Indessen rückte es nur schrittmäßig dem Bruche mit dem falschen Bundesgenossen entgegen.

Sobald Herr von Bismark wahrgenommen, daß das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg der Hebel sein sollte, den preußischen Entwurf aus den Fugen zu setzen, hatte er sofort ein Mittel in Bewegung gebracht diese Agitation zu nichte zu machen, nämlich eine juristische Commission gebildet und dieser die Prüfung der augustenburg'schen Erbrechte übertragen. Freilich war es gar nicht nöthig diese Erbrechte zu prüfen, da die Eroberung sie vernichtet; allein Herr von Bismark wollte doch nun auch einmal Gleiches mit Gleichem vergelten und Mittel anwenden, wie sie Oesterreich so viele Jahre daher gegen Preußen angewendet gehabt. Genug die preußischen Kronjuristen erklärten, „daß jedes Besitzrecht in den Herzogthümern Schleswig-Holstein aus den Siegen von 1864 und dem daraus entstandenen wiener Frieden hervorgehe, daß der Herzog von Augustenburg zu Hause in Ruhe gesessen, während Preußen und Oesterreich die Herzogthümer mit Blut errungen und sich dadurch unumstößliche Rechte erworben haben, die der Herzog von Augustenburg im Entferntesten nicht besitze; daß der Herzog von Augustenburg aber auch sonst keinerlei wahre Erbrechte zu erweisen vermöge.“ Das hieß: das Erbrecht folgt aus dem Siege und Preußen wird nur dieses anerkennen, da man dem Augustenburger, Oesterreichs willenloses Werkzeug, hindert mit Preußen denjenigen engen Bund einzugehen, den es am 22. Februar 1865 in ausführlicher Stipulation bezeichnet hat. Wenn Preußen ein verhängnißvolles Uebel zu beseitigen ein Unrecht nicht vermeiden konnte, so mußte Oesterreich eingestehen, Preußen selbst dazu gezwungen zu haben.

16.

Entwickelung des Kriegs.

Die Conflicte in Schleswig-Holstein wurden immer schneidiger. Oesterreich war von dem Verhängniß beherrscht, und konnte die Zeit nicht erwarten, Preußen aus Schleswig politisirt und um die Frucht seiner Opfer gebracht zu sehen. Kaum hatten die preußischen Kronjuristen ihr Gutachten verkündigt, als man dem Herzog von Augustenburg in Kiel neue Huldigungen darbringen und die Journale und Vereine in Holstein die ärgsten Demonstrationen gegen die preußische Politik unternehmen ließ.

Nun aber wollte Herr von Bismark den Urheber dieser feindlichen Bewegung offen an das Licht stellen. Nur Oesterreich war derselbe. Aber auch die Welt mußte das wissen, damit, wenn Preußen zum Schwerte griff, ihm der Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht gemacht wurde. So erließ nun der Minister von Bismark eine Beschwerde an das Cabinet von Wien über die Art der österreichischen Regierung in Holstein. Die österreichische Regierung in Holstein, erwies er, thue alles, was der preußischen Regierung in Schleswig Schwierigkeiten bereite, ihr eine unwillige Bevölkerung mache, im Allgemeinen die preußischen Interessen benachtheilige und es unmöglich mache, fernerhin in der Verwaltung der beiden Herzogthümer mit Oesterreich zusammen zu gehen. Preußen wünsche, daß die Verhältnisse sich nach allen Seiten, ganz besonders aber für Gesammtdeutschland befriedigend ordnen, könne aber nicht gestatten, daß man durch grobe Rücksichtslosigkeit seine Würde und Bestrebungen verletze.

Nun mußte natürlich das wiener Cabinet in seiner Erwiderung zeigen, ob der Unfug in Frankfurt und Holstein unter seinem Schutze stehe, in welchem Falle Oesterreich selbst Störer war. Hätte das wiener Cabinet mit der Erwiederung zurückhalten wollen, es würde nicht wohl möglich gewesen sein, da zu gleicher Zeit mit dem Erlaß dieser preußischen Note eine Versammlung der sämmtlichen schleswig-holsteinischen politischen Vereine, die jetzt nichts weiter als Werkzeuge Oesterreichs waren, zu Altona stattfand. Sie war das Maximum preußenfeindlicher Agitation und rief nun sofort eine neue und drohende Note des Ministers von Bismark hervor.

In dieser Note bezeichnet der Minister das Verhalten der österreichischen Regierung in Holstein als ein gegen Preußen aggressives. Dieselbe lasse nicht nur die Bevölkerung, Journalistik, Vereine 2c. mit revolutionairer Feindseligkeit gegen die preußischen Interessen vorgehen, sondern sie gehe selbst mit

vor, indem sie eine Ständeversammlung anzubahnen trachte, die noch gar keine Berechtigung habe, da es noch keinen eigentlichen Landesfürsten gebe, und die voraussichtlich doch nur zu unzukommlichen Zwecke gemißbraucht werde werden. In Frankfurt habe Oesterreich derartiges Gebahren verwiesen, hier aber thue Oesterreich es selbst. Wenn man in Wien dieses Treiben für gut halte, so könne man in Berlin zu einer gleichen Beurtheilung nicht gelangen und müsse an die möglichen Folgen der Meinungsverschiedenheit erinnern. Der gasteiner Vertrag habe zwar die Verwaltung der beiden Herzogthümer getheilt; aber keine der beiden Regierungen dadurch berechtigt durch feindselige Haltung der andern Beschwernisse zu bereiten. Das wiener Cabinet möge diese große Beschwerde erwägen, und das berliner Cabinet erwarte den Bescheid, aus dem es sehen werde, ob die feindliche Agitation in Frankfurt und Holstein in der Aegide Oesterreichs ihren Quell habe, in welchem Falle Preußen sich freilich das Recht zuerkennen müsse, von seiner Politik frei und ohne Rücksicht auf alte, dann leider gebrochene, Verträge Gebrauch zu machen.

Auf diese Note erfolgte nun von Wien eine Erwiderung, die vollständig das in Schutz nahm, worüber Preußen so große Ursache, sich zu beschweren hatte. Der Chefminister von Mensdorf erklärte, was in Holstein geschehen, sei eben unter dem Auge der österreichischen Regierung geschehen, und die österreichische Regierung könne nicht gestatten, daß Preußen ihm eine Controle auferlege. Diese Note athmete förmlichen Uebermuth und man sah ihr an, daß Oesterreich es so ungern gar nicht sehe, wenn es nun zum völligen Bruche komme.

Doch den Bruch wollte es wohl noch nicht; es wollte sich nur möglichst schwierig machen, um von Preußen ein Anerbieten zu erzwingen, das durch eine Forderung zu beantragen, es den Muth oder die Schaamlosigkeit noch nicht besaß. Preußen wollte und brauchte Schleswig-Holstein, und Oesterreich wünschte dagegen ein Aequivalent an Schlesien, wenn es das auch gerade nicht brauchte. Längst hätte Oesterreich an diese Glocke geschlagen, wenn es nicht den Grundsatz Preußens, das Land als das heiligste Kleinod zu bewahren, als Hinderniß gefürchtet hätte. Oesterreich hatte mit Land viel in der Welt geschachert, Preußen nie, und war ein erbitterter Feind solchen Treibens. Wenn nun aber Preußen durch die Plackereien in Holstein zu solchem Anerbieten nicht gebracht werden würde, nun, so wollte Oesterreich auch einen Krieg begrüßen.

Sein Heer war noch vollzählig. Es hatte sich gegen die Dänen gut gehalten. An die Franzosen und Sardinier wurde nicht mehr gedacht; und mit den Preußen, die seit fünfzig Jahren mit einem großen Kriege nichts

zu thun gehabt hatten, glaubte man eben so fertig zu werden wie mit den Dänen bei Gudsoe. Die Kriegsfertigkeit der Preußen, ihre virtuose Taktik, ihre Hinterladungs- und gezogenen Geschütze, ihre Zündnadelgewehre, alles das blieb außer Berechnung, man sah nicht die Mittel des Gegners, nur die eigenen, und schätzte die Schießbaumwolle und die Raketenbatterien unendlich hoch. Nüchterne Einsicht hatte in Oesterreich nie geherrscht, und wo sie war, durfte sie nicht sprechen. Calculirte man auch in Wien gerade nicht so frevelhaft verstandlos wie in Kopenhagen, so calculirte man doch dänisch genug, und zog nun den Knoten aufs Engste zusammen, an welchem die beiderseitigen Schwerter ihre Hiebe versuchen sollten.

17.

Weitere Entwickelung des Kriegs.

Die Erwiederung des Grafen von Mensdorf hatte den Minister von Bismark überzeugt, daß der Streit zwischen den Regierungen in Holstein und Schleswig, so wie der Dualitätskampf in Deutschland, von welchem jener Streit nur eben ein Ausfluß war, nie aufhören werde. Sollte aber Preußen zu Gedeihen, Deutschland zur Wiederherstellung gelangen, so mußte diesem furchtbaren Grundübel ein Ende gemacht werden. Schleswig-Holstein hörte nun also auf ein Zweck zu sein, es wurde Ursache und Mittel, es gab Gelegenheit einer Nothwendigkeit gerecht zu werden und konnte höchstens ein Weniges dazu beitragen.

Auf die Note Mensdorffs hatte von Bismark nicht geantwortet. Das deutete an, daß man in Preußen an Handeln denke. In der That, die Zeit dazu war gekommen. Mit der Gewissenhaftigkeit, die keinem großen Politiker fehlen darf, prüfte Minister Bismark die Situation in Deutschland. Hier mußten die nächsten Freunde und die nächsten Feinde sein. Aber es sah trostlos genug aus. Die Volksstämme waren von Oesterreichs Gehässigkeit vergiftet. Man haßte Preußen, weil ihm ein Gewinn zufallen sollte. Man konnte ihn nicht selbst haben, und darum gönnte man ihn auch Preußen nicht. Daß er in Preußens Hand Allen zu Gute komme, konnte der Unverstand nicht begreifen. Das Volk, welches behauptete durch das Jahr 1848 gewitzt worden zu sein, war bis zum Bedauern dumm, und dieselben Kehlen, die Jahrzehnte lang nach deutscher Einheit geschrie'n, schrieen jetzt

nach dem Augustenburger und verlangten in das theuere Convivium entbehrlicher und überflüssiger Kronen eine neue.

Welche Gefühle mochten Bismark drücken, als er dieses Volk betrachtete, das in Unvernunft ihm fluchte; das sein eigenes Heil zurückwies und den Bringer desselben mit Wuth haßte; das vor dem Ziele, nach dem es ein halbes Jahrhundert mit Einsicht gerungen, wieder zurück weichen wollte; das so unvernünftig gegen sich selbst handelte; das in unbegreiflicher Versöhnlichkeit oder Verkehrtheit doch wieder zu Oesterreichs Banner schwur, welches ihm seit Jahrhunderten unermeßliches Wehe zugefügt, ihm die schönsten Länder veruntreut, das alte schöne Reich zertrümmert und es selbst in die Sclavenschmach bis über die Ohren hineingeführt hatte? Und dieses Volk sollte Bismark für ein politisch-reifes halten, für dieses Volk sollte Preußen neue Ströme Blutes darbringen? Wenn die Fürsten Preußen abhold und feindlich waren, wer möchte ihnen zürnen? Das Interesse ihrer Person wog eben mehr als das Interesse ihrer Völker; wenn aber die Völker selbst Wohl und Ehre zurückwiesen und Einigung, Sicherung und Wiederherstellung des deutschen Reichs zu verhindern suchten, so gehörte eben ein Bismark dazu, diesen Un- und Widersinn zu ertragen und zu vergeben. Sängerfeste, Turnerfeste, Schlachtfeiern, Denkmäler in allen Ecken sollten die politische Bildung des deutschen Volkes beweisen, und doch war in den Klein- und Mittelstaaten der deutsche Name nie mißachteter, als zur Zeit, da Preußen seinen größten und glänzendsten Waffengang für die Wiederherstellung des Deutschthums that? Man haßte Preußen, und dieser Leidenschaft wollte man alles opfern, ehe man geprüft, ob diese Leidenschaft berechtigt sei. Genug, mehr als je stand der Begriff Deutschthum entwerthet da durch wunderliche von den Regierungen ausgegangene Verblendung. Ruhm und Ehre sah der Sachse nur noch in Sachsen, der Greizer in Greiz, der Meininger in Meiningen, und wenn Preußen die Frage gethan hätte, auf welche Seite diese Völker im Kriegsfalle treten wollten, sie würden sich geneigter gezeigt haben mit Oesterreichs Panduren und Slowaken das Deutschthum zu zertrümmern, als mit Preußen es zu retten.

Unter solchen Umständen mußte der Minister Bismark über Deutschlands Grenzen hinausschauen. Frankreich erregte bedenkliche Fragen. Preußen mochte nicht, wie einst Oesterreich, den Frevel begehen, fremdländische Schaaren auf den Boden des Vaterlandes herein zu ziehen. Es mußte wünschen einen Bundesgenossen zu gewinnen, der Oesterreich angreife und schwäche, ohne den deutschen Boden zu betreten. Und dieser Bundesgenosse konnte nur Italien sein. Alle Verhältnisse sprachen für diesen Bundesgenossen, selbst die fortschrittliche Tendenz, mit der sich derselbe gewissermaßen genossen-

schaftlich an Preußens Seite gestellt hatte. Italiens Kirchenreform stellte es in die Reihe der protestantischen Staaten und in die Phalanx der Feinde Oesterreichs, dieses Beschützers des Obscurismus und Völkerjammers. Nie war eine Bundesgenossenschaft natürlicher als die preußisch-italienische, und wenn sie den deutschen Kleinstaatlern als Reichsverrath erschien, so dachten sie nicht daran, daß dieser Bund eben dazu dienen mußte, das Reich vor ihrem Verrathe zu schützen, den freilich viel weniger sie als Oesterreich zu verantworten hatte; denn das ganze Uebel der Entartung der deutschen Stämme ging von Wien aus.

In dem jungen Königreich Italien erblickte Preußen die Tendenzen seines eigenen Programms: Ringen nach Licht, nach religiöser Freiheit, nach Wiederherstellung der Nation, nach Zertrümmerung der tödtlichen Satzungen abgethaner Zeitalter, nach naturmäßiger Nationalgröße, politischer Sicherheit und Völkerglück. Die Zeit, wo die Kämpfe von tausend kleinen Despoten die Früchte des Bürgerfleißes zertraten oder verschlagen, die Nation vernichteten und die Menschheit verdarben, mußte endgiltig abgeschlossen werden. Italien hatte diese Wahrheit erkannt und sein Werk zum großen Theil schon vollbracht; Preußen hatte sich die gleiche Aufgabe gestellt und das Werk noch zu vollbringen. Beide folgten gleicher Einsicht, gleichem Gefühle; wie hätten zwei Regierungen von so verwandtem Charakter sich einander nicht nähern sollen, wenn das Bedürfniß eines Bundesgenossen sich geltend machte? Preußen, nach des philosophischen großen Friedrichs Prinzipe immer dem Zeitgebot und Nationalbedürfniß folgend, der todten Zersplitterung feind, der belebenden Vereinigung nachtrachtend, Unnatürliches bekämpfend, Natürliches fördernd, Preußen fand im jungen Königreiche Italien seine Grundsätze adoptirt, es erblickte in der Vereinigung jenes Lucca, Modena, Parma, Toscana, Neapel ꝛc. zu einem großen naturmäßigen Italien seine eigene Aufgabe für Deutschland, und Preußen hatte daher nicht gezögert das junge Königreich Italien anzuerkennen und es als die Wiederherstellung einer in frevelhaften Jahrhunderten zertrümmerten göttlichen Schöpfung — denn eine Nation ist keine menschliche, sondern eine göttliche Schöpfung — zu begrüßen. Es war schnell mit dem neuerrichteten Königreiche (1860) in Beziehung getreten. Es hatte mit ihm einen Handelsvertrag abgeschlossen, es hatte die deutschen Kleinstaaten, die auf Oesterreichs Anstachelung Italien ihre Anerkennung versagten, durch merkantile Zwangsmittel genöthigt, Italien ebenfalls anzuerkennen (womit sie freilich ihre eigene Nichtberechtigung zugestanden), Preußen hatte endlich das Verlangen Italiens nach Venedig als ein eben so natürliches gebilligt, wie sein eigenes nach Sleswig-Holstein. Und jetzt, wo die Zeit für Preußen war, Schleswig-Holstein, und für Italien

Venetien zu erwerben, verbanden sich begreiflicher Weise beide zum Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind (Mitte April 1866).

Sobald Oesterreich die Annäherung zwischen Italien und Preußen wahrnahm, suchte es die deutschen Mittel= und Kleinstaaten, die ihm freilich natürlich verbündet waren, da sie sich durch Oesterreichs Streben nach Zersplitterung gesichert, durch Preußens Streben nach Vereinigung gefährdet sahen, für sich zu gewinnen. Sachsen, durch einen räthselhaften Drang immer zu dem alten Oesterreich und seinem Verhängniß hingezogen und trauriger Weise auch hier wieder von einem Manne geführt, der, wie weiland Minister Brühl, mit Leib und Seele von Oesterreich gekauft war, war ein zuverlässiger Freund. Baiern verdiente freilich weniger Vertrauen. Würtemberg aber, erfüllt von blindem Preußenhaß, versprach alles, was Oesterreich nur wünschen konnte. Nassau, Hessen, Hannover, Greiz, Meiningen, Frankfurt waren wohlbethörte liebe Freunde, Baden, geographisch abgeschnitten, mußte sich fügen, genug die große Hälfte Deutschlands stellte sich in den Bund mit Oesterreich; aber jenseit der Grenzen Deutschlands wurden Oesterreich keine Kampfgenossen sichtbar.

Frankreich auf ein ähnliches politisches, oder vielmehr nationales Programm gestellt wie Preußen, sprach seine Sympathie für Preußen offen aus; Rußland war nicht zu erschüttern in der alten historischen Bundestreue für Preußen und konnte desto weniger Oesterreich sich zuneigen, da es dessen Untreue und Undank 1854 bitter erfahren hatte. England endlich war durch Frankreich gebunden, was aber noch mehr zu bedeuten hatte: die Tochter der Königin von England war die Gattin des preußischen Thronfolgers, und zwischen den verschwägerten Regentenhäusern bestand ein schönes freundschaftliches Verhältniß, das Victoria nur höchst ungern hätte trüben lassen. So war denn Oesterreich auf sich allein und seine kleinen natürlichen Bundesgenossen in Deutschland angewiesen, hatte aber auch Niemand weiter gegen sich als das kaum halb so große Preußen, einige dem anhängende Kleinstaaten und im Süden Italien, das es stets, und besonders nach Radetzki's glänzenden Siegen, für einen sehr unbedeutendem Gegner gehalten hatte, wie denn allerdings Italien sich noch in einer gewissen Unfertigkeit befand.

Der Krieg war voraus zu sehen. Preußen war auf denselben gefaßt und Oesterreich wünschte ihn. Bereits beim Wechsel der Jahre 1865 und 1866 waren die Verhältnisse durch die Rivalitäten in Schleswig=Holstein aufs Höchste gespannt. Oesterreich, erbittert, bei seinem Dominiren in Deutschland fortwährend von Preußen auf seine Nichtbefugniß zurückgewiesen zu werden, erbittert, selbst durch den deutschen Bund gegen Preußens kühnen

Selbstwillen nichts mehr erreichen zu können, folgte dem Drange, diese gefährlichen Gegner zu beseitigen, und begann bereits nach Eintritt der milderen Witterung im Februar 1866 seine Rüstungen. Man completirte bei allen Waffen. Die Arsenale hallten wieder von geschäftlicher Thätigkeit, und im Februar bereits fanden Truppenbewegung in der Richtung der schlesisch-preußischen Grenze statt.

Zu gleicher Zeit auch marschirten zahlreiche Regimenter nach Venetien. Man sah, Oesterreich wußte sehr genau, welcher Art der bevorstehende Krieg sein werde. Zu gleicher Zeit erblickte man eine ungewöhnliche Militairbewegung in den Oesterreich anhängenden deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

Preußen, immer wachsam, kannte den Umfang dieser Vorbereitungen, aus welchen auch der Ernst der österreichischen Absichten gefolgert werden konnte, aufs Genaueste. Da nun aber zwischen Fürsten und fürstlichen Cabineten die gute Form selbst dann nicht unbeachtet bleiben darf, wenn sie sich gegenseitig zu Grunde richten, so gab sich das preußische Cabinet zunächst den Schein, als ob es das, was in Oesterreich vorging, gar nicht bemerke, suchte nun aber Eröffnungen durch eine Maßregel in Schleswig-Holstein, die eigentlich auf den Krieg gar keinen Bezug hatte und das Verhältniß zwischen dem Könige von Preußen und Kaiser von Oesterreich als ein bundesgenossenschaftliches voraussetzte, hervorzurufen. Der König Wilhelm von Preußen erließ nämlich am 11. März für das in seiner Verwaltung befindliche Schleswig eine Warnung vor politischen Agitationen, durch welche seine und des Kaisers von Oesterreich vereinigte Souverainetät in den beiden Herzogthümern verletzt werde. In diesem Actenstück betrachtete Preußen die preußischen und österreichischen Souverainetätsrechte in Schleswig-Holstein als ein vereinigtes Ganzes, welches natürlich eben so in Schleswig gegen Oesterreich, als in Holstein gegen Preußen seine Respectirung fordern durfte. Da nun aber Oesterreich selbst gegen Preußen agitiren und fremde derartige Agitationen in Schutz nehmen wollte, so war ihm die preußische Verordnung höchst unbequem. Es behandelte sie als einen Eingriff in die Sondersouverainetät des Kaisers und Verletzung des gasteiner Vertrags; welcher allerdings eine getheilte souveraine Verwaltung der Herzogthümer bestimmte.

Oesterreich bemerkte nun auf jene königliche Verordnung, daß es ihm scheine, als wünsche Preußen von den Fesseln des gasteiner Vertrags befreit zu sein, um die „Freiheit seiner Politik“ wieder zu gewinnen, mit der es bereits gedroht habe — was denn Preußen unter dieser Freiheit seiner Politik verstehe? Nun erst kamen die Erörterungen wegen der Rüstungen Oesterreichs in Fluß und Preußens Absicht war erreicht. Preußen erklärte

in seiner Erwiederung das Unwesentliche mit leichten Worten, knüpfte nun aber daran die gewichtige Frage: „was denn Oesterreich mit seinen kriegerischen Rüstungen bezwecke?“

Oesterreich, darauf bedacht, in seinen kriegerischen Vorbereitungen einen möglichst großen Vorsprung vor Preußen, das mit Rüstungen noch gar nicht angefangen hatte, zu gewinnen, und sich kitzelnd in der Hoffnung, es wieder so durch Heimlichkeit zu täuschen und überlisten wie 1850, wo es (Preußen) nach der Jammerschlacht von Bronnzell und dem Jammerfrieden von Olmütz völlig betrogen dastand, ließ jene Frage des preußischen Cabinets zunächst offiziell unbeantwortet, erklärte aber seine Rüstungen auf anderem Wege mit der Erklärung, es herrsche in Böhmen Erbitterung gegen die jüdische Bevölkerung, die bereits zu Excessen geführt habe und Schlimmeres fürchten lasse, daher auch militairische Vorkehrungen erheische. Allein das war eine allzu österreichische Erklärung. Die böhmischen Judenkrawalle waren längst vorüber und hatten gar da nicht statt gefunden, wo die österreichische Armee sich concentrirte, auch waren dort derartige Ereignisse durchaus nicht zu fürchten. Preußen sollte also entweder gehöhnt oder dumm gemacht werden. Dazu hatte man aber am König Wilhelm und dem Minister Bismark wahrlich die rechten Leute nicht gefunden.

Preußen nahm nun die Kriegsabsicht Oesterreichs als ausgemacht an, ohne jedoch dies gegen Oesterreich zu bekunden, denn dazu wäre nach guter Form staatlichen Verkehrs Oesterreichs strikte Erklärung noch nöthig gewesen. Aber es that nun wieder einen Schritt vorwärts, indem es sich mit einer Depesche vom 24. März an die Mittel- und Kleinstaaten von Deutschland wendete. In dieser Depesche wurde ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich als möglich bezeichnet und gesagt: Oesterreich rüste und durch nichts könne das in Abrede gestellt werden. Da nun Oesterreich gegenwärtig keinen äußeren Feind habe, so müsse Preußen die Möglichkeit annehmen, daß Oesterreich gegen Preußen feindliche Absichten hege. Wenn nun dergestalt sich ein Krieg zwischen beiden Staaten als nicht unmöglich darstelle, so dränge sich preußischer Seits die Frage auf, in welche Beziehung sich die Staaten Deutschlands solchen Falles zu der einen oder anderen Partei setzen würden? Die Erörterung dieser Frage sei für Preußen von höchster Wichtigkeit. Nun lasse sich aber Meinungsverschiedenheit, ein Auseinandergehen der Staaten und nicht Sicherung, sondern Gefährdung der deutschen Interessen voraussehen, da der Bund auf keinen Fall im Stande sei, den Willen der Souveraine zu beherrschen und die deutschen Staaten für die deutsche Sache zusammen zu halten. Daraus aber gehe die völlige Unzulänglichkeit der deutschen Bundesverhältnisse hervor und Preußen werde darauf bedacht

sein müssen, im Falle solche Mißverhältnisse wirklich entstehen sollten, eine Umgestaltung des deutschen Bundes zu veranlassen.

Angesichts einer solchen Eröffnung mußte sich nicht bloß Oesterreich decouvriren, sondern es mußte nun auch schnell zu einer Entscheidung des Ob oder Nicht kommen.

Indessen war es von Preußen mit der Bundesreform doch ganz ernst gemeint und es brachte bereits am 9. April in Frankfurt einen darauf abzweckenden Antrag ein.

Allein Oesterreich sammt seinen kleinen deutschen Bundesgenossen glaubte, es sei von Seite Preußens nur auf eine Verwirrung der Situation abgesehen. Man nahm daher nur von der Hauptfrage der preußischen Depesche „zu welcher Partei sich die Staaten im Falle eines Kriegs halten werden?“ Notiz, und da bot denn die Bundesverfassung in seinem § 11 ein ganz vorzügliches Ausweichungsmittel. Der § 11 der Bundesverfassung schrieb den deutschen Staaten vor, sich gegenseitig nie zu bekriegen, wenn sie aber Ursache hätten sich über einander zu beklagen, so sollten sie ihre Klage vor die Bundesversammlung bringen. Diese werde das Amt eines Schiedsrichters üben. Bleibe dies ohne Erfolg, so entscheide der Bundestag durch ein von ihm gebildetes Austrägalgericht, gegen welches keine Berufung statt finde. Da nun Oesterreich durch die Kleinstaaten, die in ihm ihren Schützer ehrten, stets die Stimmenmehrheit im Bunde hatte, so konnte Preußen voraussehen, welcher Art der Spruch des Bundesausträgalgerichts auf jeden Fall sein werde. Er konnte zu Schonung Oesterreichs ganz sicher nur Preußen als Friedensstörer verurtheilen, aber es wäre wohl Preußen zu viel zugemuthet gewesen, sich als ersten Befreier Deutschlands und als europäische Großmacht unter das Urtel von Zwergstaaten stellen zu sollen, deren es in seinem Gebiete ein Schock hätte aufnehmen können, ohne an seinem Machtverhältniß etwas Wesentliches zu verlieren.

Hatte nun Preußen bereits den Rechtsbestand des Bundes durch seinen Reformantrag vom 9. April negirt, so durften vernünftiger Weise doch Oesterreich und seine kleinen Schleppenträger nicht erwarten, daß Preußen sich auf dem Artikel 11. der Bundesacte, den das Volk etwas höhnisch durch die Definition „es wird fortgetrunken,“ gedeutet hat, einlassen werde. Ueberall entscheidet die Macht, und kein Actuar würde Respect genießen, wenn er nicht über einige Executivorgane mit Säbeln verfügen könnte. Es kam also nicht auf den Erlaß des Austrägalgerichtes an, sondern ob die Regentin Karoline von Reuß genügende Säbel habe.

Inzwischen hatte aber auch Preußen zu rüsten angefangen, und nicht heimlich wie Oesterreich, sondern mit ehrlichster Offenheit. Ein Decret vom

27. und ein zweites vom 29. März leiteten diesen Act ein. Das in den östlichen Landestheilen befindliche Heer sollte nach diesen Decreten auf den Kriegsfuß gestellt werden.

Ewig war Oesterreich nur groß in seinen Selbstbeschauungen. Sowie sein Blick in die Ferne fiel, wich ihm wie den Leuten des bösen Gewissens der gute Muth. So kam Graf Mensdorff nun am 31. März mit einer Note, in der er versicherte, daß alle auffälligen militairischen Arrangements in Oesterreich einzig nur durch die fatalen Judengeschichten veranlaßt worden seien, der Kaiser von Oesterreich aber im aller Entferntesten nicht daran denke, gegen Preußen, seinen lieben Bundesgenossen, etwas Feindseliges zu begehen.

Optische Täuschung! Man hielt Preußen wieder für dumm. Minister von Bismark ignorirte indessen den Täuschungsversuch und erklärte am 6. April mit gerechtem Stolz: „Der Wahrheit zur Ehre sei wohl von der Judengeschichte abzusehen und nur ins Auge zu fassen, wer zuerst gerüstet habe, ob Oesterreich oder Preußen. Sei sehr leicht nachzuweisen, daß die preußischen Rüstungen nur Folge der österreichischen gewesen seien, so bedürfe es keines Beweises, daß die kriegerischen Absichten auf Oesterreichs Seite liegen und die preußische Rüstung das Maaß von Devensivmaßregeln nicht überschritten habe.

Aber schon am folgenden Tage ging von Wien eine Note ein, die mit einem Male die ganze inhaltschwere Frage über den Haufen werfen wollte. Graf Mensdorf erklärte nämlich: Preußen spreche von österreichischen Rüstungen, aber Oesterreich habe ja überhaupt gar nicht gerüstet!! Es begreife gar nicht, was Preußen wolle — es sei ja in Oesterreich gar nichts vorgekommen, was für Kriegsvorbereitung gehalten werden könne. Der Ankauf von Pferden und die Einberufung einiger Reservisten seien ihrem Umfange nach wahrhaft friedlich harmlos. Dergestalt müsse geradezu gesagt werden: es habe in Oesterreich überhaupt eine Kriegsrüstung gar nicht stattgefunden, und da obenein der Kaiser erklärt habe, er hege durchaus keine feindselige Absicht gegen Preußen, so dürfe Preußen wenn es eine friedliche Lösung wünsche, durchaus nicht anstehen, seine Rüstungen einzustellen und rückgängig zu machen.

So wollte man Preußen abermals wie 1850 dumm machen, und daß man dabei den Namen des Kaisers mißbrauchte, darauf kam nach österreichischem Styl gar nicht viel an. Aber Preußen hatte nur selten ein Mal versäumt sein Interesse treu zu bewachen, und jetzt durfte man am wenigsten einen solchen Fall vermuthen. Viele preußische Offiziere befanden sich in Oesterreich und beobachteten, was da geschah. Man kannte ja den alten tückischen Feind, man wußte, daß man ihm gegenüber die List nicht aus der

Reihe der Sicherungsmittel streichen durfte. Und alle Beobachter, die man ausgestellt hatte, bestätigten, daß die Depesche des Grafen Mensdorf vom 7. April nichts weiter sei als eine Lüge.

Preußen war daher weit entfernt, abzurüsten, im Gegentheil, es eilte sich kriegsfertig zu machen, und erklärte in einer Note vom 15. April, die österreichischen Rüstungen haben zu ehrlich offen stattgefunden, als daß sie jetzt nach ihrer Vollendung abgeleugnet werden könnten. Wünsche nun aber Oesterreich, daß Preußen abrüste, so möge es ebenso mit dem Abrüsten vorangehen, wie es mit dem Rüsten vorangegangen sei.

Inzwischen hatte man in Wien vernommen, daß die Kriegsvorbereitungen Preußens einen sehr bedeutenden Umfang angenommen haben. Man konnte das nun freilich nicht begreifen, da seit den ersten desfallsigen Anordnungen Preußens kaum erst vier Wochen verflossen waren. Allein man hatte auch von der steten Kriegsfertigkeit Preußens gehört und war jetzt gerade nicht ungeneigt, zu glauben, daß Preußen etwas besser eingerichtet sei als Oesterreich. So galt es denn, etwas Zeit zu gewinnen, um Preußen in seinem Vorsprunge einzuholen. Das mußte wiederum durch eine Note geschehen, wie denn überhaupt österreichischer Seits die Diplomatie zum Perpendikel an der Kriegsuhr dienen sollte.

So ließ nun Graf Mensdorf am 18. April wieder eine Depesche vom Stapel seines Secretariats. Und in dieser gestand er auffälliger Weise die kaum erst abgeleugneten Kriegsrüstungen zu, versicherte aber, sie seien ja in der That nicht mehr gewesen als eine einfache „Truppendislocation.“ Ohne zugestehen zu müssen, daß Oesterreich mit den Rüstungen den Anfang gemacht habe, wolle es dennoch zum Beweise seiner freundlichen Gesinnung mit dem Abrüsten den Anfang machen; doch sei dies vor dem 25. April nicht möglich.

Oesterreich glaubte irrig, daß Preußen nun eine Woche lang mit seinen Rüstungen einhalten werde, beeilte desto mehr die seinigen und anstatt nun am 25. April mit der Abrüstung zu beginnen, erklärte es in einer Note vom 26. April: Oesterreich sei entschlossen, um den Wünschen Preußens nachzukommen, abzurüsten; jedoch in solcher Weise, daß die Regimenter, die jetzt an der schlesischen Grenze aufgestellt seien, nach Italien entfernt würden. Man verkenne die friedliche Gesinnung Preußens nicht, aber Italien zeige sich gefährlich, und dem gegenüber dürfe man das Schwert nicht aus der Hand legen, was Preußen ganz gewiß billig finden werde.

Zum dritten Male sollte Preußen dumm gemacht werden. An der Sachlage konnte es nichts ändern, ob Oesterreich seine Heere in Italien hatte; denn in drei Tagen konnten sie durch die Eisenbahnen nach Schlesien

gebracht sein. Die Herstellung und der Transport eines Heeres sind Dinge von sehr ungleichem Zeitwerthe.

Zudem mußte Preußen sich mit seinem Bundesgenossen (Italien) für Eins halten, denn es hatte mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen und war daher auch zum Schutze Italiens verpflichtet.

Da nun der Minister Bismark sah, daß es Oesterreich nur darauf ankomme, die Angelegenheit zu verzerren, um noch mehr Zeit für die Vorbereitungen zu gewinnen, so beschloß er der Sache ein rasches Ende zu geben. So eröffnete er nun in einer Depesche vom 30. April, daß es sich nicht darum handeln könne, wo Oesterreich seine Armee stehen habe, sondern ob es überhaupt eine den Frieden bedrohende Armee habe. Preußen müsse daher um jeden Zweifel und jede Weiterung zu entfernen fordern, daß Oesterreich seine Armee, gleich viel, wo sie stationirt sei, auf Friedensstärke reducire, und dann solle sofort auch preußischer Seits die Abrüstung erfolgen.

Während in solcher Weise die beiden großen Cabinete mit einander verkehrten, verkehrten dieselben anderseits, Oesterreich höchst intim mit den kleinen deutschen Staaten, Preußen aber mit dem deutschen Bunde als solchem.

Jetzt vor Eintritt eines voraussichtlich großen Nationalkriegs, mußte Preußen wünschen, von den deutschen Völkern verstanden zu werden, es wollte, daß man die ehrlich und treu gemeinten Tendenzen der hundertjährigen Politik Preußens kennen lerne und begreife; es wollte, daß das Gaukelspiel Oesterreichs, seine Verstandeshintergehungen aufhörten, daß man den wahren Freund kennen lerne, und darum, indem es jetzt auf eine von allen Einsichtsvollen längst für nöthig gehaltene Reform des Bundes hindrängte, eröffnete es sein Programm. Preußen forderte, daß der deutsche Bund ferner nicht wie bisher nur aus einer Versammlung der aristokratischen Spitzen der Nation bestehe, sondern das Element des Volksthums in sich trage, was nothwendig zu seiner Lebensthätigkeit gehöre, daß also ein Parlament ihm an der Seite stehe, dessen Beschlüsse den oft von äußern Einflüssen beherrschten Abstimmungen ein Gegengewicht biete; welches die gesetzgebende Gewalt des Bundes erweitere, die Executionskraft vergrößere, die Volksstämme enger verbinde, Deutschland beim Auslande Autorität verschaffe; daß der Bund ferner dem Lande genügenden Schutz zur See und bessern Schutz zu Lande verschaffe, die Wehrkraft vereinige und dem Einflusse der Regierungen entziehe, die Kosten durch genaue Vertheilung erträglicher mache, Handel und Industrie von inländischen Schranken befreie u. n. m.

Was Preußen in diesem Reformprogramme verzeichnete, war nur ein kleiner Theil dessen was es später dem norddeutschen Parlamente zur Ge-

nehmigung vorlegte. Doch konnten die Völker schon gewahren, daß Preußen eine Vereinigung derselben, einen Neubau des deutschen Reichs wolle. Waren nun die Vorschläge Preußens auch wohlgemeint und practisch, so mochte man das doch weder glauben, noch zugestehen! Oesterreich hatte sich ja seit vielen Jahrzehnten Mühe gegeben Argwohn gegen Preußen zu erregen und die Absichten desselben zu verdächtigen; das Ministerium Bismark, durch seinen Widerstand gegen die Stände verhaßt, genoß selbst in Preußen guten Vertrauens nicht; so fehlte eben der Boden, dessen die gute Saat bedurfte, es fehlte der Glaube. Man wußte, was Oesterreich wollte, konnte Deutschland kein Heil bringen, aber man glaubte nicht, daß Preußen Besseres zu bringen beabsichtige; man hatte gesehen, daß Deutschland seit Jahrhunderten von den Dynastien nur mißbraucht worden war, man glaubte dasselbe auch von Preußen fürchten zu müssen, und so konnte das Parlament vor dem Kriege nicht zu Stande kommen, viel weniger das Mittel werden, durch welches Preußen sich für den Krieg gegen Oesterreich stärken wollte.

Vor allem betrachteten die kleinen Dynastien die preußischen Reformvorschläge mit Ungunst. Daß sie ihnen schaden mußten, war kaum zu verkennen, und Niemand konnte erkennen, was noch hinter ihnen stecke; das Volk verkannte nicht, daß sie ihm nützlich seien, aber es fürchtete auch, daß minder Gutes dahinter stecke und — in's Herz konnte man ja dem Minister Bismark nicht schauen!

Der Bundesreformantrag war an den Bundestag selbst gebracht worden. Der Bundestag konnte ihn nicht zurückweisen und beschloß ihn zu berathen; allein Ernst konnte es ihm unmöglich damit sein, denn diese Bundesreform würde das Todesurtel des gegenwärtigen Bundes gewesen sein. Und hätte das der Bundestag nicht begriffen, Oesterreich würde es ihm gesagt haben.

Schwerlich hat der Minister Bismark durch seinen reformatorischen Antrag die deutschen Staaten sogleich an Preußen zu ziehen gehofft. Den Dynastien konnte der Antrag nicht angenehm, den von Oesterreich verdummten Völkern, die in demselben Jahre noch die traurige Schwäche besaßen, gegen den Antragsteller zu kämpfen, nicht begreiflich sein. Die Gebildeten, die natürlich Alles begriffen, zuckten mit der Achsel und meinten, ha, es ist ein persischer Knoten und wir müssen abwarten, ob Preußen das Schwert besitzt, ihn zu lösen. Darf man dieser Classe auch den Vorwurf zu großer Bedachtsamkeit machen, schließlich (im norddeutschen Parlamente) hat sie sich doch thätig und brav gezeigt.

Der bismark'sche Reformvorschlag war vom Bunde einer Prüfungscommission überwiesen worden. Natürlich sorgte Oesterreich dafür, daß die Prüfung äußerst langsam von Statten ging, und hätte der Krieg von

dieser Prüfung des Reformvorschlags abgehangen, er würde nie stattgefunden haben.

Aber die politischen Verhältnisse waren desto drängender. Auf beiden Seiten hatte die Kriegsfertigkeit bis Mitte Mai genügende Ausdehnung erlangt. Man hätte anfangen mögen, konnte aber für den Anfang die Erklärung nicht finden, die ihn der Welt gegenüber rechtfertigen muß. So griff man wieder zu der schleswig-holsteinischen Sache zurück. Oesterreich begann mit einer Note vom 26. April, in der es strikt forderte, daß Preußen den Herzog von Augustenburg als souverainen Landesherrn anerkenne.

So sollte wieder das alte Stroh gedroschen werden. Der Minister Bismark war gewiß des unnützen Spieles müde, doch erklärte er in einer Depesche vom 1. Mai abermals: Preußen sei nicht interessirt für die Landesherrlichkeit in Schleswig-Holstein, wohl aber für das Verhältniß, in welches diese Länder zum deutschen Staate gestellt werden sollten. Es halte unveränderlich fest an den Bedingungen, die es früher in seinem und Deutschlands Interesse aufgestellt habe. Es halte dafür, daß die durch den wiener Frieden und gasteiner Vertrag in den Herzogthümern erlangte Souverainetät kein Trugbild sei, daher keine dritte Partei sich in die Unterhandlungen des souverain verwaltenden Oesterreichs und des souverain verwaltenden Preußens einschieben dürfe. Was immer auch Schleswig-Holsteins Bestimmung, immer müsse sie das Ergebniß einer Uebereinkunft ausschließlich Oesterreichs und Preußens sein. Oesterreich habe Souverainetätsrechte in Holstein; wolle es diese an Preußen überlassen, so werde Preußen das geforderte Aequivalent gern in Erwägung ziehen. Die Reform des Bundes sei eine wichtige Sache im Interesse Deutschlands und die könne auch hier nicht unerwähnt bleiben, aber auf jeden Fall müsse Preußen wünschen, nun rasch in's Klare zu kommen und diese wichtigen Angelegenheiten nicht in eine vernebelte Ferne verschleppen zu lassen.

Das war ein festes und bestimmtes Wort. Oesterreich antwortete nicht, aber es rüstete mit Macht. Seine Bundesgenossen desgleichen. Den Muth, der Oesterreich auf dem Puncte der Entscheidung etwa fehlte, besaßen nun diese Kleinen, und mindestens ist stets von Seite Preußens behauptet worden, daß namentlich im letzten Stadium der Entwickelung Sachsen (von Beust) eifriger auf den Krieg hingewirkt habe als Oesterreich selbst, obschon doch die Früchte wohl nur Oesterreich zufallen konnten. Denn schmeichelte man sich auch vielleicht in Sachsen, die 1814 an Preußen verlorenen Länder wieder zu gewinnen, so konnte man doch der Geschichte so unkundig nicht sein, nicht zu wissen, daß Preußen einst um das minder wichtige Schlesien drei große Kriege geführt habe. Auch war zu erwägen, ob die Bevölkerung

jener 1814 verlorenen Länder einen solchen Rückanschluß an das Königreich Sachsen wünsche, und diese Frage verneinten alle Wahrnehmungen auf das Entschiedenste. Endlich mußte auch in Erwägung kommen, daß jede Besitzveränderung innerhalb der deutschen Grenzen für Deutschland geringe Bedeutung und wenig Interesse habe. Was konnte für das große Ganze darauf ankommen, ob der Antheil Sachsens an ihm etwas größer oder kleiner als der Baierns, Hannovers oder Würtembergs war? Diese Erwägungen beirrten den Minister von Beust, der jetzt mit jedem Tage entschiedener in die Rolle des leider schwer zu vergessenden Brühl eintrat, durchaus nicht.

Da das wiener Cabinet auf die preußische Note vom 1. Mai, die am 7. wiederholt wurde, nicht antwortete, so schien man die Verständigung in der schleswig-holsteinischen Sache, wie sie Preußen forderte, für unmöglich und weiterer Verhandlung unwerth zu halten, oder man wollte Preußen in Ungewißheit halten, um dadurch mehr Zeit zu gewinnen.

Denn obschon Preußen seine Rüstungen mehr als einen Monat später begann, so war es doch jetzt viel fertiger als Oesterreich, in dessen militairischen Arrangements sich noch nicht ein Mal ein fester Plan, im Gegentheil viel Unschlüssigkeit wahrnehmen ließ. Oft wurden Regimenter an denselben Ort zurück beordert, den sie kaum erst hatten verlassen müssen. Man translocirte oft ganz zwecklos und viele Ordres wurden wiederrufen, ehe sie noch völlig ausgeführt waren. Ueberhaupt dürfte die Militairgeschichte Oesterreichs von keiner Zeit so viele Contreordres zu verzeichnen haben, als von dieser.

Auch die Wiederholung der Note vom 1. Mai blieb so gut wie unbeachtet. Oesterreich wollte nicht mehr verhandeln, um nicht zu bald den Bruch erklären zu müssen. Und in dem Streite über die Abrüstung und den Vorwurf, zuerst gerüstet zu haben, welcher Streit einen separaten Notenwechsel einnahm, erklärte Oesterreich am 4. Mai geradezu, gar nicht mehr sprechen zu wollen. Es sei, sagte der Graf Mensdorf in seiner Note, ganz unnütz zu streiten, wer mit den Rüstungen den Anfang gemacht habe und wer zuerst abrüste. Wichtiger sei die Frage, ob Oesterreich im ganzen Umfange seiner Länder abrüsten könne, ohne den Schutz seiner selbst, wie den Deutschlands, den es ja immer vor allem im Auge gehabt habe, zu versäumen. Preußen gegenüber könne es getrost abrüsten; aber ganz anders verhalte es sich mit Italien, wo es weit mehr zu riskiren habe und wo es diplomatischen Zusagen weniger Vertrauen schenken dürfe. Oesterreichs italienische Besitzungen seien zum Schutze Deutschlands von größter Wichtigkeit. In Venetien vertheidige es deutsche Interessen, und dieser Pflicht dürfe es sich auf keinen Fall entziehen. Oesterreich habe hier wie immer

offen und ehrlich gesprochen, es wünsche aber, daß dies nun sein letztes Wort gewesen sein möge, denn es sei des vielen nutzlosen Sprechens sehr müde und glaube überhaupt, daß die Erledigung der schwebenden Frage Sache des deutschen Bundes sei.

Die Berufung Oesterreichs auf den deutschen Bund, war sehr natürlich, da es sich in demselben durch die dienstfertigen Kleinstaaten die Stimmenmehrheit gesichert hatte. Allein diese Berufung konnte bei Preußen keine Anerkennung finden, da Oesterreich früher selbst die Berechtigung des Bundes in der schleswig-holsteinischen Sache zu verfügen negirt und abgewiesen, Preußen aber den Bund als ein zweckwidriges Institut bereits so gut wie verworfen hatte.

Indessen bewies die Berufung Oesterreichs auf den deutschen Bund doch, daß das Lager seiner Bundesgenossen geordnet war. Es wußte, wer zu ihm stand, es wußte wie die Abstimmung ausfallen werde; und wie übel auch der deutsche Bund bei der Nation angesehen war, so konnte durch denselben doch die öffentliche Meinung gewonnen werden.

18.

Der Streit vor dem deutschen Bunde.

Konnten sich die Mittel- und Kleinstaaten nur durch den deutschen Bund geltend machen, so konnte man auch eigentlich nur durch den deutschen Bund mit ihnen sprechen. Gleichwohl wendete sich der Minister Bismark direct an das dresdener Cabinet, als es ihm darauf ankam, eine Erklärung der sächsischen Kriegsrüstungen zu erlangen. Sachsen hatte mit einem Eifer gerüstet, der selbst den österreichischen überwog. Man hatte damit nicht so heimlich verfahren können, daß nicht im Lande selbst es Jedermann gewußt hätte, wenn man eben auch nicht wußte, welche Zwecke sich an diese Rüstungen knüpften und welcher Partei sie dienen sollten. Denn war Sachsen als Mitvollstrecker der vom Bunde gegen Dänemark verfügten Execution auch von Preußen einige Male unfreundlich berührt worden und hatte der Minister von Beust Preußen dafür seine ganze Ungunst bewiesen, so mochte man doch nicht gern glauben, daß Sachsen in einem deutschen Kriege an Oesterreichs Seite stehen wolle, das in einer durchaus noch nicht vergessenen Zeit ihm Unheil in Hülle und Fülle bereitet hatte.





KRONPRINZ FRIEDRICH WILHELM v. PREUSSEN.

Genug, verhältnißmäßig große Rüstungen hatten in Sachsen stattgefunden. Dennoch stellte sie der Minister von Beust in Abrede. Allein Preußen mochte sich von Sachsen nicht ebenso behandelt sehen wie von Oesterreich, dessen Spiel mit Wahrheit und Dichtung man länger kannte und gewöhnt war. Minister Bismark betrachtete also die sächsischen Rüstungen als eine unbestrittene Thatsache und enthielt sich nun nicht, Sachsen auf die Folgen aufmerksam zu machen, die die drohende Stellung, die es angenommen habe, nach sich ziehen müsse.

Diese Erklärung nahm der sächsische Minister von Beust für eine Bedrohung, und anstatt eine Erklärung seiner Bedrohung Preußens zu geben, klagte er Preußen beim Bunde wegen Bedrohung Sachsens an, fordernd, daß der Bund den Artikel 11 der Bundesacte gegen Preußen in Geltung setze und zunächst wenigstens Preußen veranlasse, von seinen kriegerischen Maßnahmen abzustehen. Herr von Beust wollte das Schwert behalten, Bismark sollte es niederlegen. Es war ein seltsames Schauspiel dieses Veranstalten, Anklagen, Verleugnen, Brüsten und Beugen, Drohen und Drehen, um einen Krieg herbeizuführen, den man nach bester Versicherung doch nicht wollte.

Obschon nun Preußen den Bund so gut wie nichtig erklärt hatte, so konnte doch im Wege des Friedens eine Neugestaltung des Bundes nur durch den Bund selbst erreicht werden, und darum befand sich der preußische Bundestagsgesandte auch noch auf seinem Posten. Er konnte sich daher auch der Aufgabe nicht entziehen, die Anklage des Herrn von Beust zu beachten.

„Wenn, erklärte er, ein Bundesmitglied den Landesfrieden breche, so möge der Bund immerhin der Pflicht folgen den Artikel 11 der Bundesacte in Vollzug zu setzen. Allein Preußen habe weder den Frieden gebrochen, noch gedenke es ihn zu brechen. Bedrohliche Rüstungen einerseits machen aber aus Pflicht des Selbstschutzes anderseits Rüstungen nöthig, und daraus könne sich nun freilich leicht ein Krieg entwickeln. Der Friedensbrecher werde aber immer der sein, der mit den Rüstungen begonnen und dadurch die Gegenrüstungen provocirt habe. Nun aber sei erwiesen, daß Sachsen mit den Rüstungen begonnen habe und darin sogar Oesterreich vorangegangen sei. Man habe daher die Absicht des Friedensbruches vielmehr auf Sachsens Seite zu suchen und den Artikel 11 der Bundesacte gegen dieses in Anspruch zu nehmen. Was Preußen betreffe, so könne es ihm wohl kaum einfallen, Sachsen angreifen zu wollen. Die preußische an Herrn von Beust erlassene Note habe nur den Zweck gehabt, ernste Verwickelungen abzuwenden, und spreche sie von militairischen Maßregeln, die aus Sachsens Rüstungen

hervorgehen müßten, so seien natürlich nur Vertheidigungsmaßregeln gemeint.

Es läßt sich kaum verkennen, daß der preußische Bundestagsgesandte von Savigny in seiner Vertheidigung den Sarkasten ein wenig gespielt habe.

Man mußte erwarten, daß der Bundestag nun die Verfügung abzurüsten sowohl gegen Preußen als Sachsen erlasse. Allein er nahm die sächsische Anklage als begründet und demzufolge auch den Antrag des Herrn von Beust an. So lag es im Sinne Oesterreichs und nur so hatte man es erwarten können. Preußen hatte nun die Bundesexecution zu fürchten. Wer sie vollziehen sollte war freilich eine bedenkliche Frage; Sachsen oder sonst ein Mittelstaat, sicher nicht! und Oesterreich, das ehedem von Preußen so viele Niederlagen erlitten, konnte der Autorität des Bundes einen sichern Schutz wahrlich nicht versprechen. So zeigte sich hier, was Preußen behauptet hatte, daß der deutsche Bund in der ihm eigenen Verfassung ein Unding sei. Das war er, indem er Macht ausüben sollte, ohne sie zu besitzen, und richten sollte, ohne frei zu sein.

Kaum war der sächsische Antrag angenommen, als Baiern das Bedenken erhob, man handle wohl nicht gerecht, wenn man Abrüstung nur gegen Preußen verfüge. Oesterreich, Sachsen und andere Staaten haben — gleichviel ob später oder eher — gleichfalls gerüstet, und wie stehe es nun, wenn man ihre Rüstungen fortbestehen lassen wolle, indem man die preußischen beseitigt zu sehen verlange. Man möge also von allen Staaten, welche sich in kriegerische Situation gegeben haben, gleicher Maßen und gleichzeitig eine Erklärung und Rechtfertigung ihrer militairischen Maßregeln, resp. Zurücknahme derselben fordern.

Dieser vernünftige Antrag wurde ebenso willig angenommen, wie wenige Tage vorher der sächsische, und Oesterreich und Preußen hatten sich nun drolliger Weise zu ihrer Rechtfertigung vor das Forum der kleinen Fürsten zu stellen. Oesterreich zuerst erklärte sich. Früher hatte es den deutschen Bund als eine Null bei Seite geschoben, jetzt berief er sich überall auf die Rechte des Bundes. „Preußen, sagte der österreichische Gesandte, habe die Bundesrechte in der schleswig-holsteinischen Sache stets zu verletzen gestrebt, Oesterreich dagegen habe sie geschützt, indem es den Annectionsbestrebungen Preußens entgegengewirkt habe. Es fordere auch jetzt, daß über Schleswig-Holstein durch den Bund entschieden und der Wille der Bevölkerung, der sich bisher entschieden für den Herzog Friedrich von Augustenburg ausgesprochen habe, beachtet werde."

So berief sich Oesterreich nun mit einem Male auf die Rechte des Bundes, die es früher stolz ignorirt hatte, und sprach dem Willen des

Volkes das größte Recht zu, dem es nirgends und zu keiner Zeit eine Berechtigung zugestanden hatte. Wie sollte nicht erkannt werden, daß Oesterreich eine Politik treibe, die der Ehrlichkeit und dem deutschen Sinne Hohn sprach? Es behandelte den Bund als eine Puppe, und war — wie nicht abzuleugnen — der Bund dessen würdig, so durfte Oesterreich sich nicht wundern und darüber klagen, wenn Preußen bald darnach diese unwürdige Potenz vernichtete.

In Betreff der Militairangelegenheiten erklärte Oesterreich wie früher in seinen Noten, Preußen gegenüber (nämlich an der preußischen Grenze) wolle es abrüsten, aber gegen Italien müsse es gerüstet bleiben. Daß dies ganz gleichbedeutend sei mit: „es wolle nicht abrüsten" gab es nicht zu und erklärte offen, daß es, um die Anerkennung des Herzogs von Augustenburg in Schleswig-Holstein durchzusetzen, bereits Anstalt getroffen habe, in dem von ihm verwalteten Holstein die Landstände einzuberufen.

Diese Erklärung sprach deutlich aus: Oesterreich wolle Preußens Unterdrückung, es wolle Krieg, und der preußische Bundestagsgesandte von Savigny nahm denn auch gar nicht Anstand zu zeigen, daß er in jener Erklärung die wahre Absicht Oesterreichs erkannt habe. Er selbst aber erklärte, die durch Oesterreichs Rüstungen hervorgerufene Mobilmachung in Preußen werde sofort rückgängig gemacht werden, wenn Oesterreich und seine Bundesgenossen ihre Armeen auf Friedensstärke reduciren würden. Preußen aber fordere von dem deutschen Bunde den Reichsfrieden, und besitze der Bund die Mittel, diesen zu erzwingen, nicht, so müsse man den Bund für zwecklos und unnütz halten und Preußen darnach seine Maßregeln richten.

Das war das Todesurtel, welches über den Bund gesprochen wurde. Nur die Umkehr zum Frieden von Seite Oesterreichs konnte ihn noch am Leben erhalten, der Ausbruch des Kriegs war die Vernichtung des Bundes, die derselbe schon längst verdient hatte.

19.

Die Aufhebung des deutschen Bundes.

Je weniger vorauszusehen war, welche Dimensionen der bevorstehende Krieg annehmen und ob er innerhalb der deutschen Grenzen bleiben werde,

desto mehr mußte den nachbarlichen Staaten daran liegen, ihn abzuwenden, sofern dies noch möglich wäre. Frankreich, England und Rußland richteten also gemeinsam das Ersuchen an Oesterreich, Preußen und Italien, ihre Streitfragen dem Urtheile einer Conferenz der Großmächte, zu denen nun auch Italien zu zählen sei, anzuvertrauen. Wie weit auch die Interessen der Parteien auseinandergehen, so sei es doch nicht unmöglich, sowohl über den Besitz von Schleswig-Holstein, als über die Reform des Bundes und schließlich über die nationalen Wünsche Italiens eine allerseits zufriedenstellende Lösung zu gewinnen.

Preußen, Italien und der deutsche Bund nahmen diesen Antrag sogleich an, und da Oesterreich den Beweis, daß es der Friedensstörer sei, nicht selbst liefern mochte, so erklärte es sich ebenfalls mit dem Conferenzprojecte einverstanden, notifizirte jedoch, daß es eine Voraussetzung zur Genehmigung anzuempfehlen habe. Oesterreich erwarte nämlich, daß die Conferenz von jeder Besitzstandsveränderung in Italien absehe und namentlich eine Abtretung Venetiens an Italien von dem Programm gänzlich gestrichen werde.

Darauf konnten sich die Großmächte natürlich nicht einlassen. Es handelte sich darum, Europa zu beruhigen und außer Gefahr zu stellen, Nationalberechtigungen anzuerkennen und der Zukunft die Bahn zu öffnen, die sie sich außerdem gewaltsam brechen würde; nicht aber Oesterreichs herrschsüchtigem Eigensinn zu fröhnen und dadurch die alte Verwirrung zu erhalten. Man sah, Oesterreich wollte durch einen Krieg zur Anerkennung der Rechte einer neuen Zeit gezwungen sein, und so überließ man es denn seinem Schicksale.

Es hatte nun aber desto weniger auch den Beistand jener Großmächte zu erwarten. Indessen tröstete es sich in der Ueberschätzung seiner Kräfte und in dem Bewußtsein, doch in Deutschland recht viele Bundesgenossen zu besitzen.

Preußen aber wurde natürlich desto kühner und drängte zu schnellster Entscheidung. Sofort ließ es eine Depesche an die auswärtigen Mächte abgehen, in der es den Stand der Verhältnisse mittheilte und die Schuld Oesterreichs nachwies. Zugleich reichte es einen Protest gegen die von Oesterreich beabsichtigte Einberufung der holsteinischen Stände als einen Act ein, zu welchem der Kaiser von Oesterreich als Mitsouverain einseitig keine Befugniß habe, und erließ an seinen Gouverneur in Schleswig den Befehl, gegen eine derartige in Holstein von Oesterreich veranstaltete Ständeversammlung sofort mit der bewaffneten Macht einzuschreiten.

Als nun der österreichische Gouverneur von Holstein, General von Gablenz am 5. Juni wirklich die Stände Holsteins nach Itzehoe einberief,

ließ der preußische General von Manteuffel unverzüglich einen Theil seiner Truppen von Schleswig aus nach Holstein rücken. Minister von Bismark aber gab die Erklärung, daß, da der gasteiner Vertrag (Theilung der Verwaltung) zu Rivalitäten und Unzuträglichkeiten aller Art veranlasse, derselbe nicht gehalten werden könne und der status vor demselben wieder herzustellen sei, bei welchem Oesterreich und Preußen die Verwaltung gemeinschaftlich ausgeübt haben. Demgemäß lege Preußen jetzt Besatzung in holsteinische Städte und erkenne Oesterreich das Recht zu, eben so Besatzung in schleswig'sche Städte zu legen. Ferner mache Preußen den Vorschlag, die frühere gemeinschaftliche Regierung in den Herzogthümern wieder aufzurichten.

Das war nun eigentlich kein feindseliger, wenn immer auch ein etwas gewaltsamer Act. Allein Oesterreich meinte, die Verwickelungen scheinen nun zum Bruche reif, und anstatt noch weiter wegen Schleswig-Holstein zu verhandeln, zog es seine Truppen aus Holstein schleunigst zurück. Der Herzog von Augustenburg, der unter dem Schutze der Oesterreicher zu Kiel residirt hatte, verschwand natürlich sogleich aus dem Lande, Preußen aber traf schleunigst Einrichtung sich den Besitz Schleswig-Holsteins, nicht weniger in Deutschlands als in seinem eigenen Interesse zu erhalten.

Streng genommen, hatte der Friede hier geendet und der Krieg begonnen. Die Möglichkeit des Zusammengehens hatte aufgehört. Die Oesterreicher waren aus Holstein gewichen. An ihre Wiederbesetzung war nicht zu denken. Wollten sie Holstein wieder haben, mußten sie es erobern und dazu gehörten die Waffen: folglich war die Zeit der Waffen gekommen.

Der österreichische Gesandte machte nun vor dem Bundestage ein unendliches Geschrei über Preußens Bruch des gasteiner Vertrags, als ob dieser etwas Unerhörtes und ganz Unerwartetes sei. Der Kaiser hatte diesen Vertrag mit gänzlicher Ignorirung des deutschen Bundes abgeschlossen (wahrscheinlich weil er bei dem Empfang der zwei und einer halben Million dänischer Thaler Theilnehmer nicht haben mochte), jetzt aber geberdete sich der österreichische Gesandte, als ob durch diesen Bruch des gasteiner Vertrags dem deutschen Bunde ein Unrecht, eine gräßliche Verletzung widerfahren sei.

Es handelte sich aber dem Herrn Gesandten darum, von den Mitgliedern des deutschen Bundes noch einige für Oesterreich zu gewinnen, denn einige, wie namentlich Baiern, waren schwankend und in ihrer Haltung noch keineswegs so entschieden wie der Herr von Beust, der, selbst auf den Untergang Sachsens hin, es nie vergessen mochte, daß er in Wien auf Oesterreichs Wohl angestoßen hatte.

Der österreichische Gesandte veranlaßte nun am 11. Juni eine außerordentliche Bundesversammlung. Sie war die verhängnißvollste, die die

fünfzigjährige Geschichte des deutschen Bundes verzeichnet. Oesterreichs Gesandter tobte gegen Preußen wegen des Bruches der gasteiner Convention, er schrie Wehe darum, daß die Oesterreicher aus Holstein getrieben worden waren, er schrie Wehe, daß die Majestät des Bundes in solcher Verletzung Oesterreichs beleidigt werde, er wies nach, daß Deutschland nun keine andere Pflicht habe, als sich gegen den Frevler, den Reichsfeind, dieses verwegene, Recht und Vertrag verletzende Preußen zu erheben, er wies nach, daß vor allem der deutsche Bund verpflichtet sei, die ganze Bundesarmee mit Ausschluß des preußischen Contingents aufzurufen und gegen den Reichsfeind zu schicken. In vierzehn Tagen, führte er aus, könne die Bundesarmee beisammen sein, die Ersatzmannschaft werde man dann schon zusammen bringen, aber der Bundesfeldherr möge sofort ernannt und überhaupt über diese Execution gegen Preußen sofort Beschluß gefaßt werden.

Da fragte der Gesandte von Mecklenburg, warum denn ein so folgenschwerer Beschluß so außerordentlich schnell gefaßt werden solle, da es doch Brauch des Bundes sei, ruhig zu avanciren und jeder Angelegenheit, selbst der unwichtigsten, drei Sitzungen zu widmen. An diesem Einwurfe durfte der österreichische Gesandte merken, daß Oesterreich auf die complete Bundesarmee nicht rechnen dürfe; und daß, wenn irgend ein Bundesmitglied keine Lust hatte mitzugehen, der Bund keine Macht besitze, es zu zwingen, das wußte er doch wohl.

Doch wurde beschlossen (denn Oesterreich hatte ja viele liebe Sclaven beim Bunde) den Antrag nach zwei Tagen (14. Juni) zur Berathung und endgiltigen Beschlußfassung zu bringen. Nun aber trat der Gesandte Preußens, Herr von Savigny, auf und protestirte mit einer sehr kurzen und bündigen Erörterung gegen den österreichischen Antrag, einfach aus dem Grunde, weil, wenn Oesterreich Bundesmacht in Anspruch nehmen wolle, sein Antrag auch zur Competenz des Bundes stimmen müsse; dieser aber sei bundeswidrig.

Aber dieser Protest blieb natürlich ohne Wirkung. Der Bund war ein trübes Wasser, und dieses mußte sich ja freilich in den finstern Schatten der Hand Oesterreichs drängen. Immer mußte man gefaßt sein, die Majorität auf Oesterreichs Seite zu sehen, denn seine kleinen Schützlinge sprachen mit.

Fiel es nun auch dem Minister von Bismark im Entferntesten nicht ein, um diese Majorität zu ringen, so wollte man doch die öffentliche Meinung nicht in Oesterreichs Sold gerathen lassen. Dem österreichischen Flamberg sollte also die Klinge weggebrochen werden und zwar dadurch, daß die Unwürde der Bundesversammlung, dadurch ihre Incompetenz auf=

gedeckt und die Nothwendigkeit ihrer Ersetzung durch ein besseres Institut dargelegt werde. Die Unnützlichkeit des Bundes war dem Volke längst klar; von Bismark hoffte, daß sein Antrag desto freudiger begrüßt werde. Er verdiente das; allein — der Minister war immer noch der Verkannte und die Zeit, daß er populär sei, war — noch nicht da.

Rasch zum Handeln, war Minister Bismark mit seinem Bundesreformvorschlage schon da, ehe noch die beschlußfassende Bundessitzung vom 14. Juni stattgefunden hatte. Dieser Bundesreformantrag war natürlich eine Granate gegen Oesterreich, aber die Granate war gut, denn sie sollte den Dualismus erschlagen, der bisher jede Möglichkeit deutscher Nationalentwickelung verhindert hatte. Gleich der erste Paragraph sagte: „Alle deutschen Fürsten sollen sich im deutschen Bunde vereinigen, nur die undeutschen nicht, nämlich der Kaiser von Oesterreich und der König der Niederlande.

Der Kaiser von Oesterreich hatte sich für das erste und wichtigste Glied des Bundes gehalten, und hier wurde er für unnütz und überflüssig erklärt. Das war stark, aber es war in der That so unberechtigt nicht. Erschrak man auch noch vor diesem kühnen Gedanken, man gewöhnte sich wohl an ihn, und daß ein König der Ungarn, Czechen, Dalmatier, Illyrier, Galizier, Slavonier, Croaten, Serbier rc. in einen deutschen Fürstenverein nicht gehöre und Deutschland kein Heil bringen könne, drängte sich doch dem Verständniß sehr auf.

Indem nun Minister von Bismark in seinem Vorschlage Reformen empfahl, die doch unverkennbar auf die Kräftigung Deutschlands und die Rettung der Nationalität, auf die Vereinigung der Stämme, die Vereinigung ihrer Kräfte hinausgingen, freilich hier und da dem Würdenwahne der Kleinstaaterei etwas Gewalt anthaten, aber dafür den Glanz des Ganzen erhöheten, so mußte mindestens bei den Gebildeten dieser Antrag freundliche Aufnahme finden, wenn gleich einige Punkte, wie namentlich die Trennung Deutschlands in Nord- und Süddeutschland, noch unbegriffen blieben.

Allein der Gebildeten waren nicht viele, von den 90 Prozent der Thoren war kein Einfluß zu erwarten und, was das Schlimmste, vielleicht das einzige Schlimme war, Bismark war noch verkannt, er war noch klein, denn man wagte es noch, Parallelen zwischen ihm und Beust zu ziehen, die Zeit — wo er populär sein werde — war noch nicht da, diese bessere Zeit bedurfte noch des — Krieges.

Aber nicht bloß Bismark's Popularität, Deutschland selbst bedurfte des Krieges, d. h. der wahren Ueberzeugung, wo für Deutschland die Ehrlichkeit und Macht sitze; denn diese konnte nur erst durch den Krieg gebracht werden und darum war auch Preußens Antrag auf Einberufung eines Volkspar-

laments viel zu sehr verfrüht. Wo die Macht saß, wußte man ja wohl; aber nicht wo die Ehrlichkeit — man dachte nicht daran, daß die Ehrlichkeit von Oesterreich verhindert worden war, vorzutreten — und weil man sie eben in Preußen gar nicht suchen mochte, fand auch Bismarks Antrag auf ein deutsches Parlament eine ganz falsche Beurtheilung und keinen Erfolg.

Immerhin erreichte Minister Bismark seinen Zweck: er führte das Beabsichtigte in die Ideen ein, bahnte eine Versöhnung mit ihnen selbst an und — durchkreuzte Oesterreichs Plan, indem er die Bundesfürsten in Zweifel und Schwanken erhielt. Sahen sie auch, daß sie durch Bismarks Idee persönlich verlieren müßten, so wußten sie ja, daß Deutschlands unsinniges und unnatürliches Verhältniß nicht fortbestehen könne, und daß dieser Verlust über Kurz oder Lang doch kommen müsse. In dem Maße von Bismarks Vorschlägen ließ er sich ertragen; man wußte nicht, in welcher Weise er später stattfinden werde.

Nun kam die Bundessitzung des verhängnißvollen 14. Juni heran. Der österreichische Gesandte stellte aufs Neue seinen Antrag auf Mobilisirung der ganzen Bundesarmee gegen Preußen. Der preußische Gesandte protestirte gegen den Antrag Oesterreichs und die Befugniß des Bundes. Die Abstimmung wurde dennoch vollzogen und, siehe, der Bund beschloß den Krieg gegen Preußen mit neun gegen sechs Stimmen.

Aber die Abstimmung stand sehr auf der Spitze. Die Niedrigkeit Oesterreichs, Noblesse Preußens und ein kleiner Weltregierer (Schaumburg-Lippe) gaben den Ausschlag. Oesterreich nämlich gab für seinen eigenen Antrag seine Stimme mit ab, Preußen mochte in einer Sache, die es für unberechtigt hielt, durchaus nicht mitstimmen. Der Gesandte von Schaumburg-Lippe aber gab, wie gesagt, den Ausschlag. Zwar waren die zu der von ihm vertretenen Curie gehörenden, Lippe-Detmold, Waldeck und Reuß jüngere Linie für Preußen und gegen Oesterreich, ja die Regierung von Schaumburg-Lippe auf eigene ausdrückliche Erklärung selbst für Preußen; doch stimmte der gewaltige kleine Bundestagsgesandte für Oesterreich und damit war die Sache in Oesterreichs Augen entschieden.

Aber was konnte Preußen auch um eine Stimme zu thun sein? Wer für Preußen stimmte, ging mit Preußen, wer dagegen stimmte, mit Oesterreich; der desolate Bundestag konnte doch sicher diese Mächte nicht zusammen zwingen. Wäre die Abstimmung mit allen Zulassungen ausgeführt und der von Oesterreich gekaufte schaumburg-lippe'sche Gesandte auf den Willen seiner Regierung angewiesen worden, so würde Preußen mit acht gegen sieben gesiegt haben. Was konnte ihm aber an dieser Abstimmung liegen, es lag ihm vielmehr daran, daß der Bundestag aufs Neue in derselben seine Un-

mündigkeit zeige. Nachdem die verhängnißvolle Abstimmung vollbracht war, trat der österreichische Bundesgesandte triumphirend auf und verkündete das Resultat. Der preußische Bundestagsgesandte aber hatte danach noch einige Worte zu sprechen, die man als den Abschied Preußens von dem deutschen Bunde bezeichnen konnte. Herr von Savigny sagte: Preußen habe sich an diesem Acte nicht betheiligt, weil es ihn für widerrechtlich und bundeswidrig halten müsse. Der Bund habe gegen Bundesglieder nur das Recht der Execution, nicht aber der Aufbietung der Bundesarmee. Das aber nenne man Krieg und solchen solle eben der Bund verhindern. Oesterreichs souveraine Stellung in Schleswig-Holstein wie die Preußens stehe nicht unter Bundesautorität, denn sie sei nicht aus Bundesbeschluß hervorgegangen, und folglich habe der Buud in dieser Streitfrage keine Berechtigung. Und darum eben habe Preußen an der Behandlung dieser Frage vor dem Bunde gar nicht Theil genommen. Oesterreich rüste seit drei Monaten gegen Preußen. Das sei Selbsthilfe und diese im Bunde verpönt; jetzt aber habe der Bund sich selbst mit zu dieser Selbsthülfe hinziehen lassen. Er sei also seinem Gesetz und seiner Verfassung untreu, seinem Berufe entartet. Er habe jetzt einen bundeswidrigen Antrag aufgenommen und die Abstimmung zeige, daß Bundesglieder von Oesterreich mißbräuchlich gewonnen worden seien: der Bundestag habe daher auch als freier Vertreter Deutschlands seine Würde verloren, und so sehe sich Preußen nun zu der Erklärung gedrängt, daß es den Bund für aufgelöst, aufgehoben, nicht mehr bestehend ansehen und jeden Verkehr mit ihm abbrechen müsse. Preußen wünsche, daß Deutschland an einem neuen auf den preußischen Vorschlägen basirten Bunde eine bessere Vertretung gewinne und lade die einsichtvollen Fürsten zu diesem ein; dem alten aber überlasse es den Versuch, wie lange er ohne Preußen, und etwa mit Oesterreich, werde bestehen können. Preußens König halte indessen den Bund nicht anders für vorübergegangen als frühere Formen; wenn aber alle Formen nur vergängliche Erscheinungen seien, so sei er weit entfernt die Einheit der deutschen Nation diesen vergänglichen Erscheinungen beizuzählen, er halte die Einheit der deutschen Nation vielmehr für eine ewige Bestimmung, deren Störung zu beseitigen er als das Ziel der Politik seines hohen Hauses, als die Aufgabe Preußens erkenne.

Diese Erklärung hätte den deutschen Völkern die Augen öffnen müssen. Allein das Mißtrauen gegen Preußen, von dem man meinte, es trachte nur danach ein großes Preußen zu werden, aber nicht ein Deutschland neu zu erschaffen, war noch zu groß und wurde von ihren Regierungen mit allem Eifer der Selbsterhaltung genährt.

So war denn mit der Erklärung des preußischen Bundestagsgesandten,

der mit dem letzten Worte die hohe Versammlung verließ, das große Wagestück geschehen. Der deutsche Bund war factisch vernichtet. War seine Aufgabe, der er nur äußerlich und scheinbar genügt hatte, gewesen, Deutschland zu einen und zusammen zu halten, so war eben jetzt seine Aufgabe gänzlich unerfüllt, denn es war, da Preußen als die reichliche Hälfte zurückgetreten war, eben kein Deutschland mehr vorhanden oder ein zerspaltenes, welches mit dem Existenzgesetz des Bundes und dessen Zwecken im vollen Widerspruche stand.

Mit der Zerstörung des Bundes, den Oesterreich nun einmal zu seinem schützenden und stützenden Alliirten gemacht hatte, weil es ihn jetzt eben dazu brauchte, war nun aber auch der Krieg unvermeidlich geworden. Und Oesterreich glaubte, daß es den Untergang dessen gar zu sehr nicht zu beklagen brauche, da es ihn nun durch seine vermeintlich feine Politik zum allergrößten Theile zum Zwecke des Kriegs für sich gewonnen, der Bund ihm also das Höchsterwartete geleistet hatte.

Aber desto mehr war dadurch der Krieg unvermeidlich geworden, weil Preußen an die Zerstörung dieses alten Bundes die Errichtung eines neuen Bundes geknüpft hatte, aus welchem Oesterreich ausgeschlossen bleiben sollte. Wie wenig auch Oesterreich Deutschland je geleistet, wie schnöde es das Reich auch stets nur als ein Mittel für seine undeutschen Zwecke mißbraucht; immer aber hatte es auf seine Primairstellung in Deutschland das größte Gewicht gelegt, und selbst, nachdem Napoleon I. ihm gezeigt, daß seine deutsche Kaiserwürde jede Berechtigung verloren, selbst jetzt, nachdem es länger als 60 Jahre den Verlust dieser Würde getragen, war es noch ganz von dem Wahne dieser Würde erfüllt, wie die Aeußerungen seines Bundestagsgesandten in der Bundessitzung am 24. Mai zeigten.

Dieser Gesandte, gewiß wissend, daß es keinen deutschen Kaiser mehr gebe, sondern nur noch einen Verein von unter einander gleichen deutschen Fürsten, besaß den anachronistischen Muth, sich zur Motivirung der beschränkten Zugeständnisse an Preußen auf „Oesterreichs Würde und angestammte Stellung“ zu berufen. Seine deutsche Würde hatte Oesterreich längst verloren und eine angestammte Voranstellung hatte es nie gehabt; denn bis auf Franz II. waren alle deutsche Kaiser nichts weiter als Wahlkaiser gewesen.

Aber vielleicht glaubte der Gesandte an den Preußen ein historisch ungebildetes und politisch unreifes Volk vor sich zu haben wie etwa an seinen Slavoniern. Immer war ja Oesterreich in seinem Wahne sehr groß, und sein Wahn hat es zum Sturz gebracht. Es glich dem Dichter, der im Himmel schwelgt und auf Erden umkommt. Wie viele Kriege hatte Oester=

reich unternommen: und welches war der Krieg, den es allein würdig zu einem Resultate gebracht hätte (mit Ausnahme des kleinen Kriegs gegen Sardinien, auf den es doch zum Schutz seiner Würde nicht wird hinweisen mögen)? Wie viele österreichische Entwürfe hat die Geschichte aufgezeichnet, und wie viele sind gelungen? Wie viele politische Berechnungen hat Oesterreich gemacht, und wo sind die, in denen es sich nicht verrechnet hat (mit Ausnahme der Heirathsspeculationen, die es allein groß gemacht haben)? Wahn, überall Wahn!

Nun stelle man ihm zur Betrachtung Preußen gegenüber!!! Nüchtern und tüchtig!

Auch auf der Stufe der Geschichte, die wir eben behandeln, finden wir Oesterreich wieder im angeborenen Wahne. Es trotzt auf längst verjährte historische Rechte, spricht von angestammter Würde und Stellung, nicht gedenken mögend seiner Schmach, von einem fremden Potentanten seiner Würde und Stellung unwürdig gehalten und bei Seite geworfen worden zu sein; es will und verlangt Krieg, nicht gedenken mögend seiner Schmach vom siebenjährigen Kriege, oder vielmehr seiner siebenjährigen Schmach; es will Preußen niedertreten, nicht gedenken mögend, daß es im Bunde mit halb Europa dieses Preußen niederzutreten nicht im Stande gewesen war; es hält sich jetzt ohne nennenswerthe Bundesgenossen stärker als dieses Preußen, ohne sich selbst und Preußen studirt, ohne Preußens Wehrwesen geprüft, ohne mit diesem das seine verglichen zu haben! Jeder Gebildete sah voraus, daß Oesterreich wieder werde für seinen Wahn büßen müssen; natürlich kennt Der den Wahn nicht, dem er eigen ist.

20.

Die Kriegserklärungen.

Welcher Partei der Vorwurf zu machen war, daß sie den Krieg wolle, war Niemandem unbekannt. Oesterreichs Noten waren nicht so fein gehalten, daß nicht auch der minder Gebildete das zwischen ihren Zeilen Befindliche hätte lesen können. Oesterreich hatte Ende Januar zu rüsten angefangen (Preußen erst im März); aber das wiener Cabinet durfte doch nicht glauben, daß andere Leute nicht auch Kalender besäßen.

Schließlich beherrschte es sich so wenig, daß der Kaiser dem preußischen

Gesandten in Wien seine Pässe unverlangt zuschickte, ehe noch die entscheidende Bundestagssitzung, in welcher der österreichische Bundestagsgesandte immer noch Oesterreichs Friedenswunsch betheuerte, stattgefunden hatte. Denn bereits am 13. Juni erhielt der preußische Gesandte in Wien seine Pässe und erst am 14. Juni fand jene denkwürdige Bundestagssitzung statt. In der Bundestagssitzung vom 1. Juni erklärte Oesterreich, daß es dem deutschen Bundestage die Entscheidung in der großen Streitsache überlasse, und ehe der Streit vor dem Bundestage beendet war und der Bundestag hatte entscheiden können (14. Juni), schickte es dem preußischen Gesandten seine Pässe, d. h. es erklärte Preußen den Krieg und entschied also selbst. Der Bund war also nur zum Vorwand benutzt worden. Als Oesterreich des Vorwandes nicht mehr zu bedürfen glaubte (als es nämlich mit seinen Rüstungen fertig zu sein glaubte), warf es ihn bei Seite.

Indessen durfte Oesterreich nicht glauben, daß seine Politik, seine Handlungsweise bei den Gebildeten Deutschlands und der fremden Staaten nicht nach wahrem Werthe gewürdigt werde. Verrieth es doch seine Liebhaberei für den Krebsgang, für die Herrlichkeit abgethaner Zeiten so sehr, daß es in seiner Erwiederung auf die Einladung zu der von England projectirten Staatenconferenz seine Verwunderung darüber aussprach, daß man nicht auch den Papst eingeladen habe, da doch die Interessen Sr. päpstlichen Heiligkeit gewahrt werden müßten. Welcher Vernünftige hätte den Papst noch schützen mögen, der der bewiesenste Anachronismus des 19. Jahrhunderts ist? So ist Oesterreich durch sein Rückwärtsdrängen nach einer todten Zeit selbst zum Anachronismus geworden und geht lieber mit dem sterbenden Papstthum unter, als daß es sich den Forderungen neuer Begriffe und Nothwendigkeiten, d. h. der Vernunft fügt.

Welcher Art aber auch die österreichische Politik war, ihr Zweck war einzig der Krieg, und welche Friedensliebe auch vom wiener Cabinet geheuchelt wurde, Preußens Chefminister konnte dadurch nicht getäuscht werden. In seiner Circulardepesche vom 4. Juni spricht er es unumwunden aus: Oesterreich will den Krieg. Sein Verfahren ist nichts Anderes als directe Provocation und der Wunsch einen Krieg, sei es auch mit Gewalt, herbeizuführen. Erkundigungen in Wien bestätigen das, und dem Kaiser nahestehende Rathgeber und Staatsmänner haben direct versichert, daß mit Oesterreich irgend eine friedliche Verständigung nicht zu erlangen sein werde, weil die kaiserlichen Minister um *jeden Preis* Krieg wollen, theils in der Hoffnung auf guten Erfolg im Felde, theils um über die Schwierigkeiten im inneren Staatswesen hinweg zu kommen — ja selbst mit der ausgesprochenen Absicht, „den österreichischen Finanzen durch preußische Contributionen oder einen ehren-

vollen Bankerott Hilfe zu verschaffen. Der Krieg ist ein abgemachter Beschluß in Wien; die einzige Frage ist nur noch zu lösen geblieben, welches der rechte Augenblick sei, ihn zu beginnen."

So wußte Preußen sehr genau, wie es mit Oesterreich stand, und wenn es nicht die Verhandlungen viel früher abbrach, sondern dem Notenwechsel immer noch Raum ließ, so geschah es der Etiquette zu Gefallen und um den Vorwurf abzuwenden, daß es den Krieg gewollt habe.

Indessen war Preußen die österreichische Kriegslust sehr erwünscht. Wollte es nach dem Ziele seiner politischen Mission einen großen und entscheidenden, vielleicht gar den letzten Schritt thun, so mußte und konnte das nur durch einen Krieg geschehen; denn wie günstig ihr Resultat auch sein mochte, friedliche Verhandlungen mit Oesterreich konnten immer nur zu halben Zuständen führen. Nie konnte Oesterreich von der deutschen Bühne abtreten, nie sein Ansehen in Deutschland aufgeben wollen; und doch mußte der Dualismus gebrochen werden, wenn von der besseren Wiederherstellung des deutschen Reiches die Rede sein sollte; Oesterreich mußte entweder ganz ausscheiden, oder doch nach Verhältniß seiner deutschen Länder auf die zweite Stufe herabtreten, es mußte dem Widersinne entsagen, eine Primairstellung in Deutschland wegen seines fremden Bodenbesitzes, wegen seines Dalmatien, Croatien, Galizien und anderer Obscuritäten zu fordern. Wie aber hätte Oesterreich sich dazu entschließen sollen? Und doch mußte es sein; aber nur ein Krieg konnte es bewirken.

Nachdem Preußen sich von dem festen Willen Oesterreichs überzeugt, mußte es auf die Klein- und Mittelstaaten blicken, ins Besondere die, welche wie Sachsen und Baiern zwischen ihm und Oesterreich, oder wie Hannover, Hessen und Nassau zwischen seinen Landestheilen lagen und doch nicht entschieden der preußischen Partei angehörten.

Obschon der Bund factisch durch Preußens Austritt vernichtet war, befanden sich doch alle übrigen deutschen Staaten gegenwärtig noch in ihm, ja der Bund betrachtete sich selbst noch für bestehend, in sofern als er Preußens Austritt nicht anerkannte. Hatte doch das Bundespräsidium feierlich gegen Preußens Austritt protestirt mit Berufung auf den Artikel 1 der Bundesacte und Artikel 5 der wiener Schlußacte. Nach Bestimmung dieser Paragraphen war der deutsche Bund ein unauflösbarer Verein, aus welchem kein Mitglied auszutreten das Recht hatte. Preußen trat doch aus; und Niemand konnte es hindern. Nie kam der Unsinn, auf Rechte zu pochen, ohne die Macht zu ihrem Schutze zu besitzen, schneidender ans Licht.

Während also Preußen ausgeschieden war und die Handlungen des Bundes als völlig nichtige ganz unbeachtet ließ, befanden sich die übrigen

deutschen Staaten noch in demselben vereinigt, obschon sie sich für die Partei, mit der sie es halten wollten, bereits, einige längst, entschieden hatten und natürlich dadurch zwei feindliche Lager entstanden waren.

Im preußischen Lager, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, vereinten sich Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg-Gotha, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Anhalt, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Waldeck, Reuß-Schleiz, Luxemburg und Limburg, Hamburg, Bremen und Lübeck.

In das österreichische Lager gehörten Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Hannover, Hessen-Kassel, Nassau, Sachsen-Meiningen, Reuß-Greiz, Frankfurt a. M.

Baden stand gewissermaßen zwischen diesen Lagern. Seine geographische Lage wies es ins österreichische Lager, während es geistig ganz Preußen angehörte, und namentlich machte die nahe Verwandtschaft der Fürstenhäuser es fast unmöglich, daß dieser Staat sich gegen Preußen wendete. In der That erklärte er sich nach dem Ausbruche des Kriegs auch entschieden für Preußen, und nur die Drohung Oesterreichs, daß sein Anschluß an den Feind seine Zerstückelung zur Folge haben werde, zwang ihn in den Bund mit Oesterreich.

Betrachtete Preußen die beiden Lager, so mußte es erkennen, daß es gegen Oesterreich in sehr großem Nachtheile war, denn die Staaten, welche zu Oesterreich standen, konnten 167,000 Mann mit 369 Geschützen ins Feld schicken, wozu von Baden noch 13,000 Mann zu rechnen waren.

Die Staaten, welche Preußen seine Bundesgenossen nennen durfte, konnten nur etwa 31,000 Mann mit 86 Geschützen stellen, wozu ebenso von Baden 13,000 Mann kamen, sobald es den Anschluß an Preußen bewerkstelligen wollte oder konnte. Die Bundesgenossen Oesterreichs waren daher um vier Fünftel stärker als die Preußens.

Dennoch trug Preußen kein Bedenken den Krieg anzunehmen. Es bauete auf seine eigene Kraft und konnte darauf bauen, denn seine Militaireinrichtungen überwogen viel größere Differenzen.

Dennoch konnte es ihm nicht gleichgiltig sein, auf welche Seite die anderen deutschen Staaten traten. Von vorzüglichem Interesse für Preußen, wie natürlich auch für Oesterreich, war Sachsen. Obschon bei weitem nicht der größte jener Staaten, war doch Sachsen für Preußen von größter strategischer Wichtigkeit. Wir wissen, welchen Werth schon Friedrich der Große auf dieses Land legte und mit welcher Anstrengung er es sich zu erhalten suchte. 280 Quadratmeilen umfassend, trennt es Preußen auf einer Strecke

von 30 Meilen von Oesterreich und zwar mit einer theilweisen Breite von 20 Meilen. In seiner ganzen Länge ist es auf seiner Oesterreich zugekehrten Hälfte von Gebirgen erfüllt, die für den Angreifer wie für den Vertheidiger von großer militairischer Bedeutung sind. Bei einer Bevölkerung von 2,300,000 Menschen und einer gut geschulten Armee von 24,000 Mann mit 60 Geschützen ist dieser Staat immer schon eine Macht. Der Reichthum seiner Flachländer macht ihn aber für die kriegführende Partei, die ihn inne hat, zu einer der reichsten Hilfsquellen.

Für Preußen aber hatte dieser Staat noch eine besondere Bedeutung durch die Bildung und Gesinnung der Bevölkerung. Standen die Sachsen den Preußen an erster nahe oder gleich, so ließ sich von letzterer williges Entgegenkommen erwarten. So mußte Preußen wohl etwas daran liegen, Sachsen auf seine Seite zu bringen oder mindestens neutral zu stellen.

Aber weder das Eine noch das Andere konnte erwartet werden, da Herr von Beust, von unvertilglichem Hasse gegen Preußen oder eigentlich gegen den Minister Bismark erfüllt war, mit Leib und Seele Osterreich angehörte und in der Gunst seines Königs so fest stand, daß durchaus das Erlöschen seines Einflusses nicht erwartet werden konnte.

Lange schon, in der schleswig-holsteinischen Sache, hatte sich Sachsen allen andern deutschen Staaten voran auf den österreichischen Standpunkt gestellt. Wie alle Kleinstaaten mit partikularistischer Tendenz politisirend, ehrte es in Oesterreich ebenso den Schutz des Partikularismus, als es in Preußen das Trachten nach eigner Stärkung und deutscher Vereinigung fürchtete. Soll Deutschland ein Staat werden, müssen freilich die Staaten verschwinden. Sollte man aber Jemand darum verdenken, daß ihm seine Existenz lieb ist? Haßte Sachsen ehedem Preußen als Nebenbuhler, so haßte es jetzt dasselbe als eine verwegene Macht, von der das Schlimmste zu fürchten war. Herrn von Beusts Meinung war, man müsse Preußen klein machen, oder wenigstens nicht größer werden lassen, und das war auch die Meinung Oesterreichs und der ihm verbündeten Kleinstaaten. Sollte es aber nicht größer werden, so durfte es auch Schleswig-Holstein nicht bekommen. Da es nun aber Schleswig-Holstein unverkennbar sich doch rücksichtslos nehmen wollte, so, meinte Herr von Beust, müsse man es daran hindern.

Dabei geschah freilich dem deutschen Interesse, nämlich der Einigung des Reichs, Eintrag; allein Herr von Beust meinte, das Volk sei ja gar zu klug nicht, und coquettire man etwas mit deutschen Floskeln und Scheinideen, so lasse es sich auch völlig dumm machen. Wie jeder große Minister hatte er viele willige Diener unter den Gebildeten, und die freistehenden Gebildeten, die nie seine Freunde waren, machten eine so kleine Zahl aus, daß er Rück-

sicht zu nehmen nicht für nöthig hielt. Genug, Herr von Beust arbeitete mit glühendem Eifer dafür, daß Schleswig-Holstein an den Herzog von Augustenburg käme. Die Organe der Regierung, die sächsische Presse und selbst die Kammern nahmen an dieser Politik ihres Ministers Theil und meinten, indem sie die Zersplitterung Deutschlands, das Unheil des Reichs noch um ein Zweiunddreißigstel vermehren wollten, gut deutsch zu sein.

Die Art und Weise, in welcher von Beust in Bezug auf Preußen Politik trieb, war eine unverkennbar gehässige, und es würde ihm durch hundert Beweise gezeigt werden können, daß an seiner Politik seine Persönlichkeit viel größeren Theil hatte als das Interesse des von ihm vertretenen Staates.

Bisweilen gab er sich wohl den Schein, als ob seine Politik eine freistehende sei, indem er auch gegen Oesterreich eine finstere Miene machte, wie z. B. in seiner Depesche vom 6. April, in der er verwundert fragt, wie denn Preußen dazu komme, Schleswig-Holstein als ein Oesterreich und Preußen gehöriges Land zu bezeichnen? Allein er wußte wohl, daß Oesterreich auf dieses unpassend gelegene Land durchaus keinen Anspruch mache, und sein Stachel war daher nur gegen Preußen gerichtet.

Der König Johann von Sachsen hatte schwerlich an Herrn von Beusts Sinnesrichtung Theil, allein er vertraute in ihm den erfahrenen Politiker, der er wegen der Länge seiner Praxis zu sein schien. Auch darf nicht geleugnet werden, daß er eine diplomatisch correcte Feder zu führen verstand, welche, wenn nicht die Wahrheit, doch einen reichen Schein für sich hatte und leicht auch das Urtheil des Unbefangenen einnehmen konnte.

Allein bei Herrn von Beusts Politik mußte weniger die Feder, als das Verhältniß der Potenzen (Sachsen, Bund, Preußen) erwogen werden. Der Advocat beweist, daß sich auch ein schwächliches Recht glänzend vertheidigen lasse, und man mag gern zugestehen, daß Herr von Beust ein ungeschickter Advocat nicht gewesen sei.

Allein er hatte zu wenig sich (nämlich Sachsen und den Bund) und noch viel weniger den Gegner (nämlich Preußen) studirt. Er hatte selbst nicht einmal Geschichte studirt, sonst würde er trotz seines persönlichen Interesses Bedenken getragen haben, die Rolle des Ministers Brühl nachzuspielen. Und dabei war Brühl noch bei weitem mehr zu entschuldigen. Ihm hatte noch keine Erfahrung Lehren gegeben, und das Machtverhältniß im siebenjährigen Kriege war für die Gegner des damals noch sehr kleinen Preußens in so hohem Maße günstig, daß selbst das gediegendste Urtheil die Rolle des Ministers Brühl, der noch dazu ein Königreich Polen an Sachsens Seite sah, für eine correcte halten mußte. Den Grafen Brühl durfte man

für einen tüchtigen Minister, den Herrn von Beust nur für einen guten Dictanten halten, und sein Verhängniß war es, daß er als solcher Herrn von Bismark neben zu buhlen sich vermaß. Er verschuldete dadurch seinem Monarchen unendlich viel, und nur einer gnadenreichen Fügung verdankte Sachsen in der Folge seine weitere Existenz, die Herr von Beust zu leicht aufs Spiel gesetzt hatte. Er durfte sich nicht entschuldigen wollen, in seiner Ehrfurcht gegen den Bund nur Pflichttreue geübt zu haben; er hatte selbst in früheren Schriftstücken die ganze Erbärmlichkeit des deutschen Bundes anerkannt und die Nothwendigkeit seiner Umgestaltung aufgestochen; jetzt freilich, wo es darauf ankam, Preußen, oder vielmehr Herrn von Bismark etwas Gift entgegen zu spritzen, stellt er den Bund außerordentlich hoch und heilig hin und sagt in seiner Depesche, die königlich preußische Regierung möge sich nur an den Bund wenden, dort werde Sachsen (Beust), treu den Bundesgesetzen, dafür stimmen, daß dem Angreifer entgegen getreten werde; die Frage aber, wie sich Sachsen verhalten wolle, wenn Preußen zum Kriege genöthigt werde, dürfe Sachsen so wenig als ein anderer Staat beantworten, weil dadurch den Rechten des Bundes, der das Verhalten der Staaten bestimme, vorgegriffen werde.

Wir haben hier bereits angedeutet, daß die preußische Regierung bei Sachsen angefragt hatte, wie es sich verhalten werde, wenn Preußen zu einem Kriege gegen Oesterreich genöthigt sein würde. Das hatte Preußen in einer an alle Klein- und Mittelstaaten gerichteten Depesche am 24. März und später am 27. April gethan. Bismark kannte seine Feinde zu gut, allein die Anfrage war nothwendig.

Beust umging, wie wir gesehen, die Antwort; aber eben darin lag die Antwort sehr deutlich. Noch deutlicher aber wurde sie durch Sachsens militairische Rüstungen, die vor Preußen äußerst geheim gehalten werden sollten, und doch dem Herrn von Bismark so gründlich bekannt waren, wie die öffentlichste Sache. Pferdeankäufe, Wegschaffung der Militairdepôts von den nördlichen Garnisonplätzen nach südlichen Städten, Einziehung der Reserven, alle derartige Vorkommnisse konnten so geheim nicht geschehen, daß nicht dem berliner Cabinet die vielseitigste Mittheilung zu Theil geworden wäre. Und allen diesen kriegerischen Vorbereitungen Sachsens, namentlich auch den Truppendislocirungen, sah man sofort an, daß Sachsen, treu seinem alten unglücklichen politischen Programm, zu Oesterreich stehen wolle.

Die oben angedeutete Antwort Beusts auf die Anfrage Preußens, wie Sachsen sich im Kriegsfalle verhalten werde, konnte in Berlin um so weniger befriedigen, als hier der Bund durchaus keine Geltung mehr hatte. Da meinte denn Preußen mit dem kleinen trotzigen Sachsen allzu viele Compli-

mente nicht machen zu dürfen, damit nicht am Ende gar die Delicatesse von den Klein- und Mittelstaaten für Furcht und Schwäche gehalten werde.

Da schrieb man dem Herrn von Beust: da Sachsen die Erklärung auf Preußens Seite zu stehen deutlich abweise, so müsse man annehmen, daß es an der Seite der Gegner Preußens stehen wolle. Man mache Sachsen auf die Folgen aufmerksam, die daraus entstehen könnten, und wolle hierdurch andeuten, daß es sich vor denen nur schützen werde, wenn es von seinen kriegerischen Rüstungen ablasse und seinen Militairstand gänzlich auf Friedensfuß setze.

Hierüber war Herr von Beust höchst aufgebracht. Er setzte sein vollstes Vertrauen dauernd in die Bundesversammlung, die doch Preußen erklärter Maßen gar nicht anerkennen mochte. So legte er am 5. Mai den preußisch-sächsischen Depeschenwechsel dem Bundestage vor mit der Forderung, von Preußen unter Executionsdrohung (nach Artikel 11 der Bundesacte) eine für Sachsen beruhigende Erklärung zu fordern.

In der That, wenn Bismark darauf denken mußte, Oesterreich aus dem Dualismus Deutschland zu treiben, so zwang ihm Herr von Beust durch Anmaßung und Schererei auch darauf zu denken, die Klein- und Mittelstaaten in ihren Rechten und Ansprüchen auf das bescheidenere Maß ihrer geringeren Macht zu reduciren. Was sollten ihre Rechte, die sie nicht schützen konnten? Nur schnöde Unruhe dadurch stiften? Das konnte dem deutschen Volke kein Heil bringen und war nur ein Beweis der schlechten Verfassung des deutschen Reichs.

Preußens Erklärung beim deutschen Bunde stellte nun zwar den beust'schen Antrag in das rechte Licht und zeigte, daß er die Wahrheit verkehre und Preußen eher von Oesterreich und Sachsen, die zuerst zu rüsten begonnen, Beruhigung zu fordern habe als umgekehrt. Doch wurde, wie wir wissen, der sächsische Antrag von der ganz von Oesterreich beherrschten Bundesversammlung angenommen, und Preußen dadurch gezeigt, daß es sich ganz in die Stellung einer einzeln stehenden Macht, oder einer europäischen Großmacht denken müsse, um mit dem Schwarme kleiner Feinde fertig zu werden.

Denn auch die anderen Klein- und Mittelstaaten, welche Preußen abhold waren, hatten nun, obschon der bekannte Bundesexecutionsbeschluß noch lange nicht gefaßt war, zu rüsten begonnen. Sie waren mehr oder weniger von Herrn von Beust verführt und entflammt, besonders Würtemberg, Hannover, Hessen und Nassau.

Baiern politisirte zweideutig. Es wußte, daß es mit Oesterreich viel weniger zu profitiren habe als mit Preußen. Es wußte, daß Bismarks

Reformentwurf auf eine naturgemäße Nebeneinanderstellung von Nord- und Süddeutschland und darauf gerichtet sei, Baiern an die Spitze von Süddeutschland zu stellen. Das war mehr, als Baiern je von Oesterreich geboten werden konnte. Zudem konnten Baierns Intentionen, so weit sie auf die Geschichte basirt waren, nicht feindlich sein. Preußen hatte Baiern stets hervorzuheben gestrebt und es in seinen ehrgeizigsten Entwürfen geschützt.

Mußte Baiern wohl auch begreifen, daß es nur zum Mittel gegen Oesterreich benutzt worden war, so hatte jener Umstand ihm doch eine Preußen zugeneigte Gesinnung hinterlassen, während das höchst hassenswerthe Andenken, welches Oesterreich sich in Baiern gesetzt, noch keineswegs aus dem Gedächtniß weggewischt war, am wenigsten aus dem eines so guten Historikers wie des Ministers von der Pfordten.

Daß Baiern sich nicht sogleich offen für Preußen erklären konnte, geht aus seiner Lage hervor, die es Oesterreich ganz schutzlos preisstellt. Es mochte auch noch in die Erfolge eines preußischen Krieges Zweifel setzen. Genug, es stellte sich unter den Bund, um sich bei gelegener Zeit nach Belieben entscheiden zu können. Ohne Frage politisirte Herr v. d. Pfordten feiner als Herr von Beust, dessen Ideen sich nur Würtemberg, Hannover, Hessen und Nassau mit vollem Vertrauen hingaben, weil sie ebenso wie Sachsen nur in dem Partikularismus ihr Bestehen und ihre Bedeutung sahen.

Eine preußische Note an das Cabinet von Würtemberg forderte ebenso wie die an das dresdener Cabinet früher gerichtete ungesäumte Einstellung der kriegerischen Rüstungen. Würtemberg antwortete in einer Weise, die die sehr gereizte und feindselige Gesinnung gegen Preußen gar nicht verbarg. Selbst die Stände, welche am 23. Mai zusammentraten, und das Volk theilte diese durch nichts gerechtfertigte Gesinnung.

Kurz darauf versammelten sich auch die Stände von Baiern, Sachsen und anderen Staaten. Die Regierungen wollten Krieg führen und brauchten Geld. Die Stände bewilligten es und die Völker mehr oder weniger sympathisirten mit ihren Regierungen, nicht aus vernünftigen Gründen, sondern weil sie von ihren Regierungen beeinflußt waren.

Natürlich schieden sich überall die Gebildeten mit einer besonderen Ansicht aus, und es ließ sich wahrnehmen, daß gerade diese wichtigste, wenn auch kleinste, Volksklasse die Ideen des Germanismus bewahrte und den partikularistischen Tendenzen ihrer Regierung feind war.

In Sachsen stellte sich sogar die regierende Verwaltungsbehörde der Stadt Leipzig, der Stadtrath, offen an die Spitze dieser Partei. Der Stadtrath von Leipzig erklärte der Regierung freimüthig, daß ein kriege-

risches Zusammengehen mit Oesterreich gegen Preußen derselbe ungeheure Fehler sein würde, den Sachsen ehedem so schwer habe büßen müssen. Die Regierung solle das Land vor einer abermaligen solchen Erfahrung bewahren und eine Neutralstellung wählen oder, wenn dies unmöglich sei, an die Seite Preußens treten, dem Volk und Verhältnisse weit mehr zugewendet seien als Oesterreich.

Diese zwar in bescheidener aber würdiger und klarer Form ausgedrückte Erklärung fand bei Herrn von Beust eine höchst ungünstige Aufnahme. Der Minister erwiederte dem Stadrath von Leipzig, er möge sich um Dinge kümmern die ihn angehen, nicht aber um Politik, die ausschließlich Sache der Regierung sei; ja er ließ zwischen den Zeilen fühlen, daß es gar nicht unrecht sein würde, den Stadtrath durch ein kleines Strafverfahren zur Bescheidenheit zu bringen. Eine spätere Zeit rechtfertigte die Einsicht des Stadtraths glänzend.

Während die Regierung dergestalt eigensinnig ihren antipreußischen Weg ging, bemächtigte sich das Volk mehr und mehr der von Bismark gegebenen Idee eines deutschen Parlaments. Selbst die Stände drängten auf die Instituirung eines solchen hin, und es zeigte sich, daß die partikularistische Verblendung das instinktive Gefühl für das größere Vaterland noch nicht ertödtet habe.

Es waren größten Theils auch nur Neid und Mißgunst, welche sich gegen Preußen aufbäumten. Man kannte Preußens deutsche Intentionen nicht, und die Verkennung des Ministers von Bismark steigerte das Vorurtheil, daß Preußen einseitig preußischen Interessen nachtrachte. Man glaubte, es wolle nichts, als aus sich ein großes Preußen machen. Erst nach dem Kriege trat dieses Vorurtheil vor Preußens Verhalten zurück, doch auch noch lange nicht ganz; vielfach wurde auch dann noch Preußens gute Absicht bestritten, „weil es Deutschland nicht sofort fertig gemacht und sich selbst darin aufgelöst hatte.“

Zu Anfang Juni hatten sich alle Verhältnisse so spannend gestaltet, daß an dem Ausbruche des Kriegs kaum noch gezweifelt werden konnte. Obschon der Bund erst am 14. Juni die Mobilisirung der Bundesarmee gegen Preußen beschloß, standen die Staaten und namentlich Sachsen doch schon vollständig gerüstet da. Ganz Deutschland glich einem großen Heerlager. Preußen hatte am Spätesten zu rüsten begonnen; allein seine Militaireinrichtungen machten es ihm auch möglich, in viel kürzerer Zeit fertig zu sein. Jetzt indessen zögerte es nicht länger, sich zum Kriege anzuschicken. Bataillone und Regimenter waren wie mit einem Zauberschlage complet und gerüstet, und Brigaden, Divisionen und Corps so schnell marschfertig wie

es sich Oesterreich, das noch immer an der böhmischen Grenze mit seinen Formirungen nicht fertig werden konnte, schwerlich vermuthet hatte.

Sachsen hatte seine Armee bei Meißen und Dresden zusammen gezogen. Sie bestand aus zwei Divisionen mit 4 Jägerbataillonen, 4 Regimentern Cavalerie, einem Artillerieregiment und einer reitenden Batterie mit 60 (50) gezogenen Geschützen. Pionniere, Pontonniere und Train in angemessener Stärke vervollständigten diese Armee, welche von dem Kronprinzen Albert von Sachsen, einem anerkannt sehr tüchtigen Generale, geführt wurde. Unter ihm befehligten an der Spitze der beiden Divisionen die Generale von Schimpff und von Stieglitz.

Man sah deutlich, zu welcher Partei Sachsen halten wollte. Die Magazine waren an die böhmische Grenze verlegt, die Armaturen aus den gegen Preußen hin gelegenen Garnisonstädten abgefahren worden, die Kaserne von Leipzig war bereits vor dem 14. Juni vollständig geräumt bis auf eine Quantität von Militairutensilien, die man in einem unterirdischen Raume des Schlosses von Leipzig vermauert hatte, aber später den Preußen verrathen und daher von denen als Beute abgeführt wurde. Alle Vorbereitungen zeigten, daß es darauf abgesehen war, die sächsische Armee nach Oesterreich abzuführen, um sie mit der dortigen zu vereinigen.

Preußen konnte damit ganz zufrieden sein, denn es mußte dadurch ein höchst wichtiges Terrain ohne Mühe gewinnen. Von Oesterreich aber hätte erwartet werden müssen, daß es Sachsen als Schutzmacht besetze und dieses wichtige Terrain nicht freiwillig opfern werde. Dazu indessen zeigte sich österreichischer Seits nirgends der Vorsatz, wie denn Oesterreich immer nur darauf dachte sich selbst zu schützen, nicht aber seine Mitgenossen, die es sich nach Umständen auch gefallen lassen mußten, um ihren Lohn betrogen zu werden (wie die Reichsstaaten nach dem siebenjährigen Kriege).

Immer behielt Preußen sein Auge scharf auf Sachsen gerichtet. Der kleine Staat konnte ihm nicht viel schaden, und hätte es seine die Eisenbahn und Elbe beherrschende Bergfeste Königstein bis an die Forsten mit Kanonen gefüllt. Sehr viel kam aber darauf an, wie es die Oesterreicher zu benutzen etwa gedachten.

Preußen ließ daher Sachsen keine Minute Zeit, von seiner Disponibilität gegenüber dem befreundeten Oesterreich Gebrauch zu machen. Kaum hatte die berühmte oder berüchtigte Bundestagssitzung vom 14. Juni stattgefunden, als Preußen, da es nun den Bund für nichtig erkannte und daher nur noch mit den einzelnen Staaten als selbstständigen Potenzen verkehren konnte, sich mit der Erklärung an das sächsische Cabinet wendete:

„Die durch die österreichischen Rüstungen gegen Preußen hervorgerufene

bundeswidrige Situation und die Stellung, welche König Johann von Sachsen mit anderen Bundesgliedern zu derselben genommen, haben in Verbindung mit den jüngsten Verhandlungen am Bundestage das seitherige Bundesverhältniß gelöst und den König von Preußen genöthigt, die zur Vertheidigung seiner Monarchie gegen den beabsichtigten Angriff geeigneten Mittel zur Abwehr zu ergreifen. Die königlich sächsische Regierung habe am 14. Juni dafür gestimmt, daß die Bundesversammlung die Mobilmachung der Bundesarmee mit Ausschluß der preußischen Contingente anordne. Die preußische Regierung könne darin nur eine Verletzung des Bundesverhältnisses, noch viel mehr aber nur einen directen Act der Feindseligkeit gegen sich selbst erkennen; und schon die geographische Lage des Königreichs Sachsen in Beziehung auf die ihm benachbarten preußischen Landestheile mache es ihr unmöglich, über die feindselige Stellung hinweg zu sehen, welche Sachsen ihr gegenüber eingenommen habe. Demgemäß werde nun die königliche sächsische Regierung ersucht zu erklären, ob Se. Majestät der König Johann von Sachsen mit Preußen ein Bündniß schließen wolle auf die Bedingungen hin, daß 1) die sächsische Armee auf ihren Stand vom 1. März (Friedensfuß) zurück versetzt werde, daß 2) Sachsen der Berufung des von Preußen projectirten deutschen Parlaments zustimme und die Wahlen dazu ausschreiben wolle, sobald Gleiches in Preußen geschehe. Gehe Sachsen auf diesen Vertrag ein, so werde Preußen ihm sein Territorum ebenso wie dem Könige von Sachsen seine Souverainetätsrechte, so weit dieselben mit dem Grundgesetze des neu zu gründenden Bundes übereinstimmen, garantiren. Wolle dagegen Sachsen den Abschluß eines solchen Bündnisses abweisen, so werde der König von Preußen zu seinem Bedauern in der Lage sein, die feindselige Stellung Sachsens gegen Preußen als erwiesen zu betrachten und das Land demgemäß als feindliches zu behandeln."

Dieses Ultimatum übergab der preußische Gesandte Graf von der Schulenburg-Priemen am Morgen des 15. Juni mit dem ausdrücklichen Verlangen, desselben Tages noch mit einer Erwiederung versehen zu werden. Eine unbefriedigende Erwiederung, erklärte er ganz entschieden, werde er für eine abschlägliche halten und solchen Falls gleichzeitig um seine Pässe zu bitten haben.

Herr von Beust, immer ein glatter und rascher Geschäftsmann, übergab noch desselben Tages seine Erwiederung. Er zeigte auch in dieser, wie sicher seiner Sache er sich fühle, und wie wenig er geneigt sei zu gedenken, daß er doch nur an der Spitze eines sehr kleinen Staates stand, der einen großen Krieg auszuhalten gar nicht im Stande war.

Allein der Herr Minister von Beust verließ sich auf die große Bundesgenossenschaft, die Sachsen schon zwei Mal so unglücklich gemacht hatte, und antwortete mit einer seltsamen Selbstüberhebung, die man fast für übermüthigen Sarkasmus hätte halten können.

Preußen, sagte seine Erwiederung, halte durch seinen Austritt und den Bundesexecutionsbeschluß den Bundestag für aufgelöst. Die sächsische Regierung könne diese Ansicht durchaus nicht theilen. Vielmehr behaupte die sächsische Regierung, daß nach Artikel 1. der Bundesacte der Bund unauflöslich sei, daher auch Preußen das Recht auszuscheiden gar nicht zuerkannt werden könne. Der Bund habe Mobilisirung der Bundesarmee beschlossen, und dazu habe er das verfassungsmäßige Recht. Der Beschluß sei durch Majorität gefaßt worden, und der Stimmeneinhelligkeit bedürfe es ja nicht, wie Preußen wisse. Wenn nun der Bund beschlossen habe die Bundesarmee aufzustellen, so sei ersichtlich, daß Sachsen seine Armee nicht nach Preußens Verlangen auf den Friedensfuß zurückversetzen könne. Er (Herr v. Beust) beklage daher auf die Forderung Preußens nicht eingehen zu können. Was nun die zweite preußische Forderung, in Betreff der Einberufung eines Parlamentes, betreffe, so sei die sächsische Regierung nicht abgeneigt, ein solches Parlament zu beschicken, werde jedoch einige Bedingungen zu stellen haben. Wollte die preußische Regierung diese Erklärung für eine Ablehnung des von ihr geforderten Bündnisses erachten, und Sachsen als einen Feind behandeln, so müsse sich Sachsen freilich auf die Grundgesetze des Bundes stützen, gegen seine Vergewaltigung laut und entschieden protestiren und Bundesschutz in Anspruch nehmen.

Beust hatte sich über Gebühr angestrengt. Ließ er das preußische Ultimatum unbeantwortet, oder sagte: Preußens Forderung kann sächsischer Seits nicht genehmigt werden, so war eben dasselbe geschehen. Daß Preußen sich durch solche Erwiederungen nicht werde zu weiteren Verhandlungen verführen lassen, durfte er unbeschworen glauben. Das ganze Actenstück war ein sehr verkehrtes. Preußen verwarf den Bund, der factisch vernichtet war, und von Beust stützte sich stets darauf. v. Beust wollte Preußen durch seinen Bundesschutz imponiren und wußte doch, wenn er auf der Kreuzschule in Dresden gewesen war, daß Preußen die lächerliche Reichsarmee besser kannte als er selbst.

Genug der Krieg war entschieden, und sofort erhielt Sachsen aus der Hand des preußischen Gesandten von der Schulenburg die Kriegserklärung, nach der man den sofortigen Einmarsch der preußischen Truppen in Sachse n erwarten mußte. Herr von Beust schickte sich sofort zu seiner Triumphflucht nach Oesterreich an. Schatz und Staatskassen befanden sich in seiner Be=

gleitung. Ehe noch Herr von Beust seine Erwiederung auf das preußische Ultimatum übergeben, und ehe daher die preußische Kriegserklärung erfolgt war, hatte er den Abzug der sächsischen Armee nach Böhmen angeordnet. Sein College, der Kriegsminister von Rabenhorst, bekannt als ein sehr großer Preußenhasser, hatte alle Vorbereitungen getroffen, und so zogen die Sachsen schon am Nachmittag des 15. Juni hinter Dresden. Nur einige Detachements waren an den Eisenbahnen und den Elbbrücken bei Meißen und Riesa stehen geblieben. Sie hatten den Auftrag den Preußen durch Zerstörung der löbauer und riesaer Eisenbahn und Sprengung jener Brücken den Einmarsch zu erschweren.

Kaum konnten diese Anstalten gerechtfertigt werden. Sollten sie dazu dienen, den Abzug der sächsischen Truppen zu sichern, so hätten die Truppen eben so gut drei Tage früher an die böhmische Grenze geschickt werden können. Die Demolirung aber des löbauer Bahnhofes und Bahngeleises war sehr zwecklos, da der ganze Schaden sofort wieder durch die von den nächsten preußischen Bahnen herangebrachten Materialien, beseitigt werden konnte, wie er denn auch bereits in der Nacht des 15. Juni beseitigt wurde.

Ebenso mußte Jeder, der das preußische Pontonwesen kennt, die Zerstörung der beiden schönen Brücken für unverständig halten. Zwei Joche der riesaer wurden abgebrannt und zwei Bogen der meißener durch Sprengung niedergeworfen; gleichwohl hatten die Preußen schon am folgenden Tage die Passage hergestellt.

An diesem 16. Juni verließ auch der König Johann in Begleitung des Kriegsministers von Rabenhorst das Land. Ihm folgte die Armee unter dem Befehle des Kronprinzen, und Sachsen war nun völlig der Gewalt Preußens überlassen.

Der Schritt des Königs wurde so verschieden beurtheilt als die Politik seines Cabinets. Die Mehrheit der Meinungen aber behauptete, daß von dem Bunde mit Oesterreich nicht viel Gutes zu hoffen und die Ankunft der Oesterreicher zum Schutze Sachsens viel gewisser hätte erwartet werden sollen, als der Auszug des Fürstenhauses und Heeres. Jede Meinung hatte ihre Beweise, und es konnte nicht wohl entschieden werden, welche die richtige war; das mußte sich erst durch die Zukunft herausstellen.

Genau ebenso wie gegen Sachsen verfuhr Preußen gegen Hannover und Kurhessen. Diese Länder hatten für Preußen eine nicht minder große militairische Wichtigkeit. Ein Blick auf die Karte weist diese leicht nach: Durch diese Länder war Preußen in zwei große Hälften zerrissen, deren Verbindung dann schwierig war, wenn Hannover und Hessen eine feindliche Stellung einnahmen.

Hannover hob ins Besondere auch die Verbindung mit Schleswig-Holstein auf. Preußen mußte daher die Regierungen dieser Länder in ein bundesmäßiges Verhältniß zu sich zwingen oder sie beseitigen. Man hätte meinen sollen, der König von Hannover und Kurfürst von Hessen würden das rechtzeitig begreifen.

Dem war nicht so. Am 15. Juni erging an sie ein eben solches Ultimatum wie an den König von Sachsen. Aber es wurde in Hannover und Kassel ebenso abgewiesen wie in Dresden, und die nächste Folge davon war die Besetzung Hessens und Hannovers durch preußische Truppen, die spätere Folge aber der Untergang dieser beiden Staaten, ebenso wie Nassau's, mit dem es ein gleiches Bewandtniß hatte.

So waren nun von Preußens Seite an Sachsen, Hannover und Kurhessen Kriegserklärungen in aller Form ergangen. Gegen Oesterreich erließ Preußen keine Kriegserklärung. Es hielt vielmehr den Antrag Oesterreichs beim Bunde, die Bundesarmee gegen Preußen zu mobilisiren, für eine Kriegserklärung Oesterreichs gegen Preußen, die am 16. Juni noch mehr Entschiedenheit dadurch erhielt, daß Oesterreich bei dem schon ganz aus den Fugen gegangenen Bunde den Antrag stellte, die bairische Armee sofort gegen die Preußen in Sachsen führen zu lassen.

Schon jetzt konnte Oesterreich sehen, wie es sich wieder ein Mal so gründlich verrechnet hatte wie ehedem mit der unvergeßlichen Reichsarmee. In den „bundestreuen“ Staaten herrschte nämlich zu Folge des Schreckens über das Einrücken der Preußen in Sachsen, Hannover und Hessen eine grauenhafte militairische Verwirrung. Von einem Plane und einer einheitlichen Leitung war nirgends etwas zu entdecken, wohl aber reiche Confusion und Unbeweglichkeit. Wie wollte diese Reichsarmee vor den schnellen Preußen zurecht kommen?! Und wie sah der Bund jetzt aus? Er bot wirklich ein Jammerbild dar.

Gleich nach dem 14. Juni hatten mehre Staaten ihren Austritt erklärt mit dem Bemerken, daß nach Austritt Preußens, der durch nichts gehindert werden könne, der Bund für aufgelöst zu halten sei. Diesem Beispiele waren schnell Mecklenburg, Altenburg, beide Schwarzburg und Waldeck gefolgt.

Oldenburg, obschon es früher (im schleswig-holsteinischen Kriege) den preußischen Truppen den Durchzug hatte wehren wollen, stellte sein Interesse jetzt gänzlich auf preußische Seite und zeigte in all seinen Erlassen und Maßregeln ein tüchtiges einsichtsvolles und der großen deutschen Sache treu und wohlgesinntes Cabinet. Sein Beispiel machte bei mehren Kleinstaaten einen zur Umkehr der Politik hinarbeitenden Eindruck.

So zeigte sich auch Mecklenburg-Schwerin von der guten Absicht Preußens überzeugt und einer besseren Gestaltung Deutschlands aufrichtig geneigt.

So war die Bundesversammlung eigentlich nur noch halb vorhanden, und bei Oesterreichs Antrage vom 16., daß Baiern gegen Preußen nach Sachsen rücken solle, zeigte sich, daß Baiern dem zusammengeschrumpften Bunde eine sehr unzuverlässige Stütze gewähre.

Während Oesterreich von Preußen keine eigentliche Kriegserklärung erhielt, erhielt es eine solche doch am 20. Juni vom Königreich Italien durch den Kriegsminister de la Marmora von Cremona aus. Dieselbe zeichnete sich durch ritterthümlichen Anstrich in Sinn und Form aus. Sie erinnerte an die Fehdeankündigungen des Mittelalters. Sie sagte: Oesterreich könne es nicht unbekannt sein, daß das Königreich Italien die italienischen Verhältnisse noch nicht für geordnet halten könne. Da nun Oesterreich daran die Schuld trage, so müsse es leicht begreifen, daß es bei der gegenwärtigen politischen Verwickelung das Königreich Italien unter seinen Feinden erblicke. Italien gedenke nun binnen drei Tagen gegen Oesterreich den Krieg zu beginnen. Sei es Oesterreich lieber, ihn früher zu beginnen, so erbitte sich General de la Marmora die gebührende Meldung.

So war der Krieg allerseits erklärt. Wer an ihn nicht hatte glauben mögen, mußte nun anders belehrt sein und begreifen, daß die Bundesacte keineswegs geeignet war, Deutschland ein Friedensamulet abzugeben. Alle Völker Deutschlands, selbst die Preußen, sahen mit Bangen in die Zukunft. Handel und Gewerbe waren in völligen Stillstand versetzt. Die Brodlosigkeit der untern Klassen flößte Besorgnisse ein. Und was man jetzt erlitt, war vielleicht nicht das Schlimmste. Man weiß, wo der Krieg anfängt, aber nicht wo er endet; und eben das Ungewisse der Zukunft drückte die Herzen so schwer als die bürgerlichen Verhältnisse. In diesem allgemeinen Fürchten und Bangen befand sich nur Der wohl, der der Kraft und der guten Absicht Preußens volles Vertrauen zu widmen vermochte.

21.

Die Streitkräfte der kriegführenden Parteien.

Ehe wir die Ereignisse des Krieges schildern, scheint es angemessen, von dem Stande der Streitkräfte der kriegführenden Parteien eine genauere Einsicht zu nehmen. Oesterreich besaß auf einem Flächenraum von 11,762 Quadratmeilen eine Bevölkerung von über 35,000,000 Menschen, die sich nach einer Menge von verschiedenen Nationalitäten in eben so viele Völker trennten. Diese Völker, meist feindselig gegen und unter einander, finden ihre Zusammengehörigkeit nur in dem Bewußtsein, daß sie sämmtlich einem Herrn unterworfen sind, der ihnen aber sämmtlich (mit Ausnahme des deutschen Stammes) so fremd war, wie sie ihm.

Die Gebräuche und Lebensweisen dieser Völker sind sehr verschieden und dem angemessen muß sich die Staatsverwaltung in die verschiedensten Weisen fügen, um mit ihnen zu verkehren und — was der endliche Hauptzweck ist — die Steuern hereinzubringen. Bei einigen dieser Völker muß von Civilbeamteten fast ganz abgesehen und der Geistlichkeit die Handhabung der Gesetze überlassen werden.

Der Zusammenhalt dieser Völker hat der österreichischen Regierung nur durch Erhaltung derselben auf dem Standpuncte geistiger Unzurechnungsfähigkeit möglich geschienen, und während Oesterreich dafür eifrig gewirkt, hat es sich freilich bei den in der Bildung höher stehenden Völkern, namentlich den Ungarn, Haß und Vorwurf zugezogen.

Gewiß ist unter solchen Verhältnissen eine Staatsverwaltung sehr schwierig, um so mehr als die Geistlichkeit, die ja bei der dümmsten Menschheit immer stets das beste Ansehen hat, der Regierung einen Dualismus aufdringt, den die Regierung nicht besiegen kann und dem sie sich daher anschmiegen muß. Hieraus erklärt sich zum großen Theil der schlechte liederliche Stand des österreichischen Finanzwesens, der Oesterreich in allen seinen Kriegen ein arger Hemmschuh war.

Die Staatseinkünfte Oesterreichs belaufen sich auf 488,000,000 Gulden, während Preußens Einkünfte nur 144 Millionen Thaler betragen. Doch widmete Preußen den Verbesserungen in allen Zweigen seiner Staatsverwaltung und namentlich im Militairwesen die großartigsten Summen und häufte bei strenger Finanzordnung einen großen Schatz auf, während Oesterreich nichts verbesserte, keinen Schatz sammelte und alljährlich bei großer Finanz-

unordnung durch ein arges Deficit seine Schulden mehrte. Sie beliefen sich im Jahre 1865 auf die erschreckende Höhe von 3,300,000,000 Gulden.

Sicher hatten sich Oesterreichs Finanzverhältnisse seit dem schleswigschen Kriege um nichts gebessert, und Preußen durfte gewiß nicht fürchten, daß Oesterreich im gegenwärtigen Kriege durch gute Finanzmittel unterstützt werde.

Als Oesterreich den Krieg von 1866 unternahm, bestanden seine Militaireinrichtungen in Folgendem: Es besaß 80 Linieninfanterieregimenter, 1 Kaiserjägerregiment, 32 Feldjägerbataillone, 14 Grenzinfanterieregimenter, 1 Grenzinfanteriebataillon. Ferner an Cavalerie 12 Kürassierregimenter, 2 Dragonerregimenter, 14 Husarenregimenter und 13 Uhlanenregimenter; an Artillerie 12 Feld- und ein Küstenregiment; an technischen Truppen 2 Genieregimenter und 6 Pionnierbataillone; an Administrationstruppen 10 Sanitätscompagnien, 48 Transporteskadrons, 10 Fuhrwesenstandesdepôts und bedeutende Mannschaften in den Militairwerkstätten, Armeegestüten, Magazinen, Arsenalen und Cassenämtern. Ferner besaß Oesterreich 10 Gensdarmerieregimenter, welche jedoch vorzugsweise für Polizeifunctionen im Innern des Landes verwendet wurden, und dazu ein eigenes Militairpolizeiwachtcorps. Tyrol besaß seine eigene Landesvertheidigung, welche unter Umständen zum Theil auch im Felde verwendet werden konnte.

Die Infanterieregimenter zerfielen in 4 Feldbataillone und 1 Depôtkadre. Das vierte Bataillon bildete den Ersatz, die Depotkadre den Stamm eines fünften oder Reservebataillons, welches jedoch nur im Kriege gebildet werden sollte.

Das Bataillon zerfällt in 3 Divisionen, jede Division in 2 Compagnien, jede Compagnie in 2 Züge. Das Kaiserjägerregiment aber hat im Felde 6 Feldbataillone und 1 Depôtbataillon. Jedes Linieninfanteriebataillon zählt 1018 Streiter, jedes Jägerbataillon 1011.

Auf der Militairgrenze ist das Wehrwesen ein anderes. Die Pflichtigen classificiren sich zu drei Aufgeboten. Zu dem ersten gehören die regulairen Regimenter und das Grenzbataillon; das zweite Aufgebot, eine Art Landwehr, umfaßt 22,000, und das dritte Aufgebot, eine Art Landsturm, 28,000 Mann.

Diese Truppen werden ebenfalls in Regimenter getheilt und im Kriege werden noch besondere Depôtsbataillone und zwar für acht Regimenter eins gebildet. Zu 7 Regimentern gehört 1 Seressanerabtheilung von 3 Unteroffizieren und 30 Mann. Sie sind mit Flinte, Pistole und tscherkessischem Dolchmesser bewaffnet, versehen den Sicherheitsdienst und werden zu Patrouillen verwendet. Die Gesammtinfanterie bildet 307 Bataillone mit

310,000 Streitern. Davon jedoch gehen 91 Bataillone oder 100,000 Mann für den Garnisondienst ab.

Die Armatur besteht bei der Linieninfanterie aus der gezogenen Bayonnetmuskete, bei den Jägern aus einer kurzen Büchse und einem Seitengewehr. Die Schießgewehre sind mit Perkussion versehen. Der Taktik mangelt trotz der langen Dienstzeit des österreichischen Soldaten die Raschheit und Präcision, und Mangel an Verständniß macht sich beim Maneuveriren sehr sichtbar.

Die Cavalerie zerfällt in schwere und leichte. Zur schweren gehören nur die Kürassiere, die jedoch keine Kürasse tragen. Ihre Regimenter bestehen aus fünf Schwadronen, wovon im Kriege die fünfte Schwadron in der Garnison bleibt, um den Ersatz zu bilden. Eine Ausnahme davon macht nur das achte Kürassierregiment, welches Grund eines Privilegiums sechs Schwadronen hat. Die Regimenter der leichten Cavalerie, bestehend aus den Husaren, Dragonern und Uhlanen, halten durchgehend sechs Schwadronen, wovon aber auch eine in der Garnison zurückbleibt als Depôtschwadron. Da nun die Schwadron 149 Mann stark ist, so beträgt die Zahl der Streiter bei der Cavalerie 29,000.

Der Cavalerie Oesterreichs ist stets der Vorzug vor seiner Infanterie zuerkannt worden, wie denn die osteuropäischen Völker, Ungarn und Slavonier, zu allen Zeiten in dem Rufe echter Reitervölker gestanden haben. Die Pferdezucht und der Umgang mit den Pferden ist mit ihrer Lebensweise verwachsen. Das Pferd ist den Slaven etwas ähnliches wie den Deutschen der Spazierstock. Es giebt kaum eine Familie, die nicht ein oder mehre Pferde besäße, die ihnen, da sie jahrein jahraus weiden, nichts kosten und sich selbst mehren; und Kinder, die kaum das Laufen gelernt und noch keine andere Kleidung auf den Leib bekommen haben als ein Hemd, welches bis zum zehnten Jahre gebräuchlicher Weise die ganze Leibesbedeckung bleibt, tummeln sich schon zu Pferde in der wildesten Weise.

Es folgt freilich daraus nur, daß jene Völker feste und sichere Reiter sind. Indessen folgt daraus nicht nothwendig, daß sie auch ein gutes Militär abgeben. Dazu gehören geistige Eigenschaften; auch ist die Naturreiterei von der militairischen Schulreiterei sehr verschieden und jene dieser oft sehr hinderlich, indem der Naturreiter sich an die Regeln der Schulreiterei nur sehr schwer gewöhnt. Wie dem aber auch sei, Oesterreichs Cavalerie, namentlich auch die ungarische, hat stets einen guten Namen gehabt und diesen nicht selten, wie z. B. unter Nadasdy im siebenjährigen Kriege, bewährt.

Einen gleich großen Ruf hat die Artillerie sich nicht erworben, obschon sie unter der Leitung des alten und tüchtigen Artilleriedirectors von Augustin viel von sich sprechen machte. Von ihren 12 Regimentern wird jedem Armeecorps 1 zugetheilt, so daß 3 Regimenter für anderweite Verwendung z. B. zur Besetzung von Feldfortificationen, zur Begleitung von Detachements ꝛc. verwendet werden können. Jedes Regiment zerfällt in 4 vierpfündige Fußbatterien zu 8 Geschützen, 2 vierpfündige reitende Batterien zu 8 Geschützen, 2 achtpfündige Fußbatterien zu 8 Geschützen, 1 Raketenbatterie und 1 Reservebatterie. An das Regiment schließen sich ferner 4 Compagnien für den Dienst in Fortificationen und Festungen an. Außerdem gehören zu dem Regimente 2 Fußformationsbatterien zu 4 Geschützen, welche nach Umständen vereint werden. An jedes Regiment schließen sich noch 3 Hilfscompagnien an, welche viel mehr für den Festungs- als Felddienst berechnet sind und der Verwendbarkeit der Artillerie im Felde oft schaden, wie denn beim Kriegswesen eine zu stark belastete Organisation immer ebenso schadet, wie einer Maschine die Complication. Wer auf alles Einzelne umständlichst vorbereitet sein will, ist oft auf das Ganze am Schlechtesten vorbereitet. Am besten fährt diejenige Artillerie, bei welcher der Intelligenz des Mannes mit Vertrauen vieles Einzelne überwiesen bleiben kann.

Von den 9 den Corps zugetheilten Regimentern besitzt also jedes 10 Batterien mit 80 Geschützen. Eine Ausnahme davon macht nur das 5. Regiment, welches überdem noch 4 Gebirgsbatterien je zu 8 leichten Geschützen führt. Die ganze Geschützzahl dieses Regimentes beträgt daher 112 Kanonen. Wenn dieses Regiment aber lediglich für den Gebirgskrieg verwendet werden soll, so ist natürlich die Verwendbarkeit desselben wieder einer sehr unangenehmen Beschränkung unterworfen und bei der Verwendung im Felde werden ihm die Gebirgsbatterien mit den wenig weittragenden Geschützen eine Belästigung sein.

Diejenigen 3 Artillerieregimenter, welche den Corps nicht zugetheilt werden und die Nummern 6, 11 und 12 führen, bestehen aus 1 vierpfündigen Fußbatterie zu 4 Geschützen, 1 vierpfündigen reitenden Batterie zu 4 Geschützen, 4 vierpfündigen reitenden Batterien zu 8 Geschützen, 4 achtpfündigen Fußbatterien zu 8 Geschützen und schließen sich an dieselben 4 Festungscompagnien, 1 Parkcompagnie und 1 Depôtcompagnie an. Die vierpfündigen Fuß- und vierpfündigen reitenden Batterien werden im Felde vereinigt.

Man sieht, daß diese Artillerieregimenter für alle Fälle sein sollen und es leuchtet ein, daß sie gerade dadurch wieder für den Hauptzweck ungeschickt werden. Jedes derselben enthält in 9 Batterien 72 Geschütze.

Das Küstenartillerieregiment wird kaum von unserm Interesse berührt und konnte höchstens gegen den Feind in Italien zur Verwendung kommen. Es besteht aus 4 Bataillonen, wovon 2 fünf, und 2 sechs Compagnien mit vier Depôtcompagnien haben. Es gehören ferner dazu 2 Gebirgsbatterien zu je 8 dreipfündigen Geschützen.

Die gezogenen Geschütze sind nur zum kleinen Theile eingeführt, vorzugsweise bei den leichten Batterien; Hinterladung kam aber im Felde noch gar nicht, in den Festungen nur theilweis vor.

Die gesammte Heeresstärke betrug bei Eintritt des Kriegs nach Oberst von Rüstows sehr einsichtsvoller und vorsichtiger Berechnung und Schätzung an Infanterie, Cavalerie und Artillerie nicht mehr als 340,000 Mann mit 1000 Feld- und Gebirgsgeschützen. Die Million Streiter, „unter der man es heute, wie Rüstow sagt, nicht gern thut" ist nur ein Wahn der Unkundigen. Die Garnisontruppen können selten der Operationsarmee eine beträchtliche Verstärkung gewähren, da sie beim Ausbruch eines Kriegs immer eher auf ihr Minimum als ihr Maximum gestellt werden. In Oesterreich aber, welches mit seinen Militärplätzen nach allen Seiten hin sehr exponirt ist und dabei gegen seine eigenen sehr unzuverlässigen Völkern stets auf der Hut sein muß, tritt dieser Uebelstand doppelt stark auf. Dabei kann Oesterreich auf die Theilnahme seiner Völker fast gar nicht rechnen, weil sie ihm alle wenig geneigt sind. Ein Aufruf wie der Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk", würde in Oesterreich fast ein Unding sein und der Galizier würde sich vor einem solchen Aufrufe seines deutsch gebornen Kaisers, den er kaum kennt und noch weniger kennen mag, herumdrehen, die Achsel zucken und höhnisch lachen.

Das Heer Oesterreichs zerfällt, wie schon oben erwähnt, in 9 Armeecorps, von denen 2, 3 und mehre nach Erforderniß der Umstände wieder zu Operationsarmeen zusammen gesetzt werden. Jedes Armeecorps besteht aus 4 Infanteriebrigaden zu je 2 Regimentern, 1 leichte Cavaleriebrigade von 2 Regimentern oder 10 Schwadronen mit 1 vierpfündigen reitenden Batterie von 8 Geschützen. Einschließlich dieser Artillerie enthält die ganze Brigade 1500 berittene Streiter; zum Corps aber tritt nun noch eine Artilleriereserve von 2 Fuß-, 2 reitenden und 1 Raketenbatterie mit 40 Geschützen, so daß das Corps aus 28 Bataillonen, 10 Schwadronen, 10 Batterien mit 80 Geschützen (30,000 Mann) besteht.

Treten mehre Corps zu einer Armee zusammen, so erhalten sie noch eine besondere Cavalerie-, Artillerie- und Geniereserve. Die Cavaleriearmeereserve soll aus 2 Brigaden oder 4 Regimentern mit 3 Batterien von 24 Geschützen, die Artilleriereserve aus 2 Batterien für jedes Corps bestehen.

Und an technischen Truppen erhält jede Armee eine sehr beträchtliche Reserve. Auf den ersten Blick erhellt, daß die Maschine dieses Heerwesens durch ängstliche Voraussetzung und daraus hervorgehende Complicirung, namentlich aber veränderliche Complicirung außerordentlich verunsichert ist. Dazu kommt ins Besondere, daß das Verwaltungswesen durch die Unbestimmtheit der Formation ungemein leidet und argen Mißbräuchen Thor und Thür öffnet, da die Controle bei der Verwirrung von Nationalitäten und Sprachen eine höchst unzuverlässige ist. Allenthalben muß der Dollmetscher eine Brücke bauen und hinter ihr verstecken sich Bestechung und Betrug.

Ein viel schlimmres Uebel indessen ist, daß die Regierung ihren fremdartigen Horden Vertrauen nicht schenken kann. Nur Verwirrung sichert sie. Die Ungarn dürfen nicht in Ungarn dienen, die Galizier müssen nach Italien, die Illyrier nach Galizien, die Slavonier nach Siebenbürgen, die Italiener nach Steiermark ꝛc. verlegt werden. Die Ergänzungen, welche natürlich aus den Stammländern zu erfolgen hatten, erlitten dadurch die größten Schwierigkeiten. Die Mobilisirung in Oesterreich war das vollkommenste Bild der Verwirrung, sie zeigte überall Uebereilung und nirgends ein Fortkommen, die Marschrouten durchkreuzten sich hundertfältig, jeder Militairbezirk hätte für sich selbst die ausreichendsten Hilfsmittel gebraucht, während doch die Transport- und Verpflegungsanstalten wieder centralisirt waren und sich nach allen Seiten hin hätten zertheilen müssen, um allerseits die Militairbewegung in das nöthige Ebenmaß zu bringen. Hieraus konnten nur Verluste und Verzögerungen entstehen, die allenthalben die Mobilisirung aufhielten.

Betrachtet man nun das preußische Heer, so erkennt man vor allem eine große Einfachheit in der Gliederung. Diese ist der Ursprung der Beweglichkeit und der guten Verwendbarkeit der größern Massen. Preußen besaß bei einem nur halb so großen Flächenraum von 5094 Quadratmeilen ein ziemlich ebenso starkes stehendes Heer wie Oesterreich, bei einer nur halb so starken Staatseinnahme (144 Millionen Thaler) eine sehr kleine Staatsschuld (280 Millionen Thaler) und einen vollen Staatsschatz (50 Millionen Thaler), durch die strengste Amtsordnung gesicherte Finanzquellen und im Auslande einen großen Credit.

Als es den Krieg von 1866 unternahm, war das Heer nach dem Regierungsentwurfe von 1860 ziemlich fertig reorganisirt und bestand aus Folgendem. Zunächst an Infanterie besaß Preußen 4 Gardeinfanterieregimenter, 4 Gardegrenadierregimenter, 1 Gardefüsilierregiment, 1 Gardejäger- und 1 Gardeschützenbataillon, ferner 12 Grenadierlinien-, 8 Linienfüsilier-, 52 Linieninfanterieregimenter und 8 Jägerbataillone. Jäger und Schützen

waren besonders für den Kampf in aufgelöster Ordnung bestimmt. Ihre Aufgabe war Ortschaften zu besetzen, und aus gedeckten Stellungen sich der feindlichen Cavalerie gefährlich zu machen, namentlich aber feindliche Umgehungen zu hindern.

Zu diesem Zwecke waren sie hauptsächlich für das Außenterrain der geschlossenen Massen der Linie berechnet. Sie hatten den Schatten der geschlossenen Massen zu bilden, und der Schatten ist oft sehr wichtig, indem man den beobachtenden Feind täuscht. Nichts ist naturgemäßer als die Function dieser Jäger- und Schützenregimenter, die die Umsäumung und Begleitung des Heeres ausmachen und daher zu dessen Sicherung dienen.

In der Schlachtordnung verwendet, sind ihr Hauptobject aber stets die feindlichen Batterien. Ihre weittragenden Büchsen sind dazu trefflich geeignet, wie ihr Haubayonnet zum Kampfe gegen feindliche Cavalerie in aufgelöster Ordnung.

Die Linieninfanterieregimenter bestehen aus 2 Musketier- und 1 Füsilierbataillon, welches Letztere bei der Aufstellung im ganzen Regimente entweder die dritte Colonne oder das dritte Glied bildet und bei Eröffnung des Kampfes zum Tirailliren ausschwärmt. Beim Kampfe in Linie verlängern die Füsiliere das Regiment nach links zwei Glieder hoch, oder bilden nach Umständen eine Reserve.

Zur Zeit des Kriegs bleibt für jedes Regiment ein Ersatzbataillon, für jedes Jägerbataillon eine Ersatzcompagnie in der Garnison. Jedes preußische Bataillon zählt 1003 Mann ohne die Offiziere (22). Das Regiment besteht daher aus etwas über 3000 Streitern.

Musketiere und Füsiliere sind mit Zündnadelgewehren und Stoßbayonnet versehen. Außerdem tragen sie durchgehend Seitengewehre als Nothwaffe. Das Seitengewehr ist zugleich Ehrenwaffe und die Entziehung des Seitengewehrs, wie sie unter Friedrich dem Großen einige Male vorgekommen, ist eine Massenstrafe.

Das ist die ganze Gliederung des Fußvolks. Sie könnte wohl kaum natürlicher und einfacher sein. Man weiß, was Preußen mit dieser Infanterie geleistet hat. Die ganze Infanterie zählt etatmäßig 253 Bataillone mit 260,000 Mann und 83½ Ersatzbataillon mit 85,000 Mann.

Zu diesem Fußvolk sind aber nun noch die Landwehrtruppen zu rechnen, deren Mobilisirung nur wenige Tage in Anspruch nimmt. Die Landwehr 1. Aufgebotes bildet 2 Garde-, 2 Grenadier- und 32 Provinzialregimenter, und 8 Bataillone. Die Regimenter sind streng ebenso geordnet wie bei der Linie und ebenfalls mit Zündnadelgewehren versehen. Sie enthalten 120,000 Streiter, sie vermehren also das preußische Fußvolk auf 380,000 Mann

(ohne den Ersatz). Endlich ist das Fußvolk noch einer regulairen Verstärkung durch die Landwehr 2. Aufgebotes fähig, die in 116 Bataillonen auch an 100,000 Mann sammelt, jedoch nur dann mobil gemacht wird, wenn der Feind in das Land eindringt.

Endlich kommt aber noch eine 3. Verstärkung dazu, nämlich die Kriegsreserve, welche aus allen Dienstpflichtigen bis zum 40. Lebensjahre besteht, welche in der Regel bis dahin zu keinem Dienste gezogen worden waren und daher erst der militairischen Ausbildung bedürfen. Die Kriegsreserve bildet bei großen Kriegen den Ersatz und ist von größter Wichtigkeit. Der Grundsatz „nicht völlig zum gewöhnlichen Dienste passende Leute, dienstfrei zu sprechen," hat in Preußen keine Geltung. Jeder nicht ganz Waffenunfähige bleibt dienstpflichtig. Wollte das nicht die Gerechtigkeit, so fordert es die Klugheit. Tausende, die in gewöhnlichen Zeiten durch tüchtigere Personen reichlich ersetzt sind, sind doch in der Zeit der Noth der Fahne sehr willkommen. Die allgemeine und dauernde Wehrpflicht macht das Volk zum Heere und das Heer zum Volke und setzt Preußen in den Stand eine Kriegskraft aufzubieten, die selbst den größten Staaten Europas nicht eigen ist. Preußens Cavalerie besteht aus 8 Garderegimentern (1 Garde du Corps, 1 Kürassier, 2 Dragoner, 1 Husaren, 3 Uhlanen) und in der Linie aus 8 Kürassier-, 8 Dragoner-, 12 Husaren- und 12 Uhlanenregimentern (zusammen also 38 Regimentern). Die Kürassiere sind ihrem Namen entsprechend mit Kürassen versehen und ihre Helme schützen den Nacken. Jedes Regiment hat 4 Schwadronen zu 150 Mann mit 5 Offizieren. Jedes Regiment erhält im Kriege 1 Ersatzschwadron, für Kürassiere und Uhlanen, 200, für Husaren und Dragoner 250 Mann stark. Die gesammte Cavalerie beträgt 30,000 Streiter.

Hierzu kommt aber noch die Landwehr 1. Aufgebotes mit 6 schweren und 6 leichten Regimentern, zusammen 7000 Pferde stark. Die Landwehrcavalerie 2. Aufgebotes wird nur im äußersten Falle aufgerufen und auch dann nur für den Garnisondienst verwendet. Sie beritten zu machen erfordert immer Opfer, die mit dem Resultate nicht in Einklang stehen. Die Artillerie dient bei der Landwehr als Cavalerie, weil die Mobilisirung einer Landwehrartillerie Schwierigkeiten bereiten und keinen entsprechenden Erfolg versprechen würde. Die Kunst des Artilleristen erfordert Routine. Diese wird bei dem Artilleristen nicht mehr gefunden, der sich Jahre lang fremden bürgerlichen Geschäften hingegeben hatte.

Das Heer des Staates ist eingetheilt in ein Corps der Garde und 8 regulaire Armeecorps, deren jedes von einem „commandirenden General" befehligt wird. Das Corps zerfällt in 2 Divisionen, jede von einem Gene-

rallieutenant; die Division in 2 Brigaden, jede von einem Generalmajor; die Brigade in 2 Regimenter, jedes von einem Obersten; das Regiment in 3 Bataillone, jedes von einem Major oder Oberstlieutenant; das Bataillon in 4 Compagnien, jede von einem Hauptmann geführt.

Diese einfache Eintheilung ist auch der Cavalerie eigen dergestalt, daß die Division in 2 Cavaleriebrigaden und die Brigade in 2 Regimenter zerfällt.

Jede Division ist selbstständig zu agiren dadurch in den Stand gesetzt, daß ihr 1 Cavalerieregiment, 1 Füsilierregiment oder statt dessen ein Jägerbataillon und 1 Fußartillerieabtheilung mit 3 Batterien oder 24 Geschützen zugetheilt werden, welche letztere für das Corps sich durch die dem Corps zugetheilten Artilleriereserve verdoppelt, so daß das Corps aus über 25,000 Mann Infanterie, 3600 Mann Cavalerie und 96 Geschützen, das ganze Heer, wie es in minimo ins Feld geführt werden würde, aus 380,000 Mann Infanterie, 37,000 Mann Cavalerie und einer Artillerie von 864 Geschützen besteht.

Der mächtigen Verstärkung, der dieses Heer fähig ist, ist bereits Erwähnung gethan, und wir kennen sie annähernd, wenn wir der Mittheilung des Generalstabschefs von Moltke in dem norddeutschen Parlamente gebührenden Glauben schenken. Er sagte: „wir hatten nach Königgrätz 664,000 Mann unter den Waffen; aber alles kommt auf die bestmögliche Ausbildung des Soldaten an.

Dieses Letztere ist eine Potenz, die, nachdem wir den preußischen Heeresbestand aufgeführt haben, nicht unerwähnt bleiben darf. In keinem Staate Europas ist der Stand der Gemeinen so reich an gebildeten Männern. Und die Bildung ist nicht nur die Trägerin des Patriotismus und der Begeisterung für die Fahne und den Kriegszweck, sondern sie klärt auch den Soldaten über seine militairische Aufgabe auf und macht ihn derselben vollkommen gewachsen.

Nachdem wir die Streitkraft Oesterreichs und Preußens statistisch verglichen, muß auch der den beiden Parteien verbündeten Staaten Erwähnung gethan werden. Baiern bei 1390 Quadratmeilen Flächeninhalt, 4,700,000 Bewohnerzahl, fast ebensoviel Staatsschuld als Preußen und 47 Millionen Staatseinkünften, stellt in 16 Infanterieregimentern, 6 Jägerbataillonen 12 Cavalerieregimentern, 3 fahrenden und 1 reitenden Artillerieregimente und 1 Genieregimente 55,000 Mann Infanterie, 8000 Mann Reiterei und eine Artillerie von 144 Geschützen ins Feld.

Sachsen stellte nach dem Minimalsatz bei 272 Quadratmeilen Land, 2,300,000 Bewohnern 64 Million Thaler Staatsschuld und 14 Millionen

Thalern Staatseinkommen 20,000 Infanterie, 3200 Mann Cavalerie und eine Artillerie von 50 Geschützen (anderseits angegeben 60).

Hannover, größer aber schwächer bevölkert (698 Quadratmeilen, 1,900,000 Bewohner), stellte 18,000 Mann Infanterie und 3000 der andern beiden Waffen mit 50 Geschützen ins Feld. Die Staatsschuld betrug 48 Millionen, die Staatseinnahme 20½ Million Thaler.

Würtemberg stellte bei nur 355 Quadratmeilen, 1,700,000 Bewohnern, 75 Millionen Gulden Schulden und einer schwachen Finanzkraft von nur 15½ Million Gulden Jahreseinnahme, 25,000 Mann Infanterie, und 3000 Mann Cavalerie und Artillerie mit 52 Geschützen; Baden bei 278 Quadratmeilen Land, 1,400,000 Bewohnern, 108 Millionen Gulden Schuld und 17 Millionen Gulden Einkünften 11,000 Mann Infanterie und 1900 Mann Cavalerie und Artillerie mit 38 Geschützen; Großherzogthum Hessen bei 152 Quadratmeilen Land, 860,000 Bewohnern, 20 Millionen Gulden Schuld und 9½ Million Gulden Einkommen 9000 Mann Infanterie, 1500 Mann Cavalerie und Artillerie mit 38 Geschützen, wozu noch 366 Mann Infanterie für Hessen-Homburg traten; Kurhessen, 9000 Mann Infanterie, 1500 Mann Cavalerie und 19 Geschütze; Nassau bei 85 Quadratmeilen und 460,000 Einwohnern, 5711 Mann Infanterie und Artillerie mit 16 Geschützen; Sachsen-Meiningen stellte (46 Quadratmeilen, 172,000 Einwohner, 4,600,000 Gulden Schuld und 1,086,592 Gulden Einkommen), 1726 Mann Infanterie; Reuß-Greiz hielt mit Reuß-Schleiz, welches der preußischen Partei angehörte seine Truppen vereinigt und betrugen dieselben gesondert nur 260 Mann. Frankfurt endlich stellte bei 83,000 Einwohnern 1044 Mann.

Die Gesammtmacht dieser Bundesgenossen Oesterreichs betrug daher auf ihr Minimum gestellt 167,000 Mann mit 269 Geschützen, wie schon früher erwähnt.

Bei weitem schwächer war die deutsche Bundesgenossenschaft Preußens. Dazu zu zählen waren: Mecklenburg-Schwerin bei 244 Quadratmeilen mit 551,000 Einwohnern, 3,330,000 Thalern Schuld und 9 Millionen Thalern Staatseinkommen 4216 Mann Infanterie, 672 Mann Cavalerie und Artillerie mit 16 Geschützen; Mecklenburg-Strelitz bei 49½ Quadratmeilen Land, 99,000 Einwohnern, 1 Million Thalern Einkommen und 1,655,000 Thalern Schuld 1317 Mann Infanterie; Schleswig-Holstein und Lauenburg bei 340¾ Quadratmeilen Land, mit 1,005,000 Einwohnern, 11 Millionen Mark Einkünften keine eigene Streitmacht; Oldenburg bei 114¼ Quadratmeilen, 295,242 Einwohnern, 1,300,000 Thalern Einkünften und fast 4,000,000 Schuld 3051 Mann Infanterie, 509 Cavalerie und Artillerie mit 16 Geschützen; Sachsen-Weimar bei 65 Quadratmeilen Land, 273,000 Einwohnern,

1,654,000 Thalern Staatseinnahme und 4,200,000 Thalern Schuld 3685 Mann Infanterie; Braunschweig bei 67 Quadratmeilen, 282,000 Einwohnern, 1,825,000 Thalern Staatseinkommen und 11,000,000 Thalern Schuld 4000 Mann Infanterie, 600 Mann Cavalerie und Artillerie mit 16 Geschützen; Sachsen-Koburg-Gotha bei 36 Quadratmeilen und 160,000 Einwohnern, 1,500,000 Thalern Staatseinnahme und gegen 6,000,000 Thalern Schuld 2046 Mann Infanterie; Sachsen-Altenburg bei 24 Quadratmeilen Land, 137,000 Einwohnern, 802,000 Thalern Staatseinkommen und 1,047,000 Thalern Schuld 1800 Mann Infanterie; Reuß-Schleiz bei 15 Quadratmeilen Land, 83,000 Einwohnern, 273,850 Thalern Staatseinkommen und 385,000 Thalern Schuld 700 Mann Infanterie; Lippe-Detmold bei 20½ Quadratmeilen, 108,500 Einwohnern, 215,641 Thalern Staatseinkommen und 600,000 Thalern Schuld 840 Mann Infanterie; Schaumburg-Lippe bei 8 Quadratmeilen, 30,774 Einwohnern, 230,000 Thalern Staatseinkommen, 2,700,000 Thalern Schuld 385 Mann Infanterie; Waldeck bei 20½ Quadratmeilen, 58,000 Einwohnern, 530,000 Thalern Staatseinnahme und 1,520,000 Thalern Schuld 866 Mann Infanterie; Anhalt bei 43 Quadratmeilen Land, 181,824 Einwohnern, nahe an 400,000 Thalern Staatseinkommen und nur ebenso viel Schuld 2000 Mann Infanterie und Schützen; Schwarzburg-Sondershausen bei 15½ Quadratmeilen mit 64,900 Einwohnern, 611,354 Thalern Staatseinkommen und 1,524,263 Thalern Schuld 826 Mann Infanterie; Schwarzburg-Rudolstadt bei 17½ Quadratmeilen, 72,000 Einwohnern, 260,000 Gulden Staatseinnahme und nahe an 2,000,000 Gulden Schuld 989 Mann Infanterie; Liechtenstein bei 3 Quadratmeilen, 8000 Einwohnern, 42,000 österreichischen Gulden Staatseinnahmen 100 Mann Infanterie; Hamburg bei 6 Quadratmeilen Land, 233,099 Bewohnern, 11,000,000 Mark Courant Einnahme, 85,000,000 Mark Courant Schuld, aber sehr bedeutender Finanzkraft 2163 Mann (Infanterie, Pioniere, Jäger und Cavalerie); Bremen bei 4½ Quadratmeilen Land, 104,000 Einwohnern, 1,773,215 Thalern Einkommen, 12,000,000 Thaler Schuld 809 Mann Infanterie und endlich Lübeck bei 6 Quadratmeilen Land, 51,000 Einwohnern, 1,314,000 Mark Courant Staatseinnahme und 20,000,000 Mark Courant Schuld 679 Mann Infanterie haltend.

Wie schon erwähnt, vermehrten diese Bundesgenossen die preußische Heeresmacht um nur etwa 31,000 Mann, während Oesterreich durch seine Bundesgenossen um 167,000 Mann vermehrt wurde.

Allein ein wichtigerer Bundesgenosse Preußens stand außerhalb Deutschlands, und dieser war das Königreich Italien. Ganz Italien erreichte noch

nicht den Flächenraum des Königreichs Preußen, nämlich 4670 Quadratmeilen. Seine Bewohnerzahl betrug jedoch fast 22,000,000.

Obschon das Finanzwesen noch in sehr schlimmem Zustande sich befand, so hatte man sich doch durch Aufhebung einer sehr großen Menge von Klöstern die Mittel verschafft, das Heer auf einen Achtung gebietenden Stand zu bringen. Das war um so nöthiger, als die Stellung Oesterreichs in Venetien das junge Königreich fort und fort bedrohete und der selbstständige päpstliche Staat mitten im Lande einen Revolutionsheerd bildete, der das Königreich nöthigte, eine sehr große Polizei- und Militairmacht auf den Füßen zu erhalten.

Wenn nicht der nationale Drang, so mußten diese derangirenden Umstände Italien nöthigen sich wenigstens von einem der beiden Alpe, wenigstens von Oesterreich, zu befreien, da ihm dazu mehr als je jetzt eine gute Gelegenheit geboten war; und das erklärt zur Genüge die Freudigkeit, mit welcher Italien Preußen zum Abschlusse seines Aprilbündnisses entgegen kam.

Italien hatte sich ein Heer von 202,700 Mann Infanterie in 80 Regimentern, 12,600 Mann Cavalerie in 18 Regimentern, 1130 Mann Guiden für den Ordonnanzdienst, eine Artillerie von 480 Geschützen geschaffen, welches durch Train-, Genie-, Sanitäts- und Verwaltungstruppen auf eine Gesammtstärke von etwa 244,000 Mann gesteigert wurde. Es kamen zu dieser Militairmacht noch die Carabinieri, 20,000 Mann stark, welche aber wie die Nationalgarde (110,000 Mann) nur für den inneren Dienst verwendet werden. Dadurch indessen wird ein gleicher Theil des Heeres für das Feld disponibel gestellt.

Man hatte sich bei der italienischen Militairorganisirung vielfach das preußische Heerwesen zum Muster genommen und dadurch wenigstens bei der Infanterie eine gewisse Einfachheit erreicht. Dennoch litt das Institut noch sehr an den Gebrechen der Jugend. Es war noch nicht ausgebildet, hatte noch das rechte Verhältniß zwischen den Waffen nicht gefunden und litt an Unsicherheit in der Leitung und Verworrenheit in den Arrangements und der Verwaltung, wozu natürlich die politische Unfertigkeit des Landes unendlich vieles beitrug.

Hatte auch das ehemalige sardinische Heer die Bildung des italienischen erleichtert, so war es doch nicht geeignet gewesen, für ganz veränderte staatliche Verhältnisse so schnell etwas Vollkommnes erreichen zu lassen. Genug das italienische Heer, wie Achtung gebietend immer auch schon, konnte für sich selbst Oesterreich nimmer Furcht einflößen.

Preußen wußte auch sehr gut, daß Oesterreich gegen Italien große Kräfte aufzubieten nicht für nöthig halten werde. Immerhin war es gut,

daß ein Theil der österreichischen Streitkräfte dahin abgeleitet wurde; noch wichtiger aber war es, daß Oesterreich an mehren wunden Stellen zu gleich gefaßt und seine ohnehin so unsichere, auf wankenden Besitztiteln und Rechten beruhende Politik verwirrt wurde. Preußen setzte voraus, daß Oesterreich außer seiner Seemacht wenigstens den vierten Theil seiner Landmacht gegen Italien wenden werde. Das genügte ihm vollkommen. Es hatte sich für jeden, auch den ungünstigsten Fall gerüstet, und Vertrauen und Muth, womit es den Krieg begann, waren dafür ein großes Zeugniß.

22.

Die Besetzung Sachsens.

Die preußischen Armeen standen bereits am 14. Juni an den Grenzen derjenigen deutschen Staaten, von denen gefürchtet werden mußte, daß sie sich auch im Augenblicke der Entscheidung gegen Preußen erklären und zu Oesterreichs Fahne treten würden.

An Sachsens nördlicher Grenze, gestützt auf Torgau, hatte sich zwischen Eilenburg und Ortrand unter dem Befehle des commandirenden Generals Herwarth von Bittenfeld die dritte preußische Operationsarmee gesammelt. Sie bestand aus drei Infanteriedivisionen (14. 15. 16.) unter dem Generallieutenants Grafen von Münster-Steinhövel, Freiherr von Canstein und von Etzel. Zu ihr gehörten 4 Cavalerieregimenter, 2 Jägerbataillone und die erforderliche Feldartilleriereserve und Genieabtheilungen.

An der nordöstlichen Grenze Sachsens stand mit ihrem rechten Flügel, nur mit diesem gegen Sachsen, mit Centrum und linkem Flügel aber gegen Böhmen gewendet, eine andere, weit größere Armee des preußischen Heeres, die sogenannte Erste Operationsarmee, welche von dem Prinzen Friedrich Karl befehligt wurde.

Diese Armee hatte die Armee Herwarths von Bittenfeld gegen Baiern hin zur Flankendeckung, und beide Armeen waren bestimmt in Sachsen ihre Verbindung herzustellen.

Die Armee Prinz Friedrich Karls bestand aus 3 Armeecorps (2. 3. 4.) und einem eignen Cavaleriecorps von 2 Divisionen, jede zu 3 Cavaleriebrigaden. Das Commando der 3 Corps führten der Generallieutenant von

Schmidt, der Generallieutenant von Tümpling und Generallieutenant von Fransecki*). Das Cavaleriecorps wurde vom Prinzen Albrecht von Preußen geführt.

Das Commando der 6. Divisionen führten der Generalmajor von Werder, Generallieutenant Herwarth von Bittenfeld, Generallieutenant von Tümpling zugleich als Corpscommandeur, Generallieutenant von Manstein, Generallieutenant von Fransecki zugleich als Corpscommandeur und Generallieutenant von Horn. An der Spitze der Brigaden standen die Generalmajors von Januszowski, von Winterfeld, von Schlabrendorff, von Hannecken, von Schimmelmann, von Kamiensky, von Gersdorff, von Kotze (Oberst), von Groß-Schwarzhoff, von Gordon, von Bose und Oberst von Schmidt. — Die Cavaleriebrigaden führten die Generalmajors Prinz Albrecht von Preußen, von Rheinbaben, von Pfuel, Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Graf v. d. Gröben, Baron von Goltz.

Der Leser hat ohne Frage viele Namen gefunden, die ihm schon durch die Kriege Friedrichs des Großen bekannt geworden sind. Es kostet keine Verstandesanstrengung in ihnen die Nachkommen jener Helden zu erkennen, welche unter des großen Friedrichs Führung Preußen auf der Bahn seiner deutschen Mission feststellten. Wie erfreuend, wie Vertrauen erweckend, dieses Heldengeschlecht noch an Preußens Throne und im Sinne der großen Väter für Deutschland streben zu sehen!! —

Jeder Division waren natürlich die vorschriftsmäßige Artillerie-, Genie-, Verwaltungs- und Sanitätsmannschaften zugetheilt. Die Generalstabsgeschäfte dieser Armee waren dem Generallieutenant von Voigts-Retz, dem Generalmajor von Stülpnagel, dem Artillerieinspector Generalmajor von Lengsfeld und dem Genieinspector Generalmajor Keiser übertragen.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl hatte die Bestimmung, sobald das preußische Ultimatum von der sächsischen Regierung nicht angenommen werden würde, sofort ihren rechten Flügel nach Sachsen hinein deployiren zu lassen, um die Verbindung mit dem linken Flügel der Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld aufzunehmen und in dieser dann rasch gegen Böhmen zu avanciren.

Zur Reserve für beide Armeen, namentlich aber zur Besetzung Sachsens, das als ein feindliches Land nicht unversichert im Rücken gelassen werden durfte, war unter dem Commando des Generallieutenants v. d. Mülbe ein aus Landwehr gebildetes Reservecorps von 2 Infanteriedivisionen und 1 Cavaleriedivision aufgestellt. An der Spitze der beiden Infanteriedivisionen

*) Fransezki auszusprechen.

standen die Generallieutenants Rosenberg von Gruszinsky und von Bentheim. An der Spitze der Cavaleriedivision der Generalmajor Graf von Dohna.

Kaum hatte am Abend des 15. Juni General Herwarth von Bittenfeld die Meldung erhalten, daß der sächsische Staatsminister von Beust im Namen seines Königs das preußische Ultimatum abgewiesen, die sächsische Armee schon den Abzug nach Böhmen angetreten habe und Schatz und Magazine in Dresden geräumt seien, königliches Haus und Ministerium sich auch anschicken das Land zu verlassen, daß aber die von den Dresdnern sehnlichst erwartete österreichische Armee, als ein von Herrn von Beust hervorgezaubertes Wahnbild nicht angekommen sei, als er nach allen Seiten hin Ordre zum schleunigen Einrücken in Sachsen ertheilte. Die Hauptmassen gingen auf Wurzen, Dahlen, Riesa. Und während diese Armee sich nun links nach Dresden zu ausbreitete, dehnte sie ihren rechten Flügel nach Leipzig aus, um sogleich die ganze westliche Hälfte des Königreichs zu überspannen, während die östliche Hälfte zu besetzen der Armee des Prinzen Friedrich Karl zugetheilt war.

Der linke Flügel Herwarths von Bittenfeld stieß zuerst bei Riesa auf die Elbe und fand hier die Brücke ebenso niedergebrannt, wie bald darnach die bei Meißen gesprengt. Der greise preußische General mochte nicht die günstigste Meinung von der Einsicht des sächsischen Kriegsministers von Rabenhorst gewinnen, der diese Zerstörung angeordnet und dadurch völlig zwecklos der Bahndirection und dem Lande eine Kostenlast von 80,000 Thalern aufgebürdet hatte.

In der That waren doch die sächsische Armee und alles, was mit ihr abziehen wollte, nicht etwa zu überraschen gewesen. Man hatte gewußt, was man thun wollte und voraussehen müssen, was Preußen thun werde. Man hatte Zeit gehabt, zu weichen, wenn man weichen wollte; denn drei Wochen lang hatte der Kriegsminister von Rabenhorst die sächsischen Truppen auf kurzen Distancen hin- und herziehen lassen, nur um dem Vorgeben Beust's, das Land ehrenhaft vertheidigen und in der Vertheidigung die Ankunft der Oesterreicher erwarten zu wollen, den Schein der Wahrheit zu verleihen.

General von Bittenfeld hatte nicht sobald von dem Abbruch der riesaer Brücke erfahren, als er die zu seinem Corps gehörende Feldeisenbahncommission beorderte die Brücke herzustellen, und binnen zwei Stunden zogen die Truppen darüber hin. Der Marsch ging auf Dresden.

Nur wenige Stunden später als von Bittenfeld, hatte der Prinz Friedrich Karl Nachricht über das Verhalten der sächsischen Regierung erhalten. Ungesäumt erließ auch er Marschordre, und bereits in der Frühe des 16. Juni

überschritten die Truppen seines rechten Flügels die Grenze des Königreichs Sachsen zwischen Görlitz und Löbau. Diesen letztern Ort hatten die sächsischen Truppen bereits am 15. Juni verlassen, um sich auf Dresden zurückzuziehen. Bei ihrem Abzuge war von ihnen, natürlich auf Befehl des Kriegsministers von Rabenhorst, der löbauer Bahnhof demolirt, theilweis in Asche gelegt und die Bahn selbst durch Abreißung der Schienen auf einer beträchtlichen Strecke zerstört worden. Von hier hatte Herr von Beust den Feind gewiß zuletzt zu fürchten gehabt, und was daher die Einäscherung des löbauer Bahnhofs bedeuten sollte, war schwerlich mit Vernunftgründen aufzufinden.

Aber auch hier verursachte diese Zerstörung kaum eine Hemmung der Truppenbewegung, die ohnehin von der Eisenbahn kaum unterstützt werden konnte, da man sich's schwerlich einfallen lassen mochte, einzelne Abtheilungen in einem Lande zu exponiren, über dessen Wehrmaßregeln noch gar keine bestimmten Nachrichten vorlagen.

Die Feldeisenbahncommission hatte auch hier den Schaden in einigen Stunden wieder gut gemacht, während deren die preußischen Truppen längst weit über Löbau hinausgerückt waren und sich ungehindert gegen Dresden bewegten. Auf den Bahnhöfen von Löbau und Riesa fanden die Preußen alles ausgeräumt. Sie begriffen nicht, warum man mit so Geringem gegeizt hatte, da man ihnen doch das ganze Land so willig in die Hände gab. Indessen wurde der Bahnbetrieb durch berliner Locomotiven sofort hergestellt und nirgends erlitten die Truppenbewegungen durch diese Maßregeln Aufenthalt von Erheblichkeit.

Während so die Preußen rasch gegen Dresden vorrückten, standen die Bewohner Dresdens am böhmischen Bahnhofe und hofften, nach von Beust's Versicherung, daß die österreichische Armee zu ihrem Schutze ankommen müsse. So hatte man nach diesem treuen Bundesgenossen einst hinausgeblickt, als die sächsische Armee bei Pirna eingeschlossen gewesen, und obschon vor mehr als hundert Jahren schon so bitter belehrt, war man heute noch nicht klug geworden in der Beurtheilung dieses Oesterreichs.

Während Dresden so nach Böhmen hinüber blickte, rückten am 18. Juni Morgens die Preußen auf der andern Seite ein. Für alle, die es mit der deutschen Sache wirklich gut meinten, war es ein Augenblick der Freude. Die ersten einrückenden Truppen waren eine Abtheilung blauer Husaren. Anfangs scheu betrachtet, wurden sie schon nach wenigen Augenblicken nach ihrem freundlichen Benehmen beurtheilt und sogar mit Blumen beschenkt. Schwerlich mögen die, die diese Ovation dargebracht haben, die gewesen sein, die gleich zuvor vor der Proclamation ihres Königs geweint hatten

gleichwohl zeigte die Ovation, daß Preußen allzu verhaßt in Sachsen eben nicht war.

Bald nach jenen Husaren langten Uhlanen an, die sofort ein Palais für den Generalstab besetzten, und nun rückte eine ganze Division, geführt vom commandirenden General von Bittenfeld, ein. So war Dresden, der Juwel des Landes, ohne ein Schuß in preußischer Hand. General von Bittenfeld fand ein Volk, daß sich in alles fügen zu wollen schien, wie Einer, der sich verrathen fühlt. Der Rath der Stadt erklärte seine Dienstfertigkeit, und nirgends ließ sich eine Miene des Widerwillens blicken.

An den Straßenecken fanden die Preußen zwei Plakate von hervorragendem Interesse. Das eine enthielt eine Proclamation des Königs Johann von Sachsen, der sicher ebenso viel schmerzliche Theilnahme verdiente, als der eitle Minister Beust Verwünschungen, die ihm sicherlich auch, von sehr vielen Seiten reichlich zu Theil geworden sind. Die Proclamation des Königs sagte: „Er (der König) sei durch einen ungerechtfertigten Angriff gezwungen die Waffen zu ergreifen. Weil Sachsen treu zur Rechtssache eines deutschen Bundesstaates (Schleswig-Holsteins) gestanden, festgehalten am Bande, welches das große deutsche Vaterland umschlinge (dem deutschen Bunde), bundeswidrigen Forderungen sich nicht gefügt habe, werde es feindlich behandelt. Wie schmerzlich auch die Opfer, möge das Land doch mit ihm muthig zum Kampfe gehen. Sachsen sei schwach an Zahl, aber Gott sei stark in dem Schwachen, und die Hilfe des bundestreuen Deutschlands könne nicht ausbleiben. Obschon auch durch die Uebermacht augenblicklich von seinem Volke getrennt, werde er (der König) doch in der Mitte des Heeres bleiben, um sich dadurch seinem Volke immer nahe zu fühlen, zu dem er bald zurückkehren werde, wenn der Himmel seine Waffen segne. Er vertraue auf Sachsens Treue und Liebe."

Wie leicht hätte König Johann um Land und Volk kommen können, und wie möchte den Rathgebern verziehen werden, diesen edeln greisen Fürsten in solche Gefahr und schwere Gemüthsmarter geführt zu haben? Wenn ihre Eitelkeit ihnen das Ende ihrer Bahn unsichtbar machte, so hätte jene Verantwortlichkeit für den Schmerz eines wohlmeinenden und wirklich edeln Fürsten sie wenigstens an Vorsicht mahnen sollen.

Neben der königlichen Proclamation wurde die Proclamation einer neu eingesetzten Landescommission erblickt. Sie verkündete daß sie vom Könige anstatt der seitherigen Regierung eingesetzt sei und in Abwesenheit des Königs die Angelegenheiten des Landes leiten solle.

Neben diese Proclamationen ließ nun General Herwarth von Bittenfeld eine andere Proclamation setzen, die freilich bedeutende Widersprüche hervor-

rief. Diese lautete: „Sachsen! Ich rücke in Euer Land ein; doch nicht als Euer Feind, denn ich weiß, daß Eure Sympathien nicht mit den Bestrebungen Eurer Regierung zusammen fallen, sie ist es gewesen die nicht eher geruht hat, als bis aus dem Bündniß von Oesterreich und Preußen die Feindschaft beider entstanden ist; sie allein ist die Veranlassung, daß Euer schönes Land zunächst der Schauplatz des Kriegs werden wird. Aber meine Truppen werden Euch in demselben Maße als Freunde, gleichwie Einwohner unseres eignen Landes behandeln, als Ihr uns entgegenkommen und bereit sein werdet, die nicht zu vermeidenden Lasten des Krieges willig zu tragen. In Eurer Hand wird es liegen, die Leiden des Krieges zu mildern und die Bestrebungen zu vereiteln, die so gern ein Gefühl von Feindseligkeit den verwandten Volksstämmen einimpfen möchten."

Neben diese Proclamation stellte sich sofort eine zweite, welche die Sachsen über die deutsche Tendenz der preußischen Politik aufklären sollte. Diese sagte:

„Nachdem der deutsche Bund ein halbes Jahrhundert lang nicht die Einheit, sondern die Zerrissenheit Deutschlands dargestellt und sich dadurch des Vertrauens der deutschen Nation unwerth gemacht habe, habe er jüngst mißbraucht werden sollen, um Deutschland gegen ein Bundesglied (Preußen) aufzurufen, welches durch den Vorschlag einer Parlamentsberufung den ersten entscheidenden Schritt zur Befriedigung einer gerechten nationalen Forderung habe thun wollen, der Krieg Oesterreichs gegen Preußen finde in dem Bundesgesetz keinerlei Befugniß. Aber mit der Annahme des österreichischen Kriegsantrages am Bunde sei auch das Bundesverhältniß zerrissen, und nur die nationale Einheit des deutschen Volkes sei als gesunder Kern, befreit von der faulen Schale, der Rettung werth geblieben. Die Regierungen und Völker müssen das einsehen und dafür Empfindung gewinnen. Für Preußen aber stelle sich die Aufgabe voran, seine bedrohte Unabhängigkeit zu schirmen. Preußen sei dafür mit seiner vollen Kraft aufgetreten, aber seine Mühen sollen nicht bloß ihm selbst, sondern Deutschland gelten. Preußen habe ein besseres die Nationalforderungen befriedigendes Bundesverhältniß angeboten; aber es sei abgelehnt worden. Der Krieg entbrenne, für Preußen zum Schutze deutscher Interessen. Aber Preußen dürfte weder Feinde noch zweifelhafte Freunde neben sich dulden. Darum sei es in Sachsen eingerückt. Es komme aber nicht als Feind des Volks, mit dessen Vertretern es bald in einer Nationalversammlung die künftigen Geschicke des deutschen Vaterlandes zu berathen wünsche. Das deutsche Volk solle auf dieses Ziel hinblicken, Preußen vertrauend entgegen kommen, um eine friedliche Entwickelung des deutschen Gesammtvaterlandes fördern und sichern zu helfen."

Die beust'sche Politik war bereits soweit mißbilligt worden, daß die deutsche Tendenz in dieser preußischen Proclamation Befriedigung hervorrief. Freilich herrschte noch großes Mißtrauen gegen die derzeitige preußische Regierung; indessen fand man sich doch schon einigermaßen gewonnen, und die Gebildeten, die den Gang der preußischen Politik überschauten, förderten die Aufklärung, so daß eigentlich nur die unteren Schichten der Bevölkerung auf den Vorstellungen ihrer politischen Unbildung und partikularistischen Vorurtheile sitzen blieben. Diese incurabeln Classen sind natürlich auch heute noch krank.

Als diese fanatischen Preußenfeinde beim Einrücken der Preußen ihre Erwartung getäuscht sahen, warf ihr Wahn sich auf das Ausland. „Napoleon“ meinten sie, könne Sachsen nicht fallen lassen, denn daß es einst so gut zu Frankreich gestanden, dürfe ihm nicht vergessen sein. Doch mußten sie auch hierin sogleich ihren Irrthum erkennen, als sie beim Einzuge der Preußen die Gesandten von England, Rußland und Frankreich ihre Flaggen aufziehen sahen. Man sah dergestalt die unberechtigten Gäste von dem Auslande, auf das man so sicher gebaut, freundlich begrüßt und nun — wußte man freilich nicht, woran man war.

Indessen wurde von preußischer Seite alles gethan irrige Befürchtungen und Begriffe zu beschwichtigen, und das humane Auftreten zeigte, daß Preußen Volk und Regierung ebenso wie deutsche Brudervölker von fremden Völkern unterscheide, und auch weit entfernt sei den Krieg in den rohen Manieren anderer Staaten und früherer Jahrhunderte zu führen. Das bürgerliche Eigenthum wurde überall geachtet, die Ordnung des Gewerbslebens, wo sie auch durch den Wechsel der Verhältnisse und namentlich durch den Abzug der sächsischen Garnisonen gestört war, aufs Neue geschirmt und gesichert, indem man die verlassnen Posten besetzte, hier und da provisorische Aemter einrichtete, die ungestört gebliebenen Aemter (hauptsächlich bei der Justiz) unbehelligt ihre Functionen fort und fort ausüben ließ. Bei der Bequartierung der Ortschaften wurde mit möglichster Rücksicht verfahren und dabei nicht auf den Geldbeutel des Bürgers, sondern der Staatskasse Bezug genommen, die sich freilich in diesem Puncte mit den Gemeindeverwaltungsbehörden selbst zu vereinbaren hatte.

Wenn den Soldaten aber eine bessere Verpflegung gewährt werden mußte, als dies sonst der Fall ist, so war das eine natürliche Folge des Kriegs, worüber kein Verständiger sich wunderte oder beklagte. Nirgends aber machte die preußische Regierung von Gewaltmaßregeln Gebrauch, wozu sie doch nach Kriegsregel in einem feindlichen eroberten Lande das volle Recht hatte. Wenn daher in österreichischen und süddeutschen Blättern geschrieben

wurde, daß die Preußen die sächsischen Lande durch förmliche Raubzüge ausbeuteten und die bürgerlichen Bewohner unter ihre Fahne zwängen, so waren das Verleumdungen und Lügen, die sich nur zu bald an das Licht stellen mußten und kaum bei den Völkern, die dadurch gegen Preußen bearbeitet werden sollten, Glauben fanden und den beabsichtigten Erfolg haben konnten, da von allen Seiten die sächsische Journalistik zu bekennen sich bewogen fand, daß der preußischen Verwaltung untadelhafte Humanität nachgerühmt werden müsse und der preußische Soldat und sächsische Bürger sich schnell in einen fast brüderlichen Verkehr zurecht gefunden haben. So war es in der That auch, und unfehlbar ging daraus der günstigste Umschwung in der Gesinnung der Sachsen hervor.

Wie nun die erste Armee, die des Prinzen Friedrich Karl, rechts ihren Flügel in das Innere Sachsens ausdehnte, die Städte Löbau, Bautzen, Bischofswerda, Stolpen und Radeberg überspannte und durch ihre Flankentruppen bereits am 18. Juni bei Dresden die Verbindung mit der Elbarmee des Generals Herwarth von Bittenfeld gewonnen, so dehnte die Elbarmee ihren rechten Flügel gegen die reußische und baierische Grenze hinaus und ihre äußersten Flügeltruppen erreichten bereits am 19. Juni Leipzig.

Bereits am Tage zuvor war eine Patrouille von Wurzen her in die Stadt gekommen, ohne Zweifel nur um Erkundigung einzuziehen, ob sich in Leipzig noch eine sächsische Garnison befinde. Eine solche war längst nicht mehr vorhanden und der ganze Widerstand, den die Patrouille fand, ging von einigen vorwitzigen Individuen des Pöbels aus, die in Ermangelung besserer Waffen von Steinen Gebrauch machten. Dieser Umstand bewirkte, daß am folgenden Tage die erste größere preußische Truppe, ein Commando von 40 Dragonern unter dem Hauptmann von Kneesebeck, in vollkommen kriegerischer Haltung, mit blankem Säbel, einrückte. Hauptmann v. Kneesebeck übernahm das Stadtcommando und nahm die wichtigsten Verkehrsmittel, Post, Telegraphenbureau und Eisenbahnen in seine Gewalt.

Bereits in der Dunkelheit des Morgens hatte ein Convoi die Stadt unter starker Bedeckung passirt, um gegen Mittag mit den weiter gegen Altenburg hin vorzuschiebenden Truppen abzugehen.

Zwei Stunden nach Ankunft jenes Dragonercommandos langte ein Musketierbataillon des 4. Garderegiments unter dem Oberstlieutenant von der Osten an, um die Stadt zu besetzen. Keinerlei Widerspruch konnte stattfinden, und dem Stadtrath mußte es lieb sein, die zuletzt allein der Communalgarde anvertraut gewesene Stadt, deren unterste Classen großen Theils brodlos und von mißliebigen Einflüssen bewegt waren, besser gesichert zu sehen.

Das Communalgardecommando stellte sich dem preußischen Commando mit achtbarer Rücksicht zur Verfügung und mit eben so achtbarem Vertrauen ließ das preußische Commando die Communalgarde ungestört bei ihren Functionen. Man hatte gefürchtet, daß es sofort ihre Auflösung verfügen werde, und konnte sich darin, daß dies nicht geschah, von der Humanität des Feindes überzeugen, mit dem man jetzt zu thun hatte. Schon damals hörte man die Meinung offen aussprechen, daß wohl kaum von den Oesterreichern, selbst wenn sie als Freunde kämen, solche Humanität beobachtet werden würde, wie hier von den feindlichen Preußen.

Es war gerade ein Markttag, an welchem die preußischen Truppen in Leipzig einrückten, und das Dragonerdetachement hielt unmittelbar vor den Ständen der Blumenverläuferinnen. Wenn nun die preußischen Soldaten bei so passender Gelegenheit vielfach aus diesem Füllhorn der Flora geschmückt wurden, so zeugte das freilich noch nicht, daß die sächsische Gesinnung in eine preußische umgeschlagen sei. Es zeugte eben nur dafür, daß sich in Leipzig viele geborene Preußen befanden, die das alte Vaterland gern für das neuere in Tausch genommen hätten. Es war also keine Demonstration der Sachsen gegen ihre eigene Regierung, ebenso wenig ein Zeugniß für die Stimmung des Landes, die begreiflicher Weise entfernter von der preußischen Grenze, wo man ein anderes Weltall als das sächsische gar nicht kennen gelernt hatte und wo man sich eben glücklich fühlte, weil man andere Verhältnisse nicht kannte, eine andere war. Doch war das Verhalten der Preußen der Anerkennung werth, und das Beispiel in Dresden und Leipzig mußte bald auch weiter wirken. Es dauerte auch gar nicht lange, daß die Zeitungen der strengsächsischen Ortschaften des Gebirges schrieben: Die Bevölkerung habe nun die Preußen erst kennen gelernt, und sie freue sich eben Preußen, und nicht Oesterreicher oder Baiern zum Besuch erhalten zu haben.

Bei solcher Gesinnung der Bewohnerschaft stieß Preußen bei der Besetzung Sachsens auf keinerlei nennenswerthe Schwierigkeiten und das wiederum förderte den Gang des Feldzugs. Man konnte trauen, viele Städte unbesetzt lassen, die Truppen ohne Besorgniß und Sicherheitsmaßregeln dislociren und das Operationsheer rasch vorwärts rücken lassen, wenn auch das Reservecorps des Generals von der Mülbe zur Besetzung des Landes noch nicht völlig fertig war; ja man konnte dieses Corps für den Krieg verwenden, ohne von demselben beträchtliche Truppenmassen zurück zu lassen, wenn man nur versichert sein konnte, daß Baiern der rechten Flanke oder dem Rücken keine böse Diversion machen werde.

Die Truppen der preußischen Elbarmee deployirten mit ungemeiner

Schnelligkeit. Das Besetzen der Bahnen für preußischen Zweck leistete natürlich dabei Vorzügliches. Die Städte Chemnitz, Glauchau, Crimitschau, Werdau, Plauen bis hinab nach Hof, waren kaum ein wenig später besetzt als Leipzig. Betrachtet man die Stellung der Elbarmee, von Dresden aus westnördlich nach Leipzig und von da unter einem weniger als rechten Winkel nach Hof (baierisch) hinab, so zeigt sich, daß die Furcht Preußens vor Baiern und dessen Nachbarstaaten nicht eben groß sein konnte. Der rechte von Leipzig bis Hof stehende Flügel war, zumal Altenburg ihm eben nicht zur Stütze gereichen konnte, sehr exponirt.

Aber Preußen wußte ja zu gut, wie wenig von einer Reichsarmee, wie wenig selbst von der bairischen Armee, auf die Oesterreich so große Stücke hielt und durch deren Treulosigkeit oder Langsamkeit es später die fürchterlichen Niederlagen entschuldigen wollte, zu fürchten war. Die von später datirende Anekdote, nach welcher ein baierischer Hauptmann, der mit vier Compagnien Hof besetzt hielt, zu seinen Leuten gesagt haben soll: „schnell Kinder, die Preußen kommen, stürzt Euch in die Eisenbahnwagen; und wenn Ihr nicht hurtig macht, so steig ich ein und fahre allein davon!“ diese Anekdote, was man auch sonst von einer solchen halte, charakterisirt wenigstens diesen Gegner Preußens.

Zeigte Baiern sich aber damals wirklich sehr scheu vor Preußen, schreibe man es immer dem guten Gefühle zu, Preußen Raum zu lassen, weil es wirklich das Gute Deutschlands wollte. Baiern in deutschbrüderlicher Bundesgenossenschaft mit Preußen wird schwerlich vor Frankreich oder sonst einem fremden Feinde solche Scheu zeigen.

Auch möchte Baierns Zurückhalten vor Preußen kaum Scheu zu nennen sein. Man dürfte edlere, besser gesagt, vernünftigere Motive darunter finden. Wenn Preußen bei der Rettung Deutschlands Sondervortheile für sich fand, welche Vernunft möchte darum feilschen? Selbst in den kleinsten bürgerlichen Verhältnissen erkennt man an, daß dem Verdienste sein Lohn gebühre und ein großer Meliorateur Leipzigs (Dr. j. Heine) sagte öffentlich: „Wenn ich für die Allgemeinheit viel thue, will ich mit gutem Rechte, dabei doch auch etwas für mich haben.“ Baiern mißgönnte einsichtsvoll Preußen den Gewinn nicht, den es dabei finden mußte, wenn es für die deutsche Nation in den Kampf trat, und wenn andere Stämme ihm dieses natürlichen Gewinnes halber Groll entgegen trugen, so mögen sie dafür den Vorwurf der Unvernunft hinnehmen! —

Am Tage nach dem Einrücken der Preußen in Leipzig, also am 20. Juni, war das ganze Königreich Sachsen besetzt und vollständig in der Gewalt Preußens. Man erstaunte über diese seltsame Schnelligkeit der preußischen





GENERAL VOGEL v. FALCKENSTEIN.

Operationen. Die „Wiener Presse“ schrieb: „Wir vertrauen der imposanten Ruhe, mit welcher unsere Nordarmee dem Kampfspiele entgegengeht, ganz im Gegensatz zu den Preußen, deren Affensprünge, deren quecksilberne Bewegungen, nur all zu deutlich für Plan- und Ziellosigkeit Zeugniß ablegen.“

Allein die quecksilberne Schnelligkeit der Preußen beruhete auf vorgenommener Einsicht in die Verhältnisse, einer guten Ordnung in den Arrangements und in der patriotischen Energie. Das waren gute Fundamente, von denen freilich das gute Oesterreich, das alles dessen entbehrte, sich nichts träumen ließ und schließlich seine große Täuschung über die albernen Affensprünge der Preußen sehr theuer bezahlen mußte.

Sobald Sachsen vollständig besetzt war, übernahm der königlich preuß. Landrath von Wurmb, einer um den Staat verdienstvollen alten Familie angehörend, die Functionen der seitherigen königlich sächsischen Regierung. Kluger Weise ließ er allen Behörden, von denen er überzeugt war, daß sie dem preußischen Regieme keine Beschwerde verursachen und keine Verrätherei unterstützen werden, in ihren Functionen. Allenthalben, bis auf sehr wenige Ausnahmen, kamen ihm auch diese Behörden mit vollem Vertrauen und brüderlicher Freundlichkeit entgegen und wirkten dadurch auf die Gesinnung Preußens gegen Sachsen wiederum sehr wohlthätig ein; denn es ist gewiß, daß Herr von Wurmb Berichte nach Berlin abgehen ließ, die Sachsen einer milden und rücksichtsvollen Behandlung empfahlen.

Bis auf die Bergfeste Königstein war Sachsen nun ganz in preußischer Hand. Der Königstein konnte kein Bedenken erregen. Die wenigen hundert Mann Besatzung, auf dem Berggipfel festgebannt, konnten der preußischen Operationsarmee keinerlei Diversion machen. Man ließ sie eben sitzen nach Gefallen die Eisenbahn und Elbe bewachen und sich des Bewußtseins erfreuen, daß der Königstein noch nie erstürmt worden sei. Aber man hatte ihn auch noch nie für strategisch wichtig genug gehalten, eine Belagerung an ihm zu wenden.

Die Elbarmee hielt sich indessen in Sachsen nicht auf. Nachdem alle militairischen Objecte genügend gesichert, die Verwaltung befestigt und die Etapen gehörig hergestellt waren, wozu es nach preußischer Manier nur zweier Tage bedurfte, rückte die Elbarmee in gleichem Schritte mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl rasch gegen Böhmen an, während von Berlin und Magdeburg her die Reservearmee des Generals von der Mülbe nachrückte und die Stellung des Generals von Bittenfeld einnahm.

Der Bundestag hatte am 16. Juni auf Oesterreichs Antrag beschlossen, Preußen in Sachsen anzugreifen. Man sah keine Bundesarmee, und Preußen

hielt es auch gar nicht für nöthig sich nach einer solchen umzusehen. Oesterreich und Herr von Beust sahen freilich mit allen Perspectiven nach derselben hinaus, allein — entweder taugten die Perspective nichts oder die Bundesarmee.

23.

Die Besetzung Hannovers.

Es ist zu natürlich, daß der Kleine immer den Großen mit Neid betrachtet, weil Größe allen ein Object des Wunsches ist. Wie hätte nicht Hannover, keiner Vergrößerung fähig, Neid gegen Preußen in dem Herzen tragen sollen. Die tieferen Schichten des Volkes wußten kaum davon etwas. Es war umgekehrt wie in Sachsen, wo der Pöbel das Wort im Munde führt „Preußen hat Sachsen bemaust." Daß der König von Sachsen aus Napoleon's Hand den vierten Theil Preußens (Herzogthum Warschau) lange zuvor freudig angenommen hatte, als Preußen durch Beschluß des wiener Congresses einen beträchtlichen Theil Sachsens erhielt und natürlich ebenfalls recht freudig annahm, durfte man ihm, dem historisch ungebildetsten Theil der Bevölkerung, natürlich nicht entgegen halten, weil der unverständig Böse, ebenso wie der boshaft Unverständige die Sonne leugnet, wenn er schon den Sonnenstich hat. In Hannover war die untere Classe des Volkes Preußen geneigt, während am Hofe und beim Adel Preußen gehaßt war. Man wußte, daß Hannover als geographischer Pflock die Organisation der preußischen Staatsmaschine störte, und daß von Preußen bei irgend einer zukünftigen Gelegenheit etwas zu fürchten sein werde. Man ahnte das zukünftige Schicksal und fürchtete es. Man fürchtete es von Seite des Adels, weil der Adel in Hannover freier waltete als in Preußen, wo das Volk mit allen Ständen gleichmäßig unter ein und dasselbe Gesetz gestellt war. Noch mehr hatte der König zu verlieren.

Als nun von Benningsen bei der Adelskammer den Antrag stellte, Hannover solle in dem Kriege Preußens gegen Oesterreich sich neutral halten, stimmten König und Ritter dagegen, weil der preußische Reformentwurf forderte, die deutschen Staaten sollten sich um der deutschen Nationaleinheit willen diejenige Beschränkung ihrer Souverainetät gefallen lassen, die eben der deutschen Einheit nach Einsicht des Parlamentes werde zum Opfer gebracht werden müssen. Ein kleines Recht fahren zu lassen, dünkte den König

und Adel fürchterlich, sie stimmten also lieber für einen Anschluß an Oesterreich und riskirten alles. Nun stimmte man in Frankfurt für und mit Oesterreich nach Herzenslust und zeigte Preußen einen wahren Grimm, als ob es davor ungemein erschrecken müsse.

Da überreichte am 15. Juni der preußische Gesandte Prinz von Ysenburg das preußische Ultimatum. Der Prinz, kurz und bestimmt, erklärte, daß er selbigen Tages noch die Resolution erwarten müsse, und werde die hannöversche Regierung, wenn man sie nach ihrer Haltung vom Bundestage beurtheile, darum gar nicht verlegen sein. Komme die geehrte Regierung seinem Verlangen nicht nach, so werde er zu seinem Bedauern in Hannover seine Geschäfte für beendet halten müssen. Er machte aber noch sehr darauf aufmerksam, daß Preußen mitten innerhalb seines Territoriums ein feindliches Hannover nicht hinter sich lassen könne, und daß es also selbst bei der freundschaftlichsten Gesinnung gezwungen sein werde, auf seine Sicherheit zu denken, wenn die Regierung von Hannover eine Gefahr drohende Haltung annehmen wollte. In der That gab es etwas Natürlicheres nicht als diese Erklärung; und doch wurde sie von der Regierung nicht begriffen.

Da stürzte sich der treffliche Herr von Benningsen noch ein Mal in die Verhältnisse. Was ihm bei der obscuren Adelskammer nicht gelungen war, wollte er nun in der Volkskammer (der sogenannten zweiten Kammer) erreichen. Hier stellte er den Antrag, den König zu bewegen, daß er seine beustisch oder österreichisch gesinnten Minister entlassen und durch ein anderes Ministerium die von Preußen geforderte Neutralität zusage. Allein es war zu spät! Die Adresse konnte so schnell nicht vor den König gebracht werden, als die hannöversche Resolution von Preußen gefordert wurde.

Die Frist war kurz, die Frist verlief, und die preußische Kriegserklärung erfolgte mit der Präcision, die Preußen in allen seinen amtlichen Schritten eigen ist. Doch hoffte Herr von Benningsen noch das Schlimmste abzuwenden und wendete sich nun an das Bürgercollegium, damit dieses durch eine rasche Deputation einwirke. Preußen hätte auch eine nachträgliche freundliche Entschließung noch genehmigt, dafür bürgte die humane Gesinnung der preußischen Regierung, und auf diese rechnete Herr von Benningsen.

Als der Abend kam und damit die Bedenkzeit abgelaufen, also der Krieg eigentlich schon eingetreten war, verbreiteten sich begreiflicher Weise die beunruhigendsten Gerüchte. Da sollte schon die preußische Armee in Hannover stehen; wenn man einen Wagen rasseln hörte, meinte man preußische Trommeln zu vernehmen, und die Schalmeien der Hirten hielt man für feindliche Signalhörner. Da die nach Norden dirigirten hannöverschen Truppen plötzlich bei nächtlicher Weile zurückkamen und südwärts durch

Hannover eilten, verbreitete sich das Gerücht, daß bereits ein unglückliches Gefecht stattgefunden habe. Benningsen durfte von diesen Gerüchten eine Förderung seines Vorhabens hoffen, und wirklich faßten die Bürgercollegien sofort den Entschluß durch eine Deputation dem Könige eine andere Politik abzuringen. Vor allem schien es nöthig den König zu bewegen, in Hannover zu verbleiben und hier für seine Maßnahme selbst einzustehen.

So begab sich des Nachts halb zwei Uhr eine Deputation von 21 Mitgliedern zu Wagen nach dem Lustschlosse Herrenhausen. König, Königin und Kronprinz waren noch wach und weilten bei einander. Die Deputation trat vor und bat nun den König Georg die Lage des Landes zu bedenken, auf jeden Fall in dem Streite Preußens gegen Oesterreich Neutralität zu bewahren, und darauf hin mit gutem Vertrauen in dem Lande zu bleiben, wodurch unzweifelhaft der Friede gesichert werde.

Allein der König antwortete der Deputation:

„Er habe es stets mit dem Bunde gehalten, und werde es auch ferner mit ihm halten (drolliger Weise gab es eigentlich einen Bund gar nicht mehr). Der Bund werde einschreiten mit seiner Bundesarmee (wenn es aber keinen Bund gab, gab es doch viel weniger eine Bundesarmee). Er hoffe von der Bundesarmee das Beste. Von Preußen aber könne er nichts hoffen. Preußen wolle Deutschland reformiren. Um eine kraftvolle Einheit herzustellen, solle jeder Fürst von seiner Souverainetät etwas hergeben. Was die Monarchen hergeben, wolle Preußen als Primairstaat nehmen. Er sehe nicht ein, wozu? Er seinerseits gebe nichts her. Er wolle Souverain in Hannover bleiben und er sei überzeugt, daß seine souverainen Rechte von seinen Hannoveranern mit Gut und Blut beschützt werden. Freilich sei Preußens Macht, höchst unangenehmer Weise, sehr groß, und er werde wohl sein Königreich mit seinen Truppen allein nicht vertheidigen können. Allein wenn er sich mit dem Heere auf Baiern und mit den Baiern auf Oesterreich zurückziehe, so könne dann alles Verlorene recht gut wieder zurück erobert werden. Das sei sein Plan, und nach diesem habe er bereits Ordre ertheilt, daß sein Heer sich im Süden Hannovers concentrire. Das Heer sei ihm treu wie die ganze Bevölkerung, und er sei überzeugt, daß seine Krone nicht besser gesichert sei, als wenn er mit dem Heere das Land verlasse und siegend zurückkehre. Aber sein treues Volk solle nicht glauben, daß er ihm je untreu werden oder sich in seinem Plane irren könne. Zum Unterpfande lasse er die Königin und die Prinzessinnen zurück. Also, mit dem Bunde und mit Oesterreich gegen Preußen, sei seine Loosung, die Souverainetät von Hannover bleibe unabänderlich sein Ziel, so sei sein Plan, so habe er's beschlossen, und anders werde er es durchaus nicht thun."

Nun hatte freilich die Bürgerdeputation einen genügenden Bescheid. Es war ein Verhängniß; aber selbst die Klügsten konnten es nicht abändern, weil einmal alles in monarchischen Staaten von dem Fürsten abhängt; für Preußen und Deutschland war der Trotz Georgs von Hannover ein wahres Glück, und vielleicht war derselbe sein bestes Verdienst um Deutschland.

Nachdem die Deputation abgegangen war, schickte sich der König zur Abreise an. Er schien jetzt erst die Gefahr zu erkennen, und nach allem, was man sah, waren die Maßregeln, die man wegen der unvermeidlichen Invasion der Preußen ergreifen mußte, ganz vernachlässigt worden. Jetzt erst begann man Magazine und Waffendepôts zu räumen. Man hatte kein Fuhrwerk in Bereitschaft gestellt. Es mußte von den Oekonomen requirirt werden, und „selbst Droschkenpferde mußten Kanonen ziehen.“ An die Einsetzung einer Landesverwaltungsbehörde wurde gar nicht gedacht. Ueberstürzung brachte alles in Verwirrung. Vergaß doch der General von Tschirschnitz bei seiner Abfahrt mit dem Könige sogar seinen Säbel! Glaubte man so viel Wunderbares, so glaubte er auch vielleicht Preußen ohne Waffen zu schlagen.

Die natürliche Folge ihres Verhaltens schien von der Regierung jetzt, viel zu spät, erst begriffen zu sein. Es war kein Plan für das weitere Verhalten entworfen, und die Verwirrung erreichte daher den höchsten Grad. Man hätte das Einrücken der Preußen voraus wissen können, and doch war man jetzt durch dasselbe völlig überrascht. In der gänzlichen Rathlosigkeit überließ man die Räumung der wichtigsten Objecte, der Magazine und Archive, den unberufensten Händen, und trunkene Leute trugen Schriften und andere Dinge dahin, wohin sie nicht gehörten.

Nur mit einem Objecte war man vorsichtig gewesen, nämlich mit den königlichen Geldern, die, wie versichert wurde, eine Summe von 11 Millionen Thalern ausmachten. Sie waren bereits auf den Weg nach England gebracht, und auch ein großer Theil der Staatsgelder war vorsichtig der Hand der einrückenden Preußen entzogen worden.

Eine Proclamation, die an geistigem Werthe der Proclamation des Königs von Sachsen weit nachstand, verkündete am 17. Juni, als die Preußen bereits eingerückt waren, den Abgang des Königs Georg zu seinem Heere.

„Ich selbst verlasse Euch, sagte die Proclamation, aber ich lasse Euch meine Königin und meine Prinzessinnen zurück.“

Damit konnte leider den Hannoveranern nicht viel gedient sein.

Zur Besetzung Hannovers hatte Preußen ein Armeecorps unter dem Namen der „Mainarmee“ aufgestellt. Dieses Corps bestand aus drei Divi-

sionen (der 13. und 2 combinirten). An der Spitze des Corps befand sich als commandirender General der General der Infanterie Vogel von Falkenstein, ein umsichtiger, rascher und muthiger Führer. Die erste Infanteriedivision commandirte der Generallieutenant von Göben. Unter ihm befehligten die Generalmajors von Kummer und Freiherr von Wrangel. Die zweite Division war detachirt und wird später zur Erwähnung kommen. Die dritte Division wurde vom Generallieutenant von Manteuffel geführt und unter ihm befehligten die beiden Brigaden die Generalmajors von Flies und von Below. Die Artillerie des ganzen Corps bestand aus 16 Batterien und bei der Infanterie befanden sich die Truppen von Koburg-Gotha und Lippe, zusammen drei Bataillone.

Als die Kriegserklärung übergeben wurde (15. Juni), befanden sich die Divisionen Göben und Manteuffel noch nicht beisammen die Division des Generals von Manteuffel hatte zerstreut in Schleswig und Holstein gestanden; allein ihre Concentrirung kostete wenig Zeit und Mühe. Beide Divisionen, die des Generals von Göben und die erst zu formirende des Generals von Manteuffel, standen auf entgegengesetzten Seiten Hannovers, die erstere bei Minden an der Weser, also ganz im Süden, die andere über Hamburg, also ganz im Norden Hannovers. Die Division bei Minden, bei welcher sich der commandirende General Vogel von Falkenstein selbst befand, war von Hannover nur durch das bückeburg'sche Gebiet und eine hessische Enclave getrennt und konnte in der Hauptstadt des feindlichen Königreichs mit zwei mäßigen Märschen sein.

Kaum hatte der General durch den Prinzen von Ysenburg die Abweisung des preußischen Ultimatums erfahren, als er Marschordre ertheilte und rasch, aber mit derjenigen Vorsicht, die der Marsch in einem feindlichen Lande, über dessen Vertheidigungsanstalten keine sicheren Nachrichten vorliegen, erfordert, vorrücken ließ. Ein Husaren- und ein Kürassierregiment deckten die Kolonne, deren ganze Stärke etwa 12,000 Mann betrug. Am 17. Juni trafen die Truppen vor Hannover ein. Schon die Avantgarde wurde von den Hannoveranern freundlich begrüßt, und die ganze Haltung der Bewohnerschaft zeigte, daß das Volk mit seiner Regierung nicht eines Sinnes war. Offen hatte man nach dem Weggange des Königs ausgesprochen, daß ein Monarch, der sein Land im Stiche lasse, seines Landes unwerth sei. Die Stimmung war ohne Frage den Preußen günstig, und General Vogel von Falkenstein fand bei seinem Einzuge am Nachmittage nichts, was ihn daran erinnerte, daß er hier die Hauptstadt eines feindliche Staates betrete.

Bald nach seinem Einrücken ließ er eine Proclamation veröffentlichen,

welche mit kurzen Worten sagte, „das Verhalten der königlichen Regierung von Hannover habe es Preußen zur unerläßlichen Pflicht gemacht, sich dieses Staates zu versichern. Die Verwaltung des Staates solle den seitherigen Beamten, von denen er erwartete, daß sie sich in die veränderten Verhältnisse zu finden wissen werden, anvertraut bleiben. Was indessen hinsichtlich der Erhaltung seiner Truppen die Kriegsregel mit sich bringe, könne er den Bewohnern des Landes nicht erlassen, wenngleich sie wohl am wenigsten die Lage verschuldet haben, in welche Hannover zum Bedauern Preußens gekommen sei.“

So entgegenkommend sich auch überall die Bewohner zeigten, thaten es doch die Behörden keineswegs. Bei ihnen spielte die Gesinnung der Regierung ihre Rolle, und General von Falkenstein erkannte bald, daß es hier einen starken Trotz zu brechen gelte. Ueberall stieß er auf Protest, zuerst bei dem Stadtcommandanten Generallieutenant Weste, der zwar seine amtliche Gewalt übergab, aber erklärte, daß er die Maßregeln Preußens für bundeswidrig halte und eben nur der Gewalt nachgebe. Allein der Krieg war nunmehr eingetreten, die Zeit mit Worten zu kämpfen war vorüber, und so ließ man sich preußischer Seits durch Proteste durchaus nicht beirren.

Fast eben so schnell wie an den commandirenden General Vogel von Falkenstein war auch an den Generallieutenant von Manteuffel die Nachricht von der Abweisung des preußischen Ultimatums gelangt. Die Hälfte der Truppenmasse, die bisher Schleswig und Holstein besetzt gehalten hatte, stand bereits am 15. Juni an der Elbe bei Altona gesammelt und die andere Hälfte war nur um einen Tagesmarsch zurück. Das preußische Kriegsministerium zog ohne Bedenken bis auf sehr wenige kleine Garnisonen alles aus Schleswig und Holstein heraus. Was war auch zu fürchten? Dänemark war auf mehr als einige Jahre durch seine Niederlagen zur Ruhe verwiesen, und die Gesinnung der Schleswig-Holsteiner, wie sehr auch durch Oesterreich preußenfeindlich bearbeitet, verdiente Vertrauen.

In der Mittagsstunde ging die betreffende Nachricht ein, und sofort gab der Generallieutenant von Manteuffel Befehl zum Uebersetzen der Truppen. Die Fahrzeuge standen in Bereitschaft, theils preußische Kanonenboote, theils Privatdampfer und Fähren. Man durfte den Act nicht mit schwacher Kraft angreifen, wenn man ihn schnell beenden wollte, denn an der Stelle, wo der Uebergang geschah, hat die Elbe eine Breite von anderthalb Meilen. Aber die Anordnungen waren zweckmäßig. Zwölf Einschiffungspuncte erleichterten die Aufnahme der Truppen, und die Verkoppelung der Transport- mit den Dampfschiffen schien einexercirt. Mit zwei Ueberfahrten stand die ganze erste Hälfte der Division, 6000 Mann In-

fanterie, ein Cavalerieregiment und eine Artillerieabtheilung auf hannöverschen Boden, wo sofort der Abmarsch auf Harburg erfolgte. Am andern Tage wurde die andere Hälfte der Division übergesetzt, und so standen am 16. Juni 15,000 Preußen im Norden des Königreichs Hannover, während den Süden eine ziemlich eben so starke Truppenmasse besetzt hielt.

Nach seinem Einmarsche veröffentlichte Generallieutenant von Manteuffel eine Proclamation, in der er eine genügende Erklärung gab. Seit Wochen, sagt die Proclamation, habe der König von Preußen sich bemüht mit dem König von Hannover eine Verständigung zu erreichen, die dem Lande die Last des Krieges ersparen gesollt. Allein von Seite der hannöverschen Regierung sei jedes Entgegenkommen zurückgewiesen worden. Preußen könne aber bei dem bedeutsamen Kampfe gegen Oesterreich einen Feind im Rücken nicht lassen, ohne sich ernste Gefahr zu bereiten. Es besetzte daher Hannover. Aber er wisse die brave Bevölkerung von der feindseligen Regierung zu unterscheiden und werde jene eben so schonen, als er diese nicht schonen dürfe."

Wie wenig Verständniß man auch in diesem nördlichen Winkel Hannovers für solche Auseinandersetzungen haben mochte, so fügte man sich doch gern in das, was geschah, weil man den Grund nicht einsah, aus dem man sich dem hätte widersetzen sollen. Der einzige Wunsch, den man zu hegen schien, war der, daß die Gäste bald wieder abfahren möchten, und dieser Wunsch ging schnell genug in Erfüllung: der Generallieutenant von Manteuffel eilte, sich mit dem commandirenden General von Falkenstein zu vereinigen, um die hannöversche Armee aufzusuchen und zu entwaffnen, ehe sie Gelegenheit fände, sich mit einem größeren Feinde zu vereinigen. Am 18. Juni begrüßten sich von Falkenstein und von Manteuffel in Hannover, und begannen ihre Operationen gegen die hannöver'sche Armee.

24.

Eroberung der Strandfestungen Stade, Bremerhaven und Emden.

So viel sich auch Preußen in den letzten Jahren gemühet hatte, durch den Bund eine Flotte für die norddeutschen Gewässer zu schaffen, so waren

alle seine Bemühungen durch die Eifersucht Hannovers zu nichte gemacht worden. Dergestalt sah sich Preußen endlich gezwungen, eine Flotte für eigene Rechnung herzustellen, und es war nun eine eigenthümliche Fügung, daß Hannover den ersten ernsten Schlag durch Preußens junge Seemacht erhielt.

Derselbe Theil der preußischen Flotte, welcher zum Ueberbringen der Division Manteuffel auf hannöver'sches Gebiet Hilfe geleistet, machte sich sofort fertig, einen zweiten nicht minder wichtigen Dienst zu leisten. Es mußte, alle Fälle voraussehend, der preußischen Regierung daran liegen, die Mündung der Elbe in ihrer Gewalt zu haben. Dieses Zweckes halber mußte auf jeden Fall die hannöver'sche Strandfestung Stade genommen werden. Es scheint, daß man über alle Verhältnisse der Festung, deren Besatzung etwa 500 Mann betrug, aufs Genaueste unterrichtet war, denn wäre dies nicht gewesen, so würde man sicher für den Angriff eine größere Macht aufgewendet haben, als aufgewendet worden ist. Der Flotte war der erste Schlag überwiesen, denn zunächst mußte die Strandbatterie unschädlich gemacht werden. Es waren beisammen das Panzerschiff Arminius, Aviso Loreley und die Kanonenboote Cyclop, Tiger, Blitz, Basilisk und Wolf.

Stade ist eine Stadt von 10,000 Einwohnern, in den Jahren 1755 und 1816 stark befestigt, zwar eine halbe Stunde von der Elbe entfernt, aber durch Uferbatterien von der Stromseite geschützt und in den Stand gesetzt, den Strom weit hin zu beherrschen.

Wie viel oder wenig Stade auch zu bedeuten haben mochte, es sollte erobert werden, um so mehr als sich das Gerücht verbreitet hatte, daß es auf Anlaß Oesterreichs im Hinblick auf Holstein zu einem Waffenplatze erster Classe erhoben werden solle. Wenn aber auf derartige Sagen wenig Werth zu legen war, so war es doch gegen die Regeln der Kriegführung, eine Festung im Rücken zu lassen, die ohne großen Zeitaufwand genommen werden konnte. Genug, General von Manteuffel beschloß Stade wegzunehmen.

Am Abend des 16. Juni gingen das Panzerschiff Arminius und das Kanonenboot Cyclop, eine Anzahl von Transportfahrzeugen im Schlepptau, nach Stade ab, und obschon das Kanonenboot auflief und nicht sogleich flott gemacht werden konnte, langte doch das andere mit allen Booten glücklich an, überfiel mitten in der Nacht die achtschlündige Strandbatterie von Brunshausen, setzte sie durch Vernagelung außer Gefecht, hob das Zollamt von Brunshausen auf, führte das Schiff des Zollamtes ab und überließ es nun dem unterdessen wieder flott gewordenen Kanonenboote die entferntere Strandbatterie von Grauenort zu demoliren. Dergestalt war Stade im

Verlaufe von kaum zwei Stunden seiner Strandwerke beraubt. Dieser kühne Ueberfall, ausgeführt nur von Seeleuten und geleitet vom Capitain Werner und Capitainlieutenant Ulfers war die erste That dieses Kriegs. Seltsam genug, daß Preußen die Reihe seiner glänzenden Kriegsthaten mit seiner Marine begann, die doch, einem kaum geborenen Kinde gleichend, die schwächste seiner Waffen war. Seltsam auch, daß Hannover gerade von der preußischen Marine seinen ersten Schlag erlitt, gegen die es so eifrig intriquirt hatte.

Uebrigens zeigte sich bei diesem ersten kriegerischen Acte die ganze Untüchtigkeit der Kleinstaaten. Nicht nur war die Strandbatterie von Grauenort in ganz unfertigem Zustande, sondern der von Brunshausen fehlten der Wachtposten und eine genügende Besatzung. Die wenigen Leute, welche sich in der Batterie befanden, konnten durchaus keinen Widerstand leisten. Alles was zu thun ihnen übrig blieb, war, daß sie nach Stade flüchteten und an die Commandantur Rapport über das Geschehene erstatteten.

Allein Stade war eine halbe Stunde entfernt und bis zum Eintreffen der Hilfe mußte daher, selbst wenn eine Mannschaft schon bereit gestanden hätte, wenigstens eine Stunde verstreichen. Nun säumte allerdings der Commandant nicht, eilend eine Compagnie zum Schutze der Strandbatterie und des Zollamtes abgehen zu lassen; allein die Kanonen waren längst vernagelt, die Batterie demolirt, Amtscassen und Zollkutter abgeführt und nichts war mehr zu schützen oder zu retten. Die preußischen Fahrzeuge zogen mit der ganzen Sicherheit des Bewußtseins ab, daß ihnen eine hannöversche Granate aus den demolirten Batterien nicht zu nahe komme.

Diese Beseitigung der Strandwehr machte es möglich nun Stade selbst anzugreifen, und das geschah in der folgenden Nacht von nur einem preußischen Bataillone mit Unterstützung der Mannschaft zweier Kanonenboote. Diese Boote, begleitet von einem Transportdampfer, führten das Bataillon, welches von dem Oberstlieutenant von Kranach befehligt wurde, vor Mitternacht nach Brunshausen ab, wo es um ein Uhr anlangte und sofort ausgeschifft wurde.

Erstaunlich war die Sorglosigkeit der Commandantur von Stade. Nicht nur war auch das Geringste noch nicht geschehen, die Strandbatterien wieder in Stand zu bringen; nicht einmal eine Besatzung, nicht einmal einen Wachtposten fand man in der Batterie oder sonst wo am Strande. Die Lehre von voriger Nacht war ganz unbenutzt gelassen worden, und der Verlust der Zollkasse und des Zollkutters hatte nicht einmal veranlaßt, dem Zollamte eine Schutzwache zu geben.

Das erleichterte natürlich das Vorhaben der Preußen. Kaum gesammelt, formirte der Oberstlieutenant von Kranach zwei Angriffscolonnen. Die

Matrosen hatten die Stelle der Pionniere zu vertreten, und 15 derselben wurden an die Spitze jeder Colonne gestellt. Sie waren mit Brechstangen versehen, denn man hoffte durch Aufsprengen der Stadtthore und kühnes Eindringen die Festung zu gewinnen.

Nun rückten beide Colonnen, eine hinter der andern, rasch, aber so geräuschlos als möglich vorwärts. Es durfte weder gesungen noch geraucht werden. Der Cyclop folgte zur Deckung auf dem Schwingeflusse, so weit es ohne Gefahr, sich fest zu fahren, ging.

Als der Weg sich theilte, trennten sich beide Colonnen, um zu gleicher Zeit den Angriff auf zwei Festungsthore zu unternehmen. Mißlang er hier, so mußte er dort gelingen.

In der Festung war alles ruhig. Man schien keine Ahnung von der drohenden Gefahr zu haben und hielt wahrscheinlich die Demolirung der Strandbatterien von voriger Nacht für einen berliner Witz.

So gelangte man unbemerkt bis auf Flintenschußweite an den Platz und einer Vedette, die wahrscheinlich auf dem Pferde geschlafen hatte, fast auf den Leib. Dieser Posten jagte nun mit Alarmgeschrei nach der Stadt, aber mit Marschmarsch heftete sich die Colonne, die mit ihm zusammengetroffen war, an die Hufen seines Pferdes, und wäre fast mit ihm zu gleich in das Thor eingedrungen.

Während nun in der Festung der Generalmarsch zu toben begann, tobten nicht minder die preußischen Matrosen an den Thoren mit ihren Brechstangen, und ehe noch von der Besatzung sich so viel gesammelt hatte, daß eine Vertheidigung der Thore möglich war, waren dieselben schon geöffnet. Nun drangen die preußischen Colonnen, zuerst die vom Oberstlieutenant von Kranach geführte, ein und wählten die Richtungen, in denen sie innerhalb der Stadt ihre Vereinigung erlangen mußten.

Inzwischen hatte sich von der Besatzung schon eine kleine Abtheilung gesammelt, sie trat mit anerkennenswerthem Muthe den Preußen ganz nahe am Markte entgegen, ein Theil offen in der Straße, der andere Theil gedeckt in den schnell aufgebrochnen Häusern. Dieser kleine Trupp hatte die Absicht die Preußen zu flankiren. Inzwischen war die zweite preußische Colonne auf den Markt gelangt und hinderte das weitere Sammeln der Besatzung, indem sie ihre Kugeln allseits durch die Straßen schickte.

Während dessen war es zwischen der Colonne des Oberstlieutenants von Kranach und den zuerst gesammelten hannöverschen Truppen doch zu einem ernsten Kampfe gekommen. Das preußische Zündnadelschnellfeuer war vielleicht weniger schrecklich als es schrecklich schien, weil die Menge der Schüsse diejenigen, die die Thätigkeit des Zündnadelgewehrs nicht kannten,

glauben machte, daß das Feuer nicht von einem Bataillon, sondern von mehren Regimentern ausgehe.

Der hannöver'sche Commandant selbst schien gänzlich getäuscht zu sein. Da der Feind in der Stadt selbst war, konnte von einer regelmäßigen Vertheidigung gar nicht mehr die Rede sein. Die Preußen durch einen Straßenkampf hinauszuwerfen, war sehr zweifelhaft, da man sie in entschiedenster Ueberlegenheit vor sich zu haben glauben mußte, und mindestens würde es einen Kampf auf Leben und Tod ohne verbürgtes Ende erfordert haben. Er bot daher ohne Bedenken die Capitulation an, die vom Oberstlieutenant von Kranach natürlich ebenso ohne Bedenken genehmigt wurde. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit Ehren, aber ohne Schußwaffen, und die Festung mit vollständiger Armatur mußte in den Händen der Sieger gelassen werden.

Die Armatur betrug 8 gezogene Zwölfpfünder, 7 ebensolche Vierundzwanzigpfünder, 8 Haubitzen, 6 Mörser, und das Arsenal enthielt 14,000 neue gezogene Infanteriegewehre, Lafetten, Seitengewehre, eiserne Kanonen, viele Voll- und Hohlkugeln, 2000 Centner Pulver, 1,000,000 Patronen, Cavaleriegeräthe, 11,600 wollene Decken ꝛc. Nicht weniger wohlgefüllt war das Magazin.

Die Eroberung von Stade war für Preußen von viel größerer Wichtigkeit, als man voraus annahm. Die Flotte wurde dadurch in den Elbgewässern frei und der Norden Hannovers ein gesichertes Terrain für große Militairarrangements, die dann nothwendig wurden, wenn der Krieg im Süden einen ungünstigen Verlauf nahm, oder gar Dänemark die Gelegenheit benutzte, um Schleswig-Holstein zurück zu erobern.

Der Fall von Stade ermuthigte sofort auch die Weserfortifikationen in Angriff zu nehmen, welche aus mehren starken Batterien und einem Fort bestanden. Das Panzerschiff Arminius und zwei Kanonenboote gingen trotz der stürmischen Witterung schleunig dahin ab und erreichten die Höhe von Bremerhaven am 19. Juni im Nachtdunkel. Man mußte auch hier sich durch Ueberfall in Besitz der Objecte setzen, weil eine Beschießung unvermeidlich die Stadt beschädigt haben würde.

Kaum hatte der Marinecapitän Werner den Angriff arrangirt, als die Meldung einging, daß die hannöverische Besatzung nach dem Fall von Stade kein Bedenken getragen habe, die Weserfortificationen schleunig zu verlassen und südwärts auf die hannöver'sche Armee abzumarschiren.

Dergestalt wurden die Weserfortificationen ohne einen Schuß in Besitz genommen und 41 Geschütze mit bedeutendem Kriegsmaterial fielen in die Hand der Angreifer. Durch die Herrschaft auf Weser und Elbe gewannen

die Preußen die vollste Gewalt im Norden von Hannover und man begriff entweder die Feigheit der hannöver'schen Truppen oder die Einsicht des hannöver'schen Kriegsministeriums nicht, sofern dieses eine ernste Vertheidigung jener wichtigen Objecte für überflüssig gehalten hatte. Wie lange waren schwache Werke oft von geringer Besatzung gegen große Uebermacht vertheidigt worden! Man glaubte an Erfolge, wie sie die preußischen Waffen errangen, durchaus nicht, wußte auch, daß Preußen gerade im Westen Deutschlands die geringsten Machtmittel habe; und opferte doch jene Objecte mit einer Bereitwilligkeit, die gar nicht liebenswürdiger hätte gefunden werden können.

Damit war indessen die Aufgabe der preußischen Marine noch nicht erschöpft. Jenseit der Weser befindet sich oldenburgisches Gebiet. Das Großherzogthum Oldenburg dehnt sich längs der Weser als ein Oval von dem Westphälischen bis zur Nordsee hinab, jenseit desselben aber zieht sich noch ein großer Streifen Hannovers von Süden nach Norden.

Wenn Preußen nun auch Oldenburg, dessen Politik stets eine einsichtsvolle und treue gewesen war, vollkommen trauen durfte, so durfte doch auch dieser abgelegene Winkel Hannovers nicht ungesichert im Rücken des kriegerisch operirenden preußischen Heeres bleiben. Dieser entfernte Zipfel Hannovers, jenes Ostfriesland, welches ehedem Preußen gehört hatte und vorher lange Zeit Preußen durch die Rivalität Oesterreichs streitig gemacht worden war, wird von der Ems durchströmt, und die Fortificationswerke der Emsmündung sind die beherrschenden Positionen dieser hannöver'schen Provinz. Aber diese Fortificationen, deren Hauptpuncte vor Emden liegen, waren darum wichtig, weil sie sich im Rücken des Jahdebusens, des einzigen preußischen Kriegshafens und Stationsplatzes der preußischen Flotte, befanden.

Wie wichtig oder unwichtig aber auch dieses maritime Object war, beschlossen war, es nicht in feindlicher Hand zu lassen, desto weniger, da die Befestigungen von Emden als der Schluß der Küstenfortificationskette von Hannover betrachtet werden mußte, und also das Eroberungswerk nicht vollendet gewesen sein würde, wenn die Werke der Ems nicht genommen wurden.

Die Wichtigkeit der Werke von Bremerhaven nöthigte, vor allem ein Avis nach Altona abzufertigen und einige Fahrzeuge und Mannschaften, die die Weserwerke besetzen konnten, nachkommen zu lassen. Nachdem dergestalt diese Werke genügend gesichert waren, dampften der Aviso Loreley mit 120 Pferdekraft und armirt mit 2 gezogenen Zwölfpfündern und das Kanonenboot Tiger von 60 Pferdekraft mit 2 gezogenen Vierundzwanzigpfündern nach der Ems ab. In der That gehörte eine echt preußische Kühnheit dazu

mit 4 Kanonen und einer geringen Matrosenzahl, ganz ohne Landtruppen gegen vielleicht beträchtliche Strandwerke anzurücken.

Am 21. Juni gingen beide Fahrzeuge mit einigen Hilfsbooten ab, zogen auf der mitten im Emsbusen liegenden Insel Borkum Erkundigungen ein, versicherten sich in Eile dieser Insel, und gingen dann schräg über dem Busen in die sogenannte Knock, wo sich eine Batterie von 6 schweren Geschützen befand. Auch hier kennzeichnete die unbegreiflichste Sorglosigkeit das kleinstaatliche Kriegswesen. Die Batterie war unbesetzt und unbewacht. Es kostete daher den Angreifern gar keine Mühe, sie unschädlich zu machen.

Die Boote gingen nun gegen Emden hinauf. Das Ziel, zwei Meilen entfernt, wurde trotz des unsichern Fahrwassers ohne Unfall sehr rasch erreicht. Die Werke von Emden waren besetzt und vertheidigungsfertig. Indessen trug der Commandant Oberstlieutenant von Freitag Bedenken, einen Kampf anzunehmen, der nach dem Falle der Werke von Stade und Bremerhaven ganz nutz- und erfolglos gewesen sein würde. Was sollte auch Emden durch seine Vertheidigung noch zu gewinnen haben, wenn das ganze übrige Königreich Hannover bis auf einen kleinen südlichen Winkel schon verloren war? Zudem standen dem Oberstlieutenant von Freitag Fahrzeuge gar nicht zu Gebote.

Dergestalt capitulirte derselbe auf gleiche Bedingungen wie der Commandant von Stade und übergab Emden mit Armatur, (23 Geschützen) Arsenal und Magazin. In Folge davon fiel sogleich auch die Strandbatterie von Petkum mit 8 Geschützen. Alles Regierungseigenthum wurde in Beschlag genommen. Der überraschenden Schnelligkeit der Preußen wurde selbst das Privatschiff der hannöver'schen Königin zur Beute, welches hoch oben auf der Ems bei Leer lag. Wo irgend man Besatzungen fand, wurden sie aufgehoben, entwaffnet und der gemeine Mann in seine Heimath geschickt, dem Offizier dagegen das Ehrenwort abgenommen, eine gewisse Zeit keinen Waffendienst gegen Preußen zu leisten.

Nachdem dergestalt das ganze Küsten- und untere Emsgebiet der Vertheidigung beraubt worden, kehrten die beiden Schiffe nach der See zurück und nahmen noch von der als Badeort berühmten Insel Norderney Besitz, auf welcher sich nicht unbeträchtliches Regierungseigenthum befand.

In kaum anderthalb Wochen waren diese Unternehmungen der jungen preußischen Marine beendet. Sie verschafften Preußen eine freie Bewegung in den nördlichen Gewässern und konnten daher leicht die größte kriegerische Wichtigkeit gewinnen. Sie waren aber auch sofern von Wichtigkeit, als sie Hannover in seiner nördlichen Hälfte gänzlich seiner Wehrkraft beraubten und bei einem etwaigen Rückzuge der geschlagenen hannöver'schen Armee nach diesem Gebietstheile dieser keinen Anhalt ließen.

25.

Der Untergang der hannöver'schen Armee.

Unbekümmert um das, was die Flotte that, jedoch mit Zurücklassung der Mannschaften, die die von der Flotte eroberten oder zu erobernden Objecte besetzen mußten, rückte der Generallieutenant von Manteuffel mit seiner Division nach Süden. Die vielfache Beschädigung der von Harburg über Lüneburg, Uelzen und Celle führenden Eisenbahn wurde schnell beseitigt und die Translocation ging so rasch von statten, daß die ersten Truppen der Division bereits am 19. Juni in Hannover anlangten.

Unterdessen hatte sich die hannöver'sche Armee in größter Unordnung bei Göttingen, also im südlichsten Winkel des Landes gesammelt. Bei ihr befanden sich der Kronprinz und König. Beide befanden sich stets zu Pferde, was immerhin für einen Ausdruck ritterlichen Gefühls namentlich beim Könige gelten mußte, welcher bekanntlich vollkommen blind ist, und dessen Pferd daher von einem Adjutanten geführt werden mußte. Der eigentliche Befehlshaber der hannöver'schen Armee, deren Stärke 19,000 Mann mit 56 Geschützen betrug, war der General Arentschild.

Der Plan des hannöver'schen Kriegsministeriums glich ganz dem sächsischen Plane. Man wollte die Armee aus dem Lande führen und mit den Freunden, (hier mit den Baiern) vereinigt zurückkehren, um die Eroberer wieder hinaus zu werfen. In Sachsen mochte ein solcher Plan noch vernünftige Gründe und genügende Rechtfertigung haben, auf keinen Fall aber in Hannover, wo Preußen mit einer großen Macht nicht auftreten konnte, und das hannöver'sche Gebiet von dessen eignen Truppen im schrittweisen Zurückgehen so lange hätte vertheidigt werden können, bis es zu der gehofften schnellen Entscheidung auf dem böhmischen Kriegstheater gekommen war.

Da man nun um jeden Preis Baiern erreichen und sich mit dessen Armee vereinigen wollte, so wurde die hannöver'sche Armee auf Heiligenstadt dirigirt, welches im südöstlichen Winkel der nordöstlichen Hälfte Preußens auf einem von einer Masse von Kleinstaaten umgebenen Gebiete liegt. Statt des sicheren, aber weitern Wegs durch Hessen, wollte man den directen durch Koburg-Gotha führenden Weg nach Baiern nehmen, und man hatte sich bereits mit dem Generalissimus der Reichsarmee, dem Prinzen Karl von Baiern dahin geeinigt, daß die baierische Armee, um diesen Durchbruch zu erleichtern, der hannöver'schen bis ins Koburg-Gothaische Gebiet entgegenrücken sollte.

Aber General Vogel von Falkenstein hatte ein Wort dabei mit zu sprechen. Seine zweite Division befand sich im Kurfürstenthum Hessen, also in der Flanke der hannöver'schen Marschkolonne. An ihrer Spitze stand der Generalmajor von Beyer, ein nicht minder entschlossener als gelehrter Führer, der in dem Mischmasch von kleinen deutschen Unglücksstaaten, alle die der hannöver'schen Armee für ihr Entschlüpfen sich darbietenden Vortheile zu vereiteln verstand. Ueberhaupt führten die Mainarmee ausgezeichnete Generale. So z. B. war General von Göben ein Führer, von dem man nicht sagen durfte, er habe im Frieden den Krieg verlernt. Ein geborner Hannoveraner, trat er, noch ein Jüngling, in das preußische Heer (1824), mehr wohl um dessen Taktik und Einrichtung zu studiren, als um sich eine Carriere zu bereiten. Denn schon nach wenigen Jahren ging er nach Spanien, wo die Revolution mit vollen Flügeln schlug. Hier trat er unter Cabreras Fahne, gleichsehr um seinem Thätigkeitsdrange zu genügen, als um den Gebirgskrieg in der Praxis zu studiren. Der kleine Krieg ist der beste Lehrmeister des großen. Er lehrt Kühnheit, schnelles Orientiren und Ergreifen der sich darbietenden Vortheile. Davon gab General von Göben, — denn längst war er wieder nach Preußen zurückgekehrt — vor Düppel einen Beweis, wo er die Dänen aus ihrer Hauptposition (Schanze Nr. 4) in einer Weise warf, als ob er eben mit dem Feinde nur spiele. An seinen schnellen Sieg konnten und mußten sich nun ebenso schnell alle weiteren Erfolge reihen.

Unter dem Generalmajor von Beyer wurden die drei Brigaden von den Generalmajoren von Glümer, von Schachtmeyer und von Schwerin befehligt. General von Beyer stand mit dem commandirenden General von Falkenstein in engster Verbindung, und obschon getrennt, waren ihre Bewegungen doch aufs Genaueste berechnet.

Indessen hing doch, obschon man wußte, daß die Hannoveraner Hessen und den thüringer Wald nicht durchbrechen konnten und also die gerade Straße über Langensalza einhalten mußten, noch alles von Recognoscirungen und Voraussetzungen ab.

Inzwischen hatte die hannöver'sche Armee Heiligenstadt am 21. Juni erreicht. General von Arentschild proclamirte, er werde, der Humanität des Jahrhunderts entsprechend, das bürgerliche Eigenthum nicht verletzen, dagegen das Regierungseigenthum nicht schonen, und mache es der Bewohnerschaft zur Pflicht, für die Verpflegung seiner Truppen zu sorgen. Dabei versagte sich Herr von Arentschild die Freude nicht, die Politik Preußens, als eine höchst arrogante, zu geißeln; auch zögerte er, des glücklichsten Erfolgs gewiß, gar nicht mit der Beschlagnahme der königlich preußischen Amtskassen.

Bei der Schwäche pflegt auch die Verblendung nicht zu fehlen, und

gewiß hat der Herr General von Arentschild daran gar nicht gedacht, daß ganz Hannover schon in preußischer Hand war, und daß auch seine Armee binnen wenigen Tagen ihre Rolle ausgespielt haben könne.

Während nun der General von Beyer der Weisung folgte, den Hannoveranern die Werra zu sperren und ihnen den Abzug nach Baiern zu verlegen, concentrirte General von Falkenstein seine Truppen, um dem weichenden Feinde nachzugehen, der indessen vor denen durch seinen Vorsprung, ziemlich sicher war. Doch wurde ihm südwärts vom General von Beyer wenig Hoffnung auf ein Durchkommen gelassen, es wäre denn gewesen, daß er sich den Durchgang erzwungen hätte.

General von Beyer hatte auf hessischem Gebiete die Werraübergänge sehr stark besetzt. Hier würden die Hannoveraner auf die Hauptmassen seiner Division gestoßen sein. Oestlich Gothas sperrte die Festung Erfurt das Terrain. Es blieb dergestalt nur der Raum zwischen Gotha und Eisenach für den Durchgang. Auch diesen zu sperren, war bereits am 20. Juni der Oberst von Fabeck, der die beiden koburg-gothaischen Bataillone commandirte, verstärkt durch 3 Landwehrbataillone, 1 Schwadron und Batterie der Festung Erfurt, beordert worden, bei Eisenach Stellung zu nehmen.

Sobald das hannöver'sche Obercommando davon Nachricht erhalten, veränderte es seinen Marschplan dahin, daß bei Gotha der Durchgang stattfinden sollte. Sofort ging Oberst von Fabeck nach Gotha zurück, und da gleichzeitig 2 Bataillone des 4. Garderegiments angelangt waren, so wurde diesen nun der Posten bei Eisenach gegeben. Doch war diese Truppenchaine viel zu schwach, einer Armee von fast 20,000 Mann Widerstand zu leisten; darum hatte der commandirende General von Falkenstein 1 Regiment und eine halbe Batterie der manteuffel'schen Division auf der Eisenbahn über Magdeburg und Worbis zur Verstärkung abgeschickt.

Aber auch jetzt noch stand der preußischer Seits vorhandene Kraftaufwand weit unter dem Verhältniß. Es konnte daher die Aufgabe des Cordons durchaus nicht sein, die hannöver'sche Armee zu überwältigen, sondern nur sie aufzuhalten, bis der General Vogel von Falkenstein mit dem Gros seines Corps angelangt sein würde.

So mußte denn den Hannoveranern alles darauf ankommen, ihren Durchbruch früher auszuführen. Verheimlichten und beeilten sie ihre Märsche, so konnten sie höchstens mit einigen Bataillonen zusammen treffen, die doch von einer ganzen gut organisirten Armee bald über den Haufen geworfen sein mußten.

Allein das Obercommando litt an der Vertrauenslosigkeit, die dem

Militairwesen kleinerer Staaten eigen zu sein pflegt. Man wollte sich nicht selbst retten, sondern durch Bundesgenossen retten lassen, und hatte zu diesem Zwecke den Archivrath Onno Klopp nach Bamberg zu dem Prinzen Karl von Baiern, Oberbefehlshaber des baierischen Heeres und der deutschen Bundesarmee, mit dem Verlangen geschickt, ein angemessenes baierisches Corps schleunigst den Hannoveranern zu Hilfe zu senden.

Ungeachtet früherer Zusage, sprach der baierische Prinz seine Verwunderung aus, daß die gesammte hannöver'sche Armee, sich für zu schwach halte den preußischen Cordon zu durchbrechen. Doch, wenn er die Detachirung einer Hilfsarmee verweigerte, so war es ein genügender Grund, daß er sich dadurch in den noch unfertigen Arrangements sehr derangirt haben würde. Jenes Einwands ungeachtet setzte das hannöver'sche Obercommando die Unterhandlungen fort und hielt seine Hoffnung auf die endliche Ankunft der Baiern fest.

Während dessen rückten die Hannoveraner, langsam genug, vom 22. bis 24. Juni von Heiligenstadt über Mühlhausen und Groß-Gottern nach Langensalza. Ueberall hielten sie sich mit Zerstörung der Telegraphen und Bahnen auf, um die Nachkunft der preußischen Hauptmacht unter dem General Vogel von Falkenstein zu hindern. Ihr Suchen nach preußischen Amtskassen zeigte zur Genüge ihre feindliche Gesinnung, die insofern etwas räthselhaft war, als der König Georg den Schein, mit dem berliner Cabinet ein friedliches Abkommen treffen zu wollen, angenommen hatte. Seinerseits bezweckten die gepflogenen Unterhandlungen nichts weiter als Zeitgewinn, und das sah man deutlich genug aus dem Verhalten der hannöver'schen Truppen.

Aber eben daß man die Zeit in der Erwartung der baierischen Truppen versäumte, wurde den Hannoveranern verderblich. Am 24. Juni, als das falkenstein'sche Corps noch drei Tagemärsche entfernt stand, war die hannöver'sche Armee in und bei Langensalza vollständig gesammelt. Sie bestand aus 16,000 Mann Infanterie, 24 Schwadronen Reiterei und 56 Geschützen. Sie wurde von einem ungeheuren Nachzuge von Packfuhrwerk belästigt und in ihren Bewegungen gehemmt. Selbst Train- und Pontonzüge waren über Gebühr stark; dabei befanden sich die Marställe des Königs und Kronprinzen und ein ungeheurer Troß von Dienern und Weibern, weil Viele das Vaterland sobald nicht wieder zu betreten fürchteten.

Während der Truppenbewegungen waren ohne Unterbrechung Unterhandlungen gepflogen worden.

Nachdem dem Könige Georg von Hannover am 20. bereits gemeldet worden, daß ihm der Weg so verlegt sei, daß er sicher einen Ausgang

nicht finde, und nachdem ihm nochmals mit mildesten Bedingungen ein Antrag zur Neutralität vergebens gemacht worden war, wurde nunmehr Waffenstreckung gefordert. Bei der sehr milden Gesinnung des Königs Wilhelm von Preußen wäre immer noch ein für Hannover günstiges und ehrenvolles Uebereinkommen möglich gewesen.

Allein der österreichische Gesandte Graf Ingelheim erdrückte jeden versöhnlichen Gedanken des hannöver'schen Königs mit den den österreichischen Cabinetszungen so geläufigen Zusicherungen und Versprechungen. Der Schutz des Kaisers, den der Herr Gesandte mit größtem Nachdruck versprach, erschien — obschon er ein so völlig nichtiges Ding war — dem kleinen Könige so groß, daß ihn andere Rathschläge, die ihm namentlich auch vom Kronprinzen zu Theil wurden, nur erzürnen konnten. Wenn er sich doch auf die preußischen Anträge einließ, so geschah es nur, um für die erwartete Ankunft der Baiern Zeit zu gewinnen, und so hatte auch die nochmalige Absendung eines Offiziers an den Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der die Rolle eines Vermittlers übernommen hatte, in Wahrheit keinen andern Zweck, als die Stärke und Stellung der zwischen Gotha und Eisenach befindlichen preußischen Truppen zu erkunden.

Am 24. Juni standen die Verhandlungen wieder so, daß Preußen dem Könige von Hannover Land und Souverainetät gegen bloße Neutralstellung in diesem Kriege zugestehen wollte. Mit Recht aber verlangte Preußen für die Zusicherung des Königs Georg, dessen Zuverlässigkeit nunmehr freilich sehr zweifelhaft schien, bestimmte Garantie.

Auch hierbei spann man hannöver'scher Seits die Unterhandlung möglichst weit aus, und als der preußische Generaladjutant von Alvensleben und Herzog Ernst von Gotha das Ziel erreicht zu haben glaubten, erklärte König Georg, seine Neutralität unter — keinerlei Garantie stellen lassen zu können.

Gleicher Zeit rückten hannöver'sche Truppen nach Mechterstädt und Sattelstädt vor. Das Gros folgte, und alle Anstalten wurden getroffen, den Durchgang zu erzwingen. Sofort indessen versetzte General von Beyer das Terrain mit Truppen, und die vordringenden Hannoveraner wurden von dem preußischen Feuer zurückgewiesen.

Und doch gewährte man dem König Georg noch 24 Stunden Bedenkzeit und einen Waffenstillstand. Allein derselbe kam immer wieder darauf zurück, freien Abzug ohne Verbindlichkeit für sich und seine Armee zu fordern, und als ihm endlich begreiflich geworden, daß eine solche Forderung auf keinen Fall von Preußen zugestanden werden könne, so wollte er zwar die Verpflichtung ein Jahr lang gegen Preußen nicht zu kämpfen genehmigen,

aber die Freiheit behalten, am Kampfe gegen Italien Theil zu nehmen. Es ist sehr begreiflich, daß Preußen zwischen sich und seinem Bundesgenossen einen Unterschied nicht machte und diese Forderung entschieden abwies.

Nun aber war auch das berliner Cabinet der hannöver'schen Unterhandelei herzlich müde. Es sah, daß König Georg, nur der plumpen List des österreichischen Gesandten diente, und man beschloß umsomehr die schnellste Entscheidung zu fordern, als durch die Nähe des Generals Vogel von Falkenstein die nöthige Kraft zum Schlagen gewonnen war und die Operation in Böhmen es wünschenswerth machte, den Kampf im westlichen Deutschland zu beenden oder wenigstens zu vereinfachen.

Da nun am 26. Juni die vollste Gewißheit erlangt war, daß mit dem König Georg zum Ziele nicht zu gelangen sei, zugleich fälschlich die Nachricht einlief, daß die Baiern nahen, so wurde beschlossen, schleunig zum Angriffe zu schreiten. Das hätte am 28. Juni geschehen müssen, weil die Truppen des Commandirenden Generals von Falkenstein noch größten Theils auf dem Marsche sich befanden, auch vor dem Kampfe wenigstens einer kurzen Ruhe bedurften. Leider entspann sich der Kampf schon am 27., als die preußischer Seits vorhandenen Streitkräfte noch ungenügend waren. Die Folge davon war begreiflicher Weise die viel größere Hartnäckigkeit des Kampfes und das weit umfänglichere Blutopfer. Daß die Hannoveraner sich ihren Feinden gewachsen fühlten und der Wahn ihren Durchgang zu erkämpfen ihre Ausdauer erhöhete, war für beide Theile verhängnißvoll.

Mit den über Magdeburg auf die gotha-eisenacher Vertheidigungslinie gesendeten Truppen der Division Manteuffel war als Commandeur der Cavaleriegeneral von Flies eingetroffen und hatte bei Waltershausen am 25. Juni Stellung genommen, rückte alsbald aber bis Warza und Henningsleben vor, wo er Fühlung mit dem Feinde fand. Zugleich hatte General von Göben ihm zur Seite von Waltershausen bis Eisenach Stellung genommen, während General von Beyer die Werraübergänge und Werrabahn, der Oberst von Fabeck aber Gotha besetzt hielten.

General von Flies verfügte über etwa 7000 Mann Infanterie und 240 Mann Cavalerie mit 16 Geschützen. Die Unterstützung des Generals von Göben und Obersten von Fabeck machten dieses Corps stark genug, sich mit dem Feinde zu messen, und vom Commandirenden General von Falkenstein ging denn auch die Ordre ein nunmehr die hannöver'sche Armee anzugreifen und sie ihm entgegen zu werfen. Zum Unglück fand das falsche Gerücht, daß die baierische Armee eben in Begriff sei, den thüringer Wald zu überschreiten, Glauben und veranlaßte den General von Göben, nach Gerstungen zurückzugehen und südwärts Stellung zu nehmen, so daß General

von Flies dessen Unterstützung verlor und nur eben die paar gothaischen Bataillone des Obersten von Fabeck zur Hand behielt. Von Seiten der Generale von Falkenstein und Manteuffel, die noch ziemlich entfernt standen, durfte er durchaus Beistand nicht erwarten.

Nach sechs Uhr Morgens am 27. Juni rückten die preußischen Truppen westwärts zu, um die Chaine zu verengen. Sie berührten bei Wiegleben und Aschera die hannöver'schen Vorposten. Nachdem die Bataillone von Gotha sich angeschlossen, rückte General Flies Morgens acht Uhr gegen Langensalza an.

Die Hannoveraner hatten vor Langensalza eine höchst vorzügliche Stellung genommen. Ihr Hauptpunct war Merxleben mit seinem beherrschenden Kirchberge. Bei Gräfen-Tonna, Eckardtsleben und Henningsleben stand ihre Avantgarde. Die Unstrut gewährte dem Gros Deckung, allein die Unstrut ist hier sehr unbedeutend und wird auf vielen Puncten leicht überschritten.

Nach neun Uhr Morgens trafen die armirenden preußischen Truppen auf die Vortruppen der Hannoveraner. Einige Kanonenschüsse genügten, diesen Posten zum Weichen zu bringen. Sie zogen sich natürlich auf die Hauptstellung Langensalza-Merxleben zurück. Das Hauptlager der Hannoveraner stand sofort unter dem Gewehr und formirte seine Schlachtordnung auf dem von Langensalza nach Sondershausen sich hinziehenden Gebirgsrücken.

Indessen hatte sich der Kampf mit den weichenden Vorposten fortgesponnen, und kämpfend kamen die Preußen unter muthigem Vorantritt der gothaischen Bataillone bei Langensalza über die Unstrut. Hier begann der ernste Widerstand der Hannoveraner. Sie durften um keinen Preis ihre Stellung hier aufgeben. Konnten sie durchzubrechen jetzt am Allerwenigsten hoffen, so durften sie sich ebenso wenig zurück werfen lassen, da sie doch nur auf die Divisionen der Generale von Falkenstein und von Manteuffel gerathen sein würden. Ihre Aufgabe war daher, in der fast unbesieglichen Stellung auszuharren und die Ankunft der Baiern, auf die noch immer fest gerechnet wurde, zu erwarten.

Im ersten Ansturm war es den Gothaern gelungen in die Stadt Langensalza einzudringen und sie vollständig in ihre Hand zu bringen. Kaum war dieses Object genügend gedeckt, als sie die Hannoveraner auch aus ihrer Stellung vom Hügelhange hinter Langensalza (Judenhügel) warfen, dessen Höhe nun mit preußischen Geschützen besetzt wurde.

Die Nachtheile, welche die Hannoveraner in und bei Langensalza erlitten, gereichten ihnen aber nun zum größten Vortheile, indem sie auf dem Höhen-

rücken, der die Dörfer Kirschheilingen, Sandhausen, Klettstädt und Merxleben bekleidet, in vollständig beherrschender Stellung eine enggeschlossene Schlachtordnung bildeten. Die hannöver'sche Armee besaß in ihrer Cavalerie und Artillerie ihre Stärke, und hier hatte die Artillerie ein unübertreffliches Operationsfeld, ebenso die Cavalerie eine höchst vorzügliche Stellung. Nicht nur hatte die Artillerie vollständige Deckung, sondern sie beherrschte auch die wenigen Positionen, von denen die preußische Artillerie Gebrauch machen konnte, vollständig. Ihre Geschütze waren Haubitzen und gezogene Kanonen, der Zahl nach (56), der Artillerie des preußischen Corps um mehr als zweidrittel überlegen. Die Cavalerie (preußischer Seits nur 240 Mann) hatte die Stärke von sechs Regimentern und den Ruf (besonders wegen ihrer vorzüglichen Pferde) der größten Tüchtigkeit.

Die Preußen begannen den Kampf unter den ungünstigsten Terrainverhältnissen. Sie hatten keinen Raum sich gehörig zu entwickeln, und wollten sie dieses schlechte Verhältniß beseitigen, so mußten sie um jeden Preis den merxlebner Kirchberg nehmen.

Auf diesen wurde nun auch die Hauptoperation gerichtet. Allein dieser Berg war nicht nur schwer zu ersteigen, nicht nur durch die Unstrut und Salza gedeckt, sondern auch so stark mit einer trefflich bedienten Artillerie besetzt, daß die geschlossenen preußischen Massen ohne ungeheuern Verlust nicht nahen konnten. General Flies, nicht einmal halb so stark als der Feind, mußte aber nach Möglichkeit starke Verluste vermeiden und seine Truppen so viel als thunlich gedeckt halten.

Der Infanteriekampf tobte zwischen Judenhügel, Langensalza und Merxleben sehr heftig. Die Bataillone drängten sich hin und zurück, die preußischen immer auf sich selbst angewiesen, die hannöver'schen auf trefflichem Operationsfelde trefflich von ihrem Gros und ihrer Artillerie und Cavalerie unterstützt.

Als nach dreimaligem Zurückdrängen, die hannöver'sche Infanterie abermals gegen Langensalza avancirte, glaubte das hannöver'sche Dragonerregiment Kronprinz die Entscheidung geben zu können, und suchte die Flanke der diesseitigen Schlachtordnung zu fassen, wurde aber durch ein vernichtendes Feuer der gotha'schen Bataillone, welche Quarré formirten mit furchtbaren Verlusten zurückgewiesen.

Während dieses Kampfes war der Herzog von Koburg-Gotha auf dem Schlachtfelde angelangt und ließ seine Truppen durch einen Adjutanten grüßen. Es wurde ihm mit einem Hurrah gedankt. Seine Anwesenheit war sicher nicht ohne Einfluß auf die Haltung seiner Truppen, die der Bewunderung völlig werth war.

Während, wie beschrieben, der Kampf am sogenannten Schwefelbade tobte, machten preußische Bataillone immer neue Versuche gegen den Kirchberg von Merxleben. Allein es fehlte an Cavalerie sie zu unterstützen und zu decken, während sie bei jedem Avanciren von der feindlichen Reiterei angegriffen wurden und Quarré formiren mußten. Die tiefen Massen dieser Quarré's waren aber stets das beliebteste Ziel der auf den Höhen befindlichen hannöver'schen Batterien.

Von deren Ueberlegenheit litten auch die preußischen Geschütze, die nirgends zu passender Stellung gelangen konnten, ungemein. Mehre wurden demontirt, und das Schicksal der andern war wenigstens, daß sie ihrer Infanterie keinen Dienst leisten konnten.

Alles war gegen die Preußen, die Uebermacht, weit mehr aber noch das Terrain. Das Bewußtsein des Vortheils machte die Hannoveraner ebenso hartnäckig als die Preußen ihr Ehrgefühl, mit dem sich der Gedanke an Fliehen oder Weichen nicht vertrug. Daher wurde der ungleiche Kampf immer erneuert, obschon dadurch doch die territorialen Uebelstände, die preußischer Seits das gegenseitige Unterstützen der Truppenkörper und ihre Combinirung unmöglich machten, nicht überwunden werden konnten. Immer und überall konnten nur einzelne Abtheilungen vorgehen, die stets Objecte der feindlichen Cavalerie und Artillerie wurden und in der Nothhilfe der Quarréformation ihre Sicherheit suchen mußten.

Als nach fünfstündigem Kampfe die Hannoveraner ihrer Ueberlegenheit sich völlig bewußt wurden, trat der Gedanke nahe, die Preußen auf die Seite zu drängen, Unstrut und Salza rasch zu überschreiten und dergestalt den beabsichtigten Durchbruch nach Baiern zu bewerkstelligen. General von Arentschild ließ nun sofort die Truppenkörper, die auf den Anhöhen standen und am Kampfe noch nicht Theil genommen hatten, gegen die Flußübergänge vorgehen.

Das nöthigte den General von Flies seine Truppen zur Concentrirung und Vertheidigung dieser Objecte zurückgehen zu lassen. Dabei hatten die preußischen Truppen an mehren Stellen das hannöver'sche Geschützfeuer zu passiren, welches ihnen bedeutende Verluste beibrachte. Ein heftiger Kampf mit der hannöver'schen Cavalerie entwickelte sich an der merxlebner und langensalzaer Brücke. Die Hannoveraner wurden zurückgeworfen. Hier war das Terrain den Preußen günstig. Darnach setzten diese den Rückzug nach der Nesse fort, um ihre alte Stellung zwischen Eisenach und Gotha wieder einzunehmen.

Sobald das Corps des Generals von Flies die Hügel von Henningsleben erreicht hatte, war der hannöver'sche Plan durchstrichen. Trotz der

großen Ueberlegenheit, konnte die hannöver'sche Armee auf diesem Terrain nicht hoffen die preußische Linie zu durchbrechen. Noch wurden einige Angriffe von der hannöver'schen Cavalerie gemacht, dieselbe aber stets von den Quarré's mit argen Verlusten zurückgeworfen. Das Zündnadelgewehr entwickelte bei diesem Kampfe seinen schrecklichen Glanz.

Dergestalt ließen die Hannoveraner schnell von der Verfolgung ab, und die Preußen nahmen wieder bei Warza ihre Stellung, die den Hannoveranern jede Hoffnung auf Durchkommen entzog.

Der Verlust war ein furchtbarer. Nach der ersten Ueberzählung wurde er für die Hannoveraner auf mehr als 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, für die viel schwächeren Preußen auf über 1000 Mann angegeben. Da das Schlachtfeld einen sehr geringen Umfang hatte, so lagen Leichen und Verwundete haufenweise beisammen. König und Kronprinz sollen von Entsetzen ergriffen gewesen sein, und leider hatten die Hannoveraner nichts davon als den Ruhm, sich tapfer bewiesen zu haben, denn im Entferntesten war an ihr Durchkommen nach Baiern nicht zu denken, und da nun die Division der Generale von Falkenstein und Manteuffel herangelangt, auch Verstärkungen bei Gotha (Brigade von Kummer) eingetroffen waren, so hätten sie von einer Erneuerung des Kampfes nur ihre Vernichtung erwarten können.

In dieser Lage sah der König Georg sich gezwungen, Capitulation anzutragen, und sich neuen und freilich viel härteren preußischen Forderungen zu fügen. Zwischen ihm und dem preußischen Cabinet fungirten als Mittelspersonen der Generalmajor von Flies und der Herzog Ernst von Koburg-Gotha.

Der General Vogel von Falkenstein der von nichts wußte, hatte für den 29. Juni einen neuen und großen Angriff geordnet, in welchem er und General von Manteuffel die feindliche Armee zur Waffenstreckung zwingen wollten, die Generale von Beyer, Flies und Kummer aber durch Besetzung der Flußübergänge und Defilées ihr Entweichen hindern sollten.

Schon beschäftigt mit den dazu nöthigen Arrangements, erhielt der Commandirende General vom General von Flies die Nachricht, daß der König Georg zu capituliren begehre. General von Falkenstein genehmigte natürlich den Antrag und setzte die Capitulationsbedingungen fest. Nach denselben hatte die hannöver'sche Armee bis Morgens sechs Uhr des andern Tags ihre Waffen abzuliefern; doch behielten die Offiziere ihre Degen und bis auf Weiteres ihren Sold und Charakter. Die gemeinen Mannschaften dagegen wurden in die Heimath entlassen.

Das Schicksal des Königs Georg aber, der natürlich noch weniger als

seine Offiziere als Gefangener behandelt werden konnte, blieb dem Ermessen des Königs Wilhelm von Preußen anheimgestellt. Die Verfügung König Wilhelms ließ auch gar nicht auf sich warten. Nach derselben wurde es dem Könige Georg überlassen, mit beliebigem Gefolge seinen Aufenthalt nach Gefallen zu wählen; jedoch nicht im Königreich Hannover; es wurde ihm sein Privatvermögen gelassen; in Betreff seiner Armee aber trafen die Bestimmungen des Königs ziemlich mit denen des Commandirenden Generals von Falkenstein überein. Am 29. Juni Morgens existirte die hannöver'sche Armee nicht mehr und Preußen war vollständig im Besitze Hannovers.

Im Hinblick auf den Krieg mit Süddeutschland war das von unendlicher Wichtigkeit. Die preußische Operationslinie rückte nun dicht an die süddeutschen Staaten heran, und die Westarmee konnte sich frei gegen diese bewegen.

Was man auch über die Wegnahme Hannovers sagte, für Preußen war sie ein Gebot der größten Nothwendigkeit, da Hannover sich in die Reihe der Feinde gestellt hatte. Ein ungefährliches Hannover würde Preußen ebenso gut haben fortbestehen lassen wie Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg ꝛc. Hannover wurde daher nicht ein Opfer der Habgier Preußens, wie so oft von feindlichem Unverstande gesagt worden ist, sondern der unnatürlichen Politik seines Cabinets, oder, um noch mehr auf den Grund einzugehen, der Verführung Oesterreichs, der sich König Georg mit der ganzen Hartnäckigkeit, die ihm von seinem Vater übererbt war, hingegeben hatte.

Der blinde Fürst ist oft bedauert worden. Was ist ihm mehr verloren gegangen als die Herrschaft? Ist diese ein so großes Gut? Wenn Millionen ohne zu herrschen glücklich sind, ist dann ein Fürst, durch tausend Glücksgüter noch vor Millionen bevorzugt, wegen eines solchen Verlustes so sehr zu beklagen? und darf er selbst diesen in der That wichtigen Verlust beklagen, wenn das Gedeihen einer großen Nation ihn erfordert?

Ehe König Georg von seinem Heere schied, theilte er sich demselben noch durch eine Proclamation mit. Diese lautete:

„Ihr, mein tapferes Kriegsheer, habt mit einer in der Geschichte beispiellosen Begeisterung und mit einer noch nie dagewesenen Willigkeit Euch auf meinen Ruf und freiwillig in den südlichen Provinzen meines Königreichs, ja, selbst als ich bereits von meinem theuren Sohne, dem Kronprinzen begleitet, an der Spitze von Euch nach dem südlichen Deutschland zog, noch auf dem Marsche um Eure Fahne versammelt, um die heiligsten Rechte meiner Krone und die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit unseres

theueren Vaterlandes zu bewahren; und heute habt Ihr in mir und meines theueren Sohnes und Thronfolgers Gegenwart, mit dem Heldenmuthe Eurer Väter kämpfend, unter dem gnädigen Beistande des Allmächtigen für unsere gemeinsame geheiligte Sache, an dem Schlachttage von Langensalza, einen glänzenden Sieg erfochten.

Die Namen der todesmuthig gefallenen Opfer werden in unserer Geschichte mit unauslöschlichen Zügen prangen, und unser göttlicher Heiland wird ihnen dort oben den himmlischen Lohn verleihen. Erheben wir vereinigt die Hände zu dem dreieinigen Gott, ihn für unseren Sieg zu loben und zu preisen und empfanget, Ihr treuen Krieger alle, den nie erlöschenden Dank Eueres Königs, der mit seinem ganzen Hause und Euch den Herrn um Jesu Christi willen anfleht, unserer Sache, welche die seinige, weil sie die Sache der Gerechtigkeit, seinen Segen zu verleihen.

Georg V. Rex."

Diese Proclamation war, wie leicht zu erkennen, unmittelbar nach der Schlacht geschrieben und datirt auch vom 27. Juni. Vielleicht sollte sie den Mannschaften ein Andenken an ihre in der That rühmenswerthe Leistung sein. Als Scheidegruß paßte sie bei den gänzlich veränderten Verhältnissen natürlich nicht. Wenn nun aber König Georg den Seinen statt des Scheidegrußes und Dankes eine glänzende Erinnerung an ihren Sieg hinterließ, so erkannte man darin eben nur, daß er auch jetzt seine Sache noch nicht verloren gab.

26.

Die Besetzung des Kurfürstenthums Hessen.

Das Kurfürstenthum Hessen gehörte ebenfalls zu den Staaten, die den Zusammenhang der preußischen Länder störten und sich durch eine feindliche Stellung Preußen in hohem Maße gefährlich machen konnten. War Hannover in Preußens Hand, so war durch Hessen zwar das preußische Territorium nicht zerrissen, auch die Verbindung nicht aufgehoben, doch aber sehr erschwert, indem sie nur noch durch den hollinger Wald und über die Weser stattfinden konnte.

Aber auch strategisch war Kurhessen sehr drohend, indem es weit hineinragend in das preußische Gebiet, nach der einen Seite Preußens sehr wichtige thüringische Provinzen, nach der andern aber die westphälischen und

Rheinprovinzen bedrohete. Ob Kurhessen sich wirklich als Kriegsrüstungsplatz große Geltung geben konnte, hing ganz von den Umständen ab. — Aber wenn es selbst auch nur den Zusammenhang der in den getrennten preußischen Provinzen befindlichen Kriegspotenzen zerriß, war es schon gefährlich genug, und Preußen mußte bei den eben beginnenden Kriege auf Beseitigung dieses Uebelstandes denken.

Wie Preußen anderwärts auf dem Wege gütlichen Verständnisses und mit Schonung fremder, wenn auch wegzuwünschender Rechte das Nothwendige zu erreichen suchte, so auch im Kurfürstenthum Hessen. Dieser Staat durfte auf keinen Fall dem Feinde angehören.

Seit geraumer Zeit hatten freundschaftliche Beziehungen zwischen dem kurfürstlich hessischen und königlich preußischen Hofe gemangelt und in der kurfürstlichen Familie selbst herrschte Unfriede in Folge der störrischen und absonderlichen, auf fremde Interessen wenig achtenden Sinnesweise des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der sich nur darin zu gefallen schien, Wünsche und Forderungen, gleichviel ob gerechte oder ungerechte, gleichviel auch von wem sie ausgingen, zu versagen. Es gewährte ihm Freude, sich im Vollgenusse fürstlicher Rechte zeigen zu können, und mit dieser Leidenschaft war er seinem Volke gegenüber mehr ein Zuchtmeister als ein Regent, seiner Familie gegenüber mehr ein Herrscher als ein Vater, und dem Kreise der Fürsten gegenüber ein eigensinniger und unverträglicher Mann.

Vielfach hatte Preußen zu vermitteln gesucht, namentlich zwischen dem Kurfürsten und seinem Volke, dessen Wehe und Klage fort und fort über die engen Grenzen des Landes herausdrangen. Allein das preußische Haus hatte selten etwas für Andere, und ebenso wenig für sich erreicht. In Betreff staatlicher Arrangements war es deshalb oft genug zu Verdruß gekommen, und fast immer hatte Preußen erfahren müssen, daß der mißliebige Trotz des Kurfürsten sich hauptsächlich auf den Beifall des Hauses Habsburg stützte, das ja immer das besonders gern förderte, was den Wünschen Preußens entgegen war.

Unter diesen Umständen konnte Preußen nicht erwarten sich mit dem Kurfürsten zu verständigen. Schon vor dem Bundestage hatte es davon Kundgebungen erhalten, und der preußische Gesandte zu Kassel bestätigte, daß der Kurfürst von preußenfeindlichem Sinn incurabel besessen sei.

Es mochte dies im preußischen Cabinet desto mehr Mißstimmung erwecken, als Kurhessen in früheren politischen Conflicten stets zu Preußen gehalten, ja selbst sich um dasselbe, wie namentlich im siebenjährigen Kriege, verdient gemacht hatte. Und diese Mißstimmung mußte sich freilich zugleich

auch gegen Oesterreich wenden, dessen Machination es gelungen war, die Zahl der preußischen Bundesgenossen zu schmälern.

Auch Hannover hatte ja früher treu zu Preußen gestanden. Betrachtete das berliner Cabinet diese Dinge, so mußte es in der That die Nothwendigkeit erkennen, nun das Uebel an der Wurzel anzugreifen und den österreichischen Einfluß einzudämmen, wenn es selbst nicht aus den Schranken gedrängt werden wollte.

Da nun in Hessen sicher auf Widerspruch zu rechnen war, hatte Preußen bereits in den westphälischen Provinzen vor der viel erwähnten Bundestagssitzung am 14. Juni eine größere Truppenmenge unter dem Commando des Generalmajors von Beyer zusammengezogen, um sich sofort nach der Entscheidung dieses unter Umständen sehr wichtigen Staates zu vergewissern.

An die kurhessische Regierung wurde das preußische Ultimatum zuletzt, nämlich erst am 15. Juni Abends durch den preußischen bevollmächtigten Minister General von Röder gestellt. Es lautete ebenso, wie die an Hannover und Sachsen gestellten Ultimata. Der Kurfürst solle sich von dem preußisch-österreichischen Streite fern halten, seine Truppen auf Friedensfuße und in ihren Garnisonen lassen, nicht aber zu der nur für Oesterreich mobilisirten Armee des ehemaligen Bundes stellen, und dafür werde Preußen ihm nicht nur den ungeschmälerten Besitz seines Staates, sondern auch seine Souverainetät, so weit diese dem Grundgesetze eines neuen deutschen Bundes entspreche, verbürgen.

Wie man vorausgesehen, war es ganz vergebens, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm für diese Anträge zu gewinnen. Auch vom Sohne des Kurfürsten, dem Prinzen Friedrich, der dem preußischen Königshause verschwägert war, ließ sich kein Einfluß erwarten, da der Kurfürst den Grundsatz unwandelbar fest hielt, alles zu beherrschen und sich von Niemand beherrschen zu lassen, d. h. seinem Kopfe zu folgen. Nur durch Ueberlistung wäre vielleicht etwas zu erreichen gewesen, daher wurde auch von vielen Seiten die Versönung zwischen dem Prinzen Friedrich und seinem Vater, der zur Folge der Prinz zum Oberbefehlshaber der hessischen Truppen ernannt wurde, aus der Absicht einer Ueberlistung erklärt, und diese Meinung gewann den Schein der Wahrheit dadurch, daß dem Prinzen schon nach wenigen Stunden der Oberbefehl wieder entzogen und an seine Stelle der dem Kurfürsten ganz ergebene General von Schenk gesetzt wurde.

Heftige Scenen zwischen Vater und Sohn hatten diesen Act begleitet, in welchem auch die Kurfürstin, diesmal mit ihrem Gemahl vollkommen conform — denn sie war eine schwärmerische Verehrerin Oesterreichs und hatte sich in diesem mit großen Gütern angekauft — ihren Einfluß ausübte.

Die Worte des preußischen Gesandten, der alles aufbot, den Kurfürsten zu einem anderen Entschlusse zu bringen, machten durchaus keinen Eindruck. Der Kurfürst blieb bei der Behauptung, Preußen könne ihm weder drohen, noch ihm etwas zum Lohn bieten; denn Preußen habe nicht mehr Macht als er selber, da er als deutsches Bundesmitglied dem Könige Wilhelm von Preußen vollkommen gleich sei. Was Preußens Macht betreffe, so sei die Macht Oesterreichs noch ein Mal so groß, und er halte sich darum an Oesterreichs Seite für gesicherter als an Preußens Seite.

Der preußische Gesandte sah, daß seine Geschäfte nun schnell erledigt sein werden und der Kurfürst selbst, noch besonders durch unangenehme Familienscenen, die allerdings nicht selten waren, mißgestimmt, wünschte, daß über diese Materie durchaus nichts mehr verhandelt werde.

So erfolgte nun natürlich die Kriegserklärung, die den Kurfürsten ganz gleichgiltig ließ, von der er aber meinte, sie sei gar nicht zu begreifen. Preußen habe kein Recht einem deutschen Bundesstaate den Krieg zu erklären, denn es sei selbst nur ein Bundesstaat und stehe unter dem Bundesgesetze, welches den Krieg der Bundesstaaten unter einander verbiete. Der Kurfürst, der so oft selbst einseitige Gewalt ausgeübt hatte, hatte hier, wo es sich um einen Zweiten handelte, ganz vergessen, daß die Macht Rechte gewährt und daß eine europäische Großmacht nur solange die Collegenschaft deutscher Kleinmächte ertragen wird, als es ihrem weit über die Kleinmächte hinausragenden Interesse zusagt.

Genug der Kurfürst brach fest und rasch die Verhandlungen ab und verließ die Hauptstadt Kassel, um auf seinem Lustschlosse Wilhelmshöhe zu erwarten, was man ihm zu thun wohl wagen werde.

Sein nächstes Bemühen war dabei jetzt, den Staatsschatz in seine Hand zu bekommen. Allein dem waren die Landstände auf das Entschiedenste entgegen, und der Schatz, angeblich über 17,000,000 Gulden, blieb in der Hand Derer, die für ihn dem Volke verantwortlich waren.

Das Volk befand sich im entschiedensten Widerspruche mit dem Kurfürsten. Ein echter deutscher Volksstamm, hatten die Hessen die feurigste Empfindung für das große Nationalinteresse. Man hatte ihnen das Kleinstaatswesen bitter genug gemacht, sie hatten die österreichischen Systeme unangenehm genug kennen gelernt, sie hatten auch an Preußen einen guten Fürsprecher und den Schützer einer vernünftigen Freiheit und Ordnung erkannt, genug, sie verlangten in einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich, entweder neutral zu bleiben oder auf Preußens Seite zu stehen. Daher wurden die Entschließungen des Kurfürsten mit gespanntestem Interesse beobachtet, und als diese sich ganz gegen den Volkssinn gekehrt zeigten,

als man den preußischen Gesandten abreisen sah, als man vernahm, daß die hessischen Truppen Ordre erhalten haben, schleunig nach Süden abzurücken und sich zum Bundesheere zu stellen, war der Unwillen so groß, daß es wohl zu revolutionairen Auftritten hätte kommen können, wenn die Aufmerksamkeit nicht nach zu vielen Seiten hin gerichtet gewesen wäre.

Vor allem wünschte man, daß die Preußen, deren Einmarsch stündlich erwartet wurde, die hessischen Truppen abschneiden und im Lande zu bleiben nöthigen möchten. Man nahm dabei an, daß diese Truppen selbst von ihrer Neigung mehr nach dieser als nach jener Seite gezogen und dazu beitragen würden — vielleicht nach Wunsch des Prinzen — den Kurfürsten in seinen Entwürfen und Erwartungen zu täuschen.

Kaum war die Kriegserklärung ergangen, als die hessische Armee eiligst sich nach Süden davon zu machen beordert wurde. Man war auf eine solche Translocation ebenso schlecht vorbereitet wie in Hannover. Geschütze, Bespannung, Feldgeräthe, Train, Marketenderwesen, nichts war in Ordnung, die Sammelplätze nicht mit Umsicht bestimmt, die Abfahrten auf der hersfelder Eisenbahn nicht gehörig eingetheilt, ja das Contingent selbst war noch nicht fertig, denn man hatte die Ordres zum Eintreffen der Reservisten und beurlaubten Soldaten viel zu spät ausgeschickt, die Offiziere hatten ihre Privatangelegenheiten noch nicht geordnet, oder unrichtig geordnet, denn von vielen Seiten war der Abmarsch nicht nach Süden, sondern nach Norden erwartet worden; genug der Wirrwarr war arg und wurde noch sehr durch die Bürgerschaft vergrößert, die wie eine wogende Masse nach jedem Orte hinströmte, wo sich irgend etwas Ungewöhnliches zutrug und eine Aufklärung über das politische Räthsel von Kurhessen vermuthet wurde. Dabei spielten die falschen Nachrichten von dem Verhalten der Preußen eine neckische Rolle. Hier behauptete man, sie würden alsbald vor der Stadt stehen, dort, sie hätten bereits die hersfelder Bahn besetzt und die hessische Armee führe ihnen geradezu in die Arme.

In der That, die Situation hatte Leben und Farbe, und es hätte kaum etwas Aergeres vorkommen können. Die Verwirrung der Franzosen an der Berezina war groß und schrecklich; die Verwirrung in Kassel war groß und drollig. Indessen war an den Gerüchten von der Bedrohung durch die Preußen doch etwas Wahres, so daß die Aufstellung von zwei hessischen Bataillonen zum Schutze des kasseler Bahnhofes einer kleinen Rechtfertigung genoß.

Nachts zwei Uhr am 16. Juni waren nämlich wirklich die Preußen in das Kurfürstenthum eingerückt, aber freilich nicht bei Kassel, sondern südlich von Marburg, also 16 Meilen entfernt. Die beiden Bataillone,

welche, mit scharfen Patronen versehen, am Bahnhof von Kassel die Abfahrt der Armee schützen sollten, hatten daher den Trost, gewiß mit den Preußen nicht ins Handgemenge zu kommen, es wäre denn gewesen, daß sie ihnen bei Fulda oder Hersfeld in den Weg getreten wären. Dies beabsichtigte in der That auch der General von Beyer, doch genügte dazu die Zeit nicht.

Wie oben bereits erwähnt, besaß Hessen eine nicht zu verachtende Armee von 4 Infanterieregimentern, 2 Bataillonen und 8 Compagnien Jägern und Schützen, 2 Cavalerieregimentern, 2 Gardecavalerieschwadronen, 1 Artillerieregiment mit 19 Geschützen und 1 Pioniercompagnie. Ihre Stärke belief sich auf 12,000 Mann, die durch das sogenannte zweite Aufgebot leicht auf 15,000 Mann gebracht werden konnte.

General von Beyer konnte nicht wissen, ob diese Armee auf ihre höchste Stärke gebracht sei, und wenn er nun mit seiner weit geringeren Mannschaft die größten Anstrengungen machte, dieser Armee in den Weg zu treten und sie von der Bundesarmee abzuschneiden, die er ohnehin auch noch in seinem Rücken zu fürchten hatte, so verdiente schon der Muth dieser Absicht große Bewunderung.

Daß diese Absicht aber nun am 16. Juni nicht mehr ausgeführt werden konnte, das leuchtet Jedem ein, der nur oberflächlich die Dimensionen auf der Landkarte untersucht, dabei etwa auch die Territorialverhältnisse des südlichen Hessens sich vergegenwärtigt.

Während nun die Preußen unter dem General von Beyer rasch auf Gießen anrückten und die Hessen mit doppelten Locomotiven in sehr unfertigem Zustande von Kassel südwärts flüchtend abfuhren, spielte in Kassel die bürgerliche Unzufriedenheit ihre Rolle. Die öffentlichen Häuser waren wie nie gefüllt. Jeder Holzhacker politisirte. Am meisten wurde das Thema von den Kosten des kurfürstlichen Hofes verhandelt.

„Ein großer Staat“, sagte man, „sei billig; wenn ein deutscher Kaiser 10,000,000 bekomme, so drücke das bei Weitem noch nicht so, als wenn der Kurfürst von den 5,000,000 Staatseinkünften 362,000 Thaler (inclusive der Apanagen von 56,900 Thalern) für sich wegnehme. Das betrage auf den Tag 1000 Thaler. Bei dem Präsidenten von Nordamerika betrage der ganze Jahresgehalt nur 36,000 Thaler und er repräsentire einen Staat von 31,000,000 Menschen. Die monarchische Institution sei freilich in Europa das Prinzip aller staatlicher Ordnung und dürfe daher auch nicht verworfen werden; aber in dem Grundgesetze der Welt stehe nichts davon, daß eine Nation mehr als e i n e n Monarchen brauche. Ein Schock Monarchen sei theurer als Einer. England, Frankreich und Rußland kämen mit einem viel besser aus und gälten etwas; Deutschland gelte mit seinem halben Schocke

nichts und komme unter den Abgaben um. Es sei ja ganz gut, wenn die Deutschen die gefährliche Liebhaberei für viele Herren aufgäben, und es sich gefallen ließen, daß ihnen der König von Preußen das alte Vaterland ein Mal recht richtig zusammenschmiede und den Logispreis darin ermäßige. Von Oesterreich sei nichts zu erwarten; denn das liebe einmal viele Schleppenträger und frage den Kuckuk danach, was das Volk unter diesen leide. Auch direct könne Oesterreich nichts Gutes bringen, denn seine eigenen Völker warteten lange vergebens darauf, und die deutschen Länder würden doch wohl die letzten sein."

Derartige Politik machte sich auch in den kleinsten Schenkwirthschaften breit und hielt die Menschen in ungewöhnlicher Aufregung. Wenige Stimmen für Oesterreich, fast alle für Preußen nahm man wahr, und der Aerger gegen den Kurfürsten machte sich mit gesteigerter Dreistigkeit laut.

Doch hofften immer noch Viele, daß er sich zu einer Verständigung mit dem berliner Cabinete verstehen werde. Die Hoffnung auf den Prinzen Friedrich war natürlich aufgegeben, da dieser sich auf sein Schloß Rumpenheim gleich nach Rückgabe des Oberbefehls zurückgezogen hatte. Man behauptet, er sei vom Kurfürsten dahin verwiesen worden.

Während dessen rückte General von Beyer rasch gegen Kassel vorwärts. Seine Division betrug etwa 17,000 Mann. Eine beträchtliche Cavalerieabtheilung detachirte er nach Fulda, ließ dort die noch nicht geräumten Magazine aufheben und die Eisenbahn unterbrechen, um etwa noch zurückgebliebene Theile der hessischen Armee abzuschneiden. Allein die Hessen hatten glücklich Hanau erreicht, wo sie sich mit ihren Brüdern aus dem Großherzogthum Hessen und einigen badischen Truppen vereinigten, um da in die eben in der Mobilisirung begriffene Reichsarmee eingereiht zu werden.

Rasch setzte General von Beyer seinen Zug fort, wobei er nicht versäumte, eine Proclamation über das Land auszubreiten, die sich durch Deutschsinnigkeit auszeichnete und den Völkern den Sinn der preußischen Politik in anschaulichster Weise offenbarte. Diese berühmte Proclamation, die auch außerhalb Hessens dem preußischen Unternehmen Sympathien erwarb, lautete:

„Hessische Brüder! Auf Befehl meines Königs und Herrn bin ich mit einem preußischen Corps heute in Eure Lande eingerückt, nachdem Eure Regierung in beklagenswerther Verblendung es verschmähet hat, im friedlichen Bunde mit Preußen für unser gemeinsames deutsches Vaterland eine Organisation zu schaffen, welche den gerechten Forderungen des deutschen Volkes entspricht. Kaum hat ein anderer Volksstamm so schwer unter der Zerfahrenheit unserer deutschen Zustände zu leiden gehabt, wie Ihr! Wir

wissen, daß Ihr Euch nach glücklichen Tagen sehnt, und kommen zu Euch, nicht als Feinde und Eroberer, sondern um Euch die deutsche Bruderhand zu reichen. Nehmt sie an und folgt nicht länger der Stimme Derer, die Euch mit uns verfeinden möchten, weil sie kein Herz für Euer Wohl und Deutschlands Ehre haben. Nur Den, der zwischen Euch und uns sich stellt, betrachten wir als unsern Feind. Ich würde jeden Versuch des Widerstandes mit dem Schwerte in der Hand brechen, aber auch jeden Tropfen so vergossenen Blutes schwer beklagen. Ich fordere alle Behörden auf, auf ihrem Posten zu bleiben und ihre Geschäfte wie bisher fortzuführen. Den friedlichen Bürgern verspreche ich Schutz in ihrem Eigenthume. Der Verkehr wird im Lande frei bleiben, so weit dies ohne Beeinträchtigung der militairischen Interessen möglich ist. Dagegen erwarte ich überall bereitwilliges Entgegenkommen zu finden, wo ich im Interesse meiner Truppen und zur Erfüllung der mir gestellten Aufgabe die Hilfe des Landes in Anspruch nehmen muß. Hessische Brüder! Preußens Volk, geschaart um Preußens König, setzt seine höchsten Güter ein für deutsches Recht und Deutschlands Macht! Auf, zeigt auch Ihr, daß echtes deutsches Blut in Euern Adern rollt!"

War die Stimmung in Hessen schon sehr günstig für Preußen, so mußte sie durch eine solche Anrede wohl auf das Entschiedenste gewonnen werden. Was nun aber den Kurfürsten betraf, sein Volk sah es mit der vollkommensten Theilnahmlosigkeit an und freute sich in dem Feinde den Retter vom lästigsten Joche empfangen zu haben.

Unbekümmert um die Bewegungen der preußischen Truppen blieb der Kurfürst trotzig auf seinem Schlosse Wilhelmshöhe. Er wollte sehen, was man ihm zu thun wagen werde, da der König Wilhelm von Preußen doch auch nur ein deutscher Bundesfürst und nach seiner Meinung nicht ein Haar mehr war, als er.

Gegen Mittag des 19. Juni rückten die ersten preußischen Truppen (250 Mann) in Kassel ein und 5000 Mann folgten gegen Abend. An ihrer Spitze befand sich der General von Beyer. Die übrigen Truppen seiner Division hatten bereits in anderen Städten Quartier genommen oder bewegten sich theils noch dahin.

Am 20. Juni war das Land vollständig besetzt, und am 22. machte der preußische Gesandte von Röder dem Kurfürsten nochmals friedliche Vorschläge im Namen des berliner Cabinets. Langmuth genug! doch waren die Forderungen um etwas gesteigert. Preußen forderte wie vorher Enthaltung von jeder Betheiligung am Kriege und Annahme der von Preußen vorgeschlagenen Bundesreform, dann aber auch die Wiederherstellung der kurhessischen Staatsverfassung vom Jahre 1831.

In diesem Jahre hatten sich die Hessen eine Verfassung erworben, die in jeder Weise ihren Wünschen entsprach und sie in eine vor anderen deutschen Stämmen beneidete Lage gebracht hatte.

Diese Verfassung war von dem Kurfürsten vernichtet und an ihrer Statt ein persönliches Willkürregiment eingeführt worden, unter welchem das Volk an Freiheit, Wohlstand und Ehrgefühl unendlich litt, und welches einen fortgesetzten Kampf mit dem Kurfürsten hervorrief.

Die Klagen der Hessen fanden Theilnahme bei dem preußischen Cabinet, und wiederholt bot dieses sein Ansehen auf, um dem armen Volke zu helfen, während ebenso geschwind aber auch Oesterreich bei der Hand war, um die Omnipotenz des Kurfürsten zu beschirmen. Das Volk konnte dergestalt Preußen nur Dank zujauchzen, wenn es jetzt Forderungen aufstellte, die vollständig in seinem heißesten langjährigen Wunsche begründet waren; ja General von Beyer machte als Militairgouverneur des Landes, noch ehe von dem Kurfürsten eine Entscheidung erlangt war, von seiner Macht dafür Gebrauch, daß er die das Volk am Schwersten drückenden und am Meisten beklagten Maßregeln und Uebelstände ohne Umstände aufhob. In diesem Systeme fuhr denn auch der ihn bald ersetzende General von Werder, dem als Civilgouverneur der Präsident von Möller assistirte, fort. Mit banger Erwartung harrten die Kasseler der Nachricht, welche Aufnahme der letzte preußische Antrag bei ihrem Kurfürsten gefunden habe. Sie wußten wohl, daß der alte fürstliche Herr im Trotze ein unübertroffener Meister war; allein wenn sie sich dachten, daß derselbe von seinen Fenstern aus die preußischen Truppen sehe, die sein Lustschloß Wilhelmshöhe besetzt hielten, daß er doch seine völlige Gefangenschaft begreifen und einsehen müsse, daß der König von Preußen bei einem Kriege, in dem es sich um Sein und Nichtsein Preußens handele, sehr wenig Umstände mit ihm machen werde; wenn sie sich eben das dachten, so meinten sie, doch glauben zu müssen, daß der Kurfürst ein Ohr für die Stimme der Vernunft gewinnen werde.

Die guten Hessen täuschten sich auch in diesem kleinen Zugeständniß an die Einsicht ihres Fürsten. Derselbe wies den Antrag des preußischen Gesandten in einer Weise zurück, als ob er auf seinen deutschen Bundesrechten als ein unverletzlicher Gott throne. Ja die Forderung wegen Verbesserung der Lage des Volks versetzte ihn sogar in völligen Zorn.

Aber der preußische Gesandte mochte das unerquickliche Schauspiel nicht weiter ausdehnen, als eben seine Instruction es forderte. So erklärte er nun auf das Entschiedenste, man werde dem Kurfürsten zwar seine Meinung lassen müssen, seine Person indessen habe sich der Gewalt der von ihm selbst herbeigezogenen Umstände zu unterwerfen. König Wilhelm von Preußen sei

nicht gewillt, ein feindliches Hessen und einen feindlichen Fürsten sich zur Seite stehen zu lassen. Seine Hoheit der Kurfürst werde daher seiner Unschädlichkeit halber vorläufig und bis auf Weiteres ein Gefangener Preußens sein und unter preußischer Eskorte sich eine Reise nach Stettin oder Königsberg — welcher Ort ihm nun am besten gefalle — gefallen lassen. Es sei ihm gestattet, sich von einer Anzahl Diener begleiten zu lassen, und sei selbstverständlich, daß ihm auch unter solchen Umständen jede Berücksichtigung werde, die einer fürstlichen Person gebühre.

Der Kurfürst war im höchsten Maße von dieser Eröffnung betroffen. Wie sehr er auch sein Aeußeres beherrschte, er konnte den Schrecken dieser Ueberraschung nicht verbergen. Es war ihm unbegreiflich, wie man so etwas gegen ihn wagen könne; doch als er sich auf dem Nachtlager die Möglichkeit eines solchen Ereignisses begreiflich gemacht, sendete er morgens fünf Uhr am 23. Juni an dem preußischen Gesandten die Eröffnung, er wolle nunmehr die preußischen Anträge nicht strikt abweisen, und hoffe, daß man zu einem Verständniß gelangen werde.

Hierauf erwiederte der Gesandte, es sei nunmehr die äußerste Schranke seiner Instruction erreicht, und ihm nichts mehr übrig als von ihm die unverzögerte Abreise nach Stettin zu fordern.

Der Ernst dieser Forderung trat ihm in den nicht von ihm verfügten Reisevorbereitungen zu Gesicht, und so gab er nun der Nothwendigkeit nach und verließ mit Zurücklassung einer Proclamation sein Land.

Auch in dieser Proklamation bekundet er die Starrheit seiner Begriffe. Es heißt in derselben: „Zugleich richte ich, indem ich jetzt das Land meiner Väter zu verlassen genöthigt werde, an alle in den dermalen occupirten Landestheilen bestellten Beamteten und Diener die Aufforderung, die ihren bisherigen Amtsverhältnissen entsprechenden Functionen, auf Grund ihres bestehenden Diensteides und vorbehaltlich der mir zu bewahrenden Unterthanentreue fortzuführen, als wodurch unter allen Umständen dem wahren Landesrechte am besten entsprochen und gleichzeitig allen etwaigen Gewissensbedrängnissen vorgebeugt wird.“

Am 24. Juni Nachmittags traf der Kurfürst in Stettin ein, wo ihm und seiner sehr zahlreichen Dienerschaft ein Theil des alten Schlosses, welches ehedem die pommer'schen Herzöge bewohnt hatten, angewiesen wurde. Ein doppelter Posten vor seinem Zimmer diente zu seiner Bewachung, wenngleich ihm der äußere Schein eines Ehrenposten gegeben wurde. Der Kurfürst erfuhr eben jede Rücksicht, die man fürstlichen Gefangenen widmet. Es genügte, Hessen von seinem Willen und Einfluß befreit und Preußen ungefährlich oder eigentlich nützlich gemacht zu haben. Denn natürlich nahm

Preußen nun auf das Vollkommenste von diesem Staate Besitz, erleichterte sich dadurch die Heeresverpflegung und rückte seine Operationslinie bis in das Maingebiet vor.

Während nun der Civilgouverneur von Möller es sich angelegen sein ließ, die Bewohner Hessens der peinlichen Fesseln zu entledigen, die ihnen der harte Sinn ihres Kurfürsten auferlegt hatte, traf der General der Infanterie von Werder als Militairgouverneur Anstalt, die preußische Wehrkraft in Hessen aufs Beste einzurichten. Namentlich trug er auch Sorge, die kurhessischen Truppen der feindlichen Fahne zu entziehen. Ein Theil derselben war abgeschnitten und aufgelöst worden, aber der bei weitem größte Theil der Armee war dem Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, der als Schwager des Kaisers Alexander von Rußland den russischen Generalsrang und im österreichischen Feldzug von 1859 den Rang eines Feldmarschalllieutenants erworben hatte, jetzt aber zum Befehlshaber des achten deutschen Bundesarmeecorps erhoben worden war, zugeführt worden.

An diese Truppen richtete der Gouverneur von Werder die Aufforderung in ihr Vaterland zurückzukehren, da nunmehr die Giltigkeit des Befehles ihres Landesherrn erloschen sei und ihr freiwilliges Verharren beim Feinde sie zu Parteigängern stempeln würde. Den Soldaten versprach er Entlassung in ihre Heimath, den Offizieren Belassung in ihrem Sold und militairischen Charakter.

Allein die Veröffentlichung dürfte nur wenigen hessischen Soldaten zu Gesicht gekommen, und da sie des freien Willens beraubt waren, noch wenigere zurückgekehrt sein.

27.

Die rumänische Diversion.

Ueberblickt man nun das große Kriegsgebiet, wie es Preußen sich geordnet, so nimmt man in weiter Entfernung einen Posten wahr, der, wie man ihn auch beurtheile, zu dem großen Arrangement gehört, so sehr trägt er wenigstens den Schein. Nachdem Preußen sich den ganzen Norden Deutschlands frei gemacht, stand der Feind, nämlich Oesterreich und die Südstaaten, vollkommen zwischen zwei feindlichen Lagern, nämlich zwischen dem preußischen Norddeutschland und Italien. Fronte und Rücken waren ihm bedroht, aber auch in der Flanke nahm man eine drohende Potenz wahr.

Wenn nicht politischer Scharfsinn, so hatte sie ein Zufall geschaffen, der kaum auf Glauben Anspruch machen kann. Zufälle sind in der Politik, in der fortwährend Tausende von Köpfen arbeiten, selten, am seltensten wunderbare.

Die Donaufürstenthümer Moldau und Wallachei (zu denen unter diesen Namen auch Serbien zu zählen sein würde) waren seit lange ein Zankapfel zwischen Rußland und der Türkei gewesen, welcher sie nach Art tributairer Staaten angehörten. Sie waren das hauptsächliche Object des russisch-türkischen Kriegs von 1854.

Auch Oesterreich hatte stets nach diesen Staaten Verlangen getragen, allein nur in schüchterner Weise danach gegriffen. Gegen Rußland fühlte es sich zu schwach, und die Türkei hatte sich ihm stets, zuletzt unter Joseph II. so überlegen gezeigt, daß es um so weniger mit ihr Händel anknüpfen mochte, als dabei Rußland doch niemals gleichgiltiger Zuschauer bleiben konnte.

Nachdem Frankreich 1855 unter dem mächtigen Beistande von England, Sardinien und der Türkei endlich nach einer jahreslangen Belagerung die russische Küstenfestung Sebastopol erobert und bewiesen hatte, daß es mit Rußland allein niemals fertig werde, war der Kaiser Alexander von Rußland so human gewesen, um seiner großen Reformations- oder Organisationsprojecte willen Frankreich den Triumph und den Frieden zuzugestehen.

Die Donaufürstenthümer, nach denen Rußland wegen ihrer griechisch-katholischen Bevölkerung, besonders aber auch wegen ihrer wichtigen Donauhandelsstraße verlangt hatte, waren natürlich Gegenstände der sorgfältigsten Betrachtung. Die Gelegenheit, sie Rußland zu entziehen, war günstig, Rußland williger, als es später vielleicht von ihm erwartet werden konnte, und so erreichte es Napoleon leicht, sie unter die Garantie der Großmächte zu bringen, als tributaire Staaten der Türkei zu erhalten, und ihre Vereinigung, in welcher sie sich leicht zu einer Macht gegen Rußland entwickeln konnten, zu bewirken.

Beide Staaten umfassen 2270 Quadratmeilen mit 4,500,000 Bewohnern von größten Theils sehr geringer Bildung. In ihrer Vereinigung erhielten beide Staaten den Namen Rumänien. Nachdem sie als solches aus dem Friedensschluß vom 30. März 1856 und dem Beschluß der pariser Conferenz vom 19. August 1858 hervorgegangen, wählten beide Staaten im Januar 1859 den eingebornen Fürsten Kuza (Cousa) zu ihrem gemeinschaftlichen Landesherrn (Hospodar), und in der verfassunggebenden Versammlung von Fokschan wurde am 9. November die ewige Vereinigung der

beiden Staaten beschlossen. Welche Arrangements aber immer auch getroffen werden mochten, Rumänien (Romanien nach eigener Benennung) behielt immer den Charakter als Gegenstand des Verlangens für die großen Nachbarstaaten, und zwar um so mehr, als bei der gänzlichen Organisationslosigkeit des Staates unmöglich eine Dynastie gesunde Wurzel schlagen konnte. Noch selten hatte hier ein Hospodar glücklich das Ende seiner Tage erreicht, und Fürst Kuza war nicht der Mann, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Das Schicksal seiner Vorgänger vor Augen, kümmerte ihn die Beglückung des Staates viel weniger als die seiner eigenen Person. Seine Selbstbereicherung brachte den Staat in völligen Finanzruin, und versetzte den Kuza schließlich in die Nothwendigkeit seiner Würde zu entsagen und flüchtend das Land zu verlassen.

Eine Conferenz in Paris hatte nun die Aufgabe, die rumänischen Verhältnisse neu zu ordnen und, nachdem viele Einflüsse sich offen und heimlich geltend gemacht, wurde der Prinz Graf Philipp von Flandern zum Fürsten des vereinigten Rumäniens erwählt.

Allein die Pforte hatte stets gegen die Vereinigung der beiden Staaten protestirt, und sie that es auch jetzt. Die pariser Conferenz ging auf ihren Protest ein und bestimmte, daß beide Staaten sich wieder trennen sollten.

Dagegen aber sprach aufs Entschiedenste die Bevölkerung der beiden Fürstenthümer; andererseits aber wies der Graf von Flandern, man weiß nicht auf welchen Einfluß, die Wahl von sich.

So standen die Sachen im Frühjahre des Jahres 1866, als eben der Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich so weit gediehen war, daß der Krieg als etwas Unausbleibliches vorausgesehen werden mußte. Ein Beschluß der pariser Conferenz hatte verfügt, daß jedes der beiden Fürstenthümer einen eingebornen Fürsten wähle. Allein dagegen erhob sich die Volksvertretung: im April wurde eine neue Wahl veranstaltet und dieselbe fiel auf einen preußischen Prinzen, nämlich den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, einen Agnaten des preußischen Thrones.

Niemand hatte an diesen Prinzen gedacht, der als Rittmeister im preußischen Heere fungirte. Vielleicht kannten ihn in der Moldau und Walachei selbst kaum einige Menschen, und doch war seine Wahl fast einstimmig. Im russischen und französischen Cabinete rief sie wohl sicher keine Ueberraschung hervor, denn in beiden erregte sie ebenso großes Wohlgefallen als im österreichischen (das jetzt unglücklicher Weise von ganz andern Dingen in Anspruch genommen war) Mißfallen. Die Pforte mußte gute Miene zu dem unangenehmen Spiele machen und Karl von Hohenzollern bestieg den Thron des vereinigten Rumäniens.

Der Schöpfer aber dieser politischen Combination, der durch diesen Fürsten von Rumänien dem Feinde Preußens einen sehr respectabeln Posten in die Flanke gestellt und durch ihn vielleicht ein künftiges Aequivalent für die Treue Rußlands in Verwahrung genommen hatte, den Schöpfer, sage ich, dieser politischen Combination verbarg der Schleier des Geheimnisses, und man mußte sich begnügen, den wunderwürdigen Scharfsinn eines Unbekannten zu bewundern!

Rumänien unter dem neuen Fürsten gehörte zweifelsohne in die Situation, die die Schöpfung des preußischen Cabinets war; niemand konnte das bestreiten wollen; und es war eine Maßregel für die Verhältnisse des Augenblicks, oder vielmehr für die gegenwärtige bedeutsame Epoche. Das politische Programm Preußens hält streng die Grenze der Nationalität ein, und darin liegt Preußens erhabenste Weisheit. Als Friedrich dem Großen ein Inselland in den amerikanischen Gewässern vom französischen Ministerium angeboten wurde, ließ er erwiedern: „wenn das französische Ministerium einen Abentheurer brauche, so möge es sich anders Jemanden dazu erwählen.“ Preußen wird sich durch seine streng nationale Politik stets veranlaßt fühlen, die Erwerbung von fremden (nicht deutschen) Ländern zu verschmähen. Es mag Oesterreich mit seinem Weltherrschaftsgelüst nicht nachahmen, denn der Weisheit genügt es, ein trauriges Beispiel zu sehen, um sich nicht selbst zu einem solchen herzugeben.

Wenn nun aber ganz gegen Preußens politische Intentionen ein Angehöriger des preußischen Fürstenhauses den Thron Rumäniens bestieg, so war das ein Ereigniß von außergewöhnlicher Art und Bedeutung. Gewiß soll es einst mehr dem Gefallen Rußlands als Preußens dienen! Für Preußen wäre es aber vielleicht in diesem Kriege in directer Weise bedeutsam geworden, wenn derselbe länger gedauert hätte. Das rumänische Arrangement war daher das Werk größter politischer Vorsicht, und da es jetzt nicht zur Geltung zu kommen brauchte, bleibt es doch, als ein wohlbewahrtes Pfand, für künftige Dankgefühle verwendbar.

28.

Die Proclamationen.

Wenn der Geist die Mutter der Thaten ist, so sind die Proclamationen die Vorzeichen derselben; denn nie wird die Heuchelei des Ausdrucks so

vollkommen in ihrer Kunst, daß nicht in dem Wortglanze des Schwächlings die Schwäche, in den Floskeln des bösen Gewissens, das böse Gewissen und in der erkünstelten Treuherzigkeit des Verräthers die Falschheit sich mehr oder weniger verrathen sollten.

In den Proclamationen spiegelt sich daher immer der Charakter des Mannes ab, dessen Thaten sie verkünden, und sie sagen uns mehr oder weniger deutlich, welcher Art diese Thaten sein werden. Es ist daher von besonderem Interesse, die Proclamationen neben einanderstehend zu betrachten, mit welchen der Krieg von 1866 begonnen wurde.

Betrachten wir die Proclamation des Kaisers von Oesterreich, so findet man, daß sie sich alle Mühe giebt, gerade das als ein Verdienst des Hauses Habsburg erscheinen zu lassen, was ihm mit Recht zum Vorwurf zu machen ist. Nirgends vermag der Proclamator zu verstecken, daß er sich der Wahrheit des Verhältnisses wohl bewußt ist, aber er rechnet auf kindlichen Glauben und fühlt sich unsicher in der schwankenden Hoffnung, ihn zu finden: daher die vielen Worte, daher die Unbestimmtheit und der Mangel an Selbstbefriedigung in dem sichtbar bezweifelten Bemühen, den Leser zu befriedigen. Die Proclamation des Kaisers Franz Joseph, die als eine Cabinetsarbeit wenigstens zum erfreulichen Zeugnisse des verbesserten österreichischen Kanzleistyls dienen kann, sprach sich unter der Ueberschrift „An meine Völker“ also aus:

„Mitten in dem Werke des Friedens, daß er (der Kaiser) unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfassungsreform zu legen, welche die Einheit und Machtstellung des Gesammtreichs befestige, den einzelnen Völkern aber ihre freie innere Entwickelung sichere, habe seine Regentenpflicht ihm geboten, sein ganzes Heer unter die Waffen zu rufen.“

„An den Grenzen des Reiches, im Süden und Norden, stehen die Armeen zweier verbündeten Feinde in der Absicht, Oesterreich in seinem europäischen Machtbestande zu erschüttern.“

„Allein, die eine der beiden feindlichen Mächte bedürfe keines Vorwandes; lüstern auf den Raub von Theilen seines Reiches, sei der günstige Zeitpunct für sie der Anlaß zum Kriege.“

„Verbündet mit den preußischen Truppen, die Oesterreich als Feinde nunmehr entgegenstehen, sei vor zwei Jahren ein Theil seines treuen und tapferen Heeres an die Gestade der Nordsee gezogen.“

„Der Kaiser sei diese Waffengenossenschaft mit Preußen eingegangen, um vertragsmäßige Rechte zu wahren, einen bedrohten deutschen Volksstamm zu schützen, das Unheil eines unvermeidlichen Kriegs auf seine engsten Grenzen einzuschränken, und in der innigen Verbündung der zwei mitteleuropäischen

Großmächte, denen vorzugsweise die Aufgabe der Erhaltung des europäischen Friedens zu Theil geworden, zum Wohle seines Reichs, Deutschlands und Europa's eine solche dauernde Friedensgarantie zu gewinnen."

„Eroberungen habe der Kaiser nicht gesucht; uneigennützig beim Abschlusse des Bündnisses mit Preußen, habe er auch im wiener Friedensvertrage keine Vortheile für sich angestrebt. Oesterreich trage keine Schuld an der trüben Reihe unseliger Verwickelungen, welche bei gleicher uneigennütziger Absicht Preußens nie hätten entstehen können, bei gleicher bundestreuer Gesinnung augenblicklich zu begleichen gewesen sein würden."

„Sie seien zur Verwirklichung selbstsüchtiger Zwecke hervorgerufen, und deshalb für Oesterreichs Regierung auf friedlichem Wege unlösbar."

„So steigere sich immer mehr der Ernst der Lage."

„Selbst dann aber noch, als offenkundig in den beiden feindlichen Staaten kriegerische Vorbereitungen getroffen worden seien und ein Einverständniß, dem nur die Absicht eines gemeinsamen feindlichen Angriffs auf des Kaisers Reich habe zu Grunde liegen können, immer klarer zu Tage getreten sei, habe der Kaiser im Bewußtsein seiner Regentenpflicht, bereit zu jedem mit der Ehre und Wohlfahrt seiner Völker vereinbarem Zugeständnisse, im tiefsten Frieden verharrt."

„Als der Kaiser jedoch wahrgenommen, daß ein weiteres Zögern die wirksame Abwehr feindlicher Angriffe und dadurch die Sicherheit der Monarchie gefährde, habe er sich zu den schweren Opfern entschließen müssen, die mit Kriegsrüstungen unzertrennlich verbunden seien."

„Preußen verlange die volle vorausgehende Abrüstung nicht nur gegen sich, sondern auch gegen die an der Grenze seines (des Kaisers) Reiches in Italien stehende feindliche Macht, für deren Friedensliebe keine Bürgschaft geboten werde und geboten werden könne."

„Alle Verhandlungen mit Preußen in der Herzogthümerfrage haben immer mehr Belege zu der Thatsache geliefert, daß eine Lösung dieser Frage, wie sie der Würde Oesterreichs, dem Rechte und den Interessen Deutschlands und der Herzogthümer entspricht, durch ein Einverständniß mit Preußen bei seiner offen zu Tage liegenden Gewalts- und Eroberungspolitik nicht zu erzielen sei."

„Die Verhandlungen seien abgebrochen, die ganze Angelegenheit den Entschließungen des Bundes anheimgestellt und zugleich die legalen Vertreter Holsteins einberufen worden."

„Die drohenden Kriegsaussichten haben die drei Mächte Frankreich, England und Rußland veranlaßt, auch an Oesterreich die Einladung zur Theilnahme an gemeinsamen Berathungen ergehen zu lassen, deren Zweck die

Erhaltung des Friedens habe sein sollen. Des Kaisers Regierung, seiner Absicht entsprechend, wenn immer möglich den Frieden für seine Völker zu erhalten, habe die Theilnahme nicht abgelehnt, wohl aber an die Zusage die bestimmte Voraussetzung geknüpft, daß das öffentliche europäische Recht und die bestehenden Verträge den Ausgangspunct dieser Vermittelungsversuche zu bilden haben und die theilnehmenden Mächte keine Sonderinteressen zum Nachtheile des europäischen Gleichgewichts und der Rechte Oesterreichs verfolgen."

„Wenn schon der Versuch von Friedensberathungen an diesen natürlichen Voraussetzungen gescheitert sei, so liege darin der Beweis, daß die Berathungen selbst nie zur Erhaltung und Festigung des Friedens hätten führen können."

„Die neuesten Ereignisse beweisen es unwiderleglich, daß Preußen nur offne Gewalt an die Stelle des Rechtes setze."

„In dem Rechte und der Ehre Oesterreichs, in dem Rechte und der Ehre der gesammten deutschen Nation habe Preußen nicht länger eine Schranke für seinen verhängnißvoll gesteigerten Ehrgeiz erblickt. Preußische Truppen seien in Holstein eingerückt, die von dem kaiserlichen Statthalter einberufene Ständeversammlung sei gewaltsam gesprengt, die Regierungsgewalt in Holstein, welche der wiener Friedensvertrag gemeinschaftlich auf Oesterreich und Preußen übertragen habe, ausschließlich für Preußen in Anspruch genommen und die österreichische Besatzung genöthigt worden, zehnfacher Uebermacht zu weichen."

„Als der deutsche Bund, vertragswidrige Eigenmacht hierin erkennend, auf Antrag Oesterreichs die Mobilmachung der Bundestruppen beschlossen, da habe Preußen, das sich so gern als Träger deutscher Interessen rühmen lasse, den eingeschlagenen verderblichen Weg vollendet. Das Nationalband der Deutschen zerreißend, habe es seinen Austritt aus dem Bunde erklärt und von den deutschen Regierungen die Annahme eines sogenannten Reformplanes verlangt, welcher die Theilung Deutschlands verwirklichen solle, und sei dann mit militairischer Gewalt gegen die bundesgetreuen Souveraine vorgeschritten."

„So sei der unheilvollste, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche unvermeidlich geworden!"

„Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen werde, rufe der Kaiser diejenigen, die ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes."

„Der Kaiser schreite zum Kampfe mit dem Vertrauen, das die gerechte Sache gebe, im Gefühle der Macht, die in einem großen Reiche liege, wo Fürst und Volk nur von einem Gedanken, dem guten Rechte Oesterreichs,

durchdrungen seien, mit frischem vollem Muthe beim Anblicke seines tapfern kampfgerüsteten Heeres, das den Wall bilde, an welchem die Kraft der Feinde Oesterreichs sich brechen werde, im Hinblick auf seine treuen Völker, die einig, entschlossen, opferwillig zu ihm emporschauen."

„Die reine Flamme patriotischer Begeisterung lodere gleichmäßig in dem weiten Gebiete seines Reiches empor; freudig eilen die einberufenen Krieger in die Reihen des Heeres; Freiwillige drängen sich zum Kriegsdienste; die ganze waffenfähige Bevölkerung einiger zu meist bedroheten Länder rüste sich zum Kampfe, und die edelste Opferwilligkeit eile zur Linderung des Unglückes und zur Unterstützung der Bedürfnisse des Heeres herbei."

„Nur ein Gefühl durchdringe die Bewohner der Königreiche und Länder des Kaisers: das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Macht in ihrer Einigkeit, das Gefühl des Unmuthes über eine so unerhörte Rechtsverletzung."

„Doppelt schmerze es den Kaiser, daß das Werk der Verständigung über die innere Verfassungsfrage noch nicht so weit gediehen sei, um in diesem ernsten, zugleich aber erhebenden Augenblicke die Vertreter aller seiner Völker um seinen Thron versammeln zu können."

„Dieser Stütze entbehrend für jetzt, sei ihm jedoch seine Regentenpflicht um so klarer, sein Beschluß um so fester, dieselbe seinem Reiche für alle Zukunft zu sichern."

„Oesterreich werde in diesem Kampfe nicht allein stehen."

„Deutschlands Fürsten und Völker kennen die Gefahr, die ihrer Freiheit und Unabhängigkeit von einer Macht drohe, deren Handlungsweise durch selbstsüchtige Pläne einer rücksichtslosen Vergrößerungssucht allein geleitet werde. Sie wissen, welchen Hort für diese ihre höchsten Güter, welche Stütze für die Macht und Integrität des gesammten deutschen Vaterlandes sie an Oesterreich finden."

„Wie Oesterreich für die heiligsten Güter, welche Völker zu vertheidigen haben, in Waffen stehen, so stehen auch Oesterreichs deutsche Bundesländer in Waffen."

„Man habe die Waffen Oesterreich in die Hand gezwungen. Wohlan! jetzt, wo Oesterreich sie ergriffen habe, dürfe es dieselben früher nicht niederlegen, als bis ihm so wie den verbündeten deutschen Staaten die freie innere Entwickelung und die Machtstellung in Europa gesichert sei."

„Auf Oesterreichs und seiner Bundesgenossen Einigkeit und Kraft ruhen aber nicht allein Vertrauen und Hoffnung; der Kaiser setze sie zugleich noch auf einen Höheren, den allmächtigen gerechten Gott, dem sein Haus von

dessen Ursprung an gedient habe, und der Die nicht verlasse, die in Gerechtigkeit auf ihn vertrauen."

„Zu diesem wolle der Kaiser um Beistand und Sieg flehen, und fordere seine Völker auf, es mit ihm zu thun."

Das war die Proclamation des Kaisers Franz Joseph. Sie war datirt Wien den 17. Juni 1866. Wir halten dieses Schriftstück nicht für einen Erguß der Erkenntniß und des Gefühls des Kaisers, sondern für ein folgerichtiges Product der österreichischen Politik aus der Hand des wiener Cabinets. Prüft man Punct für Punct, so muß selbst der schwächste Verstand erkennen, daß durchgehend die Widerlegung sofort zwischen den Zeilen sprechend hervortritt. Sophistik, Verkehrung der Wahrheit, fremde Anschuldigung zur Bedeckung eigner Schuld, wortdreiste, aber geistesschüchterne Verbergung des eignen bessern Wissen, stete mühevolle Schirmung dessen, was das eigne Rechtsgefühl nicht billigen mag: so trägt diese Proclamation alle Stempel, die das österreichische Cabinet sich jemals durch die Hand seiner gefeierten Jesuiten aufgedrückt hat. So viel sie von Deutschland spricht, ist sie kein Ausdruck deutschen Geistes, der sich nur in dreister offner Ehrlichkeit kundgiebt.

Zuerst ist es nicht wahr, daß Preußen Oesterreichs Machtbestand zu erschüttern suchte, denn es verlangte nur nach Schleswig-Holstein und zwar um der für das deutsche Vaterland nur zu nothwendigen norddeutschen Marine willen, und verlangte auch nicht den Landesbesitz, sondern den Bund Schleswig-Holsteins für die betreffenden weniger preußischen als deutschen Zwecke (Kanal, Kiel als Bundeskriegshafen, Militairconvention ꝛc.). Wenn Preußen in der Folge in den Besitz Schleswig-Holsteins gelangt ist, so hat eben nur Oesterreich ihm dieses unverlangte Besitzthum zugeführt durch seine mißgünstige Politik — denn jeder Wirkung muß eine natürliche Reaction folgen.

Die Proclamation beschuldigt Italien, Oesterreich berauben zu wollen, doch wollte Italien nur zurück haben, was ihm die Raubpolitik vergangner Zeiten und durch sie Oesterreich geraubt hatte.

Die Proclamation legt einen Werth darauf, daß Oesterreich vertrauensvoll mit Preußen in den Krieg gegen Dänemark gegangen sei; und doch geschah dies nur mißtrauensvoll zur Bewachung der preußischen Schritte.

Die Proclamation sagt, Oesterreich habe keine Eroberungen gesucht (weil das Object nicht passend lag) und sei völlig uneigennützig gewesen; — doch hatte es für Lauenburg sich zwei und eine halbe Million Thaler zahlen lassen.

Die Proclamation sagt: als längst Preußen und Italien kriegerische Vorbereitungen getroffen haben, habe der Kaiser noch, zu jedem Ausgleich

bereit, im tiefsten Frieden verharrt; — und doch war es weltkundig, daß Oesterreich längst vor seinen Feinden zu rüsten begonnen hatte.

Die Forderung Preußens auf Abrüstung Oesterreichs habe Oesterreich wegen seiner Ehre und Sicherheit nicht bewilligen können; — Wie viel Ehre und Sicherheit mußte Oesterreich später aufgeben!! und fürchtete Oesterreich betrogen und überfallen zu werden? Dann mußte es einen sehr übeln Begriff von den Rechtsgrundsätzen der civilisirten Staaten haben. Allein es glaubte den Krieg nöthig zu haben und nur darin lag die Wahrheit!

Die Proclamation sagt weiter: Oesterreich habe die Herzogthümerfrage im Interesse Deutschlands zu lösen gesucht. Allein durch Vermehrung der Fürsten und Vasallen konnte nicht den Interessen Deutschlands, sondern nur denen Oesterreichs gedient sein.

Ferner sagt die Proclamation, die drei Mächte Frankreich, England und Rußland haben durch eine Conferenz den Frieden vermitteln und die Rechtsverhältnisse der Staaten ordnen wollen. Alle Staaten erklärten sich bereit, ihre Verhältnisse einer Prüfung zu unterwerfen, nur Oesterreich machte die Vorbedingung, daß seine Staatsverhältnisse keiner Beurtheilung unterworfen würden; Beweises genug, daß es sich in seinem Rechte sehr unsicher fühlte. Dabei macht die Proclamation den Trugschluß: „wenn schon die Friedensberathungen an diesen natürlichen (!!) Vorbedingungen gescheitert seien, so liege darin der Beweis, daß die Berathungen selbst nie zur Erhaltung und Festigung des Friedens hätten dienen können.

Die Proclamation beweist, daß Preußen Gewalt statt Recht zu üben trachte, daraus, daß es die vom österreichischen Statthalter berufene holsteinische Ständeversammlung verhindert habe; — doch ist es so offenkundig, daß diese Ständeversammlung, so wie die große Volksversammlung in Altona von Oesterreich für die gehässigsten Zwecke, für eine völlige Revolution gegen Preußen veranstaltet war.

Die Proclamation spricht vom deutschen Bunde als einer heiligen Autorität, — obschon Oesterreich ihn nach Gefallen zum elendesten Werkzeuge herabgewürdigt und im wiener Frieden wie in der ganzen früheren schleswigholsteinischen Angelegenheit gänzlich ignorirt hatte; — Sie nennt ihn das Nationalband der Deutschen; — obschon er der Nationalspalt und das Nationalleiden der Deutschen, ihre freudig vertriebene (1848) und zum Jammer durch Oesterreich wieder aufgedrungene Krankheit war.

Die Proclamation beklagt einen Krieg Deutscher gegen Deutsche als den unheilvollsten; — und hatte ihn doch selbst veranstaltet, führte ihn auch viel weniger mit Deutschen als mit Croaten und andern obscuren Gestalten aus.

Die Proclamation ruft den Richterstuhl der Geschichte heran; — und doch ist es der Richter der Geschichte, der über dem römisch deutschen Kaiserhause Habsburg längst den Stab gebrochen und den jungen Sproß der deutschen Eiche, das streng deutsche, nicht in Weltherrschaftsverkehrtheiten verirrte Preußen, gesegnet hat zum Heil — so darf man hoffen — der fast schon verlornen Nation!!! — — —

Schließlich scheint sich der Proclamator noch — ob mit Wissen oder Unwissen? — selbst zu belügen, denn er sagt, nur Ein Gedanke durchdringe in Oesterreich Fürsten und Völker, die so opferwillig als einig seien; nur das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit durchdringe sie. Es bedarf keines Wortes die Unwahrheit nachzuweisen, und der Kampf Ungarns für seine Absonderung ist neuerdings eine ungeheure Widerlegung der kaiserlichen Proclamation.

Die Proclamation sagt ferner: nur Ein Gefühl durchdringe Oesterreichs Völker, das Gefühl des Unmuthes über die unerhörte Rechtsverletzung Preußens. Schwerlich mochten Oesterreichs Illyrier, Dalmatier, Croatier, Galizier, Slavonier ꝛc. sich je um Schleswig-Holstein gekümmert haben, auch schwerlich je um den deutschen Bund, mit dem sie durchaus nichts zu schaffen hatten und nichts zu schaffen haben wollten und sollten. Deutschland mochte mit den Croaten nie Gemeinschaft machen, und Oesterreich vor allem mußte wissen, daß die ehemaligen Kaiser ausdrücklich hatten beschwören müssen: nie **fremde** Völker auf Deutschlands Boden zu führen, welchen Eid freilich Oesterreich mit dem Gleichmuth eines jesuitischen Gewissens stets gebrochen hat.

Wenn nun die kaiserliche Proclamation jene Croaten und Szekler zu Richtern der Rechtsverletzung Preußens erhebt, so bietet es Deutschland die Brüderschaft mit jenen Mißnationen eines entarteten Slaventhums an, die Deutschland gewiß einstimmig mit Entrüstung von sich weist. Oesterreich war daher so wenig mit Deutschlands Gefühlen bekannt und ein so verkehrt denkender und handelnder Vormund, daß Deutschland sich mit Recht freut, von einer solchen Vormundschaft befreit zu sein. Wie kleinlicher Neid in dem unfertigen Deutschland Preußen auch grolle — Preußen verdanken wir diese Befreiung; das gesteht die Ehrlichkeit.

Schließlich kommt dann die Proclamation auch auf das Grundübel Oesterreichs, die Unzufriedenheit seiner Völker. Da heißt es: „Doppelt schmerzt es mich, daß das Werk der Verständigung über die innere Verfassungsfrage noch nicht gediehen ist.“ „Aber,“ sagt die Proclamation weiter, „der Kaiser sei sich dafür seiner Regentenpflicht ganz bewußt.“ So, war diese gefährlichste Wunde leicht überpflastert. Wir erkennen hier nur

die alte österreichische Methode, die freilich gebildeten Urtheilen ebenso wenig Ehrfurcht einflößen als den österreichischen Völkern Befriedigung geben kann.

Noch weiter zu Ende vergleicht die Proclamation Oesterreich mit Preußen und sagt: Deutschlands Fürsten und Völkern drohe von Preußen nur Gefahr, Oesterreich sei aber stets ihr Hort gewesen. Freilich war es nur zu bekannt, daß Oesterreich stets die Zersplitterung Deutschlands schützte, um sich ein machtloses Collegium von glänzenden Vasallen zu sichern. Aber die daraus entspringende Schwäche und Schmach der Nation und des Gesammtreiches und der damit verbundene Untergang Deutschlands war natürlich auch Oesterreichs Werk!!! — — —

Natürlich ruft auch die Falschheit Gott an, und so thut es zum Schluß auch die Proclamation; — allein Gott pflegt sich nicht mißbrauchen zu lassen und versagt der Falschheit seinen Arm; darum auch hat er Oesterreich, wie wir bald sehen werden, nicht unterstützt! —

Wir stellen nun der kaiserlichen Proclamation die des Königs Wilhelm von Preußen, datirt vom 18. Juni, gegenüber. Sie bedarf keiner Erklärung. Kurz und klar verkündigt sich in ihr ein fleckenloses Recht, welches nicht mit Sophismen, Floskeln und sonstigem Schein ummäntelt zu werden braucht. Es spricht aus ihr die Geradheit und Derbheit, wie sie der lauteren Ehrlichkeit und dem Vollbewußtsein der Kraft würdig ist, und wie sie dann den deutschen Herzen, das Trug und Schein haßt, nur wohlthun kann. Sie lautet:

„An mein Volk!“

In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapfern Väter zu reden, zu dem vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.“

„Das Vaterland ist in Gefahr!“

„Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen.“

„Nur wenige Jahre sind es her, seit ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oesterreich die Bruderhand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich **will nicht vergessen**, daß **seine** Fürsten

einst Deutschland beherrschten; in dem jüngern, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!"

„Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaft unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten! In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe ich seit Jahren es für die erste Pflicht meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem Könige an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Den Feinden gegenüber ist es einig und stark; den Feinden gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst in Glück und Unglück vereint zu bleiben."

„Ich habe alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Kriegs zu ersparen, daß weiß mein Volk, daß weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe ich in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn! Nicht mein ist die Schuld, wenn mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen. Aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben."





GENERAL HERWARTH v. BITTENFELD.

„Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne!“

„Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern.“

„Gott mit uns!“

„Wilhelm.“

Hier bedarf es wahrlich keines Commentars. Trugschlüsse, Sophismen, bemäntelnde Floskeln sind in keinem Satze zu finden. Die Natürlichkeit, Offenheit, Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks bekunden die Wahrheit der Sache und die Ehrlichkeit, und wenn alle Jesuiten Wiens daher kämen, sie würden nichts in dieser ritterlich schönen Proclamation finden, was einen Anstrich ihrer Schule hätte.

In Einem aber tritt diese königliche Proclamation jener kaiserlichen besonders strahlend voran, und das ist der Ausspruch: „mit seinem König an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen.“ Zu allen Zeiten haben Preußens Fürsten die Schicksale ihrer Völker und Heere treu getheilt. Wenn die Preußen zu großen Kämpfen gingen, führte sie stets ihr König, und wir wissen, daß Friedrich der Große es nicht unter seiner Würde oder Kraft hielt, im Feldlager auf einer Schütte Stroh zu schlafen. Es war ein Ausfluß des Rechtsgefühls, ein Grundsatz der Fürsten Preußens, Pflichten, die sie Andern auferlegten, selbst zu erfüllen! So entwickelte sich der Heldengeist des Heeres, weil der Fürst stets seiner Helden erster Held war, und wäre dies nicht der Fall gewesen, Preußen würde das nimmer geworden sein, was es geworden ist!

Wie anders sah man es in Oesterreich, und wer gedächte nicht jenes Leopold, der, nachdem ihm der König Johann Sobieski von Polen Wien und das Reich von den Türken befreit und gerettet hatte, an eine Versammlung seiner fürstlichen Feldherrn die Frage richtete, wie er denn wohl den König von Polen zu begrüßen habe, da derselbe doch nur ein Wahlkönig und einem geringen Geschlechte entsprossen sei. So meinte er, berückt von dem Zauberwahne seiner römisch-deutschen Kaiserwürde, der König von Polen, wenn er ihn gerettet habe, könne doch eben nur eine Pflicht erfüllt haben, da doch eigentlich alle Fürsten vor dem römisch-deutschen Kaiser nur Vasallen seien. Aber der Dünkel ist verhängnißvoll! Ihm folgt als Nemesis die Verweichlichung und nur zu leicht wächst einer Dynastie ein Sardanapal zu!

Treu seiner Proclamation und treu den Sitten seiner Väter, stand der hochbejahrte König Wilhelm im heißesten Kampfe, wie nun bald erzählt werden wird, an der Spitze seines Heeres, und die kühnsten Rollen spielten die ersten Prinzen seines Hauses; — vergebens dagegen schauten sich in den Stunden des schwersten Verhängnisses die Oesterreicher nach ihrem Kaiser um; er weilte zu Wien; und von den Erzherzögen hörten sie kaum einen Namen nennen! —

Die Proclamationen der österreichischen und preußischen Feldherren, welche natürlich nicht an die Völker, sondern an die Armeen gerichtet waren, athmeten natürlich den Geist der Proclamationen ihrer Monarchen. Auf österreichischer Seite trat besonders die des Feldzeugmeisters von Benedek, des Oberbefehlshabers der gegen Preußen gestellten österreichischen Nordarmee hervor. Die erste von ihm erschienene Proclamation mißfiel durch widerwärtige Großsprecherei, nach welcher das österreichische Heer nach wenigen Wochen in Berlin einrücken und dort sich gütlich thun sollte, selbst in Oesterreich so sehr, daß sie für falsch und von unberufener Hand veröffentlicht erklärt wurde. Es erschien nun eine zweite Proclamation, deren Wortlaut folgender war:

„Sr. Majestät der Kaiser verkündet mit dem Manifeste vom heutigen Tage seinen treuen Völkern, daß alle Anstrengungen den Frieden zu erhalten, vergeblich waren; daß er gezwungen ist, für die Ehre, für die Machtstellung und Unabhängigkeit Oesterreichs und seiner edeln Bundesgenossen zum Schwerte zu greifen.“

„Die Ungewißheit, die auf uns gelastet, ist somit gehoben, unsere Soldatenherzen dürfen höher schlagen, zu den Waffen ruft unser allergnädigster Kriegsherr und mit Gottvertrauen gehen wir nunmehr einem gerechten und heiligen Kriege entgegen.“

„Wohlan denn, Soldaten! unsere erhabenste Aufgabe beginnt!“

„Mit freudiger Hingebung und Schnelligkeit habt Ihr Euch — von nah und fern — der Deutsche wie der Ungar, der Slave wie der Italiener — unter des Kaisers Fahnen geschaart; sie sind nun aufs Neue entfaltet zum Kampfe für sein gutes Recht, für Oesterreichs heiligste Interessen, für unseres Vaterlandes höchste Güter: — und Ihr werdet diese Fahne unter allen Umständen hoch und ruhmvoll halten, Ihr werdet mit Gottes Hilfe sie zum Siege tragen! Zu den Waffen also! — Wie Ihr mit mir daran seid, Soldaten! was ich für Euch fühle, was ich von Euch fordere und erwarte, das wißt Ihr, setze Jeder nun seine besten Kräfte ein, damit wir das höchste Vertrauen unseres schwergeprüften vielgeliebten Kaisers und Herrn mit jubelndem Todesmuthe rechtfertigen, damit ich Euch bald zurufen

könne: „Ihr habt Euch wacker gehalten, wie es Oesterreichs Söhnen ziemt — das Vaterland ist stolz auf Euch — der Kaiser ist mit Euch zufrieden.““

Es läßt sich eine gewisse Befangenheit in dieser in der That vollkommen nichtssagenden Proclamation nicht verkennen, und man hat vermuthet, daß die Zurechtweisung wegen Benedeckes erster großsprecherischen Proclamation, die vielleicht dem Character des Mannes mehr entsprochen hat, einen ungünstigen Einfluß bei der Abfassung dieser zweiten geübt habe. Mindestens ist diese förmlich todt und trotz der kräftigen Anrufe eindruckslos.

Ein ganz anderer Geist bekundet sich in der Proclamation des Kronprinzen von Preußen, die er beim Ueberschreiten der böhmischen Grenze als Armeebefehl erließ. Sie lautet:

„Soldaten der zweiten Armee! Ihr habt die Worte unseres Königs und Kriegsherrn vernommen! Die Bemühungen Sr. Majestät, dem Lande den Frieden zu erhalten, waren vergeblich. Mit schwerem Herzen, aber stark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit seiner Armee, ist der König entschlossen zu kämpfen für die Ehre und Unabhängigkeit Preußens wie für die machtvolle Neugestaltung Deutschlands. — Durch die Gnade und das Vertrauen meines königlichen Vaters an Eure Spitze gestellt, bin ich stolz darauf, als der erste Diener unseres Königs mit Euch Gut und Blut einzusetzen für die heiligsten Güter unseres Vaterlandes.“

„Soldaten! zum ersten Male seit über 50 Jahren steht unserem Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf Eure Kraft, auf unsere bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, daß es gilt, denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug. Und nun vorwärts mit der alten preußischen Loosung: Mit Gott für König und Vaterland!“

Und dieser kurzen, durch ihren freien und natürlichen Ausdruck so kräftigen Proclamation stellt sich gleichartig die des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des Befehlshabers der ersten Armee, an die Seite. Sie ist der Ausdruck seines persönlichen Charakters, und durch nichts so als durch diese Proclamation hätte er sich als einen geborenen Krieger kennzeichnen können. Sie lautet:

„Soldaten! das treulose und bundesbrüchige Oesterreich hat ohne Kriegserklärung schon seit einiger Zeit die preußischen Grenzen in Oberschlesien nicht respectirt. Ich hätte also ebenfalls ohne Kriegserklärung die böhmische Grenze überschreiten dürfen. Ich habe es nicht gethan. Heute habe ich eine betreffende Kundgebung übergeben lassen und heute betreten wir das feindliche Gebiet, um unser eigenes Land zu schonen. Unser Anfang sei mit Gott! Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt,

der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: „laßt Eure Herzen zu Gott schlagen und Eure Fäuste auf den Feind!“ In diesem Kriege handelt es sich, Ihr wißt es, um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres theuren Preußens. Der Feind will es ausgesprochener Maßen zerstückeln und erniedrigen. Die Ströme von Blut, welche Eure und meine Väter unter Friedrich dem Großen und in den Befreiungskriegen und wir jüngst bei Düppel und auf Alsen dahin gegeben haben, sollten sie umsonst vergossen sein? Nimmermehr! Wir wollen Preußen erhalten wie es ist und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der in uns mächtig seine und Preußens Waffen segnen wolle! Und nun vorwärts mit unserem alten Schlachtrufe: Mit Gott für König und Vaterland! Es lebe der König!“

Es war ein anderer Geist in den preußischen als österreichischen Proclamationen, und dreist darf behauptet werden, daß ein ganz gleiches Verhältniß zwischen den beiden Armeen zu finden war, die eine frei, muthig und voller Theilnahme an dem Zwecke des Krieges, die andere stumpf und gezwungen.

29.

Das Terrain des Krieges.

Es mag angemessen scheinen der Schilderung der hochwichtigen Thatsachen des Jahres 1866 eine Betrachtung der politischen Situation Europas voranzuschicken; allein da auf diesem Gebiete sich viele Facta dem Auge des Beobachters entziehen und entziehen sollen, andere nur aus Folgerungen zweifelhaft kennen gelernt werden können, so treten wir sogleich auf die Bahn der kriegerischen Ereignisse, denen wir nun ohne erhebliche Unterbrechung werden folgen können.

Um für diese einen annähernd richtigen Maßstab zu gewinnen, ist es nöthig, das Terrain kennen zu lernen, über welches der stürmisch schnelle Krieg sich in seiner wunderbaren Weise hinwälzte. Dasselbe umfaßte das ganze Deutschland, die nicht zum ehemaligen deutschen Bunde gehörigen Länder Preußens und Oesterreichs, natürlich auch den Marinebereich dieser beiden Staaten, Schleswig, welches jetzt noch nicht zu Deutschland gerechnet

werden konnte, und Italien, ohne Rom, welches, das Herz des nach Leben ringenden italienischen Körpers, noch immer durch die französische Occupation neutralisirt war. In diesem Terrain sonderten sich drei Kriegsschauplätze, nämlich der, auf welchem Preußen mit den süddeutschen Fürsten, als den Bundesgenossen Oesterreichs zu schaffen hatte, der, auf welchem Preußen mit Oesterreich selbst kämpfte, also Schlesien, Böhmen und Sachsen, und der, auf welchem Oesterreich mit Italien focht (Venetien, Lombardei und Thyrol).

Der erste und zweite Kriegsschauplatz hätten ohne Mühe verbunden werden können, nämlich der westdeutsche und böhmische. Für Oesterreich wäre das von erheblichsten Vortheilen gewesen, und da Preußen in dem westlichen Theile seines Gebietes sehr wenige Truppen gelassen hatte, so war durchaus kein Hinderniß vorhanden, daß die Truppen der süddeutschen Staaten sich ostwärts zogen und auf baierischem Boden nach rechts deployirend Fühlung mit der österreichischen Nordarmee nahmen, welche allerdings mehr westlich, also hauptsächlich längs der sächsischen Grenze aufzustellen gewesen sein würde. Die Reichsarmee würde eine Stütze der österreichischen und die österreichische eine Stütze der Reichsarmee geworden sein, beide zusammen aber würden eine große Ueberlegenheit gegen die preußische Armee gehabt haben. Allein Oesterreich täuschte sich wie immer in diesen Bundesgenossen. War es selbst noch nicht fertig zum Kriege, so waren es diese noch viel weniger. In Preußen aber täuschte es sich noch vielmehr, denn daß Preußen sofort nach der Bundestagssitzung vom 14. Juni zum Schwerte greifen werde, das hatte es sich nicht gedacht.

Dadurch gingen natürlich alle Vortheile, die bei langsamerer Entwickelung gewonnen werden konnten, verloren. Sehnend hoffte Oesterreich sich wenigstens noch durch die Baiern verstärkt zu sehen, aber auch das konnte nicht in Erfüllung gehen, da die süddeutschen Staaten nach dem Falle von Hannover und Hessen sofort hart engagirt wurden.

Das Königreich Böhmen gewährte den Oesterreichern ein Terrain, wie es in der Welt kaum vortheilhafter gefunden werden könnte; freilich kommt viel darauf an, daß derjenige, der zuerst die Vortheile in der Hand hat, sie auch behauptet, denn hat er sie dem Gegner überlassen, dann freilich wird ihm auch das Terrain desto verderblicher. Der ganze Norden Böhmens und Mährens ist bis Galizien hin mit hohen Gebirgen (Erzgebirge, Riesengebirge, Sudeten) besetzt, deren Pässe, wenn sie vertheidigt werden, nur schwer zu forciren sind.

Fast allenthalben findet sich Gelegenheit für feste, oft fast unangreifbare Stellungen, und Daun hatte im siebenjährigen Kriege gezeigt, wie man das Land für solche zur Defensive richtig zu benutzen habe. Mehr und

minder bedeutende Flüsse durchbrechen die Gebirge, so namentlich die Eger, Beraunka, Moldau, Elbe, Sazawa, Iser u. a. Und diese Flüsse geben für die Offensive eben so treffliche Operationslinien, als für die Defensive Rücken- und Flankendeckungen.

Zahlreiche Festungen (Olmütz, Josephstadt, Königgrätz, Prag, Theresienstadt) gewähren wichtige Stützpuncte und Depôtplätze, und mehre Eisenbahnen (die wien-olmützer, olmütz-prager, prag-dresdener) gewähren das trefflichste Mittel für Zuführung von Verstärkungen, Nahrungsmitteln und für die schnelle Dislocation und Förderung der Armee sowohl im Retiriren, als im Avanciren. Alle diese Vortheile waren zunächst in der Hand der Oesterreicher, und wollten die Preußen dieselben benutzen, so mußten sie dieselben erst durch Siege erringen.

Sollte nun aber das österreichische Heer offensiv verfahren und auf die Flachländer Schlesiens, Sachsens und der Mark vorgehen, so war Böhmen ihnen eine vortreffliche Basis und Deckung. Nirgends können Magazine gesicherter sein als in diesem von Gebirgen umgebenen und von Gebirgszügen und Flüssen kreuzweise durchschnittenem Lande; freilich dürfen sie beim Vorrücken des Heeres einer angemessenen Vertheidigung nicht entbehren. Vier wichtige Eisenbahnlinien machen sich weithin für die nördlichen Gegenden Deutschlands verfügbar, und mehre von Ost nach West, also quer durchschneidende Bahnen, unter denen die dresden-breslauer in erster Reihe steht, geben den Transporten die Möglichkeit vielseitiger schneller Dislocation.

Die Kriegsverhältnisse waren daher ganz andere als zu Friedrichs des Großen Zeiten, wo man durch Zerstörung einiger Magazine, dem ganzen Operationssysteme des Feindes eine Wendung geben und ihm den besten Plan durchstreichen konnte. Die Eisenbahnen machen es unnöthig nahe im Rücken Magazinplätze zu haben. Was könnte es viel schaden, wenn den vordringenden Oesterreichern bei Zittau ein Magazin vernichtet würde, wenn sie bei Pilsen oder Brünn ein zweites haben, und wozu sollten sie in gefährlicher Nähe Magazine einrichten, da die größere Entfernung sicherer Plätze eine fast unmerkliche Verzögerung verursacht und der Verpflegung keinen Eintrag thut?

Aber bei allen diesen großen Vortheilen bleibt die Voraussetzung immer bestehen, daß man die Vortheile zu behaupten wissen müsse, denn in die Hand des Feindes übergegangen, werden sie umgekehrt desto verderblicher sein. Die Vortheile der Offensive sind daher gegenwärtig viel größer als in früherer Zeit. Es schien daher natürlich, daß die Oesterreicher, welche zuerst den wichtigsten Theil des Operationsfeldes besetzten, die Offensive ergreifen und sich die ohne Verdienst weggenommenen Vortheile ersprießlich

machen würden. Damit stimmte denn auch die erste Proclamation des Feldzeugmeisters von Benedeck überein, nach welcher die Oesterreicher nach 14 Tagen Herren von Berlin sein und die Croaten ihrer Rache ein Fest bereiten sollten.

Nicht minder im Besitze der Vortheile waren die Oesterreicher auch auf dem italienischen Kriegsschauplatze. Derselbe umfaßt das Gebiet von den Gebirgen von Thyrol bis zum Po und vom Gardasee und Mincio bis zum adriatischen Meere. Auf der dem Feinde zugekehrten Seite liegt das berühmte Viereck der vier Festungen Mantua, Verona, Peschiera und Legniago. Dieses Festungsviereck hatte den Ruf gewonnen, daß es die Passage einer feindlichen Armee unmöglich mache.

Es ist deshalb dem Kaiser sehr verdacht worden, daß er 1859, bis auf dieses Festungsviereck zurückgedrängt, den Frieden abschloß, anstatt die Franzosen nun erst seine Kraft fühlen zu lassen.

Es ist mit Recht behauptet worden, daß es für die Vertheidigung kein besseres Terrain giebt, und der Krieg, den wir jetzt schildern, hat selbst davon einen Beweis gegeben. Hier war den Oesterreichern alles zu Gunsten, selbst die reiche Erfahrung, die sie gemacht hatten. Denn hier hatten sie sich seit 1796 in zehn Feldzügen bewegt und bei Hunderten von Unternehmungen das Terrain in allen seinen Verhältnissen gründlich kennen gelernt.

Im Osten ist das Terrain vom adriatischen Meere begrenzt. Die Küstenausdehnung von Triest bis zur Pomündung ist nicht so groß, daß nicht die österreichische durchaus nicht unbedeutende, und der jungen italienischen entschieden überlegene Flotte vollen Schutz gewährt hätte.

Vom Süden her ist das Terrain durch den Po, einen bedeutenden Strom, begrenzt und das weite Küstengebiet zwischen Ravenna, Ferrara, Commachio und Pomündung ist dergestalt versumpft, daß sich eine Armee nur unter großen Schwierigkeiten bewegen kann. Der Poübergang auf diesem Gebiete ist schwierig und würde mindestens den Beistand einer Flotte erfordern, wie denn eine Armee zwischen Ravenna und Adria kaum zu operiren im Stande ist, wenn nicht eine Flotte sie begleitet.

Der Länge nach, also von West nach Ost ist das ganze Gebiet von der Etsch (Adige) durchschnitten. Die Etsch ist nicht bloß als Wasserstraße für Transporte, sondern auch als Deckung von großer militairischer Bedeutung. Die Aufstellung einer Armee auf der Linie Mantua Adria genießt zugleich die Deckung des Pos und der Etsch. Geht hier eine Armee gegen die Küste zurück, so werden ihr von jenen Stömen die Flanken so gedeckt, daß die Gefahren des Flankenmarsches sich sehr mindern. Die Etsch verbindet Verona und Legnago. Wichtig schon dadurch, macht sie die östliche Be-

grenzung des berühmten Festungsvierecks von Verona, Legnago, Mantua und Peschiera aus. Im Westen wird das innere Gebiet jener Festungen ebenso vom Mincio begrenzt, welcher die Festungen Mantua und Peschiera verbindet, von Mantua südöstlich gewendet in den Po geht, nördlich aber seine Linie durch den Gardasee weit hin in die Alpen von Tyrol ausdehnt. Vier wohl erhaltene Heerstraßen erleichtern die Truppendislocationen innerhalb des Festungsvierecks und eine Eisenbahn durchschneidet dasselbe in seinem nördlichen Theile, nämlich die von Venedig über Padua, Vicenza, Verona nach Mailand führende, auf welche die aus dem Innern Oesterreichs kommende trienter Bahn unter rechten Winkeln stößt. Zwei Parallelbahnen treffen auf Triest und Venedig.

Das ganze Kriegstheater Venetiens ist im Norden durch die Alpen begrenzt, die ihre mächtigen Bergketten meist parallel nach Süden strecken. Dieser Umstand erleichtert die Verbindung mit dem Gebirgslande, welches den Depôtplätzen die größte Sicherheit gewährt. Der Flächenraum Venetiens beträgt 434 Quadratmeilen.

Zahlreiche Ströme, alle aus den Alpen kommend und in das adriatische Meer fallend, durchschneiden auch in seiner östlichen Hälfte das Gebiet, und zwar in fast gleichen Entfernungen und gleicher Richtung. Einer zurückweichenden Armee gewähren diese Ströme von Strecke zu Strecke ein neues Vertheidigungsmittel; die Armee kann sich stufenweise setzen und behält auf der einen Flanke an den Alpen, in denen jedes Detachement dreifache Kraft zur Deckung entwickeln kann, eine Stütze, während die andere Flanke durch das adriatische Meer und seine weit in das Küstengebiet hineinreichenden Sumpfländer gedeckt ist. Zahllose Durchschnitte erhöhen die Defensivkraft, und kaum könnte ein Land der Defensive vortheilhafter sein als Venetien.

Doch hatte sich Oesterreich in früheren Zeiten nirgends schlechter vertheidigt als hier. Allein es hatte aus seinen früheren Fehlern Lehren gezogen, und nach dem zu urtheilen, was es in dem kurzen Kampfe von 1866 gethan, hätte man andere und bessere Operationen erwarten dürfen, am aller wenigsten aber das, was es freiwillig gethan, die Aufgabe dieses Venetiens, welches als das herrlichste Defensivterrain, gelehnt an die Alpenländer, eine wahre Brustwehr des Kaiserstaates war.

Seit von Paris her die Idee sich kund gegeben, daß es um des Friedens willen nothwendig sei und der Vernunft entspreche, wenn die durch Sprache, Sitte rc. gekennzeichneten Nationen sich einen und staatlich sondern, hatte Oesterreich stets darauf hingewiesen, daß ihm Venetien seiner Vertheidigungskraft halber von größter Wichtigkeit, ja daß Venetien vom Süden her der wahre Schutz Deutschlands sei, und man erkannte darin, daß Oesterreich

den militairischen Werth Venetiens genau kannte. Und wie hätte das nicht sein sollen, da es auf diesem Gebiete schon so oft gefochten hatte?

Das richtige Urtheil über den militairischen Werth dieses Landes hatte Oesterreich auch in seinen verschiedenen Fortificationen kund gegeben. Die Paßbefestigungen von Pastrengo, Ceradino, Franzenfeste in den Alpen und mehre südliche Fortificationen am Po, z. B. Borgoforte zeigen, daß Oesterreich sich des militairischen Werthes dieses Landes ganz bewußt war, welches noch besonders vor anderen Ländern dadurch ausgezeichnet war, daß es nur zwei Angriffsseiten hatte, nämlich im Süden über den Po und im Westen durch das viel erwähnte Festungsviereck.

Wie erschwert aber der Angriff auf diesen beiden Seiten war, haben wir bereits gesagt; vom Norden her konnte dagegen Oesterreich der Feind niemals kommen und von Osten anzugreifen, wo weite Sumpfgebiete und eine schützende Flotte sich geltend machten, würde ihn nicht leicht je ein Feind unternommen haben. Mindestens hätte hier der einzige Angriffspunct nur Venedig sein können, und das besaß in seinen eigenen Fortificationen eine gute Vertheidigungskraft.

Ganz unterschieden von diesem italienischen, war der westdeutsche Kriegsschauplatz. Nachdem Preußen Kurhessen und Hannover weggenommen und die anderen norddeutschen Staaten in einen Bund mit sich gezogen, hatte es seine Operationslinie an den Main vorwärts gerückt. Hier begegnete Preußen nicht einem, sondern vielen Feinden, deren kriegerischer Ernst sehr verschieden war. Die Mainlinie giebt in ihrem oft nord- und südwärts gerichteten Laufe dem Terrain beider Parteien tiefe Ausschnitte, die die siegende Partei jedenfalls dazu nöthigen, vorwärts zu schreiten, um für die Heereslinie ein Terrain zu gewinnen, welches deren Verbindung nicht stört. Die Länder diesseits und jenseits des Mains, der sich bis nahe an das westliche Ende Sachsens hinaufzieht, liegen offen da. Sie haben keine territoriale Vertheidigungskraft, außer derjenigen, die ihnen einige Gebirgszüge, als namentlich der Taunus, Odenwald, Spessart, Thüringer Wald, Fichtelgebirge u. a. verleihen. Doch sind alle diese Gebirge leicht und in allen Richtungen zu passiren.

Der nördliche Theil dieses großen Kriegsfeldes, der nun in Preußens Hand war, wird von vielen Flüssen und drei mächtigen Strömen, nämlich der Elbe, Weser und dem Rhein in nordwestlicher Richtung durchzogen, während der südliche Theil (Baden, Großherzogthum Hessen, Würtemberg, Baiern) nur von der Donau durchschnitten wird, die aber so weit südlich liegt, daß alles verloren sein müßte, wenn von ihr als einem Vertheidigungsmittel Gebrauch gemacht werden sollte. Zahlreiche kleinere Gewässer, die

sich in drei verschiedenen Richtungen in den Rhein, Main und die Donau ergießen geben diesem Kriegsfelde keine sonderliche Bedeutung, eben so wenig als die Festungen Landau, Rastatt, Germersheim, Ulm und Ingolstadt.

Bedeutsam durch ihre Festungen ist die Rheinlinie. Auf ihr findet man Mainz, Koblenz, Köln, Wesel und Saarlouis. Aber diese Festungen sind gegen einen von Westen kommenden Feind berechnet und könnten in einem Kriege Preußens gegen die süddeutschen Staaten wohl kaum zur Bedeutung kommen.

Wichtiger dagegen waren auf der nördlichen Hälfte dieses Kriegsfeldes die Festungen Erfurt, Minden, Magdeburg, Torgau und Wittenberg für den Fall, daß Preußen zurückgeschlagen wurde.

Vergleicht man die nördliche und südliche Hälfte dieses großen Kriegsschauplatzes, so findet man zwischen denselben eine bedeutende Aehnlichkeit, wenn auch die südliche etwas gebirgiger erscheint. Selbst in den Eisenbahnen beider wird eine gewisse Uebereinstimmung gefunden; nur daß die Hauptschienenwege im Süden südwärts, dagegen im Norden westwärts gehen.

Indessen hatte dieser Kriegsschauplatz, welcher den großen Mitteltheil Deutschlands begreift, zunächst eine untergeordnete Bedeutung, weil Oesterreich immer als Hauptactor zu betrachten war, sich aber nicht annehmen ließ, daß es Gelegenheit gewinnen werde, hier zu operiren.

Dieser Fall konnte dann nur erst eintreten, wenn von ihm die ganze östliche Seite Preußens erobert gewesen wäre, was zwar Herr von Benedeck, nach seiner ersten Proclamation zu urtheilen, sich zur nächsten und ersten Aufgabe gemacht hatte, aber von ihm nicht ausgeführt werden konnte.

30.

Die Schlacht von Custoza.

Italien suchte den Ernst seiner Bundesgenossenschaft durch Eile zu beweisen. Schon am 24. Juni führte es eine Hauptwaffenthat, wenn freilich auch nicht mit Glück, aus.

Der König Victor Emanuel von Italien hörte im Kriegsrath verschiedene Meinungen wegen des Angriffsplans. Alle stimmten nur darin überein, daß allerdings der Feldzug sehr erleichtert werde, wenn man das Festungsviereck umgehe, und mit voller Kraft auf Venedig operire. Oesterreich

könne, hieß es, dieses Hauptobject, zu dessen Schutze jene Festungen erbaut seien, nicht preisgeben. Die österreichische Armee werde sich also zwischen dem Festungsviereck und Venedig im Felde stellen müssen. Werde sie dann, wie man mit italienisch feuriger Phantasie sicher voraussetzte, geschlagen, werden Vincenza, Padua und die anderen unwehrhaften Städte genommen, so sei man eben im Besitze des Landes und könne sich mit Hilfe der Flotte bald auch Venedigs bemächtigen. Sei man so weit, so werde sich mit Oesterreich schon verhandeln lassen. Diesem Plane angemessen würde das ganze italienische Heer haben über Po und Etsch auf dem Küstengebiete gegen Padua gehen müssen.

Allein dem stellte sich das Bedenken entgegen, die Oesterreicher würden dann, wenn nicht mit ihrer ganzen Macht, doch mit einem Theile derselben aus dem Festungsviereck über den Mincio in die Lombardei eindringen, wo ihr nicht minder werthvolle, und doch vielweniger geschätzte Objecte als Venedig preisgegeben sein würden. Dringe Oesterreich ernst gegen Mailand und Turin oder gar gegen die südlichen Hauptstädte vor, so sei auf alle Fälle das italienische Heer genöthigt, sich zurück zu wenden und der Krieg sei auf einen Schauplatz versetzt, der für den Angreifer höchst vortheilhaft sei. Wenn dies aber verhindert werden solle, so müsse den Oesterreichern der Uebergang über den Mincio abgeschnitten werden. Man müsse sie aus dem Festungsviereck herausdrängen in der Richtung auf Venedig, ihnen von Westen und Süden begegnen, um sie zu hindern, den Krieg auf italienischen Boden zu spielen nnd ihnen auf venetianischem Gebiete von zwei Seiten begegnen. Dergestalt müsse eine Armee über den unteren Po hinter dem Festungsvierecke in das Venetianische, eine zweite und stärkere Armee aber über den Mincio gerade durch das Festungsviereck gehen und alles hinausdrängen, was es finde. Hinter dem Festungsviereck auf venetianischer Seite müssen beide Armeen sich in Verbindung setzen und nun die hierher zurückgedrängte österreichische Armee angreifen. Damit nun aber Oesterreich nicht etwa von Tyrol aus eine Macht auf die Lombardei werfe, müsse auch diese Oeffnung verstopft werden und dazu der General Garibaldi erwählt werden, dessen Freischaaren dazu am Geeignetsten seien.

Diese letztere Meinung erlangte im Kriegsrathe die Oberhand, und es wurde nun eine Armee unter Cialdini an den unteren Po, das Freicorps unter Garibaldi gegen Tyrol geschickt und die Hauptarmee unter dem Befehle Victor Emanuels an den Mincio zwischen Mantua und Peschiera geführt.

Diese Hauptarmee bestand aus zwölf Divisionen in drei Armeecorps, welche letzteren von den Generalen Durando, Cucchiari und Della Rocca

commandirt wurden. Unter den Divisionsgeneralen befand sich auch der Kronprinz von Italien, Namens Humbert. Er führte die vierte Division des dritten Armeecorps.

Jedes Corps hatte die Stärke von über 45,000 Mann und die Stärke dieses ganzen Hauptheeres, mit einer besonderen Reservecavaleriedivision und der jedem Corps zugetheilten Reserveartillerie wurde auf annähernd 150,000 Mann berechnet. Es befanden sich bei dieser Armee 228 Geschütze. Diese Berechnung gehörte freilich nur dem Papiere und der Militairkanzlei an.

Es wurde nun bestimmt, daß das erste und dritte Corps nebst der Cavaleriereserve zuerst den Mincio überschreiten und dann das Corps des Königs auf anderen Wegen folgen solle, nachdem es einen Theil seiner Truppen zur Beobachtung der Festungen Mantua und Peschiera detachirt habe. Man hoffte von den Festungen überhaupt wenig fürchten zu müssen und das österreichische Heer nicht hinter dem Mincio, sondern hinter der Etsch, also hinter dem Festungsviereck zu treffen, wo man sich der rechtzeitigen Ankunft der cialdinischen Armee aus Süden versichert hielt.

Während dessen hatte der Erzherzog Albrecht sein Heer bei Verona gesammelt. Er benutzte mit großer Einsicht alle Lehren, die sich aus den Feldzügen des Generals Radezki schöpfen ließen, während die Italiener alle Fehler wiederholten, die Radezki so empfindlich gestraft hatte. Vor allem war die Dreitheilung ihres Heeres ein großer Fehler, der umso nachtheiliger werden mußte, je concentrirter der Erzherzog Albrecht seine Kräfte hielt.

Albrechts Heer bestand aus drei Armeecorps und einer Infanteriereserve in der Stärke einer Division. Unter ihm befehligten der Fürst von Liechtenstein, der Feldmarschalllieutenant von Maroicic, der Feldmarschalllieutenant von Hartung, Generalmajor v. Rodich und General v. Rupprecht.

Mehre Detachements schwächten dieses Heer, so daß zur Verwendung für die bevorstehende Schlacht nicht viel über 80,000 Mann blieben. Bei dieser bei Weitem geringeren Truppenzahl mußte den Oesterreichern daran liegen, daß es innerhalb des Festungsvierecks zur Schlacht komme, weil sie hier auf die Unterstützung einer der vier Festungen rechnen konnten.

Der Erzherzog Albrecht hatte mehre Truppenmassen zur Beobachtung des feindlichen Heeres ausgestellt, und wurde durch deren Befehlhaber, so wie auch durch Kundschafter, welche sich auf lombardischen Boden befanden, aufs Beste über die Bewegungen des italienischen Heeres unterrichtet. Sobald er wußte, daß die Italiener sich in Bewegung gesetzt und am 23. Juni den Mincio bei Monzambano, Borghetto und noch südlicher überschritten hatten, um mit einem Flankenmarsche längs der Straße von Villafranca gegen die Etsch, hinter welcher sie erst den Oesterreichern zu begegnen hofften,

vorzugehen, ließ er sofort sein Corps über Castelnovo, Giorgio, Sona und Sommacampagna gegen den Feind dergestalt vorrücken, daß er in der Flanke desselben Stellung gewann. Ein Reservecavaleriecorps stellte er zwischen Villafranca und Verona, während zugleich die Besatzung von Peschiera Ordre erhielt, sich für einen starken Ausfall in Bereitschaft zu setzen.

Während der Nacht des 24. Juni waren österreichischer Seits alle Truppen in Bewegung und, am Morgen befanden sie sich in der Stellung, welche die Städte Castelnovo, Giorgio und Sommacampagna bezeichnen. Den rechten Flügel bildete die Infanteriedivision des Generals Rupprecht, an sie schloß sich das siebente, an dieses das neunte Armeecorps und an dieses, den linken Flügel bildend, die Cavaleriereserve an.

Dieses ganze Heer enthielt nicht viel über 70,000 wirkliche Streiter. Die Fronte war nach Süden und also gegen die Flanke der italienischen Marschcolonne gerichtet, welche jetzt westwärts mit Mißachtung der wichtigsten Vorsichtsmaßregeln gegen Villafranca hin vordrang. Die Spitze bildete die Division des Kronprinzen Humbert, ihr folgte die Division unter dem General Bixio, die Division Cugia und Govone neben einander mit geringer Distance, dann die Division Brignone, dann mit weiter Distance hinter einander die Divisionen Sirtori, Cerale und Pianelli, welche letztere als Reserve auf dem rechten Mincioufer zurückgehalten wurde.

Das zweite Armeecorps, bei welchem sich der König befand, hatte während der Schlacht vor Roverbella in weiter Entfernung Stellung. Alles was etwa in der Eigenschaft wirklicher Streiter zum Kampfe gestellt werden konnte, war auf Seite der Italiener annähernd 100,000 Mann mit über 170 Geschützen. Die Ueberlegenheit der Italiener betrug daher ungefähr ein Fünftheil und würde noch größer gewesen sein, wenn einige unnütze Detachirungen unterblieben wären.

Sobald der Erzherzog Albrecht Nachricht erhalten, daß die italienischen Truppen im vollen Marsche seien und dabei wenig ihre Verbindung bewahren, ließ er seine Truppen auf der ganzen Linie rasch vorrücken, um den Feind noch in der ungeschickten Stellung seines Flankenmarsches zu treffen und einen Aufmarsch desselben zu einer correcten Schlachtordnung zu verhindern.

Der erste Kampf entspann sich an der Spitze des italienischen Heeres, also zwischen der Division des Kronprinzen Humbert und der österreichischen Reservecavalerie. Es kam sogleich zu einer sehr heftigen Action, bei welcher die Italiener stürmischen Eifer zeigten.

Allein sie hatten keine Stellung, da die Umsicht der Oberleitung sie ihnen zu geben oder schon auf dem Marsche zu sichern nicht vermocht hatte.

Indessen eilte die Division Bixio rasch der des Kronprinzen zu Hilfe, so daß diese sich nun wenigstens zu behaupten im Stande war.

Inzwischen aber war das neunte österreichische Armeecorps eilig von Sommacampagna auf der Straße von Custoza vorgerückt und engagirte nun die achte und neunte italienische Division in sehr heftiger Weise, so daß diese Divisionen auf einem für sie sehr ungünstigen Terrain große Mühe hatten, den Kampf auszuhalten. Hier trafen im Laufe des Vormittags der König Victor Emanuel und der Kriegsminister de la Marmora ein. Allein ihre Anordnungen gereichten dem Gange des Kampfes ihrer Seits nicht zum Nutzen.

Während dessen hatte sich auch auf dem linken italienischen Flügel, von welchem die Entscheidung ausging, der Kampf entwickelt, so daß in den ersten Stunden nur die dritte und fünfte Division, welche die linke Hälfte des Centrums ausmachten, noch verschont blieben.

Es war sieben Uhr morgens, als die zuletzt über den Mincio gegangene Division des Generals Cerale an der von Castelnova nach Valeggio führenden Straße mit der österreichischen Reserveinfanteriedivision zusammentraf und nach einem heißen Kampfe auf Oliosi zurückgeworfen wurde. Hier aber setzten sich die Italiener in einer günstigen zur Rechten durch den Tione-fluß gedeckten Stellung; der General sendete mehre Ordonnanzen an den General Pianelli, der noch jenseit des Mincio stand, mit der Bitte, ihm rasch zu Hilfe zu eilen. Pianelli führte aber nun nicht seine Division, sondern nur eine Brigade derselben bei Monzambano über den Mincio und gegen Oliosi.

Während dessen aber hatte der Erzherzog Albrecht einen Theil seines siebenten Armeecorps von Giorgio aus gegen Oliosi dirigirt, um auf den linken italienischen Flügel, von dem er wußte, daß er am schwächsten und schlechtesten unterstützt war, die Entscheidung zu geben. Gleichzeitig auch ließ er einen Theil des fünften Armeecorps gegen die fünfte italienische Division auf der Straße von Rocca di Palazzuola anrücken, um diese sowohl als die fünfte italienische Division zu hindern, den linken Flügel ihres Heeres bei Oliosi zu unterstützen.

Als die österreichischen Linien sich vor Oliosi entwickelt hatten, trat ihre Artillerie mit ihrer vollen Ueberlegenheit ein. Die mit Umsicht gewählten Positionen der Batterien hatten den größten Einfluß. Oliosi wurde in Brand geschossen, mehre italienische Batterien wurden völlig demontirt, die gleichzeitigen gut ausgeführten Infanterieangriffe brachten sehr bald auch die italienische Infanterie, die meist nach Schützenweise hinter Deckung kämpfte, in ein Schwanken, welches durch die österreichische Cavalerie, so schwach

sie hier auch auftrat, minütlich vermehrt wurde. Jetzt bedrohete auch ein Ausfall der Besatzung von Peschiera die Italiener. Vergebens sah sich Cerale nach Hilfe der Division Sirtori, der ebenfalls die Aufforderung zum Beistand zugefertigt war, um. Diese Division war nur bedroht von dem fünften österreichischen Armeecorps, aber nicht wirklich engagirt. Allein sie zog es vor, in Ruhe zu harren.

Aber auch Pianelli ließ sich noch nicht blicken. Nun widerfuhr dem General Cerale, der in der That als ein wahrer Held gefochten hatte, das Unglück verwundet zu werden. Das hätte sehr verderblich werden können, wenn von seiner Seite mit der ihm eigenen Umsicht nicht bereits der Rückzug auf Monte Vento angeordnet gewesen wäre.

Vor Monte Vento liegt ein Gebirgszug (der dem Orte den Namen gegeben), welcher seinen Truppen eine sehr günstige Defensivstellung gewähren konnte. Sehr viel kam aber darauf an, daß die Truppen diesen Ort in guter Ordnung erreichten. Das gelang nicht. Die Oesterreicher drangen mit zu großem Ungestüm nach. Sirtori unterstützte schlecht, Pianelli mit seiner Brigade war noch nicht zu sehen, Cerale war verwundet, der Befehlshaber des Armeecorps Durando, der für ihn sogleich den Befehl übernahm, wurde ebenfalls verwundet. In großer Verwirrung kam also die Division auf dem Monte Vento an.

Sie suchte sich dennoch zu setzen. Allein die österreichische Reservedivision und die Brigade des Generals von Piret drängten mit Ungestüm nach, warfen die Italiener von dem Gebirge hinunter und trieben sie auf der Straße von Valeggio vor sich her.

Allein jetzt durften sie die Verfolgung nicht weiter fortsetzen, denn Pianelli stand nun mit seiner Brigade in ihrer rechten Flanke, während sie bereits die Höhe der Division Sirtori, die zur Linken stand, überschritten hatten. Allein sie wendeten sich nun gegen die Brigade Pianelli, die dicht am Mincio so gut wie abgeschnitten war. Es kostete nicht viel, diese in hohem Maße gefährdete Brigade, die ohnehin noch den Ausfall der Besatzung von Peschiera aushalten mußte, zum Weichen zu bringen. Natürlich schlug auch sie ihren Rückzug auf Valeggio ein. So war der linke Flügel des italienischen Heeres vollkommen geschlagen. Es war jetzt drei Uhr Nachmittags.

Nun drangen die Oesterreicher auch auf die Division Sirtori (fünfte) ein, faßten sie in der linken Flanke und machten es ihr, da sie durchaus nicht unterstützt wurde, unmöglich das Feld zu behaupten. Auch diese zog sich rasch auf Valeggio zurück anstatt eine Flankenstellung zu nehmen, wodurch sie immer noch dem Gros des Heeres einen großen Dienst hätte leisten

können. Es ist das um so weniger zu verzeihen, als die Höhen von Seraglio nicht nur eine treffliche Stellung gewährten, sondern auch der Tionefluß, der hier beinahe einen Kreis schließt, die vollkommenste Deckung gewährte. So hatten nun die dritte, neunte und achte italienische Division die ganze Wucht des österreichischen Angriffs auszuhalten. Gegen diese Divisionen war der Feldmarschalllieutenant Hartung vorgedrungen. Der Kampf war wüthend. Das Gebirge von Casa del Sole gab beiden Theilen einen guten Anhalt.

Da nun die Division des Kronprinzen Humbert die schlimme Lage dieser Division sah, wendete sie sich sogleich zur Linken, um sie zu unterstützen. Allein die österreichische Reservecavalerie, welche von Calori aus operirte, wurde trefflich commandirt. Sie bestrafte jedes Bemühen der Division Humbert, die Divisionen Cugia, Gavone und Brignone zu unterstützen, mit einer sofortigen Attaque.

Diese Angriffe waren oft von erschütternder Wucht und die Flügeldivision war immer wieder gezwungen zur Quarréformation ihre Zuflucht zu nehmen, da der Kriegsminister von Marmora, der mit dem Könige hinter der neunten Division den Kampf beobachtete, nicht daran dachte, daß durch Flankenstellung von einigen Regimentern ein sehr guter Schutz gegen feindliche Cavalerie gewonnen werde. Daun hatte im siebenjährigen Kriege mehr als ein Mal diese Formation angewendet und nie ohne guten Erfolg. Friedrich der Große, der nichts Gutes sah, ohne es sofort für sich zu verwerthen, hat seinen Gegner mit dieser Formation oft nachgeahmt. Nur dann ist die Flankenstellung nicht anwendbar, wenn man kraftvoll offensiv zu operiren hat.

Während nun auch hier der Kampf ungünstiger für die Italiener sich gestaltete, das Drängen des österreichischen neunten und siebenten Armeecorps immer heftiger wurde, der nun vacant gewordene rechte österreichische Flügel links auf die linke Flanke der verkürzten italienischen Schlachtordnung einschwenkte, und dergestalt eine sehr ernste Gefahr sich entwickelte, stellte sich der Kriegsminister la Marmora an die Spitze der Division Brignone, um mit ihr die Anhöhen vor Mazzole zu nehmen; allein eine Brigade des österreichischen siebenten Armeecorps machte ihr dieses Object streitig. Eine Stunde lang währte der Kampf in höchst wüthender Weise, und wieder entschied die österreichische Artillerie. Die Höhen wurden von den Oesterreichern genommen und die italienische Division auf Revenda zurückgeworfen. In ihr commandirte der zweite Sohn des Königs Victor Emanuel, nämlich Prinz Amadeus. Er führte eine Brigade, hinter dieser wurde er verwundet. Da durch das Weichen der dritten Division die Schlachtordnung die Deckung

durch den Tione verlor, so mußten nun Reservetruppen eingeschoben werden. — Noch immer hofften la Marmora und der König der Schlacht eine andere Wendung zu geben. Schon war der linke Flügel ganz über den Haufen geworfen; doch wurde der Kampf zwischen Revenda, Custoza und Ganfardine mit Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die Deckung, welche die Berge gewährten, bereitete immer neue brauchbare Stellungen, und man verließ sich auf die Deckung welche der Tione verlieh, und auf die Truppen, welche nach Valeggio zurückgewichen waren und, wenn auch außer Gefecht setzt, doch vom Feinde noch nicht unbeachtet bleiben durften.

Allein inzwischen waren auf österreichischer Seite drei neue Brigaden auf dieses Feld geworfen worden und vom rechten, nunmehr müssigen Flügel wurde alles Ueberflüssige auf diesen Punct dirigirt. Die Wucht warf sich von österreichischer Seite hauptsächlich auf das Centrum der noch vorhandenen italienischen Schlachtordnung. Die Division Cugia wurde von den Höhen von Custoza herunter getrieben, die Division Humbert mußte sich heranziehen, um nicht abgeschnitten zu werden, und der Kriegsminister Marmora bewog nun den König sich eilend auf das linke Mincioufer zu begeben, weil er den Verlust der Schlacht für sehr wahrscheinlich hielt. Er selbst eilte nach dem entfernten Goito, um Reserven nach zu fördern.

Das hätte er nicht thun sollen und war vielmehr die Sache eines Ordonnanzoffiziers. Dadurch, daß er und der König das Schlachtfeld verließen, gerieth die Oberleitung in Verwirrung, die Energie ließ schnell nach und um sechs Uhr war auch hier die Armee in einem vollständigen Rückzuge, der fast einer Flucht glich.

Ein großer Theil des zweiten Armeecorps war gänzlich unverwendet weit rückwärts stehen geblieben. Hatte dies den Verlust der Schlacht zum Theil mit herbeigeführt, so gaben doch jene unverwendet gewesenen Truppen der flüchtigen Armee etwas Halt, so daß der Rückzug allmälig etwas bessere Ordnung gewinnen konnte. Auf vier verschiedenen Wegen wurde er vollzogen und der Uebergang fast zugleich bei Goito, Pozzolo, Valeggio und Monzambano bewerkstelligt.

Bis Abend neun Uhr hatte die Schlacht gewährt. Beim Sonnenaufgang des folgenden Tages war kein Italiener mehr links des Mincio zu finden.

Italien hatte an Todten 720, an Verwundeten 3112 und an Gefangenen 4315 zusammen also 8147 Mann verloren. So groß dieser Verlust, scheint diese von italienischer Seite gegebene Mittheilung doch noch der Wahrheit nicht zu entsprechen.

Die Oesterreicher hatten 960 Todte und 3690 Verwundete und etwa

1000 Gefangene also zusammen 5500 Mann verloren, dafür aber die Schlacht vollständig gewonnen, und die Ausbeute dieses Sieges würde sicher groß gewesen sein, wenn man es für gut gehalten hätte, denselben weiter zu verfolgen. Allein Erzherzog Albrecht mußte sich an dem Siege genügen lassen und durfte die Grenzen Veneciens nicht überschreiten, um den Feind aufzusuchen.

Dieser concentrirte sich nun am Oglio, wo er erst volle Einsicht von seinem Verluste und von der Unmöglichkeit, ohne eine förmliche Reorganisation den Feldzug fortzusetzen, gewann.

Auch Cialdini, der bereits im Begriffe gewesen war, den Po zu überschreiten, war nach dem Geschehenen sofort zum Rückzug geschritten. Ein Telegramm des Kriegsministers hatte ihn beordert nur noch auf Sicherung von Florenz, der neuen italienischen Residenz zu denken. Demgemäß zog er sich auf Modena zurück, wo sich sein Hauptquartier schon am 25. Juni, also am Tage nach der Schlacht befand.

In der That dieser Anfang, den Italien gemacht hatte, war für Preußen nicht eben Hoffnung erweckend. Allein Preußen hatte von Italien keine directe Hilfe haben mögen. Das, was es wünschte, nämlich eine Theilung der österreichischen Streitkräfte, war ihm geworden, und es konnte ihm fast gleich sein, ob die Italiener Siege errangen oder Niederlagen erlitten. Es verließ sich, was seinen Kriegsschauplatz anlangte, auf seine eignen Kräfte, und daran that es sehr wohl, wie Jeder, der von fremder Hilfe absehend nur auf sich selbst baut.

Unbekümmert um das Unglück der Italiener bei Custoza, unbekümmert auch darum, daß ihre Armee sich nun wohl lange Zeit nicht in einen Kampf werde einlassen können, unbekümmert darum, daß auch der Freiwilligenzug nach Tyrol unter Garibaldi ganz ohne Erfolg blieb und die italienische Flotte sich gegen die bessere und viel besser geleitete österreichische kaum eine Hoffnung einreden durfte, setzte Preußen seine vorbereitenden Operationen mit einer Sicherheit und Raschheit ins Werk, als ob ihm nicht das mindeste Widerwärtige widerfahren sei.

Wenn diese Sicherheit und Energie auch den entscheidenden Unternehmungen gewidmet wurden, so mußte man Kriegserscheinungen von selten schöner Art erwarten.

31.

Die Stellung der Oesterreicher in Böhmen.

Wie die Oesterreicher viel früher zu rüsten begonnen als die Preußen, so waren auch sie es, die durch die Stellung, welche sie zuerst genommen, und aus welcher sie ihre Operationen zu entwickeln beabsichtigten, den Schauplatz bestimmten, auf welchem sich das große Kriegsdrama abspielte.

Wie wir wissen, waren drei Armeecorps in Venetien concentrirt und zur Unterstützung der süddeutschen Staaten nur einige Detachements nach Westen vorgeschoben. Sieben Armeecorps daher waren vereinigt zum Kampfe gegen die Preußen.

Im österreichischen Kriegsrathe war beschlossen, wovon das völlige Gegentheil geschah, offensiv und sehr rasch zu verfahren. Man hatte sich über Preußen schlecht unterrichtet und hielt sich für weit überlegen. Dieses Vorurtheil hielt auch in der Folge noch den Oberbefehlshaber ab, sich über die preußischen Unternehmungen und ihren Hauptzweck, in welchem doch die Absicht der Entscheidung lag, zu unterrichten.

Zum Oberbefehlshaber dieser großen österreichischen Armee war der Ritter von Benedeck, ein Mann des größten kriegerischen Rufes (wenigstens in Oesterreich) erwählt worden. Die Geschichte seines frühern Lebens war in der That geeignet, ihn zu empfehlen. 1804 zu Oedenburg in Ungarn geboren und im Schooße einer ganz dem Kaiserhause ergebenen, aber das deutsche Nationalwesen gänzlich nicht kennenden und noch weniger schätzenden Familie erzogen, hatte er auch nie eine Theilnahme für das Deutschthum gewonnen. Er hielt es für eine Chimäre und als solche haßte er es sogar, wenn er erwog, daß das Kaiserhaus durch die Forderungen des Deutschthums, oder eigentlich die Rechte des deutschen Reichs immer nur in Conflicte gerathen war. Den Werth des Deutschthums nach dem Werthe des Nationalwesens seiner eignen Nation (der ungarischen) zu beurtheilen, hatte ihm, dem Soldaten, dem nur der Säbel etwas galt, zu ferne gelegen.

So empfahl ihn auch diese Seite seines politischen Characters für den Oberbefehl desjenigen Heeres, welches gegen Preußen, oder eigentlich gegen das protestantische Deutschland zu kämpfen hatte. Man konnte versichert sein, daß vor den Augen dieses Mannes nichts Recht fand, was sich nicht mit den speciellsten Interessen seines Kaiserhauses vereinigte.

Ritter von Benedeck machte seine Carrière in Italien und Galizien. In Galizien unterdrückte er 1846 den polnischen Aufstand in einer Weise,

die zwar dem Kaiserthrone recht angenehm sein, dem polnischen Volke aber freilich große Liebe für den jugendlichen Obersten nicht einflößen konnte. In Italien half er 1848 unter Radecki Sardinien werfen.

Was er im Kampfe geleistet, war anerkennenswerth. Aber er zeigte nach eingetretnem Frieden, daß er für Nationalberechtigungen gänzlich ohne Verständniß war. Er gebrauchte das Standrecht als eine furchtbare Zuchtruthe gegen das niedergedrückte Volk, das ihm für nichts weiter als eine rebellische Rotte galt. Kaum hat Windisch-Grätz in Härte und Rücksichtslosigkeit Größeres geleistet.

Ebenso zeigte er gleich darauf im Kampfe gegen sein eigenes Vaterland Ungarn, daß in ihm ein Gefühl von Verständniß für Nationalrecht nicht wohne. Er kannte nur das Interesse des Thrones und den Befehl seines Vorgesetzten. Obschon recht eigentlich dem Volke, nämlich einer bürgerlichen und obenein protestantischen Familie entsprossen, hatte er keine Empfindung für die Stätte seiner Wiege, keine Empfindung für die Wünsche oder Rechte des Volkes, dem er angehörte, und die erst in viel späterer Zeit durch den Reichs-Kanzler von Beust (hier sei diesem von Herzen gern ein volles Lob gebracht!) zu gerechter und vollkommner Anerkennung gebracht wurden.

Generalmajor von Benedeck war die rechte Hand des Generalissimus von Haynau, als dieser 1849 die grimmigste Zuchtruthe über Ungarn schwang, der endlich der Kaiser selbst mißbilligend Einhalt thun mußte. (Es ist bekannt, daß General Haynau die Nemesis seiner Unmenschlichkeit bei einem Besuche Englands erfuhr, wo das Volk ihn zur Genugthuung Ungarns leiblich züchtigte.)

1859 focht Benedeck in Italien. Er empfing hier von dem siegenden Feinde Lehren, für die er wohl kaum ein Verständniß hatte. Die Nationalitätenberechtigung in deren Interesse Napoleon und Sardinien das Schwert gezogen, war ihm sicher ein ganz undurchschaulicher Begriff, weil er ein Begriff war, der aus dem Glaubensbekenntniß des österreichischen Thrones gänzlich gestrichen war, und vielleicht gestrichen sein mußte — denn noch vermag Niemand zu behaupten, daß das von dem Reichs-Kanzler von Beust zur Geltung gebrachte Prinzip der Nationalitätensonderung sich in seinen Erfolgen bewähren werde. Bitter mochte es dem General von Benedeck sein, geschlagen von dem Schauplatze abziehen zu müssen, auf dem er sich einst (unter Radetzki) einen Namen gemacht hatte, und ein Volk mit Glanz emporgerichtet sehen zu müssen, für dessen Niederdrückung er einst so gewaltig gewirkt hatte.

In allem, was General von Benedeck bis jetzt gethan, war durchaus kein Grund zu finden, ihn für einen großen Feldherrn zu halten, dessen

Oesterreich ohne Frage im Jahre 1866 bedurfte, Benedeck hatte nur als treuer und gewissenhafter Soldat und als Volkszuchtmeister seine Tüchtigkeit bewiesen. Er hatte tüchtig gekämpft, wo man ihn zum Kampfe hingeschickt hatte, er hatte sich muthig bewiesen, und mehr als ein Mal geleistet, was man von ihm erwartet hatte; das alles aber machte ihn noch nicht zu einem Feldherrn.

Zu einem solchen waren noch ganz andere Eigenschaften erforderlich, als das Geschick, unter der Leitung eines Größeren eine Zahl von Truppen muthig in den Kampf zu führen. Das kaiserliche Cabinet folgte, als es den General Benedeck zum Führer von sieben gegen das mächtige Preußen geschickten Armeecorps erwählte, einem Vorurtheile, welches sich allmälig aus der Schwärmerei der Soldaten für Benedeck entsponnen hatte. Jede Armee hat ihren Götzen. Der Liebling der österreichischen war Benedeck. Sein Name war der geläufigste im Munde des Soldaten. Er hatte diesem imponirt, und der Soldat erzählte von ihm Wunderdinge und hielt ihn des Außerordentlichsten fähig.

So war Benedeck auch im Auge des Cabinets ein Wundermann geworden, und da eben kein Beweis dagegen vorlag, hielt man eine strenge Prüfung der Sache für überflüssig.

Wenn nun aber die Offensive auf österreichischer Seite für das wirklich Vernünftige gehalten werden durfte, wenn in der That Benedeck oft den Muth bewiesen, ohne welchen diese Offensive nicht möglich sein würde, wenn endlich viel auch darauf ankam einen Mann an die Spitze zu stellen, welcher bei allen Nationen des bunten Heeres, den Croaten, Illyriern, Slavoniern rc. gleicher Achtung genoß, so rechtfertigt sich die Wahl Benedeck's genug, um einen rücksichtslosen Tadel abzuwenden.

Indem Oesterreich nun zum Kampfe gegen Preußen schreiten wollte, mußte nothwendig die Stätte wieder betreten werden, auf welcher Friedrich der Große Oesterreich einst so blutig ernste Lehren gegeben hatte. Allein diese Lehren standen nur in den historischen Schriften, die Oesterreich verboten hatte, und die ihm daher unbekannt geblieben oder nach gemachter Erfahrung bald entschwunden waren.

Es gab kaum ein anderes Terrain für den Angriff Preußens. Von Galizien aus hätte man die eigene Heeresmacht nur sehr mangelhaft entfalten können und würde den Kern des Landes preisgegeben haben. Von Baiern aus würde dieser letztere Umstand noch mehr ins Gewicht gefallen sein, wenn auch die Verbindung mit den Bundesgenossen Vortheile hätte gewähren können.

Genug, man mußte das Werk auf den mahnungreichen Gefilden

Böhmens anbahnen, und so sammelten sich nun hier im Verlaufe des Frühjahres die Truppen aus allen österreichischen Ländern auf der Festungslinie, deren Fronte nordostwärts gegen Schlesien gewendet einen flachen Bogen beschreibt. Der erste Sammelplatz war die Linie Olmütz Brünn. Aus dieser gingen die Truppenkörper, nachdem sie die genügende Vollständigkeit erlangt hatten in jene weiter vorliegende Festungslinie vor. Es bezeichnen sie Olmütz (Endpunct rechts), Pardubitz, Königgrätz und Josephstadt, Gitschin und Theresienstadt (linker Endpunct). Hinter derselben wenig entfernt lag Prag als Stütze und Hauptdepôtplatz.

Die beschriebene Aufstellungslinie lehnte sich an die von Olmütz nach Prag (und weiter nach Dresden) führende Eisenbahn, auf welche drei aus dem Innern des Reichs heranführende Bahnen stoßen. Diese Bahnen, waren höchst wichtig wegen der Zufuhren, die quer laufende olmütz-prager Bahn aber noch wichtiger wegen der Truppendislocation.

Als Basirungsbahnen waren drei zu betrachten, nämlich die nach Dresden, die nach Zittau und die längs der Oder nach Breslau führende. Diese Bahnen stehen mit dem Eisenbahnnetze Oesterreichs in Verbindnng.

Aber zwischen der Zittauer- und Oderbahn liegt ein weiter Raum, auf welchem sich keine Bahnverbindung Oesterreichs mit Preußens findet und dieses Terrain gerade war in der österreichischen Heeresaufstellung dem Centrum zugetheilt. Dieser große Raum ist von den unwegsamsten Gebirgen erfüllt, in deren Pässen eine große Armee von einer geringen Macht aufgehalten werden kann.

Das Vorrücken der österreichischen Armee von der Aufstellungslinie aus würde daher nur ein langsames haben sein können. Konnten auch die Flügel auf jener Bahnlinie sich rascher bewegen, so war ihre Bewegung doch durch das von den Gebirgen aufgehaltene Centrum bedingt.

Unter diesen Umständen hätte das österreichische Heer wohl auf einer weit mehr vorgeschobenen Linie formirt werden sollen, so daß das Centrum desselben nicht, als ob es defensiv verfahren sollte, das Gebirge in der Fronte, sondern im Rücken hatte. Für Defensive wie für Offensive schien dies gerathen zu sein; freilich würde die Formation des Heeres größere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben.

Das Heer, wie es gegen Preußen aufgestellt wurde, bestand aus sieben Armeecorps. Das erste dieser Corps wurde vom General der Cavalerie Grafen Clam-Gallas commandirt. Es bestand aus vier Brigaden, und da demselben bald auch die aus Holstein zurückgezogene Brigade Kalik zugetheilt wurde, so gewann es die Stärke von fünf Brigaden. Unter dem General Clam-Gallas commandirten an der Spitze der eigentlich zum Corps gehörenden

Brigaden der Generalmajor Poschacher, der Oberst Graf Leiningen, Generalmajor Piret und Generalmajor Ringelsheim. Zu jeder Brigade waren eine Husarenschwadron und eine Vierpfünderbatterie commandirt, zum Corps aber gehörten als Artilleriereserve 2 Vierpfünder- und 2 Achtpfünderfußbatterien, 1 Vierpfünder- und 1 Achtpfünder reitende Batterie und 1 Raketenbatterie, 4 Pionnier- und 4 Geniecompagnien und 1 Sanitätscompagnie mit 2 Feldambulancen. Dieselben Attachements befanden sich auch bei den andern Corps.

Das Corps des Grafen Clam-Gallas (35,000 Mann mit 700 Pferden und 80 Geschützen) bildete den linken Flügel. Ihm hatte sich die sächsische Armee nach ihrem Eintreffen anzuschließen und seinem Oberbefehle zu unterstellen. Dergestalt sollte dem Grafen Clam-Gallas, von dessen Talente man im Heere keine allzu vortheilhafte Meinung hatte, die Führung von mehr als 66,000 Mann anvertraut werden.

Das zweite Corps wurde vom Feldmarschalllieutenant Grafen Thun-Hohenstein, dem der Generalmajor Philippovich und als Generalstabschef Oberst von Döpfner zur Seite standen, commandirt. Unter ihm wurden die vier Brigaden von den Generalmajors Ritter von Thom, Ritter von Henriquez, Freiherr von Saffran, Herzog Wilhelm von Würtemberg befehligt. Die Brigade dessen bestand aus Italienern. Zugetheilt waren dem Corps 1 Regiment Cavalerie und die etatmäßige Stärke desselben betrug 28,000 Mann mit 700 Pferden und 72 Geschützen.

Das dritte Corps stand unter dem Befehle des Erzherzog Ernst, dem der Generalmajor von Baumgarten und als Generalstabschef der Oberst Freiherr von Catty attachirt waren. Die Brigaden wurden befehligt von dem Generalmajor Ritter von Appiano und den Obersten Alexander von Benedeck, Hervay von Kirchberg, Freiherrn von Prochazka. Das Corps zählte 25,000 Mann mit 700 Pferden und 72 Geschützen.

Das vierte Armeecorps führte der Feldmarschalllieutenant Graf Festetics de Tolna und ihm als Vertreter und Generalstabschef waren attachirt der Generalmajor von Mollinary und der Oberst Görtz von Zertin. Die Generalmajore von Kopal und Erzherzog Joseph und die Obersten von Fleischhacker und von Pöckh. Dieses Corps bestand aus Ungarn, Banatiern, Italienern und Siebenbürgen. Zu ihm gehörte das siebente Husarenregiment, und seine Stärke betrug 28,000 Mann mit 72 Geschützen.

Das fünfte Armeecorps gehörte dem südlichen Kriegsschauplatze an. Auf dem Schauplatze, welchen wir hier betrachten, schloß sich nun das sechste Armeecorps an. Es wurde von dem Feldmarschalllieutenant Freiherrn Ramming von Riedkirchen commandirt. Diesem als Beistand und Stell-

vertreter stand der Generalmajor von Kochmeister zur Seite, als Chef des Generalstabs aber fungirte der Oberst Fröhlich von Elmbach. Die Brigaden führten der Generalmajor Ritter Rosenzweig von Drauwehr und die Obersten Freiherr von Waldstätten, Hertweck Edler von Hauenebenstein und Jonack Edler von Freyenwald. Diesem Corps war 1 Uhlanenregiment zugetheilt. Es hatte ebenfalls die Stärke von 28,000 Mann mit 72 Geschützen und 700 Pferden und bestand aus den verschiedensten Nationen Oesterreichs, nämlich Deutschen, Czechen, Italienern, Galiziern, Mähren, Ungarn und Bukowinern. Es mag schwer werden zu begreifen, wie die so sehr verschieden, meist feindlich gegen einander gesinnten Menschen in einem Kampfe mit gleichem Interesse und mit gleicher Lust arbeiten sollten, ja es würde selbst schwer zu begreifen sein, wie diese Menschen nur im Lager friedlich mit einander leben konnten, wenn man nicht wüßte, daß ein furchtbares Strafgesetz sie in Angst und Furcht hielt.

Dem sechsten Corps folgte das achte, weil das siebente wieder für den südlichen Schauplatz ausfiel. Dieses achte Corps wurde von dem Feldmarschallieutenant Erzherzog Leopold commandirt, dem als Beistand und Vertreter der Generalmajor von Weber und als Generalstabschef der Oberstlieutenant Mainone von Mainsberg zur Seite standen. Als Brigadeführer sind zu nennen die Generalmajore von Schulz, Graf Rothkirch, von Brandenstein und Oberst Edler von Fragnern. Zum Corps gehörte ein Uhlanenregiment, und die Stärke desselben betrug 27,000 Mann mit 700 Pferden und 72 Geschützen. Es bestand aus Czechen, Ungarn, Mähren, Polen und Deutschen.

Nach Ausfall des neunten Armeecorps, welches im Süden operirte, schloß sich als letztes das zehnte Armeecorps an. An der Spitze desselben stand der Feldmarschallieutenant Freiherr von Gablenz, der in den letzten Jahren die österreichischen Truppen in Schleswig-Holstein commandirt und sich dabei einen guten Namen gemacht hatte. Ihm zugetheilt war der Generalmajor Freiherr von Koller. An der Spitze seines Generalstabs stand der Oberst Freiherr Bourquignon von Baumberg. Die Brigaden führten die Obersten von Mondel, von Grivichich, Ritter Knebel von Treuenschwerdt und Graf Alphons von Wimpffen. Zum Corps gehörte ein Uhlanenregiment, und die Stärke betrug 27,000 Mann mit 700 Pferden und 72 Geschützen.

Auch in diesem Corps sah man Nationen von ganz entgegengesetzter Gesinnung, Deutsche, Polen, Czechen, Italiener, Mähren, Siebenbürgen und Ungarn. Bei jedem der genannten Armeecorps fällt das schwache Verhältniß auf, in welchem die Deutschen zu den Fremdlingen standen, und

wenn die weltgeschichtliche Erfahrung lehrt, daß Ungleiches sich nur mit widernatürlicher Gewalt und natürlich nicht auf die Dauer verbinden läßt, so konnte man an der Art dieses Heeres den Krebsschaden recht anschaulich finden, an welchem der österreichische Staat immer gelitten hat und durch welchen er desto mehr gefährdet wird, wenn mit der weiterdringenden Civilisation auch an jene Völker das Gefühl der Nationalberechtigung herantreten wird.

Zu dem benedeck'schen Heere gehörte nun ferner eine nach Galizien detachirte Division, die von dem Feldmarschalllieutenant Freiherrn Rzikowsky von Dobrszic befehligt wurde. Sie bestand aus zwei Brigaden unter den Generalmajoren von Trentinaglia und Ritter von Braisach und enthielt 10,000 Mann mit 700 Pferden und 16 Geschützen.

Zu dem benedeck'schen Heere gehörten nun weitere drei Reserve- und zwei leichte Cavaleriedivisionen.

Die erste Reservecavaleriedivision wurde von dem Feldmarschalllieutenant Prinzen Wilhelm zu Schleswig-Holstein geführt. Sie bestand aus zwei Brigaden, die von den Generalmajoren Prinzen Karl von Solms-Braunfels und von Schindlöcker commandirt wurden. Sie enthielt 3900 reitende Streiter mit 16 Geschützen.

Die zweite Reservecavaleriedivision wurde vom Generalmajor Zaitsek von Egbell commandirt, bestand auch aus zwei Brigaden und war ebenso 3900 Pferde und 16 Geschütze stark. Ihre zwei Brigaden wurden von den Generalmajoren Freiherrn von Boxberg und Grafen Soltyk geführt.

Die dritte Reservecavaleriedivision dagegen war 4000 Reiter stark, führte aber auch nur 16 Geschütze. Es befehligte sie der Generalmajor Graf Coudenhove, an der Spitze ihrer zwei Brigaden aber standen die Generalmajore Fürst Windischgrätz und von Mengen.

Die erste leichte Cavaleriedivision commandirte der Generalmajor Baron von Edelsheim. Chef seines Generalstabs war der Major Freiherr von Waldstätten. Die Division bestand aus drei Brigaden. Geführt wurden diese von dem Obersten Freiherrn von Appel, Grafen Wallis-Carighmain und von Fratricsevicz. Das Ganze enthielt 4,500 Reiter mit 24 Geschützen, eingetheilt in 30 Schwadronen und 3 Batterien.

Endlich die zweite leichte Cavaleriedivision commandirte als Generalmajor der Prinz Emerich von Thurn und Taxis. Als Chef des Generalstabs diente ihm der Major Ritter von Rodakowski. Diese Division enthält nur zwei Brigaden. Dieselben wurden von den Obersten Grafen Bellegarde und Grafen von Westphalen geführt. Die Stärke betrug 3000 Reiter mit 16 Geschützen in 20 Schwadronen und 2 Batterien.

Die Artilleriereserve des benedeck'schen Heeres bestand aus vier Divisionen. Die erste enthielt 4 reitende, und jede der drei andern 4 Fußbatterien. Die ganze Reserve war also 16 Batterien mit 128 Geschützen stark. An der Spitze dieser Artilleriereserve stand der Oberst Ritter Tiller von Turnfort, ihm zugetheilt war der Oberstlieutenant Hofbauer Edler von Hohenwall.

Das Heer berechnete sich dergestalt auf 208,000 Mann Infanterie, 24,000 Mann Cavalerie und 744 Geschütze.

Hierzu trat nun noch die sächsische Armee. Der Abzug der Sachsen aus Sachsen hatte, wie wir wissen, bereits am 16. Juni begonnen, nachdem der sächsische Chefminister von Beust auf das preußische Ultimatum eine Erwiederung hatte folgen lassen, die einem abschläglichen Bescheide völlig gleichkam. Die Spitzen der Armee rückten am 15. Juni Abends schon gegen die böhmische Grenze vor, während das Gros, welches noch große Transporte aufzunehmen hatte, hinter Dresden, theils in den Dörfern, theils unter freiem Himmel die Nacht zum 16. Juni hinbrachte.

Es scheint, als habe der Minister von Beust auch jetzt noch an dem Ernste Preußens gezweifelt, denn bis zum Nachmittag des 16. Juni blieb die Armee zögernd stehen, nur mit Marschvorbereitungen und Aufnahme der aus Dresden kommenden ungewöhnlich starken Transporte beschäftigt.

Allein gegen Abend langten die Detachements von Löbau und Riesa an und meldeten, daß die Preußen mit bedeutenden Truppenmassen wirklich die Grenze des Königreichs überschritten hätten und rasch gegen die Elbe und Leipzig-bautzener Bahnlinie vorrückten.

Nun fand im sächsischen Lager eilend der Aufbruch statt und bei Tagesgrauen am 17. Juni waren alle Theile in rascher Bewegung. Hinter Strehlen wurden die letzten Detachements aufgenommen.

Vor Ottendorf begegnete man den ersten Oesterreichern, und man mochte wohl bei dem ersten Erblicken glauben, die Spitze jener Armee zu sehen, die Oesterreich mit so großer Bestimmtheit nach Sachsen zum Schutze dieses Staates zu schicken versprochen hatte. Dieser Wahn bewog die sächsischen Truppen dem Ereignisse einen großen Jubel zu widmen; allein es war nur eine österreichische Husarenpatrouille, die aus Neugierde so weit auf sächsischem Boden vorgegangen war.

Der Jubel verstummte schnell. Man sah, man mußte weiter marschieren und das kleine Vaterland schutzlos hinter sich lassen. Bereits vor drei Uhr Morgens hatte der Marsch vom 18. Juni begonnen. Vor dem Grenzorte Berggishübel, wohin der König Johann vorausgegangen war, erwartete er die Armee und ließ sie, um dann die Grenze zu überschreiten, defiliren.

Die ersten österreichischen Truppen, denen man nach Ueberschreiten der

Grenze begegnete, waren einige Bataillone der Brigade Ringelheim, welche hierher vorgeschoben worden war. Die Armee passirte das Schlachtfeld von Kulm. Es hätte sie erinnern sollen, was Sachsen schon durch seine irrungsreiche Politik erlitten und verloren hatte. Das Schlachtfeld von Kulm mußte an das von Leipzig erinnern, auf welchem die unrichtige Politik des damaligen Cabinets ihre Nemesis fand, die leider nur zu sehr Land und Volk traf.

Aber noch einen Ort mußte (am 19. Juni) das sächsische Heer überschreiten, der ähnliche Mahnungen ausrief. Es war das Schlachtfeld von Lowositz, auf dem Friedrich der Große einst die Oesterreicher geschlagen, worauf die Gefangennehmung der ganzen sächsischen Armee bei Pirna gefolgt war. Vielleicht gedachte kein Einziger des sächsischen Heeres dieses furchtbaren Ereignisses, vielleicht auch Herr von Beust nicht. Und doch wäre es gut gewesen, wenn seine historische Kenntniß sich bis zu den Schlachtfeldern von Kulm und Lowositz ansgedehnt hätte. Es war ein seltsames Geschick, daß die sächsische Armee die Plätze überschreiten mußte, die die zwei unglücklichsten Wege der sächsischen Politik so laut verkündeten.

Der Marsch des 19. Juni wurde durch das Gerücht beeilt, daß in der Nähe die Preußen und Oesterreicher bereits an einander gerathen seien. Am 21. Juni erreichte die sächsische Armee Theresienstadt und passirte hier die Elbe auf einer Pontonbrücke. Am 25. Juni wurde Jungbunzlau erreicht und am 26. Münchengrätz, wo die Verbindung mit dem Armeecorps des Grafen Clam-Gallas stattfand.

Die Armee wurde vom Oberbefehlshaber von Benedeck mit folgender Proclamation begrüßt:

„Hauptquartier Olmütz, 19. Juni 1866.“

„Das Armeecorps Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen steht auf österreichischen Boden und ich begrüße hiermit in Ehrfurcht Sachsens erlauchten Kronprinzen Albert, den ritterlichen Führer dieses Corps, und rufe ihm, so wie den Braven allen, die unter seinem Befehle stehen, das herzlichste „Willkommen“ zu.“

„In Treue und Hingebung für König und Vaterland hat das Armeecorps freiwillig seine Heimath ohne Schwertstreich verlassen, um vereint mit uns einzustehen für das Recht und die Unabhängigkeit Sachsens und Deutschlands — es hat seinem heiligen Pflichtgefühle ein schweres schmerzliches Opfer gebracht; aber mit hohem Stolze kann es auf seine Fahnen blicken; doppelter Glanz umstrahlt sie, der Treue und Ehre; freudig begrüßt sie Oesterreichs Kaiser, Volk und Heer! Willkommen also, tapfere Waffenbrüder, im kaiserlichen Feldlager! — Schon nahen auch die anderen treuen

Bundes- und Waffengefährten, und so wollen wir denn alle wie Brüder zusammengehen auch in Kampf und Tod, wetteifernd in Gottvertrauen, Ausdauer und Hingebung, in Muth und Tapferkeit, durchdrungen von der stolzen Ueberzeugung, daß wir mit vereinten Kräften den Sieg für unsere gerechte Sache erringen müssen und erringen werden, so wahr uns Gott helfe!

Benedeck, F.Z.M."

Ob diese Proclamation einen ermuthigenden Eindruck auf die sächsische Armee machte, ist unbekannt, doch scheint es, daß sie einen solchen nicht machen konnte. Thaten können nicht durch schöne Worte ausgeglichen werden, und immer blieb es Bedenken erregend, daß Oesterreich sein Wort nicht gehalten, seine Heere nicht zum Schutze Sachsens nach Sachsen hatte vorrücken lassen, sondern die sächsische Armee das Vaterland verlassen und fern hinter Böhmens Bergen eine Stellung nehmen mußte.

Selbst österreichische Zeitungen schöpften hieraus Argwohn und sprachen sich mißbilligend aus, so daß die kaiserlichen Regierungsblätter beschwichtigend mit der thörichten Behauptung auftreten mußten, das rückhaltende Verhalten der österreichischen Armee sei großer Bedeutung voll. Benedeck's Plan sei ein ungeheures Geheimniß, und Preußen werde die Lösung desselben mit Schrecken erfahren. Diese Ruhe Benedeck's sei die Ruhe des Löwen vor dem Sprunge, es sei die Naturstille vor dem Orkane. Je weniger man jetzt sehe, auf desto mehr solle man sich vorbereiten.

Vielleicht befriedigte Benedecks Proclamation ebenso wenig den sächsischen Soldaten als diese Zeitungsflunkerei das österreichische Volk, welches, namentlich in Wien äußerst ungeduldig wegen des Verhaltens des Heeres wurde, von welchem man nach Benedecks Verkündigungen erwartet hatte, daß es binnen 14 Tagen Berlin erreicht, und diese Stadt „dem Erdboden gleich gemacht" haben werde.

Durch das sächsische Heer wurde das Armeecorps Clam-Gallas bedeutend verstärkt, und da es auch noch durch eine fünfte Brigade (Kalik) verstärkt wurde, mußte man annehmen, daß es eine besondere Mission hatte. In der That hatte Benedeck bestimmt, daß es, so bald nach dem ersten Siege das allgemeine Vorrücken beginne, dasselbe sich links auf Sachsen wende, aus diesem Lande die Preußen werfe, Torgau und Wittenberg nehme und nun von der Westseite gegen Berlin gehe, während der andere und größere Theil des Heeres nach Wegnahme Schlesiens von der andern Seite gegen Berlin andringe.

Zweifelsohne hatte dieser Plan viel Phantasie; allein die Phantasie hat die böse Gewohnheit die Wirklichkeit hinter sich zu lassen und wie ein neckender Geist schnell zu verschwinden, wenn die Wirklichkeit ihr Recht geltend macht.

Nach der Ordre de bataille betrug die Stärke der sächsischen Armee 30,400 Mann, an Streitern jedoch nur 21,100 Mann. An der Spitze derselben stand als Höchstbefehlender, jedoch unter dem Befehle von Clam Gallas und Benedeck, der Kronprinz Albert von Sachsen. Er hatte längst schon den Oberbefehl über die sächsische Armee geführt und — was durchaus nicht geleugnet werden darf — aus ihr etwas höchst Tüchtiges geschaffen. Unter allen Klein- und Mittelstaaten zeichnete sich Sachsen seit Jahren durch sein Militairwesen aus, und zwar eben so wohl durch die gute Organisation des Ganzen, als durch rationelle Taktik und durchaus mit Fleiß gepflegte Armatur.

Aber was besonders die sächsischen Truppen in hohem Maße tüchtig machte, war ihre Intelligenz. Denn wenn auch bei dem System der Loskaufung und Stellvertretug fast ausschließlich Leute der ärmsten Stände unter der grün-weißen Fahne standen, so waren dies doch keinesweges Leute, die man ungebildet nennen durfte. Das mit großem Fleiße gepflegte Volksschulwesen Sachsens hatte hier den mächtigsten Einfluß ausgeübt, und diejenige kriegerische Energie geschaffen, die der Intelligenz und der geistigen Theilnahme an dem Kriegszwecke entspringt.

Daher war auch der Werth der sächsischen Truppen unvergleichlich über dem der österreichischen, denen jegliche Bildung abgeht, erhaben. Viel hatte dazu der Kronprinz Albert gethan. Unter allen deutschen Truppen waren die Sachsen den Preußen am ebenbürtigsten, doch leider mußten sie das beiderseits im blutigen Kampfe gegen einander erkennen.

Als Chef des Generalstabes stand dem Kronprinzen der General von Fabrice, ein anerkannt tüchtiger Militair, zur Seite. Unter Fabrice fungirte im Generalstabe der Major Funke.

Die Armee bestand aus 2 Infanteriedivisionen, welche von den Generallieutenants von Schimpf und von Stieglitz commandirt wurden. Jede Division enthielt 2 Brigaden. Die der ersten Division commandirte der Oberst von Haake und der Generalmajor von Carlowitz. Zu bemerken ist, daß jede Brigade nur aus 4 Linieninfanteriebataillonen und einem Schützen- oder Jägerbataillone bestand (also 5 Bataillonen).

Die 2 Brigaden der zweiten Division wurden von den Obersten von Boxberg und von Hausen geführt.

Die Stärke des Bataillons der Linie betrug 937 Streiter nebst 14 Offizieren, jedes Jäger- oder Schützenbataillon 933 Streiter nebst 16 Offizieren. Die Stärke dieser Infanterie belief sich daher auf 18,700 Mann.

Die Art der Organisation, die aus diesen Angaben hervortritt, scheint das Zeugniß der Verwendbarkeit der Massen in sich zu tragen.

Die Reiterei war ähnlich organisirt. Sie umfaßte 1 Division, an deren Spitze der Generallieutenant von Fritzsch stand, und diese enthielt 2 Brigaden zu 2 Regimentern. Die Brigaden wurden geführt von den Generalmajoren Prinz Georg von Sachsen und Freiherrn von Biedermann. Die 4 Regimenter wurden von den Obersten von Ludwiger, von Beulwitz und Obersten Grafen zur Lippe commandirt. Jedes Regiment zerfiel in 4 Schwadronen zu 150 Mann, so daß diese ganze sächsische Reiterei die Stärke von 2400 Mann hatte.

Die sächsische Artillerie bestand aus einem Corps von 3 Fuß- und 1 reitenden Brigade. Das Corps commandirte der Generalmajor Schmalz, die erste Brigade, bestehend aus 1 gezogenen Sechspfünder- und 1 Zwölfpfündergranatkanonenbatterie, der Major von Watzdorf; die zweite Brigade, bestehend aus 2 gezogenen Sechspfünderbatterien und 1 Zwölfpfündergranatkanonenbatterie, der Oberstlieutenant Weigel; die dritte Brigade, bestehend aus 2 gezogenen Sechspfünderbatterien und 1 Zwölfpfündergranatkanonenbatterie, der Oberstlieutenant von Grünewald; die reitende Brigade, bestehend aus 2 gezogenen Sechspfünderbatterien, der Major Albrecht.

Jede Batterie enthielt 6 Geschütze, daher das ganze Corps 60. Hierzu kam noch ein Haupt- oder Ersatzpark unter dem Oberstlieutenant Freiberg, Geniecorps unter Oberstlieutenant Kühnel, bestehend aus 1 Pionnier- und 1 Pontonnierabtheilung, 1 Kommissariatstrain unter dem Oberstlieutenant Schmalz, 3 Ambulancen, 3 Feldspitäler, und 1 Depôtbrigade unter dem Generalmajor von der Planitz, bestehend aus 1 Infanteriedepôt von 4 Linieninfanterie- und 1 Schützenbataillon, 1 Reiterdepôt von 4 Schwadronen und 1 Artilleriedepot.

Die Mannschaften des Depot und Verpflegungswesens zusammen erreichten die Stärke von 9,300 Mann, so daß, wie erwähnt, an Streitern 21,100 (etatmäßig) blieben.

Die drei Waffen waren bei dem Systeme des sächsischen Heerwesens vollständig getrennt, und wurden einander nach Forderung der Umstände zugetheilt.

Durch den Hinzutritt der sächsischen Armee erlangte das österreichische Nordheer unter dem Befehle des Feldzeugmeisters von Benedeck die Stärke von 263,000 Mann mit über 800 Geschützen. Wohl noch nie war Oesterreich auf einem Flecke mit einer so bedeutenden Macht aufgetreten.

Nach der Vereinigung der Sachsen war die Armee der Oesterreicher vollständig, wenn auch das Trainwesen noch sehr unfertig war und den Operationen möglichen Falls nachtheilig werden konnte. Allein Oesterreichs Heere waren nie eigentlich fertig zum Kampfe geschritten. Napoleon I. hat

bekanntlich gesagt: „Oesterreich kommt stets um einen Tag und eine Idee zu spät.“ An etwas hat es stets gefehlt; doch dieses mangelnde Etwas hat stets das Gute gehabt, dem Feldherrn eine Entschuldigung zuzuschieben.

So hat auch die Unfertigkeit des Trainwesens in der Folge dem Ritter von Benedeck zur Entschuldigung gedient und die für das Trainwesen Verantwortlichen fanden wieder in der schlechten Zufertigung der Geldmittel eine Entschuldigung; die dafür Verantwortlichen endlich bedurften keiner Entschuldigung, wenn sie den Geldkasten der Regierung öffneten und hineinschauen ließen. Es war nichts, oder nichts Rechtes darin, und das war ja die alte Krankheit dieses österreichischen Geldkastens, für welche unmöglich sonst etwas verantwortlich gemacht werden konnte, als das ganze Unglück hundertfältiger Verhältnisse, das die längst vergangenen Zeiten weit mehr verschuldet hatten als die Gegenwart.

Wie schon erwähnt, stand Benedecks Armee von Theresienstadt bis Olmütz auf einer Bogenlinie. Das Hauptquartier Benedecks war zu Olmütz, also auf dem äußersten rechten, ganz ungefährdeten Flügel, während es zweifelsohne, auch der Bahnlinien und Bahnverbindungen halber, nach Zwittau oder Pardubitz gehörte, damit der Oberbefehl nach allen Seiten gleich schnell gelangen, und allenthalben die Arrangements ohne Zeitverlust getroffen werden konnten.

Zwei Brigaden waren, die eine nach Troppau, die andere nach Teschen (beide Orte im österreichischen Schlesien gelegen) vorgeschoben worden zur Beobachtung des Feindes, den Benedeck hier wegen Deckung Breslaus in besonderer Stärke vermuthete. Das Gros des vierten Corps, zu dem diese Brigaden gehörten, standen nahe vor Olmütz. Links schloß sich an dasselbe das zweite Corps vor Trübau.

Von da ab war die Operationslinie, welche auf die Festungen basirt war und von der Eisenbahnlinie begleitet wurde, nur eigentlich marquirt, indem nur einzelne Truppenkörper, so namentlich die leichte Cavalerie, auf dieselbe vorgeschoben waren. Nur der linke Flügel stand zwischen Münchengrätz und Prag oder Theresienstadt, zum Theil auf dem linken Elbufer, vollständig auf seinem Posten, während die Gros der anderen Armeecorps merkwürdiger Weise selbst noch nach Ausbruch der Feindseligkeiten hinter Olmütz und selbst bei Brünn zurückgehalten wurden.

Glaubte Benedeck ganze Armeecorps sofort mit der Eisenbahn dahin bringen zu können, wo etwa der Kampf losbrechen würde? Es scheint, daß er über seinen Plan sich in vollkommenster Unklarheit befand. Vielleicht ließ er noch alles von den Nachrichten abhängen, die ihm über die Absichten des Feindes zugehen sollten. Dann könnte er unmöglich offensiv zu operiren

beabsichtigt haben; denn in diesem Falle, läßt man dem Feinde nicht Zeit sich zu arrangiren, sondern ergreift ihn eilend, wo man ihn auch finde. Dann könnte er auch nie daran gedacht haben, Sachsen besetzen und schützen zu wollen; denn daß er, wenn er an dem Tage, an welchem die Preußen in Sachsen einrückten (16. Juni), noch ein Armeecorps (sechstes) und seine drei Reservecavaleriedivisionen bei Olmütz und drei Armeecorps (drittes, achtes und zehntes) bei Brünn zurückhielt, viel zu spät kommen müsse, war sehr einleuchtend.

Die Unfertigkeit der österreichischen Heerlinie war ins Besondere auch für die Sachsen von großem Nachtheile. Wären die zurückgehaltenen österreichischen Corps schon in die Linie eingerückt gewesen, so würden die Sachsen ihren Stand auf dem äußersten linken Flügel, also auf dem linken Elbufer und der Lage ihres Vaterlandes sehr angemessen erhalten haben. Da jenes nicht der Fall war, so dirigirte Clam Gallas sie auf den rechten Flügel seines Corps, um diesen zu schützen, weil der Feind vorzüglich von der Lausitz her drohete. Die Folge davon war, daß die Sachsen die härtesten Stöße der ersten preußischen Armee (Prinz Karl von Preußen) und der Elbarmee (Herwarth von Bittenfeld) aushalten mußten, während sie auf dem äußersten linken Flügel des Heeres sehr wenig gelitten haben würden.

Es ist keinen Augenblick zweifelhaft, daß auf Seite der Oesterreicher, obschon hier die Rüstungen im Februar begonnen worden waren, noch vieles mangelte, aber auch nicht zweifelhaft, daß vieles höchst zweckwidrig und ungeschickt arrangirt war. Wie viel denn auch der Feldzeugmeister Benedeck verschuldet haben mochte, die Männer, welche ihn unterstützen sollten, trugen wohl noch größere Schuld, vor allen der Freiherr von Hennickstein, dem als dem Chef des Generalstabes die Arrangements und Entwürfe zumeist angehörten. Von jüdischer Herkunft, besaß er alle Eigenschaften, sich interessant zu machen und in fremdes Vertrauen einzuführen. Ritter v. Benedeck, ein einfacher schlichter Verstand, mochte vom Herrn von Hennickstein so bestochen worden sein, daß er den Witzbold für einen Strategen genommen hatte.

Welche Fehler aber auch Benedeck in der Wahl seiner Beistände, für die er sich ausdrücklich beim Kaiser volle Freiheit ausbedungen hatte, begangen haben mochte, es war vielleicht keiner verderblicher als die Selbstüberschätzung oder Unterschätzung des Feindes. Es mangelte daher bei den Lenkern des Staatsschicksales in Oesterreich eben so an Geschichtskenntniß wie in Sachsen, wo dies fast noch für verzeihlicher gehalten werden durfte. Man hielt Preußen für eine sehr untergeordnete Macht, mit der es durchaus nicht viel zu bedeuten habe. Man hatte das Kriegswesen desselben nie einer gründlichen Prüfung werth gehalten, und das eigene mit diesem zu

vergleichen hatte fast unter der Würde Oesterreichs erscheinen wollen. Oesterreich war immer das Land der Täuschungen. Die kaiserliche Proclamation sagte: in Oesterreich seien Herrscher, Völker und Armee nur von Einem Gefühl, nur von Einem Gedanken, nämlich dem der Zusammengehörigkeit durchdrungen; und doch machte eben der gänzliche Mangel dieses Gefühls und Gedankens Oesterreich so schwach gegen Preußen, in dem eben dieser Gedanke und dieses Gefühl so mächtig lebten.

32.

Die Feldzugsentwürfe.

Bis zu dem Tage, da die Frage über Krieg und Frieden im Bundestage entschieden wurde, hatte Preußen sich defensiv verhalten zu wollen geschienen. Vielleicht war dieses Verhalten ein absichtliches, denn wiederholt hatte der preußische Bundestagsgesandte versichert, daß Preußen nur Maßregeln ergriffen habe, um der österreichischen und sächsischen Herausforderung abwehrend zu begegnen.

Allein es konnte nicht die Absicht Preußens sein, sich die Oesterreicher in das Land kommen zu lassen. Auch hätte ein Vertheidigungskrieg viel zu wenig dem preußischen Geiste entsprochen, der immer und bei allen Gelegenheiten sich in kühnem Vorgehen gezeigt hatte, wenn einmal die Herausforderung geschehen war und das Gefühl des Rechtes entschieden hatte.

So auch mußte man jetzt erwarten, daß Preußen sehr energisch handeln werde, wenn es einmal zur Entscheidung gekommen sei. Wenn man nun von Seite Oesterreichs gleiche Absichten verkünden hörte, so mußten die großartigsten Zusammenstöße, die großartigsten Kriegserscheinungen gefürchtet werden.

Wollte man einen annähernd richtigen Begriff des zu Erwartenden gewinnen, so mußte man sich Einsicht in die Intentionen vor allem Oesterreichs verschaffen. Leicht führte die Journalistik des Kaiserstaates darauf hin, welche immer noch dergestalt beherrscht ist, daß man annehmen kann, daß das, was sie frei und unbemäntelt ausspricht, auch in den Ansichten der Staatsgewaltigen des Reiches einen Anhalt haben müsse.

Nun sprachen die Journale Oesterreichs sehr viel von der Gefahr die Deutschland aus der Größe Preußens erwachsen sei und daß es zu gelegener

Zeit eine Pflicht sein werde, diesen Uebelstand zu beseitigen. Das hieß natürlich so viel, als Preußen müsse kleiner gemacht werden.

Bald trat sogar sehr offen die Behauptung auf, daß Oesterreich mit seinen Bundesgenossen eine geographische Einschränkung Preußens beschlossen habe; Hessen und Hannover sollen mit den preußischen Rheinlanden, Sachsen mit dem 1815 verlorenen Herzogthum Sachsen bereichert werden, Oesterreich selbst aber werde das 1763 verlorene Schlesien zurücknehmen.

Aehnliche Beschlüsse hatte Oesterreich auch vor dem zweiten schlesischen Kriege und vor dem siebenjährigen Kriege gefaßt. Warum sollte man nicht glauben, daß es solcher Beschlüsse auch jetzt noch fähig war, da die althergebrachte Politik des Hauses sie nicht verbot, vielleicht sie förderte? Daß es nicht daran dachte, daß es in jener längst vergangenen Zeit sein Versprechen nicht hatte erfüllen können und daß die gegenwärtigen Bundesgenossen eben so wenig daran dachten, daß ihnen in jener Zeit die Versprechen nicht erfüllt worden waren, lag in den Mangel an Geschichtskenntniß. Wird doch fast in allen Ländern Deutschlands die Geschichte als ein sehr beiläufiges Object der Schulen und Instituten behandelt. Sie bleibt die Trift der Gelehrten, die selten einmal Einfluß auf die großen Geschicke gewinnen, weil das schüchterne in der Studirstube verblichene Geschlecht in den hohen Regionen, wo die Zügel des Regimentes gehalten werden, selten willkommen ist.

Wenn nun eine solche Intention, die Idee der Zerstückelung des für Oesterreich freilich etwas gefährlichen Preußens, eben so viel Wahrscheinlichkeit in sich trug, als die Idee des preußischen Cabinets, den Einfluß des für Preußen nicht minder gefährlichen Oesterreich aus Deutschland gänzlich zu verdrängen, so ist gar nicht zu bezweifeln, daß mächtige Angriffsoperationen im österreichischen Cabinet beschlossen und dem Feldzeugmeister von Benedeck vorgeschrieben oder anempfohlen waren. Es zeugten dafür selbst die Anstrengungen, welche Oesterreich für den Krieg gemacht hatte. Nie hatte Oesterreich ein so großes Heer auf die Füße gebracht als diesmal, und das war mehr als irgendwo in Oesterreich viel sagend, wo jeder Groschen wehe that, weil in der That für so ungeheuere Kriegskosten nichts vorhanden war und alles erst durch die außerordentlichsten Mittel beschafft werden mußte.

Allein das Gelingen war auch so wahrscheinlich, daß mit dem ungeheuren Aufwande kein Risiko verbunden zu sein schien. Man kannte das preußische Heerwesen nicht und berechnete es nach dem Umfange des Landes. Und da ergab sich, daß Preußen noch bei Weitem nicht die Hälfte davon ins Feld zu stellen im Stande sei, was Oesterreich zu stellen vermochte, denn Preußen war ja kaum halb so groß. Die österreichischen Bundesgenossen überwogen

die preußischen an Macht um vier Fünftel. So verhielt sich Preußens Macht etwa zu der Oesterreichs wie 1 zu 3. Auch im siebenjährigen Kriege hatte sich ein solches Verhältniß gezeigt, und das nahm man für einen Beweis der Berechnung. Daß Preußen aber unter diesem Verhältniß gesiegt hatte, schrieb man dem Genie Friedrichs des Großen zu. Ein solches Genie, meinte man, gebe es aber jetzt in Preußen nicht, und so sei eben Mann gegen Mann abzuwiegen.

In solchen Voraussetzungen reifte der Plan, Preußen von allen Seiten anzugreifen, und Oesterreich, diesmal der Opferwillige, beschloß den Hauptschlag in Schlesien und Sachsen zu führen, um den Bundesgenossen das Werk zu erleichtern. Hannover, Hessen, Baden, Nassau, Würtemberg fiel die Rolle zu, sich links des Main unter dem Prinzen Alexander von Hessen, der in Rußland und Italien den Rang eines Feldherrn gewonnen hatte, zu vereinigen, zwischen der östlichen und westlichen Hälfte Preußens in Hannover hinauf zu dringen, um nicht nur Preußen in seine zwei Hälften zu spalten und diese außer Verbindung zu setzen, sondern auch Schleswig-Holstein abzuschneiden, um die Kriegskraft dieses nicht unwichtigen Landes mit heranzuziehen.

Auf diese Weise, meinte man mit Recht, müsse Preußen schon sehr gelähmt werden, und an dem Gelingen dieses Planes sei darum desto weniger zu zweifeln, weil Preußen, wenn es von Oesterreich in Schlesien mit großer Macht angegriffen werde, für seinen Westen nur ein Weniges seines Heeres übrig behalte.

Nun war aber Baiern noch nicht einmal verwendet und dessen bedeutendem Heere konnte doch ein ganz ansehnlicher Auftrag zugetheilt werden. Dieser bestand denn darin, Preußen von Thüringen aus zu fassen, das man unter solchen Umständen für fast unvertheidigt halten zu dürfen glaubte. Baiern gehörte indessen in den lediglich österreichischen Operationsplan. Es wurde als der linke Flügel des großen österreichischen Heeres betrachtet. War man auch mit der politischen Haltung Baierns bisher eben nicht zufrieden gewesen und konnte man nicht gerade glauben, daß es ein sehr eifriger Freund sei, so dachte man, daß es doch mit vorwärts müsse, wenn man einmal vorwärts gehe; und da es sich eben auf einer Marschlinie befand, auf der es nur wenig Widerstand antreffen konnte, so war auch schon durch seine numerische Bedeutung etwas Befriedigendes gewonnen.

Baiern sollte also durch Thüringen und Sachsen vorgehen oder auf dem Wege nach der Mark Brandenburg sich der sächsischen Armee, also dem großen Corps des Grafen Clam Gallas anschließen.

Dadurch hätte sich freilich eine zweite österreichische Armee von 110,000

Mann gebildet, welche im Rücken des in Schlesien operirenden preußischen Hauptheeres eine ungeheure Bedeutung gewonnen haben würde, wenn alles nach Wunsch gegangen, das achte Bundesarmeecorps unter Alexander von Hessen früher fertig und muthiger gewesen wäre als das preußische Corps unter Vogel von Falkenstein, die hannöversche Armee nicht gefangen genommen worden wäre und der Graf Clam Gallas wirklich die Gelegenheit gewonnen hätte, selbstständig operirend durch Sachsen vorzudringen und die Baiern mit sich fortzuziehen.

Es war eine großartig strategische Berechnung, ähnlich der Dauns zur Schlacht bei Liegnitz 1760. Aber so wie bei Daun nichts von der Berechnung zutraf, so auch hier, und zwar darum, weil das stets nur sich selbst betrachtende Oesterreich noch immer das ihm doch so wichtige Preußen gründlich kennen zu lernen sich nicht bemüht hatte.

Hätte Oesterreich Preußen gekannt, wie es dasselbe hätte kennen sollen, es würde nie diesen Krieg begonnen, es würde nur danach getrachtet haben, sich neben Preußen auf dem Fuße der Eintracht und in einem nicht verderblichen, sondern wohlthuenden Dualismus zu erhalten, dem Preußen bei seiner Denkweise niemals ein Hinderniß in den Weg gelegt haben würde. Die Eintracht Preußens und Oesterreichs hätte Deutschland allmächtig machen können, sie hätte ein Reich von mehr als 70,000,000 Menschen hervorgerufen.

Wollte Oesterreich sich erweitern, so lag sein Erweiterungsfeld im Osten. Preußen würde sicher dort keine Einsprüche erhoben haben. Preußens Erweiterungsfeld lag im Westen, und Preußen mußte erwarten und fordern, daß Oesterreich hier, also auch in Schleswig-Holstein, keine Einsprüche erhebe. Die Mißgunst Oesterreichs hinderte das einträchtige Zusammengehen und die Unkenntniß Oesterreichs in Preußens Machtverhältnissen rief den Krieg hervor, der Oesterreich (so weit es Deutschland angeht) vernichtet hat.

Es ist behauptet worden, daß die Erfolge sich ganz anders gestaltet haben würden, wenn Oesterreich die Entscheidung hingezogen und den Mittel- und Kleinstaaten Zeit verschafft hätte, sich kriegsfertig zu machen. Allein man übersieht Preußens energischen Geist, der es nicht nur zum meisterlichsten Wächter, sondern auch zum unbesieglichen Kämpfer macht. Man weiß, daß Preußen über alle Verhältnisse Oesterreichs weit besser unterrichtet war als Oesterreich selbst. Wie hätte man hoffen können, dem Auge Preußens etwas zu entziehen, um ihm seinen Vorsprung abzugewinnen? Und hätte Oesterreich auch die streitige Frage Monate lang später beim Bundestage zur Entscheidung gebracht, so würden doch die Mittel- und Kleinstaaten

nicht im Stande gewesen sein, ihre Rüstungen dem Auge und der richtigen Beurtheilung Preußens zu entziehen und es abzuhalten, seine Streitkraft auf eine höhere Potenz zu stellen.

Wie spät oder früh also auch Oesterreich den Krieg zum Ausbruch gelangen ließ, es würde Preußen, gelenkt von einem Wilhelm I. und einem Bismarck, stets in treu bewahrter Ueberlegenheit gefunden haben. Mit einem Worte Preußen ist keiner der Staaten, die wie Polen zerstückt werden können, und das thut die nationale Einheit, das „Gefühl der Zusammengehörigkeit“ zwischen Thron und Volk und die alles durchdringende Empfindung einer größeren Mission — alles Potenzen, deren sich Oesterreich (in der kaiserlichen Proclamation) rühmt, ohne sie zu besitzen.

Wenn Oesterreich seinen großen Angriffsplan zur Ausführung bringen wollte, so hätte vor allem eine intelligente und einheitliche Leitung dazu führen müssen. Allein eine solche war weder auf Oesterreichs eigenem Gebiete, noch auf dem seiner Bundesgenossen zu erblicken. Man hielt eine solche vielleicht nicht für nöthig, oder wollte durch eine centrale dictatorische Kriegsgewalt den Rechten der Bundesgenossen nicht zu nahe treten, oder man besaß keinen Mann, der einer solchen Aufgabe gewachsen war.

Alles blieb daher auf der Stufe der Voraussetzungen. „Wien rechnete auf München und Stuttgart, und München und Stuttgart rechneten auf Wien.“ Man hatte versprochen nach Sachsen zu kommen, statt dessen kam Sachsen nach Oesterreich. Ueberall sah man die ohne den Wirth gemachte Rechnung. Man wußte was man wollte, ohne zu thun, was man sollte. Man glaubte, wenn man sich darüber verständigt habe, was zu thun sei, so werde auch alles von selbst so geschehen. Man nahm den lieben Zufall in den Bund als den Dritten und schritt mit fröhlichster Hoffnung auf den Abgrund los.

Genug, Oesterreich und die Reichsstaaten waren genau noch dieselben Mächte, die der große Friedrich kennen gelernt hatte. Wie hätten ein Wilhelm I. und Bismarck darüber in Unkenntniß sein sollen?

Und daher kam es, daß Preußens Regierung so fest und kühn auf den einmal provocirten Krieg bestand, als selbst Preußens Volk, vom Schein des Feindes geblendet, durch Petitionen und Deputationen den Krieg auf jeden Fall vermieden zu sehen wünschte.

So war der große Angriffsplan Oesterreichs auf nichts basirt, was entfernt nur gut geheißen werden konnte. Als Preußen trotz seiner späten Rüstungen an seinen Grenzen zum Schlagen fertig stand in der rationellsten Position, stand Oesterreich trotz seiner frühen Rüstungen noch unfertig, ohne gehöriges Trainwesen, in der stupidesten Position, nämlich mit einigen

Bruchtheilen des Heeres auf der eigentlichen Operationslinie, mit dem Gros aber in einer wahren Zusammengeschobenheit hinter Olmütz und Brünn. Man könnte sagen, Benedeck hatte das ganze Heer auf den rechten Flügel der Schlachtordnung gestellt, um, wenn der Feind angreife, es gegen denselben mit der Eisenbahn ausschwärmen zu lassen. Solche Kunststücke sind in der That zu künstlich.

Baiern war unfertig oder wollte unfertig sein; Würtemberg war völlig unfertig; Kurhessen war total unfertig; wenig besser stand es um das Großherzogthum Hessen; Nassau konnte sich im Arsenal und auf der Montirungskammer nicht zurecht finden, weil Jacken und Flinten unter einander geworfen waren; Baden, vom preußischen Geiste belebt, war, wenn auch nicht auf dem Kriegsfuße, doch schlagfertig, — allein das Herz hing an dem in jeder Hinsicht so eng verbundenen und nahe verwandten Preußen, und die gefährdete Lage des Landes und Oesterreichs furchtbare Drohung zwangen es mit Oesterreich — zu koquettiren. Hannover war confus; Meiningen wußte nicht, wo es die im Auslande befindlichen Beurlaubten und Reservisten zur Completirung seiner zwei Bataillone finden sollte; Frankfurt war gut im Stande, aber es stellte doch nur 1000 Mann und Greiz konnte doch, um dieses niedrige Sprichwort zu gebrauchen, das Kraut nicht fett machen.

Auf einer solchen Basis ruhete der große österreichische Offensivplan, durch den Preußen zerrissen werden sollte!!!

Ganz anders stand es bei Preußen. Wenn Preußen Anfangs den Schein annahm, defensiv sich verhalten zu wollen, so geschah das, um nicht selbst den Krieg zu provociren und Oesterreich die Möglichkeit zu lassen, sich zum Abrüsten und zu einer friedlichen Politik zu bequemen. Für den Fall aber, daß dies nicht geschehe, war es zur Offensive fest entschlossen, weil nur diese so seinem Vortheile wie seinem Charakter entsprach.

Nichts ist gefährlicher, als bei der Offensive abhängig zu sein. Diese Wahrheit scheint nie Oesterreich offenbar geworden zu sein, denn überall hat man es sehen sich auf seine Bundesgenossen verlassen und auf dem Schlachtfeld diese vorschieben. Besserer Erkenntniß war Preußen, das sich immer, besonders bei bedeutungsvollen Unternehmungen, nur auf sich selbst verließ und weit entfernt war, unkluger Weise fremde Kraft für seinen Nutzen ausbeuten zu wollen. Wir wissen, daß Oesterreich in der Schlacht von Leuthen die Würtemberger und Baiern auf den gefährlichsten Punct vorschob und die eigenen Truppen schonen wollte. Die Folge davon war, daß die Schlacht in furchtbarster Weise verloren ging. Nie würde Preußen eine so ungeheure Unklugheit begangen — aber auch die Schlacht nicht verloren

haben. Welches Verfahren das einsichtsvollere, braucht nicht nachgewiesen zu werden.

Interessant aber ist es, daß Oesterreich auch jetzt noch eben so fest an seiner schlechten, wie Preußen an seiner guten Einsicht hing. Während Oesterreich von seinen Bundesgenossen (unter denen nur die allzu gutmüthigen Sachsen seine Erwartung rechtfertigten) ungeheuer viel erwartete und von ihnen forderte, forderte Preußen von den seinigen ungeheuer wenig, obschon die preußischen Bundesgenossen, alt-befreundete Staaten, von dem energischen Geiste Preußens durchdrungen (wie schon die Thaten Ferdinands von Braunschweig im siebenjährigen Kriege bewiesen) einen bei weitem höheren Verlaß gewährten, wie die wackeren koburg-gothaischen Bataillone in der Schlacht bei Langensalza gezeigt haben. Preußen, wo irgend möglich, stellte seine Bundesgenossen in die Reserve und theilte ihnen die leichteste Aufgabe zu. War dies nicht Humanität, so war es Klugheit. Es hielt fest an dem alten Volkssprichworte: „Selber ist der Mann“. Auf sich selbst gestützt, hatte es seinen Plan vollkommen in der Gewalt.

Diesem Grundsatze treu arrangirte es sich zum Angriffe Oesterreichs. In seinen Colonnen sah man keine andere Cocarde als die schwarz-weiße. Selbst die wackeren mecklenburg'schen Truppen, deren Tüchtigkeit und Treue unbezweifelt waren, wurden in einer ganz ungefährdeten Reserve gelassen.

Nachdem Sachsen sich für Oesterreich entschieden, aber das Land schutzlos gelassen worden, betrachtete Preußen Sachsen als eigenes Territorium und nahm sofort den strategisch wichtigen Gebirgskamm weg, der unter dem Namen des sächsischen Erzgebirges die österreichische Nordgrenze umrändert. Hier stand die preußische Elbarmee unter dem Befehle des commandirenden Generals Herwarth von-Bittenfeld so auf gewisse Territorien vertheilt, daß sie beim Marschbefehle sich sofort concentriren konnte.

Die erste und größte preußische Armee, die des Prinzen Karl, stand auf der Linie Landshut, Görlitz, Dresden und hatte daher das lausitzer und das Riesengebirge westlichen Theils vor seiner Fronte.

Von Landshut ab bis gegen Glatz hin hatte die zweite preußische Armee Stellung genommen, die des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Das Heer umschloß daher die nördliche Grenze Oesterreichs und insbesondere Böhmens in einem scharfen Bogen. Diese Stellung deutete nicht nur auf eine concentrische, sondern auch auf eine, wenn nicht gar zweifache, Flankenoperation.

Daß die Armee des Kronprinzen zu einem wuchtenden Stoße auf die Flanke des Feindes, die Armee des Prinzen Karl aber bestimmt war den Feind für diesen Flankenangriff auf die entsprechende Höhe heranzuziehen, das war unverkennbar selbst dann noch, als sich der Kronprinz auf eine

beträchtliche Entfernung von der Grenze abzog, um die Absicht des preußischen Entwurfes zu verbergen.

Aber die Aufstellung des preußischen Heeres deutete unverkennbar auch auf die Absicht der Offensive. Hätte man nur den Feind abzuwehren beabsichtigt, so würden die Flügel nicht so beträchtlich vorgeschoben worden sein. Man nimmt stets an, daß der Hauptstoß auf das Centrum trifft. In diesem Falle würden, besonders auf gebirgigem Terrain, die vorgeschobenen Flügel dem Centrum keine Unterstützung gewähren können, vielmehr der Bewegung des weichenden Centrums folgen müsse, wenn für sie selbst nicht Gefahr entstehen soll. Bei einer Defensivstellung, wird man immer, wenn nicht besondere Umstände es hindern, das Centrum vorschieben, weil es dadurch eine Stütze an den Flügeln gewinnt, denen in ihrer Stellung zu dem vorstehenden Centrum eine natürlich concentrische Neigung gegeben ist.

Wenn der österreichische Generalquartiermeisterstab es der Mühe werth gehalten hatte Kundschafter zu halten und von diesen gut bedient war, so mußte er bereits am 18. Juni über die Absichten der preußischen Kriegsdirection völlig aufgeklärt sein. Er fand dafür, daß Preußen angriffsweise verfahren werde, viele Gründe sehr nahe. Die Geschichte zuerst zeigte, daß Preußen stets eine Vorliebe für den Angriff gehabt hat, und warum sollte diese ihm jetzt fehlen? Preußen war von Oesterreich herausgefordert und durch eine eben so stolze als treulose Politik bitter beleidigt. Dem verletzten Stolze Preußens konnte daher unmöglich ein kriegerisches Defensivverfahren entsprechen. Der Erbitterte wird stets angreifen, wenn er die Kraft dazu in sich fühlt. Nun aber war die österreichische Armee entschieden noch nicht schlagfertig, viel weniger aber die seiner Bundesgenossen. Mußte das nicht Preußen auffordern, rasch und muthig anzugreifen, ehe der Feind sich in Stand gesetzt haete? Die Unfertigkeit der einen Partei ist der halbe Sieg der andern. Man durfte glauben, daß den preußischen Lenkern derartige Wahrheiten nicht unbekannt waren. Das preußische Heer hatte durch die Besetzung Sachsens eine concentrische Stellung gewonnen, die für die Defensive eben so unvortheilhaft als für die Offensive vortheilhaft war, und man mußte wohl dem preußischen Kriegsminister von Roon und dem Generalstabschef von Moltke zutrauen, daß sie den Charakter dieser Stellung zu beurtheilen verstanden und zu nützen entschlossen waren. Selbst das jüngst unter Oesterreichs Augen Geschehene, der preußische Feldzug in Holstein und Schleswig mit seinen raschen und glänzenden Siegen und Eroberungen mußte den Glauben an Preußens Neigung zum Angriffe erwecken. Sollten Soldaten, die der frischeste Lorbeer schmückt, Lust haben, sich auf eine träge Defensive zu legen, sollte ein Heer, das andere als kühne Angriffsoperationen

kaum je kennen gelernt hat, geneigt sein, jetzt dem Gewöhnten zu entsagen, wo alles dazu aufforderte?

In der That, es gehörte eine große Simplicität dazu, wie Herr von Hennickstein, zu glauben, daß die Preußen nicht angreifen würden.

Sobald die Frage über Krieg und Frieden entschieden war, war auch beim preußischen Kriegsdirectorium der Angriff beschlossen und der bejahrte König Wilhelm erklärte, daß er ihn selbst leiten werde. In der That ging auch der König, begleitet vom Kriegsminister von Roon, dem Generalstabschef von Moltke und dem Chefminister von Bismark, später, als die Hauptaction herantrat zum Heere, und zeigte, daß echter Rittersinn nimmer die Jugend verliere.

Nachdem man mit der Besetzung des Königreichs Sachsen die trefflichste (concentrische) Operationsbasis gewonnen und genaue Kunde erhalten, daß zwar Benedeck seine Operationsbasis bestimmt habe, sein Heer aber noch in klumpenhafter Häufung auf verschiedenen durchaus systemlosen Puncten stehen lasse, auch dasselbe noch keineswegs auf rasche Bewegungen genügend vorbereitet sei, war man im preußischen Generalstabe durchaus nicht mehr über die Art des Angriffs im Unklaren. Man beabsichtigte das große Corps des Grafen Clam Gallas, welches — weil das dritte, sechste, achte und zehnte Armeecorps von Benedeck noch bei Olmütz und Brünn zurückgehalten wurden — isolirt stand, anzugreifen, ehe ihm durch Vervollständigung der Schlachtlinie Verbindung und Stütze gegeben sein würden. Und da die Sachsen — in der That viel zu spät — sich auf dasselbe hingezogen hatten, so wollte man selbst deren Vereinigung mit dem gallas'schen Corps erschweren und das Corps zu einer gehörigen Organisation gar nicht kommen lassen. Man mußte also den Sachsen auf den Fersen folgen und den ersten Schlag in erschütternder Weise auf Clam Gallas richten.

Diese Aufgabe fiel natürlich der Elbarmee und der Armee des Prinzen Karl von Preußen zu. Zwar hatte die Armee des Prinzen Karl hierbei nicht volle Beschäftigung, und es konnte das Vorhaben der Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld überlassen bleiben; allein man konnte diese Armee nicht außer Verbindung mit dem Centrum des Heeres vorrücken lassen, wenn man nicht einen Unverstandsfehler begehen wollte, der Oesterreich zwar schon manchmal passirt und theuer zu stehen gekommen war, aber sicher einem preußischen Generalstabe nicht passiren konnte.

Die Elbarmee hatte sich zuerst zu bewegen, die Armee des Prinzen Karl ihr dann unterstützend zu folgen. Dergestalt entstand ein kleiner Aufmarsch oder eine geringe Schwenkung links, der der später eintretende Einmarsch der Armee des Kronprinzen mit einer leisen Schwenkung rechts zum

Zwecke concentrischer Wirkung beim Hauptschlage vollkommen entsprach. Der rechte Flügel unter Herwarth von Bittenfeld (drei Divisionen) sollte also zuerst auf das feindliche Gebiet treten und zwar, damit Stromübergänge keinen Aufenhalt verursachten auf dem rechten Elbufer über Rumburg. Von hier aus sollte er rasch über Kreibitz und Georgenthal, Bensen und Reichstadt vordringen und die Sachsen ereilen, oder Clam-Gallas angreifen, ehe nach seiner Vereinigung mit den Sachsen sein Arrangement getroffen war.

Demnach mußten die ersten Kämpfe zwischen Münchengrätz und Theresienstadt stattfinden, auf welche zwei Festungen sich Clam-Gallas mit seinen zwei Flügeln setzte.

Die Hauptarmee unter dem Prinzen Karl mußte zu diesem Zwecke mit vorrücken, theils um die linke Flanke der Elbarmee zu decken, theils zur Action mitzuwirken, theils um der Möglichkeit zu begegnen, daß Benedeck das Gros seines Heeres bereits hätte in die Operationslinie einrücken lassen. Die Hauptmarschroute der Armee des Prinzen Karl sollte sich daher auf Reichenberg richten und die Armee sich mit Zurückhaltung des linken Flügels auf Hirschberg entwickeln.

Eine nicht unwichtige Nebenaufgabe dieser Armee war es, in fliegender Eile das gebirgige Terrain zwischen Trautenau, Schmiedeberg und Hochstadt wegzunehmen, weil dadurch der Eintritt in das Flachland gesichert, die Bahnlinie Pardubitz-Zittau gewonnen und freie Operation gegen die österreichische Stellung zwischen Prag und Olmütz gewonnen wurde.

Wie schon erwähnt, war der preußische Generalstab über die Terrainverhältnisse des Kriegsschauplatzes weit besser unterrichtet als der österreichische, obschon der Schauplatz auf österreichischem Gebiete lag.

Von diesen Bewegungen der Elbarmee und ersten Armee sollten die Bewegungen der Armee des Kronprinzen abhängig sein, so lange im Arrangement der österreichischen Schlachtordnung noch keine wesentliche Veränderung vorgekommen sein würde. Indessen setzte man voraus, daß nach der ersten Affaire Ritter von Benedeck keine Minute zögern werde, sein Heer in Ordnung zu bringen und auf die Höhe des linken Flügels, also die Linie Theresienstadt Jaromirz, vorrücken zu lassen.

Für diesen Fall mußte die Armee des Kronprinzen von Schweidnitz und Neisse aus durch das Gebirge gehen und auf der Linie von Nachod und Gitschin Verbindung mit der Armee des Prinzen Karl nehmen, ohne dabei ihre Stellung zur feindlichen linken Flanke aufzugeben.

Die Armee des Kronprinzen hatte daher in zwei Hälften (der Gebirge wegen) über Liebau und Trautenau, und Reinerz und Nachod in die Bühne des Kampfes einzurücken. Hatten dergestalt die drei Armeen die Zeit und

den Platz ihres Zusammenwirkens gewonnen, so sollte und mußte es zu dem Hauptschlage kommen und dieser sollte, hoffte man, nur das Gros des österreichischen Heeres zu treffen haben, weil angenommen werden durfte, daß vor der Vereinigung der drei Armeen das Corps von Clam-Gallas und die sächsische Armee bereits auf die Seite geworfen sein würden.

So war der preußische Entwurf. Natürlich umfaßte er weiterhin ebenso die Folgen eines großen Sieges und das etwaige Vorrücken auf Wien, wie umgekehrten Falls die Retirade, für welche zunächst die Festungen ins Auge gefaßt waren, welche die wichtigsten Städte, vorzugsweise Dresden, Breslau und Berlin deckten.

Nirgends in dem Entwurfe war irgend ein Object übersehen, wortkarge Genauigkeit machte ihn — wie man ihn erst nach dem Kriege kennen gelernt hat — bewunderungswürdig, noch bewunderungswürdiger aber war es, daß das Heer in diesem Entwurfe arbeitete, als ob es gänzlich von ihm durchdrungen wäre, und doch kannten ihn nur die höchsten Führer, und erst deren Spezialbefehle machten ihn weiterhin geltend.

Aber es war, als ob jeder Einzelne ihn studirt habe und gründlich kenne, so war der Einklang in allen Operationen des preußischen Heeres, und das entstammte der Intelligenz desselben, Grund deren jeder Einzelne sofort die Befehle des Commandeurs und den Zweck derselben in Beziehung auf den großen Hauptzweck verstand. Nie ist ein Heer mit einem so vollen Bewußtsein dessen, was es soll, zum Kampfe gezogen, wie das preußische 1866 in Böhmen, aber auch nie hat sich dieses geistige Bewußtsein so bewährt durch den Glanz der Erfolge. Das preußische Heer hatte alles, was dem österreichischen mangelte; es hatte eine ungeheure geistige Ueberlegenheit; und dieser Vorsprung, den es nicht nur vor dem österreichischen, sondern fast vor allen europäischen Heeren hat, wird sich ihm nie abgewinnen lassen.

33.

Erste Bewegungen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Kronprinz von Preußen seine Armee, um die Oesterreicher über den Zweck der preußischen Anstalten in Ungewißheit zu versetzen, um eine bedeutende Strecke wieder nach Schlesien zurückging. Umgekehrt ließ der Kronprinz am 22. Juni das ganze sechste

Armeecorps über die schlesische Grenze gegen Landskron hin vorwärts gehen und die Ortschaften dieser Route mit aller Energie (ohne ihnen doch zu schaden) angreifen. Man fand nirgends, wie man ja recht gut wußte, eine Besatzung, und einzelne Posten und Patrouillen waren angenehme Begegnungen, denn durch sie wurde die Kunde in das Bureau des Herrn von Henickstein befördert, die man dahin befördert zu sehen wünschte.

Dieses Vorrücken eines Corps der zweiten Armee hatte zwei Zwecke, nämlich die Gebirgsdurchgänge zu besetzen und zu sichern, dann aber hauptsächlich den Feldzeugmeister von Benedeck glauben zu machen, daß von dieser Seite der erste und heftigste Angriff beabsichtigt werde. Darum auch mußten die vorgeschickten Truppen überall die Kunde verbreiten: Die ganze Armee des Kronprinzen rücke nach.

Dadurch sollte Benedeck veranlaßt werden, seine ohnehin schon auf dem rechten Flügel seiner Operationslinie aufgehäuften Streitkräfte hier festzuhalten und nach dieser Seite aufzustellen, während der wirkliche Angriff von Seite der Armee des Prinzen Karl und des Generals Herwarth von Bittenfeld auf den linken Flügel des österreichischen Heeres, das Corps Clam-Gallas und die Sachsen, stattfände.

War dergestalt die Hauptmacht der Oesterreicher durch Irreleitung zur Rechten abgelenkt, so erhielten dadurch Prinz Karl und General von Bittenfeld leichtes und sichres Spiel gegen Clam-Gallas und Albert von Sachsen. Diese wurden sicher zur Seite geworfen, wohl möglichen Falles gänzlich derangirt, und nun wendeten sich die drei preußischen Armeen gegen die übrigen sechs, voraussichtlich in ungeschickter Stellung befindlichen österreichischen Armeecorps mit einem Fronte- und zwei Flankenangriffen. In der That hätte der Plan nicht klüger erdacht werden können.

Nachdem der Kronprinz, wie erzählt, zwei Divisionen auf zwei verschiedenen Wegen bis Zuckmantel vorgeschoben, sich dadurch der Gebirgspässe versichert und den österreichischen Generalstab zu der irrigen Annahme veranlaßt hatte, daß von Seite Preußens der Hauptschlag auf den rechten österreichischen Flügel bei Olmütz beabsichtigt werde, ließ er das Gros seiner Armee in der Grafschaft Glatz Stellung nehmen und noch bis zum 26. Juni Rast halten, damit unterdessen der General Herwarth von Bittenfeld und Prinz Karl ihren Schlag auf den gesonderten linken österreichischen Flügel ausführten.

Die Bewegung des Kronprinzen diente der des Prinzen Karl zunächst auch zur Maske. Denn indem der Kronprinz links sich wendete und sich den Anschein gab, es erst auf die österreichische Hauptmacht bei Olmütz abzusehen, konnte Prinz Karl sich rechts wenden und ungefährdet die höchst

gefährlichen Pässe des lausitzer Gebirges passiren. Dieses Gebirge, welches den südlichen Theil der Lausitz erfüllt und sich in Böhmen bis Gabel und Liebenau südwärts ausbreitet, ist der unwegsamste Theil der ganzen großen Gebirgsmasse, die Böhmen nordseits wie ein ungeheures Festungssystem umschließt. Das näher bezeichnete Gebirge, welches der Prinz Karl zu überschreiten hatte, ist erfüllt von hohen und sehr schroff abfallenden Bergen, welche so dicht aneinander treten, daß für den Verkehr oft nur enge, vielfach zerrissene, ebenso steil aufsteigende als niederfallende Schluchten übrig bleiben. Diese Schluchten sind häufig von Querschluchten durchrissen, welche die herrlichsten Hinterhalte gewähren und es den vertheidigenden Truppen möglich machen, das Gebirge einem von außen eindringenden Feinde völlig nupassirbar zu machen.

Es ist dies dieselbe Gebirgspartie, die — der Leser wird dessen gedenken — einst der Bruder Friedrichs des Großen, der Prinz von Preußen, August Wilhelm, nach der unglücklichen Schlacht von Kollin mit einem Rückzuge passiren mußte. Die territorialen Uebelstände brachten ihn, wie wir wissen, um seine ganze Bagage und den größten Theil seiner Artillerie. Seine Marschverluste glichen denen einer großen Niederlage. Daher war der Einmarsch des Prinzen Karl auf diesem Terrain in hohem Maße gefährlich und die Bewegung des Kronprinzen eine Maßregel, die der gewissenhaften Umsicht des preußischen Generalstabs ein schönes Zeugniß ausstellte und zeigte, daß Preußens Generalstab Kopf besaß, aber auch Geschichte studirt hatte.

Erst nachdem der Kronprinz seine Scheinbewegungen ausgeführt, setzte sich die Armee des Prinzen Karl und Generals von Bittenfeld in Marsch, zuerst die des letztern, weil ihr Weg etwas weiter war, und weil viel daran lag, die Sachsen nicht aus den Augen zu verlieren und ihre Rangirung in der österreichischen Schlachtordnung zu verhindern.

Um Letzteres hätte man zu großen Eifer nicht nöthig gehabt, denn General Clam=Gallas war der Mann nicht mit dem ihm Obliegenden so schnell fertig zu werden, wie preußischer Seits gefürchtet wurde. In der That wußte Clam=Gallas gar nicht, was er mit den Sachsen anfangen sollte. Er hatte wegen der Verwendung derselben ausdrücklich vom Ritter von Benedeck Instruction gefordert. Aber von Benedeck war ebenso unklar und überließ die Placirung dieser wichtigen Hilfsarmee dem Ermessen des Grafen Clam=Gallas nach Verhältniß der Umstände. Dieser Bescheid schien freilich für den Grafen ehrenvoll, er beseitigte aber den Mißstand nicht, sondern verlängerte ihn und machte ihn verderblicher. von Rüstow sagt: „Die Sachsen wurden anfangs auf unverantwortliche Weise durch Ordres

und Contreordres zwischen dem Elblaufe in Böhmen und der Grenze des Königreichs Sachsen umhergejagt."

In der That war das geschehen, und doch hatte ihnen Clam-Gallas den Platz nicht gegeben, der ihnen gebührte. Das Unheil lag in der Rathlosigkeit der österreichischen Befehlshaber. Weder Benedeck noch Clam-Gallas verstand seine Aufgabe, und der Kronprinz Albert von Sachsen war zu bescheiden nach eigenem Ermessen anzuordnen, obschon ihm der Oberbefehl über den linken österreichischen Flügel bestimmt war und jedenfalls gebührte.

Die Rangsucht der beiden kaiserlichen Generale suchte den Kronprinzen gewissermaßen auf die Seite zu schieben. Benedecks Oberbefehl sollte nach der vorausgegangenen Bestimmung stets an den Kronprinzen von Sachsen gehen, wurde aber stets an den Grafen Clam-Gallas erlassen, so daß der Kronprinz Albert dann erst das Commando von dem Grafen Clam-Gallas erhalten mußte und diesem factisch unterstellt war. Derartige Irregularitäten trugen auf österreichischer Seite nicht wenig zu dem schlechten Gange des Feldzugs bei.

Am 22. Juni war die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld in Bewegung. Sie ging in zwei Colonnen bei Hainsbach und Schluckenau über die Grenze. Staunend sah General Herwarth von Bittenfeld die wichtigen Gebirgspässe ganz unbesetzt. Nur hier und da stieß man auf Cavalerieposten, die sichtbar nur auf Kundschaft ausgestellt waren und sofort in fliegender Eile verschwanden, sobald sie der preußischen Truppen ansichtig wurden.

Sobald die Pässe von Schluckenau passirt waren, ließ General Herwarth von Bittenfeld die zweite Colonne sich links ab auf Gabel ziehen, um dadurch die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl zu gewinnen, welche auch am 22. Juni aufgebrochen war und am 23. Juni in drei Colonnen bei Krottau, Friedland und Neustädtl die böhmische Grenze überschritt. Das vierte Armeecorps, welches bei Krottau überging, folgte der Eisenbahn, welche von Pardubitz über Königgrätz, Josephstadt, Turnau, Reichenberg, Zittau und Löbau führend, die große sächsisch-schlesische Bahn (Dresden-Breslau) mit der böhmischen Hauptbahn (Prag-Olmütz) verbindet.

Auf dem Terrain des lausitzer Gebirges ist diese Bahn höchst unbequem. Für Truppenförderung konnte sie daher nur in sehr beschränktem Maße gebraucht werden, jetzt aber desto weniger, da man sie von Seite der Oesterreicher vielfach zerstört fand. Erst nachdem die Preußen das Gebirge überschritten und die Mannschaften der Feldeisenbahncommission die Schäden beseitigt hatten, konnte sie, namentlich für die Proviant- und Munitionstransporte mit gutem Nutzen in Gebrauch genommen werden.

Dem vierten Corps folgte die vom zweiten Armeecorps gebildete Reserve. Mit dieser Hauptmacht, welche den rechten Flügel des Prinzen Karl bildete, suchte nun die linke Colonne des Generals Herwarth von Bittenfeld Fühlung, und nachdem diese gewonnen war, war das vierte Armeecorps des Prinzen Karl als das Centrum der beiden vereinigten Armeen zu betrachten.

Dieses Centrum folgte in der Richtung der Eisenbahnlinie auf Reichenberg. Dieser Richtung folgten streng angemessen auch die Flügel und so bewegten sich beide Armeen südostwärts gegen die Oberelbe hin.

Da nun umgekehrt die zweite Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm südwestwärts gewendet durch das schlesische Gebirge in Böhmen eindrang, so war für den Fall, daß die Oesterreicher nicht zurückwichen, sondern sich zum Kampfe stellten, leicht zu erkennen, in welchen Gegenden es zu den ersten Hauptschlägen kommen werde.

Beim Ueberschreiten der Grenze ließ jedes preußische Regiment seine Musik erschallen, und es gab sich ein großer Affect in der Mannschaft kund. Aber man hätte im Entferntesten nicht sagen dürfen, daß sich in dieser Erscheinung Uebermuth kundgegeben hätte. Es war eine ernste Freude, die Freude eines Rächers, der sich dem Augenblicke nahe fühlt, in welchem er seine verletzte Ehre herzustellen hofft. Der Soldat wußte, um was es sich handelte, er hatte es lange vorher gewußt, ehe es die Proclamationen ihm gesagt. Jeder war vollkommen unterrichtet über die Geschichte der Gegenwart. Der Ungebildete kannte sie durch den Gebildeten. Spottlieder auf den elenden deutschen Bund, der Deutschland in den Untergang geführt haben würde, wenn sich ein Retter nicht gefunden hätte, Spottlieder über dieses elende Institut, mit welchem Oesterreich selbst bei seinem Verenden noch ein Bündniß geschlossen hatte, hörte man bei jeder Compagnie.

Man hörte auch Lieder, welche die Siege Friedrichs des Großen feierten, und mehre Schauplätze der Großthaten Friedrichs wurden mit ungeheuren Hurrahs begrüßt, als ob diese Soldaten begeisterte Historiker wären. „Eine große Geschichte: ein großes Volk!“ Man wird annehmen müssen, daß die Offiziere auf jene Plätze aufmerksam gemacht haben, auf denen Preußen sich einst prachtvolle geschichtliche Denkmäler errichtet hat, und gewiß hat es von oben an einer Anregung dazu nicht gefehlt. Aber war das nicht eine Pflicht der Klugheit? Hat ein Volk sich Ehrendenkmäler errichtet, hat es auch das Recht mit Freude auf dieselben zu blicken. Und ein Volk das sich eine schöne Geschichte geschaffen, wird immer derselben kundig sein, denn nichts wird dem Wissen so leicht zugeführt, als wofür das Herz Begeisterung trägt. Da entsteht eine Art historischer Bildung, die einen unermeßlichen Einfluß auf die Tüchtigkeit des Volkes hat.

Wirft man hier einen vergleichenden Blick auf Oesterreich, so fühlt man sich mit Wehmuth zu der Frage veranlaßt: woran sollten sich auf diesem Kriegsschauplatze nun wohl Oesterreichs Galizier und Slavonier begeistern? Da tritt dem Beobachter ein Unterschied der Erscheinungen entgegen, der ihm mehr als alle Zündnadeln und Hinterladungsgeschütze das Räthsel des wundersamen Kriegs von 1866 aufschließt.

Die beiden preußischen Armeen, wie sie jetzt aus der Lausitz und dem Königreich Sachsen in Böhmen einrückten, hatten die Stärke von etwa 120,000 Mann. Sie mußten darauf gefaßt sein von einer viel stärkern österreichischen Armee begrüßt zu werden, wenngleich die Nachrichten alle darin übereinstimmten, daß der österreichische linke Flügel noch so gut wie isolirt zwischen Theresienstadt und Münchengrätz stehe. Dieser linke Flügel unter Clam-Gallas war jetzt etwa 60,000 Mann stark. Die „eiserne Brigade“ (Kalik), die diesen Ehrennamen sich Schleswig verdient hatte, war bereits eingerückt. Es ist begreiflich, daß Clam-Gallas mit einer Armee von 60,000 nicht gegen eine Armee von 120,000 Mann vorgehen konnte, wenn er wußte, daß Preußen noch eine dritte Armee zu verwenden hatte, und nicht wußte, ob diese ihm gar in den Rücken gelangen werde, da er trauriger Weise andererseits ebenfalls nicht wußte, ob er sich auf eine Rückendeckung von Seite Benedeck's verlassen könne. Gab Benedeck ihm keine Deckung, so konnte Clam-Gallas unmöglich vorrücken, um das Gebirge vertheidigen zu wollen, wenngleich auf diesem Terrain (vorausgesetzt, daß der Rücken gesichert ist) sich mit 60,000 Mann eine Armee von 120,000 sehr gut aufhalten läßt.

Mag dergestalt Graf Clam-Gallas darum, daß er nicht weiter vorgerückt war, entschuldigt sein, so ist es schwerer zu entschuldigen, wenn er in der Stellung von Theresienstadt Münchengrätz die Schlacht annehmen wollte, anstatt sich nun gänzlich auf Benedecks Hauptheer zurück zu ziehen, da er in dieser Stellung ebenso wenig Benedecks Beistand zu erwarten hatte.

Doch war Clam-Gallas fest entschlossen sich zwischen Münchengrätz und Theresienstadt zu behaupten. Seine Vortruppen, aus Cavalerie und Schützen bestehend, standen bei Hirschberg, Hünerwasser, Liebenau und Hochstadt. Nur Patrouillen und kleine Detachements schweiften bis ans Gebirge; doch war die wichtige böhmische Stadt Reichenberg mit drei Cavaleriegimentern besetzt.

Prinz Karl, der bereits am 23. Abends in die Nähe von Reichenberg gelangt war, meinte daher, daß er Reichenberg mit den Waffen zu nehmen haben werde. Allein, als die Preußen am Morgen des 24. Juni ihren Marsch antraten, wichen die drei österreichischen Reiterregimenter sofort,





GENERAL v. STEINMETZ.

ohne irgend welche Absicht für die Abwehr des eindringenden Feindes kund gegeben zu haben. Prinz Karl besetzte daher die Stadt ohne Umstände und rastete hier so lange, bis ihm die Rapporte von seinen andern Corps und der Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld darüber zugegangen sein würden, daß allerseits das Gebirge glücklich passirt worden und die Verbindung gewonnen sei. Hier, wo der Prinz Karl, wie auch am vorhergegangenen Tage in einem Besitzthume des Grafen Clam=Gallas Quartier nahm, und wo die Corps der ersten Armee vollständige Verbindung wiedergewannen, wurden Vorbereitungen zu dem Kampfe getroffen, der schon am nächsten Tage zu erwarten war, wenn Clam=Gallas die Linie des Iserflusses ernstlich vertheidigen wollte, wie es jetzt wenigstens schien, da die österreichischen Cavalerievorposten sich ernstlich zu Scharmützeln stellten.

Zu Reichenberg wurde im Verlaufe weniger Stunden eine Feldtelegraphenstation eingerichtet. Die Feldtelegraphencommission war eine moderne Einrichtung, die von dem unaufhörlichen Vorwärtsstreben der preußischen Kriegsverwaltung ein glänzendes Zeugniß ablegte. Die Feldtelegraphencommission hatte die Aufgabe mit den Telegraphenlinien Preußens verbundene Feldtelegraphenlinie für jede Armee, und zwar sofort bei deren Vormarsch herzustellen und bei einer etwaigen Retirade mit der Avantgarde vorangehend sofort diese Telegraphenlinien wieder aufzunehmen. Diese technische Commission folgte daher beim Avanciren dem Heere, während sie beim Retiriren ihm voranging. Während ihrer wundersam schnellen Arbeit, waren Sectionen derselben beschäftigt, zur Correspondenzverbindung der operirenden Armeen oder Corps wieder Querlinien anzulegen, und dergestalt entwickelte sich unmittelbar hinter dem Heere ein vollständiges Telegraphennetz, dessen Hauptpuncte natürlich die Quartiere der Oberbefehlshaber und Generalstäbe waren. Die Leistungen dieser Feldtelegraphencommission sind mit Recht bewundert worden.

Ihr nahe verwandt ist die Feldeisenbahncommission, deren Leistungsfähigkeit sich auch höchst ausgebildet zeigte und Bewunderung erregte, die aber doch keine neue Erscheinung war.

In gleichem Schritte mit der Armee des Prinzen Karl war auch die des Generals Herwarth von Bittenfeld vorgerückt. Am 24. Juni hatten beide Colonnen Kreibitz und Georgenthal erreicht und am folgenden Tage konnten die beiden neben einander vorrückenden Armeen sich auf der Höhe von Gabel wahrnehmen, am Morgen des 26. Juni aber schon ihre Verbindung völlig durch eine von der Armee des Prinzen Karl detachirte Division (14.) herstellen.

Sie befanden sich jetzt auf der Linie Böhmisch=Leipa, Reichstadt, Gabel,

Reichenberg und also unmittelbar vor dem Feinde, der das Terrain zwischen Iser und Elbe besetzt hielt und entweder auf demselben sich bis zum Einrücken der anderen österreichischen Corps behaupten, oder das Gros des Heeres bis zur Vollendung irgend welcher Arrangements schützen wollte. Von hier aus begannen nun die Acte des blutigen Kampfes.

34.

Kampf von Liebenau bis Turnau.

Kaum hatten die beiden preußischen Armeen Verbindung gewonnen, und das war mit seltsam genauer Berechnung geschehen, als sie beide gleichzeitig unmittelbar vor dem Feinde standen, und gleichzeitig mit den Angriffsoperationen begannen. Man sah, es war alles vorher aufs Genaueste entworfen, und die Genauigkeit und Sicherheit, womit es ohne nochmalige Rücksprache und Berathung, ohne langes Untersuchen, ob sich nun auch alles im Geschick befinde, unternommen und ausgeführt wurde, war so vollkommen, daß man versucht war zu glauben, daß die Herren Oberfeldherren zuvor ihre Uhren übereingestellt haben müssen.

Selbst in diesen kleinen Dingen sah man die Gewißheit, die strenge Ordnung und das zweifellose Bewußtsein in dem preußischen Unternehmen und Schaffen. Ein Tölpel hätte bekennen und rühmen müssen, daß hier exacte Gewohnheit und ein gesunder Sinn als die Basis alles Schaffens zu Grunde lagen.

Kaum hatte der Prinz Karl den Feind gefühlt, als er unbekümmert um den General Herwarth von Bittenfeld zum Angriffe schritt; er wußte General Herwarth von Bittenfeld mußte nun auf dem richtigen Flecke sein. Und kaum hatte General Herwarth von Bittenfeld den Feind gefühlt, als er ebenso zum Angriffe schritt, denn er wußte, Prinz Karl war nun auf dem richtigen Orte. Ihre Märsche waren im voraus aufs Genaueste bestimmt und die Berechnung war unfehlbar, so lange die unausgesetzt fortdauernde Kundschaft stets den Bericht einbrachte, daß sich auf Seite des Feindes im Wesentlichen nichts verändert habe.

So fanden am 26. Juni sowohl bei der Elbarmee, als bei der Armee des Prinzen Karl die ersten energischen Stöße auf den Feind statt. Selt-

samer Weise war Graf Clam-Gallas, obschon er seit Wochen in aller Ruhe auf seinem Terrain gestanden hatte, noch gar nicht im Klaren, ob er richtig stehe, und namentlich, ob er die Sachsen in seinem Arrangement richtig verwendet habe. Das nur war ihm klar, daß er die Preußen nicht wolle oder solle über den Iserfluß gelangen lassen; wie er dies zu bewerkstelligen habe, werde sich ja doch wohl, hoffte er, finden; denn eben dieses Wie war bei ihm durchaus nicht entschieden, wie die theilweis ganz unzweckmäßige Aufstellung seiner Truppen bewies.

Am 26. Juni ließ Prinz Karl seine Armee enggeschlossen gegen Liebenau avanciren. Er wußte daß es an diesem Tage an verschiedenen Orten zum Zusammentreffen mit den Feinden komme. Die Mannschaften waren durch die Offiziere vollkommen unterrichtet und von wahrer Lust erfüllt. Dies ist wieder etwas, was die preußische Armee unendlich weit der österreichischen voranstellt. Der Offizier findet in Reihe und Glied eine große Menge durchaus Gebildeter, denen er sich über das, um was es sich handelt, mittheilen kann und Gewohnheit gemäß stets mittheilt. Er wird verstanden, und indem die minder Gebildeten sich streng an diese Gebildeteren schließen, folgt alles bis auf den Untersten herab einem Impulse, so daß von der Truppe gesagt werden kann: sie weiß was sie will oder soll.

In so freundschaftliche und enge Berührung stellt sich der österreichische Offizier nie zum Gemeinen. In der Regel weiß er selbst nicht, was er soll; weiß ers aber, so ist es unter seiner Würde, darüber dem Gemeinen etwas mitzutheilen, und vielleicht ist das auch von gewissem Nutzen, denn man müßte vielleicht fürchten, daß der Gemeine, wenn er den Zweck verstände gerade das Entgegengesetzte thun würde; denn in keinem Heere herrschen der Geist eines dummen thierischen Trotzes und die Neigung zum Verrath in so hohem Maße, wie im österreichischen.

Bereits am 24. Juni Abends ließ Prinz Karl seine Avantgarde weiter auf Liebenau und Turnau anrücken, während, wie er wußte, General Herwarth von Bittenfeld nicht mehr als einen halben Marsch brauchte, um Hünerwasser zu erreichen, das in der rechten Flanke des Prinzen lag. Der Weg nach Liebenau ist ein Gebirgspaß, der bei dem Dorfe Reichenau endet, da hier das Gebirge in ein großes Plateau übergeht, das die Elbe von ihrem Ursprunge aus mit einem Bogen umschließt und die Iser, südwärts strömend in zwei große Hälften theilt.

In dem Passe vor Reichenau mußte Prinz Karl ernsten Widerstand erwarten, denn es war nicht zu glauben, daß Clam-Gallas den Kampf mit einem so überlegenen Feinde auf einer Ebene wünsche, wo alle Vortheile sich theilten.

In dem Gebirgspasse, der sich von Reichenberg bis Reichenau ausdehnt, waren die Corps des Prinzen in einer einzigen Colonne zu marschieren gezwungen. Der Prinz eilte daher diese gefährliche Stelle zurückzulegen. Bereits während der Nacht erreichte die Avantgarde die Paßmündung und man staunte, nirgends eine Anstalt zur Abwehr der eindringenden Preußen getroffen zu sehen.

Nun theilte der Prinz seine Armee wieder, ließ sie in zwei Colonnen mit geringer Distance auf Turnau anrücken, detachirte aber bei Liebenau eine Division (14.) weit rechts ab auf Böhmisch-Aicha, um durch sie die Verbindung mit dem General Herwarth von Bittenfeld herzustellen. Der Marsch wurde von dieser detachirten 14. Division sehr beeilt, während der der zwei Colonnen des Gros links der Eisenbahn etwas zurückgehalten wurde, damit die sämmtlichen Truppenkörper schnell gleiche Höhe wieder gewännen.

Bereits am Abend des 25. Juni hatten die Vorposten das Terrain von Liebenau erreicht. Mit Tagesanbruch begann das Vorrücken. Die Avantgarde wurde von der Division des Generals von Horn (8.) gebildet. Man mußte erwarten, daß Liebenau ernstlich vertheidigt wurde, denn nach sicherer Mittheilung war es mit vier Cavalerieregimentern und zwei berittenen Batterien besetzt. Die Vortruppen entdeckten aber bald, daß die Besatzung die Stadt verlasse. Und freilich blieb ihr nichts weiter übrig, da sie ganz ohne Infanterie war und Cavalerie doch in den Straßen einer Stadt so wenig ein geeignetes Operationsfeld findet, als reitende Artillerie.

Um den Preußen den Durchmarsch durch die Stadt zu erschweren, hatten die Oesterreicher die Straßen mit Barrikaden gesperrt. Sie zeigten sich, indem sie die nächsten Hügel hinter Liebenau besetzten, zum Widerstande ernst entschlossen. Aber wenn Clam-Gallas hier den Feind abwehren wollte, begreift man nicht, daß er das mit vier Cavalerieregimentern und zwei Batterien versuchte. Was sollten diese gegen eine Armee ausrichten? Sie aufhalten? das hätte in dem Passe des Gebirges geschehen müssen. Wo es aber auch geschah, ohne Infanterie war das Unternehmen sicherlich unverständig.

Der General von Horn ließ seine Truppen rasch sowohl auf der Hauptstraße in Liebenau eindringen als auf zwei andern Wegen die Stadt umgehen, damit, wenn noch Feinde in derselben sich verhielten, diese abgeschnitten würden.

Inzwischen hatten die Oesterreicher ihren zwei Batterien hinter Liebenau solche Positionen gegeben, daß sie bis zur Stadt die Landstraße mit einem lang gestreckten Kreuzfeuer bestrichen. General von Horn konnte es nicht

einfallen seine Truppen durch dieses Feuer vorgehen zu lassen und Menschen zu opfern für einen Zweck, der ohne Opfer dadurch erreicht werden konnte, daß die österreichische Artillerie durch die diesseitige Artillerie aus gefahrloser Stellung zum Schweigen gebracht wurde. Das Terrain war seinem Plane günstig. Liebenau liegt in einem Thalkessel von kaum 2000 Fuß Weite. Die sich gegenüberliegenden Berge befinden sich daher in einer Entfernung, die noch bei weitem nicht die Tragkraft gezogener Kanonen überschreitet.

General von Horn ließ daher Liebenau nur von einigen Bataillonen so lange besetzt halten, bis die nächste Division nachgerückt war, und führte während dessen den größten Theil seiner Division auf die Anhöhen rechts von Liebenau, um von hier aus gegen den Feind vorzudringen. Auf den Höhen aber fand die Artillerie eine vortreffliche Position.

Gedeckt von Liebenau aber arrangirte der Generalmajor Hann von Weihern, Commandeur der siebenten Cavaleriebrigade, einen Cavalerieangriff, der freilich nur auf der von Liebenau nach Turnau führenden Straße ausgeführt werden konnte. Dergestalt sollten die Batterien des Feindes, dessen Stärke man nicht genau kannte, zunächst durch die preußische Artillerie derangirt und dann der Infanterieangriff auf den Höhen, der Cavalerieangriff, der sich hauptsächlich auf die feindliche rechte Flanke setzen sollte, vom Thale aus ausgeführt werden. Um beim Vorwärtsrücken die Verbindung herzustellen sollte eine Abtheilung der Cavalerie der Division Horn hinter Liebenau links abrücken und Fühlung mit der Cavalerie des Generals Hann nehmen, weiterhin aber wollte man die Truppen nach Erforderniß wieder concentriren.

Es war Morgens nach acht Uhr, als die Fußbatterien des Generals Horn auf den Anhöhen seitwärts Liebenau Position genommen hatten. Die Batterien standen günstig und gut gedeckt, so daß sie von den Oesterreichern Anfangs gar nicht bemerkt wurden.

Prinz Friedrich Karl hatte nicht sobald vom General Horn Rapport erhalten, daß der Marsch auf ernsten Widerstand gestoßen sei, als er in fliegender Eile sich an den Ort der Gefahr begab. Es war kurz vor neun Uhr, als er bei den in Position gebrachten Batterien bei Liebenau eintraf. Mit ihm war sein Generalstab. In seiner kühnen Weise zur Untersuchung der feindlichen Stellung vorreitend, wurde er dem Feinde sichtbar, damit zugleich auch die Stellung der Batterien.

Das war für die österreichische Artillerie das Signal zur Kanonade. Diese begann mit Heftigkeit; doch antwortete man preußischer Seits Anfangs nicht, um sich nicht durch den Pulverdampf die Aussicht zu verderben. Sobald man indessen gewiß war, daß auf Seite der Oesterreicher zwei

Batterien arbeiteten und über die Stellung derer kein Zweifel mehr herrschte, hob dieser Seits das Donnerwetter an. Die Distance war schon für die österreichischen glatten Geschütze eine geringe, vielmehr noch für die gezogenen Geschütze der Preußen.

Die Kanonade hatte bei großer Heftigkeit auf beiden Seiten bereits eine geraume Zeit gedauert, als die unruhige Bewegung der feindlichen Cavalerie erkennen ließ, daß die preußischen Geschütze auf dieselbe einen empfindlichen Eindruck gemacht haben. Das ohnehin schon weit überlegene preußische Feuer wurde nun verstärkt und die Infanterie ging auf der Höhe, doch immer ziemlich günstig gedeckt, gegen den Feind vor.

Gleicher Zeit avancirte, zur Deckung der Infanterie in dem Thale auch die Cavalerie unter dem General Hann. Dieselbe, acht Regimenter stark, rückte Treffenweise vor in gleichem Schritte mit der Infanterie, die im Vorwärtsgehen mehr und mehr auch den Hang des Berges wegnahm, um sich in fester Verbinduung mit der Cavalerie zu halten. Man merkte sehr bald, daß der Feind gänzlich der Infanterie entbehre, und konnte nun desto dreister vorwärtsgehen, da die österreichische Artillerie durch die weit überlegene preußische neutralisirt wurde.

Die Oesterreicher waren völlig außer Stande den Vormarsch der Preußen aufzuhalten, da sie weder Geschütze noch Kleingewehr gegen deren Cavalerie und Infanterie verwenden konnten, ihre Cavalerie aber unmöglich eine Attaque unternehmen durfte. Denn wollte sie die preußische Infanterie angreifen, so saß ihr die preußische Cavalerie in der Flanke, wollte sie die preußische Cavalerie angreifen, die ohnehin doppelt so stark war, so schlug ihr das preußische Kleingewehr in die Flanke und überdies noch würde ihr die preußische reitende Artillerie, die zwischen Cavalerie und Infanterie avancirte, mörderische Grüße zugedonnert haben.

Unter diesen Umständen waren die Oesterreicher gezwungen sich eilend zurückzuziehen, und zwar um so mehr, als ein Theil der preußischen Truppen sich gegen Sichrow wendete und sich merken ließ, daß es auf eine Umgehung abgesehen sei. Die Oesterreicher mochten schwer begreifen, wie Graf Clam-Gallas sie hatte ohne Infanterie mit dem Auftrage gegen einen so mächtigen Feind schicken können, dessen Marsch aufzuhalten, und zwar das auf einem Puncte, wo kein Vortheil auf ihrer Seite war.

Dieser Maßen hielten denn die Oesterreicher auch nicht länger einen Kampf aus, als bis ihnen das preußische Kleingewehr empfindbar wurde. Nun wichen sie rasch. Doch allenthalben, wo eine gute Position sich für ihr zwei Batterien fand, setzten sie sich und erneuerten das Feuer.

Die Bewegung war so rasch, daß der Kampf preußischer Seits ganz

in die Hand der Cavalerie und reitenden Artillerie überging. Prinz Karl selbst commandirte. Das Gefecht glich auf Seite der Preußen einem schönen Manoeuvre. Die Art der Bewegung wurde gänzlich von der Artillerie bedingt, die immer streckenweise im Fluge vorging und in kurze Action trat, um sofort wieder eine ebensolche Strecke dem Feinde nachzurücken. Die Cavalerie diente ihr dabei zur Deckung und konnte sich auf ernste Angriffe nicht einlassen, da sie sich bei dieser Marschbewegung so lange gänzlich nach der Artillerie richten mußte, als deren Action Hauptsache war.

In dieser Art des Kampfes wurde das Dorf Dauba erreicht, bei welchem sich der Boden beträchtlich erhebt und der Artillerie eine vorzügliche Position bietet. Hier setzten sich die Oesterreicher, die zuerst dieses Terrain im Besitze hatten, abermals. Sie erkannten die Vortheile dieses Punctes, und da ihr Feind jetzt natürlicher Weise ebenfalls ohne Infanterie war und ihre Artillerie der preußischen, die hier nur aus einer Batterie bestand, um sechs Geschütze überlegen war, glaubten sie dem Feinde erfolgreich Widerstand leisten zu können. Sie machten jetzt von Hohlgeschossen Gebrauch und bewarfen die nachfolgende preußische Cavalerie mit einer großen Menge von Granaten.

Diese Geschosse üben in tiefen Cavaleriemassen furchtbare Wirkung aus. Aber eines Theils bot Prinz Karl dem Feinde tiefe Massen klüglich nicht, anderen Theils waren die österreichischen Granaten so unvollkommen gearbeitet, daß die bei weitem meisten krepirten, und Prinz Karl durch dieses wüthende Bombardement nur wenige Mann verlor.

Natürlich eilten die preußischen Truppen die Niederung vor Dauba zurück zu legen und eine angemessene Höhenstellung zu gewinnen. Sobald das geschehen war, und die preußischen gezogenen Kanonen sich geltend machen konnten, konnten die beiden österreichischen Batterien sich nicht mehr behaupten. Die weit überlegenen Cavaleriemassen schickten sich zu einem großen Angriffe an und die Oesterreicher, ohnehin fürchtend von einer zweiten preußischen Colonne umgangen zu werden, hielten es für gerathen, eilend sich auf Turnau zurückzuziehen und den Iserfluß zu überschreiten.

Das konnte freilich nicht gehindert werden, und ebenso wenig das Abbrennen der Brücke von Turnau. Aber den Oesterreichern blieb dennoch keine Zeit sich an der Iser fest zu setzen und den Preußen den Uebergang zu wehren. Diese benutzten vielmehr die Zeit des Schweigens der beiden feindlichen Batterien, um den Feinden auf die Fersen zu kommen.

Kaum hatten diese die Iser überschritten, als jene mit fertiger Batterie am andern Ufer standen. Dergestalt blieb den Oesterreichern nichts übrig als sich über Hals und Kopf jenseits aus dem Schußbereiche zu ziehen, und

ehe sie im Stande waren sich zum Widerstande fertig zu machen, hatten auch die Preußen schon eine zweite Brücke geschlagen und zwar eine beträchtliche Strecke stromunter, wo es dem Feinde nicht möglich war, seine Batterien in brauchbare Position zu bringen.

Das reißend schnelle Uebergehen der Preußen über den Fluß ließ den Oesterreichern nichts übrig, als sich eiligst auf Münchengrätz zurückzuziehen. Ohnehin mußten sie jetzt, auf einem ungünstigen und wenig übersichtlichen Terrain umgangen und abgeschnitten zu werden fürchten. Derartiges scheint auch in der Absicht des Prinzen Karl gelegen zu haben, konnte aber nunmehr nicht ausgeführt werden, da die Avantgarde, die den beschriebenen Kampf allein geführt hatte, jenseit der Iser die Verfolgung nicht rücksichtslos fortsetzen durfte.

Nachdem ein Theil der preußischen Truppen bei Turnau übergegangen, und als dergestalt die Avantgarde das linke und das nachfolgende Gros das rechte Ufer des Flusses in Besitz genommen hatte, war ihm das Terrain des Kampffeldes auf der Iserlinie geöffnet. Der Graf Clam-Gallas war nun nicht mehr im Stande mit Detachements die Armee des Prinzen Karl aufzuhalten. Wollte Clam-Gallas das, so mußte er eben herankommen und ihr eine Schlacht liefern; oder er mußte sich gefallen lassen, daß diese nach Münchengrätz kam und ihm eine Schlacht lieferte.

Der Kampf zwischen Liebenau und Turnau war die erste Waffenaction auf dem böhmischen Kriegstheater. Er war nicht mehr als ein starkes Artilleriegefecht. Die Oesterreicher hielten sich bei diesem Act mannhaft, und namentlich operirte ihre Artillerie wacker. Die Preußen waren ihnen doppelt überlegen an Mannschaft, doch war deren Artillerie viel schwächer als die der Oesterreicher.

Die Geschützart der Preußen (gezogene Hinterladungskanonen) zeigten einen großen Vorzug vor den alten glatten Geschützen der Oesterreicher, aber was weit mehr galt, die Manoeuvrirweise und der Geist der preußischen Truppen erwiesen sich unübertrefflich. Die Sicherheit ihrer Taktik im Marsch und Feuer war ein Zeugniß dafür, daß ihr Muth keiner Beirrung unterlag und daß sie sich ihrer äußeren und inneren Vortheile ganz bewußt waren.

35.

Wegnahme der Brücken von Podol.

Es ist schwer zu entziffern, wie sich der General Clam-Gallas die Vertheidigung gedacht habe, als er ein starkes Cavaleriedetachement von vier Regimentern und zwei Batterien nach Liebenau vorgeschoben und andererseits das Dorf Podol mit einem Infanteriedetachement von sieben Bataillonen ohne Artillerie und Cavalerie besetzt hat. Gerade durch das Zusammenwirken der drei Waffen wird deren höchste Kraft erreicht, und im Voraus schon gelähmt ist eine größere Truppencorporation, der eine der drei Waffen fehlt.

Das Dorf Podol liegt drei Viertelmeilen westlich von Turnau entfernt an der Iser und der Eisenbahn. Es ist von Turnau aus die erste Bahnstation. Hier überschreitet die Bahn auf einer eisernen Brücke den Fluß, während dicht am Dorf die Landstraße beider Ufer durch eine gewöhnliche hölzerne Brücke verbunden ist.

Wollte General Clam-Gallas das innere Isergebiet vertheidigen, so waren freilich die Brücken von Podol ihm eben so wichtig als dem Prinzen Karl, der das Isergebiet gewinnen wollte und mußte, um an die Armee des Grafen Clam-Gallas zu gelangen. Nicht ohne Rücksicht hierauf war von Liebenau aus die 14. Division auf die Route Böhmisch-Aicha detachirt worden, in welchem Orte sie ihren ersten Kampf zu bestehen hatte, indem sich hier ein kleines so weit vorgeschobenes Infanteriedetachement zur Wehr setzte und von den Preußen zurückgeworfen werden mußte.

Der Marschplan für die 14. Division bezweckte nicht nur die Herstellung der Verbindung mit der Elbarmee, sondern auch die Ueberflügelung derjenigen feindlichen Truppenmacht, die etwa zur Vertheidigung der Brücken von Podol aufgestellt sein konnte. Hielten sich wirklich die Oesterreicher im Kampfe bei Podol, so waren sie dennoch zum Aufgeben dieses Postens gezwungen, sobald die 14. Division im Marsche auf Münchengrätz ihren Rücken gewonnen hatte.

Daß Podol stark von den Oesterreichern besetzt war, war dem Generalstabe des Prinzen Karl genau bekannt. Man wußte auch, daß diese Besatzung aus Infanterie bestand, und da man sich den Umstand, daß der feindliche Vorposten von Liebenau lediglich aus Cavalerie, der von Podol aber lediglich aus Infanterie bestand, nicht anders als dadurch erklären konnte, daß bei einem etwaigen Zurücktreiben des Cavaleriepostens von Lie-

benau, der Infanterieposten von Podol nach geschehenem Abbruch der beiden podoler Brücken nach Turnau der Cavalerie zu Hilfe eilen sollte, um den Iserübergang von Turnau nachdrücklich zu vertheidigen. Da diese Vertheidigung, von vier Cavalerieregimentern, zwei Batterien und sieben Infanteriebataillonen ausgeführt, leicht sehr gewichtig werden konnte, so war im Voraus beschlossen, den podoler Infanterieposten zu isoliren.

Zu diesem Zwecke beiläufig nahm die 14. Division von Liebenau aus die Route über Aicha, und zu diesem Zwecke lediglich wurde am Abend des 26. Juni noch ein Theil der Division Horn (Avantgarde) längs der Eisenbahn direkt auf Podol dirigirt. Sobald diese Truppen das Dorf Swierzin erreicht hatten, war auch der Zweck erreicht. Denn nun konnten die sieben Bataillone von Podol, die ohnehin über die Lage der von Liebenau zurückgetriebenen Cavalerie keine Nachricht hatten, dieser Cavalerie auf keinen Fall zu Hilfe kommen, wenigstens nicht auf dem diesseitigen Ufer der Iser. Das jenseitige Ufer war aber bei Turnau bereits vom Prinzen Karl gewonnen, als die Truppen der horn'schen Division gegen Podol detachirt wurden. Das preußische Detachement bestand aus 2 Compagnien des 4. Jägerbataillons, 1 Bataillon des 71. Regimentes und 2 Bataillonen des 21. Regimentes. 2 Bataillone des 31. Regimentes folgten erst während des Kampfes nach.

Der Posten von Podol aber bestand aus 7 österreichischen Bataillonen, fast der ganzen Brigade Poschacher (früher Kalik), die sich zwei Jahre zuvor durch Erstürmung des Königsberges vor Schleswig den Ehrennamen der „eisernen Brigade“ erworben hatte. Jetzt galt es diesen Ehrennamen zu rechtfertigen, und es schien das nicht allzu schwer, da eine fast doppelte Ueberlegenheit auf Seite der eisernen Brigade war. Dieselbe bestand hier aus dem 18. österreichischen mit Gebirgsstutzbüchsen armirten Feldjägerbataillon, einem Theile des 72. Regimentes (Ramming), dem 30. Regiment (Martin) und dem 34. Regimente, dessen Ehrenchef interessanter Weise der König von Preußen war, daher es auch den Namen „König von Preußen“ führte.

Sicher hätte General v. Horn diesem großen österreichischen Vorposten nicht Infanterie allein auf den Leib geschickt, wäre er nicht von der Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs überzeugt, Cavalerie und Artillerie aber im nächtlichen Kampfe verwendbar gewesen, oder auch, hätte er nicht gewußt, daß der Feind ebenfalls nur aus Infanterie bestehe.

Der kleine Vorposten, welcher in Böhmisch-Aicha, wie vorher erzählt, bereits am Nachmittag von der 14. Division auf die Seite geworfen worden war, gehörte zu der eisernen Brigade, und zwar zum Regimente König von

Preußen. Er war eilend auf Podol zu seinem Gros zurückgegangen und hatte die Nachricht überbracht von der bedeutenden Rechtsdehnung der Armee des Prinzen Karl und der Marschrichtung der 14. preußischen Division. General von Poschacher mußte dadurch freilich auf den Gedanken gebracht werden, daß es darauf von Seiten des Feindes abgesehen sei ihn mit jener Division zu umgehen oder ihm in die linke Flanke zu dringen.

Noch war er über das ihm Obliegende nicht klar, als ihm seine Vorposten den Anmarsch feindlicher Truppen von Swierzin her meldeten. Das hatte er nicht vermuthet und die Befürchtung, von zwei Seiten angegriffen zu werden, trat ihm nahe.

Ein wenig Cavalerie wäre ihm jetzt wünschenswerth gewesen, um sie gegen Aicha vorzuschieben und sich wenigstens dieser Seits nicht von der Gefahr überraschen zu lassen. Da er aber Cavalerie so wenig als Artillerie besaß, beging er den Fehler, seine Posten eilig zurück zu ziehen und alles auf Podol zu concentriren, ehe er noch über die Stärke des Feindes und die Art seiner Annäherung unterrichtet war.

Seine entferntesten Posten standen nahe vor dem Dorfe bei einem großen Oekonomiegebäude, welches sonderbarer Weise den Dienst einer Festung leisten sollte. Ueberhaupt behandelte er das Dorf Podol als Brückenkopf, verbarrikadirte die Dorfstraßen, besetzte dieselben mit seiner Linieninfanterie und die Hütten mit seinen Schützen.

Hätte er Cavalerie gehabt, um eine Umgehung des Dorfes zu hindern, so würde, abgesehen von der schnöden Nichtberücksichtigung des Privateigenthums, dagegen wenig einzuwenden gewesen sein. Allein die Art und Weise seines Arrangements mußte, sobald er überwältigt wurde, eine Menge Gefangene in die Hand der Preußen bringen, und dazu leider auch das Dorf zu Grunde richten.

Auf jeden Fall hatte er es zuvörderst nur mit Avantgardetruppen zu thun, und denen konnte er dreist ins Feld entgegen rücken, da er über eine Brigade, zumal eine solche verfügte, deren Zuverlässigkeit durch ihren Ehrennamen verbürgt wurde. Freilich und mit Recht würde der General darin eine Entschuldigung gefunden haben, daß ihm die beiden wichtigen Hilfswaffen gänzlich mangelten. Einer großen und ausgezeichneten Armee gegenüber einen wichtigen Flußübergang mit einer Brigade Infanterie vertheidigen zu sollen ist zweifelsohne eine seltene Aufgabe, die eben auch nur von einem Feldherrn wie dem Grafen Clam-Gallas ausgehen konnte. Immerhin war die Art der Vertheidigung der beiden podoler Brücken höchst fehlerhaft.

Die Sonne war eben im Untergehen als die Spitze der preußischen Truppen Podols ansichtig wurde. Sie verhielt sofort den Marsch, um das

Gros näher rücken zu lassen. Nirgends hatte man ausgestellte Posten getroffen und man konnte merken, daß der Feind sich ganz auf das Dorf und Vorterrain der Brücken concentrirt habe. Einige dicht vor Podol stehende Posten, sah man nur von fern zusammen laufen und sich eilend nach dem Orte zurückziehen.

Die Umstände, wie sie hier gefunden wurden, nöthigten, die Truppen stufenweise mit Seitendeckung vorgehen zu lassen. Es galt in den Ort einzudringen, eine Aufgabe, die dem Soldaten nie angenehm ist, weil er sich lieber mit einem muthigen Gegner im Felde mißt, als mit einem Meuchler im Hinterhalt.

Es wurde dämmerig als die Jäger, welche den Vortrupp bildeten, in ihrem raschen Marsche durch eine Salve aufgehalten wurden, die aus dem vor Podol liegenden großen Gebäude hervorschlug. Dieses Gebäude spie einen wahren Strom von Feuer aus, und man erkannte deutlich, daß dasselbe sehr stark besetzt war.

Doch sobald die preußischen Jäger zum Anschlag gelangt waren, zeigte sich die Ueberlegenheit der preußischen Schußwaffe. Obschon die Besatzung des Gebäudes hinter den Fenstermauern gut gedeckt stand, konnte sie doch kaum noch zum Gebrauch ihrer Waffe kommen, da die preußischen Kugeln unaufhörlich durch die Fensteröffnungen sausten.

Als dem österreichischen Commandeur die Meldung gemacht wurde, daß preußischer Seits der Angriff von nur einem Bataillon ausgehe, so schickte derselbe alsbald mehre Compagnien in Schlachtordnung vor. Diese wurden indessen so grimmig empfangen, daß sie hinter jenem Oeconomiegebäude Deckung nehmen mußten.

Inzwischen war ein Theil der preußischen Truppen nach der Eisenbahn abgeschickt worden, um, wenn diese nicht vertheidigt sein sollte, sogleich die eiserne Brücke derselben zu besetzen. Wäre dies geschehen, so würde die feindliche eiserne Brigade abgeschnitten und gefangen gewesen sein. Allein man fand die Eisenbahn besetzt und mußte sich das erwähnte Object erkämpfen.

Während dessen hatte sich der Kampf vor Podol sehr ernst gestaltet. Durch Ordonnanz war dem 31. Infanterieregimente die Ordre zugegangen, schnell nachzurücken, da man den Feind nicht nur bedeutend überlegen, sondern auch verbarrikadirt gefunden habe. Ein Musketierbataillon des 31. Regimentes war eilend nachgerückt und eben eingetroffen, als das Jägerbataillon sich zu einem Sturme auf jenes energisch vertheidigte Gebäude anschickte, um zunächst wenigstens die hinter demselben stehenden feindlichen Compagnien zu verjagen.

Dieser Sturmangriff, von zwei Seiten ausgeführt und mit einer Salve auf kürzester Distance gewürzt, hatte einen augenblicklichen Erfolg. Die Angegriffenen, von ihrem Verluste erschreckt, flüchteten nach dem Dorfe. Hier waren alle Straßen von den Männern der eisernen Brigade besetzt. Sie hielten sich hinter Barrikaden gedeckt, die sie aus Baumstämmen, Pflügen, Wagen, Meublen, Dachgebälk und anderen Dingen erbaut hatten.

Allein jetzt war die preußische Kampfgier nicht leicht mehr durch solche Dämme zu zähmen. Die Straßenmündungen wurden gleichzeitig angegriffen und gewonnen. Die Jäger, durch die vordersten Häuser gedeckt, nahmen die österreichischen Büchsenschützen aufs Korn, welche aus den Fenstern der Hütten feuerten. Gleichzeitig drangen die Musketierbataillone in die Straßen echelonmäßig ein. Als die ersten Hindernisse weggenommen waren und sie durch dieselben selbst Deckung gewonnen hatten, war ihr Sieg so gut wie entschieden.

So ernst ihr Widerstand, mußten die Oesterreicher, welche schlecht geführt und namentlich in zu dichten unbeholfenen Massen verwendet wurden, Schritt um Schritt weichen. Die schlaueren Preußen wußten jedes Seitengäßchen und jeden Durchgang der Gehöfte zu benutzen, um sich ihnen in die Seite zu setzen und sie zu raschem Rückzuge zu zwingen. Dabei wurden viele Gehöfte dergestalt abgeschnitten, daß die in den Häusern befindlichen Büchsenschützen sich gefangen geben mußten.

Es war nach Mitternacht, als die Oesterreicher die Vertheidigung Podols aufgaben und nur noch die Iserbrücke zu behaupten versuchten. Ein Theil ihrer Bataillone stand bereits am jenseitigen Ufer. Allein sie fanden hier keine gute Deckung und waren dem Zündnadelgewehre ihrer Gegner in heilloser Weise preisgegeben.

Um die Ehre der eisernen Brigade zu erhalten, wurde selbst einmal zum Bayonnet gegriffen. Allein das preußische Gewehr schoß zu schnell. Man hätte beim Anlaufe mindestens fünf Salven aushalten müssen und diese würden die Hälfte der Mannschaft niedergestreckt haben. Schon der Versuch des Anlaufs kostete so viele Menschen, daß man sich eilend auf das andere Iserufer zu retten suchte. Zugleich aber suchten die nun bis zum Uebermuth begeisterten Preußen über die Brücke zu dringen, gewannen auch den Eingang zu derselben und machten es durch ihr Schnellfeuer den Oesterreichern unmöglich, dieselbe am andern Ufer zu vertheidigen oder anzuzünden.

Bereits war der Morgen angebrochen und hatte die Vortheile auf Seite der Angreifer vergrößert. Doch dauerte der Kampf noch fort, auf Seite der Oesterreicher aber sichtbar nur, um einen geordneten Rückzug zu gewinnen

und noch einige Detachements heranzuziehen. Allein dies gelang nur zum Theil. Die in Podol abgeschnittenen Schützen waren gefangen und selbst die am Iseruser entwickelten Tirailleurlinien sammelten sich nicht vollzählig wieder.

Inzwischen hatten die Preußen auch die Eisenbahnbrücke gewonnen, und indem sie nun in zwei Colonnen auf dem eroberten Gebiete vordrangen und ebenso hier als dort die Oesterreicher in der Flanke und im Rücken bedroheten, sahen diese sich genöthigt rascher zurückzugehen, um sich zu vereinigen.

Der Verlust der Preußen betrug 9 Offiziere und 150 Mann an Todten und Verwundeten, der der Oesterreicher, obschon diese großen Theils unter Deckung gefochten hatten, belief sich auf mehr als das Fünffache an Todten und Verwundeten. An Gefangenen aber ließen sie 7 Offiziere und 500 Mann in der Hand der Preußen. Diese wurden nach Sichrów und dann mit der Eisenbahn auf preußisches Gebiet gebracht. Das Dorf Podol war nur noch ein Schutthaufen.

Der Sieg von Podol war der Triumph des Zündnadelgewehrs!

Prinz Karl hatte dergestalt an einem Tage drei Iserübergänge gewonnen. Nichts trennte ihn mehr von Münchengrätz als ein kleiner Tagesmarsch. Man mußte erwarten, daß Benedeck seinem Freunde Clam-Gallas nun in fliegender Eile zu Hilfe ziehe.

36.

Treffen bei Hünerwasser.

Wie wir wissen war Münchengrätz der Mittelpunct der Stellung des unbegreiflicher Weise ganz isolirt stehenden österreichischen linken Flügels, der 60,000 Mann stark, aus vier Brigaden Clam-Gallas, der eisernen Brigade Poschacher und der sächsischen Armee bestand.

Der Plan des preußischen Generalstabs ging dahin, erst diesen vereinzelten linken feindlichen Flügel durch die Armeen des Prinzen Karl und Generals Herwarth von Bittenfeld über den Haufen werfen zu lassen, ehe die Action der drei Armeen gegen den Haupttheil des österreichischen Heeres unternommen würde.

Wie später sich die drei Armeen concentrisch gegen das große öster-

reichische Heer bewegten, so bewegten sich jetzt jene zwei Armeen concentrisch gegen den linken Flügel desselben. Der Centralpunct war Münchengrätz. Gegen diesen gingen Prinz Karl und Herwarth von Bittenfeld.

Da nun der Weg der herwarth'schen Armee nicht nur beschwerlicher, sondern auch um einen Tagesmarsch länger war, so war im voraus vereinbart, daß Prinz Karl seinen Truppen einen Rasttag gebe, um die herwarth'sche Armee nachgelangen zu lassen. Diesen Rasttag erhielt die Armee des Prinzen am 27. Juni, nachdem durch die Siege bei Turnau und Podol das linke Isergebiet gewonnen und damit das wesentlichste Marsch- und Operationshinderniß überwunden worden war.

Während also am 27. Juni die Truppen des Prinzen auf beiden Iserufern rasteten, rückten die des Generals Herwarth von Bittenfeld rüstig vor, um mit dem Abend dieses Tages in Bezug auf Münchengrätz gleiche Stellungshöhe mit der Armee des Prinzen Karl gewonnen zu haben.

Es hätte dem Grafen Clam-Gallas alles daran liegen sollen, den Vereinigungsplan seiner Feinde zu durchstreichen. Das aber wäre freilich nur durch Eindrängen zwischen die beiden feindlichen Armeen und also durch kühne und große Offensivbewegungen möglich gewesen. Diese aber unternahm er nicht, und konnte sie auch in der That nicht unternehmen, so lange es dem Oberbefehlshaber von Benedeck nicht gefallen hatte, ihm Verbindung mit dem Gros des Heeres zu geben. Sollte Clam-Gallas nur als Detachement benutzt werden, so war er mit 60,000 Mann viel zu schwach gegen zwei Armeen von doppelter Stärke. Sollte er aber dem Heere Benedecks zum Vorposten dienen, dann war er an die Aufgabe gebunden, in einer Defensivstellung das Heer Benedecks zu decken. Sollte er sich aber als linken Flügel dieses Heeres betrachten, dann mußte er sich nach der Haltung dieses Heeres richten, durfte aber nicht durch freie Bewegungen aus dem Plane des Oberbefehlshabers heraustreten.

Welchen Tadel man auch an dem Verhalten des Clam-Gallas finde, dasselbe wird auf alle Fälle durch die Schuld des Oberbefehlshabers von Benedeck oder durch den militairischen Unverstand seines Generalquartiermeisters von Hennickstein erklärt und entschuldigt werden. Die Lage des Grafen Clam-Gallas war ohne seine Schuld eine schlimme, wurde freilich aber durch seine Fehler verschlimmert.

Da nun Graf Clam-Gallas dazu verdammt war, sich zwei übermächtigen Armeen zu stellen, so mochte es ihm wohl auch sehr gleichgiltig scheinen, ob er diese Armeen in ihrem Marsche aufhalte oder nicht. Ob er einen Tag eher oder später geschlagen wurde, konnte wirklich nicht viel an der Sache ändern. Man konnte von ihm nicht verlangen, daß er mit 60,000 Mann

auf dem münchengrätzer Terrain zwei Armeen von 120,000 Mann zurückwerfe. Das hätten auch Andere, Benedeck nicht ausgenommen, nicht vermocht. Das einzig vernünftige, was Graf Clam-Gallas thun konnte, war das, was er nicht durfte, nämlich sich, ohne einen Kampf anzunehmen, auf das Hauptheer zurückziehen.

Sobald Graf Clam-Gallas die Annäherung der preußischen Elbarmee und ihre Marschroute erfahren, sendete er ihr ebenso eine Truppenmasse entgegen, wie der Armee des Prinzen Karl die eiserne Brigade. Das geschah freilich erst am Morgen des 27. Juni, und wurde dabei wenig auf die Verhältnisse des Terrains Werth gelegt.

Selbst die Stärke des vorzusendenden Corps scheint wenig in Betracht genommen worden zu sein, vielleicht weil Clam-Gallas annahm, daß dieses Corps auf alle Fälle doch geschlagen und wieder zurückgeworfen werde.

Dasselbe bestand aus zwei Bataillonen Infanterie (Haugwitz) und einigen Schwadronen des zweiten österreichischen Husarenregimentes (Großfürst Nicolaus). Die Infanterie besetzte den Flecken Hünerwasser und suchte ihn ebenso im Vertheidigungsstand zu setzen, wie es die eiserne Brigade mit dem Dorfe Podol gethan hatte. Die Cavalerie dagegen rückte ein beträchtliches Stück über Hünerwasser hinaus, um zuerst den Feind in Empfang zu nehmen, der auf der Straße von Gabel heranzog.

Diejenige Vorsicht, welche einem Heerführer stets eigen sein muß, hatte den General Herwarth von Bittenfeld veranlaßt, eine Avantgarde zu bilden, stark genug, jeder etwaigen feindlichen Begegnung gewachsen zu sein. Dieselbe war zusammengesetzt aus zwei Musketier-, zwei Füsilierbataillonen, einem Jägerbataillon, einem Theile des 7. Husarenregiments (Königsregiment) und zwei Batterien. Geführt wurde diese starke Vorhut von dem Generalmajor von Schöler.

Die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, welche die Vorhut im Vorder- und rechten Seitenterrain, aus welchen besonders man Angriffe erwarten mußte, mit einer Menge von Kundschaftern weithin umgaben, verschafften dem General von Schöler bereits am Morgen des 27. Juni die Kenntniß von dem Besetzen Hünerwassers durch den Feind. Er richtete daher seine Marschcolonne auf den ihm auferlegten Angriff ein.

Es war gegen sechs Uhr Nachmittags als von Schöler auf die österreichische Cavalerie stieß. Eine Schwadron preußischer Königshusaren, welche die Spitze gehabt hatte, schritt sofort zum Angriff. Es wurde ihr ein muthiger Widerstand. Eine Viertelstunde lang währte etwa dieses glänzende Gefecht, Husaren gegen Husaren, als die österreichischen, zwei Mal zurückgeworfen, Kehrt machten und im Fluge auf Hünerwasser zurückgingen, um

da in Verbindung mit ihrer Infanterie nachhaltigeren Widerstand zu leisten. Wozu dieser Widerstand, der den Marsch der Preußen nicht um eine Viertelstunde aufhalten konnte, konnte der Commandeur der österreichischen Truppen schwerlich erklären.

Inzwischen hatten die verstärkten preußischen Husaren sich nicht einen Augenblick von der Ferse der österreichischen getrennt und waren zugleich mit ihnen vor Hünerwasser angekommen. Die Stellung, die ihnen hier zu Theil wurde, setzte freilich die österreichischen Husaren außer Verbindung mit ihrer Infanterie, gab aber die Angreifer dieser Infanterie so gänzlich bloß, daß sie um eine Flintenschußlänge zurückweichen mußten.

Inzwischen war ein Theil der Avantgardeinfanterie mit zwei Geschützen angelangt, und während diese nun gegen Hünerwasser sich wendete, griffen die preußischen Husaren ihren gleichartigen Gegner in der Seite an und trieben ihn in den Wald hinter dem Oertchen.

Vor Hünerwasser hatte sich der größte Theil der österreichischen Infanterie in Linie zum Kampfe aufgestellt, während ein Theil derselben die Gebäude, Gartenmauern, Hecken und andere Deckungsgegenstände besetzt hielt, um von hier aus ungefährdet ein sicheres Feuer zu versenden.

Die preußische Infanterie hatte aber nur erst die dritte Salve auf die vor Hünerwasser aufgestellte österreichische Infanterie geworfen und mit dieser Salve einen wahren Kernschuß gethan, als dieselbe sich in Anschauung ihres so plötzlichen gräßlichen Verlustes, wie vom Donner gerührt, wendete und theils durch Hünerwasser, theils um diesen Ort herum in tobendem Tumulte flüchtete.

Das war die Wirkung des Zündnadelgewehrs. Der Schrecken, den es bei diesen ersten Kämpfen erregte, wirkte später bei den großen Actionen gewaltig ein.

Nachdem Diejenigen, welche die Ortschaft selbst besetzt hielten, dergestalt ihre Phalanx verloren hatten, war ihr Stand ein schwieriger. Zwei preußische Bataillone drangen nach Beseitigung des ersten und stärksten Hindernisses mit erschreckender Sicherheit gegen den Ort vor und zwei Hinterladungsgeschütze unterstützten ihren Angriff mit einer starken Thätigkeit.

Die im Orte verhaltene österreichische Infanterie konnte es in der That nicht wagen, ernsten Widerstand zu leisten. Nachdem ihre Cavalerie und der größte Theil ihrer eigenen Mannschaft hinter Hünerwasser in den Wald geflüchtet waren und sich auf die Flucht nach Münchengrätz begeben hatten, war diese eine Compagnie vereinzelt ohne alle Kraft. Sie mußte fürchten niedergemacht oder gefangen genommen zu werden, und daher verdiente sie keinen Vorwurf, wenn sie jetzt um so mehr ihren Posten aufgab und den

Flüchtenden nachflüchtete, als nun die preußischen Husaren Hünerwasser bereits umritten hatten und den Rückzugsweg abzuschneiden droheten.

Dies thaten sie in der That und es fielen daher viele Gefangene in die Hand der Preußen, doch rettete sich immer noch ein guter Theil der Mannschaft.

Der Feind trug jetzt Meilenstiefeln. Es hätte aber nichts nützen, sondern nur schaden können, eine stürmische Verfolgung anzustellen. General von Schöler hielt daher seine Truppen zusammen und setzte den Marsch, als ob nichts geschehen wäre, fort, während ein Detachement die Resultate des Kampfes sammelte.

Sie waren nicht unbeträchtlich. Die Oesterreicher hatten an Todten und Verwundeten 6 Offiziere und 70 Mann; an Gefangenen 1 Major und 150 Mann verloren.

Darunter befanden sich 80 Italiener, die über die politischen Verhältnisse vollkommen unterrichtet waren und die Gefangenschaft mit einem Vivat gleich einer Rettung annahmen. Wie lächerlich wurde hier „das gemeinsame Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller österreichischen Volksstämme", mit welchem die kaiserliche Proclamation das Volk und der Proclamator sich selbst betrog? Die Selbstbelügung Oesterreichs zeigte sich bei Hünerwasser erschreckend, und sie sollte sich weiterhin noch erschreckender zeigen.

Auch auf preußischer Seite war etwas Verlust. Graf Moltke, der mit unbesonnener Kühnheit in den Ort gedrungen war, war in Gefangenschaft gerathen. An Todten waren nur 1 Hauptmann und 4 Gemeine, an Verwundeten 7 Gemeine zu zählen.

Kaum hatte General von Schöler Hünerwasser besetzt, als ihm die Mittheilung zuging, daß die österreichischen Truppen sich, unterstützt von einer von ihrem Gros nachgeschobenen Truppenmasse, an deren Spitze sich ein Schützenbataillon befinde, im Walde neu gesetzt haben. Er konnte daher seinen Sieg mit der beabsichtigten kurzen Rast nicht feiern, sondern marschirte sofort ab und formirte während des Marsches aus 3 Bataillonen eine Angriffslinie.

Der Feind erwartete ihn aber eine halbe Meile hinter Hünerwasser in einer unverständig gewählten ihm selbst ungünstigen Stellung. Derselbe befand sich sogar in Marschcolonne, das Schützenbataillon voran, so daß dieses das erste concentrische Feuer der drei preußischen Bataillone auf sich nehmen mußte, dem es natürlich kaum für einige Salven Stand halten konnte.

Die Schnelligkeit der Salven, die Masse der Fallenden (an 300) erregten einen unermeßlichen Schrecken. Das Bataillon warf sich flüchtend zurück, brachte die nachstehenden Linieninfanteriebataillone in Verwirrung und

fand an denjenigen Truppen, denen der Schrecken von Hünerwasser noch in der Seele saß, sofort Fluchttheilnehmer. Ein Bayonnetangriff preußischer Füsiliere konnte nicht einmal mehr sein Ziel finden, da bei dem Feinde die Fluchtlaune so plötzlich um sich griff, daß nach nicht einmal 20 Minuten nichts mehr auf dem Platze war als die Todten und Verwundeten und eine Menge weggeworfener Gepäck- und Armirungsgegenstände.

Die Verfolgung konnte auch hier wenig oder nichts nützen, sie wurde daher unterlassen, und da bereits der Abend eingetreten war, ging man in Quartier und Bivouak.

Man hatte das Terrain drei Viertelmeile über Hünerwasser erreicht. Dergestalt stand Herwarth von Bittenfeld nun in derselben Entfernung von Münchengrätz wie der Prinz Karl, und es durfte nun der größere und gemeinsame Angriff der Armee des Grafen Clam-Gallas erwartet werden.

37.

Schlacht bei Münchengrätz.

Graf Clam-Gallas hatte am Abend des 27. Juni nun alle möglichen Beweise in der Hand, daß er sofort oder sehr bald einen großen Angriff zu gewärtigen habe. Sein Muth mochte nicht der beste sein, da er von allen Seiten die Bestätigung erhielt, daß man sich mit der Geringschätzung der preußischen Soldaten gewaltig getäuscht habe.

Doch beabsichtigte er seine Stellung bei Münchengrätz zu behaupten, schob eine Anzahl Truppen auf die nächsten Ortschaften nördlich von Münchengrätz und namentlich auf Dorf Kloster vor, wo ein wichtiger Iserübergang gegen die preußische Elbarmee vertheidigt werden mußte, besetzte noch die nächsten südwestlich auf dem linken Iserufer gelegenen Ortschaften und nahm dann Schlachtordnung von Münchengrätz aus ostwärts.

Die ganze Stellung war eine durchaus incorrecte. Sein linker Flügel streckte sich mit der Flanke gegen die Elbarmee hin, oder stand vielmehr dieser wie ein Echelon, weder rechts noch links gedeckt, entgegen, während das Centrum sich, die Fronte gegen Norden, hinter Münchengrätz hinzog, der rechte Flügel aber wieder eine nordöstliche Richtung nahm und dem Feinde die Flanke so beträchtlich bot, daß er nicht hätte preußischen Scharfsinn besitzen müssen, wenn ihn nicht hätte die Lust einer Umgehung und

der Abschneidung und Gefangennahme der ganzen clam=gallas'schen Armee anwandeln sollen.

Zudem war österreichischer Seits von gehöriger Verbindung, Deckung, System und eigentlicher Schlachtordnung durchaus nicht die Rede. Nur die eigenthümliche Art des Terrains und der schnelle Antritt des Rückzugs retteten die Armee des Grafen Clam=Gallas vor dem Schicksale, das ihr von dem Plane des Prinzen Karl bestimmt war.

Die Iser, westlich von Münchengrätz südwärts strömend, schließt das Schlachtfeld auf dieser Seite ab, so daß die preußische Elbarmee erst den Uebergang gewonnen haben mußte, um auf das Terrain des Kampfes zu gelangen. Wenig entfernt nördlich ist die Iser, aus Osten kommend, einer andern Richtung gefolgt, und hier begleiten sie Höhenzüge, denen südlich von Münchengrätz andere fast parallel laufen, einen Querzug aber bilden der Musky= und Kaczowberg, und diese hauptsächlich suchte Graf Clam=Gallas zu behaupten, nicht darauf achtend, daß er dadurch die Flanke und fast selbst den Rücken seines rechten Flügels preisgab. Es schien ihm damit viel gewonnen, daß er am Muskyberge eine fast unersteigliche Höhe für einige Batterien im Besitze habe, und das Thal auf eine gewisse Weite hin beherrsche.

Wichtiger noch schien ihm der Kaczowberg. Allein wie bei allen Leuten, welche ihrer Aufgabe nicht Meister sind, alles nicht nur unrichtig, sondern namentlich zu spät wird, so geschah es auch hier. Graf Clam=Gallas hatte nur gelauscht nach dem, was seine Vortruppen bei Turnau, Podol und Hünerwasser ausrichteten, und dabei hatte er versäumt sich selbst fertig zu machen. Jetzt, wo der Feind dicht vor ihm stand, wollte er erst seine Vertheidigungsmaßregeln treffen, für die er so sehr lange Zeit gehabt hatte. So erklärt sich, daß die Batterien auf dem Kaczowberge, als man ihrer nur zu nöthig bedurfte, zwar fertig gebaut, aber nicht armirt waren, und daß man daher weder die Eisenbahn noch die Straße von Podol, dem Gebrauche des Feindes entziehen, auch dessen Operationen von hier aus nicht stören konnte.

Unmöglich konnten Prinz Karl und General Herwarth von Bittenfeld hoffen, auf dem Schlachtfelde von Münchengrätz solche Nachlässigkeit und Verkehrtheit zu finden, wie wenig sie auch von dem Genie der österreichischen Feldherren halten mochten. Sie waren vielmehr auf den mustergiltigsten Empfang gefaßt, und nahmen die Vortheile, die ihnen der Feind förmlich aufnöthigte, als schätzbare Geschenke.

Das preußische Heer rückte strahlenförmig in fünf Colonnen vor. Zwei Colonnen der Elbarmee kamen von Hünerwasser und Aicha. Sie waren

auf den vorgeschobenen linken Flügel, bei welchem sich auch ein Theil der Sachsen mit einer gezogenen Batterie befand, und auf die linke Seite des österreichischen Centrums am Kaczowberge dirigirt. Dabei war bestimmt vorausgesetzt worden, daß es der Elbarmee durchaus keine Mühe bereiten werde, die österreichischen Vortruppen bei Kloster zu werfen.

Zwei Divisionen (Horn und Manstein) lenkte Prinz Karl ebenfalls auf das Centrum des Feindes, während er eine dritte (Fransecki) von Turnau auf die rechte Flanke desselben dirigirte. Diese, welche auf den Muskyberg traf, hatte die Aufgabe, den Feind womöglich zu umgehen. Die andere Division des Prinzen Karl bildete zum Theil die Reserve, zum Theil marschirte sie auf die Rückzugslinie des Feindes ab, um, im Falle er geschlagen würde, dessen Vereinigung mit Benedeck zu hindern.

Kaum hätte ein Schlachtplan musterhafter entworfen werden können. Er zeigte aber nicht bloß den Scharfsinn des preußischen Strategen, nicht bloß wie hoch die Verlaßlichkeit der Truppen von dem Feldherrn geschätzt wurde, sondern auch wie höchst ausgebildet das militairische Kundschaftswesen bei der preußischen Kriegführung war; denn wie spät und unvollkommen sich Clam-Gallas auch arrangirt hatte, Prinz Karl kannte doch, wie aus seinem Plane hervorgeht, seine Arrangements aufs Genaueste.

Nachdem Herwarth von Bittenfeld und Prinz Friedrich Karl während der Nacht ihre Abrede getroffen, erließen sie am Morgen ihre Marschordres. Die Elbarmee war bereits gegen sechs Uhr in Bewegung, weil ihrem Marsche der vorgeschobene feindliche linke Flügel größere Hindernisse in den Weg stellte, als sie der Armee des Prinzen begegnen konnten. Diese trat erst gegen acht Uhr ihren Marsch an und zwar zuerst die Division Horn, der die Triumphe vom 26. Juni gehörten, und von der daher ein vorzüglicher Eifer zu erwarten war. Sie folgte der von Podol nach Münchengrätz führenden Eisenbahn und mußte daher das Thal durchschreiten, welches der Kaczowberg beherrscht, den zu fortificiren Graf Clam-Gallas etwas zu spät angefangen hatte, da ihm die Zeit nicht einmal geblieben war, die auf dem Gipfel aufgefahrenen Erdwerke mit Geschützen auszustatten.

Graf Clam-Gallas hatte fast seine ganze Armee in Schlachtordnung gebracht. Ein Theil der sächsischen Truppen war auf den linken Flügel gestellt, der den Kampf mit der Elbarmee zu bestehen hatte. Andere sächsische Truppen befanden sich auf dem linken Flügel und in der Reserve.

Die sächsische Armee war daher in einer seltsamen Weise so vertheilt und verwendet, daß der Oberbefehl des Kronprinzen Albert über dieselbe fast nichtig oder höchst schwierig wurde. Hatte Clam-Gallas diese kernhaft tüchtigen Truppen an den gefährlichsten und daher wichtigsten Puncten zu

gebrauchen beabsichtigt, oder hatte ihn in seinem Arrangement eine andere Absicht geleitet, das ließ sich schwer entscheiden.

Besondere Wichtigkeit maß Graf Clam-Gallas seinem rechten Flügel bei, und mit Recht, denn er hatte den Hauptstoß zu gewärtigen und die schwierige Aufgabe, die weiterhin so gut wie unbesetzte Schlachtlinie vom Feinde nicht durchbrechen zu lassen. An dem gebirgigen Terrain und besonders an den vorerwähnten beiden Bergen fand dieser Flügel eine mächtige Stütze. Sollte er überwältigt werden, so erforderte das von Seite des Feindes ebensoviel taktische Tüchtigkeit als Bravour.

Der Muskyberg bildete den letzten Hauptpunct dieses Flügels. Die Wichtigkeit desselben erkennend hatte ihn Clam-Gallas mit drei ganzen Brigaden, darunter die „eiserne", besetzt.

Dieser Schlachtordnungskörper war ohne Zweifel viel zu beträchtlich, da er sich auf dem sehr beschränkten Raume des Plateaus nicht entwickeln konnte. Freilich hatte er die Aufgabe, sich nach Erforderniß rechts auszudehnen, allein Formationsbewegungen sind während des Kampfes immer gefährlich, besonders einem tüchtigen Gegner gegenüber.

Die Schlacht begann ziemlich zu gleicher Zeit auf dem linken Flügel und im Centrum. Hier wurde sie von einer Batterie der eisernen Brigade eröffnet, welche auf dem Muskyberge im Walde stand. Kaum hatte die Division des Generals von Horn, der die des Generals von Manstein folgte, das Defilée zwischen dem Kaczow- und Muskyberge betreten, als jene Batterie das Feuer auf dieselbe mit Hohlgeschossen eröffnete.

Beide Divisionen waren auf dem Zuge gegen Münchengrätz, mußten dieses Ziel aber nun aufgeben, da sie den Feind früher fanden. Sie formirten sofort Schlachtordnung unbekümmert um die feindlichen Granaten, die gut gezielt zwischen ihren Reihen niederfielen, aber, von so beträchtlicher Höhe geworfen, zu tief in den Erdboden eindrangen und ohne Wirkung verpufften. Nur selten verletzten sie die Mannschaft.

Demungeachtet wurden die Truppen aufgelöst, was um so ungefährlicher war, da man keinen Feind vor sich hatte, der geeignet war, eine Offensivbewegung zu unternehmen. Vier inzwischen aufgestellte Batterien hatten jedoch wegen der Höhe des Ziels keine Wirkung und wurden wieder aufgeprotzt.

Da kein Feind in den Tiefen sichtbar war, mußte man ihn auf dem Berge suchen. Man verwendete dazu eine Brigade und eine Schwadron Uhlanen. Diese Truppen gingen mit Marschmarsch an die steilen Felsenwände des Muskyberges, und konnten hier, gesichert vor den feindlichen Granaten, die Vorbereitungen für die Ersteigung des Berges treffen. Während

das geschah, zogen sich die übrigen Truppen unter Deckung, so daß die Batterien des Muskyberges nun eigentlich kein Ziel mehr hatten, was sie indessen nicht abhielt ihre Geschosse in das Thal zu verschleudern.

Inzwischen bot jene Brigade alles auf, den Berg zu ersteigen. Allein die senkrechten Felsenwände auf der nördlichen Seite desselben waren ein unüberwindliches Hinderniß.

Nicht sobald war dies vom Prinzen Karl wahrgenommen worden, als er der Division Fransecki Ordre gab, sich auf der Südseite einen Weg zu dem hohen Plateau des Muskyberges zu bahnen. Wenn auch steil, labyrinthisch, zerrissen, waren die Südhänge doch gangbarer. General Fransecki suchte zunächst die Batterien auf dem Berge, durch eine anhaltende und wüthende Kanonade der magdeburger Artilleriebrigade zu neutralisiren. Nachdem ihm das gelungen, ließ er seine Truppen einzeln an den Fuß des Berges gehen und Deckung nehmen. Dann führte er einen Theil der Division empor, während ein anderer Theil am Fuße des Berges den Rückweg frei halten mußte.

An der Spitze der aufsteigenden Colonne befand sich der Oberst von Zichlinski mit zwei Bataillonen des 27. Infanterieregimentes. Eine Abtheilung mußte vorangehen die Wege zu bahnen, was indessen bei der Kürze der Zeit nur nothdürftig geschah.

Um gleichzeitig mehre Angriffe zu gewinnen, war es nahe dem Plateau auch nicht mit einem Wege abgethan. Man suchte allenthalben in den Felsenspalten, und nur zu oft vergeblich, Durchgänge, und so erreichte General Fransecki endlich nach Ueberwindung unermeßlicher Schwierigkeiten die Hochebene.

Hier eröffneten die Truppen ein unnahbares Feuer, ohne sich selbst preiszugeben, da die aufstarrenden Klippen reichliche Deckung gaben. Die verwirrende Wirkung dieses Feuers forderte bald zu Bayonnetangriffen auf, denen die Oesterreicher entweder nicht widerstehen mochten oder unter diesen Umständen zu widerstehen nicht vermochten. Bald genug riß eine vollständige Flucht ein, bei welcher nicht wenige ihrer Leute auf den gefährlichen Abhängen Schaden erlitten. Doch wurden die Geschütze gerettet und nur von ihrer Bedeckung fielen 600 Mann abgeschnitten in Gefangenschaft.

Dieses Ereigniß derangirte die drei Brigaden Poschacher, Piret und Leiningen so vollständig, daß sie nicht wieder ins Gefecht gebracht werden konnten. Ueberhaupt hatte nun die Hoffnung, sich zu behaupten, aufgehört, da die wichtigste Position, die auf dem Muskyplateau, verloren war. Jetzt konnten die Preußen nicht leicht mehr gehindert werden südwärts durchzubrechen, und Clam-Gallas mußte ernstlich fürchten, seine Rückzugslinie zu

verlieren und mit seiner ganzen Armee in Gefangenschaft zu gerathen, um so mehr, als entfernter auf dem preußischen linken Flügel Colonnen gegen Podkost und Sobotka hin vordrangen.

Während so die Verhältnisse sich auf dem rechten österreichischen Flügel gestalteten, war auch der linke Flügel in die schlimmste Lage gerathen. Er hatte die Stärke von gegen 10,000 Mann und hielt die Ortschaften Weißleim, Haber und Kloster besetzt. Diese Dörfer liegen in einem Thale, welches die Iser in zwei Hälften theilt, die nach Hünerwasser führende Straße, die Iser überschreitend, durchschneidet und ziemlich steil abfallende Berge fast kreisförmig umgeben. Von Hünerwasser her führt die Straße schroff in dieses Thal nieder, und der auf ihr vorrückende Feind hat keinerlei Deckung, wenn sich von den Bergen aus Batterien gegen ihn richten.

Die im Thale liegenden Orte waren von Clam-Gallas mit Infanterie und Cavalerie, die Ränder der gegen Münchengrätz hin gelegenen Berge aber mit Batterien besetzt. Unter diesen zeichnete sich die achte sächsische wegen ihrer gezogenen Kanonen aus.

Die Elbarmee erreichte das Schlachtfeld Morgens nach sieben Uhr. Ihr zur Seite ging die 14. Division, die, wie früher erwähnt, Prinz Karl über Böhmisch-Aicha gegen Münchengrätz geschickt hatte. Da das Terrain beschränkt war, operirte General Herwarth von Bittenfeld zunächst nur mit seiner Avantgarde und behielt sein Gros als Reserve im Rücken, es aufsparend für den Kampf um Münchengrätz, der für den schwierigsten gehalten werden mußte, da anzunehmen war, daß Graf Clam-Gallas hinter dieser Stadt seine bedeutendsten Kräfte vereinigt habe.

Als General Herwarth von Bittenfeld an den Rand des Thales gelangt war, verriethen sich hier die feindlichen Batterien voreilig durch ihr Feuer. Sie standen auf den jenseitigen Bergrändern. Im Thale aber erblickte er die feindliche Infanterie und Cavalerie.

Schnell orientirt ließ General Herwarth nun seine Batterien auf dem westlichen Höhenrande auffahren, um durch sie die feindlichen Batterien zu bekämpfen und ihr Feuer von seiner Infanterie und Cavalerie abzuhalten, die nun nothwendig in das Thal einrücken mußten. Um seine Batterien zu decken, detachirte er das 65. Infanterieregiment rechts auf dem Plateau. Die Batterien hatten die Ordre dem Marsche im Thale angemessen auf der Höhe vorzurücken, das deckende Infanterieregiment hatte aber nicht bloß den Befehl dieser Bewegung der Batterien halber zu folgen, sondern auch dem Feinde an geeigneter Stelle in seine linke Flanke zu gehen und dadurch zur Entscheidung mitzuwirken.

Nachdem der Kampf der Batterien eine Zeit lang gedauert, dieselben

sich einander gegenseitig genügend verrathen und zum Wetteifer herausgefordert hatten, rückte die erste preußische Angriffslinie rasch in das Thal hinab. Dieselbe war aus drei Infanterieregimentern (69, 40, 33) und dem Füsilierbataillone des 28. Regimentes formirt.

Mit einer wahren Bosheit warf die sächsische gezogene Batterie ihre Geschosse nicht auf die jenseitigen preußischen Batterien, sondern auf die in das Thal rückende preußische Infanterie. Allein diese wurde dadurch nur getrieben schneller an den Feind zu kommen, weil dann die Batterie ihrer eignen Freunde halber ihr Feuer zurückhalten oder abwenden mußte.

Die preußische Infanterie ließ sich daher durchaus nicht auf langen Kugelwechsel ein, sondern drang mit dem Bayonnet von drei Seiten in Weißleim ein, machte nun erst von der Kugel Gebrauch und warf in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit den Feind aus dem Dorfe.

Die Oesterreicher setzten sich nun vor Haber und Kloster und bildeten hier eine vollkommene Schlachtordnung. Ihre Cavalerie, bei welcher sich zwei sächsische Schwadronen befanden, schickte sich zu einem großen Angriffe an, wurde aber mit ungeheurem Verluste durch das wüthende Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre zurückgeworfen, so daß sie mit ihrer Flucht ihre eigne Infanterie in Schrecken und Verwirrung brachte.

Dieser Augenblick war einem rapiden Angriffe auf Dorf Kloster so günstig, daß die Preußen ihn sofort unternahmen, obschon die in der That klug commandirten feindlichen Batterien auf den Raum zwischen Weißleim und Kloster einen wahren Regen von Kugeln sendeten. Schnelligkeit mußte auch hier große Verluste abwenden. Man stürzte sich förmlich auf Kloster, das die Oesterreicher vielmehr nur aus Schrecken als aus Nothwendigkeit verließen. Sie setzten sich auch noch einmal dahinter, um es wieder zu nehmen. Allein nun drang das 65. preußische Regiment aus fast entgegengesetzter Richtung plötzlich aus den nahen Bergen hervor und eilte nicht auf den eigentlichen Kampfplatz, sondern auf die Iserbrücke los.

Da sahen sich die Oesterreicher umgangen und bedroht abgeschnitten zu werden. Dieser Gefahr konnten sie nur durch die eiligste Flucht entgehen. Alles stürzt nach der Brücke. Infanterie und Cavalerie gerathen durcheinander. Viele kommen zu Schaden. Zum Schrecken der Flüchtlinge gerathet plötzlich die mit Stroh umwickelte Brücke durch ein preußisches Hohlgeschoß in Brand. Die kühnsten Flüchtlinge werfen sich in den Fluß, um watend oder schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Andere geben sich gefangen.

Die Batterien auf den Bergen bewarfen wieder den Raum von Kloster bis zur Brücke mit einer Fluth von Kugeln, um die Preußen an der Verfolgung zu hindern. Wieder zeichnet sich die gezogene sächsische Batterie

aus. Dagegen ahmen nun die preußischen Batterien zur Revanche die boshafte Weise der feindlichen Batterien nach und beschießen nicht diese, sondern die feindliche Infanterie und Cavalerie, welche sich auch hinter der Brücke zusammengeklumpt hat und in wirrem schrecklichem Gewühle, ohne irgend eine Ordnung, sich flüchtend nach dem nahen Münchengrätz wälzt.

Da findet noch das Zündnadelgewehr eine reiche Ernte, und dies durfte beklagt werden, weil, wenn die Flachheit der Iser den Durchgang nicht gestattet hätte, Diejenigen gefangen genommen und dem Leben erhalten geblieben wären, die jetzt auf der Flucht ein Opfer der preußischen Kugeln wurden. Doch war immer auch die Zahl der Gefangenen groß und noch in dem letzten Moment des Uebergangs ergab sich eine halbe österreichische Compagnie.

Indessen endete der Kampf keineswegs an der Brücke. Die Preußen blieben ihren Feinden auf den Fersen. Und als die Brücke brannte und diese durch die Iser gingen, gingen die Preußen zugleich mit durch, und zwar in Reihe und Glied, so weit dies eben möglich war. Sofort in vollkommner Ordnung standen sie am andern Ufer, und kaum hatten hier einige Compagnien Stellung genommen, als hinter diesen die Pontonniere dicht bei der brennenden eine neue Brücke schlugen.

Die Raschheit, mit der alles dies geschah, war wunderwürdig und die ganze Action ein Meisterwerk der Bravour, Technik und Taktik und das glänzendste Zeugniß für die militairische Schule Preußens.

Sobald die Brücke stand, gingen die Preußen bataillonweise über. Alsbald war auch eine zweite Brücke aus Pontons für die Cavalerie hergestellt. Nun konnte auf österreichischer Seite an Widerstand gar nicht mehr gedacht werden. Bereits war das Gros der Elbarmee und selbst die 14. Division, die den äußersten rechten Flügel der Armee des Prinzen Karl ausmachte, auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Clam=Gallas mußte schleunigst seine letzten Batterien zurückziehen, damit sie nicht in Feindes Hand fielen. Ueberall wurde der Widerstand schwächer oder hörte ganz auf.

Der Uebergang der preußischen Truppen wurde nunmehr ein fast parademäßiger. Bereits waren die Truppen der Avantgarde bis Münchengrätz vorgedrungen. Da man fürchten mußte, daß Clam=Gallas diese Stadt besetzt zu halten und ernst zu vertheidigen gedenke, hatten mehre preußische Regimenter sich bereits in die Seite desselben geworfen und bedroheten seinen Rückzugsweg.

Dergestalt wurde die Möglichkeit jenes feindlichen Planes entfernt. Auch würde die Vertheidigung von Münchengrätz kaum noch möglich gewesen sein, da die Verwirrung der österreichischen Truppen unermeßlich war. Hätte wirklich Clam=Gallas seine derangirten Truppen aus der Stadt ziehen

und die noch geordneten Reservetruppen in dieselbe einrücken lassen wollen, so würde dieser Wechsel auch diese nur in Verwirrung gebracht haben.

Und was konnte auch die Behauptung dieses einzelnen Punctes nützen, da sein rechter Flügel auch bereits geworfen war und sich auf dem Rückzuge befand. Alles mußte ihm daran liegen seine Armee zu erhalten, da er sich die Position derselben nicht hatte erhalten können. Wenn nun also die Preußen die Vertheidigung von Münchengrätz unmöglich machten, selbst mit den Oesterreichern in die Stadt eindrangen und diese hinauswarfen, so durfte Clam-Gallas mit Beruhigung sagen, daß dies in seinem Wunsche gelegen habe.

Die Oesterreicher zogen nun eilend in der Richtung auf Smidar ab, um sich ihrem Gros unter Benedeck zu nähern, während Prinz Karl alle disponibeln Divisionen beorderte, südwärts abzuziehen, um dem Grafen Clam-Gallas in den Weg zu treten und ihn von Benedeck abzuschneiden. Das war freilich nicht mehr möglich, da Clam-Gallas zu großen Vorsprung hatte. Der Flüchtling hat stets raschere Füße als der Verfolger. Indessen war schon ungemein viel gewonnen durch die Eroberung der Position von Münchengrätz. Suchte Benedeck jetzt noch seine Operationslinie zu halten, so war das Loos entschieden über ihn gefallen, denn nun keilten die Preußen sein Heer von drei Seiten ein, da Prinz Karl aus Norden, Herwarth von Bittenfeld aus Westen, der Kronprinz Friedrich Wilhelm aus Osten den Angriff gewonnen hatten und nichts die Ausführung ihres von Moltke so meisterhaft entworfenen Planes hindern konnte. Eine Wendung konnte Benedeck der österreichischen Sache nur dann geben, wenn er sein Heer zurückzog und sich auf einer entfernteren Basis besser arrangirte. Ob er dazu den Geist habe, und ob ihm dazu die Preußen Zeit lassen würden, waren freilich sehr zweifelhafte Fragen.

Die Besetzung von Münchengrätz brachte den Preußen zahlreiche Beweise, daß Oesterreich selbst durch seine bürgerlichen Bewohner mit aller Gehässigkeit gegen den Feind vorgearbeitet hatte, daß es aber auch im Voraus gänzlich seiner Sache mißtrauet hatte. Man fand die Häuser von Münchengrätz gänzlich ausgeräumt, Nahrungsvorräthe, die sich nicht hatten wegschaffen lassen verderbt, die Keller vermauert, die Brunnen verschüttet. Welche Regierung würde so ihre Unterthanen zur Zerstörung ihres Eigenthums nöthigen, wenn sie Vertrauen zu ihrem Heere hat, wenn sie die Ueberzeugung hegt, daß sie die Kraft besitzt, die Ihren siegreich vor dem Feinde zu schützen? Und doch hatte die kaiserliche Regierung andere Staaten zur Theilnahme an ihrer Sache, in der sie sich selbst so unsicher fühlte, fortgezogen!

Morgens elf Uhr waren die Preußen vollständig im Besitze des Schlachtterrains. Sie hatten die leeren Logis von Münchengrätz bezogen, tränkten ihre Rosse in der Iser, pflückten das Obst des Muskythales, hatten über neue drei Meilen böhmischen Terrains volle Freiheit, und das hatten sie errungen durch eine dreistündige Arbeit.

Indessen war sie noch nicht vollbracht, oder bedurfte wenigstens noch einer kleinen Nachhilfe. Graf Clam-Gallas glaubte nämlich seiner Ehre schuldig zu sein, von dem Schlachtfelde nicht abzuziehen wie ein Sperling vom Dache, wenn er einen Schuß hört. Er setzte sich mit seiner Reserve und einem großen Theile der Sachsen auf dem Außenterrain seines rechten Flügels fest und behauptete das Dorf Bossin am östlichen Hange des Muskyberges.

Diesen Triumph aber konnte er nur so lange behaupten, bis die Stellung der siebenten Division auf dem eroberten Muskyberge durch den Sieg bei Münchengrätz unnütz geworden war. Nun stieg die Division Fransecki von dem Berge nieder und wendete sich, unterstützt von den unterdessen bis hierher vorgedrungenen Truppen, gegen die Oesterreicher bei Bossin. Der Ort wurde sofort in Brand geschossen und eine erste Attaque genügte, den Feind auch hier in die Flucht zu treiben. Er ließ 200 Gefangene zurück als Opfer eines unverständigen Zweckes; denn sobald Clam-Gallas seine Rückzugslinie bei Sobotka bedroht sah, durfte er nicht mehr daran denken einen Posten am Muskyberge zu behaupten.

Der Rückzug der Oesterreicher bewegte sich über Fürstenbruck und Unterbautzen auf Gitschin. Die Preußen blieben ihnen auch jetzt fast auf den Fersen, um sie nicht zu einem Arrangement gelangen zu lassen.

In Münchengrätz blieben die Sanitätstruppen zurück. An ihrer Spitze stand der Graf von Stollberg. Für die Einrichtung eines Spitals verweigerte der Rath der Stadt jede Hilfeleistung, obschon mindestens achtmal mehr verwundete Oesterreicher als Preußen unter Obdach zu bringen waren. Der inhumane Geist der österreichischen Völker zeigte sich hier in erbitterndster Weise, und erregte bei den Preußen Abscheu. Aber wen sollte man verdammen, diese Völker oder die Regierung, der die Volkserziehung obgelegen hatte?

Doch wußten die Preußen durch Gewalt — da andere Mittel nicht wirkten — einem bessern Geiste die Thür zu öffnen. Da der Bürgermeister von Münchengrätz sich hartnäckig weigerte irgend etwas für die Verwundeten zu thun, ließ ihn Graf Stollberg die Spitze seines Degens sehen, und der jämmerliche Mann hatte nicht sobald sein Leben bedroht gesehen, als er sich zu allem verstand, was nur von ihm gefordert wurde.

Er war eben ein Mensch seines Landes. Ganz ihm ähnlich zeigte sich der kleine Rest zurückgebliebener Bürger, die sich jeder Dienstleistung zu entziehen suchten und Gesichter voll Grimm in den Winkeln umhertrugen.

Der Verlust der Oesterreicher betrug 2000 Mann, davon 1600 an Gefangenen. Die Preußen hatten nicht über 150 Mann in Allem verloren. Für sie war der Kampf um Münchengrätz nur ein Scharmützel, für die Oesterreicher eine Schlacht gewesen.

Die Sachsen waren nur mit einer Batterie und zwei Schwadronen zur Verwendung gekommen. Der zweiten Division, welche bei Münchengrätz mit hatte eingreifen sollen, war keine Zeit dazu geblieben, wie denn überhaupt die Preußen mit einer Präcision und Schnelligkeit operirten, von der die Oesterreicher gar keinen Begriff hatten, die Sachsen mindestens aber gänzlich überrascht wurden. Die andere Division der Sachsen, welche zwischen Münchengrätz und Jungbunzlau gestanden hatte, schloß sich jetzt beim Rückzuge der Avantgarde an.

Nun nahmen alle Bewegungen der Armee des Prinzen Karl und der des Generals Herwarth von Bittenfeld eine südöstliche Richtung an, also auf Josephstadt, wovor die österreichische Hauptmacht stand. Schon am folgenden Tage war General von Bittenfeld bei Unterbautzen, die Armee des Prinzen Karl bei Sobotka und Libun.

Die Armee des Kronprinzen aber hatte nach ebenso glänzenden Actionen an diesem Tage bereits die Elblinie bei Königinhof erreicht und man konnte recht gut die Tage bis zur ersten Hauptschlacht berechnen; denn daß die Preußen sich nun den Feind nicht entkommen ließen, unterlag sicher einem Zweifel nicht!

38.

Die Schlacht bei Gitschin.

Gitschin, eine alterthümlich hübsche Mittelstadt Böhmens von 8000 Einwohnern an dem Zidlinafluß, der sich nach längerem südlichen Laufe in die Elbe ergießt, im Norden und Osten von Gebirgen umsäumt, an der sich die von Josephstadt nach Turnau führende Eisenbahn hinzieht, ist dem Historiker als die Ruhestätte Wallensteins interessant.

Diese Stadt war Wallensteins werthvollstes Eigenthum, sein Stolz, seine Residenz, und ist jetzt sein Grab. Hier schlummert unter den kalten

Fußbodenplatten der Kirche des Karthäuserklosters dieser größte Feldherr Oesterreichs im dreißigjährigen Kriege, den Oesterreich selbst hatte ermorden lassen, weil er von der guten Sache Oesterreichs nicht viel hielt. Hätte er noch Ohren gehabt zu hören, er müßte sich gefreut haben, in dem späten Jahre 1866 die Kanonendonner an seinem Grabe seine Meinung bestätigen zu hören.

Schon Wallenstein war es sonnenklar, daß Oesterreich sich durch seinen religiösen Wahn zu Grunde richten müsse. Später war es Millionen Verständiger sonnenklar, daß Oesterreich sich durch seinen politischen Wahn zu Grunde richten mußte, und nur die unverbesserlich Unverständigen bleiben noch bethört Oesterreichs idealen Götzenbildern Verehrung zu zollen und sich zu deren tückischen Cultus mißbrauchen zu lassen.

Gitschin, ein Knotenpunct des Landstraßennetzes, liegt an dem Uebergange des Gebirges in eine weite Ebene. Das nördliche Gebirge schützt die Gegend vor den rauhen Nordwinden und macht sie zu dem herrlichsten reichsten Fruchtgarten, was aber keineswegs die Bewohner aus dem allgemeinen Elend der untern österreichischen Volksschichten emporgehoben hat. Das Terrain, dessen Mittelpunct Gitschin ist, ist für die Defensive ebenso vortrefflich als für den Angriff schwierig.

Die Straße, welche von Münchengrätz nach Gitschin führt, übersteigt eine Meile vor dieser Stadt steile Höhen und bildet im schroffen Falle nach der Stadt zu eine tiefe Schlucht, deren hochaufsteigende Bergwände mit prachtvollem Nadelwald bestanden sind. Näher der Stadt wechseln Wald und Feld, der Weg aber bleibt schwierig und es durchschneiden ihn so wie dieses ganze Terrain auf der westlichen Seite vier Querschluchten in denen ganze Regimenter ihre Linien entwickeln können und geschickt postirte Batterien gedeckte Stellung finden.

Auf diesem Gebiete vor der Stadt liegt das Dorf Lochow. Es ist, ummauert, in einen wahren Wald von Obstbäumen gehüllt und ganz geeignet von den Vertheidigern Gitschins als ein Vorwerk benutzt zu werden. Vor und hinter ihm ziehen sich wie Wallgräben die dritte und vierte Schlucht jede 80 bis 100 Fuß tief und daher schwer zu überschreiten, wenn die Communicationsmittel entfernt sind.

Auch die nördliche Umgegend von Gitschin ist für den Angreifer ein schwieriges Terrain, von Schluchten, Hügeln und Bergen verunebnet, von mehren Gipfeln beherrscht. Wichtige Puncte bilden hier die Ortschaften Ginolitz auf dem entfernteren Terrain, Dilez und Brada auf dem nähern Terrain.

Hierher hatte Clam-Gallas seine Armee geführt, um noch einen Ver-

such zur Vertheidigung zu machen. Hätte ihm sein Rückzugsweg nicht hierher genöthigt, so würde die Wahl dieses Terrains seiner militairischen Einsicht große Ehre machen. Wie viel aber Graf Clam-Gallas auch durch die Stellung bei Gitschin gewonnen haben mochte, es mußte dem Prinzen Karl lieb sein, daß der Graf gerade diese gewählt hatte, weil er dadurch dem Operationsfelde des Kronprinzen, der von Schlesien aus in Böhmen eingedrungen war, genähert wurde.

Allein die Wahl des Grafen Clam-Gallas war keine freiwillige gewesen, sondern Prinz Karl hatte sie ihm gewissermaßen vorgeschrieben. Ließ sich auch erwarten, daß Graf Clam-Gallas sich auf Benedeck, und also südostwärts zurückziehen werde, so hinderte doch Prinz Karl einen Abzug desselben südwärts dadurch, daß er die Elbarmee die österreichischen Marschkolonnen durch Abschiebung auf Jung-Bunzlau, Unter-Bautzen, Liban 2c. überflügeln ließ, die Rückzugslinie auf Gitschin aber mit der Division Werder bedrohete. So wurde Clam-Gallas unwillkürlich auf Gitschin hingedrängt und Prinz Karl behauptete sich vollständig in der Tendenz des preußischen Feldzugsplanes.

Graf Clam-Gallas stellte seine Armee nördlich und westlich in einem großen Halbkreise vor Gitschin auf, nachdem seine Nachtruppen noch in der Nacht aus Podkost und Sobotka durch Sturmangriffe vertrieben worden waren.

Vom rechten bis linken Flügel wurde die Stellung der Oesterreicher durch die Gebirge ganz außerordentlich begünstigt. Der rechte Flügel fand vor Dilez in den Kozlow- und Taborbergen mächtige Stützen. Die Vorposten bis Eisenstadtl, Breska und Ginolitz hin standen allenthalben auf schwerzugänglichen Höhen, gegen welche Cavalerie nicht überall, oder in beschränktem Maße verwendet werden konnte, während selbst die angreifende Artillerie wegen der Wälder und Durchschnitte nur mit Schwierigkeit angemessene Stellung gewinnen konnte. Dagegen war das Terrain wegen vielfacher Deckung, besonders den Füsilieren und Jägern, wenn sie in aufgelöster Ordnung operirten, stellenweise sehr günstig.

Mit gleichem Charakter ziehen sich, Front gegen Turnau, die prachower Höhen als Fortsetzung der kozlower Höhen gegen Brada nnd Wohawez hin. Sie waren das Terrain des Centrums, während der linke Flügel an dem über Wohawez nach Podhrad hinabgedehnten Gebirgskamme und der hinter ihm liegenden Schluchten und Querdurchschnitte Defensivmittel in der Hand hatte, wie sie selten gefunden werden.

Für diese Halbkreisstellung gewährte die Stadt Gitschin die Stütze. Graf Clam-Gallas fand hier in der That alles, was er sich wünschen

konnte, nur eins blieb zu wünschen übrig, nämlich Verstärkung von Benedeck. Und wären die örtlichen Verhältnisse noch so günstig gewesen, es durfte von Clam=Gallas nicht verlangt werden, einer Uebermacht zu widerstehen, wie sie ihm von Seite des Feindes entgegen geführt wurde.

Worin bestand denn der dünkelweise Plan Benedecks, daß er seine Hauptmacht müßig den Anstrengungen seines ganz exponirten linken Flügels zuschauen ließ? Hatte er sich zu wenig über die Situation seines Feindes unterrichtet, zu wissen, daß die Armee des preußischen Kronprinzen, die ihn von Osten her engagirte, der schwächere Theil des preußischen Heeres war? Hatte er zu wenig mathematisches Vermögen zu wissen, daß da, wo die größere Macht drohete, auch die größere Macht entwickelt werden mußte? Und welche Objecte waren auf der Linie Königgrätz=Arnau so viel wichtiger, daß er sie durch sechs Armeecorps und die ganze leichte= und Reservecavalerie gedeckt halten mußte, während er zwei Armeecorps, nämlich Clam=Gallas und Sachsen, vor der preußischen Hauptmacht ununterstützt ließ?

Wenn gleich nur zu gewiß, daß Clam=Gallas auch bei Benedecks Unterstützung keinen Sieg errungen haben würde, so verdient doch darum nicht weniger Benedecks Verhalten Tadel, Clam=Gallas' Unglück aber darf mit Recht auf Benedecks Rechnung Entschuldigung fordern, und bekennen muß die Ehrlichkeit, Clam=Gallas hat sich mit treuem Eifer gewehrt. Hätte er das im Unwillen über die Verkehrtheiten des Oberbefehlshabers nicht gethan, er würde kaum darum zu tadeln gewesen sein.

Auch vor Gitschin findet man wieder die Vereinzelung der sächsischen Armee, welche schon bei Münchengrätz bemerkt worden ist. Eine sächsische Brigade mit drei gezogenen Batterien und vier Schwadronen hatte auf dem rechten Flügel, das dritte sächsische Reiterregiment mit dem Jägerbataillon der sächsischen Leibbrigade aber auf dem linken Flügel bei Wohawez Stellung erhalten, während die übrigen sächsischen Truppen der Reserve zugetheilt waren. Ohne Frage war dadurch der sächsische Oberbefehl des Kronprinzen annullirt, oder mindestens sehr geschwächt.

Seine Reserven hatte Clam=Gallas unkluger Weise hinter Gitschin, anstatt zu beiden Seiten dieser Stadt aufgestellt. Einige Detachements gaben ihnen Verbindung mit dem linken Flügel, der auf dem äußersten Puncte aus der österreichischen Brigade Ringelsheim formirt war. Als Flankendeckung dieses linken Flügels waren die Sümpfe von Waharzitz und Wostruszna zu betrachten. Die Flankendeckung des rechten Flügels aber war das Czidlinaflüßchen, welches als ein wildes Gebirgswasser aus dem koslower Gebirge herabrauscht.

Diese Deckung war ungenügend, allein es war hier wenig zu fürchten,

da der Feind in der Richtung von Münchengrätz und Turnau kam. Dagegen schien der linke Flügel schlecht gesichert, wenn man nicht die südlich von Gitschin aufgestellten Reserven für seine Deckung halten wollte. Natürlicher Weise wäre er das Object der Elbarmee unter dem General Herwarth von Bittenfeld gewesen. Zum Glück für diesen Flügel, nahm diese Armee nicht thätig am Kampfe Theil, sondern erweiterte das Angriffsterrain nach Jung-Bunzlau und selbst bis Niemburg hinab, um hier die Elblinie zu gewinnen deren oberes Ende in Beschlag zu nehmen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm aufgegeben war.

Die Armee des Prinzen Karl war also bestimmt, allein die Nuß von Gitschin zu knacken, und daß der kühne Prinz sie nicht für zu hart hielt, geht eben daraus hervor, daß er die Elbarmee nicht mit ins Gefecht zog, sondern sie jener Aufgabe nachgehen ließ. Wenn auch früher nicht, hier aber hätte Benedeck erkennen müssen, daß die drei preußischen Armeen nach einem mit großer Ueberlegung ausgearbeiteten Plane operirten.

Die Armee des Prinzen Karl folgte zwei Wegen zum Schlachtfelde, nämlich dem von Turnau und denen von Münchengrätz und Podol, die sich bei Sobotka vereinigten. Der südliche, von Sobotka, durchbrach die Stellung des österreichischen linken Flügels bei Wohawez und Holin. Der nördliche dagegen, von Turnau heranführend, ging bei Ginolitz zwischen Centrum und rechtem österreichischen Flügel, das koslower Gebirge überschreitend durch.

Ein dritter Weg mußte, um die Flanke des österreichischen rechten Flügels zu gewinnen, über Breska und Eisenstadtl eingeschlagen werden. Diesen ging die Division von Tümpling, während die Hauptmacht des Prinzen Karl sich über Sobotka von Podol und Münchengrätz her bewegte, und zwar so, daß das dritte Armeecorps (Division Tümpling und Division Manstein) von Turnau über Libun, das zweite Armeecorps (Generallieutenant von Schmidt) (Divisionen v. Werder und G. L. Herwarth v. Bittenfeld) über Podkost und Sobotka — welche Orte erst auf dem Marsche erstürmt werden mußten — von Podol auf Gitschin gingen.

Auf denselben Wegen folgte in Reserve das vierte Armeecorps (Divisionen Fransecki und Horn). Der Division Tümpling folgte die Division Manstein als Reserve. Die Cavaleriedivision wurde theils in Reserve gehalten, weil das Kampfterrain für Cavalerie durchaus nicht geeignet war, theils aber erhielt sie Stellung zur Sicherung der Verbindung mit der Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld.

Dem Beobachter konnte es nicht entgehen, daß preußischer Seits mit großer Sorgfalt das Zusammenhalten der etatmäßig zusammengehörigen

Armeekörper im Auge behalten wurde. Um so mehr muß das Zerreißen der sächsischen Armee auf österreichischer Seite auffallen, und kaum läßt sich ein anderer Grund dafür finden, als die Intrigue gegen den Kronprinzen von Sachsen oder verstandlose Taktlosigkeit und Liederlichkeit in den Begriffen des Generals von Clam-Gallas oder seines Generalstabes.

Der erste Angriff der Preußen geschah auf der linken Seite durch die Division von Tümpling bei Libun, bis wohin Clam-Gallas seine Truppen vorgeschoben hatte, in den Nachmittagsstunden des 29. Juni, also an dem Tage nach der Schlacht bei Münchengrätz. Man muß bekennen, die Preußen ließen den Oesterreichern nicht viel Zeit, und wenn man ihre fast beispiellose Energie aus Waffenfertigkeit und Muth herleitet, so kann die Meinung, welche man für dieses kriegerische Volk zu fassen hat, nicht hoch genug sein.

Sobald der Generallieutenant von Tümpling den Feind fühlte, ließ er seine Füsiliere und Jäger zum Tirailliren ausschwärmen und nach rechts und links eine Chaine entwickeln. Er befühlte dadurch die Stellung und Stärke des Feindes, welche letztere auf 30,000 Mann anzunehmen war.

Diesem bedeutenden Feinde hatte er, wenn er seine Reservedivision (Manstein) nicht ins Gefecht ziehen wollte, nur 16,000 Mann entgegen zu setzen. Doch schreckte ihn dieses ungeheure Mißverhältniß nicht. Er hatte nur vier Infanterieregimenter (8. 12. 18. 48.), ein Ulanenregiment (3.) und vier Batterien zu verwenden.

Alles mußte ihm daran liegen seine Batterien in Position zu bringen. Das aber war wegen des gebirgigen Terrains schwierig, und zunächst wenigstens mußte die feindliche Schützenlinie, die den waldigen Nordabhang des Gebirges besetzt hielt, überwältigt werden.

Nachdem die Tirailleurlinie, von der Czidlina bis über Prachow hinaus ausgespannt, genügend tangirt war und v. Tümpling sich überzeugt hatte, daß Prachow der Schlüssel der feindlichen Stellung war, kam ihm alles darauf an, die bei diesem Orte befindlichen Berge für seine Artillerie zu gewinnen. Allein hier leistete das Büchsenfeuer der Oesterreicher einen gewaltigen Widerstand. Jede Schlucht, jeder Baum, jeder Graben spie Feuer. Die österreichischen Schützen standen überall in vorzüglicher Deckung, während die Preußen sich ihnen gänzlich darbieten mußten, ohne ihnen beikommen zu können.

Nun versuchte General von Tümpling die prachower Höhen mit Sturm zu nehmen und führte wiederholt mehre Bataillone gegen dieselben. Allein das Büchsen- und Granatenfeuer war so mörderisch, daß dieses Vorhaben unnützer Menschenopfer halber aufgegeben und versucht werden mußte, die Aufgabe durch schnelles Vortreiben des linken Flügels zu lösen. Gelang

dies bei Podulez und Dilez bis zur Czidlina, so waren die Oesterreicher bei Brada und Prachow zurückzugehen gezwungen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, im Rücken angegriffen, abgeschnitten und gefangen genommen zu werden.

Als der Kampf bei Prachow nicht eingestellt, aber doch gemäßigt, oder eigentlich nur zum Schein fortgesetzt wurde, hatte der vor den Dörfern Podulez und Dilez bereits eine Stunde gedauert. Von der Linken zur Rechten bildeten Dilez, Podulez und Brada die Schlachtstellung des österreichischen linken Flügels. Die Höhe von Brada war mit sieben österreichischen Batterien besetzt. Das Vorterrain von Brada und Podulez war verhauen und hinter dem Verhau an dem Berge von Brada standen unter dem Commando des Generalmajors von Edelsheim drei österreichische Cavalerieregimenter (Radetzki, Liechtenstein, König von Preußen). Podulez war von österreichischer Infanterie und Schützen, Dilez von der ersten sächsischen Brigade, und dem ersten sächsischen Jägerbataillon besetzt, auf den Höhen bei Dilez aber waren vier sächsische Batterien (1. 8. 6.) und eine sächsische nicht gezogene Granatkanonenbatterie aufgestellt. Der Kronprinz Albert commandirte hier selbst.

Zwischen drei und vier Uhr war Tümpling vor Dilez und Podulez angelangt. Noch außer Schußbereich grüßten ihn die sächsischen und österreichischen Geschütze. Gegen die Sachsen, die mit einem Bataillon plänkelnd von Dilez vorgegangen waren, richteten sich sofort zwei preußische Regimenter, während zwei preußische Bataillone und eine starke Batterie Podulez in Angriff nahmen.

Dieser Ort, ganz in einem Obstwalde versteckt und im Rücken mit Wald umgeben, konnte hinsichtlich seiner Größe und Besatzung nicht leicht beurtheilt werden, und deshalb ließ ihn General von Tümpling in Brand schießen.

Kaum war das geschehen, als die Preußen stürmend denselben angriffen und die Oesterreicher nach einem kurzen wüthenden Gefechte herauswarfen. Ordonnanzen flogen nach Brada Hilfe fordernd. Da braust General von Edelsheim mit seinen drei Cavalerieregimentern heran. Allein das preußische Kleingewehrfeuer empfing ihn mit pfeilschnellen Salven, während die preußischen Geschütze die vertriebene feindliche Infanterie in die Weite trieben.

Vergebens suchte Edelsheim den Angriff zu wiederholen. Sein Verlust war grauenhaft. Nun einsehend, daß er mit Cavalerie allein das Dorf unmöglich nehmen könne, und außer Stande, das Feuer der feindlichen Zündnadelgewehre zu ertragen, führte er flüchtend seine Regimenter nach Brada zurück.

Jetzt hatten die Preußen die beste Gelegenheit die feindliche Schlachtordnung an dieser Stelle zu durchbrechen. Nachgeführte Bataillone erstiegen auch sofort die nächsten Höhen, und es sammelte sich das 12. und 18. preußische Infanterieregiment, um, sobald der Kampf bei Dilez zu Resultaten gelangt sein würde, in den Rücken der auf den prachower Höhen befindlichen feindlichen Colonnen zu operiren.

Die Plänkelei von Dilez war sehr bald in einen sehr ernsten Kampf übergegangen. Die sächsischen Batterien nöthigten selbst dazu, da die preußischen Regimenter sich ihnen unmöglich lange im freien Felde preisgeben konnten. Beide Regimenter (8. und 48.) avancirten im Sturm unter einem fürchterlichen Hagel sächsischer Kugeln. Es war unmöglich schwere Verluste zu vermeiden, aber sie wurden durch die Schnelligkeit der Operation doch gemindert.

Als das Dorf erreicht war, mußte das feindliche Granatenfeuer schweigen, weil es die eigenen Mannschaften verletzt haben würde. Der Kampf des kleinen Gewehrs tobte nun in Straßen, Häusern und Hecken, bis die Sachsen, die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs anerkennend und fürchtend, umgangen und abgeschnitten zu werden, Dilez verließen und sich kämpfend längs der Czidlina in einer gedeckten Stellung gegen Gitschin hin zurückzogen.

Von hieraus aber entbrannte der Kampf aufs Neue. Drei Mal rückten die Sachsen, der furchtbaren Wirkung ihrer Batterien vertrauend, vor, wurden aber stets von den preußischen Batterien und Kleingewehren so mörderisch empfangen, daß sie ihren muthigen Versuch wieder aufgeben mußten.

Zum Ueberfluß fügte ihnen hier auch noch die Tölpelhaftigkeit einiger österreichischen Commandeurs herben Verlust zu. Die aus Podulez zurückgeworfenen österreichischen Truppen hatten, da sie sich nicht verfolgt gesehen, auf den Höhen Stellung genommen. Als sie nun den Kampf zu ihrer Rechten toben sahen, glaubten sie, daß es preußische Truppen seien, die gegen ihre Flanken andrängen. In diesem Wahne richteten sie ihre Batterien gegen ihre sächsischen Bundesgenossen, und ehe der Irrthum aufgelöst wurde, waren bereits viele Sachsen demselben zum Opfer gefallen.

Ohnehin waren bei dem Kampfe um Dilez die Verluste der Sachsen sehr bedeutend. Gerade der Muth, mit dem sie zu widerstehen suchten, gereichte ihnen zum Verderben. Ein Reiterregiment hatte sehr gelitten und die Infanteriebrigade (1.), welche meist in geordneter Kampfstellung und ohne Deckung agirt hatte, ließ hinter sich die Todten in Reihe und Glied liegen zu grauenhaftem Anblicke. Hier fiel auch Oberst von Boxberg, ein sehr geachteter Offizier.

Der für die Sachsen so verderbliche Irrthum war übrigens ein doppelter.

Sobald die Sachsen gewahrt, daß zur Linken die österreichischen Batterien ihr Feuer gegen sie gerichtet, winkten Offiziere mit weißen Taschentüchern den Oesterreichern zu, um sie auf ihren Irrthum aufmerksam zu machen. Die Preußen glaubten, daß dieses Zeichen ihnen gelte und nichts anderes bedeute, als daß die Sachsen zu ihnen übergehen oder sich ergeben wollten. Sie gingen nun im Geschwindschritt ohne zu schießen vor, um diesen Act zu erleichtern, erhielten aber plötzlich von den Sachsen neue Salven. Das wurde preußischer Seits für Verrätherei gehalten und die Wuth des achten Infanterieregimentes war so groß, daß man nicht nur die Anstrengungen verdoppelte, sondern auch beschloß, den Sachsen keinen Pardon zu geben.

Es scheint ein anderer Irrthum sich an diesen geknüpft zu haben. An der Straße nach Gitschin hatten die Sachsen in einer Scheune 30 ihrer Verwundeten (darunter auch Rittmeister von Fabrice) untergebracht. Ohne Zweifel hatte man nicht versäumt dieser Scheune das gebräuchliche Spital- oder Schonungszeichen zu geben. Doch wurde diese Scheune in Brand geschossen und die Verwundeten mußten in ihr jämmerlich umkommen. Es darf angenommen werden, daß dies preußischer Seits ein Act der Vergeltung war für jene vermeintliche Verrätherei. Vielleicht auch vermutheten die Preußen in der weißen Fahne jener Scheune eine neue List und Verrätherei, und dieser Glaube dürfte in dem alten Mißtrauen gegen die Sachsen eine genügende Begründung gefunden haben. Schon Friedrich der Große nannte die Sachsen, wie hoch er sie auch sonst schätzte, ein falsches Volk, und freilich hatte er mit ihnen sehr bittere Erfahrung gemacht und viel Tücke und Verrath von ihnen erleiden müssen.

So gut sich nun auch die Sachsen bei Dilez schlugen, so eifrig sie auch jede Schlucht, jeden Hügel benutzten, um ihrem Kampfe eine Wendung zu geben, so mußten sie doch fort und fort der feindlichen Gewalt weichen und den Preußen die starke Artillerieposition überlassen, wodurch auf diesem Puncte der Sieg vollständig entschieden wurde.

Sobald die Nachricht nach Podulez gebracht war, daß die Sachsen vollkommen neutralisirt seien, gingen das 12. und 18. Infanterieregiment von hier aus im Geschwindschritt vorwärts, wobei immer die Batterien, streckenweise vorrückend und Stand nehmend, in Action blieben. Die Oesterreicher konnten sich auf keinem Puncte halten und wichen flüchtend nach Gitschin. Jetzt wendeten sich die beiden preußischen Regimenter rechts gegen Lochow zu, und gewannen dadurch den Rücken derjenigen österreichischen Regimenter, welche Brada und die prachower, von vorn unangreifbaren Höhen besetzt hielten.

Die Lage dieser österreichischen Truppen war nun eine höchst gefährliche. Wären die Sachsen nicht von dem 8. und 48. Regimente fest gehalten

gewesen, so hätten sie wohl die Bewegung jener beiden preußischen Regimenter aufhalten können, wenn sie denen in den Rücken gegangen wären. Auch wäre für eine solche Operation die bei Gitschin in Reserve stehende sächsische Brigade Kronprinz sehr geeignet gewesen; allein, wer dachte sächsischer Seits, wo man so viel mit sich selbst zu thun hatte, daran, daß die Oesterreicher bei Brada in Gefahr seien?

Schon waren diese so gut wie abgeschnitten, als sich die drei österreichischen Cavalerieregimenter des Generals von Edelsheim, der sich selbst den österreichischen Ziethen genannt hatte, der rechts auf den Bergen rasch vorrückenden preußischen Infanterie entgegen warfen. Diese griffen in der That mit größter Bravour an und schienen den Adoptivnamen ihres Generals sanctioniren zu wollen. Allein sie brachten die österreichische Unterschätzung der Preußen mit und mußten ihren Wahn furchtbar büßen. Die preußischen Regimenter nahmen sich nicht einmal die Mühe einer Quarréformation, sondern stellten aus der Marschcolonne nur Frontstellung her, ließen die wüthende Cavalerie auf 150 Schritte herankommen und begannen nun ihr Feuer, binnen einer Minute fünf Salven. Keiner der österreichischen Reiter wäre im Stande gewesen, lebendig bis an die Linie heran zu kommen, um einzuhauen.

Die Verheerung, mit Blitzesschnelligkeit entstanden, war gräßlich, ihr Umfang grauenhaft. Hunderte von Pferden und Reitern wälzten sich im Todeskampfe über und durcheinander. Weite Lücken waren entstanden, die man nicht im Fluge der Attaque zu schließen verstand. Die augenblicklich nachfolgenden Salven decimirten in gleicher oder schlimmerer Weise. Die Leute begriffen selbst im Augenblicke der ärgsten Leidenschaft, daß alles zu Grunde gehe, wenn man sich diesem Feuer nur einige Minuten noch aussetze. In gänzlicher Verwirrung machten nun die österreichischen Reiterregimenter Kehrt und flüchteten in verschiedener Richtung nach den Waldungen von Prachow, um — nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Was hier dem zweiten Ziethen passierte, hätte nicht leicht Ziethen I. passieren können, der bei gleicher Kühnheit doch wohl etwas besonnener war.

So stand es oben auf den Bergen, als die preußische Reserve (Division Manstein) scharf auf Brada und Prachow anrückte. Schon war die abgeschnittene Besatzung von Podulez im Begriff gewesen sich eiligst zurückzuziehen, als sie nun in der Fronte aufs Neue festgehalten wurde und dem Loose nicht entgehen konnten, gefangen genommen zu werden.

Die Besatzung von Prachow und deren starke Artillerie auf den prachower Höhen, dachten indessen früher auf ihre Rettung, an die zu denken jetzt der Verlust ihrer ganz unbrauchbar gewordenen Cavalerie unvermeidlich

machte. Sie zog sich schnell zurück, überließ den Preußen ihre Position und selbst einige Geschütze und wich in nicht geringer Verwirrung, stets von dem preußischen Feuer verfolgt, nach Gitschin hin.

So wurde der rechte österreichische Flügel bis tief in das Centrum hinein gänzlich geworfen, während Gleiches dem linken Flügel geschah. Wie schon erwähnt, hatte die Division des Generallieutenants von Schmidt (Brigade Werder, Brigade Herwarth von Bittenfeld II.) den Kampf mit dem linken österreichischen Flügel zu bestehen, und sie rückte deshalb auf der Straße von Sobotka an. Es lag im Plane des Prinzen Karl die beiden feindlichen Flügel zu überwältigen und mit raschen concentrischem Vorgehen auf Gitschin das feindliche Centrum in natürlicher Weise zu isoliren, zu umschließen und gefangen zu nehmen. Wäre das geschonte feindliche Centrum schlechter über das Schicksal der Flügel unterrichtet gewesen und hätte es den rechtzeitigen Rückzug versäumt, so würde auch dieser Plan vollständig gelungen sein.

Etwa um dieselbe Zeit wie das dritte Armeecorps, kam das zweite (Schmidt) auf dem Vorderterrain des Schlachtfeldes an. Es mochte gegen vier Uhr sein, als man bei Wohawez die feindliche Schlachtlinie, nur hier und da sichtbar hervortretend, bemerkte. Sie streckte sich auf den Anhöhen quer über die Straße nördlich nach Brada, südlich nach Waharziz und Wostruszna hin.

General von Werder stellte sofort die Schlachtordnung her und ließ zwei Bataillone Jäger und Füsiliere vorgehen, um die Stellung des Feindes, namentlich die seiner Batterien zu erkunden. Diese standen auf dem Höhenkamme so, daß sie die von Sobotka nach Gitschin führende Heerstraße mit einem langen Kreuzfeuer bestrichen.

Das würde keinen Sinn gehabt haben, wenn nicht diese Heerstraße hier das einzige Verbindungsmittel mit Gitschin gewesen wäre; denn zu beiden Seiten dieser Straße, war, wie schon erwähnt, das Terrain von vier tiefen und kaum außer der Landstraßenbrücke passirbaren Schluchten durchschnitten. Zudem waren beide Seitenterrains mit alten Tannenwald bedeckt, der nur schwer von Artillerie und Cavalerie hätte passirt werden können. Die Heerstraße war daher das wichtigste Object und es mußte um jeden Preis von der Infanterie erkämpft werden, wenn Artillerie und Cavalerie nachfolgen sollten.

Sobald die preußische Tirailleurlinie sich näherte, eröffneten die feindlichen Batterien — wie immer die Oesterreicher — viel zu früh und voreilig ihr Feuer. Sie konnten auf 1000 Schüsse kaum hoffen einen Mann zu treffen, dennoch setzten sie die Kanonade in grimmiger Weise fort.

Das genügte dem General von Werder, für seine zwei Batterien die beste Position zu wählen, und wenngleich sie mit Elevation arbeiten mußten, gelang es ihnen doch sehr bald, den vorlauten Gegner etwas bescheidener zu stimmen.

Inzwischen waren Füsiliere und Jäger auch in ein sehr hitziges Feuer gerathen. Der ganze vordere Saum des Waldes, der aus Jahrhunderte altem Nadelholz bestand, war mit Schützen besetzt, die sich hinter den mächtig starken Bäumen bargen und daher der Kugel fast gänzlich entzogen. Es schien als wolle Clam-Gallas eine Schlacht mit Schützen liefern, so groß war die Sorge gewesen, diese zu einer ungewöhnlichen Potenz zu erheben. Nicht nur war jeder Baum mit einem Schützen besetzt, sondern jeder Schütze hatte auch zwei Liniensoldaten bei sich, nur beschäftigt für ihn zu laden. Das war eine Methode, die an die Zeiten Gustav Adolphs erinnerte, in der That aber hier so zweckmäßig, daß die preußischen Tirailleurs beträchtlichen Schaden erlitten.

An dieser Action, auf welche General von Ringelsheim, dessen Brigade hier stand, großes Gewicht gelegt haben soll, war auch das Jägerbataillon der sächsischen Leibbrigade betheiligt, in dessen Nähe das dritte sächsische Reiterregiment seinen Stand hatte.

Trotz starker Verluste drangen die preußischen Tirailleurs immer rascher vor. Da entdeckten sie, daß zwischen ihnen und den Feinden sich am Rande des Waldes die erste jener bereits erwähnten Schluchten hinziehe. Es war daher nöthig, den Feind jenseits der Schlucht durch ein überwältigendes Feuer zu vertreiben, um so dann den Uebergang zu gewinnen. Jetzt verstärkte Werder nicht nur seine Artillerie, sondern er schickte auch das Infanterieregiment Nr. 2 (König Friedrich Wilhelm IV.) vor. Allein je größer die Kämpfermasse, desto schwerer der Verlust, ohne daß dadurch der Schade des durch die Bäume trefflich gedeckten Feindes um etwas hätte gesteigert werden können. Das nöthigte vom Bajonnet Gebrauch zu machen, wenn das Vorhaben, hier auf Gitschin vorzudringen, nicht ganz aufgegeben werden sollte. Während nun auf dem Rande der Schlucht die Tirailleurs das heftigste Feuer in einer völlig ungedeckten Stellung unterhielten, gingen die Bataillone linienweise laufend vor, stiegen die Schluchtwand diesseits hinab, jenseits hinauf und trieben die österreichischen Schützen hinter ihren Bäumen mit dem Bajonnet vor.

Diese erlitten nun bittere Verluste. Die Preußen übten eben nur Vergeltung. Ein Theil der Oesterreicher wich in aufgelöster Ordnung, ein Theil gesammelt, doch stets kämpfend. Nach dreiviertelstündiger Action war der jenseitige Rand des Gehölzes erreicht. Hier mußte die preußische In-

fanterie einen Augenblick rasten, um sich nicht dem österreichischen Geschütze preis zu geben. Das Wichtigste war gewonnen: die preußische Artillerie und Cavalerie, so wie die übrigen Regimenter konnten in Masse nachrücken.

Kaum hatten die preußischen Batterien auf die österreichischen, nunmehr weit zurückgezogenen ihr Feuer eröffnet, als die Infanterie aufs Neue avancirte und nun dem jetzt wenig gedeckt stehenden Feinde ein grimmiges Feuer auf den Leib sendete. Man fand die Oesterreicher wiederum durch eine Schlucht gedeckt, und hier wäre es minder leicht gewesen, ihnen mit dem Bajonnet beizukommen. Da entschied der Vorzug des preußischen Kleingewehrs, dessen Kugeln wie ein Regenstrom den Gegner trafen.

Es war den österreichischen Bataillonen unmöglich dieses Feuer in so freier Stellung lange auszuhalten, es wäre denn gewesen, daß sie ihre Vernichtung beabsichtigt hätten. Da den Oesterreichern aber alles darauf ankam die Straße zu vertheidigen, so hatten sich hier auch ihre größten Massen concentrirt und daher kam es, daß die preußischen Batterien, die entfernt zu beiden Seiten standen, concentrisch und also mit Kreuzfeuer auf sie einwirkten. Klüger hatten die Preußen ihre Linien gleichmäßig entwickelt und litten daher viel weniger von dem feindlichen Feuer.

Geschreckt durch gräßliche Verluste, die vergebens der General Ringelsheim den eigenen Leuten durch Einschiebung neuer Mannschaften zu verbergen suchte, wichen die Oesterreicher nun so rasch, daß General v. Werder schon meinte, sie wollen von weiterem Kampfe ganz abstehen. Allein sie hatten sich einen dritten tiefen Terraindurchschnitt, hinter welchem das Dorf Lochow liegt, zur dritten Vertheidigungslinie ausersehen. Hier setzten sich die Oesterreicher abermals und die in die Linie gezogenen Reserven erneueten den Muth. Ihr Centrum stützte sich auf Lochow. Dieses Dorf, aus einzeln stehenden Gehöften bestehend und von einem üppigen Baumwuchs umgeben, bot den Vertheidigern große Vortheile.

Allein diese gingen durch die jetzt durch nichts zu zügelnde Energie der Preußen bald zu Grunde. Das preußische Kleingewehr lichtete die Reihen der österreichischen Bataillone, die geschlossenen Bataillone wurden von den schnellen preußischen gezogenen Kanonen durchfurcht, schließlich warf ein Bajonnetangriff die auf dieser Seite postirte österreichische Infanterie in die Schlucht hinab und Niemand konnte die Preußen hindern, die jenseitige Höhe ebenso mit dem Bajonnet zu nehmen.

Als die Preußen den oberen Rand dieser Schlucht hatten, legten sie sich hinter denselben an den Abhang und ließen, dergestalt vollständig gedeckt, das Kleingewehr eine Zeit lang auf den Feind spielen. Dieser wich bald, warf sich nach Lochow und eröffnete eine vierte Vertheidigungslinie an der

vierten Schlucht, welche sich von Norden nach Süden zwischen Lochow und Gitschin hinzieht.

Diese Schlucht, die größte und tiefste der bisher erwähnten, von einem Bach durchrauscht und mit einer steinernen Brücke versehen, liegt aber so entfernt hinter Lochow, daß dieser Ort einem vorgeschobenen Posten glich. Lochow, das die Oesterreicher sehr stark besetzten, mußte daher zuvörderst überwältigt werden. General von Werder dirigirte gegen dasselbe Bataillonscolonnen, nachdem die Batterien eine Zeit lang auf dasselbe gespielt und die Jäger mit ihren Kugeln gehörig sondirt hatten.

Man wußte preußischer Seits, daß man hier einer ungewöhnlich starken Artillerie nicht begegne. Aber es entspann sich sehr bald ein erbitterter Infanteriekampf dicht vor und danach in dem Dorfe. Da man dasselbe wegen der hinter demselben stehenden österreichischen Schlachtlinie nicht umgehen konnte, so mußte man Schritt für Schritt eindringen und ein Gehöft nach dem andern wegnehmen. Auf diese Weise war man nach dreiviertelstündiger blutiger Arbeit völlig Herr dieses Objectes, das nun den preußischen Jägern und Batterien eine treffliche Position gewährte.

Nun drang man von allen Puncten aus mit unbezähmbarer Kampfeslust gegen die letzte Stellung der Oesterreicher vor Gitschin an. Man schien jetzt am Zündnadelgewehr, das bisher so Wunderbares geleistet hatte, nicht einmal mehr Genüge zu haben und am Bayonnet besonderen Wohlgefallen zu finden, wenigstens wurde auch diese Schlucht mit dem Bayonnet gewonnen.

Ein fürchterliches Handgemeng entstand am jenseitigen Schluchtrande. Die Infanterielinie auf der diesseitigen Höhe durfte von der Schußwaffe keinen Gebrauch machen, um jenseits die eigenen Mannschaften nicht zu beschädigen, und das gab für wenige Augenblicke den Oesterreichern neuen Muth. Allein nur für Augenblicke, denn von Werder schickte schnell dichtere Massen nach, die Vertheidiger wurden geworfen, der Hochrand kam in preußische Hand, bald formirten sich die preußischen Linien jenseit der Schlucht, der Sieg war errungen, Niemand konnte ihn jetzt noch streitig machen, da es Clam-Gallas nicht früher durch gute Verwendung seiner Reserven gethan hatte.

Jetzt war bereits der Abend eingetreten und Ringelsheim nach Gitschin zurückgeworfen. Man wußte nicht ob Clam-Gallas diese Stadt gleich einer Festung zu vertheidigen gedenke. Auf keinen Fall konnte General v. Werder sie ernstlich angreifen ohne über den Stand der Schlacht auf ihren anderen Schauplätzen unterrichtet zu sein, aber er zog nun rasch seine Reserven nach, schob mehre Colonnen rechts und links über die Flanken hinaus und fand

zur Linken sehr bald die deutlichen Zeichen, daß auch das österreichische Centrum bereits zurückgewichen sei. Gegen zehn Uhr fanden beide Divisionen (Werder und Tümpling) Fühlung, die eine stand Gitschin so nahe als die andere, beide standen auf der Höhe des Sieges und bei der einen wie bei der anderen war nur die Frage noch zu erledigen, ob man sich eines vollständigen Sieges rühmen dürfe, wenn man den geschlagenen Feind diese Nacht in Gitschin schlafen lasse.

Diese Frage entschied der Prinz Friedrich Karl nach seiner Weise, und nun ging es, nachdem die ermüdeten Truppen durch einige Reserven verstärkt waren, sofort gegen die Stadt.

Ein grausenhafter Nachtkampf entwickelte sich. Was von Oesterreichern und Sachsen außerhalb der Stadt stand, wurde durch das höllischste Granat- und Kleingewehrfeuer sogleich in dieselbe hineingetrieben. Hier aber bei hundertfacher Deckung suchte sich der Feind zu halten. Allein nachdem ihm die Czidlinabrücke genommen und vom Westen Werder's Bataillone eingedrungen waren, sah sich Clam-Gallas genöthigt seine Truppen eiligst zurück zu befehligen, um nicht noch Hunderte an Gefangenen zu verlieren.

Die Sachsen von Dilez, wie viel sie auch schon gelitten hatten, hatten die Arrièregarde zu bilden und den österreichischen Rückzug zu decken. Sie thaten das, uneingedenk der Wunden, die ihnen hinter Dilez die österreichische Fahrlässigkeit geschlagen, mit der gemüthlichsten Willigkeit und balgten sich nun noch in den engen Straßen von Gitschin zwei Stunden lang mit dem Sieger herum, nicht um ihm den Sieg abzugewinnen — denn das war ja doch nicht möglich —, sondern nur den österreichischen Freunden einen bequemeren Abzug zu verschaffen.

Endlich bei Tages Grauen sahen auch sie sich aus der Stadt vertrieben und folgten der Fahne des Grafen Clam-Gallas auf den eiligen Rückzug über Milletin und Horsiz nach Nechanitz unfern Königsgrätz. Sie waren sich bewußt wie Männer kühn und heldenhaft ihre Waffenpflicht geleistet zu haben, aber dieses Bewußtsein konnte unmöglich ihr Herz mit dem verkehrten Zwecke ihres Kampfes versöhnen. Darüber hatten sie, wenn nicht mit Jemand anders, mit ihrem Minister von Beust zu rechten.

Der Kampf um Gitschin selbst war hauptsächlich von den Regimentern 12 und 48 (tümpling'sche Division), 2 und 54 (werder'sche Division) ausgeführt worden. Das 12. Regiment hatte sich im höchsten Maße ausgezeichnet, um durch seine Bravour den Geburtstag seines Chefs, des Prinzen Karl, zu feiern. Freilich hatte es dieser Feier furchtbare Opfer gebracht, denn unter allen Regimentern hatte dieses am Meisten gelitten.

Der Gesammtverlust der Preußen wurde sehr verschieden, am glaub-

würdigsten auf 2000 Mann angegeben. Dagegen betrug der Verlust der Oesterreicher und Sachsen an Todten und Verwundeten 3000, an Gefangenen 7000 Mann. 20 Geschütze, 5 Fahnen und 3 Standarten waren die Siegestrophäen der Preußen. In ihrer Hand blieben ferner noch eine Menge Heergeräth, Flinten, Säbel u. dgl. Die Regimenter Hannover, Ramming und Martini waren ganz zu Grunde gerichtet und das 18. Jägerbataillon bis auf den letzten Mann aufgerieben.

Wie groß auch die Beute gewesen wäre, ihr Werth hätte den Zweck nicht überwiegen können, der durch diesen mörderischen Sieg preußischer Seits errungen war. Und dieser bestand in der Verbindung der drei preußischen Armeen, durch welche das österreichische Heer erdrückt werden sollte.

Nicht minder siegreich hatte die Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ihren Marsch gegen das gemeinschaftliche Ziel hin ausgeführt. Zu der Zeit als Prinz Karl Gitschin eroberte, eroberte der Kronprinz Königinhof und am folgenden Tage waren beide Armeen nur noch wenige Meilen von einander entfernt.

Sofort nach Einnahme von Gitschin sendete Prinz Karl ein Dragonerregiment westwärts ab, über den Stand des Kronprinzen Erkundigung einzuziehen, und überraschend bald kehrte es mit der Nachricht zurück, daß die Avantgarde des Kronprinzen in dem nahen Arnau stehe, der Kronprinz aber für eine Hauptschlacht fertig sei.

In der That ein wunderbares Glück hatte diesen Feldzug gelenkt, wenn man es Glück nennen kann, die Resultate eifrig erworbener Tüchtigkeit zu gewinnen. Ueberblickt man nur die Siege dieser einen Hälfte des preußischen Heeres so fühlt man sich zur Bewunderung hingerissen. Und gegenüber diesen ungeheuren wahren Thatsachen vermochten die Zeitungen des ewig lügenden und sich selbst belügenden Oesterreichs der Welt zu verkünden:

(Böhmische Zeitung:) „30. Juni. Die Preußen wurden von der Cavaleriedivision Edelsheim angegriffen, aus Gitschin herausgeworfen und über Troska und Groß-Skol gegen Turnau zurückgetrieben."

(Oesterreichische Zeitung:) „30. Juni. Die Nordarmee ist im siegreichen Vormarsche. Fast im Vorübergehen hat sie blutige Lorbeeren gepflückt."

(Freie Stimme aus Höhgau:) „4. Juli. Die Oesterreicher trieben die Preußen auf allen Punkten zurück und verhinderten, daß die beiden preußischen Heere sich vereinigen konnten."

(Stuttgarter Bürgerzeitung:) „29. Juni. Die Preußen sind auf allen Puncten wiederholter Maßen, obgleich sie doppelt und dreifach stärker als die Oesterreicher waren, zurückgeschlagen und die beabsichtigte Verbindung der beiden Heere gänzlich vereitelt worden". Extrablätter aus Wien

verbreiteten den vollständigen Sieg der österreichischen Waffen über die Preußen, erzählen von vielen erbeuteten Kanonen und schließen mit dem Satze: „Sieg auf allen Linien der österreichischen Aufstellung unter Benedeck's Führung."

Von Lügen dieser Art war Oesterreichs Journalliteratur vom Regierungsorgan bis zum Winkelblatt erfüllt. Da mußte man fragen, für wie dumm mag man doch in dem Kaiserstaate das Volk halten? Allein an der Lüge gehen auch Staaten zu Grunde und auch für Regierungen ist das alte Sprichwort giltig „ehrlich währt am Längsten".

39.

Wegnahme von Nachod.

Zu derselben Zeit, als die beschriebenen Kämpfe stattfanden, wurde auch auf dem anderen böhmischen Kriegstheater gewaltig gefochten, und es ist nöthig nun diese Ereignisse zu betrachten.

Bereits waren die preußischen Armeen allerseits im raschen Vorrücken und in Bewegungen, die deutlich auf die Absicht rascher Angriffsoperationen schließen ließen, als Ritter von Benedeck zu der Einsicht gelangte, daß, wenn er den Feind in der Stellung von Olmütz und Brünn erwarten wolle, derselbe sehr bequem bis in die Mitte des Landes gelangen werde. Daß damit ein ungeheurer Fehler begangen sein werde, lag all zu nahe; nur war es ein Fehler, daß Benedeck zu spät das erkannte. An der Grenze des Landes hätte er selbst bei einem Defensivplane den Feind erwarten sollen, wo die unwegsamen Grenzgebirge dem Heere die zuverlässigste Lehne verliehen. Wie hatte Daun dieses Terrain einst benutzt, wie schwierig hatte er sich auf diesem Terrain Friedrich dem Großen gemacht! Aber Daun war freilich 1766 gestorben und lag daher gerade 100 Jahre im Grabe; wer sollte daher an ihn denken und etwas von seinen Thaten wissen? Napoleon I. hielt das Studium der Geschichte für die größte Kriegswissenschaft; in Oesterreich ist man anderer Ansicht.

Da nun bei den Oesterreichern für die Vertheidigung des Landes an der Grenze zu viel Zeit vergangen, eine solche vielleicht auch gar nicht beabsichtigt, oder auch in dem unklaren Nachdenken über die zuerst bestimmt gewesene kühne Offensive und in derselben enthaltene Eroberung von Berlin

die dazu und zu allem rechte Zeit versäumt worden war, so mußte man nun wenigstens bis an das Gebirgsterrain heranrücken, um den Feind nicht in das Flachland gelangen zu lassen, wo er seine Macht entwickeln konnte.

Freilich war das das ganze Erreichbare. Ihn im Gebirge zu überwältigen konnte unmöglich gehofft und beabsichtigt werden. Aber auch ihn in den Gebirgen aufzuhalten scheint entweder Benedecks Absicht nicht, oder auch dazu von ihm schon zu viel Zeit versäumt gewesen zu sein.

Es ist schwer für den Plan des Ritters von Benedeck einen klaren Begriff zu finden. Zur Zeit, als die preußischen Armeen durch die Gebirge rückten, sah man Benedecks Armeecorps nahe an den Gebirgen stehen, ohne daß sich bei ihnen recht ernstliches Bemühen kund gab die Mündungen der Gebirgspässe zu sperren.

Die Stellung derselben war jetzt von rechts nach links: ein Corps (Ramming) bei Neustadt am Fuße des gratzer Gebirges, es war dies das 6. österreichische Armeecorps; drei Meilen westlich von diesem befanden sich dicht vor einander bei Königinhof das 4. (Festetics), bei Jaromierz das 8. (Erzherzog Leopold) und bei Josephstadt das 2. (Thun-Hohenstein); das 10. aber (Gablenz) stand sehr vorgeschoben bei Arnau an der Elbe.

Betrachtet man die Lage dieser Orte, so scheint die Fronte nördlich angenommen zu sein und das Corps von Gablenz als Avantgarde zu gelten. In diesem Falle würde das große Corps von Clam-Gallas hinter dem nur vier und eine Vietelmeile von Josephstadt entfernten Gitschin in ziemlich angemessener Weise den linken Flügel gebildet haben.

Allein die Fronte war nordostwärts, nämlich gegen das gratzer Gebirge und also gegen die Armee des preußischen Kronprinzen gedacht, welche über dieses herüberstieg. Das 4., 8. und 2. Armeecorps waren dergestalt in ungeschickter Stufenform dicht hinter einander geschoben und bildeten das Centrum, während Clam-Gallas nun die Stellung eines Reservecorps, oder eines den Rücken des Heeres deckenden Detachements gewann.

Dachte sich von Benedeck die Elbe und Eisenbahn von Skalitz über Königgrätz nach Pardubitz als seine Rückzugslinie, so war die Aufstellung des Heeres in einem nordostwärts gewendeten concaven Halbkreise eben so unangemessen, als wenn die Fronte nordwärts gedacht war, in welchem Falle das Centrum keinen Feind vor sich hatte, die beiden Flanken aber dem von entgegengesetzten Seiten kommenden Feinde dargeboten waren, oder als wenn sie — wie es wirklich der Fall war — nordostwärts gedacht war, welchen Falls der durch eine zweimal geschlagene Armee nur schlecht gedeckte Rücken dem von Westen kommenden Feinde (Herwarth und Prinz Friedrich Karl) preis gegeben war.

In jedem Falle war die Stellung eine ungeschickte und solche, die dem Heere im Falle des Rückzugs sehr verderblich werden mußte, bei Avancir-operationen aber die Entfaltung seiner vollen Kraft unmöglich machte.

Betrachtet man weiter die Vertheilung des Heeres in Hinsicht des Feindes, dem widerstanden werden mußte, so findet man ein Mißverhältniß, über welches Benedeck wohl kaum eine genügende Erklärung würde geben wollen. Fünf Armeecorps mit den großen Cavaleriereserven hatte Benedeck unter seinem Befehle behalten und diese ungeheure Macht, der noch das dritte Armeecorps (Erzherzog Ernst) zuzurechnen ist, gegen die zweite preu-ßische Armee, die des Kronprinzen von Preußen, gestellt, welche aus nur drei Corps bestand und daher kaum halb so stark war als die unter Benedecks besonderem Befehle befindliche Macht. Der Kronprinz von Preußen hatte zudem das schwierigste Terrain zu passiren, auf dem ihm selbst mit einer viel geringeren Truppenmasse siegreicher Widerstand mußte geleistet werden können.

So entsteht die Frage: warum hielt Benedeck einen so großen unnützen Truppenüberfluß bei sich fest und warum sendete er nicht dem Grafen Clam-Gallas mindestens noch zwei Armeecorps zu, da dieser einer mehr als doppelt so großen feindlichen Macht, nämlich der ersten und dritten preußischen Armee zu widerstehen hatte? Sollte von Benedeck so gewiß auf die Ankunft der im Feldzugsentwurfe dem Grafen Clam-Gallas zugetheilten baierischen Armee gerechnet haben?

Wenn man auch in Oesterreich sehr mit Voraussetzungen zu rechnen gewöhnt war, so läßt sich doch kaum glauben, daß Benedeck schon für die ersten Actionen die Baiern sollte in Anschlag gebracht haben, wenngleich der Umstand, daß später die baierische Untreue zur Ursache alles geschehenen Unglücks gestempelt wurde, dafür zu sprechen scheint. Wie dem auch sei, ehe von Benedeck die Baiern für seinen Plan berechnete, mußte er wissen, wie es um diese stand. In der Gesinnung des münchener Cabinets konnte er sich täuschen, die baierische Armee aber, ihr Zustand und ihre Stellung waren sichtbare Dinge: ob sie nach Böhmen dirigirt wurden und ob sie vor dem Eintreffen der Preußen bei Clam-Gallas eintreffen konnten, das ließ sich wohl beobachten und berechnen.

Auf jeden Fall mußte Graf Clam-Gallas bis zur Widerstandsfähigkeit verstärkt werden, und dazu besaß Ritter von Benedeck das zuverlässigste Mittel in wenigstens zwei ihm für die erste Operation völlig überflüssigen Armeecorps. Die Unterlassung und das daraus hervorgegangene über den Haufen Werfen des österreichischen linken Flügels durch den Prinzen Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld rächten sich in der Kürze furchtbar.

Nachdem verschiedene kleine Gefechte zwischen fliegenden Corps, Patrouillen und Posten vorgekommen waren, unter denen sich auf dem entferntesten linken Flügel an der galizischen Grenze die Gefechte bei Oswiecim und Mislowiéz auszeichneten; nachdem auf dem feindlichen Grenzgebiete die Verkehrsmittel, Telegraphen, Eisenbahnen u. dgl. vielfach zerstört worden und ähnliche kleine Operationen, durch die in der Regel Feldzüge eingeleitet werden, bis zum 25. Juni stattgefunden hatten, ließ der Kronprinz Friedrich Wilhelm seine Armee rasch vorwärts gehen.

Es boten sich für den Marsch nur zwei einigermaßen geeignete Straßen, und auch diese waren enge Gebirgspässe, welche nicht ohne große Gefahr gegangen werden konnten. Die eine, nördlich, führte von Schweidnitz her auf Trautenau zwischen dem nördlichen und südlichen Ende zweier längs der Grenze quer vorliegender Kämme des Riesengebirges durch.

Diesen Weg schlug das erste preußische Armeecorps (v. Bonin) ein, während das fünfte Armeecorps (v. Steinmetz) sich durch den weit südlichen, viel kürzern und etwas minder gefährlichen Paß zu brechen hatte, der von Reinerz auf Nachod und Skaliez führt. In diesem Passe fließt der Mettaufluß, begleitet von einer Landstraße bis Nachod, wo die Mettau ihre Richtung südwärts nimmt, und sich von der Landstraße, die westwärts fortläuft, erst von Wisokow aus ein Abzweig nach Süden zieht. Der Paß ist stellenweise so eng, daß kaum eine Compagnie sich in Linie aufstellen kann. Bei Nachod jedoch erweitert er sich beträchtlich durch ein von Norden kommendes Seitenthal und durch eine Ausbusung westwärts. Die Berge zu beiden Seiten haben sehr starke Steigung, zum Theil, und namentlich näher Nachod sind es schroffe Felsen. Um so weniger ist aber dieses Seitenterrain für Truppen practikabel, als es meist von dichtem Walde bedeckt wird.

Da nun die Entfernung beider Pässe sechs Meilen beträgt, so war es nöthig zwischen ihnen Verbindungscolonnen durch das Gebirge zu führen. Zu diesen wählte der Kronprinz die beiden Gardedivisionen. Der ersten wurde die Route über Qualisch auf Eipel, der zweiten die über Starkstadt auf Kostelez gegeben.

Beide fanden für ihren Marsch nur enge, waldige, höchst unbequeme Communicationswege vor. Erst nachdem sie den Kamm des Gebirges überstiegen hatten und die von Trautenau nach Skaliéz führende Landstraßenlinie und die Linie der von Szwadowiez nach Skaliéz führenden Eisenbahn erreicht hatten, wurde ihr Marsch etwas weniger mühevoll und gefährlich. Es rückten daher auf der Strecke von Nachod bis Trautenau zugleich das erste Armeecorps, die erste und zweite Gardedivision und das fünfte Armee-





GROSSHERZOG FRIEDRICH FRANZ II.
v. MECKLENBURG-SCHWERIN.

corps in Böhmen ein, während das sechste Armeecorps (von Mutius) in Reserve dem General von Steinmetz folgte.

Der Kronprinz hatte sich zu Braunau befunden, aber eilend zu dem fünften Armeecorps begeben, von welchem er vermuthete, daß es zuerst in harte Kämpfe verwickelt werden werde.

Er beeilte den Marsch der Colonne aufs Aeußerste Dazu bewog nicht die Gefahr derselben im Gebirge so sehr, als die Vermuthung, daß Benedeck sich mit seinem ganzen Heere gegen den Prinzen Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld gewendet habe; und diese Vermuthung folgerte man aus dem Umstande, daß man bei den letzten Recognoscirungen nirgends bedeutsame Vertheidigungsanstalten im Gebirge hatte wahrnehmen können. Zwei Voraussetzungen bestimmten daher das Verhalten des Kronprinzen: die Gefahr im Gebirge angegriffen zu werden und die Nothwendigkeit dem Prinzen Friedrich Karl zu Hilfe zu eilen. Für jenen Fall mußten die Colonnen schlagfertig marschiren, für diesen aber ihren Marsch mit größter Eile ausführen.

Das fünfte Armeecorps erreichte bereits am 26. Juni die Mitte des Gebirges bei Nachod. Voran als Avantgarde marschirte eine Brigade der Division des Generalmajors von Löwenfeldt.

Als die Spitze dieser Avantgarde in die Biegung der Felsenenge vor Nachod eintrat, pfiffen ihr Kugeln entgegen und ein feindlicher Posten zog sich eilend unter Deckung auf Nachod zurück. Es war kaum zu zweifeln, daß Nachod stark besetzt war. Und freilich war das Thal von Nachod der Ort, wo ein in dem Passe vorwärts gehender Feind am Besten aufgehalten und zu seiner eigenen Vernichtung in das enge Defilee zurückgetrieben werden konnte. Nicht nur die nördliche Thalerweiterung, sondern die Stadt selbst in dieser Thalerweiterung gab Gelegenheit zu dem vortheilhaftesten Angriffe auf die rechte Flanke des vorrückenden Feindes. Ein ernstes Artilleriefeuer würde den Durchgang völlig unmöglich gemacht haben.

Doch rückten die Preußen, wenn auch mit Vorsicht, in dem kaum 500 Schritte breiten Defilee vor. Der nördliche sanftere Bergeshang gewährte ihnen Deckung und sie erreichten ohne Verlust das Thal von Nachod und gegen diese Stadt eine sehr günstige Stellung für ihre Artillerie und Schützen.

Hier kam es bereits am 26. Juni zu einem hitzigen Gefechte. Da aber die Preußen nicht gehindert werden konnten, aus dem Defilee vorzubrechen und sich auf der nach Kostelez führenden Straße zu entwickeln, so gab die österreichische Besatzung der Stadt bald das Vorhaben, hier den Paß zu sperren, auf und zog sich mit Zurücklassung von 18 Todten rasch auf den nächsten Vortrupp ihres Corps (6.) an den Scheideweg von Wisokow

zurück. Sogleich besetzten die Preußen natürlich die Stadt und hatten nun das weitere Terrain, auf welchem sie liegt, einen schätzbaren Raum zum schnellen Nachziehen ihrer Artillerie und ihres Gepäckfuhrwerks gewonnen. Während nun dergestalt ein großer Theil des Trains rechts zur Seite austrat und den Marsch der Truppen erleichterte, rückten diese rasch in dem beträchtlich erweiterten Defilee längs der Mettau bis Altstadt vor, von wo aus die Paßmündung beginnt, sich aber auch aufs Aeußerste verengt.

Da man Nachod ziemlich stark besetzt gefunden, konnte man folgern, daß österreichischer Seits auf eine ernste Vertheidigung dieses wichtigen Passes gedacht wurde. Es war daher ein größerer Widerstand an der Mündung des Passes vor Wisokow zu erwarten.

40.

Schlacht von Wisokow.

Mit Tagesanbruch war das Lager in Bewegung. General von Steinmetz machte die größten Anstrengungen den Ausmarsch der Truppen aus dem Defilee zu erleichtern. Alles Packfuhrwerk mußte austreten und die Waffen der Avantgarde, so wie der nächst hinter ihr marschirenden Brigaden wurden so geordnet, daß sie sogleich bei dem Austritt aus dem Defilee zu regelrechter Kampfstellung aufmarschiren konnten.

Diese Anstalten zu treffen, war bei dem gänzlichen Mangel an Raum höchst schwierig; doch konnten sie auch nur unvollkommen ausgeführt werden, so war es doch sehr gut sie getroffen zu haben. Der General ließ zunächst das Gros nachrücken, und während dieses marschirte, hielt die Avantgarde noch, damit, wenn sie aus dem Defilee träte, ihr die Hilfe des Gros schnell zur Hand sei. Die Gebirgshänge zur Rechten und Linken wurden nach Möglichkeit gesichert, doch waren sie so unwegsam, daß von ihnen her nichts zu fürchten war.

Nach allen diesen Vorbereitungen war es neun Uhr Morgens geworden, als General von Löwenfeldt die Mündung des Passes erreichte. Er trieb einige feindliche Posten vor sich her, die sich auf dem Außenterrain zur Linken verloren.

Wo der Paß aus dem Gebirge tritt, öffnet er sich südwärts, während seine Mündung von einem Halbkreise von Bergen nordwärts umfangen ist.

Hier, unmittelbar vor Wisokow, geht ein Zweig der Landstraße südwärts nach Neustadt ab. Etwa 1000 Schritt entfernt springen zwei Gebirgsrücken gegen diese Straße vor. Hinter dem östlichen dieser Bergrücken befindet sich ein langes enges Thal, wie geschaffen zu einem Hinterhalte. Hier hatte der Feldmarschalllieutenant Ramming zwei Brigaden mit einer starken Artillerie und Cavalerie aufgestellt und eine dritte Brigade auf der Straße nachgeschoben. Die Artillerie war an den Vorsprüngen der Felsen postirt.

Es gereichte der preußischen Avantgarde zu großem Nutzen, daß die Oesterreicher allzu ängstlich in jenem Thale Deckung genommen und daher eigentlich noch gar nicht für den Kampf fertig waren; denn wollten sie Angriffe unternehmen, so mußten sie sich auf einem freien Terrain entwickeln. So hatte der General von Löwenfeldt doch wenigstens zwei Schwadronen, einige Bataillone und eine Batterie aus dem Passe ziehen können, ehe er angegriffen wurde.

Nun indessen entlud sich das Feuer der sehr starken österreichischen Artillerie auf seine Truppen, so daß er gezwungen war, seine Bataillone in dem Walde des nördlich sich hinziehenden Berghanges Stellung nehmen zu lassen. Da in dieser Weise aber noch eine sehr große Truppenmasse aus dem Defilee gezogen und ohne Verlust in Position gebracht werden konnte, so mußten sich die Oesterreicher zu anderer als bloßer Artillerieoperation entschließen.

Es befand sich bei ihnen die Hälfte der zu der schweren Reiterdivision des Prinzen von Holstein gehörigen Kürassierbrigade (zwei Regimenter). Diese acht Schwadronen Kürassiere unter dem Befehle des Generals Prinzen Solms setzten sich nun zu einer Attaque in Stand, durch welche nicht nur die Preußen am Debouchiren, gehindert, sondern auch die bereits aus dem Passe getretenen Bataillone und Schwadronen wieder hineingeworfen werden sollten. Es würde dies das in dem Engpasse zusammen gepreßte Armeecorps des Generals von Steinmetz gänzlich derangirt haben.

General von Löwenfeldt bot daher alles auf, den Angriff zu verhindern, und General von Steinmetz, der sofort am Orte der Gefahr persönlich eingetroffen war, und an dessen Seite sehr bald auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm erschien, förderte persönlich leitend das Debouchiren der nachfolgenden Truppen.

Noch hatten die beiden österreichischen Kürassierregimenter nicht völlig ihren Aufmarsch beendet, als General von Löwenfeldt seine beiden leichten Schwadronen gegen dieselben schickte. Der Angriff war meisterhaft und die erste Kürassierlinie wurde durchbrochen. Es entstand eine wüthende Metzelei.

Während dessen aber schwenkten die Flügel der feindlichen Kürassiere zusammen und es hätte wohl geschehen können, daß die beiden preußischen Schwadronen gefangen genommen wurden. Allein zeitig genug aufmerksam auf die Gefahr ihrer Lage, hieben sie sich heraus und setzten noch eine geraume Zeit das Gemetzel fort, um nur den aus dem Paß herausrückenden befreundeten Truppen etwas Zeit zu verschaffen — denn alles hing jetzt preußischer Seits davon ab, schnell genug eine widerstandsfähige Truppenmenge auf das freie Terrain zu bringen.

Als endlich aber die preußischen Reiter sich immer wieder bedroht sahen von Einschließung durch die vierfache Uebermacht der Kürassiere, als auch der Verlust, den sie erlitten (namentlich an Offizieren), bedeutend wurde, wichen sie rasch und rascher. Die feindlichen Kürassiere blieben ihnen auf den Fersen, und die zwei preußischen Schwadronen hätten sich schwerlich retten können, wenn nicht an der Mündung des Gebirgspasses das Schnellfeuer zweier preußischer Bataillone die Kürassiere empfangen hätte. Dieses warf sie mit schwerem Verluste zurück. Allein sie hatten wohl betrachtet, wie wenig die Preußen jetzt zum Kampfe fertig waren, und blieben daher auf dem Schlachtplane, um durch neue Attaquen das Heraustreten der preußischen Truppen auf das freie Terrain zu hindern.

Inzwischen war der Kronprinz mit seinem Generalstabe angelangt. Nur mit Mühe hatte er sich durch den von Truppen, Fuhrwerken und Geschützen völlig angefüllten Gebirgspaß ringen können. Seine Anwesenheit war in hohem Maße nützlich in so fern er selbst an der anordnenden Thätigkeit des Generals von Steinmetz Theil nahm.

Inzwischen hatte sich nicht nur die österreichische schwere Reiterei zu einem neuen Angriffe geordnet, sondern es rückte nun auch eine feindliche Infanteriebrigade im Geschwindschritt heran. Aber bereits waren auch mehre Bataillone und zwei Batterien aus dem Paß gezogen. Indem letztere nun der feindlichen Artillerie antworteten, stellte sich die Infanterie schräg gegen den Feind auf und fatigirte ihn durch öfteres Vor- und Rückwärtsgehen und ihr mörderisches Schnellfeuer, das die österreichische Infanterie um so weniger zu vergelten vermochte, als die preußischen Bataillone die auf ihrer Seite befindlichen Waldvorsprünge zu ihren Gunsten benutzten.

Während dessen hatte der General von Kirchbach glücklich seine Division aus dem Passe gebracht und sie rechts der Straße an dem gegen Wisokow hinziehendem Gebirgshange postirt. Auch war nun die andere Brigade von Löwenfeldt herausgedrungen und hatte an den Höhen links der Straße Stellung genommen.

Wollten nun die Oesterreicher eine ernste Attaque gegen die Mündung

des Gebirgspasses ausführen, so mußten sie nothwendig zwischen zwei vernichtende Feuer gerathen. Das nöthigte ihrer Seits den Kampf auf dem entfernteren Terrain zu lassen, und das machte es natürlich dem General von Steinmetz möglich sein ganzes Armeecorps glücklich, und nun rascher und rascher aus dem Passe und schließlich namentlich seine ganze Artillerie zur Verwendung zu bringen.

Aber bereits, als er eine starke Cavalerie aufs Terrain gebracht hatte — und das war um zwölf Uhr — durfte General von Steinmetz seine Aufgabe für gelöst halten. Um diese Zeit entwickelte sich die Division Kirchbach, den nachrückenden Truppen Raum gebend, auf dem Plateau von Wenzelsberg zwischen diesem Orte und Wisokow längs der nach Neustadt führenden Straße. Die Division hatte wiederholt die Angriffe der zwei feindlichen Kürassierregimenter zu ertragen, und es lag nun dem General von Steinmetz daran, die Division von diesem Feinde zu befreien.

Eben zu rechter Zeit war die Cavaleriebrigade des Generals von Wnuck (Dragoner und Ulanen) aufs Terrain gelangt. Sie erhielt sofort Befehl die feindlichen Kürassierregimenter anzugreifen, und that das mit einer staunenerregender Bravour. Obschon nur sechs Schwadronen stark, warf die Brigade die beiden feindlichen Kürassierregimenter über den Haufen, zersprengte sie, eroberte beide Standarten und trieb sie dergestalt aus dem Felde, daß die Division Kirchbach sich vollständig arrangiren und namentlich ihre Batterien in Position bringen konnte.

Freilich hatten im Handgemenge Wnucks Schwadronen bedeutend gelitten und ihre besten Führer (v. Wnuck, v. Treskow, v. Wichmann — verwundet —, v. Natzmer — todt —) verloren, doch kehrten sie mit einem vollständigen Siege auf ihren Posten in der Schlachtordnung zurück.

Nunmehr war aber auch die Schlachtordnung vollständig hergestellt. Eine genügende Truppenmenge und die ganze Artillerie waren in Stellung gebracht. Was noch in dem nunmehr völlig gesicherten Passe von Nachod war, wurde als Reserve betrachtet.

Das Verhältniß hatte eine wesentliche Aenderung erlitten. Die Oesterreicher waren über das Plateau von Wenzelsberg fortgedrängt worden und lehnten sich jetzt links auf Wisokow. Die preußische Fronte war nun gegen Skalitz gewendet. Aber noch hielten die Oesterreicher Stand und machten sich namentlich in Wisokow, wo ein Theil ihrer Artillerie und ihrer Schützen stand, schwierig.

Da zog General von Steinmetz seine Reserveartillerie in die Linie, eröffnete eine erschreckende Kanonade und ließ nach ihr sogleich seine gesammte Infanterie zum Angriffe vorgehen. Die feindliche Artillerie suchte diesen

zu hindern, allein die Preußen scheuten jetzt, wo ihnen ein Sieg entgegen lachte, am wenigsten die Verluste. Nicht nur wurden die feindlichen Infanterieregimenter zu schleunigem Rückzuge gezwungen, sondern es wurden auch die Schützen und Batterien aus Wisokow getrieben, nachdem dieses große Dorf in Brand geschossen worden war. Bei diesen Angriffen machte die preußische Infanterie nach dem Berichte des Kronprinzen mehrmals von dem Bayonnet Gebrauch, und namentlich war dies im Kampfe um Wisokow der Fall. Feldmarschalllieutenant von Ramming hatte dergestalt seine Aufgabe, den Paß von Nachod zu sperren, gänzlich ungelöst gelassen. Doch wollte er einen Schauplatz nicht geschlagen verlassen, auf dem sich seine Gegner nur unter den ungewöhnlichsten Nachtheilen und Mißverhältnissen hatten entwickeln können. Um seiner Infanterie aufs Neue Stand zn verschaffen, wirft er nochmals die wieder gesammelten Kürassierregimenter der preußischen Infanterie entgegen. Das Schnellfeuer ihrer Zündnadelgewehre läßt nun zwar die Reiterei nicht heran kommen, gleichwohl stürzten sich mit einem höchst geschickten Manövre abermals die preußischen Ulanen auf diese Kürassiere, zersprengen sie, fegen sie aus der Fronte der Infanterie weg und kehren von ihrer Verfolgung mit zwei eroberten Kanonen zurück.

Jetzt erstürmten preußische Bataillone den westlichen Theil von Wisokow und machten eine Menge Gefangene. Nirgends hatten Rammings Truppen noch Stand. Nur das altberühmte Regiment Hoch- und Deutschmeister, 1696 errichtet, versuchte noch Widerstand und mußte diesen Eifer mit dem Verluste der Fahne seines dritten Bataillons büßen.

Später hat zwar das Regimentscommando diese Thatsache zu widerlegen gesucht, aber schwerlich mit Recht. Die Fahne war so leicht zu duplizieren wie die Danebrogfahne der Dänen oder die Fahne des Propheten der Türken, welche beide wiederholt verloren gegangen aber ersetzt worden sind. Natürlich wurde von den Dänen wie von den Türken, wie hier von den Oesterreichern behauptet, daß der Verlust dieser hohen Ehrenpfänder eine Lüge des Feindes sei. Aehnlich wurde bei den Polen der Raub des Leibes des heiligen Adalbert geleugnet und die leere Grabstätte durch einen beliebigen anderen Leichnam gefüllt, so daß in der Folge sowohl Polen als Böhmen im Besitze des Leibes des heiligen Adalbert zu sein behauptete. Derartige Dinge sind auch heute noch so möglich, daß der österreichische Widerspruch in Betreff der Hoch- und Deutschmeister-Fahne bezweifelt werden darf. Die Sache selbst war so, daß die preußische Behauptung durchaus glaubwürdig ist, denn das dritte Bataillon Hoch- und Deutschmeister, nachdem es geworfen war, flüchtete so schnell und ordnungslos wie die andere Infanterie.

Um drei Uhr befand sich die ganze ramming'sche Armee auf einem flucht-

artigen Rückzuge nach Skalitz. Alles war in Verwirrung. Ueber 2000 unverwundete Gefangene blieben in der Gewalt der Preußen. Zu den verwundet Gefangenen gehörte der Oberst Graf von Wimpffen. Viele hatten sich freiwillig ergeben, namentlich Ungarn. Gegen 2000 Todte und Verwundete blieben auf dem Schlachtfelde zurück, 5 Geschütze, 1 Fahne und 2 Standarten waren die Trophäen der Preußen, die außerdem noch an einer ungeheuren Menge von Infanteriegewehren, Montirungsstücken u. dgl. eine reiche Beute machten.

Der Verlust der Preußen betrug nach dem Berichte des Kronprinzen an den König nicht über 600 Mann an Todten und Verwundeten. Darunter befanden sich freilich viele hochchargirte Offiziere.

Unter den Umständen, wie er stattgefunden, war dieser ein hochglänzender Sieg, der dem General von Steinmetz der größten Verehrung würdig machte. Das bekannte auch der Kronprinz sofort auf dem Schlachtfelde, indem er dem greisen Helden im Namen seines königlichen Vaters seinen Dank ausdrückte und den Namen desselben zum Feldgeschrei wählte.

Uebrigens hatten sich viele Offiziere in ganz außerordentlicher Weise ausgezeichnet, so namentlich General von Ollech und Oberst von Walther, die beide verwundet wurden. Lieutenant von Raven eroberte mit eigener Hand eine Fahne, und es schien, als ob in diesem vom gefeierten Steinmetz geführten Armeecorps jeder Mann ein Held sei.

Dieses Corps hatte mit nur 22 gegen 29 Bataillone und 100 Geschütze gefochten und trotz der Entwickelung unter den nachtheiligsten Verhältnissen doch in fünf Stunden den glänzendsten Sieg erfochten. Die Oesterreicher hatten 8 Regimenter, 5 Jägerbataillone, 3 Kürassierregimenter und 1 Husarenregiment in den Kampf gebracht, und von dieser bedeutenden Truppenmenge (über 24,000 Mann) über den sechsten Theil verloren. In diesem Resultate lag eben so für die kriegerische Tugend als für die bessere Bewaffnung der Preußen ein Zeugniß.

41.

Schlacht bei Skalitz.

Nach der Schlacht bei Wisokow, die um drei Uhr Nachmittags mit der Flucht der Oesterreicher endete, durfte dem General von Steinmetz auf eine Ausbeutung des Sieges durch die Verfolgung nicht allzu viel ankommen. Es war nicht möglich gewesen die unter fortdauerndem Kampfe aus dem Engpasse hervorgezogenen Truppen so regulair in Schlachtordnung zu bringen, als es wünschenswerth gewesen wäre.

General von Steinmetz, froh, den Sieg so früh am Tage errungen zu haben, dachte jetzt vornehmlich darauf, die letzten Nachmittagsstunden zu nützen, um sein Corps gehörig wieder zu ordnen, die Batterien den zugehörigen Regimentern zuzuweisen, dem Train seine angemessene Stellung zu geben, das Spitalwesen zu sondern u. s. w. Darum ließ er den Feind nur eine kleine Strecke von einigen Schwadronen Cavalerie und einigen reitenden Batterien ohne Anstrengung verfolgen.

Er sah voraus, daß der Feind, dem so bedeutende Unterstützung zu Gebote stand, ihm bald genug, vielleicht am nächsten Tage schon wieder entgegen treten werde. Je mehr auf feindlicher Seite eine bis zu bedeutender Uebermacht reichende Verstärkung gefürchtet werden mußte, desto nöthiger war es auf preußischer Seite nichts an guten Anordnungen zu versäumen.

Feldmarschalllieutenant von Ramming, sich nicht verfolgt sehend, hatte sich bei Skalitz gesetzt. Eine schnelle Musterung seiner Truppen hatte ihn überzeugt, daß er am folgenden Tage einen neuen Kampf auszuhalten nicht im Stande sei, sofern ihm vom Oberbefehlshaber von Benedeck nicht Verstärkungen zugetheilt würden. Auf seinen Rapport verfügte denn von Benedeck an den Erzherzog Leopold, den Commandeur des achten österreichischen Armeecorps, dem Feldmarschalllieutenant von Ramming zwei Brigaden zuzuführen, diese im Kampfe am folgenden Tage in das vordere Treffen zu stellen und die anderen Brigaden in zweiter Linie nachrücken zu lassen. Und von diesen Brigaden wurden wirklich am nächsten Tage noch fünf Infanterieregimenter, zwei Jägerbataillone und zwei Cavalerieregimenter mit in die Bataille gezogen. Der Erzherzog Leopold sollte selbst den Oberbefehl führen. Herr von Ramming mag froh gewesen sein, auf diese Weise von der Verantwortlichkeit erlöst zu werden.

Nachdem sich der Erzherzog nach seinem Eintreffen gehörig orientirt, stellte er seine Truppen in vier Colonnen vor Skalitz an der Straße auf,

welche, die Eisenbahn durchschneidend sich parallel dem Aupaflüßchen nordwärts nach Zernaw hinaufzieht. Hinter Skalitz erhielt das zweite Treffen Stellung, und die Truppen Rammings blieben in Reserve. Die gesammte Artillerie wurde vorgezogen und der größere Theil der Artillerie auf dem Höhenzuge längs der Aupa batterienweise vertheilt.

Diese Verstärkung auf feindlicher Seite hatte sowohl der Kronprinz als der General von Steinmetz vorausgesehen. Es war deshalb von dem in Reserve stehenden sechsten Armeecorps (v. Mutius) eine Brigade nachgezogen worden. Diese einzig mögliche Verstärkung dieserseits war freilich unbedeutend und durchaus nicht verhältnißmäßig. Daher ging der Kronprinz schleunig nach Kostelez ab, um, wenn möglich, dem General von Steinmetz einen Theil der zweiten Gardedivision zur Unterstützung zuzuschicken.

Der anfängliche Plan des Oberbefehlshabers war gewesen, seine Armee nach Passirung der Gebirgspässe enger zusammen zu ziehen und deshalb das fünfte Corps über Studniéz sich Kostelez nähern zu lassen. Nachdem sich der Feind so bedeutend verstärkt bei Skalitz aufgestellt hatte, mußte natürlich dieser Plan auf so lange verschoben werden, bis der Feind auch aus seiner neu gewählten Stellung zurückgeworfen war, weil es sehr gefährlich gewesen wäre, so nahe an ihm vorüber einen Flankenmarsch auszuführen.

Nachdem noch am Morgen die letzten Anordnungen getroffen waren, insbesondere den General von Steinmetz, die Generalität und Regimentscommandeurs mit seinem Plane vertraut gemacht hatte, den Truppen aber hatte mittheilen lassen, daß der heutige Sieg allein davon abhänge, daß keine einzige Truppe die geringste rückgängige Bewegung mache, sondern im gleichmäßig ruhigen Avanciren bleibe, gab er das Commando zum Vorrücken. Auch heute ging das 37. westphälische Regiment an der Spitze der Avantgarde voran. Diese sollte sich dicht an die von Nachod nach Skalitz führende Straße halten, während das nachfolgende Gros mehr rechts gegen Studniéz dirigirt werden sollte, wo die Verbindung mit dem anderen preußischen Corps gesucht werden mußte.

Der Erzherzog Leopold hatte sein erstes Treffen möglichst weit vorgeschoben. Die preußische Avantgarde war daher gar nicht weit über Wisokow hinausgelangt, als sie den ersten Gruß des Feindes aus dessen Centrum in einer tüchtigen Geschützsalve empfing. Die reitende Artillerie antwortete schnell und die Infanterie blieb ohne Schuß im Vormarsch.

Es ließ sich jetzt schon leicht überblicken, daß die Oesterreicher heute mit bedeutend größeren Massen arbeiteten. Der Commandeur der Avantgarde säumte auch keinen Augenblick, dem General von Steinmetz mitzutheilen, daß für diesen Kampf die Aufwendung sehr umfänglicher Mittel nöthig sein

werde. In Folge dessen beschleunigte von Steinmetz das Nachrücken der Hauptschlachtlinie, die sich zu gleichen Theilen auf beiden Seiten der Landstraße und der Eisenbahn entwickelte. Die Avantgarde blieb rechts derselben mehr gegen den linken Flügel des Feindes gerichtet, wo dieser seine größte Stärke hatte. Die Reserve hatte eine mehr links geneigte Haltung, so daß die Stellung der vier großen Angriffscolonnen die Form eines verschobenen Vierecks darstellte, die dem Plane, den Feind bei Skalitz zu werfen und doch das Uebergewicht gegen Studniéz hinzurichten, vollkommen entsprach.

Nach dem ersten heftigen Kugelwechsel der beiderseitigen Artillerie, und namentlich, weil die preußische Infanterie im Avanciren blieb, ließ Erzherzog Leopold schnell auch seine Infanterielinie zum Angriff vorgehen. Das war der erste Fehler, den er beging, denn er opferte dadurch einen Theil der Vortheile seiner Stellung, die mit guter Einsicht lediglich für die Devensive gewählt war; seine Infanterie verlor ihre Deckung, mußte sich dem mörderischen Feuer des preußischen Zündnadelgewehrs preisgeben, unterwarf sich allen Chancen, die die Mobilität mit sich bringt, und die vorzugsweise einer geschlagenen Armee leicht gefährlich werden.

Auf dem halben Wege zwischen Slalitz und Wisokow stießen die Infanterielinien auf einander. Die österreichische griff mit wirklicher Bravour an, und man sah, daß das Bewußtsein ihrer so bedeutenden Verstärkung, vielleicht auch das Vertrauen auf das Commando eines Erzherzogs sie belebte.

Allein sie ging in diesem edelen Rausche zu weit in die Feuerlinie des preußischen Zündnadelgewehrs hinein, und da die Preußen durchaus nicht hielten, sondern, — was eben das Zündnadelgewehr möglich macht — während ununterbrochenen Feuerns ununterbrochen avancirten, so vergrößerte sich der Nachtheil auf Seite des Feindes. Furchtbare Verluste nöthigten nach längerem Standhalten die österreichischen Bataillone zurückzugehen. Doch wiederholt brachen sie vor, und während die Cavalerie der Oesterreicher vergebens sich müht zum Einhauen zu kommen, rückt der ambulirende Kampf bis Kleny fort.

Hier suchte auf dem rechten Flügel der Oesterreicher die Cavalerie sich geltend zu machen, während von dem linken die mächtigen Positionsbatterien auf dem Gebirgskamme ein wahrhaft wüthendes Feuer eröffneten, welches wegen den örtlichen Verhältnisse von den preußischen Batterien durchaus nicht erwiedert werden konnte, und daher der preußischen Infanterie argen Schaden that.

Der Eindruck dieser Batterien war nicht so bald vom Erzherzog bemerkt, als er sein ganzes achtes Corps und drei nachgezogene Brigaden des

vierten österreichischen Armeecorps (Festetics) zum Kampfe vorgehen läßt und durch diese ungeheure Massenbewegung seinen Feind mit einem Male auf allen Puncten über den Haufen zu werfen versucht. Allein Massenangriffe, planlos gegen einen unerschrockenen Feind ausgeführt, haben selten den erwarteten Erfolg.

Auch hier konnten die Oesterreicher gegen die preußische Infanterie nicht aufkommen. Ihre Verluste waren erschreckend, da sie immer ohne Deckung fochten. Die Cavalerie, anstatt die Infanterie zu unterstützen, blieb immer mit der preußischen Cavalerie verwickelt, ohne über dieselbe ein Uebergewicht gewinnen zu können.

In dieser Weise schwankte der Kampf — und keinesweges zu Ungunsten der Preußen — als in der linken Flanke der Oesterreicher auf der Straße von Zernow eine preußische Cavaleriemasse mit reitender Artillerie erschien. Es war die Brigade Gardecavalerie des Prinzen Albrecht (Sohn) von der zweiten Gardedivision. Verabredung gemäß hatte sie der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Kostelez her geschickt.

Da diese Gardecavalerie wegen des waldigen und bergigen Terrains durchaus zum Angriffe nicht ankommen konnte, so zeigte sie sich wenigstens möglichst imponirend auf dem seitwärts gelegenen Bergrücken von Zliz, und schon ihr bloßes Erscheinen war von bedeutendem Einflusse auf die Haltung der Oesterreicher.

Erzherzog Leopold, sich in der Flanke bedroht sehend, zog schnell die Angriffslinie auf die Vertheidigungslinie zurück, warf Cavalerie auf den linken Flügel, wo diese wegen des Terrains eben so wenig etwas leisten konnte als gegenüber die preußische Gardebrigade, und zog noch mehre Batterien auf seinen linken Flügel.

Nun ging die preußische Infanterie noch rascher vor. Aber die ungeheuer überlegene feindliche Artillerie fügte ihr, besonders vom linken Flügel her, furchtbaren Schaden zu. Diese Artillerie der Oesterreicher hatte eine Stellung, in der sie bisher fast gar nicht hatte angegriffen werden können, am Wenigsten von preußischer Artillerie, die gegen sie durchaus keine Position finden konnte. Die lästigsten dieser Batterien standen auf einem Vorsprunge des Bergrückens, dessen tiefer Hang ost- und südwärts wegen des dichten Waldes fast ungangbar war.

Doch mußten diese Batterien beseitigt werden, und da nun die Infanterie jetzt weniger stark von der jenseitigen Infanterie und Cavalerie engagirt war, so wendeten sich zwei Regimenter (Königsgrenadiere und No. 47) gegen jene Artillerie. Die Grenadiere gingen am nördlichen Saume des Waldes hin und mußten das kanibalische Feuer so lange ertragen, bis das 47. Regi-

ment sich durch den Dickicht an die Batterien heran gearbeitet hatte. Einige Salven des Zündnadelgewehrs hatten die Bedienung der feindlichen Geschütze so gelichtet, daß man nun die Batterien mit dem Bayonnet angriff und sofort acht Geschütze eroberte. Die mehr zurückstehenden Batterien, durch einen Terraineinschnitt etwas besser geschützt, konnten nicht wagen Stand zu halten, protzten auf und eilten den Gebirgshang gegen Zajesd hinab.

Das Schweigen der feindlichen Artillerie auf diesem Puncte entschied die Schlacht. Die Linien der preußischen Infanterie, von ihrer schlimmsten Belästigung befreit, gingen nun auf allen Puncten mit größter Eile vorwärts. Die Infanterie nahm Skalitz mit dem ersten Angriffe, und damit die feindliche Besatzung sich nicht rette, wird der Ort im Fluge von der Cavalerie und reitenden Artillerie umritten. Alles, was vom Feind sich in der Stadt befand, mußte sich ergeben.

Während dessen erneuerte sich doch an einigen Stellen, und namentlich südlich von der Standt, an dem Damme der Eisenbahn der feindliche Widerstand. Hier boten die Oesterreicher noch einmal die höchste Kraft auf, das Streitobject zu behaupten oder eigentlich wieder zu gewinnen. Allein sie konnten keine Artillerie mehr gehörig verwendbar machen, die Infanterie war in zu großen Nachtheilen gegen die Zündnadelgewehre des Feindes und die Cavalerie konnte bei der Verwirrung und dem schlechten Terrain nicht planmäßig verwendet werden. Annäherungshindernisse, z. B. Barrikaden und Durchstiche 2c. anzubringen, wurde, da es die Verwirrung nur vermehrte, zum Unheil versucht. Die Verluste der Oesterreicher an Todten und Gefangenen vermehrten sich grausenerregend, so daß Erzherzog Leopold etwas Besseres nicht mehr thun zu können glaubte, als den Rückzug zu befehlen. Hinter Skalitz wurde der Kampf nur noch eine kurze Zeit fortgesetzt zur Deckung dieses Rückzugs, der sich nun in großer Unordnung auf der Heerstraße gegen Jaromierz hinwälzte.

Erzherzog Leopold hatte gehofft dem österreichischen Kriegsunglück eine Wendung zu geben, er hatte deshalb eine weit überlegene Macht aufgewendet und in der That mit anerkennenswerthem Scharfsinn seine Position gewählt. Seine Täuschung wirkte niederschmetternd auf ihn ein und er zog sich sofort von dem Dienste zurück. Bereits am folgenden Tage zeigte der Oberbefehlshaber von Benedeck Folgendes an:

„Erzherzog Leopold, mit Nierenleiden ernstlich erkrankt; ich habe ihn ersucht, nach Pardubitz abzureisen und sich einige Zeit zu pflegen und zu schonen. Commando des achten Armeecorps übernimmt der Generalmajor Weber. Erzherzog Leopold hat in der gestrigen Affaire bei Skalitz das Commando mit eben so großer Umsicht als Bravour geführt.“

Eine weitere Verfolgung des Feindes war dem General von Steinmetz durch die Umstände verboten. Er hatte drei österreichische Armeecorps vor sich und eins (10.) in seiner rechten Flanke. Er konnte und durfte daher nicht anders als in Verbindung mit dem anderen Corps der Armee des Kronprinzen vorwärts gehen, wenn er sich nicht gefährden und den allgemeinen Plan stören wollte. Das rettete die Oesterreicher hinter Skalitz noch von großen Verlusten.

Ihre Verluste waren ohnehin schon arg genug. Abgesehen von dem gefährlichen Derangement des sechsten und achten Armeecorps, hatten sie hier wieder 3000 Gefangene, eben so viel Todte und Verwundete, den Verl st von acht Geschützen, zwei Fahnen und einer ungeheuren Masse von Armaturstücken und Heergeräthen zu beklagen. Die Menge der Todten und die Beute waren so groß, daß trotz den umfänglichsten Anstalten die Beerdigung und Aufnehmung derselben bis zum nächsten Tage Mittags nicht beendet, sondern dem nachrückenden Reservecorps (v. Mutius) überlassen werden mußte.

Bei Beerdigung der feindlichen Todten fand man auch den Generalmajor von Fragner, den Führer der ersten Brigade des achten österreichischen Corps. Als man, wie das zu geschehen pflegt, ihn untersuchte, fand man in seiner Tasche eine gedruckte Proclamation Benedecks an die Bewohner der preußischen Länder. Diese Proclamation, welche Benedeck bei seinem nur zu gewiß vorausgesetzten Einmarsch in Preußen hatte verbreiten lassen wollen, lautete wie folgt:

> „Ein Theil der unter meinem Befehle stehenden K. K. Truppen ist auf preußischem Boden. An das Volk und die Behörden richte ich somit das Wort; will — ehrlich und offen — daß Alle wissen, woran sie mit mir und den K. K. Truppen sind. Vor allen ist es der allerhöchste Wille des Kaisers, meines erhabenen Herrn, daß das Recht gewährt, die Gerechtigkeit geschützt und die Last des Krieges auch dem Feindeslande möglichst wenig drückend gemacht werde. Diesem allerhöchsten Befehle werde ich mit Freuden nachkommen; trage im Herzen weder Haß noch Vorurtheile gegen Preußens Volk; meine Soldatenstrenge gilt nur Jenen, die der kaiserlichen Armee feindlich entgegen treten. Es werden die K. K. Truppen ihre altbewährte Disciplin und Manneszucht beobachten. Niemand wird in seinem Eigenthum oder an seiner Person gekränkt werden. Die königlichen Justizbehörden mögen unangefochten ihren Amtspflichten obliegen, damit — zumal Privatrechte — in ihrem Zuge nicht gehemmt werden — Industrie, Handel und Gewerbe nicht ohne Noth die Drangsale des Krieges noch schwerer empfinden.

Wer immer eine begründete Klage oder Beschwerde vorzubringen hat, wird bei mir oder bei meinen Unterbefehlshabern stets ehrliches und wohlwollendes Gehör und die im Bereiche der Möglichkeit liegende Abhilfe finden. Dagegen fordere ich, daß sich Jedermann ruhig verhalte, seinen friedlichen Beschäftigungen nachgehe und sich ohne Groll und Widerstand der eisernen Nothwendigkeit beuge, die das Kriegsloos verhängt. Ich werde in meinem Machtbereiche keine Ausschreitungen dulden, mögen solche gegen die K. K. Armee oder gegen einzelne Personen gerichtet sein.

I. Spione, Aufrührer gegen die mir von meinem Kaiserlichen Herrn anvertraute Macht, und Falschwerber, werden standrechtlich erschossen. —

II. Wer an Munitions-, Nahrungs- oder sonstigen Vorräthen der K. K. Armee Feuer anlegt, wird mit dem Tode des Erschießens bestraft. —

III. Wer sich mit der Streitkraft des Feindes in Einverständniß einläßt, oder was immer für einer Unterlassung oder Handlung schuldig macht, um der K. K. Armee oder deren Alliirten einen Nachtheil, dem Feinde aber einen Vortheil zuzutragen, wird mit schwerem Kerker von zehn bis zwanzig Jahren bestraft. —

IV. Wer sich einen Angriff gegen die persönliche Sicherheit eines Individuums der K. K. Armee erlauben sollte, wer die Verpflegung der K. K. Armee hindert, oder die anbefohlenen Lieferungen, dann sonstige Leistungen für die Armee, oder die ihm aufgetragene Verlautbarung der Kundmachungen der K. K. Befehlshaber unterläßt, oder zu einer dieser Handlungen aufreizt; ferner wer Individuen aus dem Stande oder dem Gefolge des Königlich preußischen Heeres den K. K. Truppen nicht anzeigt, sondern heimlich beherbergt, wird mit Kerker von sechs Monaten bis zu fünf Jahren, nach Umständen noch strenger bestraft. —

V. Acte des Ungehorsams oder der Widerspenstigkeit, welche sich ganze Gemeinden oder Bezirke zu Schulden kommen lassen sollten, werden mit aller Strenge bestraft. —

VI. Bei Ausschreitungen der Presse tritt jedenfalls auch die sogleiche Suspensation des Erscheinens der Zeitung ein. Ueberhaupt warne ich hiermit Jedermann vor Ungehorsam und Feindseligkeit, welcher Art immer, gegen die K. K. Truppen; ich werde stets rasch und mit eiserner Hand zu ahnden wissen, und sind die mir unterstehenden K. K. Befehlshaber und Militairgerichte vom

Tage dieser Kundmachung — vorkommenden Falls — mit der Untersuchung und Aburtheilung, so wie mit dem unmittelbaren Strafvollzuge beauftragt.

Möge es dazu nicht kommen, möge das Volk Preußens mit ernster Besonnenheit und edler Haltung bemüht sein, das Schicksal seines Vaterlandes nicht zu verschlimmern und ich bekenne es laut und gern — wenn ich nicht gezwungen werde, meine eiserne Hand darauf lasten zu lassen, so soll Niemand glücklicher darüber sein als ich

Der Commandant der K. K. österr. Nord-Armee
Benedeck."

Die traurigen Erfolge der Kriegführung des Herrn von Benedeck haben diese „Kundmachung" zu einer wahren Curiosität und seine eiserne Hand über Preußens Volke zu einer schlimmen Lächerlichkeit gemacht. Er mußte es für ein wahres Ehrenunglück halten, daß der Zufall diese Proclamation an die Oeffentlichkeit gebracht hatte. Allein von Benedeck ist ein Mann von österreichischem Charakter, und man möge es diesem Charakter zuschreiben, daß auch er die Rechnung ohne den Wirth machte. Oesterreich ist ja das Land des Scheins, der Täuschungen, des Lügens und Selbstbelügens, des Ueberschätzens und der Schwäche. Wer möchte daher des Ritters v. Benedeck Proclamation anstaunen? Aber wie hätte auch Preußen Benedecks „eiserne Hand" fürchten können, da der Genius seiner gebildeten Generale und Armee an Böhmens Bergen Wache hielt?

Doch ein anderes Gesichtsfeld öffnen die preußischen Proclamationen an die Völker der feindlichen Staaten im Vergleiche mit dieser österreichischen Bramarbassiade des Ritters v. Benedeck. Nicht nur in Hannover, Sachsen, Hessen, sondern auch in Böhmen unterschied die preußische Proclamation streng das Volk als ein ganz neutrales Wesen von der kriegführenden Regierung, versprach Schonung in jeder Hinsicht und äußerte sich in einer Milde, die das Gebot der höchsten Humanität in größerem Maßstabe nicht gefordert haben würde. Humanität ist Bildung, Bildung ist Macht. Und deren entbehrte Oesterreich wie vor hundert Jahren heute noch, das bewies Benedecks Proclamation, und nicht bloß diese, sondern auch seine erste Proclamation an das österreichische Heer, welche, da sie einmal mitgetheilt war, nur noch erfolglos unterdrückt werden konnte. Um sich den Krieg von 1866 aus seinen moralischen Elementen, aus seiner Tiefe und Höhe zu erklären, sind die Bildung und Intention der Oberbefehlshaber von größter Bedeutung. Darum scheint es angemessen, hier, wo die Gelegenheit dazu auffordert, auch diese erste Proclamation Benedecks an das Heer unverkürzt zu geben:

„Olmütz, 17. Juni 1866.

Soldaten! Se. Majestät der Kaiser verkündet heute seinen getreuen Unterthanen, daß alle seine Anstrengungen zur Erhaltung des Friedens vergeblich waren und daß er sich genöthigt sieht, den Degen zu ergreifen für die Ehre, die Unabhängigkeit und die Macht Oesterreichs und seiner Verbündeten. Die Ungewißheit, welche auf uns lastete, hat damit aufgehört und unsere Soldatenherzen können freier schlagen. Unser huldvoller Kriegsherr ruft uns zu den Waffen. Voll Vertrauen auf Gott ziehen wir in einen gerechten und heiligen Krieg. Wohlan denn, Soldaten, unsere größere Aufgabe beginnt, von nah und fern seid Ihr, Deutsche, Ungarn, Slaven und Italiener, herbeigeeilt, um Euch mit freudiger Ergebenheit unter des Kaisers Fahnen zu reihen. Sie sind von Neuem entfaltet; sie rufen Euch in den Kampf für das gute Recht des Kaisers, für die heiligsten Interessen Oesterreichs, für das höchste Wohl unseres Vaterlandes. Diese Fahnen werdet Ihr fest und hochhalten und mit der Hilfe Gottes ruhmvoll zum Siege tragen. Auf denn, zu den Waffen! Was ich Euch bin, Soldaten, was ich für Euch fühle, was ich von Euch fordere und erwarte, wißt Ihr! Möge denn ein Jeder von ganzem Herzen und mit allen seinen Kräften durch frohen Muth und Todesverachtung das Vertrauen unseres vielgeliebten und vielgeprüften Kaisers und Herrn rechtfertigen, damit ich Euch bald freudig zurufen kann: „Ihr habt Euch tapfer geführt, wie es den Kindern Oesterreichs ziemte. Das Vaterland ist stolz auf Euch, der Kaiser ist mit Euch zufrieden." —

Soldaten! wir stehen am Vorabende ernster und blutiger Ereignisse. Ihr seid, wie im Jahre 1859, zahlreich und muthig um unser Banner geschaart! Soldaten! es gilt vor den Augen der Welt die Scharten von damals wieder auszuwetzen; es gilt einen *übermüthigen und gewissenlosen Feind auf das Nachdrücklichste* zu züchtigen! Ich hege das größte Vertrauen, daß Ihr Euch Eurer Aufgaben vollkommen bewußt und auch gewachsen zeigen werdet; schenkt auch mir dasselbe Vertrauen, und seid versichert, daß von meiner Seite alles aufgeboten werden wird, den Feldzug zu einem schnellen und glorreichen Ende zu führen. — Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammen gesetzt ist: Linie und Landwehr. *Erstere bilden lauter junge Leute, die, weder an Strapazen noch Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben.*

Letztere besteht aus höchst unzuverlässigen mißvergnügten Elementen, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten.

Der Feind hat in Folge langer Friedensjahre auch nicht einen einzigen General, der Gelegenheit gehabt hätte sich auf dem Schlachtfelde heranzubilden. — Veteranen vom Mincio und von Palestro, ich denke, Ihr werdet unter Euren alten, bewährten Führern es Euch zur besonderen Ehre anrechnen, einem solchen Gegner auch nicht den leisesten Vortheil zu gestatten.

Am Tage der Schlacht wird die Infanterie die leichten Feldmützen aufsetzen und sämmtliches Gepäck ablegen, um sich mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit auf den schwer bepackten Feind werfen zu können. — Jeder Soldat wird seine Feldflasche, mit Wein und Wasser gemischt, gefüllt erhalten, so wie eine leicht zu tragende Ration von Fleisch und Brod. — Die Offiziere legen ihre breiten Schärpen, so wie alle den Rang leicht erkenntlich machenden unnöthigen Abzeichen während des Gefechtes ab. Jeder Mann, ohne Unterschied auf Stellung, wird, sofern er sich auf dem Schlachtfelde auszeichnet, sofort avanciren. Sämmtliche Musikbanden haben hinter der Fronte geeignete Stellungen einzunehmen und uns zu dem Waffentanze unsere alten Heldenmärsche aufzuspielen.

Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnellen Kleingewehrfeuer; aber Leute, ich denke, das soll ihm wenig Nutzen bringen; wir werden ihm wahrscheinlich dazu keine Zeit lassen, sondern ungesäumt ihm mit Bayonnet und Kolben auf den Leib gehen. — Sobald mit Gottes Hilfe der Gegner geschlagen und zum Rückzuge gezwungen sein wird, werden wir ihm auf dem Fuße verfolgen, und Ihr werdet in Feindeslande Euch ausrasten und diejenigen Erholungen im reichlichsten Maße in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche heldenmüthige Armee mit vollstem Rechte verdient haben wird.“

Hätte ein gemeiner Dragoner diese Proclamation erlassen, so würde die Kritik gern schweigen, aber als ein Werk des Ritters von Benedeck läßt sie Bescheidenheit, Bildung, Noblesse, Wissenschaft, Geist und alle Eigenschaften vermissen, ohne die man sich einen großen Feldherrn nicht denken kann. Ihre Niedrigkeit in Geschmack und Gesinnung macht sie widerwärtig, ihre geistige Gehaltlosigkeit lächerlich. Hätte der Kaiser sie einem preußischen

Gymnasiasten zur Prüfung übergeben, so würde dieser gesagt haben: „Sire, Sie täuschen sich in Ihrem Oberfeldherrn, der ist kein Genie, wie Sie eins den Generalen Preußens gegenüber nur zu nöthig haben.“ Und die Folge zeigte ja, daß sich Oesterreich auch in der Wahl seines Feldherrn als das Land der Täuschungen bewährt hat.

Nach der Schlacht bei Skalitz, die den Preußen große Opfer kostete, da sie nicht nur gegen einen sehr überlegenen, sondern auch gegen einen trefflich postirten Feind fochten, mußte General v. Steinmetz darauf denken, sich nun vollends den Weg nach Gradlitz frei zu machen, wenn er die Verbindung mit dem ihm zur Rechten stehenden Gardecorps gewinnen wollte. Da er den Feind nicht sogleich hatte verfolgen können, hatte sich derselbe bei Trebesow, wo die Heerstraße sich nach Gradlitz abzweigt, neu gesetzt, und es kostete daher der Marsch nach Gradlitz noch einen Kampf.

42.

Gefechte von Miskoles und Schweinschädel.

Die österreichischen Armeecorps Ramming und Erzherzog Leopold (sechstes und achtes) hatten in den Schlachten von Nachod und Skalitz so sehr gelitten, daß ihre Commandeurs bei Benedeck auf Zurückziehung und Reorganisirung derselben antrugen. Der Feldherr, dem Selbstständigkeit mangelte, war immer gern bereit zu thun, was seine Generale forderten, weil er sich auf diese mehr als auf sich selbst verließ.

So zog er denn nach der Schlacht von Skalitz jene beiden Corps zurück und auf ihre Stelle bei Trebesow das vierte Armeecorps Festetics vor. Er erwog nicht, daß derartige Dislocation zur Zeit des Kampfes sehr gefährlich sind. Hätten die preußischen Corps nach jedem größeren Verluste abgelöst werden wollen, wie würden sie wohl den Feldzug fertig gebracht haben?

Doch Festetics besetzte Trebesow und schob starke Artillerieposten auf der nach Praußnitz führenden Straße bis Chwalkowiéz hinaus, um eine Umgehung seines linken Flügels zu hindern. Das Dorf Schweinschädel besetzte er aber stark, um zur Rechten das Aupathal zu sperren.

Obschon der 29. Juni zum Rasttage des freilich sehr ermüdeten fünften preußischen Armeecorps bestimmt war, befahl doch General von Steinmetz

den Abmarsch auf Mittag 12 Uhr für sein fünftes Corps, für das bereits nachgelangte Reservecorps (Mutius) wegen Ermüdung der Mannschaften auf einige Stunden später.

Die Absicht des Generals v. Steinmetz war, die Straße von Gradlitz womöglich ohne Kampf zu gewinnen, damit noch an demselben Tage die Vereinigung mit dem Gardecorps bewerkstelligt werde.

Zu diesem Zwecke sollten eine Infanteriebrigade, zwei Jägercompagnien, ein Ulanenregiment und zwei Batterien als Avantgarde vom Generallieutenant v. Kirchbach von Skalitz aus direct über Miskoles nach Chwalkowiéz geführt werden. Dieser Avantgarde hatten als Gros eine Division, eine Brigade und die Reserveartillerie unter dem Commando des Generalmajors von Löwenfeldt zu folgen. Zur Linken aber auf der skalitz-jaromierzer Straße sollten eine Infanteriebrigade und die Gardecavaleriebrigade, die sich am vorigen Tage attachirt hatte, unter dem Befehle des Generals von Wittich vorrücken und die von Trebesow abgezweigte Straße auf Chwalkowiéz einschlagen.

Als die Avantgarde bei Miskoles anlangte, spieen ihr von den Bergen mehre österreichische Batterien eine gewaltige Kugelsaat entgegen, um ihr den Eintritt in die gradlitzer Straße bei Chwalkowiéz zu wehren. Das waren die links abgeschobenen Artillerieposten des Feldmarschalllieutenants Festetics.

Das Terrain war für den Angriff äußerst schwierig und es konnte nur mit Infanterie in kleinen Massen operirt werden. Das sechste preußische Grenadierregiment, ging nun, aufgelöst in Halbbataillone und zu zwei Angriffslinien formirt, mit möglichster Deckung vor, bekam die Batterien nach einem sehr mühseligen Avanciren in einem durchschluchteten Walde schußrecht und vertrieb sie aus ihren Positionen.

Inzwischen war auch der Kampf bei Trebesow entbrannt und General von Kirchbach hörte deutlich den Kanonendonner. Da er nun bei Miskoles nicht mehr festgehalten war und aus allem, was er hier überschauen konnte, erkannte, daß die Hauptmacht der Oesterreicher bei Trebesow vereinigt war, zögerte er keinen Augenblick dem General Willich zu Hilfe zu eilen und dergestalt von hieraus die Straße frei zu machen.

Gegen drei Uhr hatte sich das Gefecht entsponnen. Festetics operirte mit vier Brigaden (Erzherzog Joseph, Pöck, Fleischhacker und Brandenstein); wogegen General von Willich vom General von Steinmetz auf das Genügendste unterstützt wurde.

Von Anfang an neigte sich die Entscheidung zu Gunsten der Preußen. Während des Kampfes griffen nun plötzlich die vom General Kirchbach gesendeten Hilfstruppen, zwei Halbbataillone (von Bronikowski und von

Tadden) und Jäger, das im Rücken der österreichischen Linie liegende stark-besetzte Dorf Schweinschädel an. Hier flog ihnen eine Fluth von Granaten entgegen und es fielen gleich bei diesem Angriffe die Majors von Grolmann und Webern und Hauptmann Jäckel schwer verwundet.

Allein das Dorf wurde erstürmt und die Besatzung größtentheils gefangen gemacht. Unter den Gefangenen befanden sich viele Ungarn, und diese übergaben mit wahrer Herzensfröhlichkeit ihre Flinten, als wenn es ihnen eine wahre Lust sei, zu beweisen, daß „der eine Gedanke von der Zusammengehörigkeit aller Völker des Kaiserstaates“ eine große Täuschung der kaiserlichen Proclamation sei.

Während dessen war auch das hinter Schweinschädel liegende Dorf Zebuk von den Preußen genommen worden, und der Rückzugsweg der Oesterreicher dadurch ernstlich bedroht. Unter diesen Umständen ging Festetics Abends sieben Uhr eilend zurück nach Josephstadt. Er hatte von den Preußen bis über Dolan hinaus ein Flankenfeuer auszuhalten und verlor dabei immer noch viele Leute.

Der Weg nach Gradlitz war nun geöffnet, und General von Steinmetz erreichte dieses Ziel, fernerhin unangefochten, lange nach Mitternacht.

43.

Beschießung des Lagers von Gradlitz.

Wie erwähnt, hatte General Steinmetz in der ersten Nachtstunde des 30. Juni die Gegend von Gradlitz erreicht und hier ein Bivouak bezogen. Josephstadt, wo sich das Hauptquartier des österreichischen Feldherrn Ritters von Benedeck befand, ist von Gradlitz nur einige Stunden entfernt und die vorgeschobenen österreichischen Truppen konnten daher sehr gut den Marsch des Generals von Steinmetz beobachten.

Von Truppen, welche vorausgegangen waren, war bereits bei Gradlitz am Nachmittag das Lager arrangirt worden und man konnte annehmen, daß dieses das nächste Ziel der gesammten preußischen Truppen sein werde, welche durch den Paß von Nachod in das Land gedrungen waren. Am Spätabend traf wirklich auch die Avantgarde des Generals von Steinmetz in diesem Lager ein und nach den Kämpfen von Trebisow, Schweinschädel und Zebuk sah man alle Theile dieser Truppen den Weg nach Gradlitz eingehen.

Das Lager von Gradlitz befand sich in einem Thale. Der Ort war nicht gut gewählt. Beträchtliche Höhen auf der Seite von Josephstadt beherrschten den tiefen Raum, insbesondere die Höhen nördlich von Wölsdorf, welche in Fronte und Rücken durch dichte Waldungen vor einem Angriffe gesichert sind.

Sobald der Generalquartiermeister von Hennickstein über die Lage des Lagers von Gradlitz nähern Bericht erhalten, ordnete er eine Beschießung desselben an, und da die Flugbahn von der Batterieposition auf den Höhen bis zum Lagerterrain im Thale zu groß für Feldgeschütze war, ordnete Herr von Hennickstein Batterien von Festungsgeschützen an. So wurden nun noch am Abend des 29. Juni mit nicht geringer Mühe Festungsgeschütze von Josephstadt auf die Höhen von Gradlitz, Sölney und Wölsdorf gebracht. Kaum waren die letzten Truppen des Generals v. Steinmetz eingerückt (drei Uhr), kaum zeigte sich der erste Strahl der Morgensonne des 30. Juni, als diese Batterien auf das preußische Lager ein durchaus nicht unbedeutendes Feuer eröffneten. Die Oesterreicher schossen nur mit Granaten und erreichten ihr Ziel vortrefflich, allein der Boden war vom Regen erweicht, die Geschütze lagen auf beträchtlicher Höhe, und die bedeutende Länge der Flugbahn erhöhte das Gewicht der Geschosse dergestalt, daß sie bis zu zwei Ellen tief in den Erdboden einschlugen und wirkungslos verpufften.

War dergestalt auch die Gefahr der Mannschaften sehr gering, so mußte doch eine Verlegung derselben stattfinden, die indessen durchaus nicht derangirte. Daher behauptete General von Steinmetz seine Stellung, ohne sich viel um das unschädliche Bombardement zu kümmern. Es lag ihm daran, vor allem seine Verbindung mit den andern Corps der Armee des Kronprinzen zu bewerkstelligen. Der Feind konnte ignorirt werden, da er einen ernsten Angriff nicht wagen konnte. Das Feuer der Oesterreicher ließ gegen sieben Uhr Morgens nach, ohne Frage, weil man die Wirkungslosigkeit desselben wahrgenommen hatte. Im Grunde hatten sich die Oesterreicher selbst mehr Schaden gethan, als ihren Feinden, denn ihre Granaten hatten Gradlitz in Brand gesetzt. Sobald die österreichischen Geschütze schwiegen, schwiegen auch die preußischen, die eigentlich nur aus Galanterie geantwortet hatten.

Inzwischen war die Nachricht eingegangen, daß das Gardecorps bereits am Nachmittag des vorangegangenen Tages Königinhof erreicht und es genommen habe. Um Verbindung mit diesem sogleich zu fassen, schickte von Steinmetz zwei Colonnen Infanterie gegen die Elbe in der Richtung von Rettendorf vor. Diese Truppenbewegung hatte aber auch den Zweck, die österreichischen Batterien für ihren Rücken besorgt zu machen.

Diese Bewegung auf preußischer Seite war nach drei Uhr Nachmittags nicht sobald beobachtet worden, als die österreichischen Batterien ein infernales Feuer auf die verschiednen preußischen Colonnen entluden. Doch konnte diesen dadurch so gut wie kein Schade beigebracht werden.

Da indessen die Absicht dieser preußischen Infanterie für die österreichischen Standbatterien für bedrohlich gehalten werden durfte, so ließ Benedeck zu deren Deckung noch beträchtliche Mannschaften der Brigaden Prinz Wilhelm von Würtemberg und von Saffran vorrücken.

Zwischen diesen Truppen und den marschirenden preußischen kam es zu einigen kräftigen Zusammenstößen, bei denen jene österreichischen Positionsbatterien donnernd mitzusprechen nicht versäumten. Allein das 6. und 46. preußische Infanterieregiment (Brigade Tiedemann von der Division Kirchbach) fingen jeden Angriff auf, um ihn sofort abzuweisen, und während dessen nahmen sowohl von Königinhof als von Gradlitz her die Garde und Truppen des fünften Armeecorps Stellung zwischen Gradlitz und Königinhof.

Zwar fanden nun noch einige Scharmützel statt, doch ohne Bedeutung, und als die österreichischen Truppen sahen, daß ihre Anstrengung keinen Zweck habe, zogen sie sich auf Josephstadt zurück. Ihre Batterien waren schon vor Einbruch des Abends zurückgezogen.

Einen vernünftigen Zweck hatte österreichischer Seits überhaupt die ganze Operation nicht, da bereits am vorher gegangenen Tage Koniginhof von der Garde genommen war und nun die Verbindung des Gardecorps mit dem fünften und sechsten preußischen Armeecorps nur noch mit Aufwand einer sehr beträchtlichen Macht verhindert werden konnte. Was also, darf man fragen, sollte die Störung des steinmetz'schen Bivouaks durch einige Batterien. Diese Beunruhigung konnte doch nur dazu führen, daß General von Steinmetz desto schneller seinen Zweck zu erreichen suchte, an dem ihn Niemand hindern konnte. Statt der nutzlos kleinlichen Angriffe würde von Benedeck wohler gethan haben sich auf die sichtbar bevorstehenden Ereignisse besser vorzubereiten.

44.

Das Treffen von Trautenau.

Dergestalt hatte nun der äußerste linke Flügel des preußischen Heeres diejenige Stellung am 30. Juni gewonnen, die er planmäßig dann haben mußte, wenn die Hauptaction ausgeführt werden sollte. In eine gleiche Stellung einzurücken war auch dem ersten preußischen Armeecorps und dem Corps der Garde ohne harte Kämpfe nicht möglich gewesen.

Das erste Corps war, zu gleicher Zeit wie das Garde-, fünfte und sechste Corps aufgebrochen. Es erstieg von Liebau aus gegen Goldenols das Gebirge, dessen Kamm bereits am 26. Juni von der Avantgarde erreicht wurde, und rückte nun, nirgends Widerstand findend, auf Trautenau los.

Wie bereits erwähnt, war der Paß von Goldenols und Trautenau das Object des zehnten österreichischen Armeecorps (Gablenz), welches mit beträchtlicher Verstärkung über Pilnikau und Burgersdorf, also auf zwei Straßen, in diese weit vorgeschobene Stellung geführt worden war. Es stand gegenwärtig unmittelbar vor Trautenau, die pilnikauer und burgersdorf-gradlitzer Straße sperrend, ein Theil seiner Avantgarde lag in Trautenau versteckt.

Wenn wir der früher angegebenen Stellung des österreichischen Corps gedenken, finden wir, daß das weite Vorschieben dieses österreichischen Corps gegen Norden, da der Feind mehr von Osten in das Land hereinbrach, ein äußerst kühnes, vielleicht unverständiges war. Das erwies sich denn auch in der gänzlichen Zersprengung, die dieses Corps erlitt, obschon dasselbe das Glück hatte, sich rühmen zu dürfen, allein unter allen österreichischen Corps Lorbeeren — freilich nur zu flüchtige — gepflückt zu haben.

Denn nachdem es an dem einen Tage einen Sieg errungen, wurde es schon am anderen so gut wie vernichtet, und eben das zeigte, wie unverständig die Ordre Benedecks sein mußte, die ihm befahl außer Verbindung sich einem feindlichen Corps entgegen zu werfen, während ein zweites feindliches Corps (erste preußische Gardedivision) ihm auf die Flanke marschirte.

Kaum hatte Feldmarschallieutenant von Gablenz durch die Rapporte seiner Patrouillen erfahren, daß die preußische Colonne in raschem Marsche heranziehe, als er die größern Massen seiner Avantgarde auf die südlich von Trautenau gelegenen Höhen zog, starke Artilleriepositionen einnehmen ließ und denen von seinem Gros Deckung gab.

Feldmarschallieutenant von Gablenz unternahm hier dasselbe, was bei

Wisokow geschah. Die Straße von Turnau war die einzige, welche vom ersten preußischen Corps benutzt werden konnte. Die Terrains zur Seite, von zerrissenen waldigen Höhen erfüllt, gestatten Truppen keinen Durchgang, und dergestalt war die Straße von Turnau als ein Gebirgspaß und Turnau als die Mündung desselben zu betrachten.

Feldmarschallieutenant von Gablenz hatte die Aufgabe, den Feind aus diesem Passe nicht herauskommen zu lassen. Was dadurch Vernünftiges bezweckt werden sollte, hätte der Generalquartiermeister von Hennickstein schwerlich erklären können. Hatte man den Feind einmal bis hierher durchs Gebirge kommen lassen, konnte man doch verständiger Weise nicht glauben, ihn wieder hinaus zu werfen, da die Oesterreicher gewiß nicht wagen mochten, ihm ins Gebirge zu folgen, wo alle Vortheile auf Seite des in der Defensive begriffenen Feindes waren. Konnte man aber den Feind nicht durchs Gebirge zurückwerfen, konnte er begreiflicher Weise aber auch im Gebirge nicht bleiben, so mußte er mit jedem Opfer daraus hervorzubrechen suchen und sich den Sieg auf diese oder jene Weise erzwingen. Wozu also, durfte man fragen, der Angriff auf ihn hier, anstatt am anderen, Preußen zugekehrten Gebirgsfuße?

Erst als Trautenau in der Ferne sichtbar wurde, erblickte die preußische Avantgarde österreichische Posten. Sie zogen sich nach einigen nutzlosen Flintenschüssen auf Trautenau zurück. General von Bonin zögerte nun nicht sich des Seitenterrains nach Möglichkeit zu versichern und ließ die Avantgarde vorsichtig gegen Trautenau anrücken.

Es ließ sich vor der Stadt kein Feind blicken. Die Tête der preußischen Avantgarde (ein Bataillon Infanterie) rückte in die nördliche Vorstadt ein, und dem Führer derselben wurde hier von dem Bürgermeister (Dr. Roth) und einigen Begleitern mit ganz außerordentlicher Höflichkeit begegnet. Derselbe versicherte, daß von der kaiserlichen Armee durchaus nichts vorhanden sei. Wenngleich die vor Trautenau getroffenen österreichischen Posten diese Aussage sehr in Zweifel setzten, so wußte sich doch die glatte Rede des Dr. Roth und seiner Begleiter Glauben zu verschaffen, so daß nun zwei Schwadronen Dragoner und zwei Bataillone Infanterie einrückten. Aber kaum waren diese Cavaleristen passirt, als aus allen Häusern der Stadt auf diese Infanterie, die auf dem Marktplatze Halt machte, ein wüthendes Feuer eröffnet wurde. Um hier nicht wie Schlachtvieh nieder gemacht zu werden, drängten sich die preußischen Soldaten, der Schußlinie weichend, an die Häuser. Allein auch hier fanden die verrathenen Leute keine Sicherheit, da sie nun aus den Fenstern der Häuser, ja selbst vom Kirchthurm und Dach der Kirche, mit siedendem Wasser, ätzenden Stoffen, Dachziegeln,

Balken und dergleichen überschüttet wurden. Und diese Verrätherei wurde zu gleichen Theilen von Militair und Bürgerschaft ausgeführt. Die Bürgerschaft war durch die Behörde zu diesem Verhalten nicht bloß angeregt, sondern genöthigt worden, und selbst der Bürgermeister, der die preußischen Soldaten durch eine Einladung zu leiblichem Genusse auf den Ort des Gemetzels lockte, mag nicht freiwillig gehandelt haben, wie leidenschaftlich er sich auch in seinem Eifer geberdete.

Die Lage der preußischen Soldaten war sehr schwierig. Auf dem Marktplatze hagelten von allen Seiten die Kugeln auf sie ein, an den Häusern trafen sie Ströme kochenden Wassers, sogar von Frauenhand zubereitet und herabgeschüttet, vorwärts und rückwärts waren enge Straßen zu passiren, deren Fenster allenthalben lauernde Flinten blicken ließen.

Unter diesen Umständen wurden reitende Ordonnanzen nach dem Gros der Avantgarde, welches vor der Stadt stand, geschickt, und nun drang von außen Infanterie ein, brach durch die Gehöfte in die Häuser und metzelte natürlich die in denselben befindlichen Leute mit sehr geringer Rücksicht nieder. Eine andere Handlungsweise war auch nicht übrig geblieben. Man erbrach überall die Verstecke, holte die Verräther hervor oder schoß sie da nieder, wo man sie betroffen, und überwältigte auf diese Weise den ebenso nichtswürdigen als unverständigen Widerstand von Trautenau. Was konnte es nützen einige preußische Compagnien hier meuchlings zu vernichten, wo 24,000 Mann auf dem Fuße folgten? War es Wahnsinn der Regierung oder war es Wahnsinn der freilich nur zu oft in ihrer Glaubensleidenschaft wahnsinnigen katholischen Geistlichen, Wahnsinn war es immer, der diese kleine offene machtlose Stadt zu solchem Verhalten bewogen hatte. Es ist begreiflich, daß sie sich dadurch selbst ein schweres Loos bereitete. Nicht nur wurde eine Anzahl Bürger, darunter der Bürgermeister und seine thätigsten Helfer, in Ketten nach Preußen abgeführt (jedoch nach dem Frieden wieder frei gegeben), sondern man demolirte schonungslos auch viele Häuser, und wo man mit dem Kolben die Thüre nicht öffnen konnte, mußte Feuer nachhelfen, so daß Trautenau um drei Uhr Nachmittags das grauenhafteste Bild der Zerstörung zeigte.

Inzwischen war die Avantgarde durch die Stadt gerückt und hinter derselben mit den österreichischen Truppen in einen sehr heftigen Kampf gerathen. Die Preußen hatten fast gar keine Deckung, allein die Ueberlegenheit ihres Zündnadelgewehrs nöthigte sehr bald die österreichischen Bataillone zum Weichen und es wurde mit dem Vorrücken gegen die Höhen hinter Trautenau günstigeres Terrain gewonnen. Man konnte eine Schlachtordnung bilden und mit Batterien wirken, und auch Cavalerie ins Gefecht ziehen.

Allein viel günstigeres Terrain hatten die Oesterreicher, auf deren Seite noch dauernd die Anhöhe blieb, und die von ihrem Befehlshaber v. Gablenz mit immer neuen Kräften unterstützt wurden. Dergestalt mußten sich die preußischen Vortruppen jeden Schritt Terrain erkämpfen.

Inzwischen war das Gros des ersten Armeecorps durch Trautenau gelangt. Es entwickelte sich gegen Schömberg hin, welcher Ort bereits von der Avantgarde genommen war. Nun rückte diese, die bereits beträchtlich gelitten hatte, schnell nach, nahm sie auf, und der Kampf wurde mit neuer Kraft fortgesetzt.

Sehr bald bildete das große Dorf Hohenbruck an der Straße nach Josephstadt das streitige Object. Der Kampf wurde heftig und der Feldmarschalllieutenant von Gablenz glaubte, durch ein glänzendes Cavaleriemanoeuvre die Entwickelung des Feindes hemmen zu können. Er schickte das Dragonerregiment Windischgrätz Nr. 2, welches seit lange in Oesterreich in großem Ansehen stand, auf die preußische Flanke. Allein dieser Cavalerie warf sich sofort das erste preußische Dragonerregiment entgegen, welches einen vollständigen Sieg errang, seinen Feind zersprengte und dergestalt vom Schlachtfelde trieb, daß er an dem Kampfe heute nicht weiter Theil nehmen konnte. Nachdem das preußische Dragonerregiment, welches aus Leuten lithauischen Stammes bestand, durch das österreichische Infanteriefeuer nicht unerheblich beschädigt, zurückgekehrt war, nahm es nach dem Flügel hin eine deckende Stellung und beschleunigte dadurch die Vervollständigung der Schlachtordnung. Die Batterien fanden hier sehr geeignete Stellung und ebenso die Schützen eine Position, aus der hervor sie sehr wirksam arbeiten konnten.

So ging denn auch in den ersten Nachmittagsstunden das Dorf Hohenbruck, jetzt das streitige Object, in preußische Hand über, und auf allen Puncten enstand ein rascher Rückzug der Oesterreicher, obschon dieselben den Preußen um 11,000 Mann überlegen waren. General von Bonin hielt sich des Siegs gewiß, weil alles, was erblickt wurde, den Sieg als schon vorhanden bezeichnete.

Als so die Verhältnisse standen, empfing General von Bonin einen Ordonnanzoffizier des Generallieutenants Freiherrn Hiller von Gärtringen vom Generalstabe, der ihm meldete, daß die erste Gardeinfanteriedivision bereits über Qualisch vorgerückt sei und also in der Richtung auf Eipel die centrale Höhe des Gebirges überstiegen habe. Zwar seien die Truppen nach dem langen und unbequemen Marsche ermüdet; bedürfe indessen General von Bonin der Unterstützung, so stehe General Freiherr von Gärtringen nicht an, sofort vorrücken zu lassen.

Es war ein böses Zusammentreffen, daß diese Meldung beim General

von Bonin zu der Zeit gerade einging, als er sich des Sieges versichert halten durfte. Er erwiederte, daß sein Sieg nicht zweifelhaft zu sein scheine, und wolle daher den Garden ihre ohnehin vielleicht kurze Rast bei Qualisch nicht rauben.

Diesen Bescheid konnte er freilich ohne Bedenken geben, da sich nirgends eine Ueberlegenheit des Feindes kund gegeben hatte, da auch noch durchaus nichts davon sichtbar geworden war, daß der Feldmarschalllieutenant von Gablenz Anstalten getroffen hatte, eine sehr beträchtliche Truppenmasse auf der pilnikauer Straße vorzuschieben und dem Corps des Generals v. Bonin in die rechte Flanke zu setzen.

Es ist hier und da ein Fehler, an einer Stelle der einzige Fehler auf preußischer Seite, genannt worden, daß General von Bonin sich nicht der Straße nach Pilnikau versichert hatte. Aber wie wäre das möglich gewesen, da die Straßen von Pilnikau und Burgersdorf unter einem rechten Winkel auseinander gehen, das Armeecorps daher mit doppelter Fronte hätte operiren und sich trennen müssen, wenn der Erfolg des Kampfes ein rasches Vorgehen gefordert hätte. Zudem konnte man nicht wissen, auf welcher Straße Gablenz seine größere Macht führte und welche Beziehungen er die eine Colonne auf die andere nehmen ließ. Zweifelsohne befand sich General von Bonin auf einem Terrain, wo das Vorrücken gefährlich und der Weg zu einer Falle war. Die Voraussetzung, daß Gablenz nur von einer Seite her operire, war um so natürlicher, als derselbe noch nirgends eine Ueberlegenheit gezeigt hatte, und daher nicht angenommen werden konnte, daß er seine Macht theilen werde. Wenn daher auch General von Bonin sein Corps nicht theilte, sondern concentrirt hielt, so war das jeden Falls ein ganz correctes Verhalten; der Umstand aber, daß Gablenz eine Colonne auf der pilnikauer Straße vorgehen ließ, ein Zufall, der nicht voraus gesehen, und dem eben nur durch einen kurzen und unnachtheiligen Rückzug begegnet werden konnte.

Dieser Fall trat nach vier Uhr ein, bis zu welcher Zeit die preußischen Bataillone in fortdauerndem Avanciren geblieben waren. Feldmarschalllieutenant von Gablenz hatte seine Reserven auf die pilnikauer Straße detachirt. Auf dieser rückten nun dieselben in schnellem Marsche gegen Trautenau vor und gewannen gegen vier Uhr die Flanke der preußischen Schlachtordnung.

General von Bonin konnte nicht wissen, wie stark die Macht war, die ihm diese Diversion machte, und ob sie nicht stark genug sei, ihm seine Rückzugslinie weg zu nehmen. Zunächst mußte er diesem Feinde wenigstens eine Anzahl Truppen entgegen werfen. Es kam sehr bald zum Kampfe. Zwar

gebot nun das preußische Zündnadelgewehr dem Feinde auf dieser Seite Halt, aber bald führte er an der pilnikauer Straße eine entschieden überlegene Artillerie ins Gefecht.

Nicht sobald hatte Gablenz den Erfolg seines Manoeuvres gewahrt, als er seine Truppen auf der burgersdorfer Straße Kehrt machen und mit größter Anstrengung und gewaltigster Artillerieunterstützung gegen Hohenbruck wieder vordringen ließ. Nun hatten die Preußen auf zwei Schlachtfeldern unter sehr gefährlichem Verhältniß gegen eine fühlbare Uebermacht zu kämpfen. Drangen sie auf dem einen vor und nicht zugleich auf dem anderen, so war ihr Rücken bedroht. Drangen sie auf dem einen vor und wurden auf dem anderen zurückgetrieben, so war es noch schlimmer. Zudem entwickelte von Gablenz, sich seines Vortheils bewußt, eine immer größere Macht, indem er Verstärkungen vom vierten österreichischen Armeecorps über Praußnitz an sich zog.

Dies alles erwägend, besonders aber, daß dies durchaus nicht der Ort der Entscheidung sei und jedes hier gebrachte Opfer als nutzlos beklagt werden müsse, beschloß General von Bonin den Rückgang in den Gebirgspaß, wo das Terrain ihn jedenfalls vor jeder weiteren Gefahr sicherte. Ein besonderer Anlaß zu dieser rückgängigen Bewegung war aber auch der Stand der Garden bei Qualisch. Qualisch liegt gegen Trautenau um eine Meile zurück. Bonins Armeecorps gewann daher durch einen Rückgang bis Goldenöls gleiche Fronthöhe mit den Garden, und gingen sie weiter vor, so standen sie seinem Feinde in der Flanke.

Das waren die Gründe, die den General von Bonin zu dem Rückzuge bewogen, der nun gegen fünf Uhr langsam, und nachdem die sehr zahlreichen österreichischen Gefangenen abgeführt waren, angetreten wurde. Vor Einbruch der Dämmerung war eine Meile hinter Trautenau Goldenöls erreicht und hier schlug das erste Armeecorps sein Lager auf, um womöglich mit Aufgang der Sonne frisch wieder vorzurücken.

Feldmarschalllieutenant von Gablenz kannte ohne Frage die Verhältnisse sehr genau und bewies das dadurch, daß er jede ernste Verfolgung des Feindes unterließ. Indessen ließ er, um seine Truppen zu begeistern, dieselben einen Sieg feiern und sendete einen Siegesbericht an den Oberfeldherrn von Benedeck ein.

Dieser, nur zu sehr sich ein so ungewöhntes Glück wünschend, war nur zu sehr geneigt rücksichtslos zu glauben und das Geglaubte zu überschätzen. Das war sehr verhängnißvoll, indem nun Ritter von Benedeck nichts eiliger zu thun hatte als dem Herrn von Gablenz zu befehlen, nun sich zur Rechten zu wenden und ebenso auch das nächste preußische Corps

zu schlagen. Aus diesem Befehle geht hervor, daß Benedeck das bonin'sche Corps für zu Grunde gerichtet gehalten oder gar nicht daran gedacht hat, daß, wenn sich Gablenz nun gegen die Garden wende, von Bonin ihm in der linken Flanke stehen werde. Der folgende Tag schon sollte den Ritter von Benedeck überzeugen, wie schlimm es um seine Einsicht bestellt gewesen war. Das Treffen von Trautenau hatte den Preußen 1400 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, den Oesterreichern eine ungefähr gleiche Zahl, die sich jedoch durch die Zahl der verwundet und unverwundet Gefangenen fast verdoppelte. Die Gefangenen, deren besonders in der Stadt Trautenau viele gemacht wurden, hatte General von Bonin ungesäumt nach der Reserve zurückbringen lassen, — um sich ihrer unter allen Umständen versichert zu halten.

45.

Siege des Corps der Garden bei Trautenau, Burgersdorf und Sorr.

Der Bescheid, welchen der General von Bonin der Commandantur der ersten Gardedivision auf das Erbieten der Hilfleistung gegeben, hatte den Prinzen August von Würtemberg, den heldenhaften Commandeur des Gardecorps, veranlaßt, seine erste Division von Qualisch nicht nach Trautenau, sondern nach Eipel zu dirigiren, wo sie spät Abends anlangte. So stand nun am 27. Juni Abends die erste Division der Garden bei Eipel, die zweite Division der Garden, wie schon früher erwähnt, bei Kosteletz, beide von einander etwa ein und eine Viertelmeile entfernt.

Im Bivouak von Eipel empfing der Prinz August von Würtemberg staunend die Mittheilung des Generals von Bonin, daß er nach bereits so gut wie schon errungenem Siege durch die unerwartet entwickelte Uebermacht des vereinigten zehnten und vierten österreichischen Armeecorps in den Gebirgspaß von Goldenöls zurück zu weichen gezwungen worden sei.

Dem Prinzen lag nun zunächst daran das Corps des Generals von Bonin, das die Deckung seines rechten Flügels, und den rechten Flügel der ganzen Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ausmachte, wieder frei zu machen. Um so mehr erkannte das Prinz August für unübersehbar nothwendig, als seine Stellung bei Eipel bereits eine so vorgerückte war, daß

ein weiteres Avanciren nicht möglich gewesen wäre, so lange General von Bonin im Gebirgspasse fest gehalten war. Dieses Letztere aber zu bewerkstelligen hatte Feldmarschalllieutenant von Gablenz noch am Abend des 27. Juni Trautenau und also die Mündung des Gebirgspasses mit einer Brigade besetzt.

Nicht sobald hatte Prinz August von Würtemberg von diesen Verhältnissen Einsicht genommen, als er an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm Rapport erstattete und die Mittheilung machte, daß er durch einen Rechtsabmarsch das gablenz'sche Corps in Angriff zu nehmen, über den Haufen zu werfen und von Bonin dadurch frei zu machen entschlossen sei. Dieser kühne Entschluß lag viel zu sehr im Sinne des Kronprinzen, daß er nicht sofort dessen vollkommenste Zustimmung hätte erhalten sollen.

Nun wurde sofort von Seiten des Prinzen von Würtemberg Anordnung getroffen mit dem Frühesten des folgenden Tages den Plan auszuführen. Auf dem linken Flügel, wo General von Steinmetz im siegreichen Vorrücken geblieben und die Verbindung vollkommen gesichert hatte, hatte sich alles so günstig gestaltet, daß nur das Object der rechten Seite im Auge behalten werden durfte. Der Prinz ordnete daher einfach einen Vormarsch beider Gardedivisionen ostwärts an.

Wenn nun für gewiß gehalten werden mußte, daß Gablenz mit der Fronte nach Norden gegen Bonin stehe, so mußte der Stoß auf seine Flanke treffen. Sollte derselbe sich aber ostwärts und also gegen die Garden gewendet haben, so konnte das nicht geschehen sein, ohne daß er einen Theil seiner Macht gegen Bonin gestellt hatte, und der Stoß der Garden mußte ihn also geschwächt finden. Erhielt nun Bonin Befehl nach Möglichkeit wieder vorzudringen, so kam der Feldmarschalllieutenant von Gablenz sowohl im ersten als zweiten Falle zwischen zwei Angriffe. Hatte er Bonin in der Fronte, so kam ihm das Corps der Garden in die rechte Flanke, hatte er das Corps der Garden in der Fronte, so kam ihm Bonin in die linke Flanke. In jedem dieser Fälle stand dem Feldmarschalllieutenant eine Niederlage bevor, die möglichen Falls furchtbar werden konnte. Wenn aber auch nur eine Zurückdrängung desselben ostwärts erreicht werden sollte, so mußte derselbe doch schon alle Verbindung mit Benedeck verlieren und hinter den Prinzen Karl gerathen, wodurch ohne Frage der Feldzugsentwurf des Ritters von Benedeck eine vollkommene Destruction erleiden mußte.

Dieser außerordentlich klugen Ueberlegung des Prinzen August konnte durchaus nichts entgegengesetzt werden, was ihn in seinem Vorhaben hätte bedenklich machen können, daher er am folgenden Tage (28. Juni) Morgens fünf Uhr seine Operation mit einer Bestimmtheit und Energie begann, die

alle Bürgschaften des Sieges in sich trug. Als Avantgarde der ersten Gardedivision setzte sich die Brigade Kessel zuerst in Bewegung. Die Division war in zwei Colonnen getheilt. Die eine derselben schlug die Route rechts über Alt-Roznitz und Rudersdorf auf Trautenau, die andere links über Raatsch, Staudenz auf Burgersdorf ein, wo sie den Rückzugsweg des gablenz'schen Corps (sofern es sich gegen Bonin gestellt hätte) zu durchschneiden hatte.

Die zweite Division der Garde hatte Ordre erhalten etwas früher in der Richtung auf Eipel aufzubrechen, sich als Reserve hinter die erste Division zu setzen, allmälig rechts ziehend, die Deckung ihres rechten Flügels und die Verbindung mit dem General von Bonin zu nehmen. Das geschah auch, und konnte um so mehr geschehen, als nunmehr die Reserveartillerie und schwere Reservecavalerie bereits bis auf einen kleinen Marsch durch das Gebirge nachgerückt waren und die Verbindung der Garden mit dem fern südlich vorrückenden General von Steinmetz sicherten.

Nachdem die vom Obersten von Kessel geführte Avantgardebrigade der ersten Gardedivision, welche aus 4 Gardefüsilirbataillonen, 2 Gardejägercompagnien, 3 Gardehusarenschwadronen, 2 Batterien (Vier- und Sechspfünder), 2 Pioniercompagnien und einem Feldlazareth bestand, über Raatsch vorgerückt war, fielen ihren Husarenpatrouillen Gefangene in die Hand, welche dem Prinzen August ziemlich genügende Auskunft über das Arrangement des Feldmarschalllieutenants von Gablenz gaben.

Nach dem Berichte dieser Gefangenen hatte von Gablenz die zweite Brigade von seinem zehnten Armeecorps unter dem Commando des Obersten von Grivichich mit einigen Verstärkungen hinter Trautenau gegen v. Bonin gestellt, um diesen im Passe von Goldenöls fest zu halten. Diese Brigade betrachtete von Gablenz als Detachement, da er seine übrige Macht auf Benedecks Befehl nun gegen das gratzer Gebirge zu führen hatte, um diejenigen preußischen Corps zurück zu werfen, die durch dieses nach Böhmen hereindringen wollten — und das eben waren die Garden. Daß diese Anordnung verhängnißvoll war, mag Gablenz sich schwerlich verhehlt haben; allein sie war ihm befohlen und er konnte bei so bedeutsamen Umständen den Vorwurf des Ungehorsams nicht auf sich laden.

Sein Gros hatte Gablenz nach dem Berichte der eingebrachten Gefangenen brigadenweise südwärts auf Praußnitz abrücken lassen. Dasselbe bestand aus der Brigade Knebel, den beiden anderen Brigaden des zehnten österreichischen Armeecorps, der Brigade Fleischhacker vom vierten österreichischen Armeecorps und der Reservecavalerie.

Die Brigade Fleischhacker war zuerst, die Brigade Knebel zuletzt ab-

marschirt, daher, wenn es an der praußnitz-trautenauer Straße zum Zusammentreffen und zur Linkswendung kam, die erste den rechten, die zweite den linken österreichischen Flügel erhielt. Die Traincolonne hatte Gablenz zur Rechten behalten, damit sie, wenn er angegriffen würde, im Rücken der Schlachtlinie stände. Von Praußnitz aus wollte von Gablenz der Straße auf Eipel gegen das Gebirge folgen.

Der Plan des Prinzen August von Würtemberg, der darauf hinging, mit entwickelter Schlachtordnung von der eipel-praußnitzer Straße schräg gegen die praußnitz-trautenauer Straße hin zu operiren, weil er an dieser das Corps Gablenz sicher treffen mußte, entsprach daher so vollkommen den Umständen, daß er nach Anhörung der Gefangenen nicht das Mindeste an demselben zu ändern hatte.

Als der Marsch der ersten Gardedivision bis über Raatsch gegangen war, ließ Prinz August von Würtemberg, um den Winkel der beiden Straßen abzuschneiden die Richtung direct über Staudenz auf Burgersdorf nehmen. Gleich bei diesem Rechtsabmarsch ließ er die Schlachtordnung entwickeln und die Avantgarde über Staudenz gegen Burgersdorf hin, an der Spitze das Füsilierbataillon des dritten Gardegrenadierregimentes, vorgehen. Die unterdessen angelangte zweite Gardedivision wurde rechts geschoben und über Rudersdorf und Alt-Rognitz auf Trautenau dirigirt. Zu ihrer Flankendeckung rechts erhielt sie das Kaiser-Franz-Grenadierregiment.

Kaum war die Avantgarde auf Staudenz angerückt, als sich von den jenseitigen Hügeln eine nicht leicht zu ignorirende Kanonensalve auf sie entlud. Sie war auf den linken Flügel der Oesterreicher und zwar die Brigade Knebel gestoßen, welche nicht nur durch Cavalerie bedeutend unterstützt war, sondern auch 24 Geschütze in drei Batterien zur Verfügung hatte.

Oberst von Kessel nahm nun seine zwei Batterien vor und ließ den Oesterreichern aufs Anständigste Bescheid thun, während seine Infanterie unaufhaltsam bei einem vernichtenden Zündnadelgewehrfeuer avancirte.

Feldmarschallieutenant von Gablenz hatte nichts weniger erwartet als eine Begegnung mit den Garden hier, obschon er recht wohl wußte, daß sie eben so wie von Bonin am 26. Juni in das Gebirge eingerückt waren. Der überraschende Angriff setzte ihn in Verlegenheit. Seine Brigade Grivichich war in Trautenau in der Gefahr abgeschnitten zu werden, und er selbst fürchtete für seine linke Flanke, denn er konnte durchaus nicht wissen, wie stark die Macht war, welche der Feind ihm hier entgegensetzte, und auf welchen Punct seiner Schlachtordnung er sein Hauptgewicht werfen müsse.

In dieser Lage schickte von Gablenz seine Bagage auf die Straße von Pilnikau zurück, verstärkte die Artillerie seines angegriffenen linken Flügels

(Brigade Kessel) bis auf 64 Geschütze und sendete Ordonnanzen nach Trautenau an den Brigadier von Grivichich mit dem Befehle, sofort Trautenau zu verlassen und zur Deckung seines linken Flügels auf Alt-Rognitz zu marschiren.

Damit gab er den Gebirgspaß von Goldenöls und Trautenau frei und hätte sich gar nicht wundern dürfen, wenn General von Bonin sein Armeecorps herausgezogen und Herrn von Gablenz in Flanke und Rücken die Loosung „Vernichtung“ zugerufen hätte. Daß dies nicht geschah, verdankte er den Umstande, daß es unmöglich war, den General von Bonin über den Stand der Verhältnisse schnell genug zu benachrichtigen.

Sobald von Gablenz seinen linken Flügel engagirt sah, ließ er sein Corps Halt machen und stellte die Schlachtordnung dergestalt her, daß seine Brigade Knebel vor der trautenau-praußnitzer Straße, die Brigade Fleischhacker vor der trautenau-königinhofer Straße rechts stand, die beiden Brigaden aber, welche das Centrum bildeten, hinter eben dieser Straße standen. Seine Brigade Grivichich ging gleichzeitig auf Alt-Rognitz. Die Schlachtordnung stützte sich daher von links nach rechts auf Altrognitz, Rudersdorf, Neu-Rognitz, Burgersdorf, Nieder-, Obersorr und Praußnitz.

Die Stellungslinie der Preußen dagegen war Saugwitz, Raatsch, Nimmersatt und Kaile (in der That bedeutungsvolle Namen) und die Avancirlinie in der Entscheidung des Kampfes Alt-Rognitz, Staudenz und Praußnitz.

Der Kampf entwickelte sich sehr schnell, zuerst auf dem linken österreichischen Flügel, wo Oberst von Knebel ihn mit einem furchtbaren Feuer aus drei Batterien eröffnete und nach beträchtlicher Artillerieverstärkung mit 64 Geschützen fortsetzte. Allein Oberst von Kessel wußte den Feinden mit seiner Infanterie beizukommen. Das waldige Terrain war der Infanterie seinerseits günstiger als der Artillerie. Staudenz wurde genommen, die Höhen dahinter wurden erstiegen, und als die Infanterie die österreichischen Batterien in ihrer Schußlinie hatte, konnte diese sich nicht mehr halten, da der Hagel von Kugeln ihre Bedienung aufs Furchtbarste lichtete.

Nun wich Knebel, während der Kampf jetzt auf der ganzen Linie tobte. Welche Anstrengung auch Gablenz machte, die preußischen Garden blieben im Avanciren und es ist nicht ein Fall vorgekommen, daß ein Bataillon eine rückgängige Bewegung gemacht hätte. In den Terraindurchschnitten mußte oftmals das Bayonnet genommen werden, und das bewiesen die preußischen Krieger, daß es nicht bloß das Zündnadelgewehrfeuer war, welches ihnen die vielen Siege verschaffte.

Der Kampf war eben im besten Gange, als Prinz August von Würtemberg die Meldung erhielt, daß das zur Deckung des rechten Flügels

detachirte Grenadierregiment Kaiser Franz von der ganzen österreichischen Brigade Grivichich aufs Heftigste attaquirt werde und bereits durch deren starke Artillerie furchtbar gelitten habe. Eiligst sendete nun der Prinz von der in Reserve befindlichen zweiten Gardedivision, Verstärkungen mit Artillerie ab.

Das Regiment Kaiser Franz hatte im Kampfe um einen Berg, dessen Gipfel zur Postirung einer Batterie ausersehen war, furchtbar gelitten. Von seinem zweiten Bataillone waren nach der Schlacht nur noch 6 Offiziere und 600 Mann dienstfähig. Gleichwohl hatte das Regiment nicht nachgegeben, begrüßte nun aber die im Eilschritt heranrückenden Verstärkungen und zunächst das Regiment Königin Augusta mit einem donnernden Hurrah, das freilich wohl aus den Herzen gekommen sein mag.

Nun entschied sich aber auch sehr schnell auf diesem Puncte der Kampf zu Gunsten der Preußen. Immer mehr Bataillone der zweiten Infanteriedivision traten in die Kampflinie, so daß schließlich ein unbesiegliches Uebergewicht hergestellt war. Auf allen Puncten dergestalt vernichtend angegriffen, mit Umgehung bedroht, bereits vorher durch das Schnellfeuer der Preußen furchtbar geschwächt, wich Grivichich sehr eilig auf Altenbuch zurück, Alt-Rognitz und die Straße, die eine gute Brustwehr gewährte, aufgebend. Allein die Brigade Grivichich hatte die Füße nicht lang genug, um sich zu retten. So wenig hier auch preußische Cavalerie vorhanden war, so leistete diese doch bei der Verfolgung Außerordentliches zum Ruin der Brigade Grivichichs, indem sie ihre Bataillone immer angriff, in Verwirrung brachte und aufs Neue in das wüthende Feuer der auf dem Fuße folgenden preußischen Infanterie trieb. Nirgends konnte das berühmte österreichische Dragonerregiment Windischgrätz, welches bereits am vorigen Tage eine Niederlage erlitten hatte, gegen die preußische Cavalerie aufkommen.

Während Grivichich dergestalt hier aus dem Felde geschlagen wurde, wurde auch seine Reserve aus ihrer Stellung bei Trautenau, wo sie die Mündung des Gebirgspasses hütete, gesprengt, in die Flucht getrieben und kampfunfähig gemacht.

Ehe dies geschehen, war die Schlacht bereits auf den anderen Puncten der Wahlstatt entschieden. Die Brigade Knebel, bei Neu-Rognitz überraschender Weise angegriffen, war, obschon sie mit 64 Geschützen gegen 12 preußische arbeitete, doch von der nur 5000 Mann starken preußischen Avantgarde derangirt worden und verließ bereits vor Mittag das Schlachtfeld in arger Verwirrung.

Dadurch gewann die erste Gardedivision die linke Flanke des feindlichen Centrums, und der Kampf wälzte sich auf jenes Schlachtfeld bei Sorr hin,

wo Friedrich der Große einst die ein Drittel stärkeren Oesterreicher so furchtbar schlug. Die Enkel zeigten sich der Väter würdig, und auch jetzt errangen die Preußen auf dieser denkwürdigen Stätte einen prangenden Sieg. Die österreichischen Brigaden wurden aufeinander gedrängt, und kamen in keiner Position dazu, ihre Kraft vor den unaufhaltsamen preußischen Angriffen zu entfalten. Vergebens wurden der Brigade Fleischhacker, welche den linken Flügel bildete, von dem vierten Armeecorps, zu dem sie gehörte, neue Verstärkungen zugeschoben. Nichts fruchtete mehr und sie wurde in die Niederlage unwiderstehlich mit hineingerissen, doch ging sie nur bis Ober-Sorr zurück, wo sie, später unbehelligt, das zurückgeworfene gablenz'sche Corps deckte.

Kurz nach Mittag war der Rückzug allgemein. Feldmarschalllieutenant von Gablenz, durch seinen vermeintlichen Sieg vom vorigen Tage zu sehr in Sicherheit versetzt, auch wohl vorher zu wenig klar über die Gefahr der Aufgabe, die ihm Benedeck gestellt hatte, hatte zu wenig für seine Sicherheit gethan, daß sein Rückzug ihm jetzt nicht hätte höchst verderblich werden sollen. Wie sehr er auch immer noch dem Verderben vorzubeugen suchte und mit guten Anordnungen eintrat, es war die völlige Auflösung eines großen Theiles seiner Brigaden gar nicht mehr zu hindern. Alles wälzte sich ostwärts gegen Neustadtl und Neuschloß südlich von Arnau in der Richtung auf Gitschin, und hier erst konnte Gablenz seine Truppen, die fast auf die Hälfte zusammen geschmolzen waren, sammeln.

Er hatte an Gefangenen 5000, an Todten und Verwundeten ebenfalls 5000 Mann verloren, und 10 Geschütze und 3 Fahnen in den Händen der Preußen lassen müssen. Das Machtverhältniß war fast ein ebensolches gewesen wie bei der Schlacht bei Sorr, welche Friedrich der Große schlug. 34,000 Oesterreicher hatten gegen 25,000 Preußen gestanden.

Allein auch in anderer Hinsicht waren sich die beiden Schlachten ähnlich, zunächst auch in der, daß in jener ein außerordentliches Genie, nämlich das Friedrichs des Großen leitete, in dieser aber auch die Leitung durch den Prinzen August von Würtemberg eine wahrhaft geniale war.

Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten betrug 1100 Mann. Am meisten gelitten hatte das zweite Bataillon des Kaiser-Franz Grenadierregiments, an dessen Spitze auch sein Führer, der Oberstlieutenant von Gaudy gefallen war.

Die wichtigsten Erfolge dieses Sieges der Garden waren die Befreiung des ersten preußischen Armeecorps aus dem Engpasse von Trautenau und die Verwirrung des Feldzugsplanes Benedecks, der nun plötzlich seine Fronte ungedeckt, das gablenz'sche Corps vor das clam-gallas'sche getrieben und

dieses in der Flanke der Armee des Prinzen Karl bloß gestellt sah. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als alle sein Corps zurückzuziehen und ihnen eine neue sie unter einander verbindende Stellung zu geben. Ob aber die Preußen diese Operation zu Gedeihen kommen lassen würden, war eine sehr zu bezweifelnde Frage.

46.

Die Erstürmung von Königinhof.

Die Brigade Fleischhacker konnte, nachdem das erste preußische Corps vorgerückt war und den Feldmarschallieutenant von Gablenz bedrohete, nicht hoffen, sich bei Obersorr zu behaupten. Sie zog sich daher mit Anbruch des nächsten Tages (29. Juni) auf ihr Corps zurück und nahm Stellung hinter Königinhof, welchen Ort das zu ihr gehörige Regiment Coronini in der Absicht, ihn wie eine Festung zu vertheidigen, besetzte.

Gleichzeitig und folgerichtig ging nun auch das Corps des Feldmarschallieutenants von Gablenz südwärts und zwar bis Dubenetz, wo es in die eigentlich angemessene österreichische Gefechtslinie eintrat und Zeit gewann, sich einigermaßen wieder in Stand zu setzen.

Nun nahmen natürlich auch die preußischen Gardedivisionen die Richtung südwärts. Die erste, welche die Nacht nach dem Siege bei Burgersdorf bivouaquirt hatte, schlug die Straße auf Königinhof ein. Ihr voran ging die Brigade Kessel (5000 Mann), die schon am vorhergehenden Tage die Avantgarde abgegeben hatte. Sie trat den Marsch nach 12 Uhr Mittags an.

Bei Rettendorf zweigt sich die Straße nach Gradlitz ab, welches bereits von dem fünften Armeecorps (von Steinmetz) erreicht sein durfte. Um sich dessen zu vergewissern, sendete Oberst v. Kessel nach Gradlitz hin Husarenpatrouillen ab, die auch die Nachricht einbrachten, welche er erwartet und gewünscht hatte. Die geringe Entfernung bis Gradlitz machte eine Verbindung mit von Steinmetz leicht, während für die Oesterreicher eine Einschiebung zwischen die Gardedivision und das Corps Steinmetz wegen der vor dem Terrain liegenden Elbe schwierig und wegen der Nähe beider feindlichen Corps gefährlich war.

Doch mochte Oberst von Kessel die Vorsicht nicht übersehen, seine Linie

an der Königinhof und Gradlitz verbindende Straße zu entwickeln, weil ihm die Verbindung mit dem fünften Corps sicherer war als die mit dem ersten. Denn wenn auch General von Bonin sofort nach dem Siege der Garden den Paß von Trautenau verlassen hatte, so war doch nicht anzunehmen, daß er bereits so weit vorgerückt sei, um der ersten Gardedivision bei Königinhof Beistand zu leisten.

Zudem lag auch über den Rückzugsweg des Feldmarschalllieutenants von Gablenz noch keine bestimmte Meldung vor und Oberst von Kessel durfte die Möglichkeit nicht ignoriren, von Gablenz in der Flanke angegriffen zu werden; denn hier war für Gablenz in der That der Ort, um, wie die wiener Zeitungen sich ausgedrückt haben, im Vorbeigehen blutige Lorbeeren zu pflücken. Das geschah nun zwar nicht, doch vertheidigte das Regiment Coronini, unterstützt von einem Ulanenregimente und zwei reitenden Batterien, Königinhof wacker, wenn auch ohne Erfolg.

Als Oberst von Kessel an den Rand des Plateaus gelangte, unter welchem Königinhof liegt und von welchem aus man die Gegend weithin überschaut, marschirte eben jenseit der Elbe noch eine Brigade des gablenzschen Corps (Oberst von Mondl). Oberst von Kessel bewarf sogleich diese Brigade mit Granaten, um ihr die Lust Königinhof Beistand zu leisten im Voraus zu nehmen.

Die Brigade, ein wenig in Verwirrung versetzt, ging eilend vorüber, und nun stellte von Kessel seine Batterie am Fuße des Berges gegen die Stadt auf. Vor ihm lag die sehr ausgedehnte podharder Vorstadt, in welcher sich die Straßen von Trautenau und Gradlitz vereinigen. Jedes Haus, jede Gartenmauer, jeder Winkel war mit Soldaten besetzt und es schien gefährlich in diese Vorstadt von Königinhof einzudringen. Aber der Feind gerieth schon durch die preußische Artillerie in Verwirrung, und zog sich auf die entfernteren Gebäude und Plätze zurück.

Nun entwickelte Oberst von Kessel links an der Straße seine Infanterie und Oberstlieutenant von Waldersee führte ein Gardefüsilierbataillon und zwei Jägercompagnien dicht an die Stadt, so daß ihre Kugeln fluthend durch die vordersten Straßen sausten und die Besetzung derselben möglich machten.

Die feindlichen Truppen, welche vor der Stadt in den Kornfeldern gestanden hatten, hatten schlecht widerstanden und sich mit beträchtlichem Verluste zwischen Neudorf durch nach der Schindelvorstadt zurückgezogen. Die preußische Artillerie rückte nun dichter an die Stadt, die Infanterie drang von der gradlitzer Straße heran und der Feind war genöthigt, sich ganz aus der weit ausgedehnten Vorstadt zurück zu ziehen.

Nun versuchte er dem Vorschreiten der Preußen durch das Manoeuvre eines Ulanenregimentes Einhalt zu thun; allein diese Cavalerie mußte vor dem furchtbaren Schnellfeuer der preußischen Füsiliere weichen und nun ließ der Oberst von Kessel seine Mannschaft in Masse eindringen.

Der Straßenkampf war weniger erbittert als erwartet worden war. Die Preußen gingen nicht einmal mehr darauf aus den Feind zu verjagen, sondern ihn gefangen zu nehmen. Darum rückten sie, wenig auf den Kampf zu beiden Seiten achtend, eilend in der Hauptstraße zur Elbbrücke vor, und nachdem sie diese erreicht und gewonnen, war ihr Sieg vollkommen. Noch dicht an der Brücke, wo die nächsten Häuser stark besetzt waren, hatte es einen harten, aber doch nur kurzen Kampf gekostet.

Alles, was sich von Oesterreichern noch in der Stadt befand, mußte sich ergeben. Der Verlust derselben an Todten und Gefangenen betrug 1200 Mann. Eine Fahne des Regimentes Coronini ging beim Straßenkampfe verloren. Der Verlust der Preußen betrug an Todten und Verwundeten nicht mehr als 67 Mann.

Binnen zwei Stunden (von vier bis sechs Uhr) war Königinhof erobert und damit der hier befindliche Elbübergang gewonnen. War auch die Elbe hier schwach, und daher leicht zu überbrücken, so war doch der Elbübergang hier, da er den Knotenpunct von vier wichtigen Straßen bildete, von erheblicher Wichtigkeit.

Die preußische Armee hatte sich nun im Halbkreis um die zwischen Josephstadt, Königgrätz, Nechanitz und Horsitz zusammengedrängten Oesterreicher gezogen. Die einzelnen Theile derselben standen genau auf den Puncten, auf welchen sie nach dem Entwurfe des Generalstabes stehen mußten, und wenn Benedeck nicht große und geniale Bewegungen machte, sondern Stand hielt, wie es der preußische Generalstab erwartete, so mußte in den nächsten Tagen eine große Entscheidungsschlacht erfolgen.

47.

Die Schlacht bei Königgrätz.

Wer sich am letzten Juni des Jahres 1866 und an den nächstfolgenden Tagen, also zu der Zeit, als die Oesterreicher überall und bei jedem Zusammenstoße (bei Turnau, Liebenau, Podol, Hünerwasser, Münchengrätz,

Gitschin, Nachod, Wisokow, Skalitz, Schweinschädel, Pilnikau, Burgersdorf, Sorr und Königinhof) so gründlich geschlagen und zurückgeworfen worden waren, zu Wien oder sonst wo in Oesterreich befand, mußte glauben, Herr von Benedeck habe die beispiellosesten Siege errungen und befände sich auf dem flottesten Zuge nach Berlin. So nämlich wurde das Volk, von dessen Unwillen man fürchtete, getäuscht durch die falschen Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die die Zeitungen, selbst Regierungsorgane, eifrigst verbreiteten.

So meldeten die Zeitungen aus Wien vom 2. Juli: „Die Preußen sind bei Pardubitz*) furchtbar geschlagen, und die glänzenden Berichte aus ihrem Hauptquartier sind nichts als Wind; auch ist es Thatsache, daß sie Benedeck um Wegschaffung ihrer Todten gebeten haben."

Eine andere Zeitung sagte nach der schweren Niederlage von Königgrätz und als das österreichische Heer schon fast vernichtet war: „Der gestrige Tag kostete den Preußen 30,000 Mann, indem zeigen die Oesterreicher viel Muth, denn Erzherzog Albrecht telegraphirt, daß 1809 auf die ersten Mißerfolge ein Aspern folgte."

Eine andere Zeitung schrieb am 4. Juni: „Die Oesterreicher trieben die Preußen auf allen Puncten zurück und verhinderten, daß die beiden preußischen Heere sich vereinigen konnten."

Mit so unverschämten Lügen wurde die Bevölkerung Oesterreichs getäuscht, und selbst bis zur Verletzung außerordentlicher Persönlichkeiten gestattete die Regierung den Journalen sich zu ergehen.

So schrieb die hochangesehene österreichische „Presse" am 3. Juli: „Der Hohenzoller und sein Majordomus Bismark sind köstliche Carricaturen." Und mehre Wochen dauerte es bis dieses Lügengewebe durch die Nähe der auf Wien anrückenden Preußen sich lösen mußte.

Da schrieb nun freilich jene berühmte „Presse" respectvoller: „Sr. Majestät der König von Preußen geruheten, dem entgegenfahrenden Bürgermeister rc." Da bekannte Oesterreichs Journalistik freilich auch: „Es sind ungeheure Fehler vorgekommen, Corpscommandanten haben sich als unfähig bewiesen," ferner: „Benedecks Plan stellt sich immer mehr als Planlosigkeit heraus," ferner: „Ein allgemeiner Schrecken herrscht über eine bevorstehende Invasion der Preußen in Wien," ferner: „Nicht im ehrlichen Kampfe sind wir besiegt worden, die unmenschliche Zündnadel hat den Sieg errungen," ferner: „Wenn die Noth am größten glaubten wir Napoleon am nächsten," aber „Napoleon ist ein Heuchler, der mit diabolischer Bosheit Oesterreich zu

---

*) Dahin waren die Preußen noch gar nicht gekommen.

Grunde richten will," ferner: „Bei einer Occupation Wiens durch die Preußen verbanne man die Furcht; die Preußen halten gute Disciplin."

Allein die Journalistik hatte einen neuen Beweis gegeben, daß Oesterreich das Land des Lügens und Selbstbelügens ist. Aber ein viel größerer Beweis dafür war selbst von höherer Seite gegeben worden, indem man nämlich, um dem Volke guten Muth zu machen, eine preußische Hinterladungskanone hatte durch die Straßen von Wien mit dem Vorgeben führen lassen, daß sie ein den Preußen abgenommenes Geschütz sei.

Es war den Preußen weder eine Standarte, noch Fahne, vielweniger eine Kanone abgenommen worden und die preußische Regierung sah sich um der Wahrheit willen veranlaßt öffentlich zu erklären: „nie sei von österreichischer Hand ein preußisches Hinterladungsgeschütz erobert worden; wohl aber besitze der Kaiser von Oesterreich ein solches, welches ihm nämlich in früherer Zeit vom König von Preußen zum Geschenk gemacht worden sei; das zu Wien im Triumph umhergeführte könne also kaum ein anderes sein als dieses.

Wie sehr man nun auch in Oesterreich sich und Andere belog, an der Lage der Dinge und dem Fortschreiten der verhängnißvollen Wahrheit konnte doch nichts geändert werden. Das preußische Heer umstand in einem engen Halbkreise das zusammengedrängte österreichische Heer so, daß dieses entschieden die Macht nicht mehr hatte, sich ein freieres Terrain zu suchen, auf dem es seine Macht zur Entfaltung bringen konnte. An den nämlichen Tagen geschlagen im Westen (Münchengrätz und Gitschin), Norden (Trautenau, Podol, Burgersdorf, Sorr, Pilnikau, Königinhof) und Osten (Nachod, Wisokow, Skalitz), stand auch auf diesen drei Seiten das preußische Heer vor ihm.

Betrachtet man die Stellung des österreichischen Heeres vom 2. Juli, so scheint dasselbe auf einen Klumpen getrieben. Beide Flügel waren mit dem Rücken so weit gegen einander gedrängt, daß der Raum zwischen ihnen kaum noch Raum für die Reserven bot und diese zu vielen Treffen brigadeweise hinter einander treten mußten, sich also keinen Falls genügend gegen den Feind entwickeln konnten. Einen zufälligen Vortheil nur hatte die gedrängte Stellung der Reserve, den nämlich, daß die Reserve mit gleich geringem Zeitaufwande für alle Partien der Schlachtordnung verwendet werden konnte.

Das Centrum, nicht wie es Benedeck formirt, sondern wie es sich beim Zurückweichen gestaltet hatte, bildete einen Bogen, so daß die ganze Schlachtordnung in der Fronte die Gestalt eines Halbkreises annahm. Ohne Frage konnten sich die österreichischen Truppen in dieser Stellung gegenseitig am

Besten unterstützen. Aber sie erlitten dafür auch vom Feinde ein concentrisches Feuer und einen concentrischen Angriff.

Wenn nun Benedeck gewiß wußte, daß eine solche Stellung immer gefahrvoll ist, so mußte ihn die Noth drängen, sie zu wählen, indem er sich vom Feinde nicht mehr frei machen und unter dessen Geschützen ein anderes Terrain zu suchen nicht mehr wagen konnte, oder er mußte besondere Terrainvortheile hier ausbeuten zu können hoffen; und wir glauben beides: die Noth der Verhältnisse hatte die Oesterreicher auf dieses Terrain getrieben, und Ritter von Benedeck, bestochen vom Augenschein, glaubte, daß der glückliche Zufall ihn habe an diesem Terrain einen ausgezeichneten Fund machen lassen. Und dieser begeisternde Irrglaube bewog ihn nun von allen zufälligen Terrainvortheilen die größtmögliche Ausbeute durch Befestigungen, Verhaue, Batteriebauten u. dgl. zu erstreben. Auf diese Weise wurde das Terrain eine riesig große Festung. Es giebt aber wohl kaum eine Festung, die nicht ihre starken, aber zugleich auch ihre schwachen Seiten hätte, und diese Eigenschaft konnte unmöglich einer Festung fehlen, die in aller Eile aus einer weiten Gegend durch Feldfortifikationen hergestellt worden war.

Mußte nun Benedeck auf diesem befestigten Terrain zwischen Nechanitz, Benatek, Josephstadt und Königgrätz angegriffen werden, so war voraus zu sehen, daß der Theil des preußischen Heeres, der auf die starke Seite dieser feindlichen Stellung dirigirt wurde, einen sehr schweren Kampf bestehen, aber der andere Theil des preußischen Heeres, nämlich der, welcher auf die schwache Seite der feindlichen Stellung dirigirt wurde, den Ausschlag geben mußte. So in der That auch werden wir bei der Schlacht von Königgrätz das Verhältniß preußischer Seits erblicken.

Hatte sich Ritter von Benedeck eine wenn auch keineswegs unüberwindliche, doch sehr starke Stellung geschaffen, oder vielmehr diese im Drang der Verhältnisse zufällig gefunden, so verknüpfte sich doch im Voraus mit ihr ein Nachtheil, der ihn selbst für den Fall, daß er das Uebergewicht auf seiner Seite erhielt, doch um die Frucht des Sieges bringen mußte, ja ihm auch selbst den Sieg erschwerte. Die Stellung, welche sich Benedeck gewählt, war nämlich eine reine Defensivstellung. Er konnte sich nur in derselben behaupten wollen, aber durchaus nicht aus derselben herausgehen, weil er dann alle Vortheile derselben verloren haben würde.

Wenn daher auch die Preußen nicht im Stande gewesen wären ihn in seiner Stellung zu überwältigen, so würden sie eben nur von ihrem Kampfe gegen dieselben abgestanden sein, aber besiegt würden sie dadurch im Entferntesten nicht gewesen sein. Wenn ein Feldherr sich genöthigt sieht, die Belagerung einer Festung aufzuheben, so ist er darum noch keineswegs

besiegt. Es kann daher der Stellung der Oesterreicher, wie sehr sie auch den Preußen den Kampf erschwerte, durchaus nicht nachgerühmt werden, daß sich in ihr eine tiefe Einsicht ihres Oberfeldherrn kund gegeben hätte. Doch betrachten wir nun die österreichische Stellung näher!

In südöstlicher Richtung von Königinhof, wo, wie wir wissen, sich jetzt die Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen befand, führt uns der Lauf der Elbe nach dem ein und drei Viertelmeilen entfernten Josephstadt. Diese Festung, im Mündungswinkel der Elbe, Aupa und Metta, mit Bastionen, nassen Gräben, einem Minensystem, überhaupt starken Werken, vom Kaiser Joseph II. von 1781—1787 erbaut, ist nur zwei Meilen von Königgrätz entfernt, wohin uns der Lauf der Elbe nun in mehr südwestlicher Richtung führt. Dieser Ort, im Mündungswinkel der Adler und der Elbe gelegen, ist durch seine Werke, wie durch seine Lage, die die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen erlaubt, noch stärker als Josephstadt. Beide Festungen stehen in engster Beziehung zu einander, da ihre Nähe und die Elbe sie verbinden.

Wie dem preußischen Kriegsgeiste der Charakter des Muthes, freier Bewegung und kühnen, unbehinderten Vorwärtsschreitens seit alter Zeit eigen ist, so ist seit alter Zeit dem österreichischen der Charakter der Angriffsscheu, des Festhaltens an der Scholle, der eifrigen Beschränkung auf die Vertheidigung eigen.

So sah man denn den Ritter von Benedeck sich bereits während der Rüstungen, und wesentlich zu Unbequemlichkeit und Nachtheil der Rüstungen, ängstlich an Olmütz klammern, und nach Ausbruch der Feindseligkeiten klammerte er sich eben so ängstlich wieder an Königgrätz und Josephstadt, von wo er nur einzelne und ungenügende Theile seines Heeres gegen den Feind losgehen ließ.

Jetzt aber, wo er selbst in Gefahr gerieth, hielt er natürlich das sorglich gewählte Feld vor Josephstadt und Königgrätz fest, hoffend, an diesen beiden starken Plätzen eine treffliche Stütze zu finden. Dabei berechnete er nicht, daß die Preußen Festungen zu beachten und zu fürchten durchaus nicht gewöhnt sind. Der Ritter von Benedeck erwartete, daß Josephstadt und Königgrätz seinen rechten Flügel vollkommen sichern würden; und doch war es gerade die Ueberwältigung seines rechten Flügels, welche ihn, wie wir bald sehen werden, die furchtbare Niederlage bereitete.

Das Schlachtfeld, wie es sich Benedeck gewählt, ist rechts von der Elbe und Trotinka, links von der Bistritz begrenzt. Die Trotinka fließt von Miletin südostwärts zur Elbe hinab, in die sie zwischen Königgrätz und Josephstadt mündet. Anderthalb Meilen entfernt fließt die Bistritz südwestlich

und nähert sich in der von Benedeck gewählten Fronte der Trotinka auf drei Viertelmeilen, während sie sich südwärts von der Elbe dergestalt entfernt, daß die drei Flüsse nordwärts ein halbkreisförmiges Terrain markiren.

Dieser Halbkreis bezeichnete zugleich die Schlachtordnung der Oesterreicher, deren Fronte sich mit dem linken Flügel der Bistritz anschloß, vom Dorfe Benatek über Horzenowies zur Trotinka übersprang und sich nun mit dem rechten Flügel an der Trotinka zur Elbe hinab in der Richtung auf Königgrätz hinzog.

Als äußersten linken Flügel gab Benedeck den Sachsen bei Nechanitz Stellung und zwar zu vier Colonnen. Eine Brigade der Sachsen hielt die Stadt Nechanitz besetzt. Ein Theil der Sachsen stand in Reserve entfernt bei Pardubitz. Die linke Flanke der ins Gefecht gestellten sächsischen Armee, wurde vor Hradek durch das österreichische Reservecavaleriecorps gedeckt.

Das Terrain dieses linken Flügels, durch die Ortschaften Nechanitz, Lubno, Jelitz, Hradek, Techlowitz, Prim und Problus bezeichnet, ist gebirgig. Im Vorderterrain fallen die Berge terrassenartig zur Bistritz ab. Sie gewähren der Artillerie vortreffliche Positionen und Ritter von Benedeck hatte nicht versäumt, diese Terraineigenschaft zu benutzen, namentlich hatte er hinter Nechanitz eine furchtbare Batterie sächsischer gezogener Geschütze aufpflanzen lassen. Am Tage vor der Schlacht besichtigte der König Johann von Sachsen diese Stellung seiner Armee und sprach die Meinung aus, daß dieselbe uneinnehmbar sei. Die Bravour der Preußen machte diesen Glauben zu Schanden.

Die Gebirge, wie sie sich bei Nechanitz darstellen, setzen sich längs der Bistritz nordwärts fort und behalten ihre Eigenschaft; ja gegen Sadowa hin, vor den Dörfern Mokrowous, Dohalizka und Dohaliz gewähren sie einer sich vertheidigenden Armee eine Stellung, die noch unangreifbarer scheint als die bei Nechanitz.

Auf dieser Linie hatte Benedeck sein zehntes Corps (Gablenz) und sein viertes Corps (Festetics) aufgestellt, denen sich nun das dritte Corps (Erzherzog Ernst) und zweite Corps (Thun-Hohenstein) auf der zur Trotinka übergehenden Linie anschlossen. Auch diese Corps hatten Stellung auf dem Gebirgshange und waren im Besitze der vortrefflichsten Artilleriepositionen, die zu erstürmen die außerordentlichste Kraft und Kühnheit erforderte. Die Batterien standen vollkommen gedeckt, so daß der angreifende Feind sie mit seinen Geschützen nicht alteriren konnte.

Aber auch die anderen Waffen hatten vollkommene Deckung und entzogen sich dem Auge des Feindes dergestalt, daß die preußischen Oberbefehls-

haber selbst noch keinen klaren Einblick in die Verhältnisse des österreichischen Arrangements gewinnen konnten, als die Schlacht schon begonnen hatte.

Die Artilleriestellung bildete auf dem nach dem Mittelraume, den die Ortschaften Chlum und Lipa bezeichnen, sich immer mehr erhebenden Gebirge drei Linien, so daß mit Ueberwältigung einer Position eben noch nicht viel gewonnen sein konnte. Chlum und Lipa waren der Kern der österreichischen Stellung. Zu Chlum befand sich auch das Hauptquartier.

Hier erhebt sich das Gebirge zu seiner größten Höhe. Die Berge sind schroff und Benedeck hatte ihre Eigenschaft benutzt, um ungeheure Batterien in drei Etagen aufzupflanzen. Diese Anordnung war auch bei Rosberitz getroffen worden, welches wenig entfernt hinter Chlum an der von Sadowa nach Königgrätz führenden Heerstraße liegt.

Hier befanden sich auch die Reserven, nämlich das erste und sechste Corps (Clam-Gallas und Ramming). Ihnen zur Rechten an der Elbe bei Trotina hatte die berühmte „Schwarzgelbe Brigade“ (General Henriquez) zu Deckung des rechten Flügels Stellung, und wegen ihrer wichtigen Aufgabe war ihr nicht nur eine starke Cavalerie, sondern auch eine sehr starke Artillerie beigegeben.

Ueberblickt man nun dieses österreichische Arrangement, so ist nicht zu verkennen, daß von Benedeck sich eine fast unüberwindliche Position bereitet, aber einen zu beschränkten Raum zugewiesen hatte, um seine großen Massen nützlich verwenden zu können.

Wie schon erwähnt, stand rings um die Oesterreicher das preußische Heer. Die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld stand zwischen Smidar und Bidsow, ihre drei Divisionen dicht bei einander und marsch- und schlagfertig.

Um etwas weniger mehr vorgeschoben gegen die Stellung der Oesterreicher befand sich die Armee des Prinzen Friedrich Karl in einer Ausdehnung von zwei Meilen von Petrowitz bis Klein-Miletin. Hier befand sich das dritte Armeecorps in zwei von den Generalen von Manstein und von Kamienski kommandirten Divisionen; hinter ihm die Reserveartillerie.

Bereits von der Armee des Kronprinzen vorgeschoben stand die Vorhut des ersten preußischen Armeecorps bei Chrostow, aber rechts schloß sich an das dritte Armeecorps die Division des Generals von Fransecki an, welche bei Horsitz stand. Weiter südlich lagerte die Division des Generals von Horn und eine halbe Meile hinter ihr die Reserveartillerie. Mehr westwärts gegen die Armee des Generals Herwarth v. Bittenfeld hin stand in Reserve das zweite Armeecorps unter dem Befehle des Generallieutenants von Schmidt, und zwar bei Wostromer an der Straße die dritte, bei Aujesd

Sylwaru die vierte Division. Die Reservecavalerie unter dem Befehle des Prinzen Albrecht stellte die Verbindung mit der Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld her und lagerte bei Liskowitz.

So umgaben die erste und dritte preußische Armee, etwa 130,000 Mann stark die österreichische Stellung im Westen und Norden, während die zweite Armee unter dem Befehle des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mit ihrem Gros von Königinhof bis hinter Gradlitz lagernd, sie von Osten her bedrohete. Das zu ihr gehörige erste Armeecorps stand bei Böhmisch-Prausnitz. Es vermittelte die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl und hatte zu diesem Zwecke seine Avantgarde, wie schon erwähnt, bis Aulejow vorgeschoben. Die beiden Gardedivisionen lagerten bei und hinter Königinhof und ihnen zur Linken folgten gegen Josephstadt hin die 11., 9., 10. und 12. Division unter dem Befehle der Corpscommandeurs von Steinmetz und von Mutius.

Die Armee des Kronprinzen stand daher fast noch einmal so weit vom Feinde entfernt als die Armee des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Herwarth von Bittenfeld, und zwar noch hinter der Elbe, deren Uebergang bei Königinhof jedoch der Kronprinz in der Hand hatte.

Feldzeugmeister von Benedeck glaubte daher auch bei einer schnell erfolgenden Schlacht diese Armee desto weniger fürchten zu müssen, weil die vor ihr liegende Festung Josephstadt sie zu neutralisiren schien und sie wenigstens den Marsch zum Schlachtfelde nicht ausführen konnte, ohne sich mit einem beträchtlichen Theile ihrer Macht gegen Josephstadt zu decken. Entweder, meinte Benedeck, könne sie zur Theilnahme an einer Schlacht gar nicht kommen, oder doch zu spät und sehr geschwächt. Allein wie in so vielem, sollte sich von Benedeck auch darin getäuscht haben.

Nachdem der König Wilhelm von Preußen die Berichte über die verschiedenen Siege seiner Armee erhalten und daraus geschlossen hatte, daß es nun zum Hauptschlage kommen werde, begab er sich selbst auf den böhmischen Kriegsschauplatz und schlug am 30. Juni in dem Schlosse Sichrow sein Hauptquartier auf. Dieses verlegte er am 2. Juni nach Gitschin, nachdem er mehre Schlachtfelder besichtigt hatte. An seiner Seite befanden sich der Chefminister von Bismark-Schönhausen, der jetzt in seiner Eigenschaft als Major das Schlachtfeld betrat.

Ferner befand sich beim Könige Wilhelm der greise General von Moltke, der Chef des Generalstabes, der den Plan des bis dahin so glücklich ausgeführten Feldzugs entworfen und sich darin als einer der größten Strategen seiner Zeit erwiesen hatte. Ueberhaupt umgab den König ein großer Kreis ausgezeichneter Staatsdiener sowohl vom Civil- als Militairstande.

Prinz Friedrich Karl hatte sich am Morgen des 2. Juli von Kamieniéz, wo sich sein Hauptquartier befand, nach Gitschin begeben, um seinen königlichen Oheim zu empfangen, ihm Rapport zu erstatten und für sein weiteres Verhalten den königlichen Befehl entgegen zu nehmen. Es fand ein Kriegsrath statt. Aus allen vorliegenden Wahrnehmungen ließ sich durchaus noch nicht auf die Absichten Benedecks schließen, ja trotz sorgfältiger Recognoscirungen war sein Arrangement, namentlich die Stellung seines Heeres zwischen der Bistritz und Elbe, noch ein Geheimniß, dessen Aufschließung auch nicht alsbald erwartet werden konnte. Doch glaubte man annehmen zu dürfen, daß Benedeck noch mit der Reorganisation seiner geschlagenen und so sehr beschädigten Corps so viel zu thun habe, daß er angriffsweise zu verfahren sicher sich nicht einfallen lassen könne.

Darum wurde der Beschluß gefaßt, den Truppen, wenn nicht zwei, doch wenigstens einen Rasttag zu vergönnen. Sie bedurften dessen in der That. Sämmtliche drei Armeen, besonders aber die erste und zweite, hatten in den letzten Tagen ungeheuere Strapatzen ertragen. Kämpfe und forcirte Märsche hatten ohne Unterbrechung gewechselt, und mehre Corps, z. B. das des Generals von Steinmetz, hatten mit jedem neuen Tage neu zum Kampfe schreiten müssen und zwar ohne irgend eine andere Verstärkung als die moralische, welche aus der Freude des Sieges hervorging.

Nach vier Uhr des Nachmittags kehrte Prinz Friedrich Karl nach Kamieniéz zurück. Hier empfing er über die während seiner Abwesenheit gemachten Beobachtungen Rapport. Eine gegen Dab hin ausgeführte Recognoscirung war bei diesem Orte von feindlicher Cavalerie angegriffen worden und von Jersitz aus hatte man ein österreichisches Corps von mehr als 30,000 Mann bei Lipa Stellung nehmen sehen. Auch anderwärts war eine große Regsamkeit im feindlichen Lager beobachtet worden. Alles aber deutete darauf hin, daß der Feind von Rechanitz längs der Bistritz bis zur Trotinka eine starke Stellung eingenommen habe und eine Angriffsaction vorbereite. Das mußte man glauben, weil man nicht wissen konnte, daß alle von Benedeck getroffenen Anstalten lediglich Vertheidigung bezweckten.

Prinz Friedrich Karl war aber nicht gewöhnt sich angreifen zu lassen. Er beschloß daher dem Feinde zuvor zu kommen und zwar dadurch, daß mit dem Morgengrauen des nächsten Tages zum Angriffe geschritten würde. Da sich nun aber annehmen ließ, daß Benedeck zwischen der Bistritz und der Elbe sein ganzes Heer und die sächsische Armee vereinigt habe, also gegen 250,000 Mann stark sei, so mußte der Angriff von sämmtlichen drei Armeen ausgeführt werden, wenn mit Zuversicht auf den Sieg gerechnet werden sollte.

Es war daher nöthig den Halbkreis, welchen die drei preußischen Armeen

um die Stellung der Oesterreicher bildeten, und dessen Ausdehnung sechs Meilen betrug, enger zusammen zu ziehen und den Angriff so zu veranstalten, daß von den Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Generals Herwarth von Bittenfeld gleichzeitig, von der des Kronprinzen, welche entfernter stand, und daher einen weiteren und beschwerlichen Marsch hatte, einige Stunden später ausgeführt würde.

Nach der Berechnung des Prinzen konnten seine und die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld schon am folgenden Morgen um vier Uhr die Schlacht eröffnen, die des Kronprinzen aber gegen neun Uhr in dieselbe eingreifen; doch glaubte er von der Armee des Kronprinzen, die durch die Strapazen der letzten Tage sehr gelitten hatte, nur ein Corps in Anspruch nehmen zu dürfen.

Diesen Gedanken theilte Prinz Friedrich Karl durch seinen Generalstabschef von Voigts-Rhetz dem Könige Wilhelm eilend mit, übersendete demselben auch den Entwurf schriftlich.

Wie sehr nun der König der braven Armee auch einen Ruhetag wünschte, so fand er doch die Meinung des Prinzen viel zu berechtigt, dem Antrage die Genehmigung zu versagen. Ja er ging in Betreff der Armee des Kronprinzen noch weiter als Prinz Karl, indem er, nicht bloß ein Corps von derselben, sondern diese ganze Armee eilend zur Schlacht zu führen befahl.

Abends elf Uhr hatte der König die Mittheilung des Prinzen Friedrich Karl erhalten und eine Stunde später flogen schon die Ordonnanzoffiziere in die Hauptquartiere des Generals Herwarth v. Bittenfeld und des Kronprinzen. Herwarth von Bittenfeld sollte mit dem Früheſten aufbrechen und den linken Flügel des Feindes, der, wie man richtig glaubte, bei Nechanitz stand, fassen. Doch sollte General Herwarth nicht eher angreifen, als er hören würde, daß die Schlacht vom Prinzen Friedrich Karl schon eröffnet sei. Prinz Friedrich Karl aber erhielt den Befehl, nicht zu früh anzugreifen, damit man der rechtzeitigen Ankunft des Kronprinzen versichert sein könne; an den Kronprinzen aber sendete der König den Befehl, sich längs der Trotinka auf den rechten Flügel des Feindes hinzuziehen, jedoch zuvor Verbindung mit dem Prinzen Friedrich Karl zu nehmen, weil anzunehmen sei, daß der Feind diesem, als dem zuerst Angreifenden, große Uebermacht entgegenwerfen werde.

An den Kronprinzen hatte der König den Major Grafen von Finkenstein gesendet. Obschon nun bei einem Ordonnanzritte eine Meile in wenig mehr als einer Viertelstunde zurückgelegt werden kann, und obschon Graf von Finkenstein schon vor zwölf Uhr Nachts von Gitschin ausgeritten war, so konnte er doch wegen nächtlicher Beschwerlichkeiten und mehrfach noth-

wendiger Umwege das Hauptquartier des Kronprinzen erst Morgens um vier Uhr erreichen. Der Kronprinz, der nun erst sein Corps benachrichtigen und zusammenziehen mußte, auch zwei Flüsse zu überschreiten und vor der Trotinka sumpfige Thäler zu passiren hatte, konnte dergestalt vor Mittag auf dem Schlachtfelde gewiß nicht eintreffen. Die Ordre des Königs an den Prinzen Friedrich Karl, welche ihm den Angriff so weit als möglich hinzuschieben empfahl, war daher sehr weise.

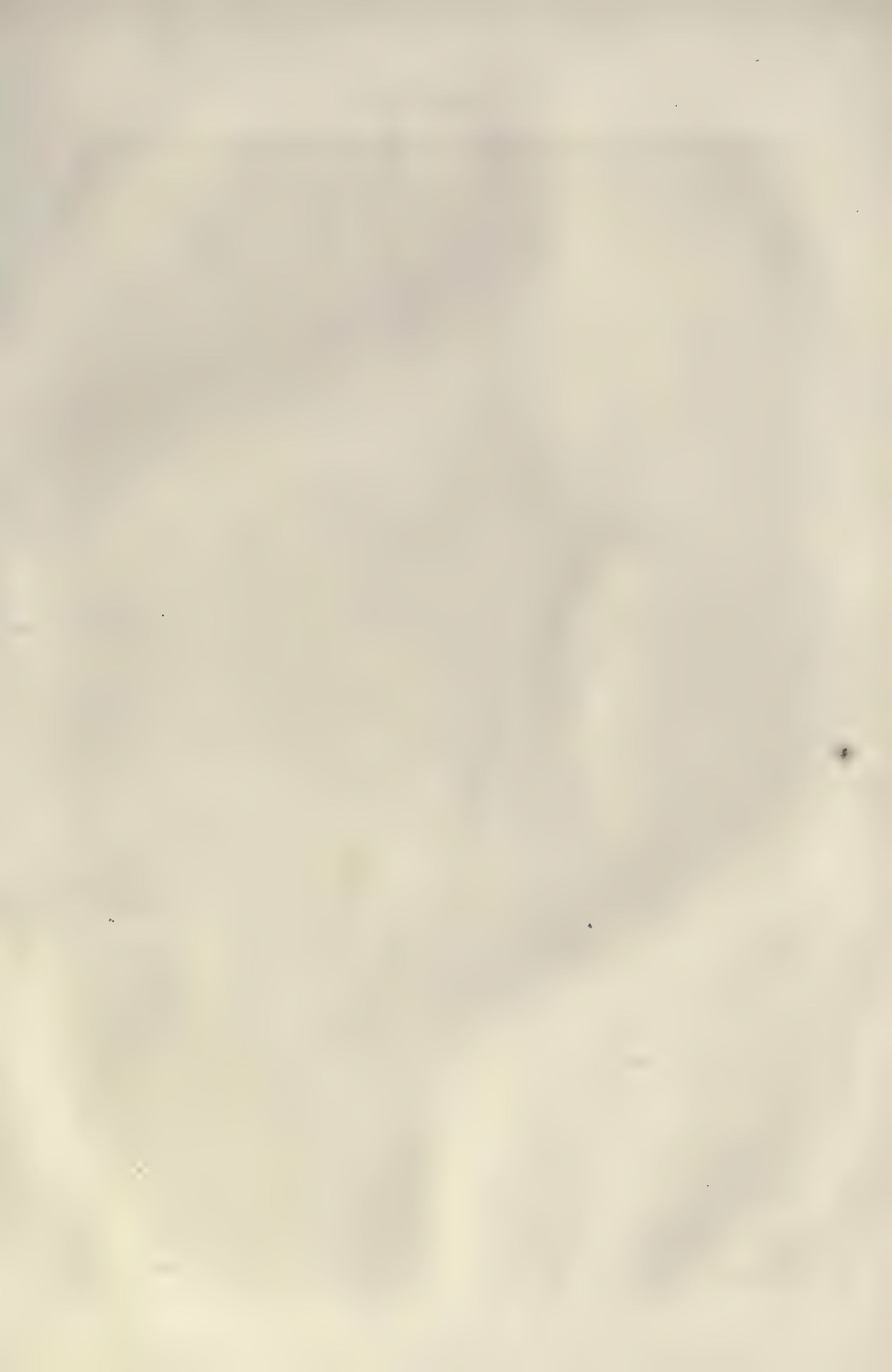
Sobald der Prinz Friedrich Karl für seinen Vorschlag die Genehmigung des Königs empfangen hatte, traf er folgende Anordnung. General v. Horn sollte mit seiner Division (8.) bis Milowitz, General Fransecki mit der 7. Division bis Cerekwitz vorrücken. Die 5. und 6. Division sollten unter dem Commando des Generals von Manstein südlich von Horsitz Reservestellung nehmen. Das zweite Armeecorps erhielt Befehl Stellung bei Brschistan und Pschanek zu nehmen, die Reservecavalerie marschfertig bei Baschnitz zu bleiben, die Reserveartillerie aber, bis Libonitz vorzurücken. Alles dies sollte pünctlich bis zwei Uhr des Morgens ausgeführt sein. General Herwarth von Bittenfeld aber erhielt vom Prinzen die weniger bestimmte Ordre, so früh als möglich mit allen verfügbaren Truppen gegen Nechanitz anzurücken.

Pünctlich, wie der Prinz befohlen, befanden sich seine sämmtlichen Divisionen früh zwei Uhr in der ihnen bestimmten Stellung. Es war schlimmes Wetter. Kalter Regen ging nieder und die Luft war so nebelerfüllt, daß die Fernsicht gänzlich verhindert war.

Die Truppen litten durch das Mißwetter sehr, noch mehr durch Müdigkeit; doch kräftigten sie die Begeisterung für den Kampf und die Freude über die Anwesenheit des Königs und den von ihm übernommenen Oberbefehl. Der erste Tagesbefehl des Königs war bei allen Bataillonen und Schwadronen mit unermeßlichem Jubel empfangen worden, und wo der König erblickt wurde, begrüßten ihn donnernde Freudenzeichen.

Kaum kann es in der Welt eine Armee geben, die geistig so innig mit ihrem Fürsten verbunden ist wie die preußische. Ihr Nationalgefühl ist den Thaten ihrer Fürsten entsprungen, und der Soldat kann das Glück seines Stolzes nicht empfinden, ohne dabei dankend seines Fürstenhauses zu gedenken. Gleiches kann natürlich beim österreichischen Heere nicht gefunden, auch nicht erwartet werden.

Immer noch glaubte Prinz Friedrich Karl den Angriff des Feindes erwarten zu müssen. Allein Stunde verging nach Stunde, und es zeigte sich, daß Benedeck wenigstens für heute den Angriff nicht beabsichtige. Um so mehr mußte man nun aber preußischer Seits zum Angriffe schreiten, weil





GENERALLIEUTENANT v. d. MÜLBE.

sich die einmal erlassenen Befehle nicht mehr wiederrufen ließen, 2) weil von der Ueberraschung des Feindes Vortheil erwartet werden konnte.

Erst vor sechs Uhr ließ Prinz Friedrich Karl vorrücken und zwar die Division Horn gegen Dub, das zweite Armeecorps, welches den rechten Flügel seiner Armee bildete, gegen Dohaliz und Dohalizka.

General von Horn glaubte, daß bei Dub der Kampf beginnen werde, da dieser Ort am vorhergehenden Tage von österreichischer Cavalerie besetzt gewesen war. Allein Benedeck hatte die über die Bistritz vorgeschobenen Truppen wieder zurückgezogen, so, daß von Horn nun gegen Sadowa gehen konnte, welcher Ort da an der nach Königgrätz führenden Straße liegt, wo sie die Bistritz überschreitet. Es mußte erwartet werden, daß dieser Ort wegen seiner aus jenen Eigenschaften hervorgehenden Wichtigkeit energisch vertheidigt werde.

So fand es sich denn auch. Als die Division, langsam und vorsichtig vorrückend, die Gegend von Sadowa erreichte, erdonnerten gegen sie feindliche Batterien. Dieselben feuerten von dem Berge über Sadowa weg. Ihr Stand war wegen des schweren Nebels nicht zu erkennen, aber sie schossen mit großer Genauigkeit, so daß man erkannte, daß die Oesterreicher die Distancen vorher gemessen hatten. Nun ließ General von Horn das Feuer erwidern. Allein das Ziel entzog sich seinen Augen, und kaum ist anzunehmen, daß er hier seinem Feinde Schaden zugefügt habe.

Fast gleichzeitig war auch das zweite Armeecorps gegen Dohaliz, Dohalizka und Mokrowous vorgegangen, und so dehnte sich nun die Kanonade auf einer drei Viertelmeilen langen Linie aus.

Somit war es etwa um acht Uhr, als nun auch die Division des Generals von Fransecki vorrückte, die Bistritz bei Cerekwitz überschritt und gegen das Dorf Benatek ging. Halb neun Uhr hatte sich der Artilleriekampf so entwickelt, daß gegen 500 Kanonen feuerten und der Donner in betäubender Weise tobte. Auf österreichischer Seite war die Zahl der Geschütze fast doppelt so groß als auf preußischer. Die diesseitigen Truppen litten um so mehr, als keine Deckung ihre Stellung begünstigte.

Es war gegen halb neun Uhr, als der König auf dem Schlachtfelde erschien. In Dub setzte er sich zu Pferde. Wegen des Regens hatte er die Füße mit wasserdichten Stiefeln bekleidet, wobei er nicht darauf geachtet hatte, daß sich an diesen keine Sporen befanden. Sie zu ersetzen, entlieh er sich jetzt von einem der Reitknechte dessen Anschnallsporen, und es zeigte sich darin die edle Anspruchslosigkeit dieses großen Fürsten.

Begleitet von dem Minister von Bismark und General von Moltke, und gefolgt von einer großen Suite sprengte er den Berg bei Dub hinan,

um das Schlachtfeld zu überblicken. Allein die feindlichen Truppen bargen sich in den Vertiefungen des wellenförmig aufsteigenden Gebirges, und es ließ sich daher durchaus kein Einblick in die Stellung des Feindes gewinnen. Der König befahl daher den kämpfenden Divisionen nachdrücklichere Angriffe, um dadurch den Feind zu zwingen, sich zu zeigen.

Nun gingen die 8., 3. und 4. Division rasch vor und überschritten trotz dem heftigsten Kugelregen an drei Puncten die Bistritz, indem sie die feindliche Infanterie zurückwarfen. Diese Infanterie fand jedoch in den Wäldern eine Stellung, aus der sie sich den vordringenden Preußen sehr verderblich machte, ohne sie jedoch ganz aufhalten zu können. Denn wie hart auch der Kampf war, und wie sehr auch die Uebermacht der Oesterreicher sich hier fühlbar machte, so rückten die Preußen doch von Position zu Position vor, wenn auch langsam.

Der König folgte seinen kämpfenden Truppen. Indem er den Berg von Dub hinabritt, schlugen mehre Granaten in seiner Nähe nieder, auch eine in seine Cavaleriebedeckung. Man hatte in einer der österreichischen Batterien den Trupp von Reitern wahrgenommen und wahrscheinlich richtig gefolgert, daß sich in demselben der König oder sonst einer der obersten Befehlshaber befinde. Die Oesterreicher schienen nicht gewußt zu haben, daß bei den Kriegen civilisirter Völker die höchsten Personen, namentlich fürstliche, geschont werden. Der König aber bat seine Suite, ihn zu verlassen, damit er dem Feinde minder bemerkbar sei und sich dem Schauplatze des Kampfes unter minderer Gefahr nähern könne.

Nach einem heftigen Kampfe hatte der General von Horn das Dorf Sadowa mit Sturm genommen. Bald darauf gelang es auch der 3. und 4. Division sich vollständig der Dörfer Dohaliz, Dohalizka und Mokrowous, die am rechten Bistritzufer liegen, zu bemächtigen. Es hatte einen wüthenden Kampf erfordert, da diese Dörfer ganz mit österreichischen Schützen angefüllt waren und hinter denselben der Wald mit großen Infanteriemassen besetzt war. Es hatte sich nun jedoch zur Genüge gezeigt, daß Benedeck hier an den Ort des ersten Angriffs ungeheuere Massen geworfen hatte, die allerdings ihre befestigte Position fast uneinnehmbar machten. Da darum hier die Entscheidung nicht beabsichtigt werden konnte, so befahl der König das errungene Terrain vorläufig nur zu behaupten, um das Eingreifen des rechten und linken Flügels zu erwarten, wodurch natürlich die Macht der Oesterreicher in ihrem Centrum eine Schwächung erleiden mußte.

Dermaßen sollte der Kampf an der Bistritz vorzugsweise durch Artillerie und mit möglichster Schonung der Mannschaften fortgesetzt werden. Allein es hing jetzt nicht mehr von den Preußen ab, über die Art des Kampfes

zu bestimmen. Der Kampf blieb fort und fort ein äußerst hartnäckiger, da die Oesterreicher ihre Vortheile fühlend, alles aufboten, das verlorene Terrain zurück zu erringen, was ihnen jedoch nicht gelang. Bereits war die österreichische Infanterie zurück in die Artillerielinie gewichen, und auch hier vermochte sie sich nicht überall zu behaupten.

In gleicher Weise tobte der Kampf auf dem linken Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Karl. Vor Cerekwitz hatte General von Fransecki seine Division auf Benatek geführt. Da der General diesen Ort fortificirt und sehr stark besetzt fand, ließ er ihn mit Granaten überschütten, deren unlöschlicher Zündsatz sehr bald viele Gebäude in Flammen setzte.

Als auf diese Weise die Vertheidiger in Unordnung gebracht waren, ließ der General sein 27. Infanterieregiment im Sturme vorgehen. Und dieses Regiment bemächtigte sich in einem wahrhaft wüthenden Kampfe eines Theils des Dorfes. Nun entstand ein grimmiger Faustkampf in allen Gassen. Man drängte die Oesterreicher Schritt für Schritt zurück, während die nachgezogenen Batterien das hinter dem Dorfe liegende Terrain bestrichen. Das nothgedrungene Schweigen der in dem nahen Walde befindlichen österreichischen Batterien erleichterte die Eroberung von Benatek.

Als nun aber endlich die österreichischen Bataillone nach diesem Walde zurückgewichen waren, begannen jene Batterien ein mörderisches Feuer gegen das Dorf. Das nöthigte die Preußen weiter vorwärts zu gehen und nun pflanzte sich der Kampf nach dem Walde fort. Hier wurde in der grimmigsten Weise gefochten, und die Preußen, ohne genügende Deckung und behindert, sich die Vorzüge ihres Zündnadelgewehrs zu Nutzen zu machen, brachten der endlichen Eroberung des Waldes entsetzliche Opfer.

Man ging nun zur Attaque einer zweiten sich gegen Sadowa hin ausdehnenden Waldpartie über. Hier drang von Sadowa her auch die Infanterie der Division Horn vor. Aber die feindliche Artillerie war durch ihre Geschützzahl überwältigend und durch ihre günstige Stellung unverletzlich.

Zugleich warf Benedeck gewaltige Verstärkungen hierher, denn er glaubte, daß er es eben nur mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der des Generals Herwarth von Bittenfeld zu thun habe, auf den fast unglaubhaften Eintritt der Armee des Kronprinzen gar nicht vorbereitet zu sein brauche.

Gegen Mittag versuchte der General Fransecki gegen Mazlowied hin vorzudringen. Da stieß er halbwegs vor Lipa auf eine gedeckte Batterie von 50 Geschützen, die ein fürchterliches Feuer eröffnete. Zugleich wendete sich die Infanterie des vierten österreichischen Corps gegen die entblößte linke Flanke, die nur mit Mühe von dem zehnten Husarenregimente geschützt

werden konnte. Die Gefahr war so groß, daß die siebente Division nicht nur nicht weiter vorzudringen wagen konnte, sondern selbst wieder auf ihre Position von Benatek zurückgehen mußte, um die Verbindung mit der Avantgarde des bonin'schen Corps wieder zu gewinnen.

Während dessen hatte die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld einen nicht minder schweren Kampf bestanden.. Sie hatte erst gegen zehn Uhr das Schlachtfeld erreicht und sogleich den Angriff auf Nechanitz eröffnet. Die Sachsen, welche Nechanitz besetzt hielten, schienen die Gefahr ihrer sehr vorgeschobenen Stellung zu fühlen und gaben Nechanitz und den Bistritzübergang daselbst leichter auf, als Herwarth von Bittenfeld erwartet hatte; dagegen leisteten sie in dem ferneren Kampfe den energischsten Widerstand. Die Avantgarde, geführt vom General von Rauch, nahm, da Nechanitz auf dem linken Ufer der Bistritz liegt, zunächst die Brücke. Die sächsische Infanterie wich, da ihre Artillerie wegen des Dazwischenliegens von Nechanitz nicht für sie wirken konnte, von der Brücke südlich von Nechanitz zurück auf Hradeck. Es war das elfte sächsische Bataillon. General von Rauch fand die Brücke bei Nechanitz zerstört, ließ sie jedoch mit geringem Zeitaufwande in Stand setzen.

Unverweilt drang die Avantgarde hinüber, um Nechanitz zu besetzen. General von Canstein folgte nun mit der 15. Division den Sachsen auf Hradeck, während der General Graf Münster=Steinhövel mit der 14. Division die Höhen von Lubno besetzte, um weiter auf Problus vorzudringen. General von Etzel dagegen hielt sich mit der 16. Division noch zurück, um im rechten Augenblicke die Flanke der Sachsen zu fassen und durch Vordringen auf Brziza schließlich dem österreichischen Centrum den Rückzug auf Königgrätz abzuschneiden.

Während die zweite sächsische Brigade vergebens ihre Position bei Nechanitz zu behaupten suchte, kämpfte auch die vierte Compagnie bei Hradek vergebens um den dortigen Wildpark. Nun wälzte sich der Kampf um Ober=, Niederprim und Problus, wo sich die sächsische Hauptstellung befand. Problus war das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen, und es ist anerkannt, daß er dasselbe mit achtbarster Bravour vertheidigt hat, bis das allgemeine Verhältniß der Schlacht weiteren Widerstand verbot.

Prim und Problus waren mit Vertheidigungswerken versehen, verschanzt, verhauen und verbarrikadirt worden. Die Preußen fanden daher auch an diesen Orten Festungen, die erstürmt werden mußten. Ohnehin war die Lage dieser Orte auf Bergen und von einem Walde von Gärten umgeben, eine für den Angreifer sehr schwierige. Indessen war es den Preußen einmal bestimmt, in diesem Feldzuge Uebermenschliches vollbringen

zu müssen. Die zweite sächsische Division und dritte Brigade hielten die beiden Orte besetzt. Das dritte Jägerbataillon zu einer Tirailleurlinie aufgelöst, deckte die Fronte, während starke Cavalerie in der Flanke stand. Indem im Vorderterrain der Kampf tobte, wurden die beiden Ortschaften noch immer verschanzt und selbst die Kirche von Problus nicht geschont, da sie als Vertheidigungswerk nützlich war. Ein Theil der Reserveartillerie wurde vorgezogen. Gegen elf Uhr stellte der Artilleriemajor Albrecht drei Reservebatterien bei Prim auf.

Nach elf Uhr waren alle sächsischen Truppen im Gefechte. Ihre Operation wurde durch das gebirgige Terrain sehr erschwert; allein die Aufgabe der Preußen war eine viel schwierigere, da diese fortwährend Fortificationen zu überwältigen hatten und sich selten decken konnten.

Bei Nieder-Prim wüthete der Kampf mit größter Erbitterung. Die vierte sächsische Brigade griff zwei preußische Regimenter und eine Batterie an. Unter furchtbarem Verluste ging die Brigade, voran das vierte Jägerbataillon, bis unter die Batterie. Man drängte sich her und hin und zeigte auf beiden Seiten, daß man die militairische Ehre hochschätze.

Nicht minder hartnäckig war der Kampf um Problus, wo die gezogenen Geschütze der Sachsen ein glänzendes Feuer unterhielten.

Aber auch die bescheidene Hoffnung, ihre Position zu behaupten, mußten die Sachsen aufgeben, als sich der General von Etzel, langsam mit seiner 16. Division auf Techlowitz vorrückend, in ihrer linken Flanke fühlbar machte. Von da ab mußten sie jeden Gedanken an Obsiegen aufgeben. Sie waren gezwungen die Dörfer Prim und Problus zu räumen. Doch setzten sie sich im Weichen noch zwei Mal, und die zweite und dritte Brigade boten alles auf, die verlorene Position wieder zu gewinnen.

Doch jedes Mühen war umsonst, da Benedeck alle verfügbaren Reserven in das Centrum seiner Stellung (Lipa und Sadowa) geworfen hatte und nun die erforderliche Unterstützung nicht gewähren konnte. Wenn daher auch der Kronprinz von Preußen schließlich nicht eingegriffen hätte, würde allem Vermuthen nach doch die Schlacht von den Preußen durch die Ueberwältigung des linken österreichischen Flügels gewonnen worden sein.

Demnach verdienten die Sachsen den Vorwurf, den österreichische Berichterstatter gemacht, nicht, daß ihr Nachgeben um drei Uhr vorzüglich den Verlust der Schlacht verursacht habe. Sollte die Ursache auf dem linken Flügel gesucht werden, so mag sie eher darin gefunden werden, daß Benedeck viel zu spät, und dann erst den Sachsen eine Cavaleriedivision zu Hilfe schickte, als nichts mehr zu helfen und zu gewinnen war. Die Sachsen haben mit größter Aufopferung gekämpft und Ordnung bis zum Ende

bewahrt. Daß ihnen Unmögliches nicht möglich war, durfte ihnen sicher von einer Seite nicht zum Vorwurfe gemacht werden, auf der unter weit günstigeren Umständen ungleich weniger geleistet worden ist.

Im Centrum hatte sich die Artillerielinie bereits zwei Mal reponiren müssen, als Benedeck alle verfügbare Reserveartillerie aufwendete, die Batterie bei Lipa zu verstärken und den Feldmarschallieutenant von Gablenz zu unterstützen. Da entwickelte sich eine unerhörte Kanonade, die für kurze Zeit dem Fortschritte der Preußen Einhalt that.

Da befahl der König die beiden Reservedivisionen einrücken zu lassen, jedoch nur, um die eroberte Position zu behaupten, nicht um weiteres Terrain zu erobern. Denn schon ließ sich das Nahen des Kronprinzen gewahren, dem ja doch die Entscheidung der Schlacht vorbehalten bleiben sollte.

Wie schon erwähnt, hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm den Ordonnanzoffizier seines königlichen Vaters, den Grafen von Finkenstein, erst Morgens um vier Uhr empfangen. Es hätte den kühnen königlichen Helden nichts erwünschter sein können als der Ruf zur Entscheidungsschlacht. Sofort sendete er eine Ordonnanz an den General von Bonin, sein Armeecorps schleunigst über Groß-Trotin und Zabrzes auf Groß-Bürglitz vorgehen und die Reservecavaleriedivision die Verbindung mit dem linken Flügel den Prinzen Friedrich Karl aufsuchen zu lassen. Die beiden Gardedivisionen erhielten Ordre mit Fühlung des ersten Armeecorps über Choteborek vorzugehen. Ihnen zur Linken sollte das sechste Armeecorps (v. Mutius) sich in der Richtung auf Bodow an der Elbe halten und zwei Divisionen zur Deckung des Rückens gegen einen Ausfall von Josephstadt bei Hololaw zurücklassen. Das fünfte Armeecorps (v. Steinmetz), welches in den vorhergehenden Tagen drei große Kämpfe bestanden hatte, wurde angewiesen Reservestellung bei Choteborek zu nehmen, in welcher es zugleich zur Neutralisirung Josephstadts diente.

Zwei Stunden nach Eingang der königlichen Ordre war die ganze zweite Armee in Marschbewegung. Der Weg war theilweise höchst beschwerlich, immer auf- und absteigend, wegen des nächtlichen Regens schlüpfrig und kothig. Es mußten die Elbe und Trotinka überschritten werden. Die Brücken bedurften theilweise einer Ausbesserung, um die Geschütze zu tragen. Nicht selten waren an den kleinen Bächen und besonders an der Trotinka Moräste zu überschreiten. Und doch ging der Marsch so rasch von Statten, daß die Garde bereits nach elf Uhr Choteborek erreicht hatte, von dessen Anhöhen sich ein Theil des Schlachtfeldes beobachten ließ. Der Kronprinz erkannte schon hier, daß er den rechten Flügel der feindlichen Armee vor sich habe und bezeichnete zwei am Horizonte sich auszeichnende Bäume auf den

Bergen von Chlum, die sich als einen darstellten, als den Richtpunct. Es war gegen Mittag, als die erste Gardedivision, voranmarschirend, die Gegend von Horzenowiés erreichte. Hier stieß sie auf die rechte Flanke des zweiten österreichischen Corps. Es stand zwischen Horzenowiés, Racíz und Maslowics.

Um gleich mit überwältigender Kraft den Kampf zu beginnen, ließ der Kronprinz die Reserveartillerie vorgehen. Schon das grimmige Geschützfeuer dieser brachte den Feind in Unordnung.

Nun aber ließ der Kronprinz die Infanterie der Division angreifen. Ihr Schnellfeuer that hier, wo der Feind nur sehr mangelhafte Deckung hatte, eine furchtbare Wirkung. Obschon von zahlreicher Artillerie unterstützt, wichen die Oesterreicher, durch ihre ungeheueren Verluste erschreckt, eilend gegen Chlum und Nedelist hin. Der Kronprinz aber warf ihnen sofort zwei Cavalerieregimenter (Husaren und Dragoner) nach, um die Verwirrung des weichenden Feindes zu vervollständigen.

Unterdessen war auch die zweite Gardedivision hereingerückt. Die Stellung der ersten Division in den von ihr eroberten Dörfern kam der zweiten Division sehr zu Nutzen, da sie ohne Gefahr für die Flanke sich sogleich mit Rechtswendung gegen das höchst wichtige Kampfobject, das stark fortificirte Dorf Lipa wenden konnte. Gegen dieses hatten die Generale von Fransecki und von Horn seit Morgen in der Fronte operirt und es fast unüberwindlich gefunden. Jetzt aber drang die zweite Gardedivision in den Rücken von Lipa und das mußte bald einen Hauptposten in der strategischen Berechnung des Ritters von Benedeck streichen.

Nun konnte Benedeck aber auch gar nicht mehr daran denken, den einzelnen bedrängten Puncten seiner Stellung zu Hilfe zu kommen, denn er war bis auf seine letzte Reserve, welche auf dem äußersten rechten Flügel eine Umgehung seiner Stellung durch das preußische sechste Armeecorps verhindern mußte, in Anspruch genommen.

Dieses preußische Armeecorps hatte mit der 11. und 12. Division das Schlachtfeld betreten. Bei Racziz an der Trotinka stieß die elfte Division, geführt von dem General von Zastrow, zuerst auf den Feind, etwa um zwölf Uhr Mittags.

Die Geschütze eröffneten den Kampf. Kaum war der überraschte Feind erschüttert, als die preußischen Infanterieregimenter Nr. 10 und 50 durch die Trotinka gingen und mit Umgehung in Racziz einstürmten. Sie schnitten eine Batterie ab, und der größte Theil der Besatzung mußte sich ergeben. Nun rückte die Division auf Sendrasziz vor, nahm nach hartem Kampf auch diesen Ort und ging sodann auf Nedelist.

Während dessen war zur Linken der elften Division auch die zwölfte unter dem General von Brondzinski längs der Elbe nachgerückt und bei Trotinka auf die berühmte „Schwarzgelbe Brigade“ gestoßen, die an dem Hange einer kleinen Gebirgspartie drei starke Batterien aufgepflanzt hatte. Obschon die zwölfte Division nicht vollzählig war, warf sie doch den Feind aus Trotinka, folgte ihm nach Lokenitz, eroberte auch diesen Ort und trieb die Schwarzgelben bei Przedmierszitz über die Elbe.

Damit war diese berühmte Heldengenossenschaft entschieden außer Gefecht gesetzt und konnte keinen weiteren Antheil am Kampfe gewinnen. Damit aber auch hatten nun die Preußen den Angriff auf die Flanke der feindlichen Reserve und auf den Rücken der feindlichen Hauptstellung gewonnen, während unter ähnlichem Verhältniß die Division von Etzel (16.) vom rechten Flügel aus auf Brziza vorrückte, und also von beiden preußischen Flügeln aus der Feind umfaßt zu werden in Gefahr war.

Trotz dieser argen Bedrohung kämpften die Oesterreicher noch in ihrer Mittelstellung, und Benedeck scheint auf seine etagirten Riesenbatterien bei Rosberitz, Chlum und Lipa ein überspanntes Vertrauen gesetzt zu haben. Der Kampf wüthete bei Maslowies und Sendraszitz. Hier kämpften die zweite Gardedivision und elfte Division. Diese letztere hatte sich zur Rechten gewendet, sobald links von ihr die zwölfte Division (Brondziski) zum Eingreifen gelangt war. Beide Orte wurden im Sturme genommen und die Oesterreicher mußten mehre Batterien zurücklassen.

Inzwischen war auch das erste Armeecorps (von Bonin) nachgelangt und hatte nicht nur die Verbindung zwischen der Garde und der Division des Generals von Fransecki hergestellt, sondern beide auch mit frischen Truppen verstärkt. Der Kampf wendete sich nun nachdrücklich sowohl von Seiten der Garde als der Division Fransecki gegen Lipa. Die Schlacht wüthete immer noch in Grausen erregender Weise. Obschon die Oesterreicher bereits einen Theil ihrer Artillerie verloren hatten, spieen doch noch gegen 1300 Geschütze ihre Blitze. Von Position zu Position wurde der Feind verdrängt, bis endlich das wichtigste Object erreicht war.

Als der Kronprinz den Hauptangriff auf Lipa reif sah, arrangirte er gleichzeitig auch den nachdrücklichsten Angriff auf Chlum und Rosberitz, das Centrum der österreichischen Stellung.

Jetzt erst, als er sein Hauptquartier angegriffen sah, begriff von Benedeck seine Lage. Es war nach drei Uhr. Er führte Reserven heran. Aber schon ist Rosberitz von den Gardefüsilieren eingenommen. Jetzt soll Chlum gerettet werden. Es speit den Preußen aus 120 Geschützen Fluthen von Granaten entgegen. Vergebens, eine Brigade (v. Obernitz) der ersten

Gardedivision erstürmt es! In der Hand der Preußen wird Chlum nun den Oesterreichern um so furchtbarer, als seine Berge die ganze Ebene dominiren, in welcher sich die Reserven und die zurückgezogenen oder zurückgewichenen Truppen gehäuft haben. Die eroberten Batterien werden gegen ihre früheren Besitzer umgekehrt, und die Preußen krönen den Berg mit ihren Reservebatterien, während jeder Winkel sich mit preußischen Jägern füllt.

Nun führte Benedeck alle verfügbare Infanterie gegen Rosberitz. Er schonte sich so wenig, daß die preußischen Granaten in seinem Gefolge einschlugen und verschiedene Verwundungen verursachten. Auch der Erzherzog Wilhelm wurde verwundet.

Noch ein Mal schien dem Oberbefehlshaber das Glück hold zu sein, indem seine aufgeführte Reserve die linke Flanke der ersten Gardedivision bei Rosberitz gewonnen. Aber es war nur eine Neckerei Fortunens, denn kaum hatte die Bedrängniß jener Division begonnen, als die elfte Division vor Rosberitz erschien und in die rechte Flanke der Oesterreicher mit großem Ungestüm eindrang. Damit wurde deren Angriff gänzlich über den Haufen geworfen, obschon er im Beginn den besten Erfolg versprach.

Doch ließ Benedeck auch jetzt noch vom Kampfe nicht ab, und die Preußen mußten die hinter Chlum und Rosberitz befindlichen Batterien noch einzeln nehmen, und alles, was Benedeck noch gegen die Preußen bei Chlum und Rosberitz vorführte, wurde zurückgewiesen oder vernichtet. Ein schönes Ulanenregiment ging durch das preußische Schnellfeuer ganz zu Grunde und drei Batterien, welche zu nahe herankamen, wurden von den Gardefüsilieren weggenommen.

Keins der Mittel, welche Benedeck noch versuchte, glückte, keins war genügend, die zuvor von ihm begangenen Fehler gut zu machen. Aber der größte seiner Fehler war, keine Vorbereitungen für den Rückzug getroffen zu haben.

Als nämlich nun die Höhen von Lipa mit ihren riesigen Batterien genommen waren und damit die Divisionen Horn, Fransecki und die zweite Reservedivision freie Bahn gewonnen hatten, drängten sich die Oesterreicher aus der Stellung von Lipa, Czistowiés und Langenhof in großer Verwirrung zurück.

Die Verwirrung breitete sich weiter aus. Ein Bataillon schob das andere, und zwar nicht auf einem gefahrlosen Rückzugswege zurück, sondern in das preußische Feuer; denn nun waren auch bereits die Dörfer Wrzestar und Swiénti, welche im Rücken der österreichischen Stellung an der Straße lagen, von dem preußischen General von Mutius genommen. Der Rückzug war gewissermaßen abgeschnitten, während die Armee des Prinzen Friedrich

Karl mit Ungestüm nachdrängte und König Wilhelm persönlich an der Spitze der Reservecavalerie dem fliehenden Feinde folgte.

Noch hatte Benedeck die Besinnung dem königlichen Sieger eine starke Artillerie bei Stresetiz entgegen zu stellen. Allein auch diese gewann keine Wirkung mehr. Nun suchte Benedeck durch große Cavaleriemassen den Rückzug zu schützen. Doch wie viel Mühe sich diese auch gaben, ihrer Pflicht nachzukommen, sie konnten der Cavalerie des Königs nicht widerstehen und wurden selbst mit in das Wirrsal des Rückzugs, der sehr bald in eine beispiellose Flucht ausartete, hineïngetrieben.

Demungeachtet wurde hier und da noch Widerstand geleistet, da das Schlachtfeld zu groß war, um überall über das Verhältniß unterrichtet zu sein. Aber die am Längsten im Kampfe beharrenden österreichischen Truppen waren verlorene Posten und fielen in Gefangenschaft.

Bei dem großen Reiterkampfe kommandirte der König Wilhelm persönlich, unzweifelhaft der gediegenste Stoff für die Begeisterung der Seinen. Wiederholt gerieth er in Gefahr, und das Geschützfeuer achtete er in der Hitze des Gefechtes so wenig, daß ihn der Minister von Bismark um die nothwendige Rücksicht ersuchen mußte. Wie hätte sich aber der greise Heldenkönig da schonen mögen, wo 200,000 Menschen ihm selbst das Opfer ihres Blutes darbrachten. Für den Kaiser brachten 250,000 Menschen ihr Blut zum Opfer; doch wo war der Kaiser?

Friedrich der Große hatte vor hundert Jahren vom preußischen Heere gesagt: „auf einem solchen Heere ruhe der Staat sicher." Dasselbe Wort war König Wilhelm zu wiederholen veranlaßt. Preußen dankt seinem Heere sehr viel; Preußen dankt aber sein Heer dem Geiste seines Fürstenhauses.

Wer sich nach fünf Uhr auf den Höhen von Chlum befand, sah das österreichische Heer in einem unbeschreiblichen Zustande durch die Thäler und die Ebene nach Königgrätz flüchten. Kein Bataillon war noch vereinigt und complet. Alles wogte wild durch einander: Geschütze, Reiter und Infanteristen, Trainfuhrwerke und Marketender. Und dieser wilde Zug ging über ein echtes Todtenfeld. Auf kaum zwei Quadratmeilen lagen an 30,000 Leichen und Verstümmelte; denn die Preußen zählten in ihren Reihen einen Verlust von 10,000 Todten und Verwundeten, die Oesterreicher aber einen Verlust von 20,000 Todten und Verwundeten. Da mußte es wohl Plätze genug geben, wo Leiche an Leiche und Leiche über Leiche lag.

Und die Zahl der Verunglückten mehrte sich noch sehr auf dem Rückzuge der Oesterreicher, denn alle Berge hatten die Preußen nun mit ihren Geschützen besetzt, und die meisten österreichischen Truppen mußten dieses vernichtende Feuer passiren.

An Gefangenen hatten die Oesterreicher ebenfalls an 20,000 verloren, so daß ihr Gesammtverlust ungefähr 40,000 Mann betrug.

Dieser Verlust war kaum so schlimm als die Auflösung des Heeres, die durch diese fast beispiellose Niederlage vollkommen eingetreten war. Wochen gehörten dazu, das Heer neu schlagfertig zu machen, und dann konnte es immer nur sehr geschwächt auftreten. 174 Geschütze nebst 11 Fahnen hatten die Geschlagenen in preußischer Hand gelassen, vielmehr noch Flinten, Säbel, Montourstücke und Heergeräthe aller Art; denn sehr viele Flüchtlinge entledigten sich ohne Scheu alles dessen, was ihre Flucht erschwerte. Da lagen Tausende von Tornistern, Bandeliere, Czakos u. dgl. an der Straße umher, und hier und da sperrten zusammengefahrene Wagen und andere Dinge die Straße wie Barrikaden oder Verhaue.

Ein österreichischer Artilleriehauptmann, der von dem Walle vor Königgrätz die Retirade beobachtete, gab in einer wiener Zeitung folgende Schilderung, für deren Wahrheit die Eigenschaft ihres Verfassers bürgt.

Nachdem derselbe erzählt hat, daß der Commandant von Königgrätz die Thore habe schließen lassen, um das Eindringen der Preußen zu hindern, fährt er fort: „Bald darauf aber sahen wir im wilden Durcheinander unsere Truppen gegen die Festung zu heranjagen. Gleichzeitig sprengte auch ein Courier heran, der dem Festungscommandanten die Meldung von der Niederlage der Unsrigen und von ihrem Rückzuge brachte. Es ward nun der Befehl gegeben, die Festungsthore zu sperren und Niemanden ohne Ausnahme einzulassen. Als dieser Befehl kam, befanden sich unsere Truppen bereits in nächster Nähe der Festung. Man eilte zum Commandanten und fragte an, ob man unseren Truppen den Eingang gestatten dürfe. „Niemandem ohne Ausnahme, habe ich gesagt“ war die Antwort, „die Thore bleiben gesperrt.“ Eine Viertelstunde hierauf entfaltete sich vor meinen Augen das größte Elend, die heilloseste Verwirrung. Wohin der Blick ging, sah man unsere Soldaten in wilder Flucht der Festung zueilen, Tausende von Vorspannwagen, Colonnenmagazinen, Fuhrwesen, Munitionswagen und Geschützen jagten heran, und zu Hunderten schleppten sich mühsam Abgemattete und Verwundete nach der Festung, in der frohen Hoffnung, bei uns ein Asyl, eine entsprechende Pflege zu finden. Ein Geschrei des Entsetzens entstand, als sie die Thore gesperrt fanden und ihnen von den Wällen herab zugerufen wurde, daß sie nicht in die Festung dürften. Der Eine bat und weinte, der Andere schrie und fluchte. Andere wieder krochen wie die Katzen mit geschickter Behendigkeit und trotz ihrer bluttriefenden Wunden an den Ufern der Dämme herum, um eine Lücke zu erspähen, wo sie durch die Massen hindurch schlüpfen könnten. Wieder Andere stürzten sich ins Wasser,

schwammen bis an die Festungsmauer, um von da wieder fruchtlos zurückkehren zu müssen. Unter einigen Soldaten brach die Aufregung in furchtbarster Weise los und wie auf ein verabredetes Zeichen feuerten sie auf uns, die wir uns auf dem Walle befanden, und wir mußten, da wir doch auf unsere Kameraden nicht zurück feuern durften, uns unter der Schutzmauer vor den Kugeln derselben verbergen."

„Mitten in diesem wildesten Durcheinander sah ich knapp vor der Festung einige verwundete Offiziere liegen, die mich mit gefalteten Händen um Einlaß baten. Der Eine von ihnen nannte mir auch noch seinen Namen. Ich schickte sofort einen Boten an den Commandirenden mit der Anfrage, ob es denn nicht gestattet wäre, wenigstens den Verwundeten die Thore zu öffnen; und als nach wenigen Minuten die Erlaubniß kam, da hätte man den Jubel der Armen hören sollen; es war, als wären ihnen die Pforten eines Paradieses geöffnet worden."

„Wie wohl voraus zu sehen war, drängte, nachdem einmal die Thore geöffnet waren, alles hinein in die Festung, was auch nicht verwundet war, und nun ging jene traurige Verwirrung erst recht los, von der bereits Ausführlicheres wird gemeldet worden sein. Am Abend desselben Tages waren unsere Spitäler, für 600 Mann eingerichtet, mit 2000 Verwundeten besetzt, darunter Viele, die vor Schmerz laut aufschrieen und heulten, während Andere vor Erschöpfung wie leblos dalagen. Es war ein herzzerreißender Anblick."

„Gegen sechs Uhr rückte ein Bataillon der Sachsen in die Festung, die nun für Alle geöffnet war, da der Feind unsere Truppen nicht weiter verfolgte. Sie waren die Einzigen, die in militairischer Ordnung, in Reihe und Glied marschirten. Bald darauf ritt auch Feldzeugmeister v. Benedeck mit seinem Gefolge durch. Auf seinem Gesichte lag der Ernst der Situation deutlich ausgeprägt, sein Blick war zu Boden gerichtet."

So schilderte ein österreichischer Hauptmann die Flucht seiner Landsleute, und wie grauenhaft auch, so ist doch das von ihm gegebene Bild nur unvollkommen, da es nur die kleine Scene bei Königgrätz umfaßt. Anderwärts sah es theilweise noch schrecklicher aus. Viele Verwundete lagen unter den niedergeschmetterten Aesten der Waldbäume, die in phantastischen Zacken emporstarrten, begraben, oder mit Geröll überschüttet und wurden erst später gefunden; nicht wenige verhungert. Auf der Flucht wurden viele, niedergerissen, von den Geschützen gerädert oder zertreten. Die niedergebrannten Dörfer waren die schrecklichen Gräber sehr vieler Verschütteter. Auf der Elbbrücke bei Königgrätz wurden nicht wenige erdrückt oder niedergefahren; nicht wenige ertranken, die über die Brücke nicht gelangen konnten und

zwischen Königgrätz und Kuklena durch die aufgestaueten Wasser gehen wollten. Kurz das Unglück dehnte sich weit bis über Pardubitz aus, wohin der Rückzug ging; und noch ein Glück im Unglücke war es für Benedecks zertrümmertes Heer, daß die Preußen die Verfolgung nur bis Königgrätz ausdehnten, da sie selbst im hohen Maße erschöpft waren. So ließen sie nun nach acht Uhr Abends die Waffen ruhen. Sie hatten alles erreicht, was zu erreichen nöthig war. Oesterreich war entwaffnet; es kam nur noch darauf an, ihm das begreiflich zu machen, um fordern zu dürfen, was man zu fordern für recht hielt.

Gegen acht Uhr überritt der greise Heldenkönig das meilenweite grauenhafte Schlachtfeld. Da traf er auf seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Angesichts der vollbrachten Riesenthat, mit der die Geschichte ihres Preußens verherrlicht war, umarmten sie sich, und gewiß mit den überwältigendsten Empfindungen, die je eines Menschen Seele erfüllt haben. Der greise König überreichte seinem Sohn den Orden pour le mérite. Er hätte ihn keinem Würdigeren geben können; denn wenn auch alles gesiegt hatte, so war er doch der eigentliche Sieger, und ohne ihn würde dieser Sieg zweifelhaft gewesen sein.

Am folgenden Tage war Benedeck bis Hohenmauth geflüchtet, und am 6. Juli schrieb die Augsburger Zeitung mit der Feder ihres österreichischen Berichterstatters:

„Wo gegenwärtig das Hauptquartier der Nordarmee — oder ob überhaupt ein solches noch existirt — weiß Niemand. Die Einzelheiten von der Schlacht zwischen Josephstadt und Königgrätz bestätigen, daß die Nordarmee zu existiren aufgehört hat. Von den stolzen Bataillonen, welche vor achtzehn Tagen muthig und voll Siegeshoffnung in die Schlachtlinie rückten, sind heute nur noch einzelne Haufen, theilweise ohne Waffen und Führer, übrig, welche planlos umherirren und an nichts mehr denken, als sich vor der raschen Verfolgung des Feindes zu retten. — Wer nur einigen militairischen Scharfblick besitzt, wird sofort erkennen, daß diese Truppen, moralisch und physisch gebrochen, keinen ernsten Kampf mehr wagen können.“

So war nun dieser Feldzug, dessen Glanz alles überbietet, was die Kriegsgeschichte aufzeigt, thatsächlich beendet. Er hatte nicht länger gewährt als vom 26. Juni bis zum 3. Juli und uns dadurch auf dem Titel dieses Buchs zu der naiven Bezeichnung „der siebentägige Krieg“ berechtigt. Oesterreich lag nun geöffnet vor dem Sieger, und es war zu erwarten, daß dieser sich jenem Wien zeigen werde, das seinem Hochmuthe die Welt zu opfern getrachtet hatte, ohne doch die Würde dazu zu besitzen.

48.

Folge der Schlacht von Königgrätz: Oesterreich opfert Venetien.

Die Vernichtung der österreichischen Nordarmee hatte zu Wien wie in ganz Oesterreich unbeschreiblichen Schrecken verursacht. Es schien, als ahne man schon die Kühnheit Preußens auf Wien anzurücken und, wenn es sein müsse, ganz Oesterreich in Beschlag zu nehmen, um den Trotz des kaiserlichen Cabinets zu brechen und von Ansprüchen zurück zu bringen, die längst verjährt und in der Gegenwart verkehrt, für Deutschland höchst verderblich und gänzlich unberechtigt waren. Das ganze Reich war dem Sieger preis gegeben, von dem man wußte, daß er es nicht schonen werde, so lange seine Forderungen, die freilich den alten Stolz Oesterreichs gänzlich brachen, nicht bewilligt waren. Schon dachte man in Wien an Flucht, und die kaiserlichen Equipagen wurden keinesweges in Stand gesetzt, um den Kaiser auf den Kriegsschauplatz zu führen, auf dem er ja so gut wie keine Armee mehr hatte.

Je größer der Schrecken über das Unglück war, desto größer war die Erbitterung gegen die Männer, welche das Heer geführt hatten. Der Kaiser hatte sein Heer nach der Zahl der Leute und Kanonen berechnet. Er hatte sein Heer dem preußischen für weit überlegen gehalten und gemeint, daß er binnen wenigen Wochen halb Preußen erobert haben müsse. Jetzt fragte er sich verzweifelt, wie ist es möglich, daß man sich mit solcher Uebermacht von den Preußen schlagen lassen kann. Aber, ungenügend über seine eigene wie über die fremde Macht unterrichtet, wußte er nicht, daß eine österreichische Armee keine preußische ist und daß bei Vergleichung beider, Factoren die Hauptrolle spielen, die ihm fremd waren und die über den materiellen Rechnungsposten stehen.

Schon von vorn herein war Franz Joseph in die größte Unzufriedenheit versetzt worden, da jede Depesche eine Niederlage berichtete. Der Oberbefehlshaber Ritter von Benedeck hatte die Schuld auf den Grafen Clam-Gallas geschoben, dem er nicht hold war. Jetzt aber stand auch der Oberbefehlshaber als Schuldiger da. Wer am Leichtfertigsten sich selbst Schuld aufbürdet, ist am Geeignetsten sie auf Andere abzuwälzen. Genug, da man in Oesterreich gewöhnt war einen Sündenbock vor die Schlachtbank des Reichsgerichts zu führen, so wurden der Graf Clam-Gallas, der Generalstabschef von Hennickstein und der Generalquartiermeister Krismanich ver-

haftet und nach Wien geschafft. Privatrücksichten des Kaisers erlösten den Grafen Clam-Gallas von der Furcht vor dem amtlichen Urtel. Er wurde unter aller höchstem Einflusse alsbald von der Anklage befreit, aber er würde auch eine Verurtheilung durchaus nicht verdient haben, da er in der That bei Münchengrätz und Gitschin, zwar nicht mit Cultur, aber doch mit achtbarer Bravour gekämpft hatte. Seine Niederlage hatte einzig und allein nur Benedeck verschuldet, der ihn gegen eine doppelte Uebermacht vorgeschickt hatte. Aber wäre auch Benedeck für den Schuldigeren erkannt worden, so konnte man ihn doch jetzt nicht aus seinen Functionen reißen, wenn man die Verwirrung nicht noch vergrößern wollte. Ob man ihn aber auch köpfte oder leben ließ, die gefährliche Lage des Staates war nicht mehr zu ändern, und diese mußte durch ein außerordentliches Mittel beschworen werden.

So faßte man denn im wiener Cabinet den großartigen Entschluß Venetien zu opfern, es durch die Hand des Kaisers Napoleon III. an Italien abzutreten. Stets hatte Oesterreich behauptet, daß Venetien ihm zur eigenen, wie zu Deutschlands Vertheidigung gänzlich unentbehrlich sei; und jetzt gab Oesterreich Venetien gewissermaßen freiwillig auf.

Da zeigte sich Oesterreich wieder recht als das Land ewiger Unwahrheit. Aber es zeigte sich dabei auch sogleich wieder als das Land ewiger Bosheit und Selbsttäuschung: Indem es Venetien nicht direct an Italien gab, sondern an den Kaiser Napoleon III. cedirte, wollte es an diesem einen Freund und Bundesgenossen gegen Preußen gewinnen und an Italien gleichzeitig einen Feind los werden. Wenn dies den vorausgesetzten Erfolg gehabt hätte, würde freilich Oesterreich seine ganze Kraft gegen Preußen aufzubieten im Stande gewesen sein, und mit dieser an dem verhaßten Preußen eine furchtbare Rache nehmen, war in der That seine Absicht.

Nur Bosheit hatte diese politische Speculation eingeben können; doch ihre Unnatürlichkeit und moralische Unreinheit brachten dieselbe gänzlich um den Erfolg. Italien weigerte sich nämlich, Venetien aus der Hand eines fremden Vermittlers zu nehmen, erklärend, daß es sich dadurch in ein Abhängigkeitsverhältniß zu diesem stellen werde, was ihm die Nationalehre unmöglich mache; aber ob ihm auch Venetien geschenkt werde, oder ob es sich dasselbe erobere, sein Bündniß mit Preußen könne dadurch nicht alterirt werden, und es könne Frieden nur dann erst schließen, wenn Preußen Frieden schließe.

So sah Oesterreich auch diesmal wieder, wie sehr es seine hämische Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Es hatte Venetien geopfert, um sich von einem Feinde zu befreien, und war nun um ein Land ärmer, und dennoch von diesem Feinde nicht frei geworden.

Aber auch in Napoleon hatte es sich getäuscht. Er erklärte, daß er der Ansicht Italiens, nicht einseitig mit Oesterreich Frieden schließen zu können, beitreten müsse; und für die Ueberlassung Venetiens an Italien könne er nur etwa das Versprechen geben, einen und denselben Waffenstillstand zwischen einerseits Preußen und Italien und andrerseits Oesterreich nach Kraft seines Einflusses vermitteln zu wollen.

So hatte Oesterreich an Napoleon keineswegs den gewünschten Bundesgenossen gewonnen, und die Idee, sein Heer aus Italien zurückzuziehen, um es gegen Preußen zu verwenden, zerfloß in nichts. Es hatte sich in unwürdigster Weise selbst betrogen und dabei zugleich sein ganz undeutsches Wesen entlarvt, und dadurch verlor es obendrein bei seinen deutschen Bundesgenossen noch die Sympathien, auf denen zuletzt sein Einfluß in Deutschland beruhete.

Immer in Selbsttäuschung, glaubte das wiener Cabinet fest und sicher mit seinem Anerbieten zu reuissiren, ja es war seiner Sache so gewiß, daß es nicht einmal die Vorsicht walten ließ, vor Preußen, auf welches ja der hämische Anschlag berechnet war, seine wahre Absicht zu verbergen. Der Groll drängte, und es ließ sichtbar gern merken, daß es mit der Rache nahe. Gefährliche Thorheit, ohne Verlaß auf die eigenen Mittel den Feind zur Energie zu drängen! Immer nur in eitler Selbstbeschauung befangen, hatte sich Oesterreich weder ein richtiges Urtheil über den Charakter des Königs Wilhelm, noch über den Geist des Ministers von Bismark, noch über die Einrichtung des Zündnadelgewehrs verschafft; genug in der österreichischen Rechnung befand sich nicht ein einziger richtiger Posten.

Bereits am Tage nach der Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz theilte die wiener Zeitung „Presse" mit, daß alsbald nun die in Venetien stehenden drei Armeecorps zurückgezogen und schleunig mit der Nordarmee vereinigt werden würden.

Daraus mußte das preußische Ministerium natürlich schließen, daß Oesterreich mit Italien einen Separatfrieden zu schließen beabsichtige oder gar schon geschlossen habe. Doch war dieses kaum denkbar, kaum möglich. Und doch schien darin eine Bestätigung enthalten zu sein, daß dem Feldzeugmeister von Benedeck unverzüglich der Oberbefehl entzogen und ihm geboten wurde, nur noch so lange an der Spitze des Heeres zu bleiben, bis der Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, zur Uebernahme des Oberbefehls aus Italien angelangt sein werde. In der That es schien, als ob zwischen Italien und Oesterreich ein ganz festes Abkommen getroffen sei. Und doch konnte man das im preußischen Hauptquartier um so weniger glauben, als die directen Nachrichten aus Italien derartiges entschieden in

Abrede stellte. Da enthüllte sich am 5. Juli das Räthsel, indem pariser Zeitungen berichteten, der Kaiser von Oesterreich habe dem Kaiser Napoleon Venetien cedirt, damit dieser es dem Königreich Italien übergebe und ihm dafür den Frieden mit diesem Reiche vermittele.

Nun wußte man in Preußen wohl, woran man war. Man konnte nun zwar an der Treue Italiens nicht zweifeln; aber die Intentionen des wiener Cabinets waren demaskirt, und es mußte angemessen scheinen, den Krieg gegen den tückischen Gegner mit größter Energie fortzusetzen, um vor dem Wiedererstarken desselben ein größeres Pfand in die Hand zu bekommen.

Zu Ausführung seines Planes schien dem Kaiser Franz Joseph nichts so erwünscht als ein Waffenstillstand. Freilich kam viel darauf an, Zeit zu gewinnen, um schnell mit Italien fertig zu werden und die Armeecorps des Erzherzogs Albrecht nach Norden zu bringen. Man sendete daher den Feldmarschalllieutenant v. Gablenz, von dem man meinte, daß er beim Könige von Preußen wohlgelitten sei, an diesen zur Vermittelung eines Waffenstillstandes auf vier Wochen. Allein man hatte die Pläne nicht geheim genug gehalten, die Politik des wiener Cabinets hatte sich schon zu sehr verrathen, und Herr v. Gablenz mußte zurückkehren, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

Da ein Waffenstillstand nur Oesterreich nützen konnte, so konnte er von Preußen auf keinen Fall genehmigt werden, ohne daß Oesterreich sich für die wichtigsten preußischen Forderungen verpflichtet hatte. Daß Oesterreich dazu im Entferntesten nicht Lust empfand, zeigte die Proclamation des Kaisers Franz Joseph vom 10. Juli, in welcher er sagt:

„Schweres Unglück hat meine Nordamee getroffen . . . Allein das Vertrauen auf den Muth meiner Armee ist in mir keinen Augenblick wankend geworden . . . Ich habe mich an den Kaiser Napoleon zur Vermittelung eines Waffenstillstandes mit Italien gewendet. Und er hat sich auch zum Vermittler eines Waffenstillstandes mit Preußen erboten . . . Ich habe dieses Anerbieten angenommen . . . Ich bin zu einem Frieden unter ehrenvollen Bedingungen bereit, um dem Blutvergießen und den Verheerungen des Kriegs ein Ziel zu setzen; allein nie werde ich in einen Friedensabschluß willigen, durch welchen die Grundbedingungen der Machtstellung meines Reiches erschüttert würden . . . In diesem Falle bin ich zum Kampfe auf das Aeußerste entschlossen und hierin der Zustimmung meiner Völker gewiß . . . Alle verfügbaren Truppen werden zusammen gezogen und durch die angeordnete Rekrutirung, die zahlreichen Freiwilligen, welche der neu auflebende

patriotische Geist überall zu den Waffen ruft, ergänzen sich die Lücken des Heeres ... Oesterreichs Völker haben sich nie größer als im Unglück gezeigt."

Diese Proclamation war unverkennbar wieder dem großen Topf der österreichischen Täuschungen entsprossen. Der Kaiser verkannte gänzlich seine Lage und daß er vor einem Sieger stand, gegen den er auch den kleinsten Sieg nicht errungen hatte und zu erringen im Stande war, daß seine Armee in Trümmern lag, daß Napoleon und Italien sich entschieden von seiner politischen Speculation abgewendet hatten, und daß er und seines Reiches Machtstellung in der That jetzt von dem Willen und der Gnade seines großen Besiegers abhingen. Und in der Proclamation dieses offene Kundgeben eines ungezähmten Grimmes gegen Preußen! diese anmaßend kriegerische Sprache! dieses dreiste Verrathen der feindseligen Absicht! — in der That es war schwer zu begreifen!

Von der Unklugheit und Verblendung des wiener Cabinets war aber alles, und selbst der sonst so besonnene Erzherzog Albrecht angesteckt. Auch seine vom 13. Juli erlassene Proclamation war voll von Uebermuth und Siegessicherheit, so daß er wohl eben so wenig wie der Kaiser die traurige Lage Oesterreichs verstanden haben kann. Seine Proclamation lautete:

„Seine Majestät der Kaiser haben allergnädigst mir das Commando der gesammten operativen Armee anzuvertrauen geruht und ich übernehme dasselbe mit heutigem Tage. Soldaten vom Norden und vom Süden! treue wackere Verbündete aus Sachsen! Vereint, wie unsere Gefühle stets gewesen, wird nun auch unser Wirken sein! Mächtiger als je zuvor sammelt sich eine Armee aus kampfgeübten, an Tapferkeit und Ausdauer gleich bewährten Kriegern, die mit dem Bewußtsein einerseits schon errungenen Sieges, und andererseits mit dem heißen Verlangen, ein unverdientes Mißgeschick zu rächen, sich nach der Gelegenheit sehnen, dem Uebermuthe des Feindes ein Ende zu machen. Laßt uns mit vereinten Kräften (viribus unitis) das große Werk vollbringen und uns hierbei stets in Erinnerung halten, daß der Erfolg demjenigen zu Theil wird, der Kopf und Herz zugleich am rechten Flecke hat, der gleichzeitig ruhig zu denken und energisch zu handeln weiß, und daß — möge das Glück begünstigen, was es wolle — nur derjenige verloren ist, der sich einschüchtern läßt und sich selbst aufgiebt! — Laßt uns also unerschütterlich vertrauen auf Gott, der die gerechte Sache schützt, auf unsere Monarchen, welche von uns die Wohlfahrt ihrer Völker erwarten, laßt uns vertrauen auf unsere eigene Kraft, die sich mit jeder neuen Aufgabe neu belebt, und

dann getrost zum Entscheidungskampfe schreiten, mit dem alten Rufe: Es lebe der Kaiser!“

Im preußischen Hauptquartier wußte man nach so vielen unzweideutigen Kundgebungen nun in der That genug, um das rechte Verhalten zu finden. Man wußte, daß man jetzt energisch vorgehen und die französische Waffenstillstandsvermittelung möglichst hinziehen mußte, bis Oesterreich der Muth zu so kühnen Gefühlen und überspannter Anmaßung genommen war.

49.

Das Vorrücken der Preußen.

Die Niederlage der Oesterreicher würde sich auf ihrem Rückzuge noch sehr vergrößert haben, wenn es nicht höchst nothwendig gewesen wäre, den preußischen Truppen etwas Rast und Ruhe zu gönnen. Sie waren in der That ganz erschöpft. Es war ja auch nichts zu eilen, da Wochen nicht zugereicht haben würden, die bei Königgrätz zerschmetterte österreichische Armee kriegsfertig zu machen.

König Wilhelm ordnete daher einen Rasttag an. Während dessen blieb das Heer auf dem Schlachtfelde, nur beschäftigt mit Aufnahme der Beute und Bestattung der Todten, unter denen sich der im preußischen Heere höchstgeachtete Commandeur der ersten Gardedivision, General Hiller von Gärtringen, befand. Er war bei Wegnahme einer feindlichen Batterie gefallen; unfern von ihm war der junge Prinz Anton von Hohenzollern tödtlich verwundet worden.

Am 5. Juli setzte das Heer über die Elbe und arrangirte mit Vorschiebung einer Reservecavaleriedivision seinen Marsch in solcher Weise, daß die Armee des Kronprinzen den linken Flügel, die Armee des Prinzen Friedrich Karl das Centrum und die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld den rechten Flügel bildete. Der Elbübergang fand von Pardubitz bis Teinitz auf drei verschiedenen Puncten statt, und so rückten die drei Colonnen auf drei verschiedenen Wegen, die linke gegen Olmütz, die mittlere gegen Brünn, die rechte gegen Iglau. Zur Beobachtung der Festungen Josephstadt und Königgrätz blieb das sechste Armeecorps zurück; erhielt aber schon nach zwei Tagen Befehl dem Heere zu folgen, da eben eine andere Truppe von Schlesien her anrückte, der diese Function angemessener war.

Der Ritter von Benedeck hatte sich am 4. Juli kaum Zeit gegönnt, die Trümmer seines Heeres zu sammeln, geschweige denn sie zu ordnen. In völliger Fluchteile zogen seine Truppen im jämmerlichsten Zustande, theilweise ohne Gepäck und Waffen, nach Olmütz. Das gablenz'sche Corps aber, welches gänzlich reorganisirt werden mußte, und die Sachsen gingen nach Brünn, und von da auf der Eisenbahn weiter nach Wien, wo sie zu den aus Venetien erwarteten Corps gestellt werden sollten. Maßregeln, das Nachrücken des Feindes zu hemmen, vergaß Benedeck gänzlich. Er dachte nur an Flucht, und ließ die mährischen Pässe unbesetzt. Wie viel weniger mochte oder konnte er daran denken, sich, zu einer Schlacht fertig, dem kühnen Feinde entgegen zu werfen.

Nichts entging der Beobachtung des Königs Wilhelm und der rathend an seiner Seite stehenden Männer. Und nach seinen Beobachtungen, die Oesterreich in Wahrheit kriegsunfähig erscheinen ließen, bemaß er sein Verhalten sowohl in Betreff der Heeresleitung als in Betreff seines Verhaltens zu den Waffenstillstandsanträgen, die jetzt wiederholt von Seite des wiener und pariser Cabinets an ihn ergingen. Er ließ unaufhaltsam vorrücken.

Bereits am 10. Juli hatte der Kronprinz die Gegend von Olmütz erreicht, Prinz Friedrich Karl aber Saar, wo er die ersten österreichischen Truppen, Husaren, fand und aus dem Wege warf. Am 11. Juli aber erreichte er vor Brünn einen Theil der österreichischen Arrièregarde, trieb diese nach kurzem Gefechte in die Flucht und nahm sogleich Tischnowitz. Das Gefecht hatte der Herzog Wilhelm von Mecklenburg in glänzender Weise geleitet. Am folgenden Tage schon rückte der Prinz in Brünn ein, wohin alsbald auch das Hauptquartier des Königs verlegt wurde.

Während nun der Kronprinz, vom schlechten Wege aufgehalten, sich noch in der Gegend von Olmütz befand, General Herwarth von Bittenfeld aber unaufhaltsam bis zu dem historisch wichtigen Znaym vorgedrungen war, hatte die Schlachtordnung eine Schwenkung links erhalten.

Dadurch wurde das Heer Benedecks, welches bei Olmütz reorganisirt werden sollte, bedroht, von Wien abgeschnitten und neu angegriffen zu werden. Jetzt bot Benedeck alles auf seine Truppen nach Wien zu fördern.

Aber nun hatte der Kronprinz den Feind bereits überholt und bedrohete die im Marsche befindlichen Truppen mit Flankenangriffen. Die noch im Lager bei Olmütz befindlichen, über 70,000 Mann starken Oesterreicher, konnten den so bedroheten Marsch gar nicht unternehmen und mußten sich nach Ungarn wenden um, wenn auch auf großem Umwege, doch sicher ihr Ziel zu erreichen. Aber kaum war zu denken, daß man preußischer Seits diese Theilung der benedeck'schen Armee unbenutzt lassen werde.

50.

Das Gefecht bei Tobitschau.

Am 15. Juli stand bereits die Armee des Kronprinzen drei Meilen südwestwärts von Olmütz, als Benedeck besondere Anstrengungen machte den Rest seines Heeres auf der Eisenbahn über Lundenburg nach Wien zu fördern. Nur 20,000 Mann sollten bei Olmütz zurückbleiben, um die in stürmischer Eile gegen Wien vordringenden Preußen im Rücken zu bedrohen.

Diese Maßregel war ungenügend. Die Preußen zu bedrohen hätte es größerer Mittel bedurft. Aber auch dann noch mußte die Maßregel zwecklos werden, weil nun bereits die zweite Reservearmee unter dem General von der Mülbe im Rücken des königlichen Hauptheeres Böhmen besetzt hatte und der General von Knobelsdorf in Eilmärschen aus Schlesien heranzog, um durch Besetzung Mährens in gleicher Weise den Rücken des Hauptheeres zu decken und Olmütz zu neutralisiren.

Kaum hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm die Anstalten Benedecks wahr genommen, als er dem General von Bonin Ordre ertheilte, Parnum wegzunehmen, und die nach Wien führende Eisenbahnstraße zu sperren.

Zu diesem Zwecke mußte ein Theil der Truppen auf Tobitschau vorgeführt werden, welches rechts der Bahn liegt und durch welches eine Heerstraße führt.

Auch diese wollte Benedeck für den Transport der Truppen nützen, und es bewegten sich auf ihr die meisten Mannschaften des ersten, zweiten und achten Armeecorps nebst der Haupttraincolonne.

Es gelang der Infanteriebrigade des Generals Malotki von Trzebiatowski die Arrièregarde des Feindes zu überholen. Kaum hatte dies der General gewahrt, als er sich links auf Tobitschau wendete und auf der Höhe von Hrubsziz den Feind neben sich ziehen sah. Jetzt ordnete General Malotki seine Brigade zum Angriff, das 44. Regiment als erstes, das 4. Regiment als zweites Treffen, während die dabei befindliche Batterie noch zur Disposition gehalten wurde.

Als die Preußen bei Witlitz den Blattafluß überschreiten wollten, trat ihnen der österreichische General von Rothkirch mit seiner um ein Bataillon stärkeren Brigade und einer Artillerie von 32 Geschützen entgegen, wovon er jedoch zunächst nur 24 agiren ließ. Jenseit des Flusses hielten die Oesterreicher ein Wäldchen besetzt. Dieses wurde vom 44. Regimente nach kurzem, aber heißen Kampfe genommen, und als die Oesterreicher es zurück erobern

wollten, überwältigte dieselben das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre und warf sie auf Wierowan. Ebenso mißglückte ein zweiter Angriff. Nun aber gingen die Vierundvierziger, begleitet von einer Batterie, auf die Dörfer Wierowan und Rakadau und warfen den Feind hinaus.

Während dessen waren zwei Bataillone des vierten Infanterieregimentes in Tobitschau eingedrungen und hatten auch hier den Feind verdrängt. Er wich gegen Olmütz.

Kaum hatte dies der Cavaleriegeneral von Hartmann wahrgenommen, als er seine Kürassierbrigade mit zwei reitenden Batterien bei Biskupitz über den Fluß warf. Hier stieß man auf einen feindlichen Artilleriezug von 20 Geschützen. Auf diesen warfen sich die zweite und vierte Schwadron des fünften Kürassierregiments. Die zweite ging gerade in das Feuer und eroberte mit einem Verluste von nur 12 Mann 18 Geschütze, 7 Wagen, 168 Pferde und machte 170 Mann gefangen. Zu gleicher Zeit fand die Wegnahme von Traubeck unter Beistand zweier Cavaleriegimenter und dreier Batterien statt.

Trotz ihrer von Benedeck erhaltenen Verstärkung war nun die Brigade Rothkirch allenthalben zurückgeschlagen und verhindert nach Süden abzumarschiren. Sie ging wieder unter die Kanonen von Olmütz, um von da auf einem anderen Wege das ihr bestimmte Ziel aufzusuchen.

51.

Das Gefecht bei Prerau.

Nur eine Meile von Tobitschau liegt die Stadt Prerau. Prerau zu nehmen und dadurch die nach Wien führende Eisenbahn zu sperren, war die eigentliche Aufgabe der malotkischen Infanteriebrigade. Daher war das von ihr und von der Reservecavaleriedivision von Hartmann ausgeführte Gefecht von Tobitschau eigentlich nur ein Vorspiel des Gefechtes von Prerau, welches am Nachmittage desselben Tages stattfand.

Nachdem, was er bei Tobitschau erlitten, hätte man erwarten sollen, daß Benedeck die Förderung seiner Truppen in einem so höchst gefährlichen Flankenmarsche einstellen und alle bereits abgegangenen Truppenkörper zurück commandiren werde. Allein, hatte er so viel verloren, mochte er auch jetzt der Gefahr nicht achten. Zudem glaubte er — und mit Recht — den hier

etwa auftretenden Preußen weit überlegen zu sein. Die Colonne, welche eben jetzt auf und längs der Bahn über Prerau ging, bestand aus dem ersten und achten österreichischen Corps, der Artilleriereserve und der Haupttraincolonne. Bei diesem großen Zuge befand sich Benedeck selbst. Während des Gefechtes von Tobitschau hatte er nach Olmütz den Befehl erlassen, der Brigade Rothkirch durch einen Ausfall Hilfe zu leisten. Man hatte zu diesem Zwecke sechs Bataillone, zwei Schwadronen und eine Batterie abgeschickt, und dieser Beistand kam nun dem Feldzeugmeister im Kampfe bei Prerau zu statten.

Die Stärke der Oesterreicher bei Prerau war dem General Malotki ganz unbekannt. Er erwartete, daß er höchstens nur mit einer Brigade zu thun haben werde. Da er nun selbst durch die Brigade Barnekow verstärkt worden war, zögerte er nach der Einnahme von Traubeck keine Minute, seine Avantgarde, bestehend aus einer Füsiliercompagnie, zwei Husarenregimentern und einer reitenden Batterie auf Prerau zu schicken. Die Eile war so groß, daß die Füsiliere auf Wagen fortgebracht wurden.

Aber diese Avantgarde überzeugte sich sehr bald von der unverhältnißmäßigen Ueberlegenheit des Feindes. Sie sah die Unmöglichkeit diesen Ort wegzunehmen, da sie es bei demselben mit der Hauptcolonne der Artilleriereserve des österreichischen Nordheeres zu thun bekommen mußte. So konnte es sich nur noch darum handeln, den Abmarsch des Feindes zu stören, höchstens denselben von der Bahnlinie ab gegen die Karpathen hinzuweisen und ihm noch einen Schaden zuzufügen.

Als man nun hinter Groß-Teinitz auf eine starke, von Infanteriemassen gefolgte Traincolonne stieß, warfen sich drei unvollzählige Schwadronen von Landwehrhusaren — zusammen 200 Mann — unter der Führung des Obersten von Glasenapp auf den Feind, während die vierte, ebenfalls unvollzählige Schwadron, ihn zu umgehen suchte.

Die drei Schwadronen griffen zunächst die feindliche Infanterie an und verhinderten sie, sich zu concentriren. Die einzelnen Compagnien umschwirrend, warfen sie eine nach der anderen über den Haufen und machten, obschon selbst nur 200 Mann stark, 250 Mann gefangen. Diese wurden entwaffnet und von 30 Husaren in das preußische Lager escortirt. Mit dem Reste seiner Husaren, kaum eine Schwadron stark, stürzte sich Glasenapp der unbedeckt flüchtenden feindlichen Traincolonne nach und erbeutete noch einen Theil derselben.

Sofort nach dem Angriffe war dem eben in Prerau befindlichen Feldzeugmeister von Benedeck Meldung gemacht worden. Er schickte unverweilt das ganze zwölfte österreichische Husarenregiment heran, welches, sehr bald

seine vierfache Ueberlegenheit gewahrend, das Schicksal seines Feldzeugmeisters wenigstens ein wenig rächen wollte. Es entstand nun ein erbittertes Reitergefecht, in welchem die preußischen Landwehrhusaren zwar dem Feinde argen Schaden zufügten, aber doch selbst 50 Mann verloren und, größeren Verlust zu vermeiden, sich aus dem Gefecht ziehen mußten, als sie sich von einer fünften österreichischen Husarenschwadron in der Flanke gefaßt sahen.

Dieser Schade wurde indessen mehr als ausgeglichen durch den Angriff der vierten Schwadron auf ein Infanteriebataillon, welches unter dem Commando des Rittmeisters von Seidlitz überritten und um 80 Mann geschwächt wurde.

Nun aber langten die von Benedeck heranbeorderten olmützer Ausfalltruppen an. Sie stießen bei Biskupitz auf die Brigade Malotki und bedroheten sie mit ihrer Uebermacht. Aber eilend verstärkte nun der commandirende General von Bonin den General von Malotki mit einer Ulanenschwadron und einer reitenden Batterie, ließ auch sofort die Infanteriebrigade des Generalmajors von Barnekow nachrücken.

Kaum so beträchtliche Massen vor sich gesehend, zogen sich die olmützer Bataillone ohne Kampf zurück. Doch hatte der Kampf auch keinen Zweck mehr, da Benedeck unter dem Schutze der Gefechte von Tobitschau und Prerau sein Gros bereits auf der Eisenbahn abgeführt und gerettet hatte.

Allein er hatte in diesen Gefechten die ganze Gefahr seines Flankenmarsches gesehen. Und diese konnte sich, sobald er in den Bereich der Armee des Prinzen Friedrich Karl gelangte, nur vergrößern. Er wich daher in Hulein von der Eisenbahn links nach den Karpathen ab und suchte nun auf einem höchst beschwerlichen Marsche und mit ungeheuerem Umwege über Presburg in Ungarn seine 75,000 Mann starke Hauptcolonne nach Wien zu bringen, wo sie sich unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Albrecht mit den drei aus Venetien herauf zu ziehenden Corps vereinigen sollte.

Aber die Preußen sannen sofort darauf, diese Colonne abzuschneiden und zu vernichten, ehe noch ihre Vereinigung mit den italienischen Corps möglich wäre. Dieser bedeutsame Plan, der die österreichische Speculation ganz über den Haufen warf, war die Folge der Gefechte von Tobitschau und Prerau, in denen die Oesterreicher nicht weniger als 1607 Mann, darunter 1045 unverwundete Gefangene, verloren hatten. Außer 17 Geschützen fiel eine beträchtliche Beute an Wagen, Pferden und Armaturstücken in die Hände der Preußen.

Der Verlust deren betrug 234 Mann, darunter auch einige Gefangene. Unter den Todten befand sich Oberstlieutenant von Behr.

52.

Das Gefecht von Blumenau und der Friede.

Wie schon erwähnt, mußte dem preußischen Obercommando daran liegen, die österreichische Hauptcolonne, welche unter Benedeck nach Ungarn geflüchtet war, unschädlich zu machen, um dadurch eines Theils Oesterreich zu den für den Frieden geforderten Bedingungen zu zwingen, andern Theils durch erhöhete Anspruchsberechtigung den Einfluß des eifersüchtigen Frankreichs zu schmälern. Die Preußen mußten daher Stellung zwischen Benedeck, Wien und den aus dem Süden heraufrückenden italienischen Corps zu nehmen, die österreichische Streitmacht auseinander zu halten und einzeln zu vernichten suchen.

Zu diesem Zwecke ließ der König Wilhelm die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die des Generals Herwarth von Bittenfeld gegen Preßburg gehen, wohin sich Benedeck gegenwärtig flüchtete. Herwarth v. Bittenfeld behielt den rechten Flügel und ging nach Kornneuburg dicht vor Wien, um der in Wien bereits concentrirten Macht Schach zu bieten. Prinz Friedrich Karl dagegen ging über Lundenburg und Göding, mit theilweiser Ueberschreitung der March und des historisch-berühmten Marchfeldes, auf welchem Rudolph von Habsburg 1278 durch die Besiegung des Königs Ottokar von Böhmen den Grund zum österreichischen Kaiserstaate gelegt hatte, gegen Presburg. Der Heereszug der Preußen berührte überhaupt viele historisch-wichtige Stätten, so namentlich die Schlachtfelder von Austerlitz und Wagram. Unter allen diesen Stätten aber war für die Erinnerung Oesterreichs nur die einzige, die älteste, das Marchfeld erfreulich, ein Beweis, daß die Kriegsgeschichte Oesterreichs glänzender begonnen als fortgesetzt worden war.

Prinz Friedrich Karl ließ die Divisionen von Fransecki und von Horn (7. und 8.) vorangehen, jene rechts, diese links. Das Gros der Armee des Prinzen rückte um einen Marsch nach und besetzte am 16. Juli Lundenburg. Schon am 19. befand sich der Prinz dicht vor Wien und mit dem Hauptquartier da, wo die Eisenbahn, sich spaltend, einerseits nach Wien, andererseits nach Presburg führt. Marchegg wurde besetzt. Die Verbindung Wiens mit Presburg auf dem linken Donauufer war aufgehoben. Das preußische Heer breitete sich längs der Donau rechts durch die Detachements des Generals Herwarth von Bittenfeld bis Krems aus, und so war die ganze nördliche Hälfte des Kaiserstaates in der Gewalt des Siegers, des Preußenkönigs,

der nunmehr sein Hauptquartier nach Nikolsburg verlegte und im Schlosse der Fürsten von Dietrichstein denkwürdiger Weise dieselben Zimmer bewohnte, die 1805 Napoleon I. als Sieger von Austerlitz bewohnt hatte.

Dieses Glück der preußischen Waffen erregte natürlich zu Wien den ungemessensten Schrecken. Ein Theil des kaiserlichen Hofes, dabei die Kaiserin, war abgereist. Viele, und die vornehmsten Familien bereiteten sich zur Flucht vor. Wenn auch die „Oesterreichische Zeitung" schrieb, „man solle sich nicht fürchten, wenn die Preußen etwa Wien besetzten, denn sie hielten gute Disciplin und schonten das Privateigenthum," so war doch immer zu fürchten, daß im Cabinet des Kaisers eine Vertheidigung Wiens beschlossen wurde und die Stadt dann einer Belagerung und Zerstörung anheim fiel.

Genug, wer irgend die Mittel dazu hatte, gedachte zu flüchten — und es erscheint nicht ungerecht, daß dieser Herd der Unwahrheit, Eitelkeit und des ungemessensten Uebermuthes, dieser Vulkan zahlloser Beschimpfungen und Herabwürdigungen Preußens, diese Werkstätte des deutschen Unheils eine so beispiellose Demüthigung erfuhr. Denn wahrlich, ehrend war es nicht, daß das große Kaiserreich, welches das Weltherrschaftsprinzip in seine Cocarde geschrieben und stets die erste Rolle auf der Bühne der Großstaaten zu spielen gefordert hatte, nach einem so verächtlich kurzen Kriege vor den Füßen des kleinen, aber freilich kerngesunden Preußens lag.

Der Kaiser Franz Joseph sah sich jetzt am Rande völligen Verderbens. Er war vollständig in der Gewalt des Siegers. Ob er sich auf Napoleons Freundschaft verlassen könne, war ganz zu bezweifeln; denn gewiß mußte Napoleon Bedenken tragen, sich dem so bewährten Preußen gegenüber zu stellen. Zudem hielt Italien trotz der Schenkung Venetiens fest am Bündniß mit Preußen und sein Heer war wieder an den Mincio gerückt, entschlossen den österreichischen Corps des Erzherzog Albrecht nach Wien zu folgen. Italien hatte Preußens Siegen Venetien zu verdanken, und es wollte das nicht mit eigensüchtigem und verrätherischem Undank vergelten. Es fühlte auch, daß es, abgefallen vom papistischen Katholicismus im protestantischen Deutschland seinen natürlichsten Bundesgenossen und Bruder besitze, und in einem sehr wohl zu denkenden Kampfe der orthodox-katholischen Welt gegen die protestantische, zu der es sich jetzt entschieden mitrechnen mußte, nur an der Seite dessen seine Stellung habe.

In dieser Lage, die noch durch die gefährliche Stimmung Ungarns und anderer Kronländer verschlimmert wurde, bat der Kaiser von Oesterreich um einen Waffenstillstand, mit welchem der Friede auf Grund der preußischen Forderungen geschlossen werden sollte. König Wilhelm, erwägend, daß der

Gegner ganz in seiner Gewalt sei und kaum wagen konnte, unredlich zu denken und zu speculiren, trug nun kein Bedenken die Bitte zu gewähren, womit zugleich dem Kaiser Napoleon die Genugthuung wurde, wenigstens scheinbar als Vermittler etwas erwirkt zu haben; denn er hatte bisher unausgesetzt die Hand im Spiel gehabt, und auch jetzt war es der französische Gesandte, der zu Nikolsburg für Oesterreich das Wort führte. So wurde nun am 22. Juli frühen Morgens die Bestimmung getroffen, daß von zwölf Uhr Mittags desselben Tages an eine fünftägige Waffenruhe auf Grund der preußischen Bedingungen beginnen solle.

Wie wenig unvollkommene und halbe Verhältnisse sich mit dem preußischen Charakter vertragen, das bewies Prinz Friedrich Karl. Er wußte bereits am Abend des 21. Juni, daß der Waffenstillstand unzweifelhaft sei. Anstatt aber darauf hin an Ruhe zu denken, beschloß er die wenigen Stunden bis zum Beginn des Waffenstillstandes zu benutzen, um noch einen Sieg zu gewinnen und dadurch die Pfänder des preußischen Erfolges zu vermehren. So gab er denn dem General Fransecki die Ordre, mit dem Frühesten am 22. Juni gegen Presburg vorzurücken und noch einen kräftigen Schlag zu thun.

Am 21. Juni hatte General Horn Stampfen, General Fransecki Marchegg erreicht. Mit Tagesanbruch ließ von Fransecki seine Avantgarde (ein Infanterie- und ein Husarenregiment) vorrücken. Ihr folgten die Brigaden der Generale Groß von Schwarzhoff und von Gordon, während die Brigade des Generals von Rose den Gamsenberg besetzen sollte, um den Marsch des Gros durch den Bergpaß zu schützen und beim Kampfe vor Presburg dem Feinde in die Flanke zu operiren.

Bereits nach sechs Uhr traf die Avantgarde auf die österreichische Brigade Mondl, welche sehr bald durch die sogenannte schwarzgelbe Brigade verstärkt wurde. Während nun General von Fransecki die Brigade Mondl im fortwährenden Artilleriekampfe vor sich herdrängte und nicht gestattete, daß sie sich in Blumenau, das er in Brand schoß, setzte, erstieg von Bose auf sehr beschwerlichem Wege den Gamsenberg, von welchem er ein Regiment der schwarzgelben Brigade hinabwarf. Er stieg sodann rasch in das Thal vor Presburg hinab, und nun war auch Fransecki so weit vorgedrungen, daß beide vereint operiren konnten und zwar von Bose im Rücken derjenigen österreichischen Brigaden, welche in den Kampf mit dem Generale Fransecki verwickelt waren.

Da machte plötzlich kurz vor zwölf Uhr die Nachricht von dem eingetretenen Waffenstillstande dem Kampfe ein Ende. Ein österreichischer Parlamentair überbrachte sie zuerst, und gleich darnach erhielt sie Bestätigung

durch ein Telegramm. Der Eintritt der fünftägigen Waffenruhe rettete Presburg und brach den Krieg ab, welcher sich binnen einem Monate durch das Königreich Böhmen, Mähren, Erzherzogthum Oesterreich bis Ungarn in stetem Kampfe fortbewegt und alle Siege den Preußen, keinen einzigen den Oesterreichern gebracht hatte. Denn das erste Zurückgehen des bonin'schen Armeecorps in den trautenauer Gebirgspaß berechtigte sicher den am folgenden Tage völlig geschlagenen Feldmarschalllieutenant von Gablenz nicht, sich eines Siegs zu rühmen.

König Wilhelm hatte die Waffenruhe nur unter der Bedingung zugestanden, daß mit ihr sofort die Friedensverhandlungen begonnen würden. Das geschah denn auch. Preußischer Seits war der Friede wünschenswerth, damit der Einfluß Frankreichs nicht zu viel Raum gewinne und schnell ein Definitivzustand geschaffen werde, der die Geschäfte des französischen Cabinets in dieser deutschen Angelegenheit abschloß. Preußen, klüger als Oesterreich, trauete Frankreich auch zur Zeit der offenst ausgesprochenen Freundschaft nicht weiter, als die kluge Vorsicht es gestattete. Es war Zeit den Handel zu schließen, um den Vermittler los zu werden. Die Dinge lagen so, daß man glauben konnte, ihn in der Zukunft nicht mehr fürchten zu müssen.

Oesterreichischer Seits aber war der Friede erforderlich, weil von Blumenau bis zum Nichtsein in der That nur noch ein sehr kleiner Schritt war. Oesterreichs Machtstellung, auf welche noch die letzte kaiserliche Proclamation ein so großes Gewicht gelegt hatte, beruhete auf Oesterreichs Macht, diese aber war völlig dahin, wenn der Krieg in gleicher Weise nur noch ein Paar Wochen fortdauerte. Wie dann sich aber Napoleon verhalten würde, wenn von Oesterreich nur noch wie von dem Nachlaß eines Verstorbenen die Rede war, das war durchaus nicht voraus zu sehen. Genug, Franz Joseph konnte sein Reich nur retten, wenn er schnell Frieden schloß, und mußte froh sein, wenn er das Lösegeld mit den Rechten zahlen durfte, die seinem Herrscherstamme doch nur äußeren Schein verliehen, wie eifersüchtig derselbe sie auch als eine kostbare Realität seit Jahrhunderten bewahrt hatte.

Es traten nun zu Nikolsburg als Commissare auf österreichischer Seite der Graf Karoly und Freiherr von Brenner-Felsbach mit dem preußischen Chefminister von Bismark zusammen und stellten die Präliminarfriedensbedingungen fest. Nach denselben bewilligte der König Wilhelm von Preußen, daß Oesterreich keines seiner bisher besessenen Länder verliere mit Ausnahme Venetiens, welches an das Königreich Italien abzutreten sei.

Dagegen versprach der Kaiser von Oesterreich die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes anzuerkennen, auf alle bisherigen Berechtigungen

in Deutschland zu verzichten, und gegen die Umgestaltung Deutschlands, wie sie von Preußen angebahnt und ausgeführt werden werde, keinerlei Einfluß geltend zu machen.

Ferner überläßt der Kaiser von Oesterreich seine Rechte an Schleswig-Holstein dem Könige von Preußen und zahlt diesem 40 Millionen Thaler Kriegskostenentschädigung, wovon jedoch Preußen 20 Millionen Thaler für die Abtretung Schleswig-Holsteins und die Verpflegung des Heeres in Abrechnung gehen lassen will.

Nun versprach der König Wilhelm auf besondere Bitte des Kaisers Franz Joseph dem Könige Johann von Sachsen seinen Landesbesitz nicht entziehen oder schmälern zu wollen, sofern der König Johann sich vertragsmäßig verpflichte, die ihm zufallenden Kriegskosten zu zahlen und die Stellung in Deutschland zu genehmigen, die die Umgestaltung Deutschlands ihm zutheilen werde. Und hierbei mußte der Kaiser abermals versprechen, jede aus diesem Kriege hervorgehende Territorialveränderung in Norddeutschland gut zu heißen.

Den Eintritt Italiens in diesen Frieden versprach König Wilhelm zu vermitteln, sobald das vom Kaiser Franz Joseph dem Kaiser der Franzosen cedirte Königreich Venetien dem Königreich Italien übergeben sein werde. Es folgten noch einige unwichtigere Bestimmungen.

Als dieser Präliminarfriede, dem sich sofort die Verhandlungen für den Definitivfrieden anschlossen, unterzeichnet war, hielt König Wilhelm seine Aufgabe in Oesterreich für erledigt. Doch konnte er sein Heer nicht verlassen, ohne ihm für seine Großthaten, die Preußen nun so hoch erhoben, in herzlichster Weise gedankt zu haben. Deshalb hielt er am 29. Juli über die Armee des Generals Herwarth von Bittenfeld, am 31. Juli über die des Prinzen Friedrich Karl und am 2. August über die des Kronprinzen Heerschau ab. Es ist begreiflich, daß die Truppen, denen die Bedeutung des errungenen Feindes genügend erklärt war, ihren greisen Heldenkönig mit dem ungemessensten Jubel begrüßten.

Der Dank des Königs war ungemein herzlich und begeistert. „Der unvergleichlichen Bravour meiner herrlichen Armee,“ sagte er unter Anderm, „und der ausgezeichneten Haltung ihrer Führer verdanken ich und das Vaterland diesen glänzenden, so schnell beendeten und mit so ruhmvollem Erfolge gekrönten Feldzug. Sie verdient meine vollste Anerkennung und meinen königlichen Dank.“ Dann grüßte er vor der Fronte noch nach allen Truppentheilen hin und rief den versammelten Generalen ein „Auf Wiedersehen im Vaterlande“ zu.

Ein noch glänzenderes Zeichen seines trauten und herzlichen Umgangs

mit den Truppen gab der König bei seiner Schau über die Armee des Kronprinzen bei Austerlitz. Hier beim steinmetz'schen Armeecorps befand sich sein eigenes Regiment (7.). Beim Defiliren stellte er sich als Chef selbst an die Spitze dieses Regimentes und führte es vor dem Kronprinzen und dem General Steinmetz vorüber. Zum Salut den Degen senkend rief er diesen beiden Herren zu: „Der König seinen commandirenden Generalen!“ Nachdem er Halt commandirt, salutirte er vor dem ganzen Regimente und rief: „Ich ehre Euch heute dadurch, daß ich vor Euch meinen Degen ziehe und Euch salutire, weil Ihr mir und Euch selbst Ehre gemacht habt!“ Dann ritt er mit gesenktem Degen das ganze Regiment hinab und schied zuletzt mit den herzlichsten Worten von den Offizieren.

Der König reiste nun begleitet von den Ministern von Bismark und von Roon, dem Generalstabschef von Moltke und anderen hohen Personen, nach Berlin zurück, wo er natürlich mit Huldigungen empfangen wurde, die selten einem Monarchen zu Theil geworden sind. Er hatte sein Werk vollbracht; er hatte — Oesterreich aus Deutschland entfernt, er hatte (wenn auch der Zukunft daran zu arbeiten noch vorbehalten bleiben sollte, doch:) — — **Deutschland gerettet!!**

53.

Der Krieg der Bundesgenossen Oesterreichs.

Es ist natürlich, daß kleine Staaten, die unter den Flügeln eines großen Staates existiren, weder zu einem Verwaltungs=, noch viel weniger zu einem guten Kriegswesen gelangen können, da es immer dem großen Staate darauf ankommen wird, sie in Unselbstständigkeit und Ohnmacht zu erhalten. So stand es auch mit den deutschen Kleinstaaten, in denen der Einfluß Oesterreichs alle guten Elemente, und besonders die nationalen, zu unterdrücken bestrebt gewesen war. Das deutsche Heldenthum war wahrlich in ihnen nicht erstorben, aber Oesterreichs Einfluß hatte es in Kette und Bande gelegt und ihm die Narrenkappe einer militairischen Curiosität aufgedrungen, von der uns bereits der siebenjährige Krieg wundersame Proben vorgeführt hat. Das Verhältniß hatte sich dort in den verflossenen hundert Jahren nicht um das Mindeste verändert. Seltsam aber war es, daß Oesterreich auch jetzt auf die Macht seiner treuen Schützlinge so sehr rechnete, da es doch deren Macht seit alten Zeiten selbst niedergehalten hatte.

Zunächst setzte Oesterreich Baiern als einen großen Posten in seine Rechnung. Da Baiern, mit ihm auch Würtemberg, die Provocation eines Kriegs mit Preußen durch Mobilisirung der Bundesarmee für gefährlich hielt, ermuthigte es die Kleinstaaten mit der Versicherung, daß es allein gegen 800,000 Mann aufstelle. Die Kleinstaaten möchten also nur ihr Möglichstes thun; für geschützt dürften sie sich unter allen Umständen halten. Dergestalt auf jeden Fall geschützt, brauchten aber eben die Kleinstaaten ihr Möglichstes nicht zu thun; und ihr Möglichstes war doch eben nicht viel.

Baiern hatte das siebente Bundesarmeecorps zu stellen in der Stärke von 59,333 Mann, brachte aber nur 44,000 Mann auf die Füße. Würtemberg hatte 23,258, Baden 16,667, Hessen-Darmstadt 10,325, Nassau 6731 Mann zu stellen. Das gab ein Heer von 116,314 Mann. Ja diese Staaten hatten ein Heer von über 200,000 aufzustellen zugesichert und doch kamen kaum 84,000 Mann zusammen, und zwar in einem zum Theil statt Schrecken, Bedauern hervorrufenden Zustande.

Zum Oberbefehlshaber der Bundesarmee wurde der Prinz Karl von Baiern, zum Befehlshaber des achten, aus Würtemberg, beiden Hessen, Baden, Nassau, Meiningen, Reuß und Frankfurt bestehenden Bundesarmeecorps aber der Prinz Alexander von Hessen gewählt.

Die Baiern sammelten sich langsam in dem nördlichen Theile Baierns, das achte Bundesarmeecorps um Frankfurt a. M. her. Hier rückten vom 16. Juni ab würtembergische, darmstädtische und kurhessische Truppen, zum Theil noch unfertig und durchgehend unvollzählig, ein. Mehre Regimenter Oesterreicher kamen am 21. Juni dazu. Am 25. langte erst ein Theil der Armee Badens an. Nur gezwungen nahm Baden an dem Kriege gegen Preußen Theil, und es war anzunehmen, daß die Preußen von den badenschen Freunden nicht viel leiden würden. Die Nassauer kamen spät, denn sie machten vor ihrem Herzog erst bei Höchst Schießübungen. Die Meininger aber, welche mit preußischen Zündnadelgewehren versehen waren, kamen ohne Munition an, die ihnen Preußen natürlich nicht auf die feindliche Seite liefern mochte.

Als alles sich gesammelt hatte, betrug die Operationsarmee der Kleinstaaten ohne Baiern 47,000 Mann mit 144 Kanonen. Die Würtemberger wurden vom Generallieutenant von Hardegg, die Badener vom Prinzen Wilhelm von Baden, die Darmstädter vom Generallieutenant von Perglas, die vereinigten Oesterreicher und Nassauer vom Feldmarschalllieutenant von Neipperg commandirt.

Die Aufstellung durchschnitt von links nach rechts Rheinhessen, Nassau und Oberhessen mit dem Hauptquartier zu Frankfurt.

Baiern hatte vor dem Kriege seine Armee auf 86,000 Mann angegeben, brachte aber mit 4000 Mann Cavalerie nur 44,000 Mann mit 144 Kanonen auf die Füße, weil man sich für einen Krieg in Baiern nie vorbereitet gehalten hatte. Die Aufstellung reichte von Hof bis Schweinfurt mit dem Hauptquartier zu Bamberg.

So stand die gesammte Reichsarmee wie ein Cordon mitten durch Deutschland hin, man wußte nicht, ob um den Süden zu vertheidigen, gewiß aber nicht, um den Norden zu erobern.

Ob jenes oder dieses, wußte ohne Frage die Reichsarmee selber nicht.

Die Staaten hatten versprochen nach einem gemeinsamen Plane mit Oesterreich zu operiren, aber die Bedingung gestellt, daß dabei ihr Selbstschutz nicht alterirt werde. Darin lag ein Widersinn der zugleich ein Unsinn war, und es ist eine interessante Frage: ob das kriegsgeübte österreichische Cabinet dies nicht begriffen habe.

Die ersten Bewegungen der Baiern galten, den Durchbruch der Hannoveraner nach Baiern zu erleichtern. Allein die Hannoveraner sahen sich am Tage nach ihrem glücklichen Kampfe bei Langensalza so umstellt, daß sie die Waffen strecken mußten, und die Baiern, von denen man in Wien meinte, daß sie entweder nach Böhmen zu Hilfe kommen, oder unaufhaltsam nach Berlin stürmen würden, wichen in ihre alte Stellung zurück.

Nachdem die Hannoveraner sich ergeben hatten, konnte sich die preußische Mainarmee concentriren. An ihrer Spitze stand, wie wir wissen, der commandirende General Vogel v. Falkenstein, und ihre drei Divisionen wurden befehligt von den Generallieutenants v. Göben, v. Beyer und v. Manteuffel. Zu ihr gehörten zwei koburg-gotha'sche und ein lippe-detmold'sches Bataillon. Sie zählte 47,000 Mann, dabei 3000 Mann Cavalerie und 90 Geschütze Artillerie. Sie allein hatte es mit den 91,000 Mann Reichstruppen zu thun, die den preußischen 90 Geschützen 288 gegenüberstellten. Trotz dieser ungeheueren Ueberlegenheit, leisteten sie nichts, bis sie von den Preußen zu einer Leistung gezwungen wurden; und diese war ungenügend.

54.

Gefecht bei Dermbach.

Nachdem die Hannoveraner capitulirt hatten, richtete General Vogel von Falkenstein seinen Marsch auf Fulda und erreichte am 2. Juli Markfuhl. Die Unzufriedenheit des Volkes, dem mit mancherlei Mitteln feuriger Haß gegen Preußen eingeflößt war, trieb nun den Prinzen Karl, den Vorwurf, mit den Preußen im Einverständniß zu sein, von sich zu weisen. Er ging also dem Feinde entgegen und nahm Stellung auf der Linie Neidhartshausen, Zella, Diedorf.

Hier wurde er am 4. Juli von der preußischen Division des Generals von Göben, dem der General von Beyer in Reserve folgte, angegriffen. Der Zweck dieses Angriffs war aber, nur die Baiern abseit zu schieben, um ohne die Gefahr des Flankenmarsches dann auf Fulda zu gehen.

Die beiden Brigaden Kummer (rechts) und Wrangel (links) rückten am frühen Morgen vor, und Kummer mußte Zella und Neidhartshausen erstürmen. Die Baiern kämpften hier entschieden mit Bravour und zeigten, wessen sie fähig sind, wenn ihr Kampf einem guten Zwecke dient.

Gleichzeitig tobte auch der Kampf bei Diedorf, wo sich die sechste bairische Brigade befand. Es war nöthig der Brigade Kummer Verstärkung zuzuführen, und erst nachdem das geschehen, schritten die fünfte und sechste bairische Brigade zum Rückzuge, wogegen die Preußen wieder die Stellung von Dermbach einnahmen.

Gleichzeitig hatte auch bei Wiesenthal ein ernster Kampf stattgefunden, wo sich die achte bairische Brigade befand. Nachdem die Baiern aus Wiesenthal manoeuvrirt worden waren, zogen sie sich auf ihr Gros am Uebelberge zurück. Hier wurden sie nach hitzigem, aber kurzem Kampfe geworfen und gingen auf Roßdorf zurück, wo sie vier Bataillone und anderthalbe Batterie Verstärkung erhielten.

Nun glaubte der bairische General von Hartmann den Uebelberg wiedererobern zu können. Er nahm ihn in der That auch durch seine Uebermacht, aber mit schwerem Verluste. General Faust befand sich unter den Todten. Eben waren die Preußen im Begriffe einen neuen Angriff auf den Uebelberg zu machen, als Wrangel den Kampf abzubrechen befehligt wurde. Anstatt diese Gelegenheit zu nützen, um nun offensiv zu verfahren, zogen sich die Baiern auf Befehl des Prinzen Karl zurück. Sie hatten an Todten und Verwundeten 400, an Vermißten oder Gefangenen 370

Mann verloren. Der preußische Verlust betrug an Todten und Verwundeten 400 Mann.

Auf preußischer Seite hatten 12,000, auf bairischer 20,000 Mann gefochten, und zwar mit sehr lobenswerther Bravour. Sie waren nicht geschlagen, und ihr Rückzug war nur die Folge strategischer Combination des Prinzen Karl. Er hatte nämlich Nachricht über feindliche Truppenbewegungen in seiner Flanke erhalten und daraus gefolgert, daß er es heute nur mit einem kleinen Theile der preußischen Mainarmee zu thun habe; am folgenden Tage aber wahrscheinlich diese ganze Armee vor sich haben werde. Da er nun auf den Beistand des achten Bundesarmeecorps nicht rechnen konnte, seine zwei noch unversehrt in Reserve stehenden Divisionen ihm aber für die Annahme einer Schlacht unzulänglich schienen, so ordnete er Nachmittag vier Uhr für seine ganze Armee den Rückzug nach der fränkischen Saale an.

Das Zurückweichen der Baiern machte es dem General Vogel v. Falkenstein möglich, seinen Marsch auf Fulda rasch fort zu setzen.

55.

Die Cavalerie-Affaire der Baiern.

So wacker sich die Baiern, Artillerie und Infanterie gehalten, mußte ihnen doch die verdiente Ehre durch einen Act derjenigen Lächerlichkeit geschmälert werden, durch den stets das kleinstaatliche Kriegswesen gekennzeichnet worden war. Prinz Karl von Baiern, Befehlshaber der bairischen Armee und Feldherr der gesammten Reichsarmee, hatte die Cavaleriedivision des Generallieutenants Fürsten von Thurn und Taxis seitwärts geschoben, um sich durch sie in Verbindung mit dem achten Bundesarmeecorps zu setzen, welches natürlich ebenfalls unter seinem Befehle stand, aber gesondert von dem Pr'nzen Alexander von Hessen befehligt wurde.

Der Prinz Alexander, obschon russischer General (als Schwager der Kaiserin von Rußland), dazu auch kaiserlich königlich österreichischer Feldmarschalllieutenant, hatte sich nach von Rüstow's Ansicht nirgends als befähigten Krieger erwiesen, allein als russischer Schwager und Prinz von Hessen war er doch ein Mann von Ansehen, und die Feldherrnberufung war auf ihn gekommen, nach seiner Meinung höchst verdienter Weise. Er schätzte sich daher selbst auch viel höher als verständige andere Leute ihn

schätzen mochten, und in dieser Selbstüberschätzung glaubte er, dem Prinzen Karl von Baiern, den Oberfeldherrn, nicht beachten zu brauchen. Diese Ansicht bewies er, indem er eine vom Prinzen Karl erbetene Infanterieverstärkung rundweg abschlug und später noch wichtigere Ordres schnöde zurückwies.

Prinz Karl hätte daher nicht soviel Werth auf die Verbindung mit dem Prinzen Alexander legen sollen, denn mit einem Untergebenen von solcher Indisciplin und prinzlichen Eigenwilligkeit verbunden zu sein, konnte ihm unmöglich viel nützen. Allein er hatte nun einmal verständiger Weise die Cavaleriedivision Thurn und Taxis gegen Fulda hin abseit geschoben und irrender Weise angewiesen, die nöthige Infanteriedeckung für ihre Batterien von dem Prinzen Alexander von Hessen zu requiriren. Der Prinz Alexander hatte keinen Feind vor sich und er hätte eben so viele Regimenter geben können, als Bataillone von ihm gefordert wurden, allein er schlug die Bitte glatt ab. Arme bairische Cavalerie, beklage das Geschick, der deutschen Reichsarmee eingereiht worden zu sein; aber es fehlte Dir auch selbst nicht an schwachen Seiten!

Drei bairische Kürassierregimenter waren bis Fulda und Roßdorf am 3. Juli vorgerückt. Hier stieß auf sie ein Theil der Division des preußischen Generals von Beyer. Kaum hatten sie die Preußen erblickt, als sie ihre Geschütze auf dieselben spielen ließen. Allein die bairischen Granaten platzten vor und hinter deren Reihen oder gar nicht. Genug sie hatten keine Wirkung. Die Preußen standen wie Mauern zur größten Verwunderung der bairischen Kürassiere.

Nun aber meinte General von Beyer doch die bairischen Grüße erwiedern zu müssen und stellte gegen die weißbemantelten Reiter zwei vierpfündige Geschütze auf. Kaum hatten diese einige Kugeln in die Reihen der Kürassiere geworfen, und kaum sahen diese, daß sich einige Kameraden und verschiedene Pferde jämmerlich am Boden wälzten, als sie sammt ihrer reitenden Artillerie sich zur Flucht umwendeten und in tollem Geschrei davon eilten. Ihr ganzer Verlust war nur zehn Todte und Verwundete, aber sie dachten: „laßt es genug sein des grausamen Spiels," und flohen mit Zurücklassung eines Geschützes in solcher Weise, daß der Verfolger sie nicht mehr ereilen konnte. Der Fluchtweg lag voll von Waffen, Helmen, Reitzeug und andern Dingen, als ob hier eine Schlacht geschlagen worden wäre, wie bei Königgrätz.

Alles warf sich auf Fulda, und die Bewohner dieser Stadt nennen das Bild der zum Wiedersehen zurückgekehrten bairischen Kürassiere grauenhaft. Nun konnte aber der Generallieutenant Thurn und Taxis doch nicht in Fulda bleiben, da er die Kunde erhielt, daß Prinz Karl den Rückzug nach

der fränkischen Saale angetreten habe. Er ließ also seine Equipagen, nebst seinen Küchenwagen, auf deren vorderstem die Köchin als Commandant saß, reisefertig machen und befahl den Abmarsch.

Es war nach fünf Uhr Abends. Die reitende Artillerie war vorangegangen. Aber kaum hatte der Zug begonnen, als sich die reitende Artillerie zurückstürzte, alles in die Stadt zurückwarf und in dieser eine Verwirrung anrichtete die unbeschreiblich ist. Man behauptete Preußen gesehen zu haben und verrathen zu sein.

Nachdem diese Verkehrtheit aufgeklärt war, erfolgte der Abmarsch gegen Abend. Bei Gersdorf wurde Rast gemacht, und hier geschah es, daß ein blinder Lärmen, der bei dem Chevauxlegerregimente des Obersten von Pechmann seinen Anfang nahm, das ganze Cavalerielager in wilde Verwirrung brachte. Einige Schläfer sprangen auf und behaupteten, daß von Artillerie auf sie geschossen worden sei. Andere schrieen: „die Preußen sind da," wieder Andere: „wir sind verrathen, wir sind alle verrathen, ganz Baiern ist verrathen!"

Der Schrecken griff urplötzlich aufs Weiteste um sich, und ohne zu prüfen, ob Preußen in der Nähe seien und ob wirklich mit Artillerie geschossen sein könne, schwang sich mit einem Male alles zu Roß und jagte in die finstere Nacht hinaus, ohne den Zuruf einsichtsvoller Offiziere zu beachten. Man flüchtete nach allen Seiten und die Mannschaften ein und desselben Regiments kamen wie Gespenster der Nacht gleichzeitig in den verschiedensten Städten und Gegenden an. Einzelne Leute gingen bis in den Spessart und bis Würzburg, so daß der Telegraph den ganzen 5. Juli zu arbeiten hatte, nur um das zerstäubte Kürassierregiment bei Münnerstadt bis zum Abend wieder zusammen zu bringen.

Die übrigen Schwadronen der Division des Fürsten Thurn und Taxis waren ebenfalls aus einander gestoben, hatten sich aber doch am Morgen bereits wieder zusammen gefunden, um, der Ordre des Prinzen Karl folgend, in geordnetem Marsche an die fränkische Saale zu gehen.

Aber jenes tolle Ereigniß hatte die unheilvollsten Folgen. Weit umher in Süddeutschland wurde alles von Gespensterfurcht ergriffen. Der Wahn theilte sich auch anderen Theilen des bairischen Heeres mit. Gespenster und Preußen wurden sehr bald identisch, und wurde im Dunkeln eine verdächtige Gestalt gesehen, so glaubte man einen Preußen gesehen zu haben und verrathen zu sein. Die erschreckende Meinung von den Preußen hätte in der That in dem abergläubischen Süddeutschland durch nichts so sehr gehoben werden können, als durch dieses drollige Ereigniß, über welches alle Zeitungen Süddeutschlands als über den Act eines grauenhaften Verrathes berichteten.

Die Thorheit verlangt einmal Raum, um mit sich fertig zu werden, und das Gespenst braucht Platz, um die Thür zu finden. Das eigentliche Gespenst war aber der alte Geist der Reichsarmee, der nicht ersterben konnte, so lange es eine Reichsarmee gab.

Am 3. Juli befahl Prinz Karl von Baiern dem Prinz Alexander von Hessen, sein Bundesarmeecorps nach Fulda zu führen, damit mit vereinter Kraft gegen die ebenfalls vereinigte preußische Mainarmee operirt werden könne. Allein Prinz Alexander hatte Frankfurt, Darmstadt und gar viele Objecte zu decken, und als er alles gedeckt hatte, blieb für die Vereinigung sehr wenig übrig, und von diesem sehr Wenigen erreichte nur die Tête der Avantgarde Fulda. Aber auch diese mußte rasch wieder zurückgehen, weil auch dem Prinzen die Preußen als Gespenster erschienen waren, obschon dieselben sehr entfernt von ihm standen.

Als nun Prinz Karl den Befehl wiederholt an den Prinzen Alexander ertheilte, ihm auf die Linie der fränkischen Saale einige Divisionen zuführen zu lassen, damit er sodann wieder gegen die preußische Mainarmee vorrücken könne, erwiederte Prinz Alexander: nachdem die Schlacht von Königgrätz von den Preußen gewonnen sei, müßte er (Alexander) auf seine eigene Sicherheit, oder vielmehr auf die Sicherheit der ihm besonders anvertrauten Objecte denken. Prinz Alexander glaubte daher in der Verbindung mit den Baiern minder gesichert zu sein als allein.

Wie dem aber auch, der Eigenwille und Geist des Sonderinteresses trieben ihr Wesen und beschworen der Reichsarmee Gespenster herauf, die Anfangs nur Schatten waren, bald aber Fleisch und Bein annahmen und Verderben über die traurige, von Oesterreich so erzogene Heerde brachten.

56.

Gefecht bei Hammelsburg.

So sehr der Prinz von Hessen die Verbindung mit den Baiern zu vermeiden suchte, eben so sehr glaubte General Vogel von Falkenstein ihn für diese Vereinigung beeifert halten zu müssen. Er beeilte sich daher, die Baiern und die Reichsarmee einzeln über den Haufen zu werfen und wendete sich direct auf die fränkische Saale. Bei Hammelsburg traf die Division des Generals von Beyer am 10. Juli auf den Feind. Eine vorgeschobene

feindliche Batterie wurde schnell verjagt und das viertelstündige Feuer einer einzigen Batterie genügte, zwei seitwärts von Hammelsburg in Schlachtordnung stehende Cavalerieregimenter so auseinander zu werfen, daß sie weiter an dem Kampfe keinen Antheil nehmen konnten.

Jetzt ließ General von Beyer sechs Compagnien die Stadt selbst angreifen und unterstützte sie mit dem Feuer von vier Batterien. Die bairische Infanterie und Artillerie bewiesen sich bei diesem Acte durchaus nicht verächtlich. Ihr Feuer that den preußischen Bataillonen genügenden Schaden, und es schien geraume Zeit, als ob sich der Feind hier nicht aus seiner Stellung werde drängen lassen.

Da traten nun das 20. und 32. Regiment in die Schlachtordnung ein, und es folgten das 30. und 70. Regiment als Reserve. Nun schritt General von Beyer zu einem großen Angriffe, der gleichzeitig die Stadt und die neben derselben auf einem Bergrücken stehende feindliche Schlachtlinie treffen sollte. Dieser Angriff hatte sofort den vollkommensten Erfolg. So lange die Preußen sich auf den Fernkampf mit Gewehr und Geschütz beschränkt hatten, hatten die Baiern das Feuer nicht nur gleichmüthig ausgehalten, sondern es auch trotzig erwidert. Als nun aber die Preußen bei verstärkter Kanonade im Sturmschritt vorgingen und sich von den feindlichen Kugeln nicht einmal hindern ließen, den Berg zu ersteigen, so wendeten sich die bairischen Regimenter ohne langes Besinnen zur Flucht.

Nur die aus Hammelsburg vertriebenen Bataillone setzten sich noch einmal bei ihren Reserven und beschossen Hammelsburg, wodurch dieser Ort in Brand gerieth.

Allein auch die Bravour dieser Abtheilung des bairischen Heeres endete sehr bald, und während dieselbe nun dem flüchtenden Zuge ihres Gros folgte, legten die Sieger ihre Waffen beiseite und griffen nach Spritzen und Feuerhaken, um den armen Südländern ihr brennendes Hammelsburg zu retten.

Der ganze Verlust auf preußischer Seite betrug an Todten nur 10, an Verwundeten 66 Mann. Auch der bairische Verlust war nicht groß, da die schnelle Flucht der Baiern den Nahkampf verhindert und im Fernkampfe ihre Truppen theils *sehr fern* (auf den Bergen), theils *sehr gut gedeckt* (in und hinter Hammelsburg) standen.

57.

Das Gefecht bei Kissingen.

Zu gleicher Zeit war der General von Göben, genau in Verbindung mit dem General von Beyer, gegen den Badeort Kissingen vorgerückt, den die Baiern, die die meisten Hauptpuncte am untern Laufe der fränkischen Saale stark besetzt hatten, ebenfalls zu vertheidigen entschlossen waren. Kissingen liegt an dem linken Ufer der Saale und also durch diese geschützt. Im Rücken wird es von einem Höhenzuge überragt, der den Vertheidigern, namentlich ihrer Artillerie, eine treffliche Stellung gewährte. Alle Umstände begünstigten die Vertheidigung des Flußübergangs, um den es sich allein nur handelte, denn der Zweck der preußischen Expedition war nur, freies Spiel auf den Main und Würzburg zu gewinnen.

Die Baiern hatten das Terrain mit bester Einsicht benutzt. Die Brücke, welche vom rechten Saaleufer in die Stadt führt, war fortificirt, die Stadt stark besetzt und die Artillerie an den Bergen so placirt, daß sie die Fronte der Stadt bestrich und die Brücke in ihrer Feuerlinie hatte.

Es war besonders die bairische Division des Generals von Zoller, welche bei Kissingen mit der Vertheidigung der Saale beauftragt war. Sie war mit einer starken Cavalerie versehen. Ein Theil der Division war nach Hammelsburg postirt, wo er gleichzeitig das bereits beschriebene Gefecht bestand.

Durch die Vertheilung auf Kissingen und Hammelsburg, welche beide zwei Meilen von einander entfernt liegen, war dieselbe in bedenklicher Weise zerrissen wie denn überhaupt das bairische Heer auf dem ganzen Laufe der Saale so auseinander gegangen war, daß es kaum irgendwo energischen Widerstand leisten konnte. Die Division Hartmann stand bei Hausen und Aschach und die Divisionen Feder und Stephan dehnten sich in ihrer Aufstellung von Münerstadt bis Bischofsheim und also fast bis zu den Quellen der Saale aus.

Gegen Kissingen ging auf preußischer Seite die Division des Generals von Göben. Die Brigade Kummer bildete ihre Avantgarde und die Division des Generals von Manteuffel folgten ihr als Reserve.

Als der General v. Zoller Nachricht über die Annäherung der Preußen und ihre Stärke erhalten, schickte er einen Ordonnanzoffizier nach den zwei Meilen entfernten Münnerstadt, um von da Hilfe zu bekommen. Es setzte

sich denn auch sogleich ein Theil der Division des Generals von Feder in Marsch und traf auch noch zur Zeit des Kampfes ein.

Während von Göben nun in der Fronte vorrückte, ging der General von Wrangel mit der Hälfte seiner Brigade rechts ab, um von Kissingen entfernt die Saale zu überschreiten und jenseits dem Feinde in die linke Flanke und den Rücken zu fallen. Das war der Weg ohne große Opfer zu siegen, während ein direkter Angriff auf Kissingen, der gut postirten und starken feindlichen Artillerie gegenüber jedenfalls erhebliche Opfer gekostet haben würde.

Um aber diesen Flankenangriff desto wirksamer zu machen, sollte er gleichzeitig auch auf den linken Flügel ausgeführt werden, und es wurde dazu das andere Regiment der Brigade Wrangel, welches der Oberst von der Goltz führte, bestimmt. Dieses Regiment fand bei Friedrichshall die Saale unvertheidigt. Sogleich wirft sich ein Unteroffizier in den Fluß und zieht vom jenseitigen Ufer einen großen Kahn herüber, mit welchem alles vom Bataillon, was nicht schwimmen konnte, an das andere Ufer gefördert wurde. Andere schwammen durch und der Kahn brachte ihre Waffen und Tornister trocken nach. Oberst von der Goltz ließ sogleich Stellung nehmen und fand bald Gelegenheit die von Münnerstadt heranziehende bairische Verstärkung auf dem Marsche zu fatiquiren.

Gleichzeitig war rechts der General von Wrangel mit dem anderen Regimente seiner Brigade auf Garnitz vorgegangen. Er besetzte den Altenberg mit Artillerie und ließ unter deren Schutze an derselben Stelle eine Brücke schlagen, wo die von den Baiern zerstörte gestanden hatte. Die Gebäude einer nahen Mühle mußten dazu das Baumaterial hergeben. Gegen Mittag war die Brücke fertig.

Nun ging von Wrangel rasch gegen den Feind vor, der sich zwar eine Zeit lang hartnäckig wehrte, sich bald aber durch den gleichzeitigen Angriff seiner beiden Flanken so erschüttert fühlte, daß er sich rückwärts zu concentriren suchen mußte. Doch gab er Kissingen erst auf, nachdem die Preußen eingedrungen waren und in einem blutigen Straßenkampfe den Ort gewissermaßen erobert hatten.

Zu den Truppen, welche Kissingen eroberten, gehörte auch das Lippe-Detmolder Bataillon, dessen Commandeur (Major von Rohdewold) in Kissingen fiel. Die Detmolder standen den Preußen an Bravour nicht nach und bewiesen, daß durch die deutsche Kleinstaaterei der deutsche Heldencharakter durchaus nicht völlig erstickt war. Schon eine gute Führung und Genossenschaft weckte ihn.

Die Baiern wichen in einem geregelten Rückzuge gegen Nüdlingen hin,

während die Division Göben nun auf der kissinger Brücke über die Saale ging und die Höhen bis Winkels hin besetzte. Das war gegen zwei Uhr Nachmittags.

Auf den Hilferuf des Generals v. Zoller am Morgen hatte sich eilend auch die bairische Division v. Stephan in Bewegung gesetzt. Jetzt trafen ihre Vortruppen mit den im Rückzug begriffenen Truppen des Generals von Zoller zusammen, und das ermuthigte die Baiern, auf den Bergen von Winkels umzukehren und den Kampf zu erneuern. Dieser wurde sehr erbittert und die Baiern entwickelten eine höchst achtenswerthe Bravour.

Allein sie waren bereits durch den Rückzug derangirt, zudem schickte General v. Göben das 19. Infanterieregiment nebst Cavalerie und Artillerie zur Verstärkung vor, drittens traf die ganze Division Stephan nicht so schnell ein, wie die Baiern gehofft hatten und endlich viertens fiel ihr Commandeur, der General von Zoller, im Kampfe. Unter diesen Umständen mußten sie endlich auf den Sieg verzichten und Rettung in einem schleunigen Rückzuge nach Nüdlingen suchen. Die Preußen aber besetzten die Wahlstatt bis Winkels. Doch täuschte sie die Meinung, mit dem Feinde schon völlig fertig zu sein.

Schon waren die Preußen beschäftigt ihr Bivouak einzurichten und das 19. Regiment auf den vorgeschobensten Posten bei Winkels damit fertig, als die bairische Division Stephan, die der General Zoller vergebens erwartet hatte, eintraf und sich in überraschendster Weise auf das 19. preußische Regiment warf. Der Ueberfall fand dieses so ganz unvorbereitet, daß es sich nicht vor einem gleichzeitig dreiseitigen Angriffe schützen konnte und eilend auf das Hauptcorps zurückgehen mußte, dessen Geschütze dem Feinde Halt geboten.

So kam es nun zu einem neuen und nicht weniger erbitterten Kampfe. General von Wrangel ließ seine ganze Brigade vorgehen. Die Artillerie wirkte gemeinsam mit dem preußischen Zündnadelgewehr so nachhaltig, daß den Baiern die Vortheile ihrer Stellung nichts nützten. Die preußische Cavalerie machte in der Flanke bedeutsame Diversionen, und Angesichts der schon jetzt bedeutenden Verluste, zugleich sehend, daß die im Rückzuge begriffenen Divisionen Zoller und Feder sich noch einmal zum Kampfe zu stellen, nicht bequemen mochten, befahl General Stephan den Rückzug, der indessen durch das entschiedenste Uebergewicht der preußischen Waffen schon geboten war.

So zog sich nun auch die Division Stephan auf Nüdlingen zurück und zwar desto eiliger, jemehr die Preußen drängten. Ueberhaupt drängte sich der größte Theil der bairischen Armee jetzt bei Nüdlingen zusammen.

Noch in derselben Nacht erhielten alle Detachements Ordre sich auf ihr Gros zurückzuziehen, und nun folgte die ganze bairische Armee dem Befehle des Prinzen Karl, auf die Mainlinie zu retiriren.

Dieselbe hatte trotz manchen lächerlichen Vorkommnissen mit dem achtbarsten Muthe gefochten und würde andere Erfolge gewonnen haben, wenn die Disposition minder mangelhaft gewesen wäre. So weit hier der Vorwurf den Prinzen Karl trifft, darf freilich nicht unberücksichtigt bleiben, daß dessen sehr verständiger Plan, durch den Prinzen Alexander von Hessen, den Führer der Reichsarmee (8. Bundesarmeecorps), der die Vereinigung mit den Baiern vermied, um ein möglichst selbstständiges Commando zu führen, durchstrichen wurde.

Gedeckt durch die als Nachhut marschirende Division Hartmann, zog die bairische Armee nach Schweinfurt und Haßfurt ab, was jedenfalls ein strategischer Fehler war, indem zu endlicher Erzwingung der Verbindung mit der Reichsarmee und zur Deckung von Würzburg und Aschaffenburg jedenfalls Schweinfurt Gemünden die Linie der neuen Stellung hätte sein müssen.

Der Verlust der Baiern an der Saale war sehr beträchtlich und bestand in 1261 Mann, darunter 469 Todten und Verwundeten. Die übrigen waren gefangen. Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten auch über 400 Mann verloren. Gefangen waren von ihnen nur einige Mann, die sich im Uebermuth bei Kissingen ohne alle Unterstützung in eine bairische Batterie geworfen hatten.

58.

Der Kampf bei Laufach.

Nachdem die Baiern sich hinter den Main gezogen hatten, mußte es dem commandirenden General Vogel von Falkenstein angemessen scheinen, sich nun gegen die Reichsarmee zu wenden, theils um eine etwa noch beabsichtigte Vereinigung deren mit den Baiern unmöglich zu machen, theils aber auch, um die Uebergänge am untern Main (Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt) zu gewinnen, wodurch natürlich die neuerdings gewählte Stellung der Baiern ganz unhaltbar wurde und ihr Königreich bis zur Donau dem Sieger preisgegeben war. Denn wurden dann die Baiern auch hinter den

Main geworfen, so blieb ihnen als Defensivstellung nur eben noch die entfernte Donau, welche Baiern in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt.

So ließ nun General Vogel v. Falkenstein die Division Beyer bereits am 11. Juli ostwärts gegen Hanau abrücken. Die Division des Generals von Göben wurde gegen Aschaffenburg commandirt, dagegen die Division des Generals von Manteuffel so zunächst in Reservestellung gelassen, daß sie die Haltung der Baiern beobachten und beherrschen konnte.

Prinz Alexander von Hessen sah, daß die Reihe jetzt an ihn kam, und er befand sich deshalb in ganz bedeutender Verlegenheit. Es herrschten bei seiner Reichsarmee Angst und Verwirrung. Die Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz hatte die kleinen deutschen Landesherren, die zu dem österreichischen Vasallencontingente gehörten, in große Besorgniß versetzt. Jetzt erst studirten sie Geschichte, gedachten des siebenjährigen Kriegs und hielten es für möglich, daß das große Oesterreich von Preußen niedergeschlagen werde. Gern hätten sie die Freiheit der Wahl noch einmal gehabt, und sie würden sich gewiß an Preußens Seite gestellt haben. Aber jetzt verbot es die Ehre, auch war es nun zu spät, da Preußen allenthalben siegte und viel zu wenig der Bundesgenossen bedurfte, als daß es hätte zweideutige annehmen sollen.

Allein die Entmuthigung der kleinen Fürsten theilte sich ihren Truppen mit, die den Uebertritt ihrer Fürsten zu Preußen für sehr möglich hielten und mehr davon glaubten als wahr, und augenblicklich noch möglich war. Eine zweideutige Rückbewegung der badischen Truppen unterstützte die gefaßte Meinung, und der Umstand, daß der Herzog Adolph von Nassau seine Armee zurückzog, um im eigenen Lande, wo von preußischer Seite kleine Einfälle gemacht wurden, den Krieg auf eigene Hand zu führen, schien eine Bestätigung zu sein, indem man annahm, der Herzog ziehe seine Armee nur zurück, um ungehindert mit Preußen Frieden zu schließen.

Genug, überall roch es bei der Reichsarmee nach Verrath, Einer trauete den Andern nicht und wußte nicht, was derselbe morgen oder übermorgen thun werde.

Unter diesen Umständen wußte Prinz Alexander freilich nicht, was er seiner Armee zumuthen dürfe, und ihr zuzumuthen, was er wollte, verhinderte der Umstand, daß die Contingente von ihren Landesherren verpflegt wurden und also viel mehr von diesen als vom Prinzen Alexander abhängig waren.

Indem nun die Preußen gegen Aschaffenburg vorrückten, sah der Prinz Alexander von Hessen nicht bloß Oesterreichs Interessen in Deutschland oder viel mehr das deutsche Bundesinteresse, sondern auch sein engeres Vaterland,

das Großherzogthum Hessen, bedroht, denn an der Grenze dessen, obschon noch auf bairischem Gebiete, liegt Aschaffenburg. Der Prinz schob nun seine erste Division vor an dem gelnhausener Passe, seine dritte Division (Hessen-Darmstädter) nach Aschaffenburg. Ein Bataillon wurde nach Kielberg, ein zweites nach Hain postirt.

Auf diese Vorposten trafen die Preußen zuerst, und zwar die Brigade Wrangel, der als Avantgarde ein Füssilierbataillon und eine Husarenschwadron voran marschirten.

Es war Abends fünf Uhr, als diese Avantgarde bei Laufach auf jenen hessischen Vorposten stieß. Obschon die Preußen zwölf Stunden marschirt waren und der Ruhe nur zu sehr bedurften, gingen sie doch mit wahrer Lust zum Angriffe und trieben die Hessen, denen allerdings ernsten Widerstand zu leisten, gar nicht einfallen konnte, zurück. Das von ihnen besetzt gehaltene Dorf und der Bahnhof fielen nun in die Hand der Angreifer, die zur Sicherung dieser Objecte noch drei Bataillone nnd eine Schwadron vorzogen.

Man glaubte, daß für heute die Arbeit beendet sei; allein man hatte sich in der Kriegslust der Reichsarmee getäuscht. Kaum hatte das Obercommando die Meldung erhalten, daß die Preußen das vorgeschobene Bataillon bei Laufach über den Haufen geworfen und auch den zweiten Vorposten bei Weiler vertrieben hätten, als die ganze hessen-darmstädtische Division zum Vorrücken Ordre erhielt. Sie wurde vom General von Perglas geführt.

Schon nahete der Abend, als die preußischen Vorposten Meldung über die Annäherung des Feindes einbrachten. Sofort hörte man preußischer Seits mit der Herstellung des Bivouaks auf und nahm Gefechtsstellung. Dem Obersten von der Goltz standen vier Bataillone und eine Schwadron zur Verfügung.

Er stellte diese zwischen Sailof und Unter-Bessenbach auf, wobei er hauptsächlich die Berghöhen und im Centrum das Dorf Frohnhofen stark besetzte. Dergestalt blieben Laufach und der Bahnhof im Rücken, und davor nahm der übrige Theil der Brigade Wrangel als Reserve Stellung.

Rücksichtlich der Ermüdung der Truppen suchte General von Wrangel den Kampf zu vermeiden und befahl deshalb dem Obersten von der Goltz denselben nicht zu provociren. Daß nun aber die Preußen ruhig unter dem Gewehr stehen blieben, hielten die Reichstruppen für Verzagtheit, und sofort schwoll ihr Muth ganz beträchtlich. Es ging ihnen wie immer dem Furchtsamen, der sich im Voraus stets die Furcht auf der Seite des Gegners einbildet und schließlich das Opfer seiner Täuschung wird.

Gegen sechs Uhr unternahm General von Perglas den Angriff. Seine

ganze Gefechtslinie ging zugleich vor. Wo irgend die preußische Stellung sich schwach zeigte, schickte von der Goltz sofort Verstärkung hin, vorzüglich in das Centrum und auf den linken Flügel. Bald indessen gewann der feindliche Angriff auf dem rechten preußischen Flügel größeren Nachdruck, und nun verstärkte man diesen um zwei Bataillone, eine Schwadron und eine Batterie.

Bald aber entstand die Frage, ob man wohler thue, bei dieser bloßen Abwehr zu verbleiben, oder den Feind durch eine Offensivbewegung schnell abzufertigen. Man entschied sich für das Letztere, und unter gesteigerter Kanonade rückte von der Goltz, begleitet von einer Schwadron, zum Angriff vor. Diese Bewegung beirrte sofort den Feind. Derselbe wendete sich und zog sich, obschon er von den Preußen, die heute die Ruhe dem Kampfe vorgezogen, nicht verfolgt wurde, in einem Zuge bis Stockstadt zurück.

Die Preußen hatten keinen einzigen Offizier und nur einige Gemeine durch Verwundung verloren; der Feind dagegen trotz der Kürze des Gefechts beträchtlichen Verlust durch das preußische Zündnadelgewehr erlitten. Hundert Gefangene blieben in preußischer Hand und auf dem Schlachtfelde viele Armaturstücke, die ohne Frage Einzelne weggeworfen hatten, um sich dadurch für die nächsten Kämpfe unfähig zu machen.

59.

Das Treffen bei Aschaffenburg.

Da dem Prinzen Alexander alles darauf ankam, die Preußen nicht in das Großherzogthum Hessen eindringen zu lassen, und insbesondere das deutsche Heiligthum Frankfurt treu zu schützen, so schickte er schleunig die österreichische Division Hahn (7000 Mann), die unter dem österreichischen Feldmarschalllieutenant von Neipperg mit den Nassauern gemeinschaftlich zu kämpfen bestimmt war, nach Aschaffenburg. In gleicher Weise verfügte er auch über die hessen-kassel'sche Cavalerie, die freilich durchaus nicht vollzählig war.

Diese Truppen vereinigten sich in nnd bei Aschaffenburg mit der hessen-darmstädtischen Division, und hinter dieser Armee stellte sich die badensche Division in Reserve, so daß den Preußen hier ein 15,000 Mann starker Feind gegenüber stand.

Auf preußischer Seite befand sich nur die Division von Göben und also die beiden Brigaden der Generale von Wrangel und von Kummer, welche bereits am Abend des 13. Juli, nach dem Gefecht von Laufach befehligt worden waren, mit dem Frühesten des folgenden Tages von Waldaschach auf Aschaffenburg vorzurücken.

Halb acht Uhr fand der Abmarsch der Brigade Wrangel statt. Die Avantgarde wurde von dem Obersten von der Goltz geführt. Sie bestand beim Vorrücken zum Treffen aus nur drei Compagnien Infanterie, einer Husarenschwadron und einer Batterie, weil der größte Theil auf den Höhen von Weiberhofen Stellung erhalten hatte, die Formirung der Brigade Wrangel zu schützen.

Sobald sich die Preußen im Marsche zeigten, wichen die Vortruppen der Reichsarmee auf Hösbach zurück. Ein eigentliches Arrangement war bei dieser noch nicht getroffen, da Feldmarschalllieutenant von Neipperg erst beobachten wollte, welche Absichten sich in den preußischen Bewegungen kund geben würden.

Im Wesentlichen jedoch hatte sich Neipperg auf dem Terrain östlich der Stadt und also auf dem rechten Maingestade etablirt. Hier hatte er zur Rechten und Linken die Höhen benutzt, um seiner Armee eine gute Stellung zu geben; allein die Vortheile, die mit dem jenseitigen Terrain dem Feinde in die Hand fallen konnten, wenig beachtet. Ungeschickter Weise hatte er seine Traincolonne in den Straßen der Stadt auffahren lassen und sich dadurch den etwa nöthig werdenden Rückzugsweg verengt, auch versäumt einige Schiffsbrücken zu schlagen, und war daher in dem so leicht möglichen Falle des Rückzugs auf die aschaffenburger Brücke angewiesen, die ihm unter Umständen nur zu leicht abgeschnitten werden konnte. Die Oesterreicher hielten die Stadt besetzt und bildeten rechts bei der sogenannten Fasanerie den rechten, die Hessen dagegen den linken Flügel. Die übrigen Theile der Reichsarmee waren längs des Mains bis Frankfurt zwecklos zerstreut.

Gleichzeitig erreichten die beiden Brigaden Kummer und Wrangel Weiberhofen. Nach Lage der Verhältnisse bildete General von Wrangel aus seiner Brigade den rechten Flügel während jener links blieb. Der rechte Flügel wurde durch zwei Cavalerieregimenter gedeckt.

Da wider Erwarten auch hinter Weiberhofen der Feind noch im vollen Rückzuge erblickt wurde, so mußten die Brigade im Marsche bleiben und die auf die Höhen geschickten Avantgardetruppen Contreordre erhalten.

Hinter Goldbach fand man den Feind bereit die Schlacht anzunehmen. Seine Schlachtordnung war nur theilweise zu bemerken, da er sich hinter

Dämmen, Gebüsch und Gebäuden barg. Bald knatterte sein Infanteriefeuer aus allen Winkeln hervor, ohne indessen zu schaden, und von seinen Batterien war es nur eine einzige, welche nicht ohne Erfolg feuerte.

Um diese lästige Batterie, welche auf dem Berge bei Damm stand, aus dem Felde zu treiben, suchte man preußischer Seits vergebens für eine der diesseitigen Batterien eine passende Position. Nun schickte man ihr eine Infanterieabtheilung zu. Diese wand sich am Berge empor, und kaum hatten ihre Zündnadelgewehre eine freie Bahn gefunden und zu wirken begonnen, als jene Batterie eilen mußte, aufzuprotzen und davon zu kommen, um nicht die ganze Bedienungsmannschaft und Bespannung zu verlieren. Zwar suchte die Cavaleriebedeckung ihr wieder Stand zu verschaffen, allein man war nun dem Feuer dreier preußischer Batterien bloß gegeben, das zu ertragen nicht möglich war.

Das Abfahren jener Batterie erregte Schrecken. Die bei Damm stehende Infanterie zögerte nun nicht auf Stockstadt zurückzugehen. Wie selten wo wirkte hier das böse Beispiel. Bald machten alle Theile der feindlichen Schlachtordnung Kehrt und eilten Aschaffenburg und die dahinter befindliche Brücke zu erreichen. Einige Truppen stellten sich noch ein Mal am Eisenbahndamme und am Bahnhofe; allein es blieb bei einem scheuen Versuche.

Bald flüchtete alles nach der Stadt. Aber die Preußen drangen gleichzeitig ein. Hier erneuerte sich ein schwacher Widerstand. Es entstand ein Handgemenge, in welchem die Preußen eine Menge Gefangene machten. Nun warf General von Neipperg den Preußen das Regiment Wernhardt entgegen, welches aus Italienern bestand. Diese ergaben sich fast alle und feierten ihre Gefangennehmung durch laute, auf Preußen ausgebrachte Vivats.

Nach diesen Vorgängen war kein Halt mehr in die Reichsarmee zu bringen. Alles, was noch auf dem rechten Mainufer war, flüchtete in toller Angst nach der Brücke. Inzwischen aber hatten preußische Batterien rechts und links die Stadt umfahren und nahmen ober- und unterhalb der Brücke Stellung, so daß ihr Feuer sich auf der Brücke kreuzte.

Dieses Manoeuvre brachte die Flucht des Feindes in grenzenlose Verwirrung. Ein großer Theil d r Truppen wurde dadurch in Aschaffenburg zurückgehalten und gefangen. Viele Fuhrwerke, welche die Brücke nicht zu passiren wagten, wurden eine Beute der Sieger; zum Theil aber flohen sie den Main entlang nach Stockstadt, um da überzugehen.

Das veranlaßte den General von Göben ein Infanterieregiment mit zwei Schwadronen und einer Batterie nach Stockstadt zu schicken, um auch dort die Brücke wegzunehmen. Aber hier hatte bereits alles dieselbe passirt

oder ging weiter auf Hanau, so daß Gefangene nicht gemacht wurden. In Aschaffenburg dauerte der Kriegstumult fort bis zum Abend. Ein Theil der preußischen Cavalerie war mit auf die andere Mainseite gegangen und vergnügte sich mit der Verfolgung der Flüchtlinge und ihrer Gefangennehmung. Die Zahl der Gefangenen war groß. Das einzige österreichische Regiment Wernhardt verlor deren 1500 Mann, und diese (Italiener) schmückten die blutige Tragödie von Aschaffenburg mit unendlicher Komik. Nie mag es in der Welt vergnügtere Gefangene gegeben haben als diese, welche die österreichische Lüge von dem Werthe der Weltherrschaft so unzweideutig ans Licht stellten.

Die Reichsarmee und die österreichische Brigade Hahn hatten bei diesen Kämpfen am Main an Todten und Verwundeten fast 600, an Gefangenen 1900 verloren. Durch eine rüstige Verfolgung würde General Vogel von Falkenstein die Reichsarmee gänzlich auseinander geworfen haben. Allein er hielt es für wichtiger Frankfurt wegzunehmen, wo der deutsche Bund noch immer tagte. Es war gewiß von großer Wichtigkeit dieses Trugbild zu zerstören oder an einen Ort zu treiben, der seinen Nimbus weniger begünstigte, als die Stadt Frankfurt.

60.

Die Wegnahme Frankfurts.

Frankfurt, die deutsche Bundes- und Kaiserstadt, das Filial des wiener Cabinets, das Zion der deutschen Kleinstaaten und der Heerd des Hasses gegen das nach Vereinigung Deutschlands strebende Preußen, war selbst strategisch so wichtig, daß Vogel von Falkenstein es nun zunächst wegzunehmen entschlossen sein mußte, da nach der Flucht der Reichsarmee bei Aschaffenburg kein Schützer für Frankfurt vorhanden war.

Frankfurt war der Turnierplatz des Dualismus, der Deutschland zur politischen Unmöglichkeit gemacht hatte; dabei war doch Frankfurt das vollfluthendste Element der österreichischen Intention, die in Deutschlands Verwirrung ihre Vortheile fanden. Frankfurt selbst, seit lange der Centralpunct deutschen politischen Lebens, aber überlebt, seit sich der Bundestag neben den beiden deutschen Großstaaten als unebenbürtig und nichtig erwiesen hatte, fand nur in dem Fortbestehen der von Oesterreich beschützten deutschen





K. PREUSS. KRIEGSMINISTER v. ROON.

Verwirrung Bestand für seinen Glanz, und gehörte daher gänzlich der österreichischen Partei an.

Dieser Feind, um den sich die Kleinstaaten schaarten wie um ein Götzenbild, und in dessen Werkstätten alle Arten von Waffen gegen die preußischen Pläne geschmiedet wurden, mußte um so mehr beseitigt werden, je übermüthiger er sein Ansehen zur Geltung gebracht hatte. Es waren nicht nur unter den Augen des frankfurter Senates und mit dessen augenscheinlicher Zustimmung das preußische Telegraphenamt zerstört, andere preußische Aemter, welche die Anwesenheit der preußischen Bundestagsgesandtschaft erfordert hatte, zugeschlossen, das preußische Wappen beschimpft worden, sondern die Behörde hatte auch die angesehensten Preußen mit brutalster Rücksichtlosigkeit aus der Stadt treiben lassen und gestattete ihren Journalen eine wahrhaft zügellose Sprache gegen Preußen, so daß eine Züchtigung Frankfurts Frankfurt selbst zur Ehrensache Preußens gemacht hatte.

In gleichem Maße wie Preußen die Beseitigung Frankfurts wünschen mußte, mußte dem Prinzen Alexander von Hessen daran liegen es zu schützen. Nicht bloß strategisch, auch moralisch war ihm das geboten, denn er war ja zum Hüter des Bundestempels bestellt, unter dessen Dache Oesterreich und die Kleinstaaten ein geeinigtes Deutschland der Welt vorzuspiegeln suchten. Prinz Alexander hatte denn auch stets gezeigt, daß er Frankfurt für den Gegenstand seines besonderen Schutzes halte, und mit Zustimmung der Bundesversammlung bereits angefangen es mit Festungswerken zu umgeben.

Gegen dieses Beginnen hatte der frankfurter Senat nichts einzuwenden gehabt, so lange die Hoffnung lebendig war, daß Preußen geschlagen werde. Nun aber, nachdem diese Hoffnung gänzlich geschwunden war, protestirte der Senat gegen die Befestigung der Stadt, damit ihr nicht eine Belagerung und Zerstörung zugezogen würden. Und als nun der Prinz Alexander von Hessen nach der Niederlage bei Aschaffenburg verkündigte, er müsse Frankfurt im Stich lassen, um sich dem bairischen Heere anzuschließen, so sah sich der Bundestag gezwungen, die unbeschützte Stadt zu verlassen um in dem fernen Augsburg aufs Neue Sitz zu nehmen.

Sein Auszug fand am 14. Juli statt, und am nächsten Tage folgte ihm das ganze Reichsheer, so viel davon auf dem rechten Mainufer gestanden hatte. Prinz Alexander hatte es mit schwarz-roth-goldenen Abzeichen decorirt und führte die alte Reichsfahne. Auf die Erinnerung an das alte Kaiserrecht pochend, stellten sich Oesterreich und seine Bundesgenossen stets als die eigentlichen Repräsentanten Deutschlands dar, obschon lediglich sie die Vernichter Deutschlands waren.

Mit dem Reichsheere, das in seiner originellen Buntheit und Unbeholfenheit, in seiner höchst unvollkommenen, theilweiss alterthümlichen Ausstattung und seiner ganz unordentlichen und regellosen Führung lebhaft an das Reichsheer des siebenjährigen Krieges erinnerte, verließ alles die Stadt, was die Preußen zu fürchten Ursache hatten. Zu den eilfertigsten Flüchtlingen gehörten die frankfurter Zeitungsschreiber, deren Bravour da endete, wo die Freiheit des Schimpfens und Lügens aufhörte. Jammer ergriff die Stadt, als sie das altbeliebte Heer in seiner gewöhnten Verwirrung abziehen sah. Man sah sich nun dem Feinde, freilich dem Feinde, den man sich aus einem Freunde selbst gemacht hatte, preisgegeben. Die tröstende Berufung des Senates auf die freie, politische, unter dem Völkerrecht stehende Selbstständigkeit der Stadt Frankfurt erregte durchaus kein Vertrauen. Der Verstand war zu klar, daß man hätte glauben sollen, es werde sich irgend eine Großmacht zum Tutor Frankfurts aufwerfen, und von Preußen konnte man verständiger Weise freilich etwas Angenehmes nicht erwarten.

Der Senat ließ es nun zwar nicht daran fehlen durch eiliges Bekennen zu dem politischen Programme Preußens, durch Verleugnung und Verwerfung seines früher vergötterten Bundestages, durch öffentliche Anerkennung einer starken deutschen Centralgewalt durch Preußen u. dgl. Versöhnung zu stiften, aber man war doch so thörigt nicht zu erwarten, daß Preußen sich durch solche abgezwungene Bekenntnisse übertölpeln lassen werde.

Der Prinz Alexander kümmerte sich jetzt durchaus um Frankfurt nicht; er suchte sich zu retten, und dieses Gefühl wurde von seinen Unterbefehlshabern allen getheilt: daher war der wirre Rückzug allseitig und stellte ein Bild der drolligsten Furcht dar. Alles eilte in der Richtung auf Würzburg fort. Auf zwei Landstraßen wälzten sich die beiden Hauptströme; anderwärts aber erblickte man die noch eiligeren Detachements, die die Preußen, so fern sie auch noch waren, schon auf den Fersen fühlten. Der Herzog von Nassau verließ flüchtend sein Land, und er sammt seiner Armee folgte dem großen Strome.

Kaum hatte sich die Reichsarmee entfernt, als auch die Preußen schon vor der Stadt erschienen. Nach sieben Uhr Abends (16. Juli) rückte die Avantgarde der göben'schen Divisionen ein, und nach acht Uhr hielt der General Vogel von Falkenstein mit zwei Cavalerie- und zwei Infanterieregimentern, zwei Batterien und einem beträchtlichen Train seinen Einzug, der auf preußischer Seite nicht ohne einigen Uebermuth von Statten ging, insofern wenigstens, als die Truppen in ihrer Haltung und ihren Liedern Frankfurt etwas Hohn fühlen ließen. Jetzt kam nun auch die kleine preußische Partei, die sich bis dahin förmlich hatte verkriechen müssen, hervor,

und man mochte ihr für das Erlittene diesen endlichen Triumph wohl gönnen.

General Vogel von Falkenstein ließ nicht auf die Erklärung warten, welche die österreichsüchtigen Reichsstaaten über ihr Schicksal ins Klare setzte. Vom Tage des Einzugs (16. Juli) datirt, verkündete bereits am 17. Juli Morgens eine Proclamation, daß die Souverainetät der freien Stadt Frankfurt aufhöre und daß von jetzt ab Frankfurt, Herzogthum Nassau, beide Hessen und die von preußischen Truppen besetzten bairischen Landestheile sich den preußischen Anordnungen zu fügen haben. „Die Civilämter dieser Staaten," sagte die Proclamation, „verbleiben vorläufig, haben aber nur von mir (dem General Vogel v. Falkenstein) Befehle anzunehmen, deren präciser Ausführung ich entgegen gesehen wissen will."

In der That, der General führte in Vertretung Preußens eine starke Sprache. Aber jene kleinen Souverainetäten hatten ja doch gegen Preußen eine so unverschämt starke Sprache geführt, ohne doch eigentlich das Organ dazu zu besitzen. Letzteres mußte ihnen doch Vogel von Falkensteins Auftreten ein wenig begreiflich machen.

Der Proclamation folgte schnell eine Verordnung, nach welcher den preußischen Soldaten freies Quartier und in demselben eine möglichst nobele Verpflegung gegeben werden mußte. Pro Mann wurden eine halbe Flasche Wein, Bier, ein Pfund gebratenes Fleisch, Kaffee, und sogar acht Stück gute Cigarren vorgeschrieben. Das gute Frankfurt räusperte sich freilich ein wenig. Man meinte, solche Kost gebühre doch kaum einem Baron; allein in Preußen galt zur Zeit auch ein Soldat mehr, als ein Baron, der nicht Soldat war.

Da nun General Vogel von Falkenstein wußte, daß die kleinen Mächte sich immer gern groß dünken und ungewöhnte Lasten nur mit wildem Widerstreben tragen, so erließ er sogleich eine dritte Bekanntmachung, in welcher gewarnt wurde, gegen die preußischen Anordnungen sich aufzulehnen, und Jedem, der dies thue, die Drohung entgegen gehalten wurde, nach dem preußischen Kriegsgesetze behandelt zu werden.

Gleichzeitig erließ der General an seine Armee eine Belobung und Danksagung von ergreifender Herzlichkeit, in der er durchaus der schreckliche Tyrann gar nicht zu sein schien, für welchen ihn die entsetzten Frankfurter hielten. Und freilich glaubte er sich den Frankfurtern, weil sie es nur zu sehr verdienten, noch ein wenig als Tyrann zeigen zu müssen. Seine bisherigen Anordnungen wegen der Truppenverpflegung hatten nur den niedrigen Mann betroffen. Er wollte aber nun ins Besondere auch die Vornehmen treffen, von denen vorzüglich Frankfurts Feindseligkeit gegen Preußen aus-

ging. Er verordnete also die Requisition der besten frankfurter Luxuspferde für die preußische Armee und an die — vornehme, meist aus reichen Bankiers bestehende Bürgerschaft eine Contribution von 6,000,000 Gulden.

Nun erhob Rothschild ein großes Wehegeschrei, und alle Genossen stimmten im Chorus ein. Um diese Vocalrevolution der Gelddespoten zum Verstummen zu bringen, verordnete der General von Manteuffel, der an die Stelle des Generals Vogel von Falkenstein*) trat, eine weitere Contribution von 20,000,000 Gulden.

Frankfurt erbebte, vielleicht weniger erzürnt über Preußen, das eben nur angemessen handelte, als über Oesterreich, dem zu Liebe es die Rolle eines Preußenfressers übernommen hatte. Einer der Senatoren, treu der österreichischen Methode, Deutschland durch Hereinziehung des Auslandes zu verrathen, vermaß sich, sich Hilfe flehend an auswärtige Mächte (England, Frankreich und Rußland) zu wenden. Allein wer hätte mit dem so bewährten Preußen jetzt Feindschaft wagen sollen? Das arme Frankfurt blieb ohne Hilfe, da das viel ärmere Oesterreich sich selber nicht helfen konnte. Die Preußen dagegen machten ihren Arm fühlbarer, indem sie auf Beschaffung der Contribution drängten und mit Gewaltmitteln droheten. Die fremde Hilfe blieb aus, der Bürgermeister Fellner, dem es zu fürchterlich war, die ihm so befreundeten Bankiers, resp. Millionairs, ein wenig bedrücken zu sollen, entleibte sich in der Nacht des 24. Juli, und Frankfurt, das früher so omnipotent gegen das fatale Preußen geschrien hatte, versank in stille Verzweiflung.

Und in dieser mußte es Frankfurt schließlich noch für eine Wohlthat halten, daß Preußen seiner Selbstständigkeit ein Ende machte, weil dadurch selbstverständlich die Contribution von 20,000,000 Gulden in Wegfall kam, denn Preußen hätte nun doch seine liebe Stadt Frankfurt nicht brandschatzen mögen. So fiel das Sternbild Frankfurt aus Deutschlands politischem Himmel heraus. Niemand hat das Sternbild vermißt, und Oesterreich es nicht einmal beklagt, da auch seine Sonne an diesem Himmel weggestrichen wurde.

---

*) War plötzlich am 19. Juli zum Gouverneur in Böhmen ernannt und abberufen worden.

61.

Der Kampf bei Hundhain.

Während die Preußen in und bei Frankfurt einige Tage Rast hielten und sich auf weitere Unternehmungen vorbereiteten, flüchtete die Reichsarmee in der heillosesten Verwirrung nach Süden. Alle Bande der Ordnung hatten sich aufgelöst. Leute der verschiedensten Truppenkörper liefen zwischen einander herum und allenthalben zeigte sich ein Schrecken vor den Preußen, der alles, und besonders die höheren Offiziere toll zu machen schien. Das war vollständig die Reichsarmee von 1757.

Der Bundestag hatte die Flucht eröffnet, und der Großherzog von Hessen mit einem Troß von Menschen, seinem Marstall, seinem Küchenamt, 15 Packwagen und dem babenhausener Gestüt setzte sie zunächst in der Richtung auf München fort. Die Flucht dieses Fürsten setzte mehr als ein Schlachtunglück den ganzen deutschen Süden in Schrecken. In Heidelberg wollte das erbitterte Volk ihn aufhalten, und man raunte ihm mit einiger Unverschämtheit zu: es zieme, daß der Landesvater bei seinen Truppen bleibe, und nicht im vordersten Gliede davongehe.

In wilder Verwirrung kam das Bundesheer hinter dem Neckar an. Badener, Kurhessen, Hessen-Darmstädter, Baiern, Würtemberger, Oesterreicher, Geschütze, Packwagen, Pontonzüge, Equipagen, Munitions- und Fouragefuhrwerke, Fuhrwerke mit Bekleidungsstücken, Heergeräthen und Waffenvorräthen, alles wirbelte durcheinander, so daß es der meisterhaftesten Besonnenheit nicht gelungen sein würde, diesen tollen Knäul bei einem plötzlichen Eintreffen des Feindes vor völliger Vernichtung zu bewahren.

Es war ein Glück daß den preußischen Truppen ein Paar Tage Rast vergönnt werden mußten. Brachte doch schon der bloße Wahn, daß die Preußen auf den Fersen folgen, Unheil genug hervor; denn wo auch das nur zu häufige Gerücht sich verbreitete, daß die Preußen da seien, da ging sofort auch die Flucht wieder los. Bei den Hessen war der Glaube, abgeschnitten zu sein und von den fürchterlichen Preußen keinen Pardon zu erhalten, in solcher Stärke aufgetreten, daß die Mannschaften aufgefordert wurden das Abendmahl zu nehmen, und als am frühen Morgen die falsche Nachricht einging, daß die Preußen so eben Heppenheim passiren, wälzte sich das wirre Lager, durch Generalmarsch alarmirt, sofort auf Mosbach und Sinsheim weiter, wobei man in toller Angst nicht versäumte die schöne Brücke von Weinheim zu sprengen.

In der That war die Reichsarmee nur vor einem luftigen Gespenste geflüchtet, denn die Preußen begannen erst am 21. Juli ihre weiteren Operationen, nachdem sie an dem vorhergehenden Tage die nachgeschickten Landwehrtruppen und die Truppen Oldenburgs und Bremens erwartet und aufgenommen hatten. Die Oldenburger und Bremer, beide trefflich armirt und nach preußischem Muster geschult, bildeten eine Brigade, durch welche sich die Division des Generals von Göben verstärkte.

Die ganze Verstärkung auf preußischer Seite betrug etwa 10,000 Mann, wogegen jedoch die Mainarmee um wenigstens 5000 Mann vorzugsweise durch Krankheiten, geschwächt worden war. Dergestalt betrug die Stärke der Mainarmee etwa 50,000 Mann. Davon mußten 10,000 Mann auf die Besetzung Frankfurts und der anderen eroberten Städte am unteren Main verwendet werden, und nur 40,000 Mann konnten zur kriegerischen Operation vorgehen, um den Feind, der 85,000 Mann stark war, zu schlagen. In der That gewährte dieser Krieg in Süddeutschland ein sehr bezeichnendes Bild.

Die bairische Armee hatte sich in der zweifachen Deckung des hier sehr gewundenen Mainstroms bei Würzburg concentrirt. Prinz Alexander von Hessen, der früher die Verbindung mit der bairischen Armee geradezu zurückgewiesen hatte, suchte sie nun um jeden Preis zu gewinnen oder noch lieber sein ordnungsloses Rudel längs der Tauber hinter die Baiern zu schieben, um, durch diese gedeckt, neue Ordnung in das angstwilde Heer zu bringen.

Am 20. Juli, und also ehe die Preußen ihre Operation begonnen hatten, befand sich der Prinz Alexander von Hessen zu Tauberbischofsheim, und also im Rücken der Baiern. Der preußische Feldherr General von Manteuffel konnte sich natürlich nicht denken, daß der Prinz Alexander sich zu so furchtsamen Bewegungen bequemen werde, er glaubte vielmehr, die Reichsarmee habe sich als linker Flügel den Baiern an die Seite gestellt und decke die Nordgrenze von Baden. Er dirigirte daher die Division Göben als seinen rechten Flügel auf Darmstadt, seine eigene frühere Division, die nach seiner Berufung zum Obercommando dem General von Flies übergeben worden war, auf Miltenberg, welches südlich am letzten Mainwinkel auf bairischem Gebiete liegt, und ließ die Division des Generals von Beyer nachrücken. Sie sollte sich entweder bei der Operation als Centrum einschieben oder als linker Flügel links abziehen, je nachdem die Stellung des Feindes es erfordern würde.

Zwei Bataillone und eine Schwadron ließ General von Manteuffel links direct auf Heidenfeld abmarschiren, damit sie dort den Mainübergang

besetzten und die Baiern hinderten über Würzburg herauszudringen und der operirenden preußischen Armee eine Rückendiversion zu machen. Dies brauchte bei dem moralischen Zustande der feindlichen Armee kaum besorgt zu werden.

General von Manteuffel hatte aber eben so wenig auch zu besorgen, wenn durch das Vorgehen seiner Armee, wie es eben geschah, die Reichsarmee und Baiern zur Vereinigung gedrängt wurden. Es ist dem General von Manteuffel und der Art seines Vormarsches ein Vorwurf gemacht worden. Dieser Vorwurf fällt in Nichts zusammen bei der Erwägung, daß Manteuffel über den Zustand des Feindes unterrichtet war, und, um mit dem Volke zu sprechen, seine Pappenheimer kannte.

Am 23. Juli stand General von Beyer bereits südlich von Aschaffenburg, General von Flies aber bei Miltenberg. Die zwei koburg'schen Bataillone mit etwas Cavalerie und zwei Geschützen gingen nach rechts ab, um Verbindung mit der Division von Göben zu nehmen. Die Gothaer begegneten zuerst dem Feinde, nämlich bei Neunkirchen an der Erfa, unfern der Taubermündung. Es war hessische Reiterei, die hier in aller Angst einige Kanonen abbrante und sofort dann abging.

Inzwischen war aber der badischen Division, welche bei Werthheim den Vorposten der bairischen Avantgarde besetzt hatte, Meldung über die Nähe des Feindes zugegangen. Prinz Wilhelm von Baden (dem es indessen gewiß nicht ums Herz war, auf die Preußen zu schlagen) ließ seine Division auf höheren Befehl sogleich gegen Neunkirchen hin vorrücken und nahm dann Stellung etwas zurückgezogen bei Hundheim und Steinbach.

Hier stießen nun die Koburg-Gothaer (etwa 1500 Mann) mit den Badensern (7000 Mann) zusammen. Die badische Artillerie feuerte in gewaltiger Weise. Doch rückten die Gothaer mit ihrer preußischen Cavaleriebegleitung und zwei Geschützen unbeirrt vorwärts und engagirte den Feind erst in dem Walde bei Hundheim ernstlich. Hier drang das erste gothaer Bataillon in die rechte Flanke des vierfach überlegenen Feindes, während das andere seine Fronte angriff.

Prinz Wilhelm von Baden glaubte eine große Uebermacht vor sich zu haben, und da der Kampf sich im Walde bewegte, konnte er sich auch über die Stärke des Feindes nicht unterrichten, am wenigsten über die Art seiner Operation. Ohnehin hatte man sich über das preußische Arrangement bei der Verwirrung der letzten Tage keine Kunde verschafft, und Prinz Wilhelm fürchtete daher, in jeder Minute den Feind auch im Rücken zu erblicken. Er brach also, da er auch auf sein Verlangen von der würtemberg'schen Division keine Hilfe erhielt, gegen Abend das Gefecht ab und zog seine Division eilend über Tauberbischofsheim auf Werbach zurück.

62.

Ueberraschung bei Weihersbrunn.

Wie wir wissen, hatte General von Manteuffel zwei Bataillone (vom 70. und 30. Regimente) und eine Husarenschwadron von der Division Beyer direkt auf Würzburg oder vielmehr Heidenfeld marschiren lassen. Dahin hatte Prinz Karl von Baiern sechs Bataillone mit 12 Geschützen geschickt, um den Mainübergang zu sperren. Diese bairischen Bataillone wußten zu ihrem Troste durchaus nicht anders, als daß der Feind auf dem linken Mainufer gegen Würzburg vorrücke, um ihr Gros anzugreifen, und waren froh, dergestalt vor ihm sicher zu sein. Sie eilten daher durchaus nicht ihre Aufgabe zu lösen, hielten es vielmehr für viel besser nach den Strapazen dieses schweren Feldzugs nun auch einmal der Müssigkeit gründlich zu genießen.

Sie hatten sich dazu bei Weihersbrunn ein höchst gemüthliches Bivouak zugerichtet und waren eben beschäftigt die Hühner und Schinken zu verspeisen, die sie in den Dörfern ihrer Marschroute requirirt hatten, als plötzlich Signalschüsse der Vorposten das ganze Lager in Schrecken versetzten. Nach wenigen Augenblicken erscholl das Geschrei: „die Preußen!“ und freilich rückten die zwei Bataillone Siebziger und Dreißiger mit ihrer Husarenschwadron in unverschämt dreistem Marsche heran.

Einige Schüsse bestätigten das schreckliche Ereigniß. Binnen wenigen Minuten war das bairische Lager in ärgster Verwirrung. Alles rannte nach den Waffen, Niemand dachte mehr an Huhn und Schinken, und ehe noch die Compagnien sich zusammen gefunden und geordnet hatten, befanden sie sich schon auf der Flucht.

Die Preußen machten keine unbedeutende Beute. Das Beste davon war das mundrechte Essen, dessen Beschlagnahme natürlich in sehr gemüthlicher Weise von Statten ging.

Nachdem dergestalt die Baiern ohne Todte und Verwundete über den Main zurückgeworfen waren, ging das preußische Detachement auf sein Gros zurück.

63.

Die Einnahme von Bischofsheim.

Am 24. Juli Morgens war die ganze preußische Mainarmee an der Tauber im Aufmarsch entwickelt und zwang daher den Feind zu einer gewissermaßen verkehrten Stellung, indem sie die Reichsarmee zur Fronte gegen Westen zwang, wo ihre Schutzobjecte lagen. Die preußische Stellung war durch einen Aufmarsch zur Linken genommen worden. Links stand die Division Flies vor Wertheim an der Taubermündung, in der Mitte die Division Beyer gegen Niklashausen, rechts die Division Göben gegen Bischofsheim. Den äußersten rechten Flügel bildeten die Oldenburger und Bremer. Ihnen gegenüber standen die Würtemberger und Badenser.

Es mußte dem General Manteuffel daran liegen, zunächst nun Tauberbischofsheim in seine Gewalt zu bringen, weil dadurch die Stellung des Feindes an der Tauber völlig unhaltbar wurde. Wurde dann aber die Reichsarmee in den Mainwinkel, den die Lage der Städte Wertheim, Gemünden, Würzburg bezeichnet, getrieben, so befand sie sich eben in sehr ähnlicher oder schlimmerer Lage wie die Oesterreicher zwischen der Bistritz, Trotinka und Elbe vor Königgrätz. Wollte sich aber die Reichsarmee in diesen Winkel nicht treiben lassen, so mußte sie südwärts abrücken und damit die Verbindung mit den Baiern aufgeben. In jedem Falle wurde durch die Einnahme der Tauberlinie ein wichtiger Zweck erreicht.

Die Operation des rechten Flügels mußte die Entscheidung bringen, da der rechte feindliche Flügel ganz von dem linken feindlichen Flügel abhängig war. Daher ließ General von Manteuffel seinen rechten Flügel, nämlich die Division Göben, das Gefecht beginnen. Oberst von der Goltz hatte auch hier den Ruhm, die Avantgarde zu führen. Diese bestand aus nur zwei Bataillonen, vier Schwadronen und einer Drittel Batterie (zwei Geschützen). In Reserve folgte ein Theil der Brigade Wrangel.

Während nun von der Goltz gegen Bischofsheim vorging, wurde der andere Theil der wrangel'schen Brigade mit zwölf Geschützen und zwei Schwadronen oldenbur'scher Cavalerie links gegen Hochhausen geschickt. Der linke Flügel (Division Flies) hatte bereits durch Besetzung von Wertheim die Tauberlinie gewonnen und das Centrum (von Beyer) war desgleichen schon im Besitze der Tauber, so daß eigentlich nur die Division Göben ihre Aufgabe zur Erreichung des Hauptzweckes zu lösen hatte.

Kaum hatten die Vortruppen zur Linken die Höhen von Impfingen

erstiegen und erblickten vor sich Hochhausen, als das Kleingewehr der Badenser sie begrüßte. Der Feind war überlegen und man verstärkte daher die kleine preußische Colonne, die zuerst zum Angriffe kam, um einige Compagnien. Es währte nicht lange, bis die Badenser wichen. Das geschah indessen mit Besonnenheit und Benutzung jeglicher Deckung.

Während dessen hatte zur Rechten das Gros der Division Göben den Imberg erstiegen, dessen Besetzung seltsamer Weise die Reichsarmee für unnöthig gehalten hatte. Man sah Bischofsheim von würtemberg'scher Infanterie besetzt. Auf den Höhen jenseit der Tauber befanden sich vier würtembergsche Batterien. Gegen diese konnte preußischerseits anfänglich nur eine einzige Batterie aufgestellt werden, da eine zweite, aus nicht gezogenen Geschützen bestehend, die Distance nicht beherrschte. Die preußische Batterie (Köster) litt anfänglich durch die Ueberlegenheit der feindlichen Artillerie.

Inzwischen waren zur Linken die Oldenburger siegreich vorgerückt und hatten die Höhen von Hochhausen gewonnen. Da sie nun augenblicklich keine Artillerie gegen sich sahen, indem die badensche Artillerie nicht wieder Stellung nahm, richteten sie ihre Batterie ebenfalls gegen die würtembergschen Batterien hinter Bischofsheim. Gleichzeitig arrangirte das 55. preußische Infanterieregiment den Angriff auf die mit würtembergschen Schützen besetzte Stadt.

Ein Bataillon ging zum Angriff vor, die andern folgten in Reserve. Es gelang den Angriff von der Seite zu gewinnen und dies brachte die würtembergsche Besetzung in Gefahr abgeschnitten und gefangen zu werden. Sie glaubte sich hauptsächlich der Tauberbrücke versichern zu müssen, und während alles auf diese zurückwich, gewannen die Preußen die Stadt, der würtembergsche General von Hardegg sah sich aber gezwungen, die Truppen gänzlich über die Tauber zurückzuziehen.

Nun hielt er aber dafür, daß die Ehre ihm gebiete, einem so leichten Angriffe nicht gänzlich zu weichen. Er stellte daher auf den Höhen hinter Bischofsheim die Schlachtordnung her, um die Stadt, die er vorher — defensiv nicht hatte behaupten können, nun offensiv zu nehmen.

Während nun die vier würtembergschen Batterien ihre Granaten statt auf die preußischen Batterien, auf die arme Stadt Bischofsheim warfen, gingen zwei würtembergsche Brigaden zum Sturm gegen die bischofsheimer Brücke vor, über welche die Preußen bereits gedrungen waren, um sich diesen wichtigen Uebergang zu sichern.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Würtemberger etwas mehr Bravour entwickelten, als sie sonst von Reichstruppen erwartet wird. Immer abgeschlagen, wurde der Angriff immer neu wiederholt, und die wackeren Schwaben

fürchteten sich nicht, den verhängnißvollen Platz aufs Neue zu betreten, auf dem sie beim vorherigen Versuche so zahlreiche Opfer hatten lassen müssen. Denn das preußische Zündnadelgewehr richtete schreckliche Verwüstung an.

Nachdem dieser Kampf mehre Stunden gänzlich erfolglos getobt hatte, verlor die würtembergsche Infanterie dergestalt den Muth, daß sie nicht mehr heran zu bringen war. Da ließ der Prinz Alexander von Hessen die zweite Division seiner Armee einrücken und von dieser den Kampf fortsetzen. Allein die große numerische Ueberlegenheit der Reichstruppen war gänzlich wirkungslos, ebenso wirkungslos der Umstand, daß die vierte Division meist aus Oesterreichern bestand. Auf diese krieggewöhnten Helden hatte Prinz Alexander sein ganzes Vertrauen gesetzt; sie sollten ihn zum Sieger machen.

Aber dieses Ruhmes sollte er nicht theilhaftig werden. Während anderthalbes Bataillon Preußen jenseit der Brücke jeden Angriff abwiesen, rückten noch drei und ein halbes Bataillon zur Besetzung der Stadt nach, und diese genügten, alles zu vereiteln, was Seitens der Reichstruppen, die stets zwei Regimenter stark vorgingen, versucht wurde. Als eine Abtheilung preußischer Truppen bei Dittingheim die Tauber mittels einer Furth durchschritten und sich dergestalt in die Flanke des Angreifers gesetzt hatte, hörten die Versuche, die Preußen von der Tauberlinie zurück zu treiben, auf.

Einen ebenso nichtigen Erfolg hatte der Kampf der Badenser bei Hochhausen, Werbach und Brunnthal. Das Gros derselben stand bei Werbachhausen. Die Gesammtstärke betrug eine Division. Auf Hochhausen waren zwei, auf Werbach sechs Compagnien vorgeschoben. Die Artillerie stand schutzlos an dem glatten Abhange der Berge des rechten Tauberufers. Das Commando führte der Prinz Wilhelm von Baden, der auf die Preußen zu schlagen sich sicherlich nur auf das Gebot der militairischen Pflicht entschloß. Um zwei Uhr Nachmittags begann das Gefecht unter Umständen, die für die Badenser nicht günstig waren.

Während die eine Hälfte der Brigade Wrangel Tauberbischofsheim angriff, hatte die andere Hälfte den Feind bei Hochhausen gefunden und mit nicht geringer Energie angegriffen. Die wackere Haltung der Badenser ließ dem Angreifer keine anderen Vortheile als die, welche das Terrain gewährte, und die Oldenburger und Bremer, denen beim Angriffe Hochhausens die bedeutendste Aufgabe übertragen war, hatten Mühe diesen Ort zu gewinnen, wenngleich die badenschen Batterien, derangirt durch die viel günstiger postirten preußischen, ihnen nicht eben viel zu Leide thun konnten.

Der Angriff der Oldenburger und Bremer würde auch schwerlich so rasch Erfolg gehabt haben, wenn nicht einige Compagnien des 30. und 70. Regiments, auf die Flanke des Feindes gerichtet, kräftig mitgewirkt hätten.

Hochhausen, wo die badener Besatzung am Meisten ausgesetzt war, wurde sehr bald geräumt, während die Besatzung von Werbach ungleich länger Widerstand leistete und erst dann wich, als sie sich von den Bremern, die eine Furth gefunden hatten, umgangen sah.

Um fünf Uhr war die Tauber bei Hochhausen und Werbach erkämpft, und das gab zum Theil die Entscheidung für Bischofsheim, so daß vor Abend die Preußen im Besitze aller Tauberübergänge waren und von Seite des Prinzen Karl von Baiern die Tauber unmöglich noch für eine Brustwehr Würzburgs gehalten werden konnte.

Der Verlust der Preußen betrug an Todten 17, an Verwundeten 127 Mann; der des Feindes belief sich auf fast 650 Mann vom würtembergschen Contignent, während die Badener und Oesterreicher doch wenigstens eben so viel verloren hatten, erstere auch ein Geschütz und zwei Krankenwagen hatten opfern müssen.

64.

Das Gefecht bei Helmstadt und Mädelhofen.

Nachdem am 24. Juli die Reichsarmee an der Tauber zurückgeworfen worden, kam sie dergestalt mit dem bairischen Heere zur Vereinigung, daß es den Anschein gewann, als werde und müsse das süddeutsche Heer den Preußen eine große Schlacht liefern. Am Tage nach der Einnahme von Hochhausen und Bischofsheim standen die Baiern, etwas vorgerückt bei Helmstadt, Uettingen und Roßbrunn. Ihnen zur Linken stand die badener Division bei Steinbach und hinter der befand sich die Reichsarmee bei Gerichsheim an der nach Würzburg führenden Straße.

Die preußischen Brigaden der Generale von Kummer und von Wrangel waren der Reichsarmee auf den Fersen gefolgt, sie nach Würzburg und also auf die Stellung der Baiern drängend. Man brachte freilich dadurch den Feind zur Vereinigung, allein man war überzeugt, daß er das nicht zu seinem Vortheile zu nützen verstehe, vielmehr dadurch in Verwirrung gebracht werde.

General von Kummer ging sogleich auf die Hauptstellung des Feindes bei Gerichsheim, während von Wrangel rechts desselben blieb und bei Ilmspan und Schönfeld auf den Feind traf, der sich jedoch rechts auf sein Gros abzog. Die Stellung der Reichsarmee (Badener, Würtemberger, Hessen-

Darmstädter), deren Brigade eine Division bildeten, war eine keineswegs ungünstige.

Gleichzeitig mit der Brigade Kummer und Wrangel rückte die Division des Generals von Beyer auf Helmstädt gegen die Baiern vor. General von Flies dagegen, dessen Division den linken Flügel ausmachte, hatte das Mainterrain zu sichern, um den Feind zu hindern, sich zwischen die preußische Stellung und das linke Mainufer einzuschieben.

Als die Brigade Kummer in den ersten Nachmittagsstunden den Forst von Groß-Riedenfeld durchschritten und das offene Terrain von Gerichsheim erreicht hatte, spieen mit einem Male 50 Geschütze der Reichsarmee gegen sie ihr Feuer, und es schien, daß der Feind einen sehr ernsten Widerstand leisten wolle, da er bei der starken Artillerie auch eine sehr starke Infanterie und Cavalerie aufgeführt hatte. Der Kampf wurde in der That auch ernster, als von der Reichsarmee erwartet werden konnte.

General von Kummer brachte allmählig 6 Batterien ins Gefecht. Die Entscheidung wurde indessen vom General von Wrangel gegeben, der sich sofort zur Linke wendete, als ihm gemeldet wurde, daß sich der Kampf der Brigade Kummer schwierig gestalte.

Eben war v. Kummer mit der Reichsarmee im heftigsten Kampfe, als v. Wrangel seitwärts Gerichsheim erschien und mit aller ihm eigenen Energie den Feind in der linken Flanke angriff. Da hauptsächlich sich die feindliche Artillerie auf den Bergen hinter Gerichsheim lästig machte, so ließ er sie durch eine unbesetzte Thalschlucht umgehen. Kaum fühlte die Artillerie die preußischen Schützen und Füsiliere im Rücken, als sie vor deren verheerendem Schnellfeuer sich durch die Flucht zu retten suchte, was indessen nur mit Mühe gelang.

Durch das Verstummen ihrer Artillerie wurden die Reichstruppen, deren Vertrauen ohnehin nur auf ihren 50 Geschützen beruhete, höchst unangenehm überrascht. Sie waren nur noch schwer vorzubringen. Prinz Alexander versuchte es mit den Reserven. Allein auch diese leistete Genügendes nicht; und als nun General v. Wrangel in deren Flanke seine Operation begann, entstand bei den Reichstruppen ein allgemeines Zurückdrängen, dem auch nicht mehr gesteuert werden konnte. Die preußischen Truppen drangen unverzögert nach und machten nun erst nach Eintreten des Abenddunkels bei Oberrüderfeld und Gerichsheim Halt.

Während dessen hatte ein viel ersterer Kampf zwischen der Division v. Bayer und den Baiern stattgefunden. General v. Bayer war auf Helmstadt vorgerückt. Kurz vor Mittag stießen beide Parteien zusammen. Auch schienen die Baiern sich nicht für kampffertig zu halten, da sie sich nach einem

schwachen Kugelwechsel bei Böttigheim und Neubrunn auf Helmstadt zurückzogen.

In der Gegend dieses Ortes aber gab ihnen das höchst günstige Terrain auf theilweise bewaldeter Höhe Halt. Alle Vortheile waren auf ihrer Seite. Sowohl ihren Schützen als ihrer Artillerie bot sich treffliche Deckung, in der es möglich war, die anrückenden Preußen auf offener Fläche lange aufzuhalten.

Das geschah namentlich bei Mädelhofen und Unteraltertheim. Aehnlich wie bei den Oesterreichern vor Gitschin hatte es der bairische General v. Glümer angeordnet. Die letzten Schützen waren nämlich vorangezogen und ihnen zum Laden der Gewehre Beileute gegeben. Hierdurch entstand natürlich ein flottes Feuer, aber es war dagegen auch eine starke Manschaft in Stellung, die begreiflicher Weise von dem Kleingewehr der Preußen destomehr litt.

Gleicher Zeit hatte die bairische Artillerie bei Uettingen ihr Feuer eröffnet, ohne indessen Anfangs eine Wirkung erlangen zu können, da die Preußen durch Waldungen und Höhen gedeckt wurden. Der Vormarsch der Preußen, wenn auch durch die Energie der Baiern erschwert, konnte jedoch nicht aufgehalten werden. Das 20. preußische Infanterieregement nahm endlich den Wald von Helmstadt.

Kaum war das geschehen, als andere preußische Regiementer gegen Helmstadt von der Seite anrückten und von beiden Seiten der Feind herausgetrieben wurde. Indessen nahm er aufs Neue hinter Helmstadt Stellung und suchte die Preußen durch starkes Artilleriefeuer aufzuhalten.

Allein das war hier so wenig möglich als bei Mädelhofen, wo Prinz Karl eine nicht minder starke Artillerie in das Vordertreffen gestellt hatte. General v. Beyer stellte eine nicht weniger starke Artillerie dagegen und flankirte den Feind mit seinem 32. Regiemente. Vergebens suchte die bairische Infanterie vorzudringen, und nur einmal schien ihr das gelingen zu sollen, als nämlich die bairische Cavalerie, von einer viel zu schwachen preußischen Cavaleriemassen zum Gefecht herausgefordert, Ueberlegenheit zu gewinnen schien.

Aber auch das Cavaleriegefecht endete zum Nachtheil der Baiern, so bald die zuerst vom Rittmeister v. Klatsch vorgeführte 3. Schwadron des 9. Husarenregiements die Unterstützung einer andern Linienschwadron und zweier Landwehrschwadronen erhalten hatte. Die bairische Cavalerie schlug sich zwar mit anerkennenswürdiger Bravour, allein sie unterlag der preußischen Reitertaktik. Mit Verlust vieler Leute, unter denen sich als Gefangner auch ein Oberstlieutenant v. Röder und der Rittmeister Prinz von Thurn

und Taxis befanden, räumte sie das Feld, um sich nicht wieder sehen zu lassen.

Und nun konnte auch die Infanterie nicht länger Stand halten, da preußischer Seits bereits bedeutend größere Kräfte entwickelt waren. Es befanden sich jetzt das 39. und 32. preußische Regiement und Theile des 70. und 30. Regiementes in Thätigkeit. Die Artillerie leistete mächtigen Beistand, und der Feind wich nun ganz ernst.

Man glaubte Abends 6 Uhr die Schlacht gewonnnen. Doch noch ein Mal setzten sich die Baiern bei Uettingen. Allein der bairische Angriff war schlecht überlegt. Er war kein allgemeiner, und einem partiellen Angriffe konnten die Preußen mit zu großen Massen begegnen. Das 20. preußische Regiement nahm zuerst den Angriff auf, wurde alsbald auch von Mädelhofen her vom 30. und 70. Regiemente unterstützt, während auch das 32. und 39. Regiement und die meiste Artillerie des rechten Flügels eilend herangezogen.

Wieder Erwarten wurde der Kampf sehr hartnäckig. Die Baiern boten ihre letzte Kraft, freilich in etwas ungeschickter Weise, auf. Auf preußischer Seite aber entschied die Aufhäufung der Kraft und namentlich die Wirkung der gezogenen Geschütze. Es war bairischer Seits nur ein Versuch, wenn auch ein sehr ernster gewesen. Man hatte dazu den zum Angriffe glücklichsten Augenblick vorüber gehen lassen, und als das 32. und 39. Regiement der Preußen, unterstützt von einem Bataillon des 30. Regiementes einmal das Terrain für ihre Flankenoperation gewonnen hatten, mußten die Baiern die Hoffnung, sich zu behaupten, gänzlich aufgeben.

Auch hätte in der That ein partieller Sieg der Baiern nichts mehr fruchten können, da die Reichsarmee, deren Führer den Kopf gänzlich verloren hatte, sich ohne Besinnen zurückzog und Grund dieses überstürzenden Rückzugs die Baiern mit einer Trennung bedrohete.

Bei den letzten Affairen hatten die Generale von Beyer und von Manteuffel commandirt. Sie hatten den Tag entschieden, wenn auch bereits um 6 Uhr nicht bezweifelt werden konnte, daß jede fernere Anstrengung des Feindes unfruchtbar sei. Ja selbst die großen Vortheile, die die Baiern bei jedem Schritte auf ihrem Terrain fanden, und die ohne Zweifel am meisten den Prinzen Karl bewogen hatten, noch eine Anstrengung zu machen, konnten an der Sache nichts mehr ändern.

Der Verlust auf preußischer Seite betrug 350 Mann Todte und Verwundete, während der auf Seite der Gegner eine fast gleiche Höhe schon an Gefangenen erreichte.

Indessen war durch den Sieg von Uettingen in der That noch keine

Entscheidung des Feldzugs erreicht. Konnte Prinz Karl von Baiern nun auch auf die Reichsarmee nicht viel mehr rechnen, so konnte er doch auf seine Baiern noch Vertrauen setzen, und diese waren an Zahl den Preußen mindestens gleich. Er hielt sie bei Waldbrunn und Roßbrunn vereinigt, entschlossen, hier wenigstens Widerstand zu leisten, da er etwas Größeres doch darum nicht mehr beabsichtigen konnte, weil die Reichsarmee des Prinzen Alexanders von Hessen sich jedem ferneren Kampfe entschieden abgeneigt zeigte. Sie war gleich nach der Schlacht bei Uettingen auf Würzburg zurückgezogen und hatte dort das andere Mainufer gesucht. Da waren nun die Baiern auf sich selbst angewiesen und die Preußen des weiteren Sieges desto gewisser.

65.

Treffen bei Uettingen.

Der vorhergehende Tag (25. Juli) war in der Meinung des Prinzen Karl von Baiern entscheidungslos gewesen, und noch einmal wollte er die Kraft seines Schwertes prüfen. Er hatte hinter Mädelhofen und Helmstadt Stellung genommen. Angemessen den am vorhergehenden Tage eingetretenen Verhältnissen mußte der linke preußische Flügel (Division Flies und Beyer) die Lanze mit ihm brechen. Diese Divisionen rückten bereits nach Tages Anbruch auf Würzburg vor, trafen die Vorposten des Gegners nach kaum stündigem Marsche und nahmen um 5 Uhr das Gefecht auf.

Die Baiern hielten den Forst, der sich von Helmstadt nach Mädelhofen ausdehnt, besetzt, und hofften den auf freiem Felde nahenden Preußen durch ein forcirtes Schützenfeuer und ihrer in vorzüglicher Deckung aufgestellten Artillerie zu imponiren. Das geschah denen auch dergestalt, daß die Preußen zur Herstellung ihrer Schlachtordnung sorgfältig Deckung nehmen mußten.

Nachdem dies geschehen, rückte das 20. Regiement als Avantgarde vor. Drei Regiementer (30., 70. und 36.) folgten rasch. Die preußischen Batterien tobten und zogen das jenseitige Geschützfeuer auf sich, um dadurch der Infanterie freie Bewegung zu verschaffen. Aber die bairische Infanterie hielt nicht Stand. Bei jedem Angriffe zog sie sich auf eine neue Position weiter zurück, und nur bei Roßbrunn vertheidigte sie ihre Position mit Hartnäckigkeit. Doch wenn sie auch hier dem Angreifer nicht unmächtige Verluste zu-

fügte, so mußte sie sich doch zurückziehen und die waldige Höhe seitwärts Mädelhofen aufgeben.

In Folge dessen konnte das Dorf Mädelhöfen in Sturm angegriffen werden, da die Schützenbesatzung desselben keine Unterstützung mehr hatte. Theile des 70. und 30. Regimentes thaten das in so schneller Weise, daß ihm das jenseitige Feuer nicht allzuviel schadete. Unmittelbar vor Mädelhofen ordnete man sich, um von verschiedenen Seiten einzudringen. Das war für die Besatzung das Zeichen zum Abzug, der daher fast ohne Kampf erfolgte.

Die zurückgebliebenen bairischen Schützen warfen sich nun in den nächsten Forst. Aber denselben hatten bereits die bairischen Infanterieregimenter verlassen und die Schützen zögerten daher nicht, denen zu folgen.

Bald darnach erließ der Prinz Karl den Befehl zum Rückzuge nach allen Seiten hin. Es schien, daß der Prinz überhaupt am 26. Juli keine Lust zum Kampfe hatte. Obschon dieser über die ganze Schlachtlinie ausgebreitet, war er doch nicht von Bedeutung gewesen und sofort abgebrochen worden, als die Division von Göben sich in der linken Flanke gezeigt, während die Division von Beyer und von Flies in der Fronte sich zur ernsten Action angeschickt hatten.

Den geringen Widerstand, den die Baiern an diesem Tage leisteten, schien auf die Absicht des Prinzen Karl hinzudeuten, um in den folgenden Tage etwas Großes zu leisten, und man durfte glauben, daß er unter den Wällen der würzburgischen Schutzfeste Marienberg sich zu setzen beabsichtige. Sein Rückzug nach Würzburg, der noch besonders dadurch beeilt wurde, daß der Prinz einen Theil seiner Armee über den Main gehen ließ, schien dies zu bestätigen.

Was man aber immer auch beabsichtigte, die Preußen folgten ihn auf den Fersen und standen bereits am folgenden Tage (27. Juli) vor der Feste Marienberg. Rechts befand sich die Brigade Wrangel, links die Brigade Kummer, der die oldenburgische Brigade als Reserve folgte. Als man Hochberg erreicht hatte, wurde der Rücken des Nikolausberges mit der gesammten Artillerie der drei Brigaden gekrönt. Die Beschießung begann in heftiger Weise. Die Baiern und Reichstruppen konnten diesen Act, da sie sich bereits jenseits des Mains befanden, um so weniger hindern, als die Divisionen Flies und Beyer eine secundirte Stellung genommen hatten. Doch ließen Prinz Karl und Prinz Alexander ihre Batterien am rechten Mainufer auffahren, um aus dieser scheuen Stellung den Angriff auf Marienberg zu hindern. Das war wegen der Entfernung und guten Stellung der Preußen

auf dem Nikolausberge freilich nicht möglich, und nicht einmal die Festung selbst konnte die Preußen aus ihrer kühnen Stellung zurücktreiben.

Zum Schrecken der Würzburger nahm die Kannonade einen ziemlich großen Charakter an, obschon die Preußen nur aus Feldgeschützen schossen. Bald sah man Marienberg brennen und trug schwere Sorge, daß die Feuersbrunst von dem Arsenale auf die Pulver- und Munitionsmagazine überspringen werde.

Bis dahin hatte das kriegerische Zerstörungswerk gedauert, als zur Freude des geängstigten Würzburg, von den Prinzen Karl gesendet, Offiziere ankamen, welche als Parlamentaire der preußischen Generale die Kunde von der zu Nikolsburg in Oesterreich (Hauptquartier des Königs Wilhelm) zwischen Preußen und Baiern abgeschlossenen Waffenruhe überbringen sollten.

So verstummten denn bald darnach der Donner der Geschütze. General von Manteuffel bewilligte eine vierundzwanzigstündige Waffenruhe, und während dieser ging ihm von Berlin die Mittheilung des Prinzen Karl bestätigende Ordre zu, die Operationen gegen Baiern einzustellen.

So endete nun auch auf diesem Schauplatze das blutige Werk der Waffen, und es war für Baiern wohl die höchste Zeit den Frieden zu erlangen, da zu derselben Zeit die zweite preußische Reservearmee, 22,000 Mann stark und mit 60 Geschützen, von Sachsen und nach Baiern vorgerückt war. Der Oberbefehlshaber, Herzog von Mecklenburg-Schwerin führte das Armeecorps eilend auf Nürnberg und Erlangen, und wohl würden nur wenige Tage noch vergangen sein, daß die bairische Armee zwischen zwei preußischen Armeen gestanden hätte und von den zweifellos erdrückt worden wäre.

Leider hatte der Herzog über den Abschluß der Waffenruhe keine offizielle Anmeldung erhalten, daher es zwischen seinen Truppen und dem 4. Bataillon des bairischen Leibregiementes noch am 29. Juli bei St. Johann zum Kampfe kam. Das bairische Bataillon wurde fast ganz vernichtet, und das war der letzte blutige Act auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze, nach welchem der Herzog von Mecklenburg Nürnberg besetzte.

Zwar hatte der zu Nikolsburg zwischen Preußen und Baiern abgeschlossenen Vertrag keine Beziehung auf die andern süddeutschen Staaten und ihrer Reichsarmee. Doch wußte General von Manteuffel, daß deren Gesandte das Hauptquartier des Königs von Preußen suchte, um Friede bittend an dessen Thüre zu klopfen. Es war unzweifelhaft, daß sie sich in jede Bedingung fügen und also auch mit ihm die Friedensverträge zu Stande kommen würden.

Das genügte dem General von Manteuffel, die Reichsarmee unverfolgt

zu lassen und er hätte sie in der That mit nichts anderem so sehr beglücken können. Sie zögerten denn auch gar nicht auseinanderzugehen und eilend die Heimath zu suchen.

Am 30. Juli gab es keine vereinigte Reichsarmee mehr. Badenser, Würtemberger, Hessendarmstädter und Oesterreicher gingen in vier verschiedenen Richtungen auseinander und standen theilweise schon an diesem Tage auf vaterländischen Boden. Den Nassauern und Kurhessen aber blieb nichts übrig als zu warten, was über sie von Berlin aus bestimmt werde, da ihre Vaterländchen von Preußen in Besitz genommen waren. Doch waren diese Truppen, ebenso wie die andern, schon ganz zufrieden, daß der Krieg beendet war. Was weiter aus Deutschland werde, kümmerte sie wohl wenig. Etwas Schlechteres konnte sicher daraus nicht werden als es gewesen, vielleicht wohl durfte etwas viel Besseres erwartet werden.

So war denn der Krieg beendet, und die Aufmerksamkeit richtete sich nun noch auf die Cabinete, in dem der Friede geformt werden sollte. Beim preußischen Heere aber blickte man, zwar rückwärts auf die vollbrachten Thaten, und die Mainarmee, die am längsten gekämpft hatte, empfing mit stolzem Behagen die Proclamation ihrer Obergenerale, die ihre Thaten verzeichnete. Dieselbe lautete:

„Soldaten der Mainarmee!

Durch die Siege der preußischen Waffen ist der Feind genöthigt worden um Waffenstillstand zu bitten. Sr. Majestät der König hat ihn bewilligt.

Ich spreche Euch nicht von den Strapazen, die Ihr mit freudiger Hingebung ertragen, nicht von der Tapferkeit mit der Ihr überall gefochten. Aber ich rufe die Gefechtstage und die Erfolge Eurer Siege in Eure Erinnerung zurück.

Nachdem Ihr unter Euren so berühmt und kriegserfahrenen Führer, General der Infanterie von Falkenstein, das Königreich Hannover, Kurhessen und die vielen Länder bis Frankfurt a. M. erobert, die ganze hannöversche Armee zur Waffenstreckung gezwungen, die Baiern am 4. Juli bei Neidhartshausen, Zelle und Wiesenthal, am 10. Juli bei Hammelburg, Kissingen, Friedrichshall, Hausen und Waldaschach, am 11. Juli bei Oerlenbach, die Hessendarmstädter am 13. bei Laufach, diese und die Oesterreicher am 14. bei Aschaffenburg geschlagen, habt Ihr am 16. Euren siegreichen Einzug in Frankfurt gehalten.

Nach kurzer Ruhe habt Ihr den Feind von Neuem aufgesucht, am 23. die Badenser bei Hundheim, am 24. die Oesterreicher,

Würtemberger, Hessendarmstädter und Nassauer bei Tauberbischofsheim, die Badenser bei Hochhausen und Werbach, am 25. das ganze vereinigte 8. Bundescorps bei Gerichsheim und die bairische Armee bei Helmstädt, letztere am 26. Juli auch bei Roßbrunn geschlagen und seid heute nach zwanzig größern und kleinern, stets siegreiche Gefechten in Würzburg eingerückt.

Der Erfolg dieser Siege ist, daß die Mainarmee nicht bloß die Länder nördlich des Mains gewonnen, sondern auch die Gewalt ihrer Waffen über Hessendarmstadt hinaus bis tief nach Baden und Würtemberg hineingetragen und vor allem einen ferngelegenen, nicht unmittelbar von unseren Waffen zu schützenden Theil preußischen Bodens vom Feinde befreit hat. Die Würtemberger hatten die hohenzollerschen Lande besetzt und unsere Beamteten daraus vertrieben. Sie müssen diese Fürstenthümer sofort verlassen; die schwarzweiße Fahne ruht wieder auf der Burg Hohenzollern!

Ich spreche den Herren Generalen, Commandeuren, Offizieren und sämmtlichen Mannschaften der Mainarmee meinen Dank aus! Ich danke auch den Militairärzten für ihre unermüdliche und aufopfernde Pflege der Verwundeten im, wie außer Feuer, den Militair-Beamteten für ihre erfolgreiche Sorge um Eure Verpflegung!

Soldaten der Mainarmee! Ich weiß, daß Ihr unsern Herrgott dankbar bleibt, und erwarte, daß Ihr auch während des Waffenstillstandes durch Eure bekannte Mannszucht und durch Euer überall bewährtes gesittetes Verhalten gegen die Einwohner des Landes fortfahren werdet, den preußischen Mann würdig zu vertreten.

Hauptquartier Würzburg, den 2. August 1866.

gez. v. Manteuffel."

66.

Der Friede.

Obschon Oesterreich gegen Italien immer im Siege blieb, obschon es namentlich auch bei Lissa einen nicht unbedeutsamen Sieg zur See durch seinen Contreadmiral von Tegethoff errang, so konnte das doch seine Abtretung Venetiens von Italien nicht rückgängig machen, noch weniger aber den Preußen gegenüber höchst nothgedrungen Frieden aufhalten.

Während der bis zum 2. August bestimmten Waffenruhe waren bereits nicht bloß die Bedingungen eines weiteren Waffenstillstandes, sondern auch der Präliminarfrieden verhandelt worden, aus welchem mit geringen Abänderungen der Definitivfriede hervorging. Derselbe war zwischen den österreichischen Gesandten Baron von Brenner und dem preußischen Gesandten Freiherrn von Werther zu Prag verhandelt worden, und erhielt am 23. August in folgender Fassung seine Unterzeichnung:

„Im Namen der Allerhöchsten und Untheilbaren Dreieinigkeit. Sr. Majestät der König von Preußen und Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich, beseelt von dem Wunsche, Ihren Ländern die Wohlthaten des Friedens wiederzugeben, haben beschlossen, die zu Nikolsburg am 26. Juli 1866 unterzeichneten Präliminarien in einen definitiven Friedensvertrag umzugestalten.

Zu diesem Ende haben Ihre Majestäten zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, und zwar:

Sr. Majestät der König von Preußen:

Ihren Kammerherrn, Wirklichen Geheimen Rath und Bevollmächtigten Karl Freiherr von Werther, Großkreuz des königl. preuß. rothen Adler-Ordens mit Eichenlaub und des kaiserl. österreichischen Leopold-Ordens rc.,

und Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich:

Ihren Wirklichen Geheimen Rath und Kämmerer, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister, Adolph Maria Freiherrn von Brenner-Felsach, Commandeur des kaiserl. österr. Leopold-Ordens und Ritter des königlich preußischen rothen Adler-Ordens erster Klasse rc.,

welche in Prag zu einer Conferenz zusammengetreten sind, und nach Auswechselung ihrer in guter und richtiger Form befundenen Vollmachten über nachstehende Artikel sich vereinigt haben.

Art. 1. Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen Sr. Majestät dem Könige von Preußen und Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich, so wie zwischen deren Erben und Nachkommen und den beiderseitigen Staaten und Unterthanen herrschen.

Art. 2. Behufs Ausführung des Artikels VI der in Nikolsburg am 26. Juli d. J. abgeschlossenen Friedenspräliminarien, und nachdem Sr. Majestät der Kaiser der Franzosen durch den bei Sr. Majestät dem Könige von Preußen beglaubigten Botschafter amtlich zu Nikolsburg am 29. Juli ejusdem, hat erklären lassen:

„Qu'en ce qui concerne le Gouvernement de l'Empereur, la Vénétie est acquise à l'Italie pour lui être remise à la paix“ — tritt Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich dieser Erklärung auch Seiner Seits bei und giebt Seine Zustimmung zu der Vereinigung des Lombardo-Venetianischen Königreichs mit dem Königreich Italien, ohne andere lästige Bedingung, als die Liquidirung derjenigen Schulden, welche, als auf den abgegebenen Landestheilen haftend, werden anerkannt werden, in Uebereinstimmung mit dem Vorgange des Tractates von Zürich.

Art. 3. Die Kriegsgefangenen werden beiderseits sofort freigegeben.

Art. 4. Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und giebt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht Sr. Majestät, das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Sr. Majestät der König von Preußen nördlich an der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der nähern Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird.

Art. 5. Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich überträgt auf Se. Majestät dem König von Preußen alle Seine im wiener Frieden vom 30. October 1854 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Holstein und Schleswig mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Districte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.

Art. 6. Auf dem Wunsch Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich erklärt Sr. Majestät der König von Preußen sich bereit, bei den bevorstehenden Veränderungen in Deutschland den gegenwärtigen Territorialbestand des Königreichs Sachsens in seinen bisherigen Umfange bestehen zu lassen, indem Er sich dagegen vorbehält, den Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung des Königreichs Sachsen innerhalb des norddeutschen Bundes

durch ein mit Sr. Majestät dem Könige von Sachsen abzuschließenden besonderen Friedensvertrag näher zu regeln.

Dagegen verspricht Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, die von Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen, anzuerkennen.

Art. 7. Behufs Auseinandersetzung über das bisherige Bundeseigenthum wird binnen längstens sechs Wochen nach Ratification des gegenwärtigen Vertrages eine Commission zu Frankfurt a. M. zusammentreten, bei welcher sämmtliche Forderungen und Ansprüche an den deutschen Bund anzumelden und binnen sechs Monaten zu liquidiren sind. Preußen und Oesterreich werden sich in dieser Commission vertreten lassen und es steht allen übrigen bisherigen Bundesregierungen zu, ein Gleiches zu thun.

Art. 8. Oesterreich bleibt berechtigt, aus den Bundesfestungen das kaiserliche Eigenthum und von dem beweglichen Bundeseigenthum den matrikularmäßigen Antheil Oesterreichs fortzuführen, oder sonst darüber zu verfügen; dasselbe gilt an den gesammten beweglichen Vermögen des Bundes.

Art. 9. Den etatsmäßigen Beamteten, Dienern und Pensionisten des Bundes werden die ihnen gebührenden, beziehungsweise bereits bewilligten Pensionen pro rata der Matrikel zugesichert; jedoch übernimmt die königlich preußische Regierung die bisher aus der Bundesmatrikularkasse bestrittene Pensionen und Unterstützungen für Offiziere der vormaligen schleswig-holsteinischen Armee und deren Hinterlassenen.

Art. 10. Der Bezug der von der kaiserlich österreichischen Statthalterschaft in Holstein zugesicherten Pensionen bleibt den Interessenten bewilligt.

Die noch im Gewahrsam der kaiserlich österreichischen Regierung befindliche Summe von 449,500 Thalern dänischer Reichsmünze in 4prozentigen dänischen Staatsobligationen, welche den holsteinischen Finanzen angehört, wird denselben unmittelbar nach der Ratification des gegenwärtigen Vertrags zurückerstattet.

Kein Angehöriger der Herzogthümer Holstein und Schleswig, und kein Unterthan Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich wird wegen seines politischen Verhaltens während der letzten Ereignisse und des Krieges verfolgt, oder in seiner Person oder sein Eigenthum beanstandet werden.

Art. 11. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich verpflichtet sich, behufs Deckung eines Theils der für Preußen aus dem Kriege erwachsenen Kosten, an Se. Majestät den König von Preußen die Summe von 40,000,000 preußischer Thaler zu zahlen. Von dieser Summe soll jedoch der Betrag der Kriegskosten, welche Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich, laut Art. 12 des gedachten Wiener Friedensvertrages vom 30. October 1864, noch an die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu fordern hat, mit 15,000,000 preußischer Thaler und als Aequivalent der freien Verpflegung, welche die preußische Armee bis zum Friedensschlusse in den von ihr occupirten österreichischen Landestheilen haben wird, mit 5,000,000 preußischer Thaler in Abzug gebracht werden, so daß nur 20,000,000 preußischer Thaler baar zu zahlen bleiben.

Die Hälfte dieser Summe wird gleichzeitig mit dem Austausche der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrags, die zweite Hälfte zu Oppeln baar berichtigt werden.

Art. 12 Die Räumung der von den königlich preußischen Truppen besetzten österreichischen Territorien wird innerhalb drei Wochen nach dem Austausche der Ratificationen des Friedensvertrages vollzogen sein. Von dem Tage des Ratificationstausches an werden die preußischen Generalgouvernements ihre Functionen auf den rein militairischen Wirkungskreis beschränken. Die besonderen Bestimmungen, nach welchen diese Räumung stattzufinden hat, sind in einem abgesonderten Protokoll festgestellt, welches eine Beilage des gegenwärtigen Vertrages bildet.

Art. 13. Alle zwischen den hohen vertragschließenden Theilen vor dem Kriege abgeschlossenen Verträge und Uebereinkünfte werden, insofern dieselben nicht ihrer Natur nach durch die Auflösung des deutschen Bundesverhältnisses ihre Wirkung verlieren müssen, hiermit neuerdings in Kraft gesetzt. Insbesondere wird die allgemeine Kartellconvention zwischen den deutschen Bundesstaaten vom 10. Februar 1831 genannt, den dazu gehörigen Nachtragsbestimmungen ihre Giltigkeit zwischen Preußen und Oesterreich behalten.

Jedoch erklärt die kaiserlich österreichische Regierung, daß der am 24. Januar 1857 abgeschlossene Märzvertrag durch die Auflösung des deutschen Bundesverhältnisses seinen wesentlichsten Werth für Oesterreich verliere, und die königlich preußische Regierung erklärt sich bereit, in Verhandlungen wegen Aufhebung dieses Vertrags mit Oesterreich und den übrigen Theilnehmern an denselben

einzutreten. Desgleichen behalten die hohen Contrahenten sich vor, über eine Revision des Handels- und Zollvertrags vom 11. April 1865, im Sinne einer größeren Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs, so bald als möglich in Verhandlung zu treten. Einstweilen soll der gedachte Vertrag mit der Maßgabe wieder in Kraft treten, daß jedem der hohen Contrahenten vorbehalten bleibt, denselben nach einer Ankündigung von sechs Monaten außer Wirksamkeit treten zu lassen.

Art. 14. Die Ratificationen des Vertrags sollen zu Prag binnen einer Frist von acht Tagen, oder, wenn möglich, früher ausgewechselt werden.

Urkund dessen haben die betreffenden Bevollmächtigten gegenwärtigen Vertrag unterzeichnet und mit dem Insiegel ihrer Wappen versehen.

So geschehen in Prag am 23. Tage des Monats August im Jahre des Heils Achtzehnhundertsechzigundsechs.

Werther. Brenner.

Auf diesem Vertrage beruhete die Neugestaltung Deutschlands, die nun aber natürlich durch besondere Verträge mit den deutschen Regierungen zur Ausführung gebracht werden mußte. Die Grundidee dieser großen Reformation war die Vereinigung aller Theile Deutschlands mit Ausschluß der österreichisch-deutschen Länder zu einem untheilbaren innig verbundenem Ganzen.

Diese Idee war daher der von Preußen gegebene Maßstab für die Verträge mit den deutschen Regierungen: aber die Idee forderte von denen Opfer, und die Frucht des Krieges auf preußischer Seite war es, zu diesen Opfern zwingen zu können.

Hierbei aber hatte der Einfluß des französischen Cabinets eine Schranke gesetzt, der Preußen so lange nicht trotzen durfte, als es die Macht noch nicht fertig sah, die aus den deutschen Staaten zu entwickeln es sich nunmehr das Recht erworben hatte. Frankreich hatte es nicht für bedenklich gefunden, Preußen sich in dem ganzen vom Main nördlich gelegenen Deutschland nach Gefallen staatlich entwickeln zu lassen, wenn dabei Oesterreich eine Schwächung erlitt. Von dieser Freiheit mußte Preußen vor allem im weitesten Maße Gebrauch machen. Aber diese Freiheit reichte eben nur bis an den Main. Die südlich dessen gelegenen deutschen Staaten standen gewissermaßen in Napoleons Schutze, der ein mächtiges Gesammtdeutschland neben Frankreich nicht erwachsen lassen mochte, und es war unzweifelhaft eine sehr bestimmte Uebereinkunft zwischen Frankreich und Preußen, daß während im

Norden jedes Arrangement gut geheißen wurde, doch die Selbstständigkeit der südlichen Staaten nicht vernichtet werden sollte. Auf diese Weise glaubte Napoleon die Schwächung Oesterreichs erreicht zu haben, ohne daß Preußen dabei übermüthig wurde. Er erwog aber nicht, daß das Gewicht, welches der Hand Preußens überlassen wurde, durch den genialen Geist Preußens schnell eine erschreckende Schwere gewinnen werde.

Genug die süddeutschen Staaten mußten mit Rücksicht behandelt werden, und das zeigte sich bereits in den mit ihnen abgeschlossenen Friedensverträgen. Der bairische Friedensvertrag wurde zwischen dem preußischen Chefminister von Bismark und dem ehemaligen preußischen Bundestagsgesandten von Savigny einerseits und dem bairischen Chefminister von der Pfordten und dem bairischen Gesandten Grafen Bray von Steinburg andrerseits in Berlin verhandelt und bis zum 22. August zum Abschluß gebracht.

Nach denselben sollte Baiern zwar an Land nur einige zur Grenzregulirung nöthige kleine Gebiete verlieren, aber 30 Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung an Preußen zahlen, jedes Arrangement, welches Preußen in Norddeutschland treffe, ebenso wie Oesterreich im Nikolsburger Vertrage, anerkennen und (geheimer Artikel) mit Preußen ein unlösliches ewiges Schutz- und Trutzbündniß schließen.

Dieses Schutz- und Trutzbündniß, zu welchem Preußen jetzt ohne Beschädigung der bairischen Souverainität zwingen konnte, war das geniale Mittel, durch welches Frankreichs Absicht, Deutschland in zwei fremde und feindliche Hälften zu zersprengen und die südliche womöglich durch Bundesverträge selbst zu gewinnen, gänzlich verhindert und von Preußen dennoch die Vereinigung der Macht des von Frankreich gefürchteten Gesammtdeutschlands gewonnen wurde; denn die Bedingung dieses Schutz- und Trutzbündnisses erließ Preußen klüglich auch den andern deutschen Staaten nicht.

Für Würtemberg hatte der Minister von Varnbüler und der General von Hardegg verhandelt und bereits am 13. August den Vertrag zum Abschluß gebracht. Nach demselben hatte Würtemberg acht Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung zu zahlen und ebenso wie Oesterreich und Baiern alle politischen Arrangements anzuerkennen, die Preußen in Norddeutschland treffen würde.

Der Vertrag mit Baden bedingte eine Kriegskostenentschädigung von sechs Millionen Gulden; doch keine Abtretung an Land. Freudig nahm Baden die Forderung des Schutz- und Trutzbündnisses an, wie denn hier nochmals erwähnt werden darf, daß Baden nur ungern, und nur von Oesterreich in höchst anmaßender Weise gezwungen, gegen Preußen die Waffen führte; anstatt sie, wie es wohl gewünscht hätte, sie für dasselbe zu führen.

In Betreff Norddeutschlands enthielt der preußisch-badische Vertrag dieselben Bedingungen wie die vorher genannten.

Bedeutsamer war der Vertrag mit Hessen-Darmstadt, mit welchem bereits der Anfang gemacht wurde, auch die Südstaaten in den Bund Norddeutschlands zu ziehen. Das Großherzogthum Hessen-Darmstadt mußte sich zur Zahlung von drei Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung verpflichten, alle Arrangements Preußens in Norddeutschland anerkennen, sein Post- und Telegraphenwesen an Preußen überlassen, die Festung Mainz Preußen zur Besetzung überliefern, desgleichen die Landgrafschaft Hessen-Homburg, Meisenheim, die Kreise Biedenkopf und Vöhl, Eimelrod, Höringhausen, ein Theil des Kreises Gießen, die Städte und Gebiete Frankenbach, Krummbach, Königsberg, Fellinghausen, Biebra, Haina, Rodheim, Waldgirmes, Naunheim, Hermannstein, Rödelheim und Nieder-Ursel abtreten, wogegen jedoch das Großherzogthum verschiedene links des Main gelegene Landgebiete zum Behuf der Ausgleichung erhielt.

Mit allen seinen nördlich des Main gelegenen Gebieten mußte aber das Großherzogthum in dem von Preußen zu gründenden norddeutschen Bund eintreten, und das war gerade bei einem Staate, der sich zu dem natürlicher Weise in Aussicht stehendem Südbunde rechnen mußte, von sehr großer Wichtigkeit. Wenn das Großherzogthum bei seiner vorragender Feindlichkeit doch an Land keinen erheblichen Verlust erlitt, so geschah das auf Einfluß Rußlands hin, dessen Herrscherhaus mit der großherzoglichen Dynastie in engster Verwandtschaft steht (Kaiserin von Rußland ist eine hessen-darmstädtische Prinzessin). Auch für Würtemberg machte Rußland seinen Einfluß geltend.

Unter den bedeutenden feindlichen Staaten ließ nur Sachsen noch auf sein Friedensanbekennen warten. Seiner geographischen Lage nach fiel es dem norddeutschen Bunde zu und die Opfer, die es diesem auf jeden Fall zu bringen hatte, erschwerten den Handel um so mehr, da der König Johann sich durch die Zusagen des Königs von Preußen an dem Kaiser von Oesterreich, Sachsen mit Schonung zu behandeln und ihm ins Besondere kein Land zu entziehen, gewissermaßen gedeckt fühlte.

Wenn nun auch Preußen vom Landgewinn leicht absah, so konnte es doch Forderungen nicht erlassen, die eine Bedingung des zu gründenden deutschen Bundes waren und die wesentlich auf eine Schmälerung der sächsischen Souverainität hinausgingen. Die an König Johann gestellte Aufgabe war unzweifelhaft eine gleich sehr bittere als schwierige, um so schwieriger als sein Minister von Beust lieber das letzte Pfand aufgeopfert hätte, um sein so schlecht bewährtes Princip zu retten.

König Johann mußte sich vor allen die Aufgabe dadurch erleichtern, daß er den Minister v. Beust von sich entfernte, und das geschah endlich zur Freude Oesterreichs, das schon so lange nach einem Genie gehascht hatte und keins hatte erwischen können. Oesterreich nahm nämlich den Herrn v. Beust zu seinem Chefminister; an König Johanns Seite traten aber nun besonnene Männer, die insbesondere auch das Urtheil des Kronprinzen Albert zur Geltung kommen ließen, und so wurde endlich der preußisch-sächsische Friede am 21. October desselben Jahres, also ein Vierteljahr nach den letzten Kriegsschlägen, fertig. Die Verhandlungen waren zwischen dem preußischen Geheimrath v. Savigny und dem sächsischen Finanzminister Freiherrn v. Friesen und dem sächsischen Geheimrath Grafen v. Hohenthal gepflogen worden. Als die wichtigsten Partien des Vertrags erscheinen die §§ 2, 3, 5, 6, 16, 17, so wie die angehängten „Besonderen Bestimmungen" und das angehängte Protokoll. § 2 lautete:

> „Se. Majestät der König von Sachsen, indem er die Bestimmungen des zwischen Preußen und Oesterreich zu Nikolsburg am 26. Juli 1866 abgeschlossenen Präliminarvertrags, so weit sie sich auf die Zukunft Deutschlands und insbesondere Sachsens beziehen, anerkennt und acceptirt, tritt für Sich, Sein Erbe und Nachfolger für das Königreich Sachsen der Artikel 1 bis 17. des am 18. August d. J. zu Berlin zwischen Sr. Majestät dem Könige von Preußen einerseits und Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen-Weimar und anderen norddeutschen Regierungen andererseits geschlossenen Bündnisses bei, erklärt dieselben für Sich, Seine Erben und Nachfolger für das Königreich Sachsen verbindlich, sowie Se. Majestät der König von Preußen die darin gegebenen Zusagen ebenfalls auf das Königreich Sachsen ausdehnt."

Der dritte Artikel bedingte, daß die sächsische Armee einen integrirenden Theil der Norddeutschen Bundesarmee unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen bilde; der fünfte, daß Sachsen seine völkerrechtliche Vertretung an den norddeutschen Bund, d. h. an das Bundespräsidium, also die Krone Preußen überlasse; — der sechste, daß Sachsen an Preußen zehn Millionen Thaler Kriegskostenentschädigung zahle, — der 16., daß das sächsische Postwesen der Oberaufsicht des norddeutschen Bundespräsidiums unterliege und der König von Sachsen sich daher enthalte, in Betreff desselben Verträge mit fremden Staaten zu schließen oder sonst in der Bundesgewalt vorzugreifen, — der § 17., daß das gesammte sächsische Telegraphenwesen an Preußen überlassen werde.

Der Vertrag regelte ferner merkantile und kirchliche Verhältnisse, die sich bei dem einigen Verkehr beider Länder für Preußen lästig erwiesen

hatten, bestimmte in dem Anhange noch die diplomatische Vertretung, die Reorganisation der Armee nach preußischem Muster, die Besetzung gewisser sächsischer Orte durch preußische Truppen, desgleichen auch der sächsischen Festung Königstein durch preußische und sächsische Truppen — doch genug, der Vertrag machte das Königreich Sachsen vollkommen zu einem Theile des norddeutschen Reiches unter preußischer Herrschaft, durch welche freilich allein und in Norddeutschland eine staatliche Einheit erreicht werden konnte, der diejenige Macht entsprang, die Preußen für sich und nicht weniger für Deutschland zu gewinnen beabsichtigte.

Aber doch trat Sachsen in ein nicht eben drückenderes Verhältniß, als in welches auch diejenigen norddeutschen Staaten treten mußten, welche mit Preußen im Bunde gewesen waren, nämlich beide Mecklenburg, Weimar, Oldenburg, Braunschweig, Altenburg, Coburg-Gotha, beide Schwarzburg, Waldeck, Reuß j. L., beide Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg. Ihr Bündniß mit Preußen war eben ein Schutz- und Trutzbündniß, mit welchem die wichtigsten Hoheitsrechte, als namentlich Militairherrlichkeit, Vertretung nach außen, Post- und Telegraphenwesen ꝛc. in die Gewalt Preußens als des Bundespräsidiums übergingen.

Anders, nur für Preußens deutschen Plan weit günstiger gestaltete es sich aber mit Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt, welche ebenso wie Schleswig und Holstein, mit Preußen vereinigt wurden. Sie hatten Preußen zum Kampfe herausgefordert und waren unterlegen. Es sprach für sie keine Rücksicht; jedoch nicht eben weil sie die Rücksicht verwirkt hatten, als vielmehr weil die Gestaltung eines kraftvollen norddeutschen Staates, dem ein kraftvolles Preußen durchaus zu Grunde liegen mußte, die Vereinigung jener Staaten mit Preußen zur unumgänglichen Nothwendigkeit machte.

Preußen selbst bedurfte dieser Staaten zu seiner Abrundung; und daß es dem Unglück, aus zwei unverbundenen Hälften zu bestehen, nun abzuhelfen suchen mußte, verstand sich wohl von selbst. Daß es aber bei diesem Acte eben nur der Nothwendigkeit Rechnung trug, bewies es in der billigdenkenden Weise, mit welches es die persönlichen Angelegenheiten der Fürsten jener Länder und insbesondere ihr Privatvermögen behandelte.

Nachdem die einzelnen Bündnisse abgeschlossen waren, trat auf Berufung Preußens in Berlin gegen Ende des Jahres ein allgemeiner norddeutscher Reichstag zusammen, der die Verfassung für den norddeutschen Bundesstaat festsetzte. Es gehörten zu denselben Preußen mit Lauenburg, Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sonders-

hausen, Waldeck, Reuß ä. L., Reuß j. L., Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg und die nördlich am Main gelegenen Theile des Großherzogthums Hessen.

Der Reichstag bestimmte, daß alle genannten Staaten durch ein Präsidium, welches für immer Preußen zustehe, zu gewissermaßen in einen einzigen Staat vereinigt werden. Militair-, Post-, Telegraphenwesen, diplomatische Vertretung, Freizügigkeit, Gewerbwesen Münzwesen, Zoll und Handel, Gewichtssystem, Bank- und Patentwesen, Schifffahrt, Concurswesen und viele andere Zweige des Staatslebens wurden als besonders dem Bunde angehörig behandelt und demgemäß in ein Bundesgesetz aufgenommen.

Wenn aber auch dadurch die staatliche Einheit nicht völlig verwirklicht worden wäre, so wurde sie es vollständig durch das Präsidium, von welchem der Entwurf in § 11 sagte: „Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußens zu, welche in Ausübung desselben den Bund völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Bundes Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen berechtigt ist.“ Von nicht minder großer Wichtigkeit ist das Recht des Präsidiums, gegen bundesuntreue Mitglieder Execution zu vollziehen.

Wie bitter auch den Staaten außer Preußen die Aufopferung so manchen Rechtes ankam, indem sie eben einen Beweis ihrer Selbstständigkeit gesehen; darin vereinigte sich alles mit voller Befriedigung, daß mit dem Errungenen und Geschaffenen dem Bedürfniß der nationalen Vereinigung des Vaterlandes und dem Verlangen darnach, so weit es jetzt nur irgend möglich war, Genüge geleistet sei. Es war nun mindestens zwei Dritttheile Deutschlands zu einem wirklichen Reiche geworden, eine Errungenschaft, von der man vorher geglaubt, daß sie ein Jahrhunderte langes Streben erfordere. Man sagte freilich hier und da, daß das Werk nur erst halb vollbracht sei, doch wer zwei Dritttheile gewachsen war, wird auch mit dem letzten Dritttheil fertig.

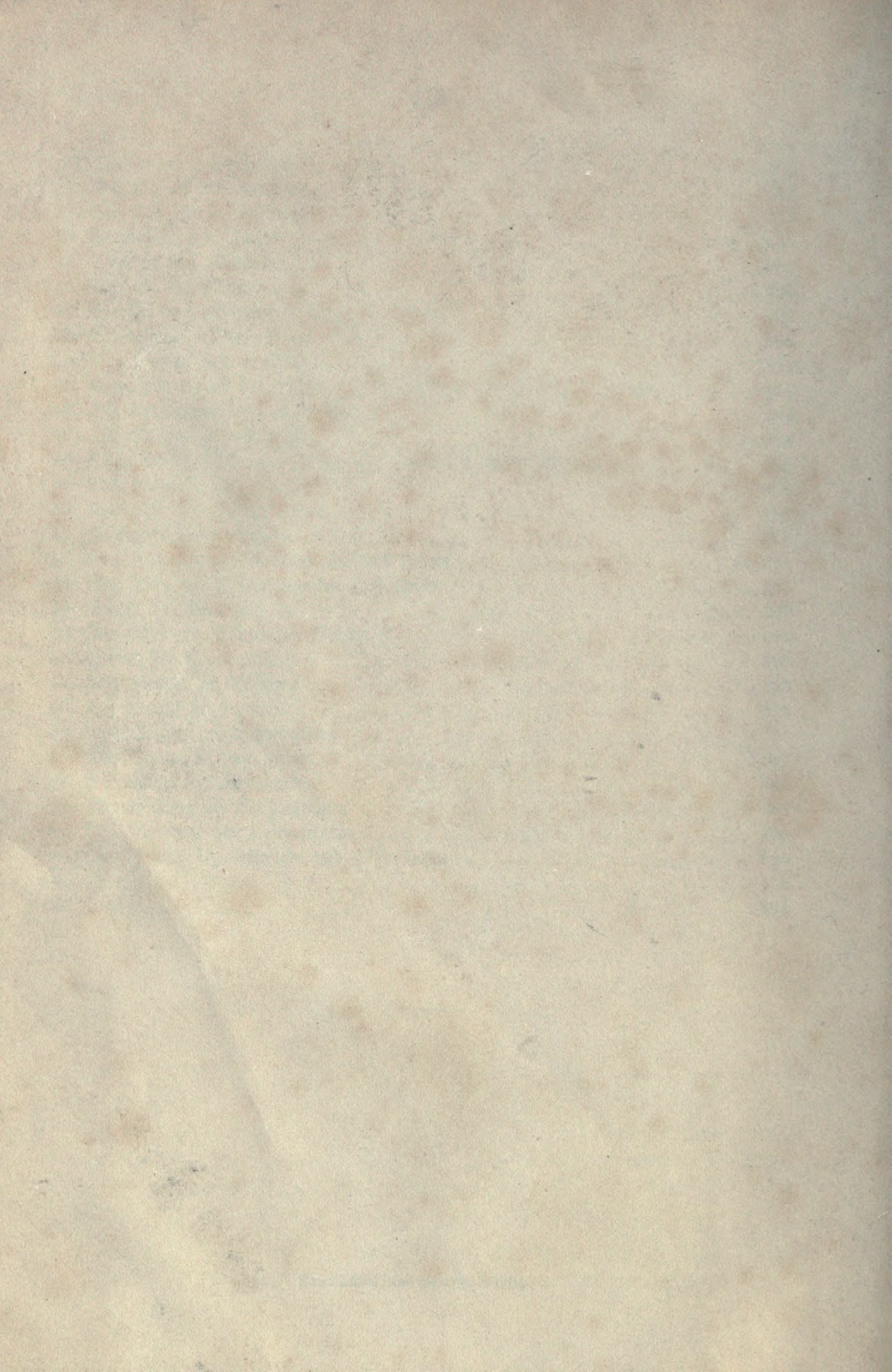
Wie der norddeutsche Staat sich seit seinem kurzen Bestehen geformt, und was es für seine Entwickelung gethan, ist so neu, daß wir es in dieser Geschichte des Kriegs nicht schließlich zur Mittheilung zu bringen brauchen; doch erwähnen mögen wir gern noch, daß der zum Grafen und Bundeskanzler erhobene, früher so gehaßte Bismark, nunmehr, zur Bestätigung seiner Vorhersagung, populair geworden war. Er hatte gewollt, was alle gute Deutsche gewollt, und hatte es doch nicht sagen dürfen. Jetzt redet für ihn sein Werk, und zwar so laut, daß es keinen Erdtheil giebt, auf dem es nicht gehört würde.

(Ende.)

Inhalt des II. Bandes.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.





DD 406 G64

Göhring, C.
Die Keiege Preussens gegen Oesterreich von 1740 bis 1866

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

